
1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



büc̈her.

er Band.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertneunundfünfzigster Band.

Januar bis März 1915.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1915.

Inhaltsverzeichnis

des

159. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Der Weltkrieg und der deutsche Geist.

Von

Walter Baetke.

Was uns der Krieg, den wir mit Aufgebot aller materiellen und sittlichen Kräfte des deutschen Volkes führen, an äußeren Ergebnissen bringen wird, wissen wir nicht. So reich sie aber sein mögen, will es uns doch jetzt schon scheinen, als ob sie nicht das Wichtigste an ihm sind. Wie wir den Krieg von 1870 und in ihm den Sieg von Sedan immer mehr nach seinem Ergebnis für unsere innere Geschichte als nach seinem äußeren Erfolg gewertet haben, so geschieht es, nur in noch tieferem Sinne, mit dem jetzigen Krieg schon heute. Wenn alle Deutschen, bewußt oder unbewußt, jetzt von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß wir an einer bedeutsamen Wende der deutschen Geschichte stehen, so ist dies von dem Enderfolg des Krieges gleichsam unabhängig. Das macht, wir sind uns seines wertvollsten Ertrages schon heute gewiß. Der nationale Aufschwung, den wir mit dem Tage des Kriegsausbruchs erlebt haben, und der in den denkwürdigen Reichstagssitzungen vom 4. August und 2. Dezember geschichtlichen Ausdruck fand, ist in jeder Hinsicht so groß und verheißungsvoll, daß wir sagen dürfen: Ob Sieg oder Nicht-Sieg, es wird ein neues, ein innerlich größeres Deutschland sein, das aus dem Kriege hervorgehen wird. Vieles in ihm hat schon jetzt Antlitz und Gestalt verändert; anderes wird erst nach dem Kriege in neues Licht für uns gerückt sein. Mit einem Schlage haben sich größere Zwecke für uns aufgetan, und alle zur Mitarbeit Berufenen werden wachsen müssen, um ihnen gerecht zu werden.

So birgt der Aufschwung des deutschen Nationalgefühls, den wir erleben, eine Fülle neuer Aufgaben und Probleme in seinem

Schoße. Die zukünftige Gestaltung Deutschlands hängt davon ab, in welchem Geiste wir sie lösen sollen. Darum wird uns das Nationalgefühl, wie immer in den Schicksalsstunden unseres Volkes, selbst zu einem Problem und zu einer Aufgabe. Denn es ist das Bewußtsein einer Nation von sich selbst, das ihr den Weg weist. Wird auch das deutsche Nationalgefühl von Grund aus neu werden müssen? Erfordert der Gedanke einer deutschen Weltpolitik ein neues Deutschtum? Oder bedeutet die Forderung erhöhten Nationalbewußtseins, die an uns ergeht, vielmehr den Ruf zur Besinnung auf Werte, die in der Vergangenheit geschaffen wurden und die wir bisher nur versäumt haben, in ihrem ganzen Gehalte auszumünzen und zum Nationalbesitz zu machen?

Es will den meisten heute offenbar erscheinen, als ob das erstere zu bejahen sei. Mit dem Begriff einer machtvollen deutschen Weltpolitik, die als das wertvollste Ergebnis des Weltkrieges erhofft wird, verbinden sie das Bild eines neuen Deutschen. Täglich mehren sich die Stimmen, die eine Abkehr fordern von Bestrebungen, die wir bisher als zu deutschem Wesen gehörig betrachtet haben. Nicht nur die Tätigkeit der Friedensfreunde, sondern die aller „Ideologen", die sich im Dienste des hehren Gedankens einer gemeinsamen Menschheitsbestimmung wissend, irgendwie kosmopolitische Ziele verfolgen, will diesen Neudeutschen als abgetan und rückständig, wenn nicht gar sittlich minderwertig erscheinen. Man fordert, daß mit solchen Schwärmereien endlich gebrochen werde, damit wir uns den Aufgaben, die in der Welt auf uns warten, endlich mit ganzer Kraft rücksichtslos hingeben können.

Daß wir damit in der Tat unseren Nationalcharakter ändern würden, sagt zwar vielen Deutschen keine innere Stimme mehr, ist aber jedem bewußt, der von deutscher Art ein durch das Studium deutscher Geschichte vertieftes Bild in sich trägt. Der Charakter eines Volkes spiegelt sich klar in den Äußerungen seines Geistes, der Literatur und der Philosophie. Wir Deutschen haben bisher ein Zeitalter erlebt, das uns das klassische Zeitalter deutschen Geisteslebens ist, weil in ihm der Volksgeist sich am reinsten und reifsten dargestellt gefunden hat. Es ist die Zeit von 1770–1830, die Zeit der humanistischen Dichtung und der idealistischen Philosophie. Humanismus und Idealismus sind seit ihr und durch sie Attribute deutschen Geistes geworden. Zwingt uns — dies ist die Frage — der Gang der Weltgeschichte, sie zu verleugnen, um an ihre Stelle einen realistischen Nationalismus zu setzen, der das

politische Interesse der Nation zum einzigen und obersten Leitstern des deutschen Denkens und der deutschen Sittlichkeit macht? Wir würden das in einem eisernen Zeitalter, wie dem gegenwärtigen, vielleicht ohne Zaudern tun müssen, wenn wir inne würden, daß der nationale Gehalt jener Ideen sich den höheren Ansprüchen einer neuen Geschichtsepoche als zu dürftig erweist, daß das, was wir statt dessen wollen, größer als jenes ist, der Gewinn den Einsatz übertrifft. Die Frage, die uns beschäftigt, spitzt sich zu nach dem nationalen Wert und Gehalt des deutschen Humanismus und Idealismus.

Worin besteht ihr Wesen? Wir kennen den geschichtlichen Boden, auf dem sie erwachsen sind, und ein erster Blick hierauf scheint ihren Verächtern immer recht zu geben. Im Gegensatz zu den anderen Nationen Westeuropas erlebt der Deutsche seine klassische Literatur und Philosophie zu einer Zeit politischen Niedergangs, äußerer Ohnmacht und innerer Zerrissenheit. Gleichzeitig jedoch erwacht mit ihnen und durch sie sein Nationalbewußtsein. Da es aber in der politischen Welt keinen Gegenstand findet, auf den es sich richten kann, so flüchtet es in die Freiheit der Gedanken und baut sich dort das Vaterland, das ihm in der realen Welt versagt ist. Das deutsche Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts hat seine Wurzeln im deutschen Nationalstolz. Dieser suchte im Reiche des Geistes die Entschädigung für die ihm entrissene Vormachtstellung in der politischen Welt. Es geschieht das Wunderbare, daß politischer Verfall das Selbstbewußtsein eines Volkes nicht bricht, sondern erhöht, ja zur Ursache für einen Aufschwung desselben wird, der für seine ganze fernere Geschichte bestimmend wirkt. Nirgends kommt das wohl unmittelbarer und eindringlicher zum Ausdruck als in dem Fragmente Schillers zu einem Gedicht über „deutsche Würde": „Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist . . . indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet". Aber auch Herders und Lessings Kampf gegen den französischen Klassizismus und Rationalismus, die Hinwendung des jungen Goethe zum deutschen Mittelalter, zum Volkslied, zur Gotik, die ungestüme Betonung zum Volkstümlichen durch die Stürmer und Dränger, was sind sie in ihrer Gesamtheit anders als eine machtvolle nationale Bewegung, die wir in dieser Hinsicht deswegen nicht gebührend würdigen, weil wir unseren Maßstab für diese Dinge allzusehr aus dem Politischen nehmen.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertneunundfünfzigster Band.

Januar bis März 1915.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1915.

Inhaltsverzeichnis

des

159. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Der Weltkrieg und der deutsche Geist.

Von

Walter Baetke.

Was uns der Krieg, den wir mit Aufgebot aller materiellen und sittlichen Kräfte des deutschen Volkes führen, an äußeren Ergebnissen bringen wird, wissen wir nicht. So reich sie aber sein mögen, will es uns doch jetzt schon scheinen, als ob sie nicht das Wichtigste an ihm sind. Wie wir den Krieg von 1870 und in ihm den Sieg von Sedan immer mehr nach seinem Ergebnis für unsere innere Geschichte als nach seinem äußeren Erfolg gewertet haben, so geschieht es, nur in noch tieferem Sinne, mit dem jetzigen Krieg schon heute. Wenn alle Deutschen, bewußt oder unbewußt, jetzt von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß wir an einer bedeutsamen Wende der deutschen Geschichte stehen, so ist dies von dem Enderfolg des Krieges gleichsam unabhängig. Das macht, wir sind uns seines wertvollsten Ertrages schon heute gewiß. Der nationale Aufschwung, den wir mit dem Tage des Kriegsausbruchs erlebt haben, und der in den denkwürdigen Reichstagssitzungen vom 4. August und 2. Dezember geschichtlichen Ausdruck fand, ist in jeder Hinsicht so groß und verheißungsvoll, daß wir sagen dürfen: Ob Sieg oder Nicht-Sieg, es wird ein neues, ein innerlich größeres Deutschland sein, das aus dem Kriege hervorgehen wird. Vieles in ihm hat schon jetzt Antlitz und Gestalt verändert; anderes wird erst nach dem Kriege in neues Licht für uns gerückt sein. Mit einem Schlage haben sich größere Zwecke für uns aufgetan, und alle zur Mitarbeit Berufenen werden wachsen müssen, um ihnen gerecht zu werden.

So birgt der Aufschwung des deutschen Nationalgefühls, den wir erleben, eine Fülle neuer Aufgaben und Probleme in seinem



Schoße. Die zukünftige Gestaltung Deutschlands hängt davon ab, in welchem Geiste wir sie lösen sollen. Darum wird uns das Nationalgefühl, wie immer in den Schicksalsstunden unseres Volkes, selbst zu einem Problem und zu einer Aufgabe. Denn es ist das Bewußtsein einer Nation von sich selbst, das ihr den Weg weist. Wird auch das deutsche Nationalgefühl von Grund aus neu werden müssen? Erfordert der Gedanke einer deutschen Weltpolitik ein neues Deutschtum? Oder bedeutet die Forderung erhöhten Nationalbewußtseins, die an uns ergeht, vielmehr den Ruf zur Besinnung auf Werte, die in der Vergangenheit geschaffen wurden und die wir bisher nur versäumt haben, in ihrem ganzen Gehalte auszumünzen und zum Nationalbesitz zu machen?

Es will den meisten heute offenbar erscheinen, als ob das erstere zu bejahen sei. Mit dem Begriff einer machtvollen deutschen Weltpolitik, die als das wertvollste Ergebnis des Weltkrieges erhofft wird, verbinden sie das Bild eines neuen Deutschen. Täglich mehren sich die Stimmen, die eine Abkehr fordern von Bestrebungen, die wir bisher als zu deutschem Wesen gehörig betrachtet haben. Nicht nur die Tätigkeit der Friedensfreunde, sondern die aller „Ideologen", die sich im Dienste des hehren Gedankens einer gemeinsamen Menschheitsbestimmung wissend, irgendwie kosmopolitische Ziele verfolgen, will diesen Neudeutschen als abgetan und rückständig, wenn nicht gar sittlich minderwertig erscheinen. Man fordert, daß mit solchen Schwärmereien endlich gebrochen werde, damit wir uns den Aufgaben, die in der Welt auf uns warten, endlich mit ganzer Kraft rücksichtslos hingeben können.

Daß wir damit in der Tat unseren Nationalcharakter ändern würden, sagt zwar vielen Deutschen keine innere Stimme mehr, ist aber jedem bewußt, der von deutscher Art ein durch das Studium deutscher Geschichte vertieftes Bild in sich trägt. Der Charakter eines Volkes spiegelt sich klar in den Aeußerungen seines Geistes, der Literatur und der Philosophie. Wir Deutschen haben bisher ein Zeitalter erlebt, das uns das klassische Zeitalter deutschen Geisteslebens ist, weil in ihm der Volksgeist sich am reinsten und tiefsten dargestellt gefunden hat. Es ist die Zeit von 1750—1820, die Zeit der humanistischen Dichtung und der idealistischen Philosophie. Humanismus und Idealismus sind seit ihr und durch sie Attribute deutschen Geistes geworden. Zwingt uns — dies ist die Frage — der Gang der Weltgeschichte, sie zu verleugnen, um an ihre Stelle einen realistischen Nationalismus zu setzen, der das

politische Interesse der Nation zum einzigen und obersten Leitstern des deutschen Denkens und der deutschen Sittlichkeit macht? Wir würden das in einem eisernen Zeitalter, wie dem gegenwärtigen, vielleicht ohne Zaudern tun müssen, wenn wir inne würden, daß der nationale Gehalt jener Ideen sich den höheren Ansprüchen einer neuen Geschichtsepoche als zu dürftig erweist, daß das, was wir statt dessen wollen, größer als jenes ist, der Gewinn den Einsatz übertrifft. Die Frage, die uns beschäftigt, spitzt sich zu nach dem nationalen Wert und Gehalt des deutschen Humanismus und Idealismus.

Worin besteht ihr Wesen? Wir kennen den geschichtlichen Boden, auf dem sie erwachsen sind, und ein erster Blick hierauf scheint ihren Verächtern immer recht zu geben. Im Gegensatz zu den anderen Nationen Westeuropas erlebt der Deutsche seine klassische Literatur und Philosophie zu einer Zeit politischen Niedergangs, äußerer Ohnmacht und innerer Zerrissenheit. Gleichzeitig jedoch erwacht mit ihnen und durch sie sein Nationalbewußtsein. Da es aber in der politischen Welt keinen Gegenstand findet, auf den es sich richten kann, so flüchtet es in die Freiheit der Gedanken und baut sich dort das Vaterland, das ihm in der realen Welt versagt ist. Das deutsche Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts hat seine Wurzeln im deutschen Nationalstolz. Dieser suchte im Reiche des Geistes die Entschädigung für die ihm entrissene Vormachtstellung in der politischen Welt. Es geschieht das Wunderbare, daß politischer Verfall das Selbstbewußtsein eines Volkes nicht bricht, sondern erhöht, ja zur Ursache für einen Aufschwung desselben wird, der für seine ganze fernere Geschichte bestimmend wirkt. Nirgends kommt das wohl unmittelbarer und eindringlicher zum Ausdruck als in dem Fragmente Schillers zu einem Gedicht über „deutsche Würde“: „Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist . . . indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet“. Aber auch Herders und Lessings Kampf gegen den französischen Klassizismus und Rationalismus, die Hinwendung des jungen Goethe zum deutschen Mittelalter, zum Volkslied, zur Gotik, die ungestüme Betonung zum Volkstümlichen durch die Stürmer und Dränger, was sind sie in ihrer Gesamtheit anders als eine machtvolle nationale Bewegung, die wir in dieser Hinsicht deswegen nicht gebührend würdigen, weil wir unseren Maßstab für diese Dinge allzusehr aus dem Politischen nehmen.

Und doch war Herder der große Humanus, schrieb Lessing seinen Nathan und wurde Goethe die Verkörperung eines Weltbürgertums, das uns in seinen Aeußerungen vielfach so unpatriotisch, ja undeutsch erscheinen will. Es war in Wahrheit nichts weniger als das. Wir versperren uns den Blick für den tiefsten Wesenszug deutschen Geistes, wenn wir die innige Verbindung, die hier Nationalgefühl und Humanismus eingegangen sind, verkennen, sie von einander lösen und eins gegen das andere ausspielen wollen. Diese Verbindung erscheint tieferer Betrachtung vielmehr als der Knotenpunkt, in dem die scheinbar verworrenen Fäden der deutschen Geschichte notwendig zusammenlaufen mußten, um von hier aus erst ein Gebilde stärkerer politischer Haltbarkeit zu ergeben.

Dies des näheren zu begründen, kann hier nicht der Ort sein. Es genügt aber, einen Blick in die Geschichte zu werfen, um zu erkennen, in wie ganz besonderem Sinne für den Deutschen sein geistiges Dasein maßgebend für seine nationale Entwicklung gewesen ist. Das erste Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit, das, über das Stammesbewußtsein emporwachsend, etwa im 9. Jahrhundert sich zu regen beginnt, wird ihm durch die Sprache vermittelt. Das Wort thiutisk, volkstümlich, deutsch, bezeichnet das Aufdämmern dieser Erkenntnis, und es besagt, daß der Deutsche als solcher sich zuerst als Angehöriger nicht einer politischen, sondern einer geistigen Gemeinschaft erkennt. Für sein politisches Bewußtsein bleibt die Stammeszugehörigkeit noch durch das ganze Mittelalter, ja in ihren Nachwirkungen bis in die neueste Zeit hinein herrschend. Die Entwicklung des Nationalgefühls aber geht unabhängig davon ihren eigenen Weg. Woran es sich immer wieder und immer stärker entzündet, das sind die geistigen Bewegungen: der Kampf gegen Rom unter den Hohenstaufen (Walther von der Vogelweide), der Humanismus, die Reformation. Was die deutsche Bibel für ein machtvoller Faktor für die Entwicklung des deutschen Gemeinschaftsgefühls geworden ist — trotz des dreißigjährigen Krieges, der in seinem Hauptteil doch wesentlich äußerpolitische Ursachen hatte —, wissen wir heute zwar zu werten. Sie wurde es auf Grund des deutschen Wesenszuges, sich immer erst in zweiter Linie als „politisches Tier" zu begreifen, die Erkenntnis eigenen Wesens und Wertes vielmehr im Anschauen der geistigen Welt und im Ringen um ihre Güter zu gewinnen. Es hat ihn nicht bekümmert, daß sein Anteil an den Gütern der Erde dadurch geschmälert wurde.

Der Humanismus des 18. Jahrhunderts, der deutsche Humanismus, wie wir ihn statt Neuhumanismus nennen sollten, bildet, wie gesagt, den Schlußstein dieser Entwicklung. Er ist darum keine kosmopolitische Bewegung, sondern deutsches nationales Erzeugnis. Wir müssen es unter höchsten Gesichtspunkten als nationalen Segen betrachten, daß der deutsche Geist in seiner höchsten Blüte, sozusagen mit praktischen Aufgaben nicht befaßt, sich um so freier entfalten und deutsches Wesen in geistigen Erzeugnissen einmal ganz rein gestalten konnte. In klassische Form ist damals ein Quell tiefster, lebendigster Volkskraft gefaßt worden, der unerschöpflich sprudelt und deutsches Leben in alle Zukunft befruchten wird, wenn wir ihn nicht selbst verschütten. Das aber würde durch eine Loslösung des deutschen Geistes von der humanistischen Gedankenwelt geschehen. Wir würden uns von dem Mutterboden lösen, in dem unsere weltgeschichtliche Kraft wurzelt. Wahrhaft deutsch sein heißt seit Goethe und Schiller: wahrhaft Mensch sein, und wir haben gesehen, daß diese Bestimmung kein zufälliges Produkt äußerer politischer Umstände, sondern die Erfüllung eines Schicksalswunsches ist, der dem deutschen Volk vom Weltgeist in die Wiege gelegt wurde.

Aber bleibt es gleichwohl nicht berechtigt, das deutsche Geistesleben des 18. Jahrhunderts eines unfruchtbaren Aesthetizismus anzuklagen, der für die realen Aufgaben der Welt ungeschickt macht? Die Antwort hierauf hat der Freiheitskrieg von 1813 längst gegeben; und es bleibt dies die erhabenste Lehre, die uns die deutsche Geschichte überhaupt erteilen kann. Was damals siegte, war der deutsche Humanismus und sein Zwillingsbruder, der Idealismus der Kant- und Fichteschen Philosophie, war die in ihnen aufgespeicherte geistig-sittliche Kraft unseres Volkes. Sie haben damals ihre nationale Feuerprobe auf eine Weise bestanden, die wir nicht wieder vergessen sollten. Es bewies sich, daß dieser Idealismus kein System, sondern, um fichtisch zu sprechen, eine Tathandlung war. Und wohl verstanden, er brauchte dabei von seinem geistigen humanistischen Gehalt nichts aufzugeben; nein, er *begründete die deutsche Vaterlandsliebe auf diesen*. Das Dokument dieses weltgeschichtlichen Vorgangs sind die „Reden an die deutsche Nation", und in ihnen im besonderen diese Sätze: „Was könnte es nun sein, das diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er selbst für ewig und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche

Ordnung aber ist die, freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandene, besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinem Denken und Tun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist: das Volk, von dem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt ist, heranwuchs . . . Die Eigentümlichkeit desselben ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt. Ihre Fortdauer muß er wollen; . . . und um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat." Darum sind diese Reden die wahre nationale Bibel des deutschen Volkes, weil sie seinen geschichtlichen Beruf an das Ewige angeknüpft, ihn auf die sittliche Bestimmung des Menschengeschlechts gegründet haben. Eben diese Bestimmung aber war die Kraftquelle, aus der die nationale Energie der Freiheitskriege geflossen ist. „Diese und alle andern in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte." „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft." Wer von uns, die wir den gegenwärtigen Krieg erleben, wollte die Ewigkeitsgeltung dieser Worte bezweifeln? Wer wollte auch leugnen, daß so die Besten in allen Nationen fühlen? Uns Deutschen aber ist diese Gesinnung Nationalbesitz; es ist die Luft, in der die deutsche Vaterlandsliebe atmet; denn in ihr ist sie geboren und groß geworden. Sie hat sich nicht, wie die unserer Nachbarn, an der Größe einer politischen oder weltwirtschaftlichen Aufgabe entzündet, sondern an dem Glauben an einen Ewigkeitsgehalt der Geschichte. „Ob jene, die glauben, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Tier- und Pflanzenleben hinschlummern und jedes Aufsfluges in höhere Welten spotten, — darüber ein letztes Endurteil zu begründen, ist euch anheimgefallen." „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Wohl mutet es uns seltsam an, den nationalen Gedanken hier so ganz in die universale Idee der sittlichen Menschheitsbestimmung eingekapselt zu sehen. Gewiß hat er auch zu der lebendigen Wirksamkeit, in der wir ihn heute begriffen

sehen, nicht gelangen können, ohne jene Umhüllung zu sprengen. Und doch ist eben sie es, der er sein Wesen verdankt; es ist der Mutterschoß, in dem er zur Reife gediehen ist und von dem aus er begriffen werden will. Nicht nur bei Fichte fallen hier Kosmopolitismus und Patriotismus zusammen — der deutsche Gedanke selbst erschließt sich vor uns zur Knospe. Es ist der geheime Zauber der Fichteschen Schriften, daß wir das deutsche Nationalgefühl hier an seiner Quelle in ursprünglicher Reinheit hervorquellen sehen; und wir erkennen sein Wesen: das Vaterland um der Menschheit willen lieben Die Kraft dieser Liebe aber hat 1813 Deutschland, sie hat — Preußen gerettet!

Wenn wir uns hierauf besinnen, so muß uns der Gedanke, das deutsche Nationalgefühl, um einer größeren politischen Zukunft willen, die uns winkt, gleichsam neu zu unterbauen, als Versündigung am deutschen Geiste erscheinen. Gewiß, wir werden nicht wieder in den umgekehrten Fehler verfallen und mit Wilhelm von Humboldt das Politische zu den „Umständen des Tages" rechnen. Wer wollte das aber auch nur befürchten? Daß die Entwicklung „von der Menschheit über die Nation zum Staate" nicht wieder rückgängig gemacht werde, dürfen wir den in der Geschichte waltenden Mächten getrost überlassen. Nie aber kann und darf uns historische Einsicht von der Pflicht ethischer Orientierung entbinden; „auch der moderne Nationalstaat bedarf, wenn er verjüngungsfähig bleiben soll, einer universalen Lebensader und einer steten Rechtfertigung vor dem Richterstuhl des höchsten menschlichen Ideals" (Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat). Die Gefahr liegt darin, daß heute so viele dahin gelangt sind, die geschichtliche Macht geistlich-sittlicher Werte gegenüber den politischen Machtfaktoren gering zu schätzen. Dieser „Wirklichkeitssinn" ist, nicht nur unhistorischer als der Universalismus des 18. Jahrhunderts — weil er die Wirklichkeit, die wir Geschichte nennen, soviel enger sieht als jener —, er ist letzten Endes auch unpolitischer. Er will aus dem Getriebe der Kräfte, die an unserer nationalen Entwicklung arbeiten, das Schwungrad lösen, das ihr die ihr eigene großartige Kontinuität verliehen hat. Ohne den Menschheitsgedanken vermögen wir die deutsche Geschichte — das ist auch eins ihrer tatsächlichen Ergebnisse — in dieser ihrer Einheit nicht zu begreifen. Wem wäre das gerade in diesen Tagen nicht doppelt machtvoll zum Bewußtsein gekommen! Vielleicht hilft darum der Krieg selbst dazu, uns über jenen Irrtum die Augen zu öffnen — führen wir doch auch

ihn nur siegreich, weil und soweit der Geist Schillers und Fichtes noch in uns und unseren Organisationen lebt. Wir kämpfen auch heute im Bunde mit der Idealitätsphilosophie. Sie ist der Grund, auf den das deutsche Nationalgefühl wie auf einen rocher de bronze gebaut ist. Deutsches Reich und deutsche Nation sind uns freilich nicht, mit Schiller, „zweierlei Dinge" mehr, und wenn wir auch glauben würden, daß „deutsche Würde unangefochten bliebe, wenn auch das Imperium unterginge" — so schlösse doch solcher Glaube für uns den Glauben an die Wiederauferstehung eben dieses Imperiums ganz selbstredend in sich. Eben dies aber wäre nicht so und könnte nicht sein, wenn uns Reich und Staat rein politische Begriffe wären und nicht vielmehr zugleich die Gefäße, in die wir die teuren Schätze unserer universalen Bildung hineingetan haben. Welch eine Gewalt und Schwere ihnen dieser Gehalt verliehen hat, erleben wir heute — und wollten es verantworten können, sie seiner zu berauben? Wer diesen „Idealismus alten Stils" mit überlegenem Lächeln in die Rumpelkammer unserer nationalen Kindheitserinnerungen verweisen will, verkennt aber auch die in ihm steckenden weltpolitischen Antriebe. Die Aufgaben, die nach dem Kriege in der Welt zu lösen sein werden, lassen sich, wie wir glauben, überhaupt nur im Geiste eines politischen Humanismus lösen. Das Ethos des politischen Gleichgewichtsgedankens, das Ferd. Jac. Schmidt an dieser Stelle begründet hat, meint eben dieses. Worauf es uns aber ankommt, ist dies, daß deutschem Geiste eine andere Lösung als diese unmöglich, weil wesensfremd wäre. Eine politische Moral, wie die des britischen „Right or wrong, my country" ist unserem Charakter deshalb so entgegengesetzt, weil sie den sittlichen Gedanken des Humanismus brutal verleugnet. Wir können und wollen es nicht vergessen, daß, am Anfang unseres Aufstieges, Herder uns zur Erkenntnis des eigenen Wertes verholfen hat, indem er uns die volkstümliche Eigenart, die geistige Persönlichkeit aller Völker erkennen und lieben lehrte. Dieser amor intellectualis hat uns bis hierher die Welt erobern helfen. Wir werden sie in keinem anderen Geiste beherrschen lernen. Was uns heute, bitterer als jemals, nottut, ist vielmehr dies: das große Erbe unserer geistigen Vergangenheit endlich voll auswerten und zum Gemeingut des Volkes machen. Wir wären vor manchen Irrtümern, namentlich auch unserer inneren Politik, bewahrt geblieben, wenn wir mit diesem Pfund, das uns gegeben war, besser als bisher gewuchert

hätten. Auch die Lösung unserer geistig-religiösen Krisis liegt auf diesem Wege, den uns Lessing längst gewiesen: Germanisierung des Christentums im humanistisch-idealistischen Geiste. Verhülfe uns die Selbstbesinnung und Verinnerlichung dieser Schicksalstage endlich dazu, daß wir das geistige Vermächtnis jener Zeit in seinem nationalen Werte voll erkennten: uns brauchte dann auch um die weltpolitische Mission des deutschen Volkes nicht bange zu sein. Sie ist in ihm enthalten und vorgezeichnet.

Der dreißigjährige Krieg und die Kunst.

Von

Robert West.

Zu den vielen Beweisen für die Sinngemäßheit aller Daseinserscheinungen mag man heute auch die Zahl der retrospektiven Ausstellungen rechnen, welche in den letzten Jahren die Aufgabe erfüllten, dem deutschen Volke wie dem Auslande eine Uebersicht über die deutsche Vergangenheit zu verschaffen. Vor dem Ausbruch des Weltkrieges haben wir eine umfassende Darstellung der deutschen Kultur erhalten. Die letzte dieser Ausstellungen wurde Anfang Oktober geschlossen, nachdem der Krieg schon die Schar ihrer Besucher auf vereinzelte Nachzügler beschränkt hatte. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß diese letzte Ausstellung den Zweck hatte, die Entwicklung der deutschen Kunst seit dem dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu zeigen. Was sich nach den Verwüstungen eines dreißig Jahre rasenden Krieges an Kunst und Kultur in Deutschland erhalten hatte, das erzählten die Werke, die vom Mai bis Oktober 1914 im Residenzschloß zu Darmstadt aufgebaut waren. Mitten im Toben des Weltkrieges hingen in den weiten Sälen des deutschen Renaissancebaus die stummen Zeugen dessen, was nach einem Krieg von Kultur und Kulturwollen noch erhalten sein kann.

Man faßt die Periode von 1650—1800 kunsthistorisch durch die Bezeichnung „Barock und Rokoko" zusammen. Die Darmstädter Ausstellung enthält demnach nur Gegenstände, welche die Merkmale dieser beiden Stile tragen. Wesentlich Neues hat sie hier nicht zutage gefördert. Die deutsche Malerei wie das deutsche Kunstgewerbe und die Plastik der Barock- und Rokokozeit waren schon zur Genüge bekannt. Der Wert der Darmstädter Ausstellung lag in der zusammenfassenden Uebersicht über die Leistungen einer gerade

jetzt zu allgemeiner Anerkennung gelangenden Kunstperiode, während ihr Interesse erhöht wurde durch den besonderen Hinweis auf den dreißigjährigen Krieg, der dieser Epoche voranging. Der Zusammenhang mit der historischen Vergangenheit wurde dann auch so weit wie möglich betont. Das Ueberraschende und Charakteristische dieser Kunstepoche liegt aber darin, daß es fast unmöglich ist, einen leicht definierbaren Zusammenhang mit der voraufgegangenen Kriegszeit zu finden. Es ist dies ein in der Geschichte immer wiederkehrendes Problem, inwiefern eine politische und kriegerische Epoche die auf sie folgende Epoche friedlicher Kulturentwicklung beeinflußt. Fast immer findet man da eine merkwürdige Fremdheit zwischen der kriegerisch-politischen und der friedlich-kultivierten Periode. Man tritt vom Schlachtfeld in den Salon, und es ist, als seien am Tag nach dem Friedensschluß nicht nur der Lärm der Schlacht und der eisenklirrende Marsch der Armeen verstummt, sondern als sei jedes Erinnern an Kriegsgetöse und Blut erloschen. Der Kriegsmann verschwindet, der Diplomat tritt auf. Ein Beispiel mag für viele andere hier stehen: der Wiener Kongreß nach den Freiheitskriegen.

Im Jahre 1648 war der Westfälische Friede geschlossen worden. Die Zustände nach dem Frieden werden uns meistens folgendermaßen geschildert. Weite Gegenden Deutschlands lagen öde und verwüstet. Die Felder waren zerstampft, viele blühende Städte ausgeplündert, zerschossen, verbrannt. Die Schlösser waren rauchende Trümmerhaufen. Zu Tod ermattet, verarmt, krank und müde schleppte sich ein Volk umher, das die Bedeutung des Friedens nicht mehr kannte. Wilde Mordgesellen und Räuberbanden machten die Straßen unsicher. Liederliche Dirnen und eine verrohte Soldateska höhnten auf Sitte, Zucht und Ordnung. Handel und Gewerbe lagen zu Boden. Es schien, als wäre den Menschen nichts anderes geblieben wie ihre Kirche und die Hoffnung auf ein Jenseits, in dem es kein Faustrecht gab. Erst zwei Jahre nach Friedensschluß, im Jahre 1650 (eben da, wo die Darmstädter Ausstellung einsetzt), verließen die Franzosen und Schweden das deutsche Gebiet. Unterdessen herrschte Ludwig XIV. in Frankreich. Die historischen Persönlichkeiten der Kriegsjahre, welche den Deutschen zum Typus aller Größe und aller Schrecken der Zeit geworden waren, hießen Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, Pappenheim, Bernhard von Weimar, Axel Oxenstierna, Torstenson, Turenne, Condé, Wrangel. Das war die geschichtliche Wirklichkeit, in der Art, wie sie gewöhnlich dargestellt wird. Wie nun wird die Kunst aussehen, die an solchen Erinnerungsbildern groß wird,

der solche Figuren zum Vorbild dienen? Welcher Art wird die Kultur sein, die sich aus Flammen, Schutt, Hunger und Verwüstung gerettet hat? Man sollte denken: ernst, streng, finster, ja vielleicht traurig, aber stark, felsenhart und heißblütig, von frommer Erhebung des Herzens zeugend und von heiligem Wollen zum Guten. Wie sah die Kunst aus, die in diesem Jahre des Krieges 1914 in Darmstadt ausgestellt war? Welcher Art war die Kultur, die hier hinter den grauen Mauern des alten Schlosses würdevoll und gemessen im Luxus ihrer Formen paradierte? „Deutsches Barock", d. h. ein Abglanz des in Frankreich am Hof des vierzehnten Ludwig sich entfaltenden Pompes, ein Nachahmen der in Rom feierlich-üppig aufwallenden Pracht jesuitischer Inbrunst und ein Zusammenraffen beider Motive zu typisch deutscher Kultur. „Deutsches Barock" nennen wir die Kunst des 17. Jahrhunderts.

In Sammt und Seide, mit Spitzenjabots und Spitzenmanschetten, in goldgestickten Fräcken und in Galauniformen, in ruhigem vornehmen Behagen und der selbstverständlichen, fröhlichen Zufriedenheit gesättigter Existenzen tritt uns das Geschlecht entgegen, das den dreißigjährigen Krieg gesehen! Diese Menschen, deren Porträts aus Galerien und Schlössern hier in Darmstadt zusammengetragen wurden, haben weder Not noch Sorge gekannt. Es sieht so aus. Wir wissen, daß es so nicht gewesen sein kann.

Das Vorhandensein eines Problems bedeutet meistens die Unrichtigkeit einer Grundlage des Argumentes. Die genaue Kenntnis aller primären Ursachen und maßgebenden Tatsachen dient zur ausreichenden Erklärung aller Folgeerscheinungen. Unmittelbar nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges entfaltet sich in Deutschland ein geordnetes Kulturleben. Binnen wenigen Jahrzehnten gewahren wir bereits Symptome der Ueberkultur und Dekadenz. Wie ist das möglich, wenn alle Kultur bis zu dem Maße zertrümmert war, wie es uns namhafte Historiker geschildert haben? Wie konnte ein Volk, das durch Hungersnot zur Menschenfresserei getrieben worden war, nicht nur in seiner Kunst gesittete, gut gekleidete, vornehme Menschen aufweisen, sondern wie konnte es überhaupt eine Kunst besitzen? Angesichts der Darmstädter Ausstellung von Porträten des 17. und 18. Jahrhunderts wird man sich entschließen müssen, die absolute Richtigkeit der im Jahre 1909 von Professor Robert Hoeniger in den Preußischen Jahrbüchern (Band 138) gemachten Ausführungen über die deutsche Kultur nach dem dreißigjährigen Kriege anzuerkennen. Scheiden wir einmal die Märchen von der völligen Ver-

nichtung alles gesitteten Lebens und dem Kannibalismus der Deutschen nach dem Kriege aus, so löst sich das Problem der geistigen Hochkultur im 18. Jahrhundert ohne Schwierigkeit. Professor Hoenigers Arbeit „Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur" gewinnt heute im Licht der jüngsten Ereignisse ein erneutes Interesse. Es ist grade jetzt nötig, sich zu erinnern, daß der Krieg nicht nur Werte vernichtet, sondern auch Werte schafft und daß mancher finanzielle, wirtschaftliche, soziale oder moralische Zusammenbruch, den oberflächliche Beobachter auf Rechnung der Kriegsnot setzen, seinen Ursprung nicht in dem Kriege, sondern schon in den Zuständen vor dem Kriege hat. Es lohnte sich auch eine Untersuchung darüber, inwieweit es vorzugsweise materielle Güter sind, die der Krieg zerstört, und ethische Güter, die er schafft.

Professor Hoeniger hat mit meisterhafter Logik die seit Jahrzehnten gangbaren Schauerberichte über die Greueltaten des dreißigjährigen Krieges als unhaltbar erwiesen. Er greift bei seinen Ausführungen hierüber auf die Quellenkritik Erdmanndörfers zurück und beruft sich ferner auf das Zeugnis Arnolds, Kius, Wuttkes, Gebauers, Zahns über die Zustände in Hessen, Thüringen, Kursachsen, Alt- und Neustadt Brandenburg und der Altmark, auf die Ermittlungen Eulenburgs über die Frequenz der deutschen Universitäten und auf die nationalökonomischen Forschungen Schmollers. Diese Zeugenschaft gegen die hier nicht in extenso zu erörternden Berichte von der kulturvernichtenden Wirkung der dreißig Kriegsjahre dürfte als genügend für Professor Hoenigers Behauptungen erachtet werden. Daß ein dreißig Jahre sich hinziehender Krieg eine Unsumme von Leid und Not, von Zerstörung und Verrohung erzeugt, wird niemand leugnen. Es muß aber entschieden bestritten werden, daß alle Gegenden Deutschlands in gleicher Weise von der Kriegsfurie heimgesucht wurden und daß die deutsche Kultur im Jahre 1648 ausgelöscht war. Wir, die wir heute einen Krieg nach drei Fronten führen und von Schlachten und Greueltaten lesen, bei denen uns das Blut in den Adern erstarrt, sehen unser kulturelles wie unser wirtschaftliches Leben ungehindert seinen Gang gehen, ja die geistigen Güter scheinen heute höher geschätzt zu werden als vor dem Krieg, und noch nie sind wir stolzer gewesen auf unsere Gelehrten- und Studentenwelt als heute, wo der deutsche Professor in Feindesland bedrohte Kunstschätze rettet und der deutsche Student als Pfleger im Lazarettzug seinen Homer liest. Das sind Tatsachen, die uns kein anderes Volk nachmacht. Das sind Tatsachen, die

zum Beweis dienen können, daß ähnliches auch im dreißigjährigen Krieg in Deutschland möglich war.

Da es leider nicht möglich ist, meinen Betrachtungen über die deutsche Malerei von 1650—1800 die ganze Arbeit Professor Hoenigers voranzustellen, möchte ich ihr wenigstens folgende Worte zur Einleitung dienen lassen: „Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß die dreißigjährige Kriegszeit nicht ohne Spuren an dem inneren Leben des deutschen Volkes vorübergegangen wäre. Dem Kulturhistoriker bleibt hier noch ein weites Feld dankbarer Tätigkeit offen. Nur von einem völligen moralischen Zusammenbruch der ganzen Nation wird er nicht zu berichten haben. Und auch darauf wird man hinweisen dürfen, daß der Krieg doch nicht nur schlechte Eigenschaften zeitigt. Dieses kampferfüllte Menschenalter hat den alten kriegerischen Geist des deutschen Volkes nach einer längeren Zeit der Erschlaffung neu belebt" .... „Wenn dem deutschen Volke militärische Tugenden — und das sind nicht die schlechtesten — in besonderem Maße eingeboren erscheinen, so hat auch der dreißigjährige Krieg sein Teil beigetragen zu dieser Wehrhaftigkeit der Nation. Und noch nach einer anderen Richtung haben die Lehren und Erfahrungen der Kriegszeit heilsam gewirkt. Sie haben das Gefühl für staatliche Pflichten geweckt."

Also Pflichtgefühl, Gemeinsinn und soldatische Tüchtigkeit sind die Tugenden, welche uns als die ethischen Errungenschaften der Kriegszeit im deutschen Volk entgegentreten.

Es liegt auf der Hand, daß man nicht unmittelbar nach dem Aufhören der Kriegswirren eine rege Kunsttätigkeit erwarten kann. Aber es ist überraschend, wie schnell sich aus den zögernden Anfängen ein emsiges künstlerisches Schaffen entwickelte. Professor Hoeniger hat auf die Neigung der Zeit zu larmoyanter Darstellung der Kriegsfolgen und Kriegsnöte hingewiesen. Es ist in dieser Hinsicht interessant, das Urteil eines dem dreißigjährigen Krieg entstammenden Künstlers über das Kunstleben seiner Epoche zu betrachten. Joachim von Sandrart schreibt im Jahre 1673: „Und sahe man also, gleich wie die Uebung, also auch die Liebe der Kunst bei uns verraten und erloschen. Die Königin Germania sahe ihre mit herrlichen Gemälden gezierten Paläste und Kirchen hin und wieder in der Lohe auffliegen, und ihre Augen wurden vor Rauch und Weinen dermaßen verdunkelt, daß ihr keine Begierde oder Kraft übrig bleiben konnte, nach dieser Kunst zu sehen, von welcher nun schiene, daß sie in eine lange und ewige Nacht wollte schlafen gehen. Also

geriet solche in Vergessenheit, und diejenigen, so hiervon Beruff macheten, in Armut und Verachtung. Daher sie das Pallet fallen ließen und anstatt des Pinsels den Spieß oder Bettelstab ergreifen mußten, auch vornehme Personen sich schämeten, ihre Kinder zu so verachteten Leuten in die Lehre zu schicken." Etwas Wahres ist natürlich daran, aber angesichts dessen, was im Darmstädter Schloß von Werken des endenden 17. und 18. Jahrhunderts zu sehen war, muß man sich sagen, daß die Augen der Königin Germania sehr bald anfingen wieder hell und scharf in künstlerischen Dingen zu sehen, und daß die Künstler keineswegs in Armut und Verachtung verkamen, die so reichlich mit Aufträgen fürstlicher und bürgerlicher Personen bedacht waren.

Die zur Erkenntnis des Zeitcharakters wichtigsten Bilder sind die ältesten. Wenn noch etwas aus der Kriegszeit in der Volksseele vibrierte, so muß es sich hier zeigen, ehe das Vorwärtsschreiten des Schicksals andere Empfindungen wachrief und andere sinnliche Vorstellungen schuf. Ein Gemälde war da von frappanter Wirkung und bezwingender Realistik, das noch mitten aus der Kriegszeit selber stammt und als Dokument dieser Epoche von geradezu unschätzbarem Werte ist. Es handelt sich um das Bildnis Johann Maximilians zum Jungen, der von 1596—1649 lebte und von Joachim von Sandrart 1636 zu Frankfurt am Main gemalt wurde. Wir sehen in ihm den typischen Bürger der Kriegsjahre: ein energischer, hochintelligenter Knote, häßlich und tüchtig. Er war 1635 Bürgermeister von Frankfurt und zeichnete sich aus in den Kämpfen gegen die Schweden am Fahrentor in Sachsenhausen. Um dieses Momentes willen scheint das Bild gemalt zu sein. Rechts neben dem lebensgroßen Porträt ist im Hintergrund eine brennende Stadt zu sehen, vor deren Mauern eine Schlacht tobt. Hier spricht jeder Zug und jeder Pinselstrich vom Krieg. Die Farben, schwarz, grau und rot, geben ganz vorzüglich die Stimmung des Gewaltsamen, Düstren und Rauhen wieder. Sandrart hat von Holländern und Italienern gelernt. Die Einflüsse beider Nationen sind deutlich in diesem Bilde erkennbar. Trotzdem haben wir es hier mit einem nach Art, Auffassung und Darstellung echt deutschem Werk zu tun. Das Derbe und Ungeschlachte gemahnt sogar an die älteren deutschen Meister, an Lukas Kranach und Michel Wolgemut. Eine innere Wesensverwandtschaft verbindet dieses Porträt aus dem dreißigjährigen Krieg mit der Malerei der Reformationszeit. Wohl hatte Sandrart von den Italienern gelernt, sein Modell natürlich und ungezwungen

hinzustellen und es in großen, kühnen Zügen lebendig zu charakterisieren, aber er genierte sich auch nicht, das deutsche Rauhbein in seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit so wiederzugeben, wie es war und wie es im dreißigjährigen Krieg hatte werden müssen. Dieser Frankfurter Bürger ist achtunggebietend. In seiner Kraft spüren wir deutlich das Brausen einer gewaltigen Zeit, in welcher sich Charaktere herausbilden konnten, für die in geordneteren Verhältnissen kein Raum gewesen wäre. Respekt vor diesem wackeren Herrn vom Fahrentor in Sachsenhausen, aber die Frage drängt sich auf, wenn Johann Maximilian zum Jungen Repräsentant der deutschen Kultur im Jahre 1636 war, welchen Entwicklungsgang hat diese Kultur dann durchmachen müssen, bis in demselben Frankfurt ein Johann Wolfgang Goethe geboren werden konnte. Wenig über ein Jahrhundert liegt dazwischen. In diesem Jahrhundert also vollzog sich die Entwicklung vom Wüsten, Gewalttätigen, Rauhen und Kriegerischen zum Gesitteten, Sanften, Aufgeklärten und Bürgerlichen. Diese Entwicklung setzt immer und überall nach dem Ausklingen eines Krieges sofort ein. Die großzügigen, holzgeschnitzten Typen des Krieges verschwinden, der häuslich lebende, friedliebende Bürger tritt an ihrer Stelle hervor. Das macht sich in der Porträtkunst natürlich unmittelbar geltend.

Schon die bald nach 1648 entstandenen Bilder weisen ganz andere Persönlichkeiten auf als Johann Maximilian zum Jungen. Christian Paudiß war 1618 geboren und starb 1667, Johann de Pey war 1609 geboren und starb 1660. Diese beiden haben also noch mitten im dreißigjährigen Krieg gelebt. Jeder war in Darmstadt durch ein männliches Porträt vertreten. Das der Schleißheimer Galerie entstammende Bild von Paudiß erinnerte lebhaft an Rembrandt und war bei dünn aufgetragener Farbe ganz in braunen, grauen und gelben Tönen gehalten. Das aus Ansbach stammende Bild von Pey, ein gutes Durchschnittswerk, zeigte einen sechsundvierzigjährigen Mann sehr einfach dargestellt, ohne Pose, aber in selbstsicherer Haltung. Hier haben wir also noch nichts, das als „barock" bezeichnet werden könnte. Der Wesenszug dieser beiden Bilder ist Schlichtheit. Von Krieg und Größe spricht hier aber ebensowenig wie von Schwulst und Pomp. Die braunen Töne der Arbeit des Paudiß geben etwas wie eine ernste, dunkle Stimmung, aber es ist das von Rembrandt, dessen Schüler er war, gelernte Helldunkel, keine Farbensymbolik.

Deutlicher wie in diesen Werken fassen wir den Geist der Zeit

in den beiden Bildern des Nikolaus Prugger. Er war wohl etwas jünger als Paudiß und Pey, denn er starb erst 1694 in München. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Das erste Bild ist ein Porträt des Grafen Maximilian von Kurtz. Dieses Brustbild in ovalem Format ist sehr lebendig aufgefaßt und erinnert an die Art des Frans Hals. Individueller und urwüchsiger als in diesem Porträt erscheint der Maler in der lebensgroßen Figur eines unbekannten jungen Mannes. Hier ist es sogar interessant zu beobachten, wie der holländische Einfluß durch die deutsche Sinnesrichtung modifiziert wird. Man gewinnt bei eingehender Betrachtung den Eindruck, als habe dieser Maler das von den Holländern Erlernte selbständig verarbeitet und die ihm von den Holländern überlieferten Ausdrucksmittel mit feinem Verständnis ihrer Möglichkeiten zur Darstellung seelischer Werte benutzt.

Das Bild des jungen Mannes offenbart ehrlich und ohne Phrasen Pruggers ganzes Können und Nichtkönnen. Es ist keineswegs ein „gutes Bild", wie man diesen Ausdruck etwa von einem Terborch (dem Prugger in mancher Hinsicht nahe steht) gebrauchen kann. Die Malerei ist mühsam und die einzelnen Partien des Kopfes fallen auseinander. Das Schwarz und Weiß der Gewandung ist nicht zu einer Harmonie verbunden. Es steht hart und mit einer gewissen deutschen Unbeholfenheit nebeneinander. Gerade dieses Schwarz und Weiß, gerade die Malerei des Kopfes aber hat Prugger von den Holländern gelernt, und das, was er kann, beweist, daß er es ohne Mühe zu einer genaueren Nachahmung der Holländer hätte bringen können, wenn er es gewollt hätte. Es war ihm aber bei diesem im Jahre 1664 gemalten Bilde ganz sichtlich nicht um die Nachahmung der holländischen Malerei zu tun, sondern um etwas ganz anderes. Er hat auch für seinen Jüngling keine forsche Frans Hals-Stellung gewählt. Ganz ruhig, mit einer überraschenden, halb verlegenen Natürlichkeit steht der junge Deutsche vor uns. Der Ausdruck des Kopfes ist das, was den Beschauer zuerst fesselt. Er ist ernst und verträumt und es liegt etwas in den durch zuviel dunkle Schattentöne markierten Zügen, das Reife und Charakter bedeutet. Die Inschrift sagt, daß wir einen Zwanzigjährigen vor uns sehen. So also sah ein deutscher Mann aus, dessen Kindheit in die letzten Jahre des Krieges gefallen war. Nicht kriegerisch, nicht forsch, nicht bramarbasierend, nicht einmal begeistert, nur still, ernst und fest.

Wenn man dieses Bild mit dem Sandrarts von Maximilian zum Jungen vergleicht, erkennt man ohne weiteres die Richtung,

welche die Kunstentwicklung seit 1648 eingeschlagen hatte. Ein deutlicher Fortschritt auf dem Gebiete der Gesittung macht sich bemerkbar. Wir sehen den Mann der Studierstube und der geordneten Lebensverhältnisse. Noch aber haben wir kein Bild aus dem Salon. Alles ist schlicht, streng und von bürgerlicher Solidität. — Die Farben von Pruggers Bild unterstreichen den Zug des Reifen, Charakterfesten und Pflichttreuen. Das holländische Schwarz-Weiß dient hier zum Ausdruck seelischer Stimmungen so gut wie die Gewitterwolken des Hintergrundes. Wir sehen in diesem ernsten Jüngling ein Geschlecht, das Kraft genug hatte, aus der Verwirrung des dreißigjährigen Krieges eine deutsche Kultur herauszuheben und sie in ihrer Eigenart neben dem Getöse des Louis Quatorze-Pompes in Frankreich zu behaupten.

Mit diesem Jünglingsbild mag man das Porträt eines Greises vergleichen, das im Jahr 1669 gemalt wurde, vier Jahre also nach Pruggers Bild. Johann Heinrich Roos malte damals das Porträt eines einundachtzigjährigen Mannes, welches aus der Königlichen Filialgemäldegalerie zu Aschaffenburg nach Darmstadt geschickt wurde. Roos hat nur wenige dunkle Farbtöne, seine Bildnisse sind immer auf Schwarz, Grauweiß und Braun gestimmt. Bei ihm finden wir zuerst im 17. Jahrhundert wieder etwas, was typisch deutsch ist: die Poesie des Häßlichen und Armseligen, das liebevolle Eingehen auf Mißgestaltetes und individuell Abweichendes. Dieser Kopf des Einundachtzigjährigen ist häßlich und mit unendlich zarter Beobachtung ist Roos allen Eigentümlichkeiten der Gesichtsbildung nachgegangen. Er hat genau die Ungleichheit in den beiden Augenlidern verzeichnet. Mit stiller Ehrfurcht vor der Natur, mit der demütigen Treue des Schülers und der unbedingten Wahrhaftigkeit des Meisters gab Roos das wieder, was er sah. Er unterstrich nichts und verschwieg nichts. Häßlich ist auch sein weibliches Bildnis (aus Aschaffenburg), und gerade hier vielleicht noch mehr wie bei dem Greisenkopf erkennt man den schlichten, ernsten Sinn, der damals der deutschen Kultur die Richtung auf das Wahre und Wesentliche gab. Ein wundervolles Bild ist das sogenannte Selbstporträt des Künstlers. Es ist vielleicht zum Teil deshalb als sein Selbstporträt bezeichnet worden, weil es in hervorragendem Maße die Besonderheit seiner Kunst und seines in ihr zutage tretenden Wesens aufweist. Das Charaktervolle des Kopfes, die energische aber stille und ernste Darstellungsweise, die Solidität und die dunklen, einfachen Farbtöne sagen etwas Aehnliches von der deutschen

Kultur des 17. Jahrhunderts aus, wie Pruggers Bildnis eines jungen Mannes. Tiefer, feierlicher Ernst ist der Grundzug aller dieser Wesenheit.

Noch zwei andere weibliche Bildnisse müssen als charakteristisch für die unmittelbar auf den dreißigjährigen Krieg folgende Malerei erwähnt werden. Von dem Hamburger Mathias Scheits, der 1630 geboren und um 1700 gestorben ist, war ein sehr feines Damenporträt zu sehen, das aus dem herzoglichen Museum in Braunschweig stammt. Der Einfluß Van Dycks ist unverkennbar. Mit diesem Einfluß kommt etwas bisher noch nicht Beobachtetes in die deutsche Kunst, die Allüre des Salons. Der deutsche Maler wird geistreich. Das Seelische interessiert ihn hier weniger wie das Malerische. In Schwarz und Weiß war die Dame gekleidet, die er zu malen hatte. Mit klugem Takt stellte er damit einen schwarz-weißen Foxterrier zusammen. Die deutsche Malerei fing an prätentiös zu werden. Das Streben nach malerischer Kultur macht sich bemerkbar. Noch deutlicher tritt dies in dem ganz ausgezeichneten Porträt der Frau Constantia von Holten hervor. Dieses Bild stammt aus dem Danziger Stadtmuseum und ist von einem Danziger gemalt, Daniel Schultz, der von 1620—1686 lebte. Mit diesem Bild tut sich auch eine ganz neue Phase der sozialen Entwicklung vor uns auf. Ein merklicher Schritt vorwärts auf der Bahn zur materiellen Hochkultur ist getan. Frau von Holten ist häßlich, aber ganz Dame. Sie ist noch typisch die deutsche Frau, aber die gebildete, kultivierte und körperlich soignierte Frau. Ihre Kleidung ist einfach und geschmackvoll, ihre Haltung ruhig und von ungezwungener Würde. Auf diesem Bilde erscheint schon das Ueberflüssige als das Notwendige, Bänder, Spitzen, Perlen und vor allem Blumen. Die Hausfrau ist zugleich Gesellschaftsdame. Die häßlichen Züge sind mit genialem Können zu einer sympathischen Einheit zusammen gehalten. Durch die Delikatesse der Behandlung erhält das Bildnis einen Reiz der sonst nur von schönen Frauen ausgeht. Diese Art, durch Kultur die Mängel der Natur zu ersetzen, lernt der Maler aber erst von der Gesellschaft. Die Töne des Bildes sind nicht mehr schwer, braun und rembrantesk oder von wuchtendem Schwarz und Weiß, sondern kühl und grau. Es ist etwas Stählernes darin. Die Malerei ist hart und doch verblasen. Technisch hat die Arbeit an sich ein hohes Interesse.

Man muß sich erinnern, daß dieses Bild nicht später wie 1700 gemalt sein kann, aller Wahrscheinlichkeit nach aber ungefähr zehn

Jahre früher entstand. Wir sehen uns also zirka vier Dezennien nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges hier einer reifen und eleganten Kulturwelt gegenüber. Unvermittelte Uebergänge von absoluter Verrohung zur Salonverfeinerung sind undenkbar und in der Geschichte keines Volkes nachweisbar. Kultur entsteht nur auf dem Wege der Evolution. Menschen wie Frau Constantia von Holten haben wohl ernste und erschütternde Zeiten durchlebt, aber sie sind nicht aus einer Epoche absoluter Barbarei hervorgegangen. Das Kulturniveau, welches dieses Bild angibt beweist, daß ein Kulturleben ununterbrochen durch die Zeit des Krieges sich fortgesetzt hat.

Von Andreas Stech, der von 1635—1697 lebte, waren eine ganze Anzahl Bilder da, die, ohne von großer Bedeutung zu sein, doch dazu dienen, die Anschauung zu vervollständigen, die wir von deutscher Kultur und Kunst im 17. Jahrhundert gewinnen. Wir finden bei Stech schon den Bürgersmann in pomphafter Haltung (Heinrich von Schwarzwaldt) und die Bürgerfrau im Staat (weibliches Bildnis), wir finden das prächtige, mit Liebe und Sorgfalt gemalte Bürgermeisterporträt des F. G. Engelcke. Der Prunk des weinroten, pfaublau gefütterten Kleides, der weißen Spitzenmanschetten und der Pelzverbrämung notifizieren hier, wo sie als Folie für den gescheiten Kopf des Danziger Bürgermeisters dienen, den wachsenden Wohlstand des Bürgertums. Vom Bürgertum geht die Kultur aus, im Adel und Fürstentum verläuft sie sich, treibt sie häufig ihre feinsten Blüten. In zwei Bildern Stechs sehen wir das junge Deutschland seiner Zeit. Das eine stellt einen jungen Korvettenkapitän dar, das glatte Gesicht hat einen energischen und selbstbewußten Ausdruck. Ganz anders ist das Porträt des jungen Schumann. Das erinnert wieder an Pruggers zwanzigjährigen Jüngling, aber dieser Knabe hat schon eine ganz andere Kultur als der ernste Jüngling Pruggers. Die delikate Malerei ist der Zartheit des darzustellenden Individuums vortrefflich angepaßt. Ein feines Gesicht von blasser Farbe ist von weichem, seidigbraunem Haar lose umwallt, große, braune Augen blicken ernst und etwas weltfremd geradeaus, die Nase ist groß und das Knochige durch die Zeichnung markiert, die Lippen sind voll, das Kinn rund und kräftig. Der Ausdruck reifer Entschlossenheit und ruhigen Selbstbewußtseins, der schon auf Pruggers Bildnis frappierte, hat hier noch einen Zusatz von Distinktion und ganz leiser Abweisung erhalten. Dieser Knabe ist schon im Wohlleben groß geworden. Kultur ist ihm etwas Selbstverständliches. Statt der einfachen schwarzen Kleidung, die Pruggers

Jüngling trug, drapiert sich der junge Schumann malerisch in einen grauen, mit rot ausgeschlagenen Mantel, ein feines Spitzenjabot kommt am Halse hervor, über die gut gepflegte Hand fällt die Spitzenmanschette. Hier ist schon etwas mehr als Kultur, hier beginnt der Luxus des reichen Bürgertums. Man muß sich hier, noch mehr wie bei Frau von Holtens Bild, zwingen, die Tatsache im Auge zu behalten, daß dieses Porträt zirka dreißig Jahre nach dem Ende des Krieges gemalt wurde, gemäß einer populären Tradition also ein einziges Menschenalter nach einer Periode, in der die Menschenfresserei zum alltäglichen Elend gerechnet wurde. Vor diesem Bilde aber erscheinen die Scherrschen und Freytagschen Schauergeschichten schlechterdings absurd.

Von allen diesen Bildern entspricht nicht eines der Idee, die wir uns für gewöhnlich vom deutschen Barock machen. Es ist sogar eine gewisse Verwandtschaft mit den von England beeinflußten Porträts des späten 18. Jahrhunderts vorhanden. Das barocke Moment fehlt vollständig. Natürlich ist vieles auf die Einwirkung der Holländer zurückzuführen, aber der übereinstimmende Zug zum Gesetzten, Ruhigen, Ordentlichen und Ernsten ist doch auf Rechnung einer entsprechenden Sinnesweise und eines derart gerichteten Kulturwollens bei der deutschen Nation, vor allem dem deutschen Bürgertum zurückzuführen. Eine Veränderung zu der uns als das eigentliche deutsche Barock geläufigen Kunstweise datiert erst vom Beginn des 18. Jahrhunderts. Bis hierher kann man sagen, daß der Krieg noch nicht vergessen war. An dieser Stelle müßte das aus dem Privatbesitz des Königs von Sachsen stammende Porträt Maximilian Philipps, Herzogs von Bayern, von einem unbekannten Meister eingereiht werden, wenn es nicht zu zweifelhaft wäre, ob dieser Maler wirklich ein Deutscher war. Das Bild zeigt einen ganz anderen Stil und eine ganz andere Auffassung wie alle übrigen auf der Darmstädter Ausstellung zusammengekommenen Bildnisse. Malerisch ist es eines der feinsten Bilder die dort zu sehen waren. Um dieses Werk zu charakterisieren sucht man unwillkürlich nach Ausdrücken wie: raffiniert, bizarr, preziös. Der Kopf des Mannes ist fein, etwas nervös, dabei leer im Ausdruck. Das Kostüm aus feinem grauen Stoff erscheint sonderbar durch die Unzahl der in Büscheln angebrachten hellblauen und hellrosa Bänder. Das Ineinanderspielen dieser Farben, Grau, Blau, Rosa ist von großem Reiz und beweist ein höheres malerisches Feinschmeckertum als bislang noch in Deutschland zu verzeichnen gewesen wäre.

Mit den letzten Werken aus dem 17. Jahrhundert stehen wir schon unmittelbar vor dem Einbruch des französischen Geschmacks. In der Porträtmalerei beginnt erst um 1700 jener Stil sich geltend zu machen, den man als barock bezeichnet. Alle Bildnisse vor dieser Zeit, also solche, die noch unter der Einwirkung der Kriegsjahre standen, sind gleichmäßig ruhig, gehalten, ernst und würdevoll. Wir sahen noch kein Bild, das barocke Allüren zeigte. Das erste Bild, das ganz unter der Einwirkung französischer Barockkultur steht, ist 1701 datiert. Damals malte Franz Stampart Kaiser Josef I. Dieses Bild befindet sich jetzt in der Münchener Residenz. Es ist typisch für das deutsche Barock und wirkt beinah komisch durch die dem Deutschen nie geläufige Uebertreibung der Herrscherpose und der Ueberladung des Beiwerks. Stampart war kein ungeschickter Künstler. Daß er etwas konnte, sieht man an der offenbaren Aehnlichkeit des Kopfes. Die theatralische Unruhe in der Haltung, die wie von einem Sturmwind auseinandergepeitschten und geblähten Formen, das Chaos der Farben vereinigen sich nicht, wie auf den französischen Bildern dieser Gattung zu harmonisch-dekorativer Wirkung. Man empfindet ganz deutlich die Unnatur, das Gezwungene in dem Gebaren des Malers. Es fehlt ihm die Kraft, die Geister zu bannen, die er hier zusammengerufen hatte. Anstatt einer pomphaft großzügigen Dekorationskunst, einer rauschenden Fanfare überwältigenden Fürstenprunks sehen wir einen biederen Deutschen, der in wüste Aufregung geraten ist und sein Zimmer in Unordnung gebracht hat. Josef I. und sein Maler Stampart wirken hier nicht grandios, sondern komisch.

Dieses Bild beweist das Einsetzen einer neuen Kulturperiode, die zu spielen und zu paradieren gewillt ist. Mit dem in der Not des Krieges geborenen Ernste war es vorbei, ebenso mit der Einfachheit der Lebensführung. Alles strebte jetzt dem Luxus zu. Natürlich machte sich dieser Hang nicht überall und gleichzeitig im selben Maße geltend. Die oberen Stände gingen voran, das Bürgertum wurde nachgezogen. An den Höfen und im Süden Deutschlands machte er sich früher bemerkbar wie in den Militär- und Beamtenkreisen Norddeutschlands, aber genau wie von 1650 bis 1700 Ernst und Schlichtheit der starke Unterton in allen Bildnissen gewesen war, so verspürt man vom Jahre 1700 ab bald lauter, bald leiser die Melodie des Luxus von Versailles.

Charakteristisch für die Uebergangsphase in kultureller Hinsicht waren die ganz vortrefflich gemalten Bilder des 1667 geborenen,

1740 gestorbenen Kupetzky. Er wurzelt noch in der strengen Zeit, deren Kunst vorzugsweise von Holland beeinflußt wurde, und reicht noch in die Jahre, in denen das Eindringen des französischen Barock und der französischen Sitten das deutsche Leben und die deutsche Kunst überschwemmt. Kupetzky hat noch von Rembrandt gelernt. Alle seine Bilder sind in warmen, tiefen, samtig weichen Tönen gehalten. Aus dem Dunkel sind die Köpfe ins Licht gearbeitet. Einfach wahr, ohne viele Phrasen hat er seine Menschen so abkonterfeit, wie er sie sah. Die Freude am Farbigen, Seidenen, stofflich Luxuriösen zeigt sich deutlich in solchen Bildern, wie dem Kniestück eines Edelmanns in halborientalischer Tracht Von hoher Kultur zeugt ein Bild einer jungen Frau, aus dem herzoglichen Museum in Braunschweig. Das hübsche Spiel der Hände mit einer Perlenkette spricht von der Atmosphäre des Salons, wie der dunkelrote Samt und das zart angebrachte Blau den zunehmenden Kleiderluxus markieren. Die Werke dieses Malers, dem man auf der Darmstädter Ausstellung zum erstenmal näher trat, gehören zu dem Besten, was dort geboten wurde. Meisterhaft ist sein ebenfalls aus dem Museum in Braunschweig stammendes Selbstbildnis mit seinem Sohn.

Zur Gruppe der in die Periode der barocken höfischen Malerei hineinragenden, aber mehr am Soliden und Bürgerlichen haftenden Künstler gehört natürlich vor allem Balthasar Denner. Kupetzky stand mitten inne zwischen der französierenden Richtung und der altbürgerlichen Art und Weise. Denner weiß weder von Luxus noch von Frankreich etwas. Ganz einfach und natürlich gibt er sich im Bildnis seines Vaters, ein Werk, das als das typisch bürgerliche Bildnis bezeichnet werden kann. Eben dadurch aber sehen wir auch hier den Zeiger vorgerückt auf die neue Stunde. Vorher gab es das Bildnis schlechthin. Fürst oder Bürger wurden gleich einfach in Ernst und Würde dargestellt. Jetzt schieden sich, wie natürlich, das bürgerlich Solide vom höfisch Luxuriösen. Das Bürgerporträt wird noch einfacher als die älteren Bilder. Es kommt sogar schon ein etwas biedermeierischer Zug hinein, etwas Spießbürgerliches findet sich jetzt. Sogar Kupetzky hat es in seinem sogenannten Selbstporträt, auf dem er einen stillvergnügten Biedermeier in weißer Papiermütze darstellt. Solche Typen konnten erst lang nach dem dreißigjährigen Krieg werden. Das Spießbürgertum bedeutet an sich schon eine Abart des Luxus. Was sich bei den oberen Ständen in Gepränge und raffinierter Ueberkultur äußerte,

nimmt hier die Gestalt der Behäbigkeit und des satten Behagens an. Jede steigende Kulturphase bringt eine stärkere Scheidung der Stände mit sich, die ernstere und härtere Epochen wieder verwischen. Diese Trennung der Stände durch das Scheidemittel der materiellen Luxusbedürfnisse drückt sich in der Malerei durch die Kategorien des Fürstenporträts und des bürgerlichen Bildnisses aus. Uebergangsstadien zwischen beiden gibt es natürlich, aber von jetzt ab kann man ganz deutlich die beiden Kategorien verfolgen: Das fürstliche Bildnis in großem Format, mit gehäuftem Beiwerk und in üppig wucherndem Kleiderprunk, das bürgerliche Bildnis in kleinerem Format, einfachem Milieu und solid bescheidener Kleidung. Diese Bescheidenheit führt stellenweise bis zum Saloppen, Schlafrock, Pantoffeln und Papiermützen — dem Luxus des Spießbürgertums. Denner hielt sich in dem Bildnis seines Vaters noch auf der Seite des Einfachen und Soliden, ohne das behaglich Bürgerliche zu übertreiben. Vom tiefbraunen Untergrund geht der Kopf in starker, aber ruhiger Belichtung los. Das Gesicht ist gut durchgearbeitet, Nase, Mund und Kinn sehr charakteristisch, eine rote Mütze bedeckt den kahlen Schädel des alten Herrn. In den Händen hält er ein rotes Buch mit Goldschnitt.

Von dieser Künstlergeneration, die, nach 1650 geboren, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lebte, wird in den bürgerlichen Bildnissen fast immer das Gravitätische, gemessen Würdevolle, Hausväterliche betont. Auch hier überwiegt das Repräsentationsbild gegenüber dem Intimen. Franz Lippold (1688—1768) schuf in seinem Bürgermeister Christian von Ochstenstein das typische bürgerliche Repräsentationsbild. Die mächtige Perücke, der schwarze Rock, die Ketten und Ordensbänder könnten als bürgerliches Barock bezeichnet werden. Der Maler wünscht, daß wir sein Modell aus respektvoller Entfernung betrachten. Hier sollen wir nicht den Menschen sehen, wie er zu Hause alltäglich lebt, wie er sich behaglich gehen läßt. Hier sehen wir den gestrengen Herrn Bürgermeister in aller Feierlichkeit seines Amtes. Ein typischer Zug der höfischen Kultur des 17. und 18. Jahrhunderts fällt uns auf: das gewohnheitsmäßige Posieren vor der Offentlichkeit, die stereotype Vornehmheit des Gebarens, die Gesellschaftsmiene.

Johann Gottfried Auerbach (1697—1753) zeigt in seinem Brustbild des Grafen Friedrich Karl von Schönborn, des Fürstbischofs von Würzburg und Bamberg den vornehmen Mann seiner Zeit in gesellschaftlicher Repräsentation. Dieser geistliche Herr ist

der Typus der gesättigten Existenz. Er ist wohlgenährt, aber die Züge haben nichts Weichliches oder Fettes. Nase, Mund und Kinn sind energisch und charakteristisch. Dieses Brustbild gehört zur Gattung des adligen Repräsentationsporträts, einer Unterart des fürstlichen Repräsentationsbildes. Hierher gehört auch Adam Manjokys (1673—1757) Bildnis der Baronin Franz Harrückern, geborenen Antonia von Dirling. Der feine, schmale Kopf, die charaktervollen Linien von Nase und Unterlippe, die absolute Ruhe der Haltung ohne alle Starrheit, die feine Nüancierung von rot und schwarz ergeben zusammen ein Porträt, dessen größter Reiz in seiner Vornehmheit liegt.

Es ist selbstverständlich, daß sich auch fürstliche Personen oft, je nach eigener Neigung und der besonderen Begabung ihres Porträtisten, in dieser einfachen Art, man möchte sagen, diesem stilleren Barock darstellen ließen, während Mitglieder des hohen Adels mit fürstlichem Prunk im Bilde auftreten. Auch das ist ein Kultursymptom der Zeit, die unter dem hohen deutschen Adel Existenzen von fürstlicher Lebenshaltung erzeugte, während anderseits die Mitglieder der ältesten Adelsfamilien in spartanischer Einfachheit lebten. Hierher gehört noch Anton Paulsen, der 1718 das „Bild einer älteren Dame" malte, das auf der Darmstädter Ausstellung mit zu den für die deutsche Malerei der frühen Rokokoperiode charakteristischen Bildern gehörte. Die Malerei ist hart und trocken. Das Häßliche bleibt ganz ungemildert und es ist erstaunlich, mit welchem Streben nach Naturwahrheit das Individuelle der Erscheinung festgehalten ist. Aus dieser Bahn wurde die deutsche Malerei durch die folgende Periode des Rokoko und der französischen Einflüsse zunächst abgelenkt.

Mit Desmarées, Pesne und Lisiewsky kommen wir zu jenen Bildnissen, welche als die für Stil und Kultur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts charakteristischen angesehen werden. Bei ihnen finden wir schon jenes Kulturaroma, das man Rokoko nennt, eine verzärtelte, feministische Ueberkultur. Die äußeren Merkmale des neuen, von Frankreich, insbesondere vom Genie Watteaus abgeleiteten Stils sind eine lockere und zugespitztere Malweise, weichere, hellere und weniger tieftonig bunte Farben, eine nervös zerflatternde, sprunghafte Zeichnung, dann wieder ein geometrisch strenges Kompositionsverfahren, ein Aufgeben des sonoren Pomps der Barocke zugunsten der künstlerischen Wirkung, ein Einfacherwerden im Auftreten und ein Raffinierterwerden im Gebaren. Der Bühnen-

apparat verringert sich. Die in die Tiefe führende Kulisse und die Requisiten fürstlicher Repräsentation: Vorhänge, Schärpen, Mäntel, Throne, gebauschte Falten, starrende Goldstickereien, samtgepolsterte Lehnstühle, Rüstungen, Säulen, Marmorbalustraden, Goldquasten, Szepter und Kronen, sowie die gebieterische Geste, das gewaltsame Auftreten der Figur, diese Merkmale des barocken Porträts machen einem ruhigeren und flacheren Hintergrund Platz. Die Persönlichkeit beginnt größere Bedeutung zu gewinnen als ihr offizieller Rang. Immerhin bleibt das Porträt aber noch ganz Repräsentationsbild, nur daß im Stil Ludwigs XV. repräsentiert wird, anstatt im Stil Ludwig XIV. Die gesellschaftliche Miene ist Koketterie, frivole Eleganz, Schelmerei. Das alles kann durch die losere, flockige, nervös hastende Malerei vortrefflich ausgedrückt werden.

Sehr interessant ist der Uebergang vom Barock zum Rokoko bei Georg Desmarées zu beobachten. Sein Porträt des Grafen von Preysing ist ein typisch barockes Repräsentationsbild von miniaturfeiner Sorgfalt der Ausführung. Besonders der Kopf ist mit Liebe behandelt, mit sichtlicher Freude am Kontrast der weißen Perücke und schwarz-braunen Augen. Die Haltung des Grafen, als demonstriere er einer Schar von aufhorchenden Höflingen, ist typisch für die Barocke, ebenso die Zusammenstellung der Farben silbergrau und weiß, kirschrot und sammtblau, dann die weißen Spitzenjabots und die erhabene Goldstickerei, Hut und Degen, die Ordenskette, der Orden, der gebausche Vorhang. Bei den späteren Bildern wird die Malerei lockerer, ja flockig. Bei dem Doppelporträt Max III. Josef von Bayern und des Intendanten von Seeau ist der weiße Schlafrock des Königs in großen weißen Flocken gemalt, und Desmarées hat ganz offenbar dieses flockige, etwas aufgerauhte Weiß gern mit dem glänzend schwarzen Haar des Hündchens kontrastiert. Im übrigen finden sich auch hier wieder der blaue Samt und die Goldstickerei des barocken Bildnisses.

Pesne, der Berliner, ist allgemein als der Meister der Rokokomalerei in Deutschland bekannt. Es charakterisiert ihn, daß er in Paris geboren wurde und in Berlin starb. Berlin war in Deutschland die Hochburg des Rokoko. Als Pesne starb, herrschte Friedrich der Große seit siebzehn Jahren, und der dritte schlesische Krieg hatte begonnen. Das Berliner Rokoko war im Grunde sehr preußisch, trotzdem es französisch zu konverieren beliebte, wie sein großer König auch. Die Menschen, die Anton Pesne darzustellen hatte,

waren Persönlichkeiten einer großen Zeit. Die Kulturüberfeinerung wurde durch politische Aktivität vor der Insipidität und parfümierten Schwülstigkeit des französischen Rokoko bewahrt. Ein strammer preußischer Gardedragonerton straft Versailler Minauderien Lügen. Auf der Darmstädter Ausstellung und im Darmstädter Schloß interessierte natürlich vor allem das Porträt der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, das aus dem Privatbesitz des Großherzogs von Hessen stammte. Wir sehen uns hier einer der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit gegenüber, der politisch klugen Frau, die zugleich die brave deutsche Mutter war und sehr amüsante Briefe — natürlich französische — zu schreiben verstand, eine Frau, die mit Friedrich dem Großen korrespondierte. Kerzengerade sitzt Henriette Caroline, geborene Prinzessin von Zweibrücken- („des Deux-Ponts", wie sie das selber nannte) Birkenfeld da. Watteaus Negerknabe schmiegt sich an sie, die gezwungen ist, sich steif zu halten, um die schöne spitze Pyramide nicht zu stören, in welche sie Pesne hinein komponiert hat. Die Kunst ist wissenschaftlich geworden, geometrisch. Wundervoll ist der Kontrast der silbrig weißen, blauen und rosigen Töne, in welchen die Gestalt der Landgräfin gehalten ist, zu dem Braunschwarz, Hochrot und Altgold des Negerknaben. Mit subtilster koloristischer Feinfühligkeit ist die graue Perle im Ohr des Negers gemalt. Das alles wäre ohne Watteau undenkbar, aber der leichte, gepuderte Geist des französischen Rokoko fand die deutschen Stoffe allzu spröde. Eine große Landgräfin und einen alten Fritzen konnte man nicht wie Ludwig XV. und die Pompadour darstellen. Es war zuviel Kraft und Tüchtigkeit vorhanden. Pesne, der Berliner Akademiedirektor, konnte wohl Manier und Technik von Watteau übernehmen, aber es war unmöglich, daß er sich in das Kokette, Raffinierte, Zerblasene und Amüsante verlor. „Le roi s'amuse" galt nicht von den preußischen Königen. Die Deutschen der höheren Stände, die Pesne vorzugsweise abzubilden hatte, waren noch arbeitsame und sittenstrenge Menschen. Die Pariser Dekadenz fand wenig Eingang. Friedrich der Große sagte von der Pompadour „je ne la connais pas", und dieser Zug deutsch-sittlicher Abwehr gegen das verbuhlte Wesen der französischen Kunst leiht auch der deutschen Malerei etwas Gediegenes und soldatisch Diszipliniertes. Charakteristisch in diesem Sinn war Pesnes Bildnis des Prinzen Friedrich von Holstein, den Pesne im Jahre 1752 malte. Es ist ein sehr vornehmes, sehr ruhiges Repräsentationsbild. Das frische, rötliche Inkarnat des Gesichtes hebt sich gut von der

weißen Perrücke ab. Der Prinz ist in der Rüstung abgebildet, über die ein roter hermelingefütterter Mantel fällt. Noch deutlicher vielleicht offenbart sich der Stil des Berliner Rokoko in einem 1735 gemalten Porträt des Fürsten Josef Wenzel von Liechtenstein. Das Bild ist sehr dekorativ in der Wirkung, und die theatralisch ausgestreckte rechte Hand erinnert noch an die voraufgegangene Periode der gebieterischen Geste und der Herrscherpose. Trotzdem ist das Bild einfach, und der Dargestellte besitzt einen unverkennbaren Zug von militärischer Strammheit. Die Farben, ein sonores Blau und Rot, zeigen noch nichts von der gedämpften und gepuderten Abtönung der späteren Rokokomalerei.

In Deutschland ging mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges die Entwicklung zum Bürgerlichen in der Porträtkunst unbeirrt ihren Weg trotz aller fürstlichen Paradestücke. Es ist daher von hohem Interesse, gerade bei dem Hofmaler Pesne das bürgerliche Bildnis zu betrachten. Aus dem Besitz des Geheimen Regierungsrates Dr. Seidel in Berlin war das „Porträt eines Miniaturmalers“ gesandt worden. Der Kopf ist von überwältigender, spießbürgerlicher Garstigkeit, aber so voll Liebe gemalt, daß man die Achtung des Deutschen vor der bürgerlichen Tüchtigkeit aus jedem Pinselstrich herausfühlt. Das Bild war eines der besten von Pesne auf der Darmstädter Ausstellung.

Der Zug zum Freien, zur blumengeschmückten Poesie, zum Naiven und zum klassischen Altertum, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts die ganze Kulturerscheinung modifiziert, tut sich deutlich kund in dem Kinderbildnis Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, das Lisiewski 1772 malte. Trotz aller Rokokomätzchen haben wir es hier mit einem echten Kinderporträt zu tun. Die Auffassung ist barock mythologisch, die Farbe ist süß, die Pose gekünstelt, viel Blumen und viel Rosa sollen die Stimmung des kindlich Taufrischen, Zarten, mit Gewalt hinaufbeschwören. Das antike Kostüm des Kleinen bauscht sich ungeschickt um das runde Körperchen. Trotzdem haben wir hier einen dicken, gesunden, blonden Buben vor uns, ein Preußenkind mit hellen Augen und kräftigen Händchen und einem lieben, zu Trotz und Lachen geschaffenen Mündchen. Dieses Kind ist schon individuell verstanden. Das Streben der Zeit zum persönlich Differenzierten hatte eingesetzt.

Die von Frankreich beherrschte Kulturperiode ging ihrem Ende entgegen. Mit gewaltigen Namen und urkräftigen Ideen brach eine neue deutsche Kulturperiode an. Winkelmann und Lessing

hatten der deutschen Kunst neue Wege gewiesen, sie nach deutscher Art zunächst theoretisch begründend. Ein junger Goethe fing zu dichten an. Wieland und Herder schrieben und sprachen. Gluck, Haydn und Mozart waren im Reich der Töne auf Bach und Händel gefolgt. Ein neues Erfassen von Welt und Wirklichkeit verdrängt die parfümierte eingeschnürte, im Menuettschritt tänzelnde Künstlichkeit des frühen 18. Jahrhunderts. Louis XV. starb, Friedrich der Große alterte und vereinsamte. Man fing an für Freiheit und Gleichheit zu schwärmen, für die Natur wie für die Antike, für Unschuld und Keuschheit. In Deutschland war all dieser Schwärmerei immer etwas mehr bürgerliche Vernunft beigemischt wie in Frankreich, auch war die Reaktion naturgemäß weniger groß wie dort. Die Wandlung zum Einfacheren, Natürlichen, Freieren und Bürgerlichen vollzog sich mehr als eine natürliche Entwicklung, denn als politisches Programm.

Pesne, Desmarées, Lisiewski stammten noch aus dem 17. Jahrhundert, ihr Werdegang ging vom Barocken zum Rokoko aus der von Ludwig XIV. bestimmten Kulturperiode in die von Ludwig XV. abhängige. Die auf sie folgenden Künstler, welche im 18. Jahrhundert geboren wurden und noch vor dem Ende desselben starben, gingen vom Rokoko der französischen Louis XV.-Epoche zum Bürgerlichen, Natürlichen und Menschlichen. Die Stilbenennung dieser Periode: Zopfstil, ist eine ganz äußerliche und hat auf die Malerei kaum eine Anwendung. Bei den Malern machen sich wieder holländische Einflüsse bemerkbar, wie immer, wenn die Malerei die Richtung zum Naturwahren einschlägt. Der älteste der aus dieser Gruppe in der Darmstädter Ausstellung vertretenen Maler war Christian Seybold, der 1703 in Mainz geboren wurde und 1768 in Wien starb. Sein „Mann mit dem Schwartemagen", ein vorzügliches Porträt von abschreckender Häßlichkeit, ist ganz von Frans Hals abhängig. Von Rokokosüßigkeit ist hier nichts zu gewahren. Ein Altersgenosse von Seybold war Gottfried Bernhard Götz. Prinz Max von Baden überließ der Ausstellung ein sehr interessantes Porträt dieses Malers, das den Abt Stephan II. von Salem darstellte. Aus einer barocken Umrahmung blickt ein ganz deutscher Porträtkopf heraus. Alles Umgebende ist unruhig, wild und zerzaust, nur der Kopf ist solid und einfach genau. Justus Junker wurde wie Seybold im Jahre 1703 in Mainz geboren. Er starb wenige Jahre nach seinem Mitbürger, 1767, in Frankfurt a. M. Von ihm erhalten wir das typische Bild eines gut

situierten, aber durch sein Gelehrtentum durchgeistigten Frankfurter Bürgers: den Arzt Dr. Johann Christian Senkenberg, Gründer der Senkenbergischen Stiftung, von welcher das Bild geliehen war. Es ist ein Repräsentationsbild großen Stils, sehr fein gemalt und von sauberer Eleganz der Darstellung. Der würdige alte Herr sitzt behaglich aber korrekt da, die Schnupftabaksdose in Händen. Blauer Samt, weißer Atlas, Goldstickerei verkünden diskret den Wohlstand dieses Frankfurter Bürgers. Alles ist hier Gelehrtenwürde und guter Ton des soliden Bürgertums. Jede Frivolität des trällernden französischen Rokoko würde angesichts dieser durch Gelehrsamkeit wie durch materiellen Besitz getragenen Bürgertugend verstummen.

Ein ganz anderes Genre begegnet uns bei dem nur wenig jüngeren Gottlieb Friedrich Bach. Er bedient sich des dem Rokoko viel besser als die zähere Oelfarbe entsprechenden Pastells. Alles Schwere, Gebundene, Speckige der Oelmalerei löst sich beim Pastell in Zartheit, Zerblasenheit und trockene Staubfeinheit auf. Hervorragend gut ist Bachs Brustbild der Gräfin Hohenthal, das er 1783 malte. Es ist sehr fein in Grau, Weiß und wenig Blau getönt. Das stumpfnasige Gesicht ist, obgleich häßlich und dumm, doch von jener auffallenden Lebendigkeit, welche allen Bildnissen das 17. und 18. Jahrhundert aneignet, woraus sich vielleicht schließen läßt, daß Alertheit der Miene und Schnelligkeit der Antwort zum guten Ton der Epoche gehörten. Wundervoll ist die Malerei des quergestreiften Schleiertuchs, das an Kopf und Schultern zart herabweht. Das Bild ist ein charakteristisches Beispiel des deutschen Rokoko. Soweit es anging, hat Bach sein Modell verschönt. Er hat durch zarte Töne und die liebevolle Malerei des Schleiers aus einem unerfreulichen Modell ein hübsches Bild gemacht. Er blieb aber doch soweit der Wahrheit getreu, daß er sein Vorbild selbst nicht verschönte.

Die Künstler jener Zeit waren oft von überraschender Produktivität. Beliebte Porträtisten wurden reichlich beschäftigt, das beweist die große Zahl der Werke eines auf der Darmstädter Ausstellung zum erstenmal zur Würdigung gelangenden Künstlers. Johann Georg Ziesenis war braunschweigischer Hofmaler und muß wohl von jetzt ab als der erste Maler seiner Zeit in Deutschland betrachtet werden. Er wurde 1716 in Kopenhagen geboren und starb 1777 in Hannover. Die Zahl seiner Werke, die, meistens aus Privatbesitz stammend, in Darmstadt zu sehen waren, betrug dreiunddreißig meist lebensgroßer Porträts und eine Skizze nach van Dyck. Dieses letzte Bild gibt uns den Fingerzeig nach dem

Ziel, das der braunschweigische Hofmaler in seiner Kunst anstrebte. Er hatte vorzüglich fürstliche Personen darzustellen, und für diese suchte er die Pose ruhiger, ungekünstelter Vornehmheit festzuhalten, ohne einen Augenblick die Distanz zu vergessen, die zwischen diesen hohen Herrschaften und dem Bürgertum lag. Van Dyck war der Maler der feinen Kultur gewesen im Gegensatz zu seinem Meister Rubens. Ziesenis erhaschte von dieser mondänen Glätte, soviel er mit seiner deutschen Derbheit und etwas hölzernen Kraft vereinigen konnte. Als Porträtist hat er van Dyck unendlich viel zu verdanken, als Maler mußte er sich einerseits mit den französischen Rokoko-Idealen abfinden, andrerseits sich die Farben suchen, die seiner zähen deutschen Eigenart entsprachen. Daraus resultiert manchmal ein etwas hartes und nicht ganz harmonisches Ganze. Viele seiner Bilder wirken in der Reproduktion besser als im farbigen Original. Das, was ihren Wert vor den Arbeiten der Zeitgenossen ausmacht, ist die Entschiedenheit, mit der er vom Gezierten vorwärts zum Natürlichen geht. Er betont überall das Charakteristische und Individuelle. Zum erstenmal seit dem Einbruch französischer Kulturelemente stellt sich das Persönliche wieder breit und markig vor uns. Den Deutschen im Kostüm des Rokoko, den friederizianischen Deutschen treffen wir in dieser ganzen Epoche nur bei Ziesenis in überzeugender Weise abgebildet. Die Rokokogewandung sitzt seinen Figuren genau so schlecht, wie sie in Wirklichkeit gesessen haben mag. Die leichte Grazie der Franzosen fehlt durchweg, und Ziesenis versucht diesen Mangel mit keinem Pinselstrich zu verdecken. Im Gegenteil, er betont ihn. Absolut zu Hause sind seine Modelle immer nur in Uniform, und diese Uniformbilder gelingen Ziesenis am besten. Einzelne von ihnen scheinen auf Graff hinzuweisen.

Die höchsten malerischen Qualitäten besaß das Bildnis des Grafen von Schaumburg-Lippe. In Haltung und Farbengebung zeigte sich Ziesenis hier merkwürdig unabhängig von Vorbildern. Das Besondere der Gestalt ist ihre Länge und Magerkeit. Ziesenis unterstrich mit einem für seine Zeit überraschenden Interesse an der Eigenart seines Modells das Perpendikuläre in Gesicht und Figur. Der Fürst steht steil aufrecht da, in einen engen, scharlachroten Frack gezwängt, so daß die dünne Länge der Taille scharf hervorgehoben wird. Ein flächig ruhiger Hintergrund bewirkt das bestimmte Hervortreten der Silhouette. Das lange, hagere Gesicht ist nur wenig zur Seite gewandt, ein schwarzer Hut und ein schwarzes Halstuch trennen zugleich die Gesichtsfarbe vom Rot und

Gold des Fracks und tragen gleichzeitig dazu bei, die Länge des Kopfes zu markieren. Neben dem Fürsten steht ein langer Stock, mit dem rechten ausgestreckten Arm stützt er sich auf sein Zepter, also noch zwei Perpendikulären neben der Gestalt. Die unschönen, aber vornehm rassigen Züge sind scharf gezeichnet. Das kluge Auge blickt von der Höhe des Herrschenden in die Menge herunter. Der Mund ist streng und fest geschlossen, man sieht ihm an, daß er gewohnt ist, kurze Befehle zu geben. Die ganze Persönlichkeit hat etwas Rauhes und Unbeholfenes, das im Widerspruch zu der prunkvollen Goldstickerei und der Rokokozierlichkeit des Kostüms steht. Der schwarze Hut und das schwarze Halstuch sind das einzige, was ganz zum Kopfe paßt.

Sehr schön war das Porträt des Gouverneurs von Hannover, Karl Ludwig Friedrich, Prinz von Mecklenburg-Strelitz. Die kraftvolle Art, die energischen Züge dieses schönen Jünglings bilden einen interessanten Beleg für die gesunde Entwicklung des deutschen Volkes zur Zeit des französischen Lasterlebens. Hier ist kein petit maître, kein gepuderter, bebänderter Mignon schöner Damen. Dieser junge Mann ist kerngesund und ein tüchtiger Arbeiter. Der Ausdruck ist der eines Menschen, der dem Leben mit hellen Augen mutig ins Gesicht schaut und es mit Kraft zu erfassen und zu zwingen gewillt ist. Der feste Griff, mit welchem die linke Hand die Stuhllehne umfaßt, ist offenbar eine vom Maler seinem Modell abgelauschte gewohnheitsmäßige Bewegung, ebenso die ganze Art zu sitzen, als sei der einen Moment Ausruhende sofort zum Aufspringen bereit. Der feuerrote Frack, die lederfarbene Weste und lederfarbenen Hosen sind einfach und auf den Gebrauch zu Fuß und zu Pferd berechnet.

Das Bildnis Karl Wilhelm Ferdinands, des Herzogs von Braunschweig; ist sehr fein aufgefaßt, soldatisch einfach, dunkel und ruhig in der Farbengebung und Linienführung. Hervorragend gut ist auch das Porträt Herzog Ferdinands von Braunschweig, bei dem besonders die absolute Natürlichkeit der Haltung beachtenswert ist. Ziesenis' Modelle gestikulieren nie, sie halten sich so, wie gut erzogene Menschen sich in Gesellschaft zu halten pflegen, eingedenk der Pflicht, welche ihnen ihr Rang auferlegt. Bei Ziesenis finden wir noch kein intimes Bild, kein Porträt, das zu repräsentieren vergäße, niemand, der auf seine Beschäftigung konzentriert und mit sich selbst allein wäre. Seine Frauenbildnisse sind von kulturgeschichtlichem Interesse. Sie zeigen die typische deutsche Frau der

Epoche. Ihre Tüchtigkeit und leichte Derbheit sind durch keine Rokokomanieren zu überwinden. Es fehlt diesen Frauen an Grazie, so sehr sie auch darum bemüht erscheinen. Sie bleiben steif, aber es sind brave deutsche Frauen, und sie tragen das Kostüm ihrer Zeit so gut es eben geht. Maria Barbara Eleonore, vermählte Gräfin zu Schaumburg-Lippe, geborene Gräfin zur Lippe, strengt sich wirklich in anerkennenswertester Weise an, sich so zu halten, als ob sie in Paris und Versailles groß geworden wäre zwischen Madame de Pompadour und der Dubarry, aber es geht nicht. Der Maler hat ihr redlich geholfen. Er hat ihr links ein Postament mit einer hohen Steinvase hingestellt, er hat ihr einen hübschen Hermelinmantel darauf gelegt und er hat ihr genau gesagt, wie sie, den linken Arm lässig darauf stützend, sich anlehnen soll. Der rechte Arm sollte dann leicht herabhängen, während die Finger traumverloren mit einer Blume spielten, und das liebe, gute Gesichtel sollte recht freundlich und schelmisch aussehen. Nun war aber offenbar ihr Korsett zu steif zu richtigem bequemen Hingegossensein. Maria Barbara pflegte sich für gewöhnlich grade zu halten und ihre Hände waren gewohnt, etwas zu tun und weder lässig sich aufzustützen, noch mit einer Blume zu tändeln. Sein mußte es aber, also tat sie alles, was im 18. Jahrhundert nun einmal korrekt war, und sah mit lachenden Augen, halb verlegen, zum Maler hinüber, ob es wohl auch richtig à la Watteau sei. Dem Hofmaler Ziesenis gefiel es, vielleicht weil er als Künstler groß genug war, um den Reiz dieses Linkischen, Frisch-Naiven zu genießen. Er malte die Gräfin zu Schaumburg-Lippe in leicht zur Seite gebogener Haltung, gerade so steif und kindlich ungeschickt, wie sie sich hingestellt hatte. Er malte ihren lebendigen, klugen, ehrlichen Ausdruck und ihre reinen kirsch-schwarzen Augen. Er hüllte das ganze Bild in feine Farbentöne von zartem Braunrosa und Schwarz, von Grauweiß und Blau und gab dem lustigen deutschen Komteßchen einen hübschen grünen Garten als Hintergrund.

Weniger gern mag er Sophie Karoline Marie, die Markgräfin von Bayreuth, gemalt haben. Ihre Robe mußte sein Malerauge empören, oder fand er es spaßig, diese lachsfarbige Toilette mit großen schwarzen, flatterigen Mustern zu bedecken? So dachte sich nun halt die deutsche Frau die Eleganz des 18. Jahrhunderts. Ganz Kleinstädterin in ihrem blauen Kleidchen war Friederike Karoline Luise, Prinzessin Karl von Mecklenburg-Strelitz, und geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt: Sie hält ein Baby-

bildchen in der Hand und schaut lustig in ihr kleines Kinderstubendasein hinein. Man sieht in diesem Bild des Ziesenis trotz aller von van Dyck erlernten Haltung des Offiziellen den starken Zug des Bürgerlichen.

Ganz ähnliches finden wir bei der Porträtistin Anna Rosina Lisiewska. In dem Bild der Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig hat sie das Repräsentationsbild dem intimen Porträt schon sehr nahe gebracht. Diese alte Dame ist ihres Ranges so gewohnt, daß sie ihn vollständig vergißt. Ihr ist noch nie jemand zu nahe getreten. Sie sitzt der Malerin Lisiewska gegenüber, wie sie alle Tage zu sitzen pflegt, wenn sie Audienzen erteilt. Ein nonchalantes Sichgehenlassen würde sie sogar in ihrem Toilettenzimmer nicht für korrekt erachten. Sie hält sich gerade aber ohne Steifheit und sie trägt ihr feuerrotes, mit viel braunem Pelzwerk verbrämtes Kleid, ihren großen Muff, ihr prachtvolles Perlengehänge im Ohr und ihre Spitzenhaube wie Dinge, die ihr gehören. Der feine Kopf der alten Dame hat kleine, sehr scharf markierte Züge, es liegt unendlich viel Rasse darin. Die Augen sind groß und braun und sehr klug. Sie kontrastieren gut mit dem grauen Haar. Die Lippen sind fein und schmal, sie können geistreiche Dinge sagen, vielleicht auch liebenswürdige.

Anna Rosina Lisiewska war als Berlinerin natürlich von Pesne beeinflußt. Man kann die Entwicklung der Berliner Rokokomalerei daher deutlich weiter verfolgen bei ihrem Sohn und Schüler Georg David Matthieu, der von 1737—1778 lebte. Seine Bilder sind vielleicht diejenigen, welche auf der Ausstellung am meisten der landläufigen Vorstellung vom Rokoko entsprachen. Die Künstler-Psyche Matthieus (immer ein ganz anderes Ding als die Persönlichkeit des Menscheu selbst) war zart und weich. Diese Anlage wurde durch seine weibliche Lehrmeisterin wahrscheinlich eher gepflegt, als zu größerer Härte erzogen. Mütterliches Verständnis mag sich
richtung des 18. Jahrhunderts begegnet
in Matthieus Bildern einen unendlich
-koketten Zug. Alles ist blaß und hell.
zartes Rosa und Weiß. Seine Prinzeßchen
rechliche Porzellanfigürchen. Ein Mädchen
aube dar, und es ist ganz allerliebst, wie
der Prinzessin Sophie Friederike und des
I. von Mecklenburg ein galantes Pärchen
Violett und Grün gehaltene Bildchen ist

zart und süß, wie der Deckel einer Bonbonnière. Reizend ist auch sein 1767 gemaltes Porträt der Prinzessin Sophie Friederike von Mecklenburg als eben dem Kindheitsalter entwachsenes Mädchen. Ein kleines lachendes Gesicht, ein schwarzes Hütchen auf weiß gepudertem Haar, eine zierliche, eingeschnürte Taille, in der linken Hand ein Brief, in der rechten ein Fächer, das alles in Apfelgrün und Rosa addiert ergibt die Summe: typisches Dosen-Rokoko, harmlos, lieb, aber ohne Kraft. In dieser Richtung ging es in Deutschland nicht weiter.

Es sind zwei etwas ältere Maler, welche in hervorragender Weise den Stand der deutschen Malerei vor der direkten Anlehnung an die großen englischen Porträtisten kennzeichnen. Rafael Mengs und der ältere Tischbein schließen die Gruppe derer ab, welche innerhalb des 18. Jahrhunderts lebten und starben. Ihre Nachfolger ragen mit ihren letzten Werken dann schon in das frühe 19. Jahrhundert hinein. Johann Heinrich Tischbein war 1722 geboren und starb 1789, Rafael Mengs, der 1728 geboren wurde, starb 1799. Hier haben wir also noch die Zeit vor der französischen Revolution. Die Malerei des Johann Heinrich Tischbein des Aelteren ist kräftig und flott. Seine Farben sind einfach und sonor. Es ist von historischem Interesse, daß wir von diesem Maler das Kinderbildnis des Herzogs Karl August von Weimar besitzen. In staunenswerter Weise hat Tischbein hier von der konventionellen Auffassung des Kinderbildnisses abgesehen und hat versucht, sich streng an die Individualität des fürstlichen Knaben zu halten, der, ihm unbewußt, mit dazu beitragen sollte, die Rokokokultur aus dem Wege zu räumen, indem er dem gewaltigsten Genie seiner Zeit freie Bahn schaffte. Das Standesbewußtsein, das Gefühl seines Herrscherberufs ist diesem Knaben angeboren, das drückt sich deutlich in der Haltung aus, ohne daß diese Haltung im geringsten unkindlich wäre. Es hindert auch nicht, daß ein bitterböser Strick aus Brokat, Samt, Pelz und Ordensbändern hervorschaut. Der Stock, den dieses Bübchen lose in der Hand hält, dürfte gelegentlich kräftige Schläge austeilen auf eine nicht ganz willfährige Umgebung. Das dicke, gesunde Bubengesicht strotzt von Mutwillen und Verstand. Die Züge sind, bei aller kindlichen Weichheit, schon durch die Energie des Charakters gestrafft und gehärtet. Die Augen glänzen und glühen, allerhand Dinge verheißend: Begeisterungsfähigkeit, staatsmännischen Sinn und Herzensgüte. Spott und Lachlust vibriert um die Nasenflügel, die Lippen sind von frischer Sinnlichkeit ge-

schwellt, das Kinn verrät unbändigen Trotz. Tischbein kannte sein Prinzchen gut. Er gab ihm keine Bücher zur Seite, wie seinem kleinen Bruder Konstantin. Hut, Stock und Hund, das waren Karl Augusts Attribute. Die Farben sind wunderbar zusammengestellt. Die Brokatweste ist silbergrau gemustert, der Mantel darüber aus blauem Samt mit grauem Pelz; dieses Grau und Blau ist von sehr vornehmer Wirkung. Als Pendant zu diesem Bild malte Tischbein im Jahre 1769 den Prinzen Konstantin. Er ist ein hübscher Junge, sympathisch, aber ohne das Sprudelnde, Handfeste seines bedeutenderen Bruders. Die Farben hier sind grau und rot.

Das beste Bild von Rafael Mengs in Darmstadt war sein Porträt des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen. Das Modell war weder malerisch noch interessant, so half sich Mengs in geistreicher Weise, indem er den ganzen Vorwurf als Stilleben gestaltete. Er griff dazu auf die alte Barocktradition zurück und schuf ein Ensemble von Samt und Hermelin, von Stahlgrau, Grün und Rosa, von wallendem Mantel und eiserner Rüstung, von Spitzenjabots, Armschienen und Ritterhelm, von breiten Bändern und glitzernden Orden, und auf all' dieses Blau, Grün, Rosa und Stahlgrau setzte er den dicken, roten, kugelrunden Kopf wie einen Apfel oben drauf. Wie es die Art der deutschen Maler, hat auch er unschöne Besonderheiten seines Modells nicht gemildert, sondern als persönliche Merkmale ruhig wiedergegeben. Kurfürst Friedrich Christian hatte einen viel zu dicken und kurzen Hals. Mengs zeigt, wie ihn der Kragen einzwängt und wie mühsam der hohe Herr sein hohes Doppelkinn über den Staat herüberhebt, in den man seine Körperfülle eingemummt hatte. Mengs hat diesen Fürsten noch einmal in Pastell gemalt und ihn ganz ebenso charakterisiert, der vergnüglich kugeliche Kopf über dem blauen Samt war interessant zu vergleichen mit Bachs Brustbild der Gräfin Hohenthal, unter welchem Mengs Pastell aufgehängt war. Bei beiden unschönen Köpfen ist die Lebendigkeit des Ausdrucks, das Rasche des Blicks beachtenswert.

Unter und neben diesen Künstlern waren natürlich noch Scharen von tüchtigen Malern, aber auch von ganz handwerksmäßigen Bildmachern tätig. Bei diesen letzteren zeigt sich aber manchmal der Zug der Zeit deutlicher wie bei den großen Künstlerpersönlichkeiten. Sie geben sich willig der Mode hin und wiederholen gewissermaßen mechanisch das, was die führenden Geister errungen haben. In diesem Sinne war das große Bild der Familie Remy beachtenswert, das Januarius Zick im Jahre 1776 zu Bendorf a. Rh.

„at vivum" malte. Beim ersten Anblick der riesigen, achtzehn Personen in Lebensgröße darstellenden Leinewand wurde man unwillkürlich an das Gedicht erinnert:

„Meister Maler, will er wol
Mich abkonterfein,
Mich, den reichen Bauern Troll,
Und mein Weib Marein."

Die Aufgabe war ähnlich die, wie sie dem unglücklichen Porträtisten des wackeren Troll im weiteren Verlauf der Dichtung gestellt wird. Diese Aufgabe war kaum zu lösen, wenn der Maler es genau mit ihr nehmen wollte, und Lösungen à la Rembrandt, der in seiner „Nachtwache" ganz einfach seine Auftraggeber im Schatten verschwinden ließ, hätte sich die Familie Remy wohl schwerlich gefallen lassen. Also mußten achtzehn uninteressante, unmalerische Menschen genau abkonterfeit werden. Das hat Zick so gewissenhaft ausgeführt, daß die Familie in vollster Spießbürgerlichkeit zur Geltung kommt. Links ist ein Kaffeeklatsch im Gange, bei welchem auch der Strickstrumpf der deutschen Hausfrau nicht fehlt, rechts wird musiziert, links im Hintergrund Billard gespielt und gekannegießert, Summa: Kaffe, Musik, Strickzeug, Billard, und „ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei" — ist gleich — der deutsche Spießbürger. Die Akzessorien, Kaffeekanne, Tassen, Zuckerdose und die verschiedenen Musikinstrumente sind sorgfältig gemalt, und wir erhalten hierdurch ein wichtiges Kulturdokument des 18. Jahrhunderts mit seiner Hinneigung zum Natürlichen, Spießbürgerlichen, Soliden. Zum erstenmal haben wir hier ein intimes Bild — merkwürdigerweise in monumentaler Fassung. So saßen diese Menschen wirklich beieinander. Eng und klein und grau war ihre Sphäre, aber sie lebten in Eintracht und Rechtschaffenheit, zufrieden mit ihre Arbeit, ihren harmlosen Freuden und ihrem massiven Kleinkram. Die große Welt ließ sie unbelästigt.

Noch drei Maler dieser Uebergangszeit sind zu nennen, die schon mit dem Rokoko gebrochen hatten, ohne sich noch ganz für die klassizistische, bürgerlich-natürliche Richtung entschieden zu haben: Jakob Wessel, Nikolaus Lejeune und Franz Leitensdorfer. Wessels Porträt des Danziger Sekretarius und Naturforschers Jakob Theodor Klein datiert vom Jahre 1759. Wir sehen einen Gelehrtenkopf, bartlos, mit schmalen Lippen. Die ganze Haltung des Bildes ist sehr ruhig, auch in koloristischer Hinsicht. Ein violetter Samtrock

kontrastiert sehr fein mit einer silbergrauen Weste und weißen Spitzen. Von Lejeune war das 1778 gemalte Porträt des Stadtpräsidenten Johann von der Mühll-Faesch dadurch interessant, daß es ganz deutlich auf intimere Wirkung ausgeht. Das Format des Bildes ist sehr klein, der Stadtpräsident ist in voller Figur sitzend abgebildet. Er liest, respektive er blickt von seinem Buche auf. Mit den „Lesenden" tritt eine neue Gattung des Porträts in die Malerei ein, sie unterstützt den Hang zum Häuslichen, von der Außenwelt Abgewandten. Ein ganz neues Motiv bringt Leitensdorfer in seinem Bildnis des Grafen Franz Spaur. Zum erstenmal handelt es sich hier mit aller Entschiedenheit um ein luministisches Problem, mehr als um die dargestellte Persönlichkeit. Das Sonnenlicht fällt vom Hintergrund aus nach vorn in einen geschlossenen Raum. Die Beobachtung ist sorgfältig und der Pinsel des Malers registrierte die Beobachtung genau.

Immerhin scheinen alle diese Arbeiten auf einen gewissen Stillstand in der Entwicklung hinzuweisen. Mit dem französischen Rokoko war es vorbei, und die Maler tasteten etwas unsicher bald zurück in die Barocke, bald nach holländischen Vorbildern, bald nach der ihnen allzufremd gewordenen Natur, bald nach einer vagen, von den Bologneser Eklektikern und Winkelmann bestimmten Klassizität. Immer aber neigte sich in Deutschland die Wagschale zugunsten des Bürgerlichen und Soliden. Der erste, der wieder einen entscheidenden Schritt vorwärts tat und durch seine Malerei zum 19. Jahrhundert hinüberleitete, war Anton Graff. Er ist der Aelteste der Malergruppe, welche, um die Mitte des 18. Jahrhunderts geboren, in der Epoche der Freiheitskriege aus dem Leben schied. In Frankreich ist dies die Periode des Louis Seize, in Deutschland bezeichnen wir sie als die klassizistische Epoche, aus welcher sich dann folgerichtig Empire und Biedermeier entwickelten. Dieser Biedermeier war in Deutschland zu aller Zeit vorhanden, aber je mehr wir uns dem 19. Jahrhundert nähern, desto bestimmter tritt er hervor. Graffs Werke sind jedoch, wie die aller sehr bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten, weniger vom kulturhistorischen Standpunkt wertvoll wie vom malerischen. Seine Bilder gehörten zu den seltenen Gemälden der Darmstädter Ausstellung, die an sich, losgelöst vom historischen Milieu, ihre volle Geltung als Kunstwerke ersten Ranges behielten. Sein Bildnis des Fürsten Heinrich XIII. Reuß ä. L. war schon durch die Breslauer Jahrhundert-Ausstellung 1913 in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es stand in Darmstadt

dadurch gewissermaßen als das erste Bild, welches, zur Epoche des Empire und der Freiheitskriege hinüberleitend, den Zusammenhang der Kultur des 18. Jahrhunders mit der Epoche deutscher Erhebung im 19. Jahrhundert darstellte. Es ist bedeutsam, daß dieser Uebergang durch ein Soldatenbild markiert wird.

Im Anschluß an den dreißigjährigen Krieg hatte diese Periode begonnen. Durch Kriege nnd Kämpfe hindurch hatte sie sich behauptet. Das fragile Porzellan der Rokokokultur hatte sorgfältig geschützt werden müssen während der Dauer des siebenjährigen Krieges. Am Ende der Epoche drohte dieser Kultur abermals von Frankreich her die Vernichtung. Die Kunst des 18. Jahrhunderts ist darum von großem Interesse, weil aus ihr die Grundlagen der künstlerischen Kultur des 19. Jahrhunderts abgelesen werden müssen. In diesen Porträts aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts von der Hand solcher Künstler, die noch die Morgenröte des 19. Jahrhunderts erlebten, liegt die Summe der Kulturarbeit von hundertundfünfzig Jahren. Viele der hier dargestellten Menschen erlebten die Freiheitskriege und den Auslauf der heroischen Zeit im bürgerlichen Biedermeier, die Potenzierung gewissermaßen der beiden Seiten deutschen Wesens: Soldatentum und Biedermeiertum. Diese beiden Charakterzüge der deutschen Nation waren Ende des 18. Jahrhunderts schon voll ausgebildet vorhanden. Der Schwulst der Barockperiode war unvermögend gewesen, das bürgerliche Element zu ersticken, die überzuckerte Delikatesse der Rokokozeit hatte die soldatische Tüchtigkeit nicht zu schwächen vermocht. Am Ende des 18. Jahrhunderts finden wir in den Bildnissen der Zeit wackere, ernste Männer, gesunde, brave Frauen und fleißige, vergnügte Bürgerfamilien. Der Biedermeier der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ist in allen Grundzügen schon vorhanden. Graffs Bildnis des Fürsten Reuß ist ein wundervolles, energisches Soldatenbild, dessen Reiz gerade in seiner absoluten soldatischen Einfachheit und der ehrlichen Gradheit der Auffassung und Malerei zu suchen ist. Von weitem gesehen, ist das Bild fast eine Grisaille. Erst bei näherer Betrachtung realisiert man, wie farbig und tonig es ist. Rot, Blau und Braungold vereinigen sich mit dem warmen Grau zu vornehmster Wirkung. Die hohe, malerische Kultur aller Bildnisse Graffs beweisen die oft beobachtete Tatsache, daß jedes Zurückgehen auf die Natur und Sichloßreißen von der Konvention immer durch die Auffindung neuer malerischer Werte belohnt wird. Daß in Deutschland dieses Zurück zur Natur immer mit einem Vor-

streben des Bürgertums und einer stärkeren Betonung des Intimen zusammenfällt, ergibt natürlich das Hand-in-Handgehen besserer Maltechnik mit bürgerlichen Motiven in der Kunst.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts begann die literarische Anfeindung der bisher herrschenden Kunstprinzipien. Drei Dinge traten zusammen, um den neuen Zeitgeist zu formen: Aufklärung, Romantik und Klassik. Mit diesen drei Richtungen mußte sich die Kunst des 18. Jahrhunderts auseinandersetzen. Holland und Griechenland wurden angerufen, das neu erwachte deutsche Naturgefühl zu erziehen. Der eigentliche Entscheidungskampf wurde auf dem Gebiet der Literatur ausgefochten. Die Malerei trat bescheiden zurück und suchte einerseits durch den formalen Klassizismus frostiger Darstellungen aus der Antike, andrerseits durch das bürgerlich-intime Porträt dem halbverstandenen Sehnen der Zeit Rechnung zu tragen. Graffs Bilder sind in hohem Maße charakteristisch für diese Periode des neuen Wollens. Er hat noch von den Franzosen und von Pesne gelernt, er greift auch oft auf die Barocke zurück, wo sein Vorwurf eine pomphaftere Behandlung zu erfordern schien, aber er legt stets den Akzent der Darstellung auf die Individualität des Modells. Ferner überwiegen bei ihm die bürgerlichen Porträts bei weitem die in fürstlichem Auftrag geschaffenen. Dies trat auf der Darmstädter Ausstellung weniger deutlich zutage, da hier, aus naheliegenden Gründen, gerade sehr viele aristokratische Bildnisse Graffs zusammenkamen. Man sieht es diesen Bildern aber an, daß Graff von der lebendigen Wirklichkeit des Einfachen kam, und er verstand es auch, unter Sammt und Seide die schwer zu findende Psyche des Vornehmen aufzudecken. Still und von dunkler Einfachheit ist auch Graffs Koloristik. Hier sprach Rembrandt mit. Graff sah seine Modelle nicht in weiten, hohen Marmorhallen und goldstrahlenden Barockräumen, sondern in dunklen Bürgerstuben. So kam es, daß seine Zeichnung auch das nervös Glitzernde und Splitternde der Rokokomanier verlor. Seine Linien sind klar und bestimmt, seine Formen massiv und solid, die Flächen breit und mit wuchtendem Pinsel hingestrichen.

Den Fortschritt in der Technik konnte man in Darmstadt recht deutlich erkennen an dem Bilde Charlotte Dorotheas von Schönberg, gebornen Gräfin Hoym, welches neben Pesnes Bildnis einer italienischen Sängerin hing. Dieser Pesne ist glatt und virtuos gemalt, ein hübscher Puppenkopf sitzt stereotyp auf einem appetitlichen Frauenkörperchen, auf das der Maler entschieden mehr Wert

legte, als auf eventuell vorhandene ethische oder seelische Momente, die im Gesicht hätten zum Ausdruck gebracht werden können. Daneben hing nun Graffs wundervoll ernstes Werk, das Bild einer Greisin mit klugem, energischem Ausdruck und scharf geschnittenen Zügen. Aus dem runzligen, aber frischen Gesicht blicken große blaue Augen, in deren Tiefe eine Welt von Liebe und Leid und Erfahrung ruht. Der Farbenauftrag ist pastos und schwer, das Kolorit warm und dunkel. Graff schuf meist nur Brustbilder, die Figur interessiert ihn wenig. Nur das Gesicht, durch welches das Seelenleben vorzugsweise offenbart wird, dünkte ihm des Malens wert. Als Pendant gehörte zum Bild der Greisin das im Charakter sehr ähnliche Porträt Peter Augusts von Schönberg. Die Farbe ist diskret und dunkel harmonisch; grünblauer Samt wird mit braunem Pelz zusammengestellt. Koloristisch sehr schön war auch das Doppelporträt des Prinzen Karl von Sachsen mit seiner Gemahlin: eine Zusammenstellung von Weißgrau und Rosa verbunden und zur Geltung gebracht durch ein tiefes, dunkles Grün im Zentrum der Komposition. Typisch für Graff war das Porträt des Kramermeisters J. Fr. Kunze mit seiner Tochter Julie. Hier haben wir das bürgerliche Porträt gewissermaßen wie den Ausschnitt eines bürgerlichen Interieurs aufgefaßt. Das stark Momentane der Haltung gab dem Bilde etwas Unruhiges, aber die wechselseitige Beziehung, der seelische Kontakt, in welchem die Dargestellten zueinander stehen, ist dadurch ausgedrückt, daß sie einander in die Augen sehen. Auch dieses Motiv ist neu. Die beiden Personen sind in einen inneren Zusammenhang gebracht, ein starkes seelisches Band verbindet sie zur Einheit. Ueber alles Lob großartig waren noch Graffs Selbstporträt vom Jahre 1772 und sein 1771 gemalter Lessing. Erst diese beiden Porträts offenbaren den ganzen Künstler.

In den Werken zweier ganz gleichaltriger Malergenien können wir die Spaltung verfolgen, welche die literarisch, aber nicht maltechnisch vereinbaren Ideale des endenden 18. Jahrhunderts in der Kunst hervorriefen: Angelika Kaufmann und Johann Georg Edlinger.

Die Malerin Angelika Kauffmann geriet in Rom, ähnlich wie Rafael Mengs, ganz in den Bann der klassischen Antike, oder der Vorstellung, die man sich von dieser machte. Bei ihr treffen wir auch schon mit aller Entschiedenheit den Einfluß der englischen Porträtisten. Wäre die Heirat zwischen ihr und Sir Joshua Reynolds zustande gekommen, so hätte diese Ehe als Symbol der Einigkeit, die damals in den künstlerischen Bestrebungen beider Länder

herrschte, gelten können. Angelika aber lehnte die Hand des Malerfürsten ab und ging nach Rom — auch hier darf der nachdenkliche Betrachter ein bedeutsames Zeichen sehen. In Rom malte Angelika Winkelmann und Goethe. Ihre Kunst mußte naturgemäß auf das Formvollendete, Erhabene und antikisch Anmutige ausgehen. Sie sah die Natur nicht romantisch, sondern klassizistisch idealisiert. Ihr las Goethe seine „Iphigenie“ vor. Diese beiden Menschen trafen einander in dem Augenblick, in welchem der Dichter, der alle Entwicklungsphasen seiner Zeit durchlief und überwand, sich der Antike hingab. Von seinem Porträt' sagte Goethe, der sie als Künstlerin sehr verehrte: „Es ist ein hübscher Bursche, doch keine Spur von mir“. Das gilt für alles, was Angelika schuf. Es sind hübsche, aber unpersönliche Menschen. Reizende Abstraktionen eines durch die Weibpsyche des sterbenden Rokoko gesehenen Griechentums. Lieblich und rührend, aber kraftlos und einen faden Duft ausströmend. Ihre Frauenporträts sind vielleicht das Beste, was sie gemacht hat. Sie war sehr begabt und arbeitete mit anmutiger Leichtigkeit. Ihre Werke sind gut gemalt, korrekt gezeichnet und vortrefflich komponiert. Die Farben sind frisch. Vielleicht das Beste ihrer in Darmstadt ausgestellten Bilder war das angebliche Porträt der Gräfin Schlick, die sie 1787 in Rom malte. Die Pose ist anmutig, lebendig und natürlich, wie Angelika das von den Engländern gelernt hatte. Das Kolorit ist warm, von leichtem Weiß hebt sich ein schönes, kräftiges Rot ab.

Vergleicht man mit diesem Bild die Werke Edlingers, so glaubt man kaum, daß diese beiden Menschen völlig gleichaltrig und Volksgenossen waren. Edlinger schlug die Richtung auf das Malerische und Bürgerlich-Intime ein. Die Klassizität ließ er beiseite und die Romantik schien keine Macht über ihn zu haben. Von staunenswerter Vortrefflichkeit war sein 1788 gemaltes Porträt Herzog Wilhelms II. von Birkenfeld. Es ist sehr locker gemalt, der violette Anzug erinnert in der flockigen Behandlung an Edlingers Lehrer Desmarées. Für die Schatten hat er schmutzig-graue Töne. Seine Bilder sind stark impressionistisch gehalten. Die Form wird völlig aufgelöst und der seelische Ausdruck selten beachtet. Es kommt Edlinger hauptsächlich auf die malerische Wirkung an, auf das Verhältnis von Hell und Dunkel. Er erinnert hier in manchem an Rembrandt, so in dem Bildnisse des „Einsiedlers“, dessen Malerei als virtuos bezeichnet werden muß. Die Kühnheit der Realistik wie die Kraft der Darstellung sind überraschend, wenn man sich

überlegt, daß gleichzeitig die Werke einer Angelika Kauffmann als mustergültig angesehen wurden.

Von Edlinger beeinflußt, mag der nur um ein Jahr ältere Münchener Johann Christian Mannlich gewesen sein. Sein Bildnis Louviers aus Schleißheim war ein gutes Beispiel des bürgerlich-intimen Porträts. Mit holbeinscher Realistik und Genauigkeit gemalt, war es besonders interessant durch die Gegenüberstellung mit Auerbachs Porträt des Grafen Friedrich Karl von Schönborn. Auerbach starb, als Mannlich dreizehn Jahre alt war. Der Weg, den die Malerei von der Mitte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zurückgelegt hatte, zeigte sich deutlich, wenn man Auerbachs typisches Repräsentationsbild einer vornehmen, gesättigten Existenz mit Mannlichs einfachem, individuell behandelten Bürgerporträt verglich.

Die klassisch-natürliche, durch England beeinflußte Richtung gewann die Oberhand so sehr, daß zeitweise die Werke dieser Kategorie als allein charakteristisch für das 18. Jahrhundert betrachtet wurden und man die um Edlinger gruppierte Münchener Schule ganz außer Acht ließ. Bestimmend für die malerische Entwicklung des 19. Jahrhunders war jedoch vorzugsweise diese auf die Förderung der maltechnischen Qualitäten bedachte bürgerlich-intime Kunst, und es lohnt sich daher, die Bilder dieser Gattung aufzusuchen, die uns heute mehr interessieren als die lineare Plastik der klassizistischen Malerei. Johann Heinrich Füßli, ein geborener Schweizer, starb 1825 in London. Von ihm fand sich auf der Darmstädter Ausstellung ein zweifiguriges Gruppenbild originellster Anordnung. Es gehörte zu der seit Graff häufiger werdenden Gattung der Künstler- und Gelehrtenbildnisse, denn es stellt Johann Jakob Bodmer im Gespräch mit dem Künstler selbst dar. In der Mitte zwischen beiden thront ein riesiger Zeuskopf aus Gips. Also inmitten deutschen Biedermeier- und Gelehrtentums die klassische Antike.

Von dem Leipziger Maler Daniel Caffé (1756—1815) war ein sehr feines Porträt ganz anderer Art vorhanden, das als Bildnis eines Leipziger Kaufherrn bezeichnet war. Ein nicht mehr junger Mann sitzt behaglich im Lehnstuhl an seinem Schreibtisch Das Gesicht ist, ohne Anspruch auf Schönheit, sympathisch, der Ausdruck verrät trockenen Humor, Verstand und Ehrlichkeit. Sehr gut sind die großen, knochigen Hände gemalt, die mit einem Brief beschäftigt sind. Jeder Gedanke an Repräsentation ist in diesem Porträt absichtlich vermieden. Der Kaufherr hat es sich bequem gemacht und seinen grünen Damastschlafrock angezogen, ehe er sich

im blauen Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch niederließ. Sein wahrscheinlich schon etwas kahles Haupt bedeckt eine grüne Mütze mit Pelzrand, ein weißer Kragen und ein weißes Jabot markieren diskret die trotz Schlafrock und Mütze kultivierten Gewohnheiten ihres Trägers. Die Malerei des Bildes ist glatt und solid, ohne Rokokozerblasenheit, ohne englische Süßigkeit, aber auch fern von der impressionistisch-nervösen Manier Edlingers. In Reinhards kleinem Porträt der Familie Legrand haben wir die bürgerlich-intime Stimmung in klassizistischer Form, die typisch biedermeierische Note. Fünf Personen sind in voller Figur dargestellt, Vater, Mutter, eine halbwüchsige Tochter und zwei Kinder. Vom rein malerischen Standpunkt fast wertlos ist das Bildnis von großer Bedeutung als Illustration der Zeitgeschichte.

Das Bürgerlich-Intime übertrug sich natürlich hier und da auch auf fürstliche Porträts. Ein sehr schönes Beispiel dieser Art war Schröders kleines Bild Heinrich XIV. Fürsten Reuß ä. L. Die Malerei ist miniaturhaft fein. Der Fürst ist sitzend dargestellt, in bequemer Haltung. Die gut gegebene Bewegung zeugt von einer absoluten Beherrschung der Form und der Zeichnung. Der Ausdruck des Kopfes ist intelligent und in diesem Augenblick der eines Menschen, welcher, mit einem Gegner debattierend, dessen Gründen volles Gewicht gibt. Dieser Ausdruck des zugleich Hörenden und Antwortenden wird unterstützt durch die unauffällige Geste der linken Hand. Nur der blaue, pelzgefütterte Samtrock unterscheidet dieses Fürstenbild von einem Gelehrtenporträt.

Aehnliches gilt von Burys Porträt der Prinzessin Auguste von Hessen-Cassel, geborenen Prinzessin von Preußen. Auch hier haben wir einen Uebergang vom vornehmen englischen Porträtstil zum deutsch-bürgerlichen. Die junge Gemahlin Kurfürst Wilhelms II. hat ein liebes, intelligentes Backfischgesichtchen. Man glaubt eigentlich vor einem Schulmädchenbildnis zu stehen. Sie sitzt malend an einer Staffelei, wobei ihr ein Amor offenbar behilflich ist. Ihr hübsches, glattgescheiteltes Haar ist in Zöpfen und Locken arrangiert, über dem schwarzen Kleidchen trägt sie einen großen, weißen, gestickten Kragen mit Zacken, aus dem der bloße Hals kindlich hervorsieht. Diese schwarzgekleidete Gestalt hebt sich hübsch vom blauen Grunde ab. Den unteren Abschluß der Figur bildet ein roter Schal. Die Farben sind satt und kräftig.

In allen diesen Werken war noch wenig von der alle Schichten des deutschen Volkes schon durchdringenden Sentimentalität und

Naturschwärmerei zu bemerken. Die ersten Werke dieser Art sind die Bilder Friedrich August Tischbeins. Trotzdem er aus dem Atelier seines Oheims Johann Heinrich Tischbein kam, ist doch von barocker Manier so wenig etwas bei ihm zu finden, wie von dessen kraftvoll individualisierender Behandlungsweise. Der Unterschied der Persönlichkeit zeigt sich am klarsten in des jüngeren Meisters Bildnis Herzog Karl Augusts von Weimar. Diesen Fürsten hatte Johann Heinrich Tischbein als Kind gemalt und in dem Kinderbildnis den ganzen Charakter des Mannes durch bestimmte plastisch-wuchtige Formen ausgedrückt. Friedrich August schuf einen im Park behaglich sinnenden englischen Lord. Dieses Bild ist vollkommen von Joshua Reynolds und Gainsborough abhängig. Tischbeins liebliches Gruppenbild der Herzogin von Anhalt mit ihren drei Kindern ist in Haltung, Farbengebung und Zeichnung ebenso durchaus nach englischen Vorbildern gestimmt. Nur die hektische Röte der Wangen kommt auf Rechnung der deutschen Sentimentalität. Wir befinden uns mit diesem Bilde mitten im Klassisch-Sentimentalen. Tischbeins 1797 gemaltes Bildnis der Freiin Louise von Loën gibt uns den Typus der empfindsam-natürlichen Frau. Am besten ist Tischbein in den Bildern, wo er sich ganz den englischen Einflüssen hingibt und sich einfacher Natürlichkeit ohne erhabenen Sentiments befleißigt. Mustergültig in dieser Hinsicht ist das Bild des Fürsten Friedrich von Waldeck. Koloristisch sehr fein in braunen und gelben Tönen gehalten, interessiert das Bild auch durch die Führung des Lichtes. Der Fürst lehnt im offenen Fenster. Kopf und Brust sind von der Sonne belichtet, die übrige Gestalt bleibt im Schatten. Der Kopf ist mit ruhigem Realismus genau so gemalt, wie ihn der Künstler sah, ohne Idealisierung, aber auch ohne Betonung des Unschönen. Die Haltung ist von ungekünstelter Natürlichkeit. In diesem Porträt ist endlich das Repräsentationsbild auch für das fürstliche Porträt überwunden. Friedrich August Tischbein war ein Maler von geradezu überwältigender Produktivität. In Darmstadt zählte man allein sechsunddreißig seiner Bilder. Es ist selbstverständlich, daß nicht alle diese Werke von gleicher Güte sein können. Das Durchschnittsniveau der Tischbeinschen Arbeit ist aber immer das solider Mache. Die Zeichnung ist stets korrekt und von strengster Sorgfalt, die Form mit Verständnis durchmodelliert, das Kolorit meist von großer Schönheit und Vornehmheit. Die weiblichen Porträte verfallen leicht in das Süßliche und Allzuliebliche, weswegen er bei den Zeitgenossen auch besonders

als Damenporträtist beliebt gewesen sein mag. In Darmstadt war kein Bild seiner Hand, welches dem des Fürsten von Waldeck ebenbürtig zur Seite hätte stehen können.

Von Wilhelm Tischbein (1751—1829), dem Freunde Goethes, haben wir noch einmal das Repräsentationsbild alten Stils, großzügig, vornehm und glatt heruntergemalt, ohne sachliches Interesse. Ernst Friedrich III., Herzog von Sachsen-Hildburghausen, erscheint in seinem von Wilhelm Tischbein gemalten Porträt als ein uninteressanter Mensch, ohne angeborene Vornehmheit, aber durch Stellung und Erziehung zum Grandseigneur werdend. Es gibt diese Parvenüs ihrer eigenen Geburt, und sie waren gerade unter den deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts nicht selten. Dieser blieb trotz aller Hoheit ein Kleinstädter, auch das ist typisch für die Zeit. Der feuerrote Anzug, der viele Pelz und der weißgraue Atlas ergeben zusammen eine recht wirkungsvolle und distinguierte Farbenharmonie. Es war fast selbstverständlich, daß der von den Höfen abhängige deutsche Porträtmaler sich einer urbanen, kultivierten, durch Sauberkeit und Korrektheit ansprechenden Malweise befleißigte. Die Graff und Edlinger sind als Fürstendarsteller zu bürgerlich und formlos. In dem Kasseler Maler Wilhelm Böttner sehen wir den Typus dessen, was bei Hofe von einem Porträtmaler gewünscht wurde. Sein Bildnis der Königin Luise ist wie auf Porzellan gemalt. Man denkt es sich unwillkürlich auf Tassen und Vasen übertragen. Das zarte, hübsche Gesicht der schwergeprüften Königin ist lebendig und lieb im Ausdruck. Der weiß umwickelte Hals, der tiefe Ausschnitt des weißen Kleides, der blaugraue Mantel verleihen dem Bilde den für alle Bildnisse dieser Königin typischen Zug des klassisch-Ruhigen, Reinen und Kühlen, eine gewisse hoheitsvolle Würde der deutschen Frau, die nichts gemein hat mit dem starken sinnlichen Reiz der Rokoko-Französin oder der sentimentalen Mondanität der Reynolds-Engländerinnen.

Als die abschließenden Künstler dieser in das Empire hinübergleitenden Epoche mögen die Namen zweier Männer stehen, die beide noch das Aufgehen des Empire in dem deutschen Biedermeier erlebten. Joseph Grassi und Johann Baptist Lampi d. Ä. Beide wählten für ihre offiziellen Porträts den von den Barockmalern geschaffenen Kurialstil, indem sie diesen im Sinn einer zur klassischen Ruhe der Antike hinneigenden Zeit abwandelten. Bei intimen Bildnissen tritt das rein malerische Interesse am technischen Promblem entschieden in den Vordergrund. Das Spiel des Sonnenlichtes be-

schäftigte beide Maler. Mit Ueberraschung sieht man Erinnerungen an Rembrandt auftauchen, natürlich in hellerer und mehr sentimental-romantischer Form. Licht und Schatten werden zur Stimmungsmalerei benutzt. Eine gewisse Unentschiedenheit im Stil resultiert für beide Künstler aus diesem malerischen Doppelleben. Man sieht genau, wie hier Fragen und Probleme aufgestellt wurden, deren Lösung dem 19. Jahrhundert überlassen blieb. Der nächste Schritt, der über Grassi und Lampi hinaus zu tun war, mußte die gegenseitige Durchdringung des bürgerlich-malerischen mit dem plastisch-repräsentativen Porträt bringen. Kügelgen, Hetsch und Runge brachten das zuwege. Das Empire-Porträt in seiner heroischen Bürgerlichkeit ist die Antwort des 19. Jahrhunderts auf die künstlerischen Fragen des 18. Jahrhunderts. Mit Kügelgen, Hetsch und Runge beginnt eine neue Periode. Sie weisen vorwärts zu neuen Kulturidealen. Das 19. Jahrhundert war von vornherein auf einen anderen Ton gestimmt als das 18. Jahrhundert. Wenn man sich an Philipp Otto Runges Bildnis seiner Eltern erinnert, ist es schwer zu realisieren, daß dieses Werk geschaffen wurde, als Lampi und Grassi noch lebten. Runge war jung und starb in jungen Jahren. Ihn hatte das Leiden des napoleonischen Krieges ernst gestimmt. Abermals brach in jenen Jahren des frühen 19. Jahrhunderts das Kartenhaus einer konventionellen Kultur unter dem ehernen Tritt des Krieges zusammen. Die Lampi und Grassi aber konnten den neuen Geist nicht mehr verstehen. Ernst und tragische Größe waren verlernt. 1806 malte Runge seine Eltern. Ein Jahr zuvor ist das große Repräsentationsbild Grassis gemalt, das in Darmstadt zu sehen war: Karoline Amalie Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg, geborene Prinzessin von Hessen. Glatte Eleganz bestimmt den Charakter des Bildes, das, ohne jedes Eingehen auf die Persönlichkeit gemalt, nur den Zweck erfüllt, dekorativ zu wirken. Die Prinzessin aber steht an einem Fenster, das mit dünnem gotischen Maßwerk verziert ist, die abgemagerte romantische Sentimentalität des 18. Jahrhunderts symbolisierend.

Viel besser ist Grassis Porträt des Grafen Jean Malachowsky, das 1792 gemalt ist. Hier gab Grassi, was er zu geben hatte, ein sehr ruhiges, sehr einfaches und sehr vornehmes Aristokratenporträt. Das konnten die Maler des 19. Jahrhunderts nicht mehr machen. In seinem 1791 gemalten Bildnis des Bildhauers Anton Grassi finden wir dann endlich den wirklichen Maler Grassi. Das Bild ist ganz in drei Tönen: braun, schwarz und grau gehalten, die mit

Akkuratesse ineinander abgestimmt sind. Das Interessante des Gemäldes liegt aber in der Beschäftigung des Künstlers mit einem luministischen Problem. Der Kopf des Modells ist von einem schwarzen Hut bedeckt, dessen breite Krempe so über die Stirn und das rechte Auge fällt, daß diese ganz im Schatten sind. Das linke Auge bleibt dagegen hell. Die Aufgabe ist mit Liebe und nicht ohne Geschick gelöst.

Dieselbe Beschäftigung mit klassizistisch-sentimentalen Motiven einerseits und mit luministisch-malerischen Problemen andererseits finden wir bei einem anderen Künstler der Epoche, Friedrich Heinrich Füger, dessen Selbstbildnis schon ein überraschendes Gefühl für starkes Sonnenlicht verriet. In diesem Porträt war die Stimmungsmache sehr auffallend. Der in einen langen, faltigen Reisemantel gehüllte Jüngling ist der typische Romanheld des 18. Jahrhunderts. Das ihn beleuchtende Sonnenlicht wirkt noch ganz bühnenmäßig. Aehnlich hat Füger auch im Porträt seines Vaters und in dem seines Kindes durch Beleuchtungseffekte Stimmung zu geben versucht und ist dabei in der Pose theatralisch geworden.

Als Johann Baptist Lampi die Zarin Maria Feodorowna, geborene Prinzessin von Württemberg, zu malen hatte, schuf er ein Bildnis fürstlichen Pomps. Malerisch ist dieses Werk uninteressant. Aber als er 1787 den Freiherrn Joseph von Sperges malte, stellte auch er sich ein luministisches Problem. Möglich, daß dieses Bild die Anregung zu dem vier Jahre später gemalten Grassis gab. Der junge Mann in Lampis Porträt trägt einen braunen Mantel, der mit feiner Kunde aller malerischen Möglichkeiten gemalt ist. Der Kopf ist sprechend und gut herausgearbeitet. Gesicht und rechte Schulter scheinen wie von einfallendem starken Sonnenlicht durchleuchtet. Aber er wie Grassi und Füger gelangt nur zu einem harten Bühnenlichte. Die Malerei des 18. Jahrhunderts war überall an einer Schranke angekommen. In der eingeschlagenen Richtung ging es nicht weiter. Hundertundfünfzig Jahre rastloser Kulturarbeit lagen hinter den Deutschen. Ein Sturmwind mußte kommen, der die Spreu von dem Weizen sonderte. Not, Unglück und Krieg brach herein. Gold mußte zu Eisen werden. Wieder trat der Soldat hervor und stille Frauen hüteten in verwaisten Heimen die köstlichen Gaben des Friedens. Nach dem Kriege wurde die Welt anders, als sie bisher gewesen. In einem gewaltigen Krieg fand diese Kulturepoche ihren Untergang, wie sie geboren war nach einem gewaltigen Krieg.

Wie kann die protestantische Kirche durch den Krieg wieder zur Volkskirche werden?

Von

Dr. v. Hauff, Steglitz.

Die Freunde und die Feinde der Religion sind überrascht gewesen von der Einmütigkeit, mit der sich das deutsche Volk beim Ausbruch des Krieges der Kirche zuwandte. Bei vielen mag es in erster Linie die Angst gewesen sein, die sie dazu trieb: jetzt, da jeder in eine Lage kommen kann, wo auch das sonst so allmächtige Geld nichts mehr nützt, versucht man es mit der Frömmigkeit, die man wieder beiseite lassen kann, sobald die Not gehoben ist. Einen solchen Standpunkt finden wir sonst nur bei ganz niedrigen Religionen, und wir werden einen ehrlichen Materialismus, der Gott und Teufel leugnet und sich vor dem Tod nicht fürchtet, entschieden höher schätzen. Da wir aber bei allen anderen Kundgebungen des deutschen Volkes glücklicherweise nichts von Angst merken, so wäre es sehr sonderbar, wenn sie ausgerechnet bei den religiösen die treibende Kraft sein sollte. Es ist vielmehr durch den Krieg jedermann klar vor Augen geführt worden, daß im deutschen Volk viel mehr religiöse Kräfte schlummerten, als man ahnte, und daß nur ein außergewöhnlicher Anstoß nötig war, um sie zu wecken, wobei sehr genaue Leute die Frage erheben werden, ob dies wohl auch ohne den Krieg eingetreten wäre, eine Frage, deren Beantwortung wir ihnen vertrauensvoll überlassen wollen.

Für die Freunde protestantischen Geistes ist die andere Frage allein von Bedeutung, was zu geschehen hat, um das deutsche Volk davor zu bewahren, daß es nach dem Krieg wieder in die alte Gleichgültigkeit zurücksinkt. Ich halte die Erreichung dieses Ziels für möglich, weil sich in den vergangenen Jahrzehnten gerade bei

den Gebildeten ein immer steigendes Interesse für Religion geltend machte. Was man sich vor 30 Jahren ins Ohr sagte, das hört man heute auf den Gassen. Um so mehr hat sich der alte Rationalismus den unteren Schichten des Volkes angepaßt, wo er ganz vortreffliche Geschäfte macht. Daneben her geht bei allen Teilen des Volkes eine starke Abneigung gegen die Kirche, nur mit dem Unterschied, daß die religiös interessierten Gebildeten meist genau trennen zwischen der Religion und der Kirche und häufig gerade deshalb von der Kirche nichts wissen wollen, weil nach ihrer Meinung die Kirche den Sinn des Christentums nicht ausdrückt, während die Ungebildeten sich in der Regel zuerst von der Kirche lossagen und damit auch die Religion wegwerfen, weil diese von der Kirche vertreten wird. Die Gebildeten meinen häufig, die ganze Kirche müsse beseitigt werden, nur dann könne wahres Christentum gedeihen, doch vergessen sie dabei, daß Religion und Christentum ohne Gemeinschaftsbildung nicht denkbar ist, und wer das etwa bisher nicht geglaubt hat, dem hat es der Krieg bewiesen, denn Gebildete und Ungebildete haben sich plötzlich in der Kirche zusammengefunden.

Der Krieg hebt alle Klassenunterschiede auf. Reichtum und Begabung und Wissen verschwinden gegenüber dem militärischen Grad. Aber auch bei den Offizieren und der Mannschaft untereinander macht sich ein viel stärkeres Kameradschaftsgefühl geltend als in Friedenszeiten: der Offizier ist nicht in erster Linie der Vorgesetzte, sondern er ist da, weil es die Ordnung verlangt, ohne die auch nicht für die Truppe gesorgt werden könnte. In den Kampf zu treiben braucht man die Leute nicht. Die gleiche Kameradschaftlichkeit zeigt sich daheim, nicht nur in den Lazaretten, sondern in weit ausgedehnterem Maß bei der Unterstützung der durch den Krieg in Armut Geratenen. Es gibt aber keine Einrichtung, die alle Standesunterschiede so vollständig aufhebt, wie die protestantische Kirche, und darum finden sich auf einmal alle in der Kirche. Nicht als wollte die Kirche oder das Christentum die Klassenunterschiede überhaupt aufheben, wie etwa der extreme Sozialismus, aber innerhalb der christlichen Gemeinschaft gibt es nur Brüder. Eine Art Familie bildet Christus mit seinen Jüngern, deren Vater Gott selbst ist. So verschieden nun auch die Stellung von zwei Brüdern sein mag, die sie sich im Leben errungen haben, wenn sie sich um Vater und Mutter scharen, dann heißt die Exzellenz Karl und der Handwerker heißt Christian, wenn sie anders rechte Brüder sind und ihre Eltern ehren.

Betrachten wir das Gemeindeleben der ersten Zeit, so finden wir dort genau den gleichen Grundsatz. Auch hier gibt die Familie das natürliche Vorbild, und wenn sich innerhalb des eigentlichen Gemeindelebens die Standesunterschiede breit machen wollen, so geht man dagegen sofort entschieden vor, wie besonders 1. Korinther 11 zeigt. Für die Ordnung in der Gemeinde sorgen Leute, die in erster Linie durch ihr Alter eine gewisse Unterordnung beanspruchen können, genau wie der Vater dies von seinen erwachsenen Kindern verlangen kann. Die Gemeinde eine Familie, das ist das Ziel, auf das wir lossteuern müssen, wenn die Kirche zur Volkskirche werden soll; und dies Ziel ist erreichbar, denn wir erstreben damit nichts Neues, sondern nur das, was die ersten Christen schon hatten. Man wende nicht ein, das wäre damals möglich gewesen, heute aber nicht; denn die Christen der ersten Zeit hatten einen Klassenunterschied zu überwinden, der heute auch nicht in annähernder Weise mehr besteht, die Sklaverei. Mann muß sich klar machen, daß der Sklave in der alten Welt als Sache angesehen wurde, daß auch die Aufgeklärtesten und Besten sich nicht über diesen Standpunkt erhoben, und trotzdem wurde der Sklave von der christlichen Gemeinde als vollberechtigtes Mitglied, als Bruder aufgenommen, wie besonders der Philemonbrief zeigt. Auch hier ließ das Christentum die Verhältnisse außerhalb der Gemeinde vollkommen unangetastet, es verlangte nicht etwa die Aufhebung der Sklaverei, was höchstens einen neuen Sklavenaufstand zur Folge gehabt hätte, sondern überließ es ruhig der inneren Kraft der Religion, mit der Zeit einem Zustand ein Ende zu machen, der sich mit den Grundsätzen der neuen Weltanschauung nicht vertrug.

Leider hat es die Entwicklung der Kirche sehr bald dahin gebracht, daß dieser Familiencharakter gestört wurde. Das Christentum kam schon im zweiten Jahrhundert in die allergrößte Gefahr, in der allgemeinen Religionsmischung der damaligen Welt auf- und damit unterzugehen. So wurden bestimmte Glaubenssätze aufgestellt, die man für wahr halten mußte, um seine Zugehörigkeit zum Christentum nachzuweisen, es mußten aber auch Leute aufgestellt werden, die dafür sorgten, daß die Glaubenssätze beachtet wurden. Diesen mußte durch besonderen Unterricht eine höhere religiöse Einsicht und eine Amtsgewalt verschafft werden, denn sonst waren sie machtlos; und so entstand die Priesterschaft, die durch die Priesterweihe über die anderen unendlich erhaben ist. Diese Erhabenheit hat sich im Lauf der Jahrhunderte immer mehr gesteigert und in der Unfehl-

barkeitserklärung zunächst einen Abschluß gefunden, der kaum noch überboten werden kann. Somit war in der Kirche selbst ein Standesunterschied aufgekommen, der an Schärfe alle Unterschiede im gewöhnlichen Leben hinter sich ließ.

Luther wollte diesen Unterschied beseitigen, und er hatte auch die Absicht, seinen Gedanken vom allgemeinen Priestertum voll und ganz durchzuführen, so daß jeder Christ predigen und Amtshandlungen vornehmen könnte, der sich seiner Art nach dazu eignete, nicht weil er mit dem heiligen Oel gesalbt war. Luther mußte sich aber bei seinen Visitationsreisen sehr bald davon überzeugen, daß im Volk noch viel zu wenig Zucht und Bildung vorhanden war, um es in religiösen Dingen sich selbst zu überlassen. Man konnte nicht die Unterlassungssünden des ganzen Mittelalters mit einem Schlag wieder gut machen. So sah Luther ein, daß man zunächst doch um der Ordnung willen wieder Pfarrer anstellen müsse, die über ein bestimmtes Maß von Bildung verfügen, und setzte im übrigen seine Hoffnung auf die Wirkung der Schule. Da wir infolge des 30jährigen Krieges erst seit etwa 100 Jahren den allgemeinen Schulzwang haben, so ist es klar, daß die Bildung des Volkes noch in den Kinderschuhen steckt, was sich besonders darin zeigt, daß sie mit dem 14. Lebensjahre aufhört, wo sie erst eigentlich anfangen sollte, denn jedermann weiß, daß in der höheren Schule die Erziehung der Tertianer die allergrößten Schwierigkeiten macht.

Darum kann auch heute noch keine Rede davon sein, daß man die Pfarrer abschafft, so unchristlich die ganze Einrichtung auch sein mag, aber man könnte doch den Gedanken ernstlich ins Auge fassen, die Gemeinde ganz anders wie bisher an den Aufgaben der Kirche teilnehmen zu lassen. Diese Aufgaben sind von Christus selbst in der Weise aufgestellt worden, daß nicht die Selbstsucht, sondern die Liebe die Welt regieren soll. Um diesem Ziel näher zu kommen, muß die Kirche sich heute in erster Linie *sozial* im weitesten Sinne des Wortes betätigen, und solche Bestrebungen führen mehr als irgendwelche andere Menschen der verschiedensten Stände und Lebensanschauungen zusammen. Die besondere religiöse Wirkung der Kirche ergibt sich dann ganz von selbst, denn wie der Krieg zeigt, steht beides in ganz enger Wechselwirkung. Trotzdem ist die Ausbildung der Geistlichen eine rein wissenschaftliche, gerade als ob die Aufgabe der Kirche nur darin bestände, Kenntnisse zu vermitteln. Der angehende Pfarrer wird fünf Professoren übergeben, von denen nur ausnahmsweise mal einer im praktischen Amt gewesen ist. Selbst

der Professor für sogenannte praktische Theologie ist durchaus nicht immer Pfarrer gewesen. Jeder dieser Gelehrten hat sich von Anfang an auf einen ganz besonderen Zweig seiner Wissenschaft gelegt, von dem er naturgemäß auch am besten und liebsten erzählt. Darnach fragt er auch in der Prüfung, und so ist der Student genötigt, sich eine Menge von Einzelheiten einzupauken, deren Kenntnis an sich mit theologischer Bildung gar nichts zu tun hat, und die er auch sofort wieder vergißt, wenn er sie nicht von Zeit zu Zeit wiederholt. Man ist immer noch in dem Irrtum befangen, als wäre im Lauf von vier Jahren eine theologische Durchbildung möglich. Das Gebiet ist so groß, daß sie auch nicht im Laufe eines ganzen Menschenlebens erreicht werden kann. Was sich für den Studenten der Theologie erreichen läßt, das ist die Erwerbung der Fähigkeit, jedes theologische oder philosophische Buch mit Verständnis zu lesen, und diese Fähigkeit muß jeder Pfarrer heute haben. Ob dies später auch nötig sein wird, können wir getrost der Entwickelung überlassen, deren Möglichkeit den Hauptvorzug der evangelischen Kirche vor der katholischen bildet. Diese Fähigkeit, theologische Bücher zu verstehen, läßt sich aber auf viel einfachere Weise und in viel kürzerer Zeit erreichen. Dazu wäre nur nötig, daß jeder Professor den Studenten zeigen würde, wie man in seinem Fach zu wissenschaftlichen Ergebnissen kommt. Dazu könnte er ein ganz beliebiges eng begrenztes Stück nehmen, natürlich ein solches, auf dem er selbst zu neuen Folgerungen gelangt ist, und hier würde er den Studenten zeigen, wie er arbeitet. Davon hätten sie unendlich viel mehr Gewinn, als wenn etwa die ganze Kirchengeschichte vorgetragen wird, wobei der Vortragende in der Hauptsache doch nichts anderes sagen kann, als was in den Büchern steht, wo es seine Zuhörer nachlesen können. Man kann recht häufig die Beobachtung machen, daß Leute mit sehr guten theologischen Kenntnissen die denkbar schlechtesten Pfarrer werden und umgekehrt. Das ist nicht sonderbar, denn woher soll ein junger Mann, der vier Jahre Altertumswissenschaft studiert hat, wissen, was er mit einer Gemeinde anfangen muß? Seine theologischen Kenntnisse kann er höchstens im Verkehr mit anderen wissenschaftlich gebildeten Leuten verwerten, das sind aber meist Leute, die auch ohne ihn fertig werden, oder doch nichts von ihm wissen wollen.

Niemand ist imstande, ein fertiges Programm aufzustellen, nach dem unter den heutigen Verhältnissen die Vorbildung der evangelischen Pfarrer zu gestalten wäre. Ganz klar ist nur das Ziel:

Der Pfarrer muß ein Mensch sein, der fähig ist, wie ein Vater an allem teilzunehmen, was seine Gemeinde angeht. Dann ist er in der Lage, den ursprünglichen Familiencharakter der christlichen Gemeinde wiederherzustellen, so daß die einzelnen Gemeindemitglieder vergessen, was sie sonst voneinander trennt, solange sie sich irgendwie um ihren Pfarrer scharen.

Immerhin aber lassen sich für eine dementsprechende Vorbildung der Pfarrer allerlei Fingerzeige finden, wenn wir nachsehen, wie Pfarrer, die ihre Aufgabe in der angegebenen Richtung suchen, sich bestreben, ihre rein wissenschaftliche Ausbildung zu ergänzen. Da ist ein Pfarrer, dem es gelingt, Jung und Alt dazu anzuleiten, die Zeit der Erholung in menschenwürdiger Weise zu verwenden. Die Leute sitzen nicht mehr fast ausnahmslos in den Wirtshäusern, wo sie im Bier- und Schnapsdusel über die „Herren“ schimpfen, die das „fressen“, was sie, die armen Schlucker, mühsam erarbeiten, wobei einer den anderen in unflätigem Geschrei zu übertrumpfen sucht. Es haben sich vielmehr Unterhaltungsabende gebildet, wo die Leute gern hingehen, wo sie angeregt werden zum Lesen und anderer Selbstbeschäftigung. Sie bringen dafür auch gern kleine Opfer, wobei sie immer noch viel billiger wegkommen, als wenn sie ins Wirtshaus gehen. Ein Jünglings- und Jungfrauenverein hat sich gebildet. Die jungen Leute fallen nicht mehr so rettungslos den Hetzern in die Hände, die ihnen den Kampf gegen die höheren Klassen als vornehmstes Ziel vor Augen stellen, ohne ein Wort von dem zu reden, was sie den Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, die ohne Kapital nicht möglich sind, verdanken. Diese andere Seite der Sache wird den jungen Leuten vom Pfarrer und seinen Helfern vorgeführt, und er kann das, weil er auch außerhalb der Kirche an sie herankommt. Und so wird es ihm gelingen, sie auch in die Kirche zu bringen, wohin sie sonst von sich aus schon kaum gehen würden, doppelt nicht, weil die Hetzer, die sie als ihre Führer anerkennen, durch Schimpfen, Spotten und Drohen sie von der Kirche abhalten.

Der Pfarrer hat noch mehr zustande gebracht. Die jungen Leute treiben sich nicht mehr auf der Straße herum, um dann in Schande und Elend zu kommen, was wiederum nur allzu häufig den Haß gegen die „Reichen“ und „Glücklichen“ erzeugt oder nährt, weil sie zu ihrer Entschuldigung sich einreden und von den Hetzern einreden lassen, im letzten Grund seien ja doch nur diese an ihrem Unglück schuld, denn sie nehmen ihnen aus Neid jedes Vergnügen

weg, und darum hätten die „Armen" das Recht, ja die Pflicht gegen sich selbst, das zu „genießen", was man ihnen nicht nehmen könne.

Es ist dem Pfarrer weiter gelungen, auch gebildete Leute für seine Bestrebungen zu interessieren; alle kommen sich gegenseitig näher, die Verachtung auf der einen, der Haß und das Mißtrauen auf der anderen Seite schwinden, man ist auf einige Stunden Bruder und Schwester. Pfarrer, die so etwas fertig bringen, sind selten, und sie müssen lange in einer Gemeinde arbeiten, bis sie die Früchte ihrer Arbeit ernten dürfen, die ihnen in jedem Fall schwere Kämpfe und herbe Enttäuschungen bringt. Und doch sind es mehr, als man gewöhnlich denkt, die, unbeachtet von der Welt, ihren Weg in dieser Richtung gegangen sind und gehen. Von ihnen erzählen die Leute noch nach drei Generationen, und ihre Augen leuchten dabei. Diese Pfarrer zeigen meist auch ein besonderes Geschick in der Armenpflege. Sie erreichen es bei vielen Armen, daß sie sich wieder selbst zu helfen wissen, so daß in der Gemeinde der „Stand" sich vermindert oder ganz verschwindet, der besonders dazu beiträgt, den Klassenhaß zu verschärfen.

Wenn nun aber auf einen Pfarrer, der in der angegebenen Richtung gearbeitet hat, ein anderer folgt, der das nicht versteht, dann schadet dies der Sache der Kirche mehr, als die Tätigkeit des ersten genützt hat. Dabei kann der neue Pfarrer ein Mann sein, der die besten Zeugnisse hat, der mit aller Weisheit der Theologen und Philosophen, soviel man nur irgend davon auf der Universität und durch Selbststudium erraffen kann, ausgestattet ist, der vielleicht sogar nationalökonomische Vorlesungen gehört hat, und der doch dem Werk seines Vorgängers so hilflos gegenübersteht wie ein neugeborenes Kind. Dabei hat er höchstens den einen, freilich sehr schwachen Trost, daß seine Universitätslehrer noch hilfloser wären wie er. Er versucht es mit allen Kräften, an dem von seinem Vorgänger aufgeführten Bau weiter zu arbeiten, aber die Leute fühlen sich bei den Zusammenkünften nicht mehr wohl, sie langweilen sich, und in der kürzesten Zeit fällt alles zusammen.

Nun stürzt sich der Pfarrer auf sein „eigentliches Gebiet", er sucht das zu verwerten, was er gelernt hat, er arbeitet seine Predigten auf das Feinste aus, beherzigt dabei auch die praktischen Ratschläge, die ihm zuteil wurden, und die Leute hören ihm in der Kirche gern zu, manche versteigen sich sogar zu der Behauptung, er könne es besser, als der Alte, was unzweifelhaft wahr ist. Aber

bald merkt er, daß es ihm auf die Dauer immer schwerer wird, die Leute in der Kirche anzuregen, denn eine Predigt ist immerhin etwa 8 Druckseiten lang, und das Jahr hat 52 Sonntage und einige Festtage, und wenn man das alles zusammennimmt, dann gibt es einen stattlichen Band. Dazu kommen die Hochzeitsreden, bei denen der Pfarrer auf dem Land im wesentlichen auch immer die gleichen Zuhörer hat, weil die Leute untereinander verwandt oder gut bekannt sind. Aber wenn er auch, wie in der Stadt, immer andere Zuhörer hat, so muß es ihm doch selbst zum Ekel werden, wenn er sich fortgesetzt wiederholen muß, und eine Hochzeit bietet nur selten besondere Verhältnisse, die sich für die Verwendung bei der Traurede eignen. Dazu tun die Leute dem Pfarrer durchaus nicht den Gefallen, die Hochzeiten gleichmäßig über das ganze Jahr zu verteilen, so daß er in der Zwischenzeit wieder etwas neue Gedanken bekäme, oder wenigstens das früher Gesagte neu formen könnte, sondern er hat in der einen Woche drei oder vier Hochzeiten, dann wieder einige Wochen keine. Bei den Taufreden ist es nicht besser, während die Grabreden eher Gelegenheit zur Abwechslung bieten. Rechnet man noch dazu, daß ein Pfarrer auch im Konfirmanden- und Jugendunterricht, bei Krankenbesuchen und anderen Gelegenheiten religiös „produktiv“ sein soll, so gibt das in wenigen Jahren bei einer Gemeinde von mittlerer Größe eine Masse, die Goethes sämmtlichen Werken an Umfang gleich kommt. Dabei hat Goethe über alles mögliche geschrieben, beim Pfarrer dreht es sich immer um einen Punkt.

Zu Luthers Zeiten war das insofern anders, als die Leute damals zum größten Teil nicht lesen konnten und zum noch größeren Teil nichts zu lesen hatten, auch fehlten ihnen die einfachsten religionsgeschichtlichen Kenntnisse, die heute schon in der Vorschule gelehrt werden. Sobald die Predigt belehrend sein kann, ist das Gebiet unbegrenzt, nicht aber, wenn sie erbaulich sein soll, was man heute verlangt. Es gibt einzelne Pfarrer, die trotzdem jahraus, jahrein fesselnd zu reden verstehen. Ich habe z. B. bei Frenssen diesen Eindruck, wenn ich nach seinen Dorfpredigten urteilen darf, aber das ist eine Gabe, die sich nur bilden, nicht erwerben läßt und so selten ist, daß man für die Allgemeinheit nicht damit rechnen kann.

Wer dagegen ein warmes Herz für die Leiden und Freuden der Menschen hat und im Grund seines Wesens die Person Christi erlebt — und ohne das taugt er in keinem Fall zum Pfarrer und

richtet immer Schaden an —, der muß imstande sein, sozial zu wirken, wenn ihm die nötige Anleitung dazu gegeben wird, denn auf diesem Gebiet läßt sich, wie die Erfahrung zeigt, unter den angegebenen Voraussetzungen sehr viel lernen. Ohne eine gewisse Anlage dazu geht es hier natürlich ebensowenig, wie bei irgend einem anderen Beruf.

Eine ganz unmittelbare Besserung der eben angedeuteten Mißstände würde sich dadurch erreichen lassen, daß man endlich mit dem lutherischen Grundsatz des allgemeinen Priestertums Ernst machte. Man brauchte nur zunächst jedem würdigen Mann das Recht zu geben, in seiner Familie und bei seinen Freunden die sogenannten Amtshandlungen vorzunehmen. In den Städten würden sich sicher viele finden, die gern von diesem Recht Gebrauch machten, schon weil dann eine Familienfeier nicht durch die Anwesenheit des Pfarrers, der zu diesem engen Kreis bei den großen Stadtgemeinden nur in Ausnahmefällen nähere Beziehungen haben wird, gestört würde. Auch kommt es allzu häufig vor, daß der Pfarrer, weil er die Verhältnisse nicht kennt, durch seine Rede verletzt, wenn auch nur dadurch, daß er Tatsachen übergeht, deren Erwähnung jedermann erwartete. Gewiß soll die ganze Kirchengemeinde eine einzige große Familie sein, aber auch in der Familie unterscheidet man zwischen der engeren und der weiteren Familie. Ich könnte mir für eine Trauung nichts Schöneres denken, als wenn sie von einem der beiden Väter vollzogen würde, und wenn er die Worte für eine Rede nicht finden kann, dann mag er ein Bibelwort als Segen sprechen. Das wäre hundert mal besser, als die Rede eines Pfarrers, der man anmerkt, daß der Mann sich zu Hause damit herumgequält hat, oder vielleicht nicht einmal mehr das, weil er schon zu sehr abgestumpft ist und den Kampf aufgegeben hat, da er ja doch nichts Ordentliches zustande bringt.

Sehr viel schwieriger wäre es, die Kanzel der Allgemeinheit zugänglich zu machen, denn es würde sofort versucht werden, sie parteipolitischen Interessen, religiösen Sonderbestimmungen, bestimmten Vereinen und allen nur denkbaren gut und schlecht gemeinten Absichten dienstbar zu machen. Wir wissen leider von dem ältesten Gemeindeleben zu wenig, um uns ein Bild davon machen zu können, wie man damals solchen Schwierigkeiten begegnete. Es würde uns wohl auch nicht viel helfen, da die Verhältnisse zu verschieden sind. Man müßte heute zunächst dem Kirchengemeinderat die Befugnis erteilen, Leuten, die nicht die Gewähr für würdiges

Verhalten auf der Kanzel bieten, oder denen jede Fähigkeit abgeht, die Erlaubnis zum Abhalten eines Gottesdienstes zu versagen. Dadurch würde man sicher einzelne Leute und auch ganze Parteien vor den Kopf stoßen, aber wer sich vor Konflikten fürchtet, die jeder Fortschritt mit sich bringt, der ist kein Protestant und wird besser katholisch. Auch würde die Kirchengemeinderatswahl dann vielleicht von heftigen Kämpfen begleitet sein, aber das wäre immer noch viel besser, als die gegenwärtige Gleichgültigkeit der Gemeinde. Keinesfalls scheinen mir die Schwierigkeiten so groß, daß nicht, soweit sie nicht überwunden werden könnten, die Vorteile in jeder Weise um ein Vielfaches übertroffen würden.

Es würde ein ganz neues Element in das Gemeindeleben hineinkommen durch diese Beteiligung der Laien, denn jetzt ist die Kirche wie ein Verein, in dem nur der Vorsitzende das Wort hat, während die andern immer stumm dasitzen. Höchstens singen dürfen sie, aber auch nur, was der Vorsitzende angibt. Und um wenigstens etwas zu tun, so streiten sie sich herum, ob der Pfarrer positiv oder liberal oder, wie die einfachen Leute sagen, gläubig oder ungläubig sei, sie überlegen sich sogar, in welches Lager sie selbst gehören. Die Pfarrer untereinander befehden sich grimmig, weil dieser das Wunder bei der Hochzeit von Kana als Gleichnis auffaßt, jener die Himmelfahrt des Elias mythologisch erklären will, und so erheben sie rein wissenschaftliche Erörterungen zu Glaubensfragen und stiften da künstlich Zank und Streit, wo sie nur versöhnend wirken sollen. Dabei ist der Unterschied zwischen positiv und liberal derart fließend, daß kein Laie und kein Theologe sagen kann, wo die Grenze anzusetzen ist. Man zwingt sogar die Kirchenbehörde, Pfarrer abzusetzen, die als Vorsteher ihrer Gemeinde anerkanntermaßen Vorzügliches geleistet haben, weil sie sich zu weit von der Kirchenlehre entfernt haben. Dabei kann wieder kein Laie und kein Theologe sagen, wie weit man sich ungestraft als Pfarrer von der Kirchenlehre entfernen darf, denn daß einer die ganze evangelische Kirchenlehre buchstäblich für wahr hält, verlangt heute niemand mehr. So setzt man eine Kommission von gelehrten Männern ein, die in jedem einzelnen Fall entscheiden sollen, ob der Angeklagte die zulässige Grenze überschritten hat. Die Auseinandersetzungen sind so gelehrt, daß niemand, der nicht ziemlich viel theologische Kenntnisse hat, sie verstehen kann, und so erfährt die Gemeinde nur, ihr Pfarrer sei wegen Unglaubens abgesetzt worden, ohne sich von der ganzen Sache auch nur annähernd ein richtiges Bild machen zu können. Der

Fehler liegt darin, daß man durch die Aufstellung einer Lehre etwas in das Christentum hereinbringt, das diesem vollkommen fremd ist. Echte Frömmigkeit läßt sich unmöglich in eine Lehre fassen, weil sie eben persönliches Erleben ist. Das war so bei Christus und ist so bei jedem frommen Menschen, ganz einerlei, ob er gebildet oder ungebildet ist, ob er etwas von Religionsgeschichte, was man auch Theologie nennt, weiß oder nicht. Gerade weil das Christentum der Gegensatz jeder Lehre von Religion ist, führt es die Menschen ohne Unterschied des Standes zusammen und macht die zu Brüdern, die ernstlich bestrebt sind, in der Weise wie Christus Gott näher zu kommen. Daß Luther in seinem Katechismus wieder eine für die breiteste Allgemeinheit bestimmte Lehre aufgestellt hat, war ebenso wie die Einsetzung der Pfarrer ein Notbehelf, weil die Leute, die aus dem allerstarrsten Katholizismus des Mittelalters kamen, auch in dieser Hinsicht einen Führer brauchten. Auch heute brauchen ihn noch viele, ebenso wie den Pfarrer, und darum wollen wir weder den Pfarrer noch die Lehre der evangelischen Kirche abschaffen, aber da, wo sie nicht nötig sind, wollen wir sie sich selbst überlassen und uns freuen, wenn wir ganz stillschweigend alle beide los geworden sind, ohne daß jemand etwas davon merkt.

Die Entwicklung der Kirche in dieser Richtung würde schon dadurch wesentlich beschleunigt werden, wenn man die Laien in der angedeuteten Weise, wie in der alten Zeit, wieder an dem Gemeindedienst teilnehmen ließe. Das würde sich ohne jede Vorbereitung machen lassen, aber es wäre nur der erste Schritt. Man müßte weiter das Kirchengebäude zu einem Raum machen, in dem es jedem wohl ums Herz wird, weil er darin frei ist von allem, was ihn beschwert, und er sich nur als Mensch unter Menschen fühlt. Wenn die Kirche das sein soll, dann darf sie nicht behandelt werden, wie in manchen Häusern die gute Stube, in die man die Woche über nur durch das Schlüsselloch einen Blick tun darf. Alle Versuche waren bisher ganz vergeblich, die Kirchenbehörde zu bewegen, die evangelischen Kirchen so wie die katholischen immer offen zu halten, erst der Krieg hat es fertig gebracht. Niemand wird verkennen, daß sich daraus Mißstände ergeben können, aber es wäre doch jämmerlich, wenn die katholische Kirche imstande wäre, diese zu überwinden, die protestantische dagegen nicht. Das ist freilich nur der erste und alleräußerlichste Schritt zu dem Ziel, das im Mittelalter einmal erreicht war, daß das Volk einen großen Teil seiner Feierstunden in der Kirche zubrachte, weil es gern dort weilte. Damals

führte man in der Kirche religiöse Schauspiele auf, besonders die Geburts- und Leidensgeschichte Christi. Dabei ging es allmählich zu wild her, und so wurde die Sitte wieder abgeschafft, und nur wenige Reste sind davon übrig geblieben. Aber ich bin überzeugt, daß es nur von Vorteil für das kirchliche Leben wäre, wenn die Leute auch bei Vorträgen und anderen würdigen Veranstaltungen, die nicht rein religiöser Natur sind, in der Kirche versammelt würden. Ist es nicht ein Unsinn, wenn die Menschen sich in einer dumpfen Wirtsstube zusammendrängen, wo sie ein Glas Bier trinken müssen, um die Saalmiete zu sparen, und daneben steht dunkel und schwarz die unnahbare Kirche? Auch auf dem Lande sind jetzt die Kirchen meist heizbar, und ein Ofen kostet kein Vermögen. Zur Wohnstube muß die Kirche werden, denn dort verlebt die Familie ihre glücklichsten Stunden, nicht in der guten Stube. Darnach müßte sich auch die Ausstattung der Kirche richten, denn man fühlt sich nicht wohnlich in einer Kirche, die so düster ist, daß am hellen Tage viele elektrische Lampen angezündet werden müssen, oder die mit sogenanntem Schmuck überladen ist. Schon seit Jahren bemühen sich einzelne Pfarrer darum, echte religiöse Kunst unter das Volk zu bringen, man brauchte nur sie zu fragen, was zu geschehen hat. Es läßt sich in dieser Hinsicht mit ganz geringen Mitteln viel erreichen.

Vor allem aber muß die Kirche arm und reich, hoch und niedrig vollkommen gleich behandeln. Jeder muß vor der Kirchentür seine Titel, Orden und anderen Ehrenzeichen ablegen, und ich meine, das sollte den Menschen nicht schwer fallen, da der Krieg ihnen jetzt eine so vortreffliche Anleitung dazu gibt. Was geschieht aber tatsächlich? In den Städten haben viele Kirchenstühle kleine Schildchen mit Namen. Arme Leute sind's nicht, die sich auf diese Weise ihre Plätze sichern. Die schlechtesten Plätze sind's auch nicht, die belegt werden. Man will doch für sein gutes Geld auch was haben. Wer nicht bezahlen kann oder will, der mag sehen, wo er bleibt. Es wird immer dagegen angeführt, daß die Kirche aus dem Verkauf der Kirchenstühle eine beträchtliche Einnahme erziele, die nur den Wohlhabenden zur Last falle. Das lautet ganz hübsch, in der Tat ist es aber ein heilloser Judaslohn, und wenn die Kirche sich auf solche Weise Geld verschaffen muß, dann soll man lieber alle gemalten Fenster lassen und in einem Stall Gottesdienst halten, wenn man keinen anderen Raum findet. Wen würde nicht eine maßlose Wut erfassen, wenn er sich in der Kirche einen guten

Platz ersessen hat und im letzten Augenblick vom „Besitzer“ weggejagt wird? Ich wüßte unter den kleinen Agitationsmitteln für die Gegner der Kirche kaum eines, das so gut wirkt, wie der Verkauf von Kirchenstühlen. Und es würde noch viel besser wirken, wenn die armen Leute in den Städten die Kirchen nicht sowieso meiden würden. Heute noch müßten alle Zettel in den Kirchen abgerissen und auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt werden, und hier müssen die Vornehmsten den Anfang machen.

Nicht besser steht es mit den Kasualien. Gibt es doch Trauungen erster, zweiter, dritter Klasse. Man hat sich so daran gewöhnt, daß einem das maßlos Empörende dieser Einrichtungen gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Kein Wunder, wenn auch die Pfarrer ihre Reden nach der „Bedeutung“ der Beteiligten einrichten. Die Kirche müßte auch hier den Grundsatz der Gleichheit in religiöser Hinsicht mit unnachsichtlicher Strenge durchführen. Ein hochzeitlich Kleid sollen Brautleute haben, einfach und würdig, aber der Reichtum darf sich dabei nicht breit machen. Ebenso müßte es mit der Ausschmückung der Kirche gehalten werden. Man stelle sich bloß vor, arme Leute werden unmittelbar nach reichen getraut. Noch ist die Kirche voll von dem „Duft“ der Vornehmen, rasch rollt der Kirchendiener den Extrateppich zusammen, damit der Pöbel mit seinen groben Schuhen nicht darauf herumtritt, der Gärtner holt sich seine Pflanzen, oder, wenn die Zeit drängt, läßt er sie auch stehen, was den Unterschied nur noch stärker hervorhebt. Dergleichen darf die Kirche in ihren Räumen nicht dulden! Nachher mögen die Reichen anders festen als die Armen. Auch Christus hat sich an die Tische der Reichen gesetzt. Ob man auch bei den Beerdigungen den Grundsatz der Gleichheit durchführen könnte, weiß ich nicht, denn man kann weder die Zahl der Teilnehmer vorschreiben, noch auch von jedermann verlangen, er solle zu Fuß gehen. Immerhin schadet die Ungleichheit bei den Beerdigungen noch am wenigsten, weil jeder weiß, daß alles nur Tünche ist und daß der Tod jeden so frisiert, wie es ihm am besten gefällt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man zunächst die Pfarrer, die in der angegebenen Richtung arbeiten, ausfindig machen müßte, um von ihnen zu lernen, was not tut. Sie würden es gern sagen, denn das sind arbeitsfreudige Menschen, denen das Wohl der Kirche und des Volkes sehr am Herzen liegt. Mit ihrer Hilfe könnte unmittelbar gar viel gebessert werden, und dann würden sich auch die Wege finden, wie man die angehenden Pfarrer praktisch

vorbilden könnte. In den Prediger-Seminaren wird ja doch wieder nur die Wissenschaft gepflegt, von der sie schon zu viel gehört haben, und ob der Hilfsgeistliche zu einem Pfarrer kommt, der ihm helfen kann, bleibt dem Zufall überlassen, während an einer verborgenen Stelle ein anderer sitzt, der die jungen Leute zu wahren Volkserziehern machen könnte.

Wenn man so vorginge, würde die Kirche auch wieder in das richtige Verhältnis zu den anderen Einrichtungen kommen, die der Volkserziehung dienen, unter denen die Schule die erste Stelle einnimmt. Es gibt nichts Unnatürlicheres, als die Spannung zwischen Kirche und Schule, und leider muß man sagen, daß die Kirche die größere Schuld an diesem Uebel hat, weil sie noch zu viel von der mittelalterlichen Herrschsucht in sich hat, anstatt ihre vornehmste Aufgabe im Dienen zu sehen. Die Fülle der Aufgaben, die sich für die Kirche ergeben würden, wäre ebenso unbegrenzt, wie die Aufgabe der Menschheit überhaupt, das Ziel wäre nur eines: Die Menschen Gott und damit einander näher zu bringen.

Wenn es der Kirche am Schluß des Weltkrieges nicht gelingt, die Menschen wieder als Glieder einer Familie um sich zu scharen, dann halte ich es für das Beste, man läßt den gegenwärtigen Bau zusammenfallen und wartet, welchen Leib die unsterbliche Seele des Christentums sich aus den Trümmern aufbaut.

Neue deutsche Frauenlyrik.

Von

Robert Petsch in Posen.

Die unvergleichlich großen Tage, deren wir gegenwärtig gewürdigt werden, haben auch bei unserer Dichterwelt einen Widerhall gefunden, der manchem Kenner der zeitgenössischen Literatur ganz unvermittelt kam. Ist es doch noch nicht zu lange her, seitdem einer der Stimmführer der Modernen, Kurt Martens, in seinen „Studien und Eindrücken" verkündete: „Eine Abkehr der jungen Dichter von der äußeren Wirklichkeit unserer Zeit findet statt, weil ihr verfeinertes Gefühlsleben, ihre gesteigerten Ansprüche an reine menschliche Werte nur Prosagehalt darin entdecken können. Der wirtschaftliche Aufschwung mag ihnen unter Umständen erfreulich sein, aber der Amerikanismus, den er mit sich bringt, erscheint ihnen dichterisch unverwertbar, allerhöchstens mit Satire anzufassen. Ob die deutsche Politik, die innere wie die äußere und die koloniale, Anlaß zu poetischer Begeisterung zu geben vermag, ist noch zweifelhafter .... Die jetzt so oft vernommene Klage, daß unsere große politische Zeit nur kleine Menschen finde, hat für die Literatur besondere Bedeutung: Kleiner noch als ihre Dichter sind ihre Modelle." Nun hat sich gezeigt, daß die jüngste Vergangenheit, die Zeit eines unerhörten Aufschwunges der deutschen Arbeit auf allen Gebieten, doch noch mehr mit sich gebracht hat, als einen ungesunden Amerikanismus. Es wäre doch kindischer Aberglaube, anzunehmen, daß die ungeheure Spannkraft, die der deutsche Geist heut auf dem Schlachtfelde wie bei aller kriegerischen Heimarbeit beweist, einem augenblicklichen Rauschzustand entspringe, einer Art Ekstase, bei der die Seele aus den gewohnten Bahnen heraustritt und gesteigerte Leistungen vollführt, um später um so matter in die gewohnte Durchschnittslage zu versinken. Was der Krieg zeitigt, ist

nur die durch den gewaltigen Moment aufs höchste erweckte und riesenhaft zusammengeballte sittliche Energie, die wir aus den größten Tagen unserer nationalen Geisteskultur ererbt und seitdem in hartem Kampfe mit den Anforderungen des täglichen Lebens haben praktisch verwerten lernen. Die neuromantische Abkehr vom Leben der Gegenwart hat in der Kunst keine Stätte mehr, weil wir im Leben wirklichkeitsreif geworden sind. Aber die frische Auffassung der Gegenwart mit hellen Augen und starkem, warmem Gefühl, wie sie uns heut an Gerhart Hauptmann, an Richard Dehmel und so vielen anderen innerlichst erfreut, muß doch auch auf poetischem Gebiete schon angebahnt gewesen sein. Ich denke dabei nicht etwa an eine politische oder gar industrielle Dichtung, die doch wohl nur höchst fragwürdige Ausgeburten hätte liefern können, sondern an eine Poesie, die jene menschlichen Fragen und Probleme, die vielleicht zu allen Zeiten bestehen, von jedem Geschlecht aber wieder besonders aufgefaßt und beantwortet werden, in modernem Sinne ergreift und behandelt. Daß dabei die ganze Fülle sprachlicher und rhythmischer Mittel, die uns die Dichtung der letzten Jahrzehnte geschenkt hat, eine Menge Ausdrucksmöglichkeiten darbieten kann, von denen sich unsere Altvorderen noch nichts hätten träumen lassen, liegt auf der Hand. Aber eine wahrhaft moderne Poesie kann und darf nicht bei der bloßen Impression stehen bleiben und jede gedankenhafte Verarbeitung des Sinneneindrucks verschmähen; dazu hat in unserem Vaterlande die Dichtung zur Zeit der Klassiker, auf deren Schultern unsere Zeit eben doch wieder steht, eine zu hohe Stellung eingenommen. Und die neue Poesie kann sich auch nicht auf die virtuose Wiedergabe der Stimmung als solcher und um ihrer selbst willen beschränken, wenn nicht eine allgemeine Verarmung der Dichtung die Folge sein soll. Es ist öfters behauptet worden, daß die modernen Mitbürger Goethes und Schillers wohl viel feinere Nerven, viel höhere technische Mittel als jene besäßen, ihnen aber an menschlicher Größe und an geistigem Gehalt bedeutend nachstünden. Da ist es nun bedeutsam, zu sehen, daß sich gerade Dichterinnen der letzten Jahre als würdige Erben einer großen Zeit erweisen und, bei aller Beherrschung der modernen Mittel, doch nicht bloß „die Kunst um der Kunst (d. h. in diesem Fall um der Technik) willen“, sondern als Ausdruck menschlich-individuellen Erlebens üben wollen. Wir können unseren Lesern heut vier Gedichtbücher deutscher Frauen vorlegen, die in der Hauptsache vor dem Kriege entstanden sind, aber die neue Wendung

des deutschen Geistes zu dem Erbe Goethes auf dem Gebiet der Lyrik verfolgen lassen.

Nichts von dem kriegerischen Lärm, auch nichts von der lodernden vaterländischen Begeisterung dieser Tage erklingt freilich von der Laute, der Erika Rheinsch so tiefe, reine Töne zu entlocken weiß*); wäre die Sammlung ein klein wenig später abgeschlossen worden, so hätten die Saiten des feinen Instruments wohl auch davon geklungen, nach dem Wunsche der Dichterin:

Möchte ich so im Lärm des Lebens walten,
Dem verworrenen Braus, womit uns Glück und
Weh bestürmt, aus bebender Brust mit süßem
Wohllaut erwidernd!

Süßen Wohllaut atmen diese Blätter allenthalben, mag die Dichterin sich nun in romanischen oder in antiken Strophen, in getragenen Langzeilen oder in volksliedartigen Gebilden aussprechen; und mögen Schwierigkeiten der Form nicht immer ganz überwunden sein, um so abgeklärter ist der Gehalt, den sie auszusprechen hat, in der Musik ihrer Sprache und in der wirksamen Formung ihrer Gedanken zutage gekommen. Es ist keine besonders tiefe oder ursprüngliche Philosophie, die da zu uns redet, nur ein bescheidener Pantheismus, den die Dichterin mit vielen ihrer Zeitgenossen teilt. Aber diese Weltfrömmigkeit ist erlebt; aus jedem Verse spricht die Persönlichkeit selber zu uns, die den Dingen vielleicht nicht auf den Grund schaut, die aber die Welt als Einheit täglich und stündlich erlebt und hoch über der Erscheinung das Ewige in der blühenden Blume, im eigenen überwallenden Gefühl, im jauchzenden Glück und in der bittern Qual der Liebe, im Vollgenusse des Lebens und selbst in den Schauern des Todes ahnen, ergreifen und durchgenießen kann. Eine Natur, wie diese, bleibt nicht bei dem Sinneneindruck stehen, sie hält in verfließenden Farben und Formen ein duftendes Abbild der Dinge fest und läßt sich von ihm in die rechte Heimat führen, nach der ihre Seele verlangt.

Katzenpfötchen und Tamariske, die weißgelbe Iris und die ganze Blumenpracht der „Heimat“, der das zweite Buch gewidmet ist, die „ewige Fülle“ der Natur weist sie immer und immer wieder auf den großen Zusammenhang des Ganzen, in den sie sich nicht

*) Erika Rheinsch, Die Laute. Lieder und Gedichte. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1913. Preis 3 Mk.

hineindenkt, sondern in dem sie recht eigentlich lebt. **Immer wieder** in andern Melodien erklingen die sehnsüchtig **zuversichtlichen** Töne ihres „Heimgegangen“:

Auf diesen weichen, blumenreichen Heiden
Wall ich umher, wie selig heimgegangen,
Erlöst von Schmerz, von Hoffnung und Verlangen,
Nur willig, immer tiefer abzuscheiden.

Das Innere der Welt hat mich empfangen,
Ich darf wie Bienen in den Kelchen weiden.
Darf in den kühlen, schwankenden Geschmeiden
Des Tau's als ein verzücktes Funkeln hangen.

Ich bin der Käfer, der im Moose kreist,
Und ich, indes die Hand sie träumend pflückt,
Bin Blatt und Blüte, bräutlich ausgeschmückt.

Ich bin des dichten Rasens selger Geist;
Was war und wird, verscholl wie Windesraunen,
Nur Stille blüht in mir und lichtes Staunen.

„Leben“ und „innere Schau“ heißen die beiden folgenden Bücher, und sie stehen mitten inne zwischen den Abschnitten „Frühling“ und „Herbst“, die von bräutlichem Sehnen und von tiefem Schmerz singen. Aber wie das Verhältnis der Dichterin zur Natur gleichsam ein mittelbares ist, wie sie ihr bestes erst geben kann, wenn sie den Gegenstand in eine gewisse Ferne von sich gerückt hat, so ertönen die schönsten Liebeslieder aus dem Munde der Sehnenden, der Klagenden. Und wenn sie die Gegenwart des Geliebten am höchsten beglückt, so ist es wiederum nicht seine leibliche Anwesenheit, sondern die Erscheinung im Traum. Und selbst in den Armen des Geliebten täumt sich diese Seele, der Klopstocksche Stimmungen nicht ganz fremd sind, wieder in das All hinüber, so daß der unmittelbare, persönliche Wert des Erlebnisses sich wohl zu verflüchtigen droht über dieser „Inneren Schau“:

Wenn du mich küssest, Liebster,
Versink' ich gleich in Traum,
Ich schaue grüne Wiesen
Und Berg und Busch und Baum.

Mir liegt die Ferne offen,
Bis an den Horizont,
Ein Licht betaut die Weite,
Als wie vom vollen Mond.

Ich will die Augen schließen
Und ganz in dir vergehn
Und still die wundersame,
Vertraute Welt besehn.

So leistet denn Erika Rheinsch vielleicht das Höchste, wo sie sich ganz von den Schatten des Irdischen löst und sich dem All todesbrünstig entgegenwirft. Orientalische Weisheit ist ihr nicht fremd, aber sie spielt nicht bloß damit, wie so mancher Bürger der letzten Generation, sie singt aus tiefstem Herzen dem Tode als Erlöser einen Hochgesang, wie ihn Hebbel wohl hätte dichten mögen:

Alles Gestaltete bangt vorm Schlag, der die eigene Form ihm
Tödlich zersprengt und den Geist zugleich im Innern vernichtet,
Denn nur sich selbst dünkt ein Jegliches Leben, das Andere Tod ihm,
Und kein Gedanke vermag auf der Brücke der Wandlung zu schreiten.

Auf dem Wege des dichterischen Gleichnisses sucht die Dichterin in das unbekannte Land einzudringen; und hier gelingen ihr prächtige Bilder gedankenschwerer Naturbeseelung:

Es erschrickt das Gestirn, das ein Weltsturm jäh aus der Bahn riß,
Tief im Zentrum der Schwere und bebt im Krampf der Vernichtung,
Bis es die Grenze verließ und Rückkehr unmöglich geworden;
Graunvoll dünkte ihm dann, den früheren Kreis zu umfliegen —
Seliger zieht der Komet in Bahnen höherer Ordnung.

So fügt sich das im Tiegel schmelzende Gold schließlich doch zu neuen Formen, so spendet die Blume, die mit dem Sommer vergeht, dem Herbste den Samen neuen Lebens.

Also schützt jedes Geschöpf ehrfürchtig die eigne Gestaltung,
Welche ein Gott ihm gab und worin es das Göttliche herbergt;
Aber die Wende naht, wo unter Schmerzen die Brücke,
Die aus der Heimat führt, betreten ist und wo das fremde
Ufer deutlicher und schöner scheint als das verlassne.

So verschließt sich die Jungfrau dem werbenden Manne, um zuletzt in süßem Verlangen hinzuschmelzen, so befreit sich der Geist des Märtyrers, der erst vor der Flamme erschauerte, zuletzt selig von dem Willen zum Leben. Und so kämpft der Kranke auf seinem Schmerzenslager wohl mit dem Tode, um endlich doch die Ruhe herbeizusehnen —

Nicht die Ruhe, die fest und eng sich zur Erde zu schmiegen,
Und wie Antäus aufs neu von Kraft zu schwellen Begehr trägt —
Nein, den stützenden Stab nur zu fassen schiene ihm Qual nun,
Binden und Balsam nun seinen Wunden wie rauhe Mißhandlung,
Trost und Ruhe der Welt wie lastende Schollen des Grabes:
Andere Ruhe schaut der Sterbende schwindenden Herzschlags:
Ruhe, die sich nicht schmiegt, nicht liegt, sich nicht bettet, nicht lächelt,
Die den Atem nicht zieht und die eigne Süße nicht kostet.
Ruhe, wie sie das leichteste Teilchen im Aether empfindet,
Nicht getragen, nichts tragend, und ohne Flügelschlag schwebend,
Ruhe, die steht und nicht gründet, die sonder Regung emporsteigt,
Wie die Wolke im Blau und wie im Glanze der Lichtstrahl.

Das sind Töne, die uns aus „Tristan und Isolde“ vertraut sind, und vielleicht hat unter den Neueren ihnen keiner eine reinere Form gegeben als Eika Rheinsch, der wir auch „Lyrische Nachdichtungen der Motive aus dem Ring“ verdanken; mit dem Sänger der traurigen Weise und mit seinem Meister Novalis verbindet sich auch mancher sehnsüchtige Ruf an die alles mit flaumleichtem Schleier umwebende, „sanfte, süße, die dunkle Nacht“. Auch Goethe ist unter ihren Meistern, dessen Faust in dem großen Waldmonolog „im stillen Busch, in Luft und Wasser“ seine Brüder begrüßt und sich aus dem Aufruhr der Elemente staunend zu den Wundern seiner geheimen Brust zurückzieht; in seinem Sinne hat unsere Dichterin der „Schönen Welt“ Gedichte und „Andachten“ gewidmet, und über ihn hinausschreitend, als echte Romantikerin in moderner Zeit, nicht als Neuromantikerin, hat sie, Fechners Träumen verwandt, „Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume“ in Prosa und Versen gedichtet. Sie hat auch Goethes Gedichte für Kinder ausgewählt und in unserer Sammlung einen wehmütigen Sehnsuchtsruf dem Dichter gewidmet, diesem „Meisterwerke der Natur“, der das Schicksal alles Irdische teilen mußte. Aber in einem ist das Büchlein goethefremd und vielleicht allzumodern: Der vita activa kann die Dichterin keine neuen Töne abgewinnen. Seien wir zufrieden, eine poetische Persönlichkeit von eigenstem Fühlen an ihr zu haben, die es im Ausdrucke des ihr Gemäßen zu einer gewissen Vollendung gebracht hat.

Wie anders Ina Seidel, die mit ihren Gedichten zum erstenmal vor der breiteren Oeffentlichkeit erschienen ist*) und einem so gewichtigen Beurteiler wie Börries, Freiherrn von Münchhausen,

---

*) Ina Seidel, Gedichte. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis 2 Mk.

Worte des wärmsten Beifalls abgenötigt hat: „Die beiden zuletzt aufgetauchten Dichterinnen, die allein diesen Namen auch vor dem Richterstuhle der wirklichen wissenschaftlich-künstlerischen Beurteilung verdienen, Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Tornay, waren vorzugsweise balladische Talente, die Strauß mehr nach der Seite des Heldengedichtes, die Miegel mehr nach der Seite des Märchen- und Wundergedichtes zu. Neben ihnen steht von jetzt an Ina Seidel als rein lyrisches Talent." Auch sie darf Goethe mit Fug und Recht zu ihren Ahnen zählen, auch sie kann sich, gleich Erika Rheinsch, zum Alleinen aufflügeln, wenn sie etwa das Mädchen an ihren Tod denken und zu dem Geliebten an ihrem Grabe sprechen läßt:

„O komm doch!" sing ich sehnend zu ihm nieder,
„Zwei Funken wir, von einem Herd gesprungen,
Wir ruhen nicht, bis wir uns leuchtend wieder
In einer Glut der Ewigkeit durchdrungen."

Aber welch eigener, neuer Ton in diesen Versen! Diese Dichterin spielt nicht bloß mit dem Feuer, sie ist Feuer, ist flammende Glut. Kein Gedicht bezeichnender für ihre Poesie, als das so überschriebene:

Feuer.

Wehe! Ich habe das Feuer in mir,
Das an euch von außen nur leckt!
Daran ihr euch wärmt, mit dem ihr nur spielt,
Vor dem euer Herz sich versteckt.

Wehe! Mir schoß es im Herzen auf
Aus Funken und Sternensaat,
Das löschte kein Blut, und mein Herz hub an
Und läutete Sturm und Verrat.

Und läutete schön und lauschte sich selbst,
Vergeht in singender Glut,
Wehe! singt es, ich brenne sehr,
Aber singen, — singen ist gut!

Ihr ist, beseligend und quälend zugleich, die Gabe des inneren Schauens, der Heißhunger nach Leben, nach seelischem Leben vor allem geworden, und wenn sie Goethesche Töne anschlägt, so sind es vor allem die Töne des „Erlkönigs" und des „Fischers", die von der mythenbildenden Kraft dieser dichterischen Phantasie zeugen.

Das Dichten schafft ihr nur die Befreiung von der Glut, die des Lebens Bilder in ihr entfachen. So vergleicht sie wohl das innere Schaffen des Genius mit dem Hunger eines „Menschenfressers“, der aber die Seelen der Menschen verzehrt, die ihm nahen:

„Denn ihm halfen alle Geister,
Tiefster Zauber ward ihm kund,
Vor dem alten Hexenmeister
Redete der stummste Mund,
Und sie sagten ihre Schmerzen,
Weil sein Spiel so mächtig war,
Weil sie glaubten, ihre Herzen
Wären doch ihm offenbar.“

So wird ihr die eigene Kunst zu einer Art magischer Kraft, die in ihr wirkt; wie der Zauberer nicht aus seinem normalen Tagesbewußtsein heraus, sondern im Zustand der Ekstase das Wunderbare vollbringt, so fühlt die Dichterin ihr Ich gleichsam gespalten:

„Ich bin das nicht, die singt und selig tut,
Doch selig bin ich, bebend zuzuhören.“

Und doch muß es der Pulsschlag ihres eigenen Herzens sein, der ihre besten, eigensten Lieder durchströmt. Reich an Tönen ist ihre Lyrik, wie die nur weniger Dichter, und man möchte staunen, wie weit sie das Feuer, das ihre Seele atmet, zu bändigen, wie sauber ausgearbeitete Kunstwerke der Empfindung und des Ausdrucks sie in der heiligen Glut zu bilden vermag. Da gelingen ihr, nicht in nachgebildeten Strophen, sondern zumeist in ganz eigenen Rhythmen, Lieder zarter, seliger oder sehnender Liebe.

Geheimnis der Liebe.

Liebster, weißt du, warum
Sich dies Jahr dir so köstlich gestaltet?
Sieh, meine Liebe hat
Ueber dir heimlich gewaltet:

Jedes fruchtbare Glück,
Das die günstige Stunde mir schenkte,
Sandt' ich zu dir, daß es sanft
Sich in die Seele dir senkte.

Jeden Schmerz, der das Herz
Dir gewitternd bedrohte,
Zog ich an mich, daß in mir
Lautlos der heiße verlohte ...

Siehe, es ist sehr süß,
Alles für dich zu entbehren,
Und sich für dich in der Glut
Doppelter Qual zu verzehren.

So findet sie weiche, warme Töne mütterlicher und kindlicher Liebe, Heimat und Glaube werden lebendig. Aber ganz sie selbst ist die Dichterin doch erst, wenn das „wilde Mädel" in ihr sich ausbrausen kann, das am liebsten mit den Wildvölkern die dunkeln Wälder Afrikas durchsausen oder doch einmal sieben Jungen ihr eigen nennen möchte, die das alles können, was ihr versagt ist.

Vielleicht aber kriechen aus Wiege und Windel
Mir Schelme und Strolche und Lumpengesindel,
Hat nie einer Arbeit, hat nie einer Geld . . .
Dann werd' ich die uralte Räubermutter
(Im Wald, in der Höhle die Räubermutter!)
Und hocke am Feuer und koch' ihnen Futter,
Sind doch sieben Kerle!
Weil's mir so gefällt.

Da ragt das Märchenhafte in die Poesie herein, die treffsicheren Realismus mit einer grausigen Stimmungswirkung zu vereinen weiß und sich doch von den Geschmacklosigkeiten modernster Hoffmanniden glücklich fern hält. Ein Prachtstück ist ihr „Besuch beim Schnatermann" — eine Wald- und Regengeistergroteske, der alle Register der sprachlichen Symbolik zu Gebote stehen. Das naßkalte Milieu des Dämons, die zitternde Unbehaglichkeit des Gastes, wie werden sie vor uns lebendig:

Da drinnen ist nicht Stuhl, nicht Tisch
Der Alte sitzt am Boden platt,
Es riecht nach Aas und totem Fisch,
Ich werd' vom bloßen Atmen satt
Er aber greift frisch in den Topf
Und frißt die Fische kalt und roh,
Packt sie beim Schwanz, beißt ab den Kopf
Und knirscht und schmatzt im Dunkeln froh.

„Ihr eßt ja nicht, das ist nicht recht!"
Die Schwimmhand klatscht mich fett aufs Knie.
„Ihr seid vom trockenen Geschlecht,
Ich weiß. die Kerle essen nie.
Ihr seid bekümmert, sprecht doch aus,
Womit ich euch erfreuen kann?"
„Ja", klappre ich, „ich will nach Haus
Aus dem verfluchten Schnatermann!"

In der freien, vor allem in der wilden Natur, im Sattel eines wilden Rosses, im Arme eines raschen Tänzers fühlt oder träumt sich die Dichterin emporgehoben über das Alltagsgefühl zu dem geheimnisvollen Urgrund, aus dem sie entsprungen ist, nur im gesteigerten Dasein ist sie wahrhaft „zu Hause“. Und das Leben hat ihr wundervolle Erfüllung gebracht. Sie, die 1913 durch den Mund eines greisen Helden die Epigonenklage erhoben hatte:

Die junge Zeit bringt die Toten zu Grab
Und prunkt und feiert dabei,
Die junge Zeit nimmt den Herrscherstab
Und ruft die Erben herbei.
Die nah'n sich lauernd in Neid und Wut, —
Er braucht es nicht mehr zu seh'n, —
Die alten Könige tun sehr gut,
Sehr gut, jetzt schlafen zu geh'n! —

sie sieht plötzlich das junge Geschlecht zu einer Herrlichkeit ohne Gleichen sich entfalten. Und sie erfaßt den inneren, geschichtlichen Sinn der großen Zeit besser und kräftiger, als mancher gefeierte Dichter vom andern Geschlecht:

Gott ersteht im Eisentanze,
Gott ersteht im schweren Wetter,
Eiche, lass' dem Sturm die Blätter,
Opfre, Deutschland, wie er will.
Deinem Rächer, deinem Retter,
Der dich glüht zu neuem Glanze,
Halt ihm still!

Nun ruft sie jauchzend: „O Deutschland, o Mutter“, nun feiert sie den anderen Frühling, der durch tausend Tränen verklärt wird, und wenn ihre Gedichte auch sonst schon nicht ganz selten an das Volkslied anklingen, so übertrifft sie alles Frühere durch die frischen Rhythmen ihres „Marschliedes“. Am höchsten aber schwingt sich ihr Sang in dem Aufruf, gleichsam der Vereinigung ihrer ganzen Persönlichkeit auf die Tatsache des großen Krieges:

Deutsche Jugend.

Wir wußten nicht, wozu wir blühten,
Und Jugend schien uns Fluch und Last,
Ein Fest, an dem wir nicht erglühten,
Man trank, — man ging, — ein satter Gast.

Und unser Blut schlich dick und träge,
Wir hatten allzu blanke Wehr,
Wir gingen allzu glatte Wege,
Wir hatten keine Lieder mehr.

Drum jauchzen wir in diesen Tagen,
Drum sind wir trunken ohne Wein,
Drum dröhnt's uns aus der Trommeln Schlagen:
O heilig Glück, heut jung zu sein!

Schon in den eben besprochenen Sammlungen nahmen wir einen Faden wahr, der durch das Ganze hindurchging, an dem die einzelnen Erlebnisgedichte wie Perlen aufgereiht waren: wir konnten, indem wir uns von der Dichterin bald auf diesen, bald auf jenen Ton stimmen ließen, mit ihr eine Entwickelung der Persönlichkeit oder das Wachsen und Verblühen einer Neigung in der Zeit durchleben. Aber diese biographisch-epischen Elemente waren denn doch mehr ein ordnendes, als ein gestaltendes Prinzip. Man wird die mitgeteilten Proben annähernd voll genießen können, ohne die ganzen Bücher zu kennen; so erschließt sich dem Leser von Goethes Gedichten wohl ein besonderer Genuß, wenn er sie in der vom Dichter gewollten Reihenfolge liest, aber jede einzelne Nummer übt doch vor allem ihren eigenen Zauber, und mag sie auf dem Blättchen eines Abreißkalenders gedruckt sein. Aber wir haben andere Sammlungen, und gerade unsere Dichterinnen scheinen hier voranzugehen, die eine unendliche Fülle lyrischer Töne anzuschlagen und aus ihnen ein symphonisches Ganzes zu weben wissen. Mancher wird bei solchen Erzählungen in Gedichtform an Chamissos süßlichen Zyklus „Frauenliebe und -leben“, an Rückerts Liebesfrühling oder an ähnliche Vorgänger denken. Aber sie stehen meilenfern. Wenn wir nach den Ahnen dieser Dichtungen, wenigstens der beachtenswerten unter ihnen fragen, so müssen wir vor allem auf den Werther zurückgehen, trotz seiner Prosaform: Eine Fülle von Impressionen, die aber nicht beim bloßen Eindruck stehen bleiben, sondern Welt und Natur immer auf einen geheimen Mittelpunkt, auf die vor uns sich abspinnende Liebeshandlung zurückbeziehen. Es sind Ich-Dichtungen, die Verse Ilse Reickes und das ohne Namen der Verfasserin ausgegangene „Schicksal einer Frau“, und sicher Dichtungen von sehr starkem autobiographischem Gehalt; aber wie bei dem Dichter des „Werther“ schiebt sich zwischen sie selbst und den Leser eine erfundene Gestalt, ein Geschöpf ihrer Phantasie: beide Male ein Weib ohne Namen, aber von außerordentlicher Stärke weib-

lichen Empfindens, wie es eben den Dichterträumen der Verfasserin jeweils entspricht.

Von einem schmerzlichen Wunder, von der Läuterung einer Liebe singt Ilse Reicke*) einen schwermütigen, ergreifenden Sang; von einer Liebe, die aus der Schuld herauswächst („Der gleiche Fluch ist's, der den Weg uns weist"), die aber die Gewähr höchster Beseligung in sich trägt: „Ich liebe dich, und nur ich kann dich lieben, denn ich nur weiß, wie sehr du leidest". Nun führt uns ihr Lied durch die ahnungsschwere Vorfrühlingslandschaft der Havel, durch die sommerliche Herrlichkeit des Mains und des Rheins, immer warten wir, daß der Geliebte das erlösende Wort spreche und die schwelende Glut im Herzen des Weibes zur reinen Glut anfache — so rein wie die Glut der Abendsonne, der die Dichterin ihre schönsten Bilder entnimmt; endlich erscheint die beglückende Stunde, die wildstürmenden Rhythmen glätten sich in klarem strophischen Gefüge:

Fern ragte die Burg und die tönende Stadt,
Die Glocken verstummten im düsteren Dom,
Dein Wort floß sanft vom leuchtenden Blatt,
Die Wellen glitten im ruhvollen Strom.

Golden noch glühten die Hügel ins Land,
Als längst die Sonne im Westen schied,
Die Gräser bebten am Stromesrand,
Unsere Hände einte dein Wort und mein Lied.

Alsbald kommt die Trennung und langes, banges Sehnen, bis gleich einem „Schwarm von weißen Tauben", die Briefe des Geliebten Kunde aus fernen Landen geben. Und dann das Wiedersehen, das tiefe Enttäuschung mit sich bringt. Was die anonyme Dichterin des anderen Buches herzergreifend ausführt, klingt auch hier an: in der Liebenden ist das Weib erwacht, sie will nicht als Heilige angebetet sein. Aus dem Bewußtsein der Unstimmigkeit zwischen dem, was sie geben will und kann und dem, was der Geliebte von ihr will und erwartet, keimt der Bruch, der Haß, die Gleichgültigkeit. Endlich neue Trennung, neue Sehnsucht, neue Liebe, und der Geliebte ist es nun, der sie wiedergewinnt mit stürmischer Gewalt:

---

*) Ilse Reicke, Das schmerzliche Wunder. Ein Buch Verse. Berlin, Egon Fleischel & Co. 2 Mk.



Starr wäre ich und stolz von dir gegangen,
Daß rückwärts deine Blicke machtlos prallten,
Vom blanken Schild des Hasses aufgefangen,
Hättst du mich nicht so festgehalten.
Und hätte nicht so ehern deine Rechte
Mit hartem Griff mein Handgelenk umspannt,
Das rot und züngelnd sich der Schmerz drum wand.

Wie eine wilde Freude am Schweren, Traurigen, Blutigen durchzieht es nun auch die Naturbilder dieses letzten, „Credo" überschriebenen Buches. Wie sich im Werther die Natur wandelt und schließlich dem Helden als „wiederkäuendes Ungeheuer" erscheint, so wird jetzt die Herbstlandschaft zum Symbol der Liebe, die den Schmerz mit in den eigenen Willen aufnimmt:

Der Tag, der kalt und klar am Himmel stand,
Verflammte wild in feuerfarbnen Gluten.
Auflodernd in gewaltgem Sehnsuchtsbrand,
Sich voller Weh und Jauchzen zu verbluten.

Wir schritten über winterkahles Land,
Das schwarz und kalt vom eis'gen Tritt der Nächte.
Fern vor des Himmels gelbem Glase stand
Entlaubter Kronen feinverzweigt Geflechte.

Tief schritten wir in Gold und Glut hinein,
Durch nacktes Feld auf eiserstarrten Wegen,
Die Stirn geküßt vom samtnen Wiederschein,
Dem fremden Lichte willenlos entgegen.

Der schwer errungene Besitz aber wird festgehalten; und ob der herbstlich prangende Park, „die letzte, heimische Stätte", ihnen eines Tages verschlossen bleibt — „vertrieben und verstoßen" schließen sich die Liebenden nur um so fester aneinander:

Und ob auch heiß ein Quell aus den Augen mir bricht:
Ich lächle hindurch und suche dein Angesicht
Und schreite stolz: ich weiß, du bist mir nah".

Die ungenannte Verfasserin der zweiten Sammlung*) ist nicht so glücklich, sie schließt mit tapferer Resignation und doch mit einem heißen Wunsche auf den Lippen. Ihr Verhältnis zur Natur ist nicht so innig, ihre Formensprache nicht so gewandt, ihre Bilderpracht nicht so glühend, als die ihrer Gefährtin, ihre Farben sind mehr wie diejenigen Whistlers in lauter Grau abgetönt. Ihre

*) Das Schicksal einer Frau. In Gedichten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 2 Mark.

glücklichste Form ist vielleicht der reimlose Jambus, in dem sie jedenfalls ihr Bestes sagt. Und sie hat etwas zu sagen; wohl fehlt es an Plattheiten nicht, aber daneben tun sich seelische Tiefen auf, die uns nur bedauern lassen, daß ihre Kunst nicht völlig zum Ausgleich gelangt ist. Die Heldin dieses Ichromans ist unwürdigem Ehebande entflohen, sie will sich der Jugend ihres Kindes weihen — da scheint das Glück wahrer Liebe noch einmal der Einsamen zuzulächeln. Ein Mann naht ihr und erringt ihr Herz mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Leidenschaft erwacht und die Dichterin weiß ohne Hülle und doch ohne Harm die heißen, glücklichen Nächte zu schildern, die wieder keine reine Seligkeit aufkommen lassen, — der Geliebte ist zu schwach, um sich offen zu ihr zu bekennen; sie muß für ihn männlich sein, um nur als Weib empfinden zu dürfen. Tiefe Enttäuschung tritt ein, die in Haß, ja in kleinliche Gehässigkeit übergeht, wenn einmal der Mann zu Worte kommt:

Du bist mein Traum!
Des Lebens Nacht ist schwer, —
Nur du erfüllst sie mir mit bunten Schatten! . . .
Ach bleib bei mir
Und ich bin glücklich! —
(Vorausgesetzt:
Du kochst vorzüglich)

Ahnt die Verfasserin nicht, daß sie die Heldin ihrer Gedichte, die sich einem solchen Waschlappen hingegeben hat, zum Gänschen herabdrückt? Und doch kann sie ihr im selben Atem jene tiefe, reine Weisheit in den Mund legen, die den geheimnisvollen Untergrund der ganzen Dichtung bildet:

Ehe.

Hab' ich einst, weil eines Mannes Hände
Mich nicht würdig hielten, mir geschworen,
Daß mich keine Ehe wieder bände,
Drin ein Weib ohn' alles Recht verloren, —

Hab' ich dann, um dieses Zerrbilds willen,
Ohne Schwur mich dem, den ich mir wählte,
Hingegeben, — büß' ich's nun im Stillen!
Flüchtig ist, was nur der Rausch vermählte!

Und ich fühl's, nur Schwur und Rausch in einem,
Nur auf gleichem Grund Neigung und Leben
Festgewurzelt, — so nur kann es meinem
Herzen — oder nie mehr! — Wonne geben!

Und nun erst, nach dem Verzicht auf Glück, nun erst, wo die Leidende die ganze Not des Lebens tapfer auf ihre Schultern nimmt, entfaltet ihre Seele kräftig ihre Schwingen. Zwar ist es „bescheidene Philosophie“, zu der sie sich durchringt, aber sie verrät den letzten Grund ihrer Kraft:

Daß uns'rer Seelen schöne Traumgestalten
Sich ewig neu und herrlicher entfalten,
Daß diese Welt nicht eines Zufalls Spiel
Und alles strebt zu einem höchsten Bund!

Und so wenig sie etwa der Seele des Mannes gerecht zu werden vermag, um so reiner und tiefer entwickelt sich in den wundervollen Schlußgedichten ihre Weibheit; sie, die den Jammer des Weibes ausgekostet hat bis auf die Neige, wünscht sich bei einer Wiederbelebung auf Erden doch wieder nur ein Weib zu sein; und in diesem Munde ist es nicht Philistrosität, sondern Reife, wenn sie um einen Gatten und ein eigenes Heim und um den „süßen Frieden bittet, der im Reich der Pflicht die treuen Diener lohnen soll“, wenn sie Not und Enttäuschungen jeder Art auf sich nehmen will, „bis sich in Not und Qual ihr Tiefstes eint und in geschlossener Wesenheit erscheint“, und wenn sie nur eines ausschließt: Leidenschaft. Es ist keine Ausnahmenatur, die hier zu uns spricht, um unbekannte Tiefen der Menschenseele aufzuschließen oder unerhörte Komplikationen der Innerlichkeit vor uns auszubreiten — es ist nur eine unglückliche, um Einheit und Frieden ringende Weibesseele, die für ihre Leiden und für ihr Sehnen starken, ursprünglichen und zumeist künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Und so darf sie sich wohl in die Reihe der Schwestern stellen, von denen oben die Rede war, und wir können mit einstimmen in ihre Freude über „Unverlierbaren Besitz“:

Hellauf jauchzen will ich! Denn ich habe
Einmal doch in ungekürzter Gabe
Alle süße Frauenlust genossen!
All mein tiefstes Sein so ganz erschlossen!

Auf mir lag des Glückes Schimmer!
Und der Schönsten weich' ich immer,
Die verwöhnteste der Frauen,
Ohne Neid kann ich sie schauen.

Ist's auch alles längst verflogen,
Fühl' mich dennoch nicht betrogen!
In der Tiefe nur der Seligkeiten
Liegt ihr Wert! Wer mäße sie nach Zeiten!

Katholische Kirche und Judentum.

Von

Professor Dr. G. Hoennicke, Breslau.

Die Existenz der katholischen Kirche läßt sich gegen Ende des 2. Jahrhunderts konstatieren. Man kann sagen: Irenäus ist der erste Repräsentant des Katholizismus. Bei ihm schließen sich alle früheren Richtungen innerhalb des Christentums mit Bestimmtheit zu dem zusammen, was das Wesen des katholischen Kirchentums ausmacht. Bei ihm findet sich die Betonung der Tradition, die Betonung der Einheit der Kirche, an welche der Heilsbesitz geknüpft erscheint, die Auffassung des Christentums als Buchreligion und der scharfe Gegensatz gegen die Ketzer. Zwar hat Irenäus noch eine lebhafte Vorstellung von den Wirkungen des Geistes, aber das Vertrauen auf die freie Geistesentfaltung ist verloren gegangen. Irenäus achtet mehr auf gemeinsame Ordnungen und Gebräuche innerhalb des Christentums. Nächst Irenäus sind Tertullian, Clemens, Origenes, Ciprian typische Vertreter der alten katholischen Kirche. Die Kirche ist ihnen nicht nur eine durch gemeinsamen Glauben verbundene Gemeinschaft, sondern eine Anstalt, welche allen das Heil ermöglicht, eine Instanz, die im Besitz der durch Christus gewonnenen Heilspotenzen ist, eine Institution, welche durch bestimmte Handlungen die Heilsgüter vermittelt. Es besteht die Meinung: weil das Christentum die Welt durchdringen soll, muß es selbst Rechtsorganismus sein. Zum Wesen des Christentums gehört die Aufgabe der Weltbeherrschung. Diese Aufgabe wird gelöst durch ein Rechtsinstitut. Und das ist die katholische Kirche als Heilsanstalt. Die kirchliche Autorität wird rechtlich begründet. Auch glaubt man, daß gewisse vorgenommene Riten eine geheimnisvolle, außergewöhnliche, unfehlbar eintretende Wirkung ausüben können. Der persönliche Glaubensakt wird zurückgedrängt.

Anders ist die Stimmung in der Zeit der Urkirche, in der Zeit des Urchristentums ungefähr bis zu dem Wirken des Justin. Die Jesusgläubigen befanden sich in einer hochgradigen religiösen Spannung. Alles war bei ihnen Religion. Religion war für die Jesusgläubigen nicht nur ein Stück Leben, sondern das Leben. Man war gewaltig von dem Geist, dessen Kommen Jesus verheißen hatte, ergriffen. Es bestand die Meinung, daß alle in gleicher Weise den Geist haben und dadurch mit Christus und mit Gott in Gemeinschaft stehen, daß alle untereinander Brüder sind. Jeder redete, wie ihn der Geist trieb. Der Gottesdienst war noch nicht Liturgie; die Organisation war noch nicht Hierarchie. Das Schwergewicht legten die Jesusgläubigen auf Glaube, Liebe und Hoffnung. Die Glaubensbekenntnisse waren mannigfaltig. Noch gab es keine geschlossene fest formulierte Glaubenslehre. Spannend erwartete man den messianischen Aeon, die Vollendung der durch Jesus gegründeten messianischen Erlösung. Man lebte im Glanz des Morgenrots, sehnsuchtsvoll den Untergang der alten Welt und das Kommen der neuen Welt erwartend. In dieser Zeit des Harrens suchte man eifrig die Gebote zu erfüllen, die Jesus im Anschluß an das Alte Testament durch sein Leben und Wirken proklamiert hatte. Speziell in der Betätigung der Liebe erkannte man die Jüngerschaft Jesu. Auch war ein Hauptcharakteristikum der Gemeinde die Freiheit. Es fehlte jeder Zwang. Die Kirche war für die Gläubigen der damaligen Zeit keine äußere Institution.

I.

Das Problem, welches uns hier entgegentritt, ist dieses: Wie ist es zu erklären, daß verhältnismäßig so schnell die Zeit des Urchristentums verging und der katholischen Kirche Platz machte; wie ist die Entstehung des Katholizismus zu verstehen. Die moderne Geschichtskritik hat das Problem zu lösen gesucht. Für die katholische Theologie liegt freilich kein Problem vor. Für sie ist Katholizismus Ausdruck der öffentlichen und geheimen Verkündigung Jesu. Die katholische Kirche ist durch Christus gestiftet. Dieser hat die Kirche so gewollt, wie sie jetzt ist. Das Urchristentum war keine enthusiastische Bewegung ohne formulierten Glauben, sondern eine an die Tradition gebundene Gesellschaft, welche unter der treuen Hut des Petrus stand. Eine rechtliche Organisation war von Anfang an vorhanden. Es bedurfte der Ordnung, sonst wäre Anarchie eingetreten. Die Kluft

zwischen Hirt und Herde ist so alt als die Kirche selbst; sie ist nicht erst im zweiten Jahrhundert entstanden.*)

Protestantische Forscher haben das Problem erfaßt. Jeder große geschichtliche Vorgang beruht auf dem Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte. Der Forscher muß die Kräfte zu erkennen suchen, welche geschichtliche Veränderungen hervorrufen. Man kann sagen, daß bisher vier eigenartige Lösungsversuche unternommen worden sind, welche durch neue Fragestellungen die Forschung über die Entstehung der katholischen Kirche wesentlich gefördert haben.

Den ersten größeren Versuch machte Christian Ferdinand Baur (vergl. „Das Christentum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte" 1853, 3. Aufl. 1863). Nach ihm ist die katholische Kirche als das Ergebnis der Spannung zwischen der judenchristlichen und der paulinischen Richtung innerhalb des Christentums zu betrachten. Die Ausbildung der kirchlichen Hierarchie vollzog sich auf dem Boden des Judenchristentums. Katholische Kirche ist für Baur ein im Wesen jüdisch alteriertes Christentum. Aber so genial diese Konstruktion war, die Forschung hat die Voraussetzungen Baurs als falsch erwiesen, nämlich einmal ist die Spannung zwischen Judenchristentum und Paulinismus bereits im ersten Jahrhundert ausgeglichen worden, sodann ist Katholizismus nicht in erster Linie vom Boden der Lehrbildung aus zu bestimmen.

Baurs Position modifizierte Albrecht Ritschl. In seinem Buch „Die Entstehung der altkatholischen Kirche, 1857" suchte er das Problem in scharfsinniger Weise zu lösen. Hatte er noch in der ersten Auflage seines Buches 1850 sich wesentlich an Baur angeschlossen, so gab er jetzt eine selbständige Lösung des Problems. Nicht das Judenchristentum, sondern das Heidenchristentum, wie dasselbe unabhängig von aller jüdischen Prärogative durch die Predigt des Evangeliums entstand, ist als Ursprung des Katholizismus zu betrachten. Die katholische Kirche ist nichts anderes als der endgültige Sieg des Heidenchristentums über das Judenchristentum. Das Heidenchristentum ist aber nicht mit dem Paulinismus zu identifizieren.

An Ritschl knüpfte Adolf Harnack (vgl. besond. Lehrbuch der Dogmengeschichte, I—III, 1. Aufl. 1886—90, 4. Aufl. 1910) an. Nach ihm ist die Entstehung der katholischen Kirche aus der Einwirkung des Hellenismus auf die Anschauungen des Urchristentums

*) Vgl. besond. P. Batifoll, L'église naissante et le catholicisme 1900.

zu erklären. Das Wesen des Katholizismus ist die Umschmelzung des urchristlichen Glaubens in eine apostolisch überlieferte, philosophisch hellenische, christliche Lehre. An die Stelle des urchristlichen Enthusiasmus trat innerhalb der Kirche ein philosophischer Intellektualismus. Die Umbildung des Urchristentums erfolgte durch die Hellenisierung des Evangeliums.

Ganz anders ist der letzte Versuch, welcher von Rudolf Sohm gemacht worden ist, die Entstehung der katholischen Kirche zu erklären. Sohm veröffentlichte 1909 eine Abhandlung über „Wesen und Ursprung des Katholizismus" (2. Aufl. 1912). In dieser Schrift legte er dar: Katholizismus ist gesetzmäßig fortgebildetes, neugebildetes, verbildetes Urchristentum. In dem Moment, wo feste, gesetzliche Ordnungen innerhalb der Kirche geschaffen wurden, war Katholizismus vorhanden. Der Ansatzpunkt dazu war gegeben in der Unfähigkeit, die äußerlich erscheinende empirische Christenheit von der Christenheit im religiösen Sinne zu unterscheiden. Das Urchristentum kennt nur den religiösen Begriff der Kirche. Indem man diesen Begriff auch auf die äußerlich sichtbare Christenheit anwandte, kam es zur Entstehung religiös verbindlicher Rechtsordnungen. Das war der Anfang des Katholizismus. Indem man die Kirche als Geistesprodukt mit der Kirche als Rechtskörper identifizierte, war Katholizismus vorhanden. Dieser Zustand tritt uns literarisch zum erstenmal im ersten Clemensbrief entgegen.*) Mit dieser Position hat sich Harnack im Jahre 1910 in seiner Schrift „Entstehung und Entwicklung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts" eingehend auseinandergesetzt. Eine Einigung ist jedoch nicht erzielt worden. Sohm fühlt sich nicht von Harnack widerlegt; im Gegenteil, er konstatiert, daß sich Harnack in wesentlichen Stücken seinen Aufstellungen angeschlossen habe.

Nun ist klar: Durch das Evangelium steht Urchristentum mit Katholizismus im engsten Zusammenhang. Das Evangelium ist das Einheitsband, welches alle Gläubigen umspannt, das Zeugnis dessen, was man von Jesus wußte und lehrte, war das Bindeglied zwischen Urchristentum und katholischer Kirche. Die christliche Kirche baute sich auf dem Evangelium auf. Klar ist ferner: Die Lösung des Problems, das uns beschäftigt, hängt aufs engste mit der Beurteilung des urchristlichen Kirchenbegriffs und der urchristlichen Gemeindeorganisation zusammen. Die Aussagen über die Kirche sind im

*) Vgl. auch O. Scheel, Die Kirche im Urchristentum, 1912. Religionsgeschichtliche Volksbücher, IV, 20.

Neuen Testament und in den Schriften der Apostolischen Väter nicht einheitlich. Die Begriffsbildung ist nicht konsequent durchgeführt. Dieser Umstand erhöht die Schwierigkeit der Lösung des Problems. Auch muß es zweifelhaft erscheinen, ob das, was wir Matth. 16 über die Kirche lesen, mit Aussagen des historischen Jesus im Zusammenhang steht. Ferner haben wir nur wenig Quellen, um ein deutliches Bild über die Organisation, wie sie in den christlichen Gemeinden herrschte, zu gewinnen. Es ist sehr umstritten, wann das Bedürfnis nach festen Formen entstand, ob es sich bei der Einführung von Verfassungsformen um originale Neubildungen handelte, oder ob fremde Einflüsse eingewirkt haben, insbesondere wann und wo der monarchische Epikopat entstand. Doch darin herrscht unter den protestantischen Forschern Uebereinstimmung: Im Urchristentum war der Begriff „Kirche" wesentlich religiös orientiert. Die ältesten Christen kannten nur den religiösen Begriff der Kirche. Die Gemeinde wird durch das Charisma, welches Gott den einzelnen zuteil werden läßt, erbaut. Alle Christen sind ohne Unterschied Pneumatiker. Es gibt keine absolute Autorität eines einzelnen, keine unbedingte Abhängigkeit vieler von einem. Christus ist allein Herr. Wo Christus ist, ist der Geist, und wo der Geist ist, ist die Kirche. Jede Einzelgemeinde ist Darstellung des Volkes Gottes; jede Ortsekklesia repräsentiert die Gottesherrschaft.

Auch darin stimmen die meisten Forscher überein: Der Katholizismus ist aus einem Verschmelzungsprozeß entstanden. Bei dem Kampf der verschiedensten Strömungen innerhalb des Urchristentums arbeitete sich allmählich ein Einheitsgefühl heraus, das zentralisierend wirkte. Das Umsichgreifen des Synkretismus, der sich mehrende Abfall der Jesusgläubigen, vornehmlich seit der Trajanischen Christenverfolgung veranlaßte einen engen Zusammenschluß der christlichen Gemeinden. Im Kampf gegen die Auflösung des christlichen Glaubens durch den Wirrwarr des Gnostizismus, im Kampf gegen die Verflüchtigung des christlichen Lebens in ungezählte zauberhafte Weihen und Riten einigte man sich in den Punkten, die, wie man meinte, von jeher als das Wesen des Christentums ausmachend gegolten hatten. Die Kämpfe mit den Gnostikern waren es wohl, die offenbar zuerst in Rom dazu führten, das Taufbekenntnis schriftlich zu fixieren, die Hauptpunkte der christlichen Verkündigung als regula fidei zusammenzufassen. Aus der Reaktion gegen den Gnostizismus erwuchs auch das Bedürfnis, einen bestimmten Schriftenkanon zu besitzen. Und weil man das Bedürfnis hatte, nachzuweisen, daß die Gemeinde-

leiter, die Episkopoi, die wahre Tradition besitzen, suchte man ihre Autorität durch Zurückführung ihres Amtes auf die apostolische Einsetzung zu begründen.

Unklar ist nun aber, was das **Wesen der katholischen Kirche** ausmacht, und welches die **Faktoren sind, die zur Entstehung des Katholizismus beigetragen haben.** Darauf soll im folgenden eine Antwort gegeben werden.

II.

Zur Lösung der ersten Frage hat Sohm den richtigen Weg gewiesen. Das ist sein großes Verdienst. Er hat gezeigt: Der Hauptunterschied zwischen Urkirche und katholischer Kirche besteht in der verschiedenen Stellung der Jesusgläubigen zur Religion und zum Recht. Die älteste Christenheit war religiös orientiert. Man lebte im Geist. Katholizismus ist da vorhanden, wo kirchliche Rechtsordnungen vorherrschen. Aber Sohm irrt, wenn er aus dem Urchristentum jeden Rechtsgedanken bannen will. Das geht nicht an.

Wir fragen zunächst, was ist Recht. Unter Recht verstehen wir den Inbegriff äußerer, auch mit Zwang zu behauptender Normen. Diese Normen repräsentieren gewisse Schranken, innerhalb deren sich die Glieder eines Gemeinwesens halten müssen. Jede Gemeinschaft, wenn sie existieren und nach außen wirken will, bedarf des Rechts. Eine Summe von Normen ist notwendig, um das Leben der Glieder einer Gemeinschaft zu regeln. Weil der Mensch in der Welt steht, bedarf er der Rechtsnormen. Auch die ältesten Christengemeinden, so religiös sie empfanden, standen in der Welt und hatten Rechtsnormen notwendig. Gewiß waren die Gemeinden an nichts Aeußerliches gebunden. Der Geist mit seinen Gaben bot die Bürgschaft des Bestandes der Gemeinden. Gleichwohl schloß das nicht eine rechtliche Organisation aus. Die menschliche Schwäche bedurfte der regelnden Normen. Neben dem Enthusiasmus stand doch die Geltendmachung des Rechts. Man darf behaupten, daß das von Anfang an in der Christenheit der Fall war. Seit Konstituierung der Urgemeinde war eine Spannung zwischen Religion und Recht vorhanden. Der Endpunkt dieser Spannung war der Triumph des Rechts über die Religion. Und wo in der Christenheit die Rechtsform über die Religion das Uebergewicht erhielt, da liegt Katholizismus vor.

Damit ist herausgestellt, was das Wesen der katholischen Kirche ausmacht. Die zweite Frage ist die, wie nun die **Entstehung des**

Katholizismus zu erklären ist, welches die Faktoren sind, die dazu beitrugen, daß allmählich das Recht über die Religion den Sieg davontrug, wodurch es bedingt war, daß das Rechtliche mehr und mehr in den Vordergrund der Betrachtung der Christen trat.

Der vorurteilslose Historiker wird da mannigfache Faktoren nennen müssen; doch meinen wir, daß das Judentum der Hauptfaktor ist, welcher zur Entstehung der katholischen Kirche beitrug, daß das Judentum eine gewaltige Bedeutung für das Werden des Katholizismus gehabt hat. Wir sind der Ansicht: Der Einfluß des jüdischen Wesens auf das werdende Kirchentum kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Im Katholizismus liegt eine starke Nachwirkung des Judentums vor.

Vergegenwärtigen wir uns: Von Anfang an war das Judentum mit dem Christentum verbunden. Urchristentum ist nichts anderes als jesus- und messiasgläubiges Judentum. Sprengte auch das Evangelium die jüdischen Bande, trug vornehmlich das Wirken des Apostels Paulus zur Loslösung des Christentums von dem jüdischen Boden bei, so blieb doch das Christentum jüdisch gefärbt. Selbst in seiner paulinischen Form war das Evangelium mit dem Judentum verkettet. Die Christen der ältesten Zeit fühlten sich als die Fortsetzung des wahren Judentums, als das eigentliche Israel (vgl. Jak. 1, 1. 1. Petr. 1, 1. Hermas, Sim. IX, 17, 1.) Zwar suchten die Christen ihre Selbständigkeit zu behaupten, die Gegensätze, die sie von den Juden trennten, scharf zu markieren, gleichwohl wirkte das Judentum ein auf die Gestaltung der Lehre, auf die Bildung des Kultus, auf die Ausprägung der christlichen Lebenssitte. Wieviel Jüdisches in der katholischen Kirche vorhanden ist, wollen wir an einigen Beispielen im Hinblick auf Kultus und Sitte des näheren zeigen.*)

III.

Zum unmittelbaren Bestand der Religion gehört der Kultus. Weil die Religion auf sozialen Verhältnissen basiert, schafft sich der religiöse Geist in äußeren Formen seine entsprechenden Organe. Die, welche über Gott gleiche Vorstellungen haben, bilden eine besondere Gemeinschaft und nehmen gleiche Kultusformen an, — gleiche

*) Vgl. G. Hoennicke, Das Judenchristentum im ersten und zweiten Jahrhundert, 1908, S. 255 f. H. Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, 1912, S. 114 f. G. Löschke, Jüdisches und Heidnisches im christlichen Kult, 1910 sowie besonders L. Venetianer, Jüdisches im Christentum, 1913.

Gebräuche, gleiche Riten, gleiche Zeremonien. Es bildet sich eine bestimmte Ordnung des Gottesdienstes. Der Blick auf die Geschichte lehrt, daß gottesdienstliche Ordnungen infolge verschiedenartiger Einflüsse oft großen Umbildungen unterliegen.

Ob, wie man wohl in der Neuzeit behauptet hat, die Synagogenbauform die Bauform der christlichen Basilika beeinflußt hat, läßt sich nicht wahrscheinlich machen. Hingewiesen sei nur darauf, daß die Einteilung der Kirche in Vorhalle, Hauptschiff und Heiliges dem Bau der biblischen Stiftshütte entspricht. Die katholische Vorstellung, der zuvor heilige Meßaltar heiligt die Gemeinde, entspricht jüdischer Anschauung. Nach Josephus ist der Tempel zu Jerusalem gemeinsames Eigentum der Juden. Das entspricht der Anschauung, daß die Peterskirche zu Rom Gesamteigentum der Katholiken ist. Wenn in der Vorhalle des katholischen Kirchengebäudes ein Wasserbecken steht, so ist das offenbar eine Nachbildung des Beckens, welches im jerusalemischen Tempel stand. Dieses Wasserbecken diente ursprünglich zum Händewaschen. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Christen von den Juden die Gewohnheit, sich vor dem Gebet die Hände zu waschen, übernahmen. Die beiden großen Wachskerzen, welche auf dem christlichen Altar stehen, erklären sich wohl daher, daß sie ursprünglich dem Vorbeter leuchten sollten. Diesem Zweck dienten die Wachskerzen in den Synagogen.

Doch all das sei nur einleitungsweise erwähnt. Viel stärker sind jüdische Elemente zu beachten im christlichen Gottesdienst. Man muß sagen: Der Synagoge hat die katholische Kirche einen guten Teil der gottesdienstlichen Formen zu verdanken. Von dort her stammen die Hauptfaktoren des christlichen Gottesdienstes, nämlich Schriftverlesung, Gebet, Predigt. Im jüdischen Midrasch hat die christliche Predigt ihren Ursprung. Ausdrücke wie Amen, Hallelujah, Hosiannah und andere verraten schon in ihrer äußeren Form den jüdischen Charakter. Wie die Juden lassen die Christen auf die ausführliche Nennung des Namens Gottes einen Lobpreis folgen. Augenfällig sind ferner die Spuren der jüdischen Gottesdienstordnung in der Katechumenenmesse. Beim Eintritt in die Kirche spricht der Priester an der untersten Stufe des Altars Bußgebete, welche an die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens erinnern, und dann das Glaubensbekenntnis. Auch der jüdische Morgengottesdienst läßt auf kurze Segenssprüche, welche die Allmacht Gottes und die Nichtigkeit der Menschen zum Inhalt haben, das „Schema" folgen. Wenn der Priester dann vor dem Altar mit seinem Assistenten abwechselnd

Psalmenverse singt, so entspricht das der jüdischen Sitte, daß der Vorbeter Psalmengebete spricht. Nach dem Psalmengesang ruft der Priester abwechselnd mit dem Assistenten sechsmal κύριε ἐλέησον und dreimal Χριστε ἐλέησον. Damit stimmen überein die im jüdischen Gottesdienst auf die Psalmen folgenden Aussprüche, welche Gott loben. Nach dem stillen Gebet kommt die Vorlesung aus der heiligen Schrift. Bis zum 9. Jahrhundert war diese Vorlesung Aufgabe des Lektors, der auf einem Ambon stand. Dieser Ambon ist das jüdische Bema, ein noch heute in den meisten Synagogen üblicher, von dem Rednerpult verschiedener Platz, von wo aus der Lektor die Vorlesung vollzieht. Zu beachten ist auch, daß der Lektionsstoff der katholischen Gottesdienstordnung vielfach mit dem der jüdischen übereinstimmt.*) Wenn in der ältesten Zeit der Kirche der Gemeindegesang üblich war, was nicht sicher feststeht, so stand dieser gewiß dem jüdischen Gemeindegesang sehr nahe.

Den Höhepunkt des christlichen Gottesdienstes bildet die Abendmahlsfeier. Diese hat offenbar zunächst nichts mit der Passahfeier zu tun gehabt; sie ist weiter nichts als eine Fortführung der jüdischen Sitte der Mahlzeiten, nur mit neuem Inhalt gefüllt. Gleichwohl hat im Lauf der Zeit die jüdische Passahfeier auf die weitere Ausgestaltung der christlichen Abendmahlsfeier eingewirkt. Das Abendmahl bekam allmählich eine ähnliche Stellung in den christlichen Gemeinden wie das Passahmahl bei den Juden.

Doch noch andere Punkte in dem christlichen Kultusleben seien hervorgehoben. Am Schluß der apostolischen Sendschreiben (vgl. Röm. 16, 16, 1. Kor. 16, 20) findet sich die Mahnung, durch Kuß die brüderliche Liebe zu bezeugen. Wohl seit Mitte des zweiten Jahrhunderts hat dieser Friedenskuß eine bestimmte Stelle im Gottesdienst, insbesondere eine feste Beziehung zur Eucharistie. Im Abendland erhielt sich der Friedenskuß lange Zeit. Allmählich trat dafür ein Ersatz ein durch Küssen des Altars oder der heiligen Elemente, auch durch den Handkuß des Klerikers. Hier wirkt offenbar eine Sitte der Synagoge nach. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß auch in dem Synagogalgottesdienst der heilige Kuß vorgekommen ist.**) Der Friedenskuß in der katholischen Kirche ist nichts anderes als eine Uebernahme des jüdischen Kusses.

*) Vgl. besonders L. Venetianer, Ursprung und Bedeutung der Prophetenlektionen, Zeitschrift der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft, 1909.

**) Vgl. A. Wünsche, Der Kuß in Bibel, Talmud und Midrasch, Festschrift für J. Lewy, 1911.

Was weiter die priesterliche Kleidung anbetrifft, so hat die Geschichte derselben eine große Entwicklung durchgemacht. Man hat vielfach gesagt, daß die geistlichen Gewänder im ganzen Umfang antik-weltlichen Ursprungs sind. Es ist aber wahrscheinlicher, daß im alttestamentlich-jüdischen Kultus die katholischen Meßgewänder zum größten Teil ihre Vorbilder haben. So sind der Amikt, ein länglich viereckiges Leinentuch, und die Stola, ein langer Stoffstreifen, nichts anderes als Nachbildungen des Tallith, des jüdischen Betmantels. Die Art, wie beides angelegt wird, erinnert an die Gepflogenheit der Juden, wie sie den Betmantel anlegen.

Besondere Beachtung verdient der Vergleich jüdischer und katholischer Gebete. Man studiere nur das römische Brevier. Der Inhalt des Breviers war nicht zu allen Zeiten derselbe. In der katholischen Kirche hat sich die technische Bedeutung dahin fixiert, daß das Brevier den Inbegriff aller Lob-, Dank- und Bittgebete bildet. Liest man das Brevier, so erkennt man bald, daß auffallend viele Gebete den Charakter jüdischen Ursprungs tragen. Das Nachtgebet entspricht, von den christologischen Teilen abgesehen, dem jüdischen Nachtgebet: es setzt sich aus denselben Elementen zusammen; es finden sich dieselben Psalmen 91 und 134. Das Gelegenheitsgebet beim Antritt einer Reise entspricht in der Einleitung und am Schluß wörtlich jüdischen Gebeten. Die Schriftverse: „Aller Augen schauen zu Dir auf, und Du gibst ihre Speise zur rechten Zeit . . .“ finden sich im jüdischen und römischen Tischgebet. Speziell die Abendmahlsgebete lassen eine starke Einwirkung jüdischer Elemente erkennen. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß die altchristlichen eucharistischen Dankgebete, sogar mit Einschluß des Trishagion, eine Verchristlichung des jüdischen Opfergebets sind.*) Nicht zu übersehen ist auch dieses, daß die christlichen Gebetsstunden nichts anderes sind als eine Fortsetzung der jüdischen Tageseinteilung. Wir finden bei christlichen Schriftstellern dieselben fünf Gebetstunden wie im Judentum, nämlich Morgen- und Abendgebet sowie dreimaliges Taggebet.

Wir haben bisher von den gottesdienstlichen Gebräuchen und den gottesdienstlichen Ordnungen gesprochen. Wir betrachten noch die Festzeiten. Die Sonntagsfeier ist nicht, wie man wohl oft meint, eine Fortsetzung der Sabbatsfeier; sie beruht vielmehr auf selbständiger Wurzel. Sabbat sowohl wie Sonntag wurden lange Zeit

*) Vgl. E. von der Goltz, Tisch- und Abendmahlsgebete in der altchristlichen und in der griechischen Kirche, 1905, 5 f.

von den Christen gefeiert. Dagegen haben die Christen die siebentägige Woche von den Juden übernommen, was man schon an den Namen der Wochentage erkennt. In der alten Kirche wurden die Tage der Woche nach jüdischer Art gezählt.*) Auch hat die jüdische Sabbatsfeier die Sonntagsfeier beeinflußt. Als im Mittelalter die ausschließliche Feier des Sonntages allgemein wurde, wurde insofern wenigstens von den Christen hier und dort noch die Sabbattradition beobachtet, als man den Abend des Sabbats zur Sonntagsfeier zog. In den Verordnungen einer Synode zu Laodicea lesen wir, daß die Feier des Sonntages von Abend zu Abend dauern soll, weil es 3. Mos. 23, 32 heißt: Von Abend zu Abend sollt ihr euren Sabbat halten. Erst der Papst Alexander III. hat die heutige Sitte eingeführt, daß die Sonntagsfeier von Mitternacht zu Mitternacht dauert. Dabei ist auch zu beachten, daß in der Kirche die Sonntage des Jahres nach den Anfangsworten der betreffenden Tageslektionen benannt wurden. Die Juden bezeichnen die einzelnen Sabbate mit den Anfangsworten der Sabbatslektionen.

Wie ferner das jüdische Kirchenjahr mit dem jüdischen bürgerlichen Jahr nicht zusammenfällt, indem ersteres mit dem Frühlingsmonat Nisan, letzteres mit dem Herbstmonat Tisri beginnt, so hat auch die katholische Kirche beide Jahresanfänge auseinandergehalten. Wenn jetzt das christliche Kirchenjahr mit der Adventszeit beginnt, so ist das nicht von Anfang an der Fall gewesen. In der griechisch-katholischen Kirche begann das Kirchenjahr mit der Vorbereitungszeit auf Ostern. Hier ist also wieder eine Nachwirkung jüdischen Gebrauchs zu konstatieren.

Die Grundlage des Kirchenjahres bilden Ostern und Pfingsten. Um diese Hauptfeste haben sich allmählich bestimmte Gruppen von Sonntagen gebildet. Das christliche Osterfest ist aus dem Passahfest herausgewachsen. Im Osterfest liegt eine Fortsetzung des jüdischen Passah vor. Wenn viele meinen: Das Osterfest sei christlichen Ursprungs, so ist das unrichtig. Es läßt sich beobachten, daß das Osterfest, wie es in den einzelnen Kirchengemeinschaften begangen wurde, lange Zeit einen jüdischen Charakter trug, und daß erst ganz allmählich dieser jüdische Charakter des Festes geschwunden ist. Als Name des Osterfestes erhielt sich lange in christlichen Kreisen die Bezeichnung Passah. Speziell in der syrischen Kirche haben die

*) Vgl. E. Schürer, Die siebentägige Woche im Gebrauche der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte, Ztschr. f. Neutestamentliche Wissenschaft 1905, 1 f.

tund tun, daß sie andere Menschen geworden sind. Das war auch im Judentum üblich. Man meinte: wenn der Name geändert wird, wird gleichsam an die Stelle des alten Individuums ein neues gesetzt. Ferner ist es wahrscheinlich, daß die christliche Taufe mit der jüdischen zusammenhängt. Es war bei den Juden üblich, an den Proselyten den Taufakt zu vollziehen. Für Juden und Christen bezeichnet die Taufe den Eintritt in die Gemeinde. Dabei steht die christliche Taufe in Parallele zur Beschneidung. Wie die Beschneidung wurde auch die Taufe am neugeborenen Kinde erst am achten Tage nach der Geburt vorgenommen. Es ist interessant, daß wir erfahren: Im Jahre 254 wurde auf einem afrikanischen Konzil beschlossen, daß man keine acht Tage warten sollte mit der Taufe, wie es die Juden tun, die ihre Kinder erst am achten Tage beschneiden. Vielleicht läßt sich auch die christliche Pateninstitution aus dem Judentum ableiten. Es bestand die Meinung, daß dem Beschneidungsakt zwei Zeugen beiwohnen müssen. Der sichtbare Zeuge ist ein Mitglied der Gemeinde, dessen Wahl den Eltern des Kindes freisteht; der unsichtbare ist der Prophet Elias, der wegen seines Eifers für die Wiedereinführung des Gesetzes von Gott den Auftrag erhielt, bei jeder Beschneidung zugegen zu sein. Möglich ist, daß dieser jüdische Gedanke die christliche Pateninstitution beeinflußt hat.

Eng mit der Taufhandlung hängt die Firmung zusammen. Es bürgerte sich allmählich in der katholischen Kirche die Sitte ein, daß da, wo der Bischof die Taufhandlung nicht selbst verrichtete, die Handauflegung zusammen mit einer Salbung abgesondert von der Taufe nachträglich den Kindern als Firmung erteilt wurde. Diese Firmung hat ihr Vorbild in der jüdischen Barmizwa des dreizehnjährigen Knaben, der von da ab sich allen religiösen Pflichten unterziehen muß. Wenn dann in katholischen Kreisen die Sitte aufkam, daß die vom Bischof bestrichene Stelle des Kopfes des Kindes mit einem Band umgeben wurde, so liegt hier vielleicht eine Nachwirkung der jüdischen Sitte vor, daß der dreizehnjährige Knabe bei der Barmizwa während des Gebets die Tephillin zu tragen hatte.

Viele Aehnlichkeiten weisen ferner jüdische und christliche Ehegebräuche auf. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht: Jüdischer Einfluß bekundet sich darin, daß die Ehe als Sakrament aufgefaßt wird, denn in der jüdischen Sprache bedeutet Kidduschin (Heiligkeit) Eheschließung. Aus diesem Wort ist offenbar der Gedanke der sakramentalen, Unlösbarkeit der Ehe erwachsen. Von den

nach der Geburt eines Knaben ein Reinigungsopfer im Tempel darzubringen hat.

Zu beachten ist endlich die Institution der Fast- und Bußtage. Die Juder fasten zweimal in der Woche, am Montag und Donnerstag. Auch in der katholischen Kirche bürgerten sich, freilich an anderen Wochentagen, zwei Fasttage ein. Die Art der Observanz war genau so wie die jüdische. Andererseits wurden allmählich in der Kirche Bußtage festgesetzt, die sich an den Wechsel der Jahreszeiten anschlossen. Man nannte sie Quatembertage. Der Papst Leo der Große erklärte, daß die Kirche mit diesen Tagen nur die jüdischen Festtage des vierten, fünften, siebenten und zehnten Monats christianisiert habe. Diese Bußtage sollten in erster Linie dazu dienen, daß in den betreffenden Jahreszeiten um die Fruchtbarkeit des Feldes gebetet wurde. Das ist auch der Hauptzweck der Institution der Fastenzeit nach jüdischer Auffassung.

Was speziell die Buße anbetrifft, so wird nach katholischer Lehre der Sünder der göttlichen Gnade gewiß, wenn er der dreifachen Forderung, der Reue, des offenen Eingeständnisses und der hinreichenden Satisfaktion, entsprochen hat. Das sind dieselben Forderungen, wie sie in der jüdischen Lehre betont werden.

IV.

Nicht nur im Kultus kommt die Religion zum Ausdruck, auch in der Sitte, d. h. in bestimmten Lebensgewohnheiten und Lebensformen. Die Religion ist Sitte bildend. Und die Religion, wo sie sich zur Kirche ausgestaltet hat, ist in hohem Grade die Sitte konservierend.

Es kann nicht wundernehmen, daß in der christlichen Sitte eine Reihe jüdischer Elemente sich finden. Jüdische Gebräuche wirken im Christentum infolge des engen Zusammenhanges mit dem Judentum nach. In verschiedenen Gebräuchen der katholischen Kirche lassen sich jüdische Parallelen nachweisen.

Wie im Judentum die Namengebung an die Beschneidung gebunden ist, so im Christentum an die Taufe. Und weil Juden und Christen das Alte Testament als Schriftautorität betrachten, so sind bei ihnen auch dieselben Rufnamen üblich, wie Josua, Samuel, Hanna, Gabriel, Michael, Johannes, Elisabeth u. a. Zu beachten ist auch die Namensänderung. Besonders in der Zeit des Mittelalters wollten Klosterleute, Bischöfe, Päpste durch die Aenderung ihres Namens

kund tun, daß sie andere Menschen geworden sind. Das war auch im Judentum üblich. Man meinte: wenn der Name geändert wird, wird gleichsam an die Stelle des alten Individuums ein neues gesetzt. Ferner ist es wahrscheinlich, daß die christliche Taufe mit der jüdischen zusammenhängt. Es war bei den Juden üblich, an den Proselyten den Taufakt zu vollziehen. Für Juden und Christen bezeichnet die Taufe den Eintritt in die Gemeinde. Dabei steht die christliche Taufe in Parallele zur Beschneidung. Wie die Beschneidung wurde auch die Taufe am neugeborenen Kinde erst am achten Tage nach der Geburt vorgenommen. Es ist interessant, daß wir erfahren: Im Jahre 254 wurde auf einem afrikanischen Konzil beschlossen, daß man keine acht Tage warten sollte mit der Taufe, wie es die Juden tun, die ihre Kinder erst am achten Tage beschneiden. Vielleicht läßt sich auch die christliche Pateninstitution aus dem Judentum ableiten. Es bestand die Meinung, daß dem Beschneidungsakt zwei Zeugen beiwohnen müssen. Der sichtbare Zeuge ist ein Mitglied der Gemeinde, dessen Wahl den Eltern des Kindes freisteht; der unsichtbare ist der Prophet Elias, der wegen seines Eifers für die Wiedereinführung des Gesetzes von Gott den Auftrag erhielt, bei jeder Beschneidung zugegen zu sein. Möglich ist, daß dieser jüdische Gedanke die christliche Pateninstitution beeinflußt hat.

Eng mit der Taufhandlung hängt die Firmung zusammen. Es bürgerte sich allmählich in der katholischen Kirche die Sitte ein, daß da, wo der Bischof die Taufhandlung nicht selbst verrichtete, die Handauflegung zusammen mit einer Salbung abgesondert von der Taufe nachträglich den Kindern als Firmung erteilt wurde. Diese Firmung hat ihr Vorbild in der jüdischen Barmizwa des dreizehnjährigen Knaben, der von da ab sich allen religiösen Pflichten unterziehen muß. Wenn dann in katholischen Kreisen die Sitte aufkam, daß die vom Bischof bestrichene Stelle des Kopfes des Kindes mit einem Band umgeben wurde, so liegt hier vielleicht eine Nachwirkung der jüdischen Sitte vor, daß der dreizehnjährige Knabe bei der Barmizwa während des Gebets die Tephillin zu tragen hatte.

Viele Aehnlichkeiten weisen ferner jüdische und christliche Ehegebräuche auf. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht: Jüdischer Einfluß bekundet sich darin, daß die Ehe als Sakrament aufgefaßt wird, denn in der jüdischen Sprache bedeutet Kidduschin (Heiligkeit) Eheschließung. Aus diesem Wort ist offenbar der Gedanke der sakramentalen, Unlösbarkeit der Ehe erwachsen. Von den

Riten bei der Eheschließung ist der Ringwechsel zu erwähnen. Lange Zeit war es in der katholischen Kirche üblich, nur einen Ring zu tragen, den der Bräutigam auf den Zeigefinger der Braut zog. Dieselbe Sitte findet sich im Judentum. Jüdisch ist auch die sog. Brautweihe, die in der alten Zeit in der Vorhalle der Kirche geschah; jüdisch ist die Gewohnheit, daß die Brautleute vor der Trauung Buße halber in sich gehen müssen; jüdisch ist der Gebrauch eines oder mehrerer Brautführer; jüdisch ist der Usus, daß während der Trauer- und Fastenzeit keine Ehe geschlossen werden darf.

Ebenso wie die Ehegebräuche weisen auch die Gebräuche beim Tode in der katholischen Kirche jüdische Elemente auf. Die Art der ältesten christlichen Totenbestattung entspricht der jüdischen. Das christliche Begräbniswesen hat sich auf der Grundlage des jüdischen entwickelt. In Palästina sowie in Aegypten, in Kleinasien und in Rom haben nachweislich die Christen jüdische Grabanlagen benutzt. Wenn dabei in den christlichen Katakomben häufig alttestamentliche Vorgänge bildlich dargestellt werden, wie Noah in der Arche, Daniel in der Löwengrube, Tobias mit dem Fisch u. a., so sind diese Bilder aus dem Judentum übernommen. Es sind in der Neuzeit mit Recht als die Grundlage dieses alttestamentlichen Typenschatzes die jüdischen Gebete erkannt worden.*) An diesen Bildern machten sich Juden sowohl wie Christen die Allmacht Gottes klar. Dabei gehen Juden und Christen von der Voraussetzung aus, daß das Fleisch auferstehen werde. Die heidnische Feuerbestattung war bei ihnen verpönt. Ferner haben Juden und Christen das Prinzip, daß es notwendig ist, vor dem Tode die begangenen Sünden zu bereuen und ein Glaubensbekenntnis abzulegen. Der christliche Usus, daß am dritten, siebenten und dreißigsten Tage nach dem Tode eines Familienmitgliedes, wie auch an der Jahreswende für den Verstorbenen gebetet werde, ist jüdisch. Wir wissen ferner, daß es zur Zeit des Chrysostomus Christen gab, welche die jüdische Sitte, Klageweiber zu mieten, befolgten. Auf christlichen Grabinschriften findet sich seit dem zweiten Jahrhundert sehr häufig ἐν εἰρήνῃ, in pace, d. h. im himmlischen Frieden. Dieser Ausdruck geht auf die jüdische Epigraphik zurück.

Von anderen christlichen Gebräuchen, welche einen jüdischen Einschlag verraten, seien zum Schluß nur die Formen der Armen-

*) Vgl. R. Michel, Gebet und Bild in frühchristlicher Zeit, 1902. Der Versuch von Scheftelowitz, Archiv f. Religionswissenschaft 1911, I. II., das umstrittene Fischsymbol als Entlehnung aus dem Judentum (Identifizierung von Leviatan mit Messias) zu erklären, scheint mir nicht gelungen.

pflege und die Speisesatzungen erwähnt. Es ist bisweilen übersehen worden, daß die Formen der altkatholischen und jüdischen Armenpflege in vielen Punkten sich berühren. Die Bezeichnung für milde Gaben, das Wort Almosen geht zurück auf ein griechisches Wort und ist Uebersetzung eines hebräischen. Der Almosenkasten der christlichen Gemeinde wurde lange mit dem jüdischen Namen Korbona (Opfer) bezeichnet. Ein „Reis von der Terebinthe Abrahams" wurde von Hieronymus die christliche Fremdenherberge genannt.

Was andererseits die Speisegesetze anbetrifft, so dienen diese nach jüdischer Auffassung dazu, das Leben der Gläubigen eng mit der Sphäre Gottes zu verknüpfen. Sie sollen die Menschen lehren, daß Selbstbeherrschung notwendig sei. Wie Gott sein Volk abgesondert hat zu einem heiligen Volk, so soll Israel von den unreinen Tieren sich fernhalten. Aehnliche Gedanken finden sich in den Schriften der katholischen Kirchenlehrer.*) Besonders beachtenswert sind die Aeußerungen Augustins in seiner Schrift gegen Faustus. Welche Christen, lesen wir dort (lib. III, contra Faustum C. 13), beobachten die Vorschrift, daß sie sich von den Krammetsvögeln oder von anderen kleinen Vögeln, die erstickt worden sind, enthalten, oder die einen Hasen nicht essen, wenn er durch die Hand im Nacken erschlagen und so ohne Blutvergießen getötet worden ist. Die wenigen, welche noch Bedenken tragen, so etwas zu essen, werden von den übrigen ausgelacht.**)

Damit haben wir an einigen Beispielen gezeigt, wieviel Jüdisches in der katholischen Kirche vorhanden ist. Und wir meinen: Unsere Beobachtungen unterstützen die zu Beginn aufgestellte These, daß das Nachwirken des Judentums in erster Linie die Entstehung der katholischen Kirche innerhalb des Christentums erklärt.

*) Vgl. K. Böckenhoff, Speisesatzungen mosaischer Art in mittelalterlichen Kirchenrechtsquellen, 1907.

**) Anmerkungsweise sei darauf hingewiesen, daß in der Neuzeit gezeigt worden ist, wie die jüdische Legende des Talmud in der christlichen Legende der katholischen Kirche weiter lebt, vgl. H. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, 1910, 71 f., sowie Marmorstein Archiv f. Religionswissenschaft 1913, 164 ff. Für das Studium der Volksreligionen hat die Legende bekanntlich neben Kultus und Sitte eine große Bedeutung. Sie verfolgt stets bestimmte religiöse und moralische Tendenzen; sie arbeitet meist mit altem Stoff und schafft dabei neuen. Bei dem Studium der jüdischen und christlichen Legenden lassen sich vielfache Berührungspunkte, verwandte Züge, ähnliche Gedankenkomplexe nachweisen. Und man hat vielfach den Eindruck, daß Traditionen des Talmud den Nährboden der christlichen Legende bilden. Man vergleiche besonders die Dämonengeschichten, die Teufelserscheinungen und Teufelsverwandlungen, ferner die Erzählungen von Himmelsschriften und Himmelsstimmen, von Lichterscheinungen u. a.

Gewiß hat das Christentum bei seiner Entwicklung viele heidnische Elemente übernommen. Griechisches, Römisches, Germanisches wirkt im Katholizismus nach. Die verschiedensten Einflüsse machten sich geltend, als das Evangelium seinen Siegeslauf durch die Welt nahm. Eine Welt reich an Ideen trat dem Christentum bei seiner Ausbreitung entgegen. Vornehmlich von den orientalischen Religionen, die wie eine große Flutwelle das römische Reich bespülten, wurde das Evangelium bei seiner Ausbreitung vom Osten nach dem Westen getragen. Und es zog all das mit magnetischer Kraft an sich, was im Heidentum als ihm wahlverwandt vorhanden war. Bereits Justin gibt Apologie II, 13 die Erklärung ab: „Was immer von allen Philosophen Treffliches gesagt worden ist, das ist Lehre von uns Christen".

Die fremden Elemente im Christentum dürfen nicht wundernehmen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt: Der Ring ist nie echt gewesen. Das Christentum ist nichts anderes als eine Wechselwirkung des Evangeliums mit der jeweiligen Kultur und als eine Nachwirkung derjenigen Elemente, die von Anfang an mit dem Christentum verbunden waren.

Für den Forscher ist es darum eine überaus schwere Aufgabe, die einzelnen Faktoren, welche zur Entstehung der katholischen Kirche beitrugen, sicher zu bestimmen. Gewiß liegt es nahe, dabei an den Hellenismus zu denken. Seit dem Wirken des Apostels Paulus wurde der Schwerpunkt der Entwicklung des Christentums auf griechischen Boden verlegt. Schon Schriften wie der Hebräerbrief und das Johannesevangelium zeigen, welche Macht der Hellenismus in der christlichen Bewegung gewann. Die Schätzung des Dogmas, die allmählich aufkommende, mystisch gefärbte spekulative Richtung innerhalb der kirchlichen Theologie geht auf den Einfluß des Hellenismus zurück. Und das kräftige Einströmen des Hellenismus in die christliche Kirche macht es auch verständlich, daß plötzlich die enthusiastische Hoffnung nachließ, daß die Christen einen festen Besitz an religiösen Vorschriften gewannen. Gleichwohl ist das Judentum in erster Linie unter den Faktoren zu nennen, welche es zur Entstehung der katholischen Kirche kommen ließen. Es ist der jüdischen Religion charakteristisch, daß auf das Recht Wert gelegt und die Ueberlieferung betont wird. In Recht und Ueberlieferung hat die jüdische Religion ihre Kraft. Das wurde zur Zeit der altkatholischen Kirche im Christentum auch so.

Der gesamte Bau der christlichen Kirche ruht auf dem Evan-

gelium. Dieser Bau hat die verschiedensten Gestaltungen angenommen. Vorstellungen aus mannigfachen Ideenkreisen hat man benutzt, um das Evangelium in bestimmte Formen zu fassen. Verschiedenartige Ordnungen hat man angewandt, um das Evangelium in der Welt sicherzustellen. Aeußere Formen, äußere Ordnungen sind wandelbar; sie haben Bedeutung nur, insoweit sie verständlicher Ausdruck für die innere religiöse Stimmung sowie praktische Mittel für die Darstellung der religiösen Gemeinschaft sind. Die protestantische Kirche ist eine neue Form des abendländischen Christentums, aus dem Bestreben entstanden, gegenüber der katholischen Entstellung des Evangeliums das Christentum, wie es Jesus gewollt, zu verwirklichen.

Gedanken über unsere höheren Lehranstalten,

mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasien

Von

Prof. Dr. phil. Rudolf Kießmann, Dessau.

Die Angriffe auf die höheren Schulen haben sich in den letzten Jahren in bedenklicher Weise vermehrt. Es gab eine Zeit, wo dies anders war, wo die Achtung vor der Autorität der Schule, verbunden mit dem Gefühl der Dankbarkeit, die man ihr schuldete, eine laute, geschweige gehässige Kritik nicht, oder doch sehr selten, aufkommen ließ. Nicht als ob damals alles einwandfrei gewesen wäre, aber die öffentliche Meinung störte nur selten den Frieden hinter den hohen Schulmauern, man suchte die Leistungen der Schule an den Früchten, die sie zeitigte, zu erkennen, und da letztere gar nicht so schlecht waren, so war man es zufrieden und sah über gewisse Mißstände, die ja allen menschlichen Einrichtungen anhaften, nachsichtigen Sinnes hinweg.

Heute ist ja nun freilich tadeln und mäkeln und alles besser wissen wollen ein charakteristischer Zug der Zeit. Ja, wenn wenigstens die Kritik immer ernst gemeint wäre und sachlich geführt würde! Das aber ist das Bedenklichste, daß gar zu oft von unberufenster Seite die Schule in einer durch nichts zu rechtfertigenden Weise herabgesetzt wird. Freilich, schon vor mehr als 500 Jahren klagte Hugo von Trimberg, ein Schulmeister in einer Vorstadt Bambergs, ein Mann reich an Kindern und Büchern und Sorgen aller Art, ein echter Schulmeister also:

Swer hundert schuler hat gelert
Wirt der under in von sibbene geert,
Der sol besunder wunders jehen:
Ich han ez aber selten noch gesehen.

Heute hat sich darin nichts geändert, und so werden wir uns nicht so sehr verwundern, wenn häufig jugendliche, der Schule kaum entwachsene Schriftsteller in den beiden heute allein auf die Massen wirkenden Literaturgattungen, d. h. im Roman und im Drama, oder auch in der Form des kürzeren Essays in der Tagespresse ohne jede Pietät, aber auch ohne jede tiefere Sachkenntnis gegen die Schule zu Felde ziehen. Besonders in den zahlreichen, stark tendenziös gefärbten Studentenromanen wird in dem der „Pennälerzeit" gewidmeten Kapitel grimmige Abrechnung gehalten mit der Anstalt, die den jungen Kritiker nicht so gewertet hat, wie er es selbst gewünscht hätte; denn aus dieser verärgerten Stimmung des „verkannten Genies" erklären sich zumeist die maßlosen Ausfälle. Es ist wirklich kaum zu glauben: aus der gesetzlich gewährleisteten Tatsache, daß jedermann eine Schule besucht, leitet er das Recht ab, sie in allen Stücken zu beurteilen! Andere Angriffe sind ernster zu nehmen. Aus einer ganzen Reihe wertvoller Romane und Dramen spricht ein oft nur schlecht verhüllter Haß gegen die Schule. Daß besonders „Schuldramen" zahlreich sind, darf nicht wundernehmen. Schulszenen auf der Bühne sind äußerst wirksam; die Persönlichkeit des Lehrers, den sein schwerer und oft so undankbarer Beruf zu einer gewissen Pedanterie, zu lächerlichen Angewohnheiten, zu einem durch den Massenunterricht bedingten Schematismus führt, ist ebenfalls dramatisch wertvoll. Packende Gegensätze lassen sich schaffen, indem man dem „schlechten" Schulmeister, dem aufgeblasenen, muckerhaften Schablonenmenschen, den „guten" Lehrer gegenüberstellt, einen vielwissenden, mehr oder minder lächerlichen, weltfremden Ideologen. Das Publikum sieht ähnliche Stücke sehr gern. Schulszenen und Bilder aus dem militärischen Leben sind auf der Bühne so beliebt wie im Kinderspiel. Daß nun aber das Publikum sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite der schulfeindlich gesinnten Dichter stellt, ist eine Tatsache, die man nicht allein damit erklären kann, daß jeder Mensch der Schule und ihren Lehrern gegenüber ein unangenehmes Gefühl in seinem Innern zurückbehält, weil er sich in der Schule und als Schüler einst in seiner ganzen Hilflosigkeit und Dummheit gezeigt hat, und keiner gern daran zurückdenkt. Nein, die feindselige Stellung des Publikums in seiner Gesamtheit muß doch wohl noch andere Gründe haben. Wenn nun vollends aus den Reihen der zünftigen Philologen selbst ernste Anklagen gegen die Ergebnisse unseres jetzigen Schulbetriebes laut werden, dann ist es wohl angezeigt, auf die verschiedenen Vorwürfe ein-

zugehen; denn nichts bestimmt die nationale Entwicklung eines Volkes so sehr, wie die im wesentlichen durch den Schulunterricht bedingte geistige und moralische Bildung seiner Bürger.

Die höheren Knabenschulen, auf die wir uns im Folgenden beschränken wollen, haben die allen Schulen gemeinsame Aufgabe zu erfüllen: die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Jugend so zu entwickeln, daß dieselbe sich — geleitet in ihren Handlungen durch sittliche Erwägungen — an der Kulturarbeit der Menschheit beteiligen kann. Die höheren Schulen sollen insbesondere die Bildung der leitenden Stände begründen und suchen dies Ziel durch den von ihren Zöglingen geforderten längeren Schulbesuch und durch die Wahl der für die geistige Entwicklung verwandten Lehrmittel zu erreichen.

Mit anderen Worten gesagt, bezwecken auch die höheren Schulen die Heranbildung tüchtiger Staatsbürger und wollen zu diesem Ende der Jugend Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten übermitteln, die zur Behauptung und Weiterbildung des erlangten Kulturstandes des eigenen Volkes, ja der Menschheit überhaupt, notwendig sind, und wollen zugleich die Schüler zu sittlichen Persönlichkeiten heranbilden.

Litteras et mores!

Aus dieser zwiefachen Aufgabe der höheren Schulen erwachsen zugleich die Schwierigkeiten: 1. insofern als die „litterae", die Schulwissenschaften, die vermittelt werden sollen, nach Stoff und Umfang nicht zu allen Zeiten die gleichen sein können und dürfen. Das Bildungsideal und damit das Schulziel ist wandelbar, und schwer genug ist es, in jeder Zeit die zu einer höheren Bildung wahrhaft notwendigen Kenntnisse zu bestimmen und richtig gegeneinander abzugrenzen. 2. Die sittliche Heranbildung der Jugend liegt vornehmlich dem Elternhause ob. Während letzteres nun der Schule die Uebermittlung des Wissens nur allzu willig überläßt, ja gern, Sonderwünschen nachgehend, die Schule als „Mädchen für Alles" betrachtet und von ihr die Einführung aller möglichen Spezialfächer fordert, die nur einem kleinen Teile ihrer Glieder und nicht der Allgemeinheit nütze sind, widersetzt es sich nicht selten der Mitarbeit der Schule an der sittlichen Erziehung des jungen Menschen und an der Bildung seines Charakters. Die Eltern lehnen sich vielfach auf gegen eine — wie man es nennt — „unberechtigte Bevormundung" seitens der Schule. Nach Meinung vieler täte die Schule besser, lediglich der Vermittlung des Wissens zu dienen und

dadurch, d. h. durch die Wahl der Lehrmittel, sowie durch die vorbildlich wirkende Persönlichkeit des Lehrers das sittliche Empfinden der Schüler wohltuend zu beeinflussen; doch verbittet man sich ein die Autorität der Eltern verletzendes Eingreifen in die außerhalb des Schulbetriebes sich abspielenden Vorgänge. Ohne jede Bedenken setzt man sich über gewisse — seitens der Schulverwaltung im Interesse der Allgemeinheit gegebene — erziehliche Vorschriften hinweg, lächelt über die bekannten Paragraphen der Schulgesetze, die das Rauchen und Kneipen der Schüler, die Benutzung öffentlicher Leihbibliotheken u. a. m. betreffen, und kehrt sich nicht daran. Die Eltern wissen, daß ihre Kinder gegen die Schulordnung verstoßen, und dulden es, wenn sie es nicht gar noch begünstigen (was häufiger vorkommt, als man gemeinhin denkt). Dies ist sicherlich ein bedenklicher Zustand. Gesetze sollte man nur geben, wenn man sie durchführen kann. Was nützen Bestimmungen, die nur auf dem Papiere stehen! Wenn also die Schule künftig ihren Geboten nicht mehr Geltung verschaffen kann, und zwar infolge des sich mehr und mehr steigernden Widerstandes des Elternhauses gegen eine energische erziehliche Mitarbeit der Schule, so kann die Schule daraus ihre Folgerungen ziehen und die wissenschaftliche und sittliche Förderung der ihr anvertrauten Zöglinge ausschließlich auf die Schule beschränken; das Verhalten der Schüler außerhalb der Schulmauern bleibt dann in allen Stücken der Fürsorge und der Kritik des Elternhauses oder gegebenen Falles der Polizei vorbehalten. Tatsächlich ist es ja vielfach schon so, besonders in größeren Städten; aber ist eine Verallgemeinerung dieser Zustände wünschenswert?

Was die endlichen Leistungen der Schüler höherer Lehranstalten betrifft, so sagt die Kritik übereinstimmend, daß sie — von Ausnahmen natürlich abgesehen — gegenüber früheren Zeiten zurückstehen. Im Grunde genommen wüßten heutzutage die Schüler beim Verlassen der Schule doch nichts Rechtes, trotzdem sie alles mögliche „gehabt hätten." Früher, so sagt man, wurde weniger gelehrt und mehr gelernt, heute sei das umgekehrt. **Multa non multum!** so laute die Parole, und damit gibt man zugleich eine Erklärung der Mißstände.

Dieser von verschiedensten und auch von berufenen Seiten erhobene Vorwurf, daß die Leistungen der Mehrzahl der Schüler höherer Lehranstalten zurückstehen gegen früher und weiter zurückzugehen drohen, erklärt auch (wenn freilich auch nur zu einem kleinen Teile) die Nichtachtung der höheren Schulen und ihrer Lehrer.

Zwölf Jahre und länger, die beste, zur Aufnahme irgendwelcher Wissensstoffe geeignetste Zeit haben die Schüler die Bänke gedrückt und — zu welchem Ende! Ungenügend vorbereitet treten sie ins Leben oder in die Universität ein.

Ja, ist denn das richtig? Entsprechen diese Vorwürfe den Tatsachen? Wenn zu Dutzenden ernste, besonnene Männer der Wissenschaft warnend ihre Stimme erheben, so kann man kaum daran zweifeln, und es ergibt sich für jeden, dem das Wohl der Jugend und damit das Gedeihen seines Vaterlandes am Herzen liegt, die Pflicht, den Ursachen der Mißstände nachzugehen und auf ihre Abhilfe bedacht zu sein. Wir wollen im folgenden besonders die Gymnasien berücksichtigen, doch nicht etwa (um dies vorweg zu nehmen), um neue Angriffe gegen diese vielgeschmähten Anstalten zu schleudern.

Die Gymnasien sind die ältesten, zahlreichsten und geachtetsten Anstalten. Ein Vergleichen früherer und gegenwärtiger Zustände im Wissensstande ihrer Schüler, besonders ihrer Abiturienten, ist leichter möglich als bei den Realgymnasien und Oberrealschulen. Letztere sind verhältnismäßig jung, gegen sie ist die Kritik bisher schon aus dem Grunde nicht so laut gewesen, als sie noch gar nicht in langen Generationen ehemaliger Schüler haben beweisen können, was zu leisten sie imstande sind. Sie werden weiter und immer aufs neue den Beweis zu erbringen haben, daß sie mit teilweise verschiedenen Lehrmitteln eine der gymnasialen, auf der klassischen Literatur begründeten, durchaus gleichwertige Bildung vermitteln. Daß dies möglich ist, wird jeder zugeben, der die reichen Schätze der französischen und englischen Literatur kennt und sie für die Jugend zu heben und zu verwerten weiß. Wir wollen also im folgenden prüfen:

1) ist der Tiefstand des Wissens bei der Mehrzahl der Gymnasialabiturienten erwiesen?

2) welche Unterrichtsfächer kommen hier vornehmlich in Frage?

3) welche Ursachen sind dabei von Einfluß gewesen? (Schule und Lehrer, Schüler und Eltern, allgemeine Verhältnisse)

4) welche Folgerungen ergeben sich hieraus?

Daß die Abiturienten von heute weniger wissen, könnte e consensu omnium angenommen werden. Sie sind durchaus nicht so stolz, daß sie es so herrlich weit gebracht haben, sie leugnen gar nicht, daß frühere Generationen, soweit sie deren Leistungen zu übersehen in der Lage sind, ihnen überlegen gewesen sein müssen.

Auch die Lehrer sind in vielen Fällen mit den erzielten Resultaten nicht zufrieden, haben große Zweifel an der wissenschaftlichen „Reife" einer ganzen Reihe der Jünglinge, denen sie (wovon unten noch die Rede sein wird) das Reifezeugnis doch nicht haben versagen können. Sollten die Lehrer wirklich ausnahmslos **laudatores temporis acti** sein und das in früheren Zeiten Erreichte überschätzen? Nun aber die Hochschullehrer! In leidenschaftlichen Klagen ergehen sie sich über die unzulängliche Vorbildung der Studenten. Dutzendweis ließen sich Kundgebungen von seiten der Philologen, Juristen, Mediziner anführen, auch die Professoren der Technischen Hochschulen stimmen mit ein (deren Angriffe naturgemäß auch, vielleicht gar zumeist, gegen die Abiturienten realistischer Anstalten gerichtet sind): Kurz, man kann füglich kaum daran zweifeln, daß im Durchschnitt die Abiturienten der letzten Jahre in ihrem Wissensstande tiefer stehen als die, welche vor etwa zwanzig Jahren und früher die höheren Lehranstalten verließen.

Wohl weiß ich, daß es Ausnahmen gibt. An allen höheren Schulen finden sich noch Schüler, die auch in früheren Zeiten mit Ehren bestanden hätten. Diese werden auch da vertreten sein, wo der allgemeine Durchschnitt einen besonders tiefen Wissensstand aufweist. Weiter gibt es, Gott sei Dank, noch eine Reihe von Anstalten, wo auch das Durchschnittsniveau des vermittelten Wissens auf achtbarer Höhe sich erhält. Diese Schulen, Hüterinnen nicht selten einer großen Vergangenheit, zumeist seitab von der Großstadt und ihren „Zerstreuungen", Anstalten, an denen ein als Mensch und Lehrer gleich tüchtiger Direktor in engster Fühlung mit einem treu arbeitenden Kollegium wirkt, werden sich immer bemühen, ihren Schülern ein Maß an Wissen mit auf den Weg zu geben, das dem in früheren Jahrzehnten vermittelten gleichwertig ist, auch wenn es infolge der Wandlung des Bildungsideales anders zusammengesetzt sein sollte als früher. Daß ich hier keine Namen nennen kann, versteht sich von selbst, zumal ich fürchten müßte, eine Reihe dieser Anstalten zu vergessen, von denen man füglich behaupten kann, daß sie sich mit Erfolg bemüht haben, ihre Ansprüche an die wissenschaftliche Tüchtigkeit ihrer Abiturienten auf alter Höhe zu erhalten.

Wissen allein tut es nicht! so wendet mancher hier wohl ein. Freilich nicht, aber es müssen doch so und so viele Wissensmengen vorhanden sein, mit denen weiter gearbeitet werden soll. Was soll denn werden, wenn der Boden noch gar nicht recht tief bearbeitet worden ist, auf dem gesät und gepflanzt und seiner Zeit geerntet

werden soll? Hat man denn ganz vergessen, daß in der Schule gelehrt wird, damit auch gelernt werde? Und welche unheilvollen Wirkungen ergeben sich, wenn die wissenschaftliche Grundlage für ein akademisches Studium oder einen andern Beruf unzureichend ist. Im Studium und in der Welt steigen die Anforderungen. Hier können sich nur die Besten durchsetzen, nicht aber die dürftigen Geister, die nach Verlassen der Schule im günstigsten Falle den guten Willen zur Arbeit mitgebracht haben, die sich nun redlich mühen und höchstens traurige Handwerker ihres Berufes werden, Leute, denen jeder höhere künstlerische Flug fehlt, wenn sie nicht gar Schiffbruch leiden und, nachdem sie im Examen kläglich gescheitert sind, die Schule anklagen, die sie so hoch hat kommen lassen.

Verbummelte Existenzen hat es schon früher gegeben, Studenten, die nie oder sehr spät erst (und dann noch mit unbefriedigendem Resultat) ihre Examina bestanden haben, und es ist ganz unmöglich zu prüfen, ob ihre Zahl heute verhältnismäßig größer ist als früher. Aber man kann mit Recht sagen, daß die Ursachen des Scheiterns heute zumeist andere sind als früher. Damals vergaßen manche Studenten über dem Studentenleben das Studium, über Kommers und Mensur den Hörsaal der Universität. Heute wird (glücklicherweise) weniger getrunken und weniger gebummelt, und trotzdem scheitern alljährlich so und soviele, weil sie eben ihrer Beanlagung und ihrem Wissensstande nach nicht auf die Universität gehörten.

Nicht alle Schuldisziplinen scheinen in gleicher Weise zu diesem Tiefstand des Wissens beizutragen. Es ist ja überaus schwierig, hier ein allgemein gültiges Urteil über die einzelnen Schulfächer abzugeben; denn zu sehr sind die Erfolge des Unterrichtes von der Persönlichkeit des Lehrers und dem Schülermaterial abhängig; immerhin wird man sagen können, daß in der Religion, im Deutschen und in der Mathematik, Fächern also, die allen Anstalten gemeinsam sind, man mit den Resultaten zufrieden sein kann. Die erreichten Ziele entsprechen im ganzen der darauf verwandten Arbeit. Natürlich werden sich im einzelnen Unterschiede hinsichtlich des verarbeiteten Stoffgebietes ergeben, aber dies ist eine Folge der Buntscheckigkeit unseres höheren Schulwesens und der Verschiedenartigkeit der oft recht vieldeutigen Lehrpläne. Das ist übrigens gar nicht so schädlich. Ob im Religionsunterricht man mehr die Bibelkunde in den Mittelpunkt stellt oder die Kirchengeschichte, oder ob man auf eine eingehende Erörterung der Glaubens- und Sittenlehre Nachdruck legt, ist nicht groß von Belang. Auch dem Mathe-

matiker mag man in der Wahl der Stoffe ruhig gewisse Freiheit lassen. Die grundlegenden Einzelgebiete sind natürlich hier wie überall eingehend zu behandeln, aber was tut es, wenn selbst am Gymnasium der Mathematiker seine Oberprimaner einmal über die Schwelle zur Differential- und Integralrechnung schreiten läßt?

Im deutschen Unterricht wird mancher z. B. die literarhistorische Betrachtung mit Goethes Tode schließen, weil er — und nicht ohne Grund — meint, daß die folgende Zeit uns noch zu nahe gerückt ist und uns das rechte Augenmaß zur Beurteilung fehlt; denn geschichtliche Tatsachen und literarische Denkmäler kann man — wie Kunstwerke — nur aus einiger Entfernung richtig beurteilen. Ein anderer wiederum wird gerade die neuere und neuste Literatur in den Kreis seiner Betrachtung ziehen, weil er — was sich auch verstehen läßt — von der Erwägung ausgeht, daß gerade diese Literatur auf die Jugend einwirkt, und diese einer sie orientierenden Einführung seitens der Schule mit Notwendigkeit bedarf.

Was freilich die deutschen Aufsätze betrifft, so könnte man nach Prüfung früherer Jahrgänge (ich habe einmal eine ganze Reihe von Aufsätzen der 40er und 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts eingesehen) auf den Gedanken kommen, daß die schriftlichen Darlegungen der Abiturienten heutzutage nicht mehr den reifen Eindruck machen, wie die früherer Generationen. Der reiche Gedankengehalt und die ansprechende, logisch-klare Entwicklung werden doch gar zu oft vermißt. Dieser Rückgang wird jedoch (wie wir unten sehen werden) darin seinen Grund finden, daß das wissenschaftliche Interesse einer Reihe der heutigen Abiturienten recht gering geworden ist, daß sie literarisch wertvolle Sachen zu wenig lesen, und daß sie gerade aus den Disziplinen, die dem gymnasialen Unterricht Halt und Rückgrat verleihen sollen, aus dem lateinischen und griechischen Unterricht, auch gar zu wenig an Ideen und an sprachlich-logischer, formaler Schulung mitnehmen. Dieser Ausfall gegen früher fällt also nicht dem deutschen Unterricht zur Last.

Doch ehe wir (damit) auf den Tiefstand im Wissen unserer Gymnasialabiturienten und auf seine Erklärung eingehen, geziemt es sich wohl, der Fächer zu gedenken, wo nach unparteiischem Urteil aller Einsichtigen ein „Mehr" gegenüber dem früher Erreichten zu verzeichnen ist. Es sind dies die neueren Sprachen, die Geschichte, Physik und Naturwissenschaften überhaupt.

Diese Disziplinen haben den Vorteil, daß gerade in den letzten Jahren nicht nur im Stoffgebiet, sondern auch in der methodischen

Behandlung so viele und so wertvolle Entdeckungen und Neuerungen für die Schule verwertet worden sind, daß sich mit dem gesteigerten, durch die Zeitumstände noch geförderten Interesse der Schüler auch das Wissen und Können in erfreulichem Maße entwickelt hat.

In den neueren Sprachen unterrichten heute fast durchweg wissenschaftlich und praktisch gleich gründlich gebildete Fachleute, die zugleich mit dem auf der Universität erworbenen Wissen ein durch wiederholten Aufenthalt im Auslande erworbenes Können der Schule nutzbar machen. Hier ist ein Feld, das noch nicht in all seinen Teilen gleichmäßig ausgebaut ist, wo eigene Arbeit Segen verspricht und eigenem Suchen ein Finden beschert ist, wo auch dem ehrlichen Mühen und den sichtbaren Erfolgen ermunternde Anerkennung in Schule und Elternhaus nicht versagt bleibt.

Und wenn auch im frisch pulsierenden Leben neuer Methoden mancher schier fiebernd krankhaften Visionen des Unterrichtszieles nachjagte, gleichviel: nur in Uebertreibungen pflegen sich Neuerungen zunächst Bahn zu brechen. Die Geister haben sich inzwischen beruhigt, eine allein seligmachende Methode gibt es nicht, viele Wege führen auch hier zum Ziel, aber viele dieser Wege sind gut und praktisch angelegt und leiten bequem und sicher zu dem erstrebten Ziel.

Eine Reihe von teilweise vorzüglichen Lehrbüchern liegen dem Unterricht zugrunde, der durch ein reiches, neuerdings auch schon ästhetischen Anforderungen genügendes Anschauungsmaterial, durch fremdsprachliche Rezitationen gebildeter Ausländer weiter gefördert wird. Auf die Unterstützung durch (internationale) Schülerreisen und Schüleraustausch, auf den internationalen Schülerbriefwechsel und die heute recht achtbaren Darbietungen der Sprechmaschinen kann hier nur kurz hingewiesen werden. Die vornehmste Förderung erfährt der Unterricht in den neueren Sprachen aus seinem Lehrstoff selbst, aus der Literatur, die der Schullektüre zugrunde liegt und der Einführung in die fremde Geistes- und Kulturwelt dient; eine Literatur, die — was Verständlichkeit für die Jugend, Vielseitigkeit und Ideengehalt betrifft — von den klassischen Literaturen nicht erreicht werden kann.

Durch alle diese Dinge wird das Interesse der Jugend geweckt und erhalten und das Wissen erweitert und vertieft.

Dankbar muß in diesem Zusammenhange auch der unterstützenden Beihilfe gedacht werden, die das Elternhaus und die sich besonders in den Kundgebungen der Presse äußernde öffentliche Meinung

diesem Unterrichtszweige haben angedeihen lassen. Daß die modernen Lebensbedingungen der Völker, die im Zeichen des Verkehrs, der internationalen Beziehungen stehen, daß ein oft allzustark betonter Utilitarismus hier gebieterisch ihren Einfluß geäußert haben, und daß nicht alle schönen Erfolge etwa nur den Neuphilologen auf ihr Konto gutzuschreiben sind, dürfte jedem einleuchten. Immerhin sehen wir hier, daß auch auf den Gymnasien die endlichen Leistungen in den neueren Sprachen in gesundem Verhältnis stehen zu der aufgewandten Stundenzahl*), während früher (wieder muß man von Ausnahmen absehen) die neusprachlichen Kenntnisse auch hinter bescheidenen Erwartungen zurückblieben. Gehen wir mit einigen Bemerkungen auf den Geschichtsunterricht ein.

Früher wurde gewöhnlich der Vorwurf erhoben, daß die geschichtliche Darstellung mit den Freiheitskriegen abschloß, und daß im wesentlichen nur Kriegsgeschichte behandelt wurde. Beides trifft heute nicht mehr zu. Ein Blick in die Lehrpläne zeigt, daß die Einführung in die Geschichte bis in die neueste Zeit reichen soll, so daß z. B. die großen sozialen Fürsorgegesetze ebenso wie die Entwicklung des deutschen Kolonialbesitzes Erwähnung und Würdigung finden. Betrachtet man die Lehrbücher, so findet man, daß zwar die politische Geschichte — und das mit gutem Grunde — den Kern des Geschichtsunterrichts bildet, daß aber darüber die wichtigsten Tatsachen zum Verständnis der kulturellen Entwicklung eines Volkes nicht vernachlässigt werden: der wirtschaftliche und geistige Fortschritt findet Berücksichtigung, ebenso — natürlich dem Verständnis der Schüler angepaßt — die Formen der jeweiligen Verfassungen. Die Karten, Pläne, Bilder und die sonstigen Anschauungsmittel, die den Geschichtsunterricht fördern, sind heute fast durchweg wissenschaftlich zuverlässig und technisch vorzüglich. Die Geschichtswissenschaft selbst ist, was die alte Geschichte betrifft, durch die archäologischen Forschungen, die Papyrusfunde u. a. m. in ihrem Umfang bereichert, in ihrem Inhalt vertieft worden, und schon hat — allerdings noch vereinzelt — die orientalische Vorgeschichte eine ihrer Bedeutung für die Universalgeschichte entsprechende Stellung auch im Schulunterricht gefunden. In der neueren und neuesten Geschichte haben eine ganze Reihe wichtiger Memoirenwerke es erst jetzt ermöglicht, einen (nicht immer erfreulichen) Blick hinter die Kulissen der Weltenbühne zu

*) Französisch: IV 4. IIIb 2. IIIa 2. IIb 3. IIa 3. Ib 3. Ia 3. Englisch: IIa 2. Ib 2. Ia 2. (So ist die gewöhnliche Verteilung an Gymnasien.)

werfen. Auch die Schule hat daraus ihre Folgen ziehen müssen, und so werden z. B., um nur des letzten Krieges zu gedenken, die Gründe, die zum Kriege führten, die tatsächlichen Ursachen der Kapitulation von Metz, Bismarcks Verdienst um das endliche Zustandekommen der Einigung Deutschlands u. a. m. heute im Geschichtsunterricht der höheren Schulen ganz anders dargestellt werden können und müssen, als dies früher möglich war.

Wenn immer auch der historische Unterricht in nationalem Geiste — **right or wrong my country** — erteilt werden soll, so darf doch niemals eine Darstellung der Ereignisse und ihrer inneren Verknüpfung gegeben werden, die dem unbefangenen Blick des Forschers als Geschichtsfälschung erscheinen muß.

Wie in der Geschichte, so sind auch in der Physik und in den Naturwissenschaften die Leistungen der Gymnasiasten im Verhältnis zur Stundenzahl, die diesen Disziplinen zugebilligt ist, zufriedenstellend. Daß in der Geographie die Kenntnisse gerade auf der Oberstufe jammervoll sind, dürfte darin seine einfache Erklärung finden, daß von IIb an ein eigentlicher Unterricht in diesem Fach aufhört, und die „gelegentlichen", an den Geschichtsunterricht angeschlossenen „Repetitionen" genügen durchaus nicht, das erworbene Wissen zu erhalten, geschweige zu erweitern. Physik und Naturwissenschaften überhaupt hatten im Unterrichtsbetriebe der Gymnasien früherer Zeiten eine recht klägliche Stellung, an manchen (und zwar nicht den schlechtesten) wurden sie kaum behandelt. Die Experimente waren selten und dürftig, die Abbildungen, besonders in den naturwissenschaftlichen Werken, zumeist miserabel. Die dem bekannten originellen Jenenser Professor zugeschriebene Erklärung: „Chemie ist's, wenn's stinkt; Physik ist's, wenn's kaput geht" entsprach den tatsächlichen Versuchen. Hier ist nun allerdings manches besser geworden. Gründlich vorgebildete Fachlehrer, wissenschaftlich zuverlässige, technisch hervorragend ausgestattete Lehrbücher sichern einen gesunden Fortschritt. Das Stoffgebiet hat gerade in den letzten Jahrzehnten durch eine Reihe großartiger Erfindungen eine wesentliche Bereicherung erfahren, und es sind gerade diese letzteren (die Hertzschen Wellen z. B. und ihre Bedeutung für die Erfindungen eines Röntgen und Marconi, die Motoren und ihre Anwendung auf Automobile), die unsere Jugend interessieren. Mit dem Interesse kommt das Wissen: so ist es gar nicht verwunderlich, daß sich unsere Gymnasiasten als ausreichend orientiert erweisen, wenn man (daran muß immer wieder erinnert werden) das Ver-

hältnis der Stundenzahl zu dem tatsächlich erreichten Wissen prüft. Nun aber zu den klassischen Sprachen!

Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wieviel wir den klassischen Sprachen für unsere gesamte geistige Entwicklung verdanken, wie jede wissenschaftliche, historische Betrachtung unserer Kultur uns mit zwingender Notwendigkeit zum Humanismus, zum Studium des klassischen Altertums, führen muß, wie deshalb keine andere Disziplin die klassischen Sprachen als Unterrichtsfach restlos ersetzen kann.*)

Somit ist es nur zu billigen, daß die klassischen Sprachen, die dem Gymnasium den Mittelpunkt des Interesses, die Grundlage der von ihm übermittelten Bildung geben sollen, mit den zahlreichsten Wochenstunden bedacht sind und als sogenannte „Hauptfächer" besonders gewertet werden. Gerade deshalb muß aber gebieterisch die Forderung erhoben werden, daß die Zielleistungen in den klassischen Sprachen in einem gesunden Verhältnis stehen zu der aufgewandten Arbeit. Die endlichen Erfolge nun in den klassischen Sprachen sind — wie tausendfach alljährlich bestätigt wird — unbefriedigend. Eine ganze Reihe von unseren Gymnasiasten weiß von der Geistes- und Kulturwelt der Alten so gut wie nichts. Von einer schlichten Prosastelle eines lateinischen und griechischen Autors vermögen nur wenige ohne ständig begleitende Hilfe des Lehrers drei Zeilen schnell und richtig in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen.**)

Machen wir uns zunächst einmal folgendes klar. Wir erlernen eine fremde Sprache nicht nur um der durch sie vermittelten sprachlich-logischen Schulung halber, um also z. B. auch einmal einen deutschen

*) In diesem Zusammenhange möchte ich darauf hinweisen, daß Rom in seiner Bedeutung für die zivilisierte Welt seit dem Beginn des Mittelalters von Paris abgelöst worden ist, und daß gerade Deutschland von Frankreich in seiner politischen und kulturellen Entwicklung oft und nachhaltig beeinflußt worden ist. Erinnern wir kurz daran, daß die französische Literatur im Mittelalter der unseren fast alle Stoffe geliefert hat, wie sie später im Zeitalter der Revolution die Trägerin der Ideen eines neuen Menschentums war, daß die Klassiker der Zeit Ludwigs XIV., besonders Moliere, wie später Rousseau und die Romantiker, wie die naturalistische Schule, auf Deutschland eingewirkt haben. Die mit so schmerzlichen Erinnerungen verbundene Abhängigkeit Deutschlands in der Politik (man denke nur an Ludwig XIV. und Napoleon I.) braucht hier nur angedeutet zu werden.

Hieraus ergibt sich, daß das Studium der französischen Geistes- und Gedankenwelt eine notwendige Ergänzung einer höheren wissenschaftlichen Bildung jedes Deutschen darstellt, in höherem Maße als das Studium der englischen Sprache, Literatur und Kultur, da hier eine direkte tiefgehende politische Beeinflussung für Deutschland bis in die jüngste Zeit nicht nachzuweisen ist, und da die englische Literatur erst seit 1750 einen (zeitweise allerdings sehr bedeutenden) Einfluß auf die unsere ausgeübt hat.

**) Man vergleiche nur, was in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" 1913, Heft 1 und 2, S. 3 darüber steht.

Text idiomatisch richtig in die Fremdsprache hinübersetzen zu können, obschon dies eine bedeutende geistige Arbeit erfordert, von der man deshalb nicht verächtlich urteilen sollte, weil sie im praktischen Leben so gut wie keine Anwendung findet. Auch viele Berechnungen der Schulmathematik sind für die Praxis des Lebens nahezu ohne jede Bedeutung und stellen doch eine vortreffliche Schulung des Geistes dar.

Wir lernen jedoch eine fremde Sprache, damit uns so der Schlüssel gegeben werde zu den weiten Hallen der Geistes- und Kulturwelt eines fremden Volkes, die ihren Ausdruck gefunden hat in seiner Literatur. Nun erwächst jede Sprache aus Vorstellungen, die sich in Satzform äußern. Die Sätze selbst bestehen aus Wörtern, die in einem bestimmten syntaktischem Verhältnis stehen. Daraus ergibt sich für die Erlernung einer heute nicht mehr gesprochenen Sprache (wo also die Aneignung der Aussprache fortfällt) folgendes:

1. Es sind Vokabeln zu lernen: die Bausteine sind zu sammeln, die den sprachlichen Bau aufführen sollen.

2. Die elementaren Umformungen — Deklinieren, Konjugieren, Komparieren u. s. w. — müssen vorgenommen werden können: die Bausteine müssen in verschiedener Weise bearbeitet, geformt, behauen werden, so wie sie sich an verschiedener Stelle und in verschiedener Weise dem endlichen Gebäude einfügen sollen.

3. Die grammatischen Gesetze der Anordnung müssen gelernt werden, die Syntax des Satzgefüges muß bekannt sein, damit aus den wohlbehauenen, harmonisch eingereihten Steinen ein architektonisch schönes Werk entstehe.

Nun sehe man sich daraufhin die lateinischen und griechischen Leistungen unserer Gymnasiasten an.

Die Vokabelkenntnis ist im allgemeinen gänzlich unzulänglich. Vokabeln lernen gilt vielfach als „überwundener Standpunkt". Was das Wissen in der Formenlehre und in der Syntax betrifft, so steht es da vielfach noch schlimmer.

Aber, wie wir bereits hervorhoben, die Spracherlernung ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Erschließung der Lektüre und damit der Einführung in die Geistes- und Kulturwelt des fremden Volkes. Hier helfen nun alle gewundenen Erklärungen nichts, es muß gerade heraus gesagt werden: Unsere Primaner sind der Mehrzahl nach gar nicht mehr in der Lage, einen lateinischen oder griechischen Text zu lesen, d. h. sich den Sinn der betreffenden Schriftstellerstelle — gegebenen Falles mit Hilfe eines Wörterbuches — schnell und sicher zu erschließen. Das Präparieren eines lateinischen

und griechischen Schriftstellers geschieht bei weitaus den meisten Schülern in der Weise, daß sie sich nach vorherigem, satzweisem Durchlesen der deutschen Uebersetzung die entsprechenden Wörter und Wendungen des fremdsprachlichen Textes mühsam zusammensuchen. Man kann sich denken, was bei solchen Schwierigkeiten, der Form Herr zu werden, für den Inhalt des Gelesenen gewonnen wird.

Von der Welt der Griechen und Römer haben unsere Gymnasiasten heute im allgemeinen eine recht dürftige Vorstellung. Man gehe nur einmal mit Schülern beispielsweise einige Schillersche Gedichte durch und befrage sie über die hier so zahlreichen, der klassischen Mythologie und Geschichte entlehnten Motive; man wird verblüfft sein über das Maß von Unkenntnis, trotzdem man doch nach Dingen fragt, die heute so gut wie vor 30 oder 40 Jahren im Unterricht wiederholte Erwähnung gefunden haben. Es handelt sich hier nicht darum, daß dieser oder jener Name vom Schüler nicht „gewußt“ wird, sondern es handelt sich um klaffende Lücken in der Kenntnis des klassischen Altertums. Welches sind nun die Gründe für diesen Verfall des gymnasialen Wissens, der durch das oben kurzangedeutete Mehr in anderen Disziplinen nicht ausgeglichen wird?

Wie sieht es denn heute in der Schule aus?

Sehen wir uns unsere Schulen zunächst einmal von außen an. Die alten unfreundlichen Gebäude früherer Zeiten, die schlecht belichteten und noch schlechter gelüfteten, auch wohl dürftig erwärmten Klassenzimmer in ihrer schmucklosen Oede sind nur noch vereinzelt anzutreffen, und den Forderungen der Hygiene ist zumeist Rechnung getragen. Aesthetischen Ansprüchen allerdings genügen alle unsere Schulbauten noch keineswegs, der leidige Kasernenbaustil ist noch nicht ganz verschwunden, aber geschmackvolle Neubauten lassen einen allgemeinen Fortschritt erhoffen. Im Innern macht ein Schulhaus heute einen weit freundlicheren Eindruck als ehedem: das Schul- und Lehrmaterial, die Bänke, Apparate, Präparate, Bilder u. a. m., alles das ist praktischer, besser, geschmackvoller geworden. Ja vielleicht ist sogar die Besorgnis nicht unbegründet, daß bei dem überreichen Anschauungsmaterial der eigenen Phantasie — wie bei modernem Kinderspielzeug — alles vorweggenommen sei. Denn trotzdem die Rheinbrücke des Cäsar und der Palast des Odysseus, der homerische Streitwagen wie das römische Schreibtäfelchen in wissenschaftlich einwandfreien Modellen gezeigt werden, ist es doch sehr fraglich, ob die Schüler nun eine bleibendere

Vorstellung mit ins Leben nehmen als es früher der Fall war, wo ihre Phantasie den Worten der Lektüre gemäß sich jene Dinge selbst bilden mußte.

Daß die Schulbücher heute zumeist wissenschaftlich und methodisch vorzüglich sind und in bezug auf Druck und Ausstattung allen hygienischen und ästhetischen Wünschen gerecht werden, dürfte allgemein bekannt sein.

Kommen wir zu den Lehrern. Gute Lehrer sind immer seltener gewesen als Durchschnittspädagogen, und schlechte Schulmeister hat es immer gegeben und wird es immer geben. In allen Berufen ist die „gute Ware“ selten. Auch unter den Juristen und Medizinern sind die hervorragenden Vertreter ihres Faches in der Minderheit, und schlechte Aerzte, Richter, Rechtsanwälte und Verwaltungsbeamte gibt es aller Orten. Es dürfte sich wohl kaum beweisen lassen, daß der Prozentsatz der Untauglichen oder minder Tauglichen bei den Philologen größer ist als anderswo.

Richtig ist freilich, daß die Kritik der Oeffentlichkeit sich nie so sehr über unfähige Juristen und Mediziner aufgeregt hat und aufregt wie über unfähige Schulmeister, aber der Grund hierfür liegt in dem besonders lebhaften Interesse der Eltern für ihre Kinder, in ihrer einseitigen Stellungnahme für ihre Lieblinge gegen die Schule. Juristerei und Medizin greifen eben (Gott sei Dank!) nicht so nachhaltig in den gesamten Organismus der Familie ein wie die Schule.

Auch ein Vergleich der Philologen von heute mit ihren Kollegen von früher kann nicht zu ihren Ungunsten ausfallen. Die wissenschaftliche Vorbildung auf der Universität ist heute in den meisten Disziplinen vielseitiger und wissenschaftlich gründlicher. Ein durchschnittlich fünfjähriges Studium, eine umfangreiche, schwierige Staatsprüfung (über deren Anforderungen sich die große Masse des Publikums in einer bedauerlichen Unkenntnis befindet) geben die Gewähr, daß der Kandidat des höheren Schulamts wissenschaftlich den Anforderungen seines künftigen Berufes gewachsen ist. Dann hat er eine zweijährige Vorbereitungszeit zu absolvieren (Seminar- und Probejahr), um für die praktische Betätigung im Schuldienste herangebildet zu werden. Letztere Ausbildung haben Philologen früher nicht durchgemacht, die sich doch später im Amt gut bewährt haben. Gewiß; denn die wahre Lehrkunst ist angeboren, aber man vergesse doch nicht, daß die meisten Philologen keine pädagogischen Genies sind, und sie gerade werden durch eine

planmäßige Anleitung während des Seminar- und Probejahres zu praktisch brauchbaren Lehrern herangebildet werden können.

Die verkrachten Theologen, denen man früher an Gymnasien nicht selten den Unterricht in der Naturgeschichte und im Französischen (!) anzuvertrauen pflegte, sind wohl ganz ausgestorben. Die alten Originale, bei denen man so wenig lernte und sich dafür so köstlich amüsierte, sind im ernsteren Schulbetrieb der Gegenwart seltener und immer seltener geworden und haben freilich auch ein gut Teil Humor mit hinweggenommen. Die unwürdigen Vertreter des Lehrerstandes aber sind dank der Aufsicht der Behörde, dank der öffentlichen Kritik und dank der Tätigkeit der Standesvertretung der Philologen heute nahezu unmöglich. Und wenn auch hier und da an Privatinstituten, „Pressen", vielleicht auch an sogenannten „Winkelgymnasien" Philologen ohne jedes Zeugnis oder mit recht bescheidenen „Fakultäten" Unterschlupf gefunden haben, so darf man nicht vergessen, daß sie nicht selten durch ein am sprödesten Stoff erprobtes Lehrgeschick das zu ersetzen pflegen, was ihnen an verbrieftem Wissen abgeht.

In diesem Zusammenhange muß daran erinnert werden, daß der Stand der Philologen sich in den letzten Jahrzehnten in seiner sozialen Stellung und Wertschätzung gehoben hat. Die erreichte oder doch angebahnte gehaltliche Gleichstellung mit den anderen studierten Berufen hat seinen Nachwuchs beeinflußt, der sich heute aus allen Schichten der Bevölkerung rekrutiert. So ist auch der Philologe nicht mehr wie früher auf Nebenverdienst angewiesen. Zwar ist ihm das Halten von Pensionären und das Erteilen von Privatunterricht nicht verboten, doch ist beides derartig beschränkt, daß die früher oft und nicht ohne Grund gerügten Mißstände (ungerechte Beurteilung der Schüler, besonders bei der Versetzung usw.) heute sich kaum noch zeigen dürften. In jedem Fall kann die Behörde heute sofort einschreiten.

Also den Philologen in ihrer Gesamtheit kann billigerweise die Verantwortung für das unzulängliche Wissen unserer Abiturienten nicht zur Last gelegt werden.

Mit Recht ist allerdings darauf hingewiesen worden, daß unbefriedigende Erfolge gelegentlich darin ihren Grund haben mögen, daß der Unterricht manchmal von Oberlehrern erteilt werden muß, die für das betreffende Fach überhaupt keine ‚facultas' oder — was noch weit schlimmer ist — keine Neigung haben. Ferner hat man geltend gemacht, daß der Unterricht in allzuvielen Klassen zersplitternd wirkt, und daß die übervollen Klassen eine geradezu ge-

fährliche Anforderung an die Nerven des Unterrichtenden stellen. Aber alle diese Mißstände, die zweifellos hier und da vorhanden sind und zur Abhilfe drängen, geben den Lehrern noch nicht die Schuld, die sich oft genug auch unter erschwerenden Umständen redlich abmühen, das Beste für die Jugend herzugeben.

Wäre es denkbar, daß ungesehen von Lehrern und Schülern die Eltern recht häufig den Unterrichtsstunden beiwohnten, würden sie Zeugen der Geduld, der Rücksichtsnahme, des pädagogischen Taktes auf der einen Seite, der durchaus nicht selten hervortretenden Trägheit, Teilnahmlosigkeit und Dummheit auf der anderen Seite, würden wirklich einmal ihre Lieblinge im freien Wettbewerb des Klassenunterrichts unparteiisch mit allen anderen Klassengenossen (auch mit den begabteren) vergleichen; ich bin fest davon überzeugt, daß viele ungeeignete Elemente künftig nicht mehr zu eigener und anderer Qual die Bänke der höheren Schulen drücken würden. Dann würden die Eltern auch merken, wie sehr sich das Verhältnis der Lehrer zu den Schülern in neuerer Zeit geändert hat. Wie oft stand früher der Lehrer der Jugend nur als ernster, strenger, tadelnder und strafender Richter gegenüber, der an ihren Freuden und Leiden, Spielen und Streben wenig oder gar keinen Anteil nahm. Und heute! Man beobachte nur die Lehrer bei der Arbeit in der Klasse und während der Erholung, d. h. auf Wanderungen, beim Rudern, Sport und Spiel. Der Schüler gibt sich heute viel unbefangener; nicht selten besteht ein wirkliches, die Schulzeit überdauerndes Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern. Ja schon werden Klagen laut, daß manchmal die Grenzlinie nahezu verwischt ist, die doch stets den Vorgesetzten vom Untergebenen trennen soll.

Eine Tatsache darf freilich nicht unerwähnt bleiben. In den letzten Jahren haben viele Abiturienten Philologie, Mathematik oder Naturwissenschaften studiert, manchmal lediglich deshalb, weil hier die Aussichten zur Anstellung im Staatsdienst einmal besonders günstig waren. Wie oft haben sich da die Mitglieder der Prüfungskommission verwundert, da mancher, der das Studium der Philologie erwählt hatte, ihnen dazu auch gar nicht recht geeignet erschien. Wenn diese Philologen im Amte stehen, dann sind sie wohl pflichttreue Beamte, sie werden aber kaum begeisternde, die Jugend zu idealer Lebensauffassung erziehende Pädagogen werden können.

Das war früher anders, wo oft gerade die besten Schüler sich voller Begeisterung für den Lehrberuf entschlossen, den dornenvollen

Pfad zum Gymnasiallehrer zu beschreiten, allen Widrigkeiten und Enttäuschungen, ja aller Nichtachtung zum Trotz.

Die Gründe jedoch, die tatsächlich den Rückgang unserer höheren Lehranstalten, insonderheit der Gymnasien, im wesentlichen verschuldet haben, betreffen die Schüler, deren Eltern und allgemeine Zeitumstände. Diese drei Faktoren greifen zumeist ineinander über, so daß wir sie nicht gesondert betrachten wollen. Hier so wenig als in meinen übrigen Ausführungen erhebe ich den Anspruch, erschöpfend sein zu wollen, nur auf einige wichtige Punkte möchte ich hinweisen. Daß alle diese Gedanken schon an anderen Stellen in ähnlicher Weise geäußert worden sind, weiß ich sehr wohl, aber manche durchaus wahre Dinge müssen immer und immer wieder gesagt werden, damit sie schließlich allgemein geglaubt werden.

Zunächst sind die Schüler vielfach gänzlich ungeeignet für eine höhere gymnasiale Ausbildung. Vielen fehlt das Interesse gerade für die Stoffgebiete, die das Gymnasium vornehmlich zu pflegen hat. Wie soll sich da das Wissen einstellen! Wir leben in einer Zeit, wo alles Technische besonders geschätzt, ja überschätzt wird, wo man dem Fluge der Materie mehr nachhängt als dem Fluge des Geistes. Das wird sich ja auch einmal wieder ändern — πάντα ῥεῖ —, aber unsere Schüler sind in besonderem Maße Kinder der Zeit und haben über dem Interesse für die Technik jedes Interesse für die Literatur alter und neuer Zeit verloren. Ueberaus zutreffend hat ein Franzose diese moderne Zeit charakterisiert: **la mode des sports, le développement des études mécaniques, et le dégoût de la lecture.** Von alle dem wird noch unten die Rede sein. Hier muß zunächst betont werden, daß die *einseitig* für technische Fächer interessierten Schüler überhaupt nicht in die Oberstufe einer höheren Lehranstalt, am wenigsten eines Gymnasiums, gehören. Sie werden im eigensten Interesse ihre allgemeine Bildung am besten recht früh abzuschließen haben, etwa nachdem sie die unvermeidliche „Berechtigung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst" erhalten haben, und werden dann als Spezialisten in ihrem freigewählten Beruf Gutes, vielleicht Hervorragendes leisten. Für die meisten Fächer der Oberstufe aller höheren Lehranstalten aber sind sie ein Ballast, der über Bord geworfen werden müßte. Sie hindern vielfach die Fortschritte der anderen Schüler.

Wie kommen, so fragt man, solche Schüler gerade auf ein Gymnasium, wo sie doch sicherlich am wenigsten hingehören?

Zunächst hat der Vater vielfach keine andere Wahl, da das Gymnasium häufig die einzige höhere Lehranstalt in der Stadt, bei mehreren Anstalten die einzige Vollanstalt ist. Vielleicht muß er bei seiner Stellung an mögliche Versetzungen denken und wählt für seinen Sohn die Anstalt, die er aller Orten vorfindet, gleichviel ob sie für dessen Anlagen paßt oder nicht. Manchmal auch verdankt der Vater seine Ausbildung einem Gymnasium, dem er eine achtungsvolle Dankbarkeit bewahrt, die seinem Jungen mit jedem Jahre immer unverständlicher wird. Ferner werden Eltern von einem gewissen sozialen Niveau an (wenn sie zwischen verschiedenen Anstalten zu wählen haben) ihre Kinder mit Vorliebe einem Gymnasium überweisen, weil sie dort — was übrigens meist den Tatsachen entspricht — vornehmlich mit Kindern der „besseren Stände" zusammentreffen. Schließlich empfiehlt sich das Gymnasium durch seine Monopolstellung; denn wenn auch die Gleichberechtigung aller höheren Lehranstalten im Prinzip anerkannt ist, so kann doch nur der Gymnasialabiturient, ohne irgendwelche Nachprüfungen machen zu müssen, „alles werden", während den Abiturienten der anderen höheren Lehranstalten (Realgymnasien und Oberrealschulen) gewisse Beschränkungen auferlegt sind.

Nun dürfen wir auch nicht vergessen, daß manche Berufe (Apotheker, Zahnärzte, Tierärzte usw.) als Vorbildung früher „das Einjährige" oder die Reife für Ober-Prima verlangten, jetzt jedoch Maturum fordern. Ob dies berechtigt ist oder nicht, bleibe dahingestellt. Sicherlich aber sind gerade infolge dieser Tatsache die oberen Klassen aller höheren Lehranstalten mit Schülern angefüllt, deren Begabung und wissenschaftliches Interesse für diese Stufe nicht mehr ausreichen, die jedoch unter allen Umständen die Reifeprüfung bestehen möchten, um eben in den betreffenden Berufen angenommen zu werden. Sie tragen nicht selten die Schuld, wenn die Leistungen im allgemeinen zurückgehen.

Daß die jüngeren Generationen etwa dümmer wären, darf man ernstlich doch nicht behaupten, aber sie sind entschieden nicht mehr so leistungsfähig. Erst der modernen Zeit blieb es vorbehalten, das Wort „Ueberbürdung" auf die Schüler zu übertragen. Die Nerven scheinen eben früher gesunder gewesen zu sein. Mögen die Aerzte es entscheiden, wie es kommt, daß zahlreiche Neurastheniker schon in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten sitzen. Mag sein, daß die moderne Zeit, die zwar Wohlstand und Wohlleben allgemein gesteigert, dafür aber den Kampf ums Dasein immer

schwieriger gestaltet hat, ein Geschlecht heraufgeführt hat, dessen Nervensystem nicht mehr so widerstandsfähig ist. So erklären sich gewisse moderne Strömungen; deshalb der allgemeine Drang, vernunftgemäß zu leben, Trinken und Rauchen einzuschränken, ja ganz zu meiden; deshalb die allgemeine Begeisterung für sportliche Betätigung aller Art.

Man darf doch nicht vergessen, daß die Ursachen der Abstinenzbewegung nicht so sehr in dem wissenschaftlich erbrachten Nachweis von den schädlichen Wirkungen des Alkohols und des Nikotins liegen, sondern vornehmlich aus der Erkenntnis erwachsen sind, daß die moderne Generation sich diesen Giften gegenüber nicht mehr als so widerständsfähig erweist als die früherer Zeiten. Hat man denn in den jetzt verlaufenden Jubiläumsjahren nicht einmal darüber nachgedacht, was an Wein, Bier, Branntwein und Tabak die Kämpfer der Freiheitskriege (auch .die Streiter von 1870/71 waren recht leistungsfähig) konsumiert haben, in jenen Tagen, wo ein bestimmtes Quantum Wein und Schnaps zum täglichen Deputat der Offiziere und Mannschaften gehörte? Freilich muß gerechterweise darauf hingewiesen werden, daß die Gegenwart höhere Anforderungen an die Leistungskraft und die Nerven des einzelnen stellt, und daß es infolge der durch den Wettbewerb schwieriger gewordenen Lebensbedingungen für jeden schwieriger geworden ist, sich seinen Platz im struggle for life zu erwerben und zu behaupten.

Nun ein Wort über den Sport. Ich bin selbst ein aufrichtiger, selbsttätiger Freund sportlicher Uebungen, nur behaupte ich, daß der moderne Sportbetrieb unserer Schüler oft recht zeitraubend ist und während der Schulwochen gelegentlich auch durch andere, den Körper stählende, aber nicht soviel Zeit beanspruchende Uebungen ersetzt werden müßte. Wo bleibt die Zeit für die kategorisch zu fordernde wissenschaftliche Betätigung der Schüler, wo bleibt die Zeit zur Privatlektüre (wie wenig lesen heute die Schüler, wie ärmlich ist darum der Ideengehalt ihrer Aufsätze), wenn sie täglich entweder stundenlang radeln oder Tennis spielen, Ruderübungen oder Turnspiele veranstalten? Ich habe gegen diese und ähnliche körperliche Uebungen nicht das mindeste, man mag sie pflegen, wenn immer die Zeit dazu vorhanden ist, doch möchte ich folgendes zu bedenken geben: entweder beteiligen sich die Schüler zu intensiv am Sport, und dann laufen sie Gefahr, ihre Gesundheit zu schädigen,*)

*) Vestigia terrent! In England mehren sich angesichts der zahlreichen, durch den Sport hervorgerufenen Herzkrankheiten die Stimmen, die vor einem „Zuviel" warnen.

oder sie „machen nur so mit", dann verschwenden sie ihre Zeit, ohne ihrem Körper zu nützen. Täglich sich körperlich betätigen, jawohl; aber nequid nimis, so heißt es auch hier.

Ueberhaupt zerstreuen sich die Schüler heute viel zu sehr. Früher gab es für die meisten nur die Schule, die Bücher, die Schularbeiten, daneben körperliche Betätigung (meist in nicht ausreichendem Maße), selten Vergnügungen irgendwelcher Art (Reisen, Theater, Konzert, Vorträge u. s. w.), die aber eben deshalb einen besonderen Genuß boten und einen dauernden Eindruck hinterließen. Und heute!

Wer aufmerksam die Schüler in ihrer schulfreien Zeit beobachtet, wird erstaunt sein über die Fülle der Ablenkungen und Zerstreuungen, die alle Zeit erfordern, eine Zeit, die der von der Schule zu fordernden wissenschaftlichen Betätigung verloren geht.

Wir sind in den letzten Jahrzehnten in Deutschland recht wohlhabend geworden. Unsere ganze Lebensführung ist luxuriöser geworden, und ganz selbstverständlich hat dies seine Einwirkung ausgeübt auf die Sitten und Gewohnheiten der heranwachsenden Jugend.

Man sehe nur einmal den Toilettenaufwand der meisten Schüler von heute, die Smoking und Cutaway, Gehrock und Frack ihr eigen nennen, während bei früheren Generationen ein Sommerüberzieher als überflüssig verpönt war, und der ad hoc hergerichtete Bräutigamsfrack des Vaters im Abiturienten-Examen eine fröhliche Auferstehung feierte. Dann denke man an die zahlreichen Vergnügungen in unserer allzu festesfrohen Zeit, an Theater, Konzerte und an alle die gesellschaftlichen Verpflichtungen mit den heute oft recht ungezwungenen Beziehungen zum anderen Geschlecht. Alles dies wirkt bei weitaus den meisten Schülern ablenkend, zerstreuend und hemmt nur gar zu oft den gleichmäßigen Fortschritt der Leistungen in der Schule. Für die Lektüre wertvoller Literatur bleibt so kaum Zeit; die Tagesereignisse der Politik allerdings interessieren die Schüler mehr als früher: sie lesen mehr Zeitungen. Der übertriebene Luxus der Jugend heutiger Tage mußte — psychologischem Gesetz zufolge — gewisse Kontraste auslösen, die sich in der zunächst nun wieder übertrieben anspruchslosen Art der Wandervögel und ähnlicher Vereinigungen geäußert haben.

In diesem Zusammenhang ein Wort an die Eltern.

Eine Reform der Schule hat man allerseits gefordert, doch wäre eine Reform des Elternhauses nicht minder notwendig. Die Eltern, die am meisten über die Schule schimpfen, bekümmern sich

oft um ihre Kinder am wenigsten, glauben ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie das Schulgeld pünktlich bezahlen und ihren Sprößling gelegentlich fragen, „wie es in der Schule gewesen ist". Die Zahl dieser Eltern ist sehr groß. Manche von den Vätern mögen nicht ganz unzutreffend die Entschuldigung anführen, daß ihr Beruf ihnen tatsächlich keine Zeit läßt, sich mehr mit ihren Kindern zu befassen. Sie sollten sich aber besonders hüten, die Schuld für irgendwelche Mißerfolge sofort der Schule zuzuschreiben. Ihnen fehlt eben jede zutreffende Beurteilung der Anlagen ihrer Kinder. Sie schicken sie — ihrer sozialen Stellung zufolge in eine höhere Lehranstalt — mit Vorliebe in ein Gymnasium — und erwarten nun befriedigende Resultate. Fehlen diese, dann wird in Gesellschaften und Versammlungen, in Zeitungsartikeln und in einem „Eingesandt" die Oeffentlichkeit mobil gemacht und es werden „Reformen" aller Art gefordert, die im letzten Ende auf eine Verminderung der Ansprüche, die die Schule stellt, hinzielen. Das ist jedoch der Kardinalfehler! Was soll denn mit der Unsumme von Studierenden werden, die die deutschen Hochschulen füllen (gegenwärtig sind es etwa 60,000) und von denen ein guter Teil nur infolge der in den letzten Jahren beliebten Milde bei Versetzungen und Prüfungen dort hingekommen ist? Wenn später in den Staatsprüfungen nur die besten von ihnen bestehen, wenn der Staat sich bei übergroßem Angebot jeweils nur die tüchtigsten unter den Bewerbern heraussucht, was wird dann aus all den übrigen? Ich fürchte, sie werden auch dann wieder auf die Schule schimpfen, die sie so hoch hat kommen lassen. Oder werden sie den Mut haben, einzugestehen, daß die liebe Eitelkeit ihrer Eltern sie gezwungen hat, die Reifeprüfung zu ersitzen? Werden sie zugeben, daß sie oft nur durch Privatstunden eine klägliche Notreife zur Versetzung in die höhere Klasse erlangt haben? Ja die Privatstunden! Sie sind unentbehrlich, wenn ein Schüler infolge längerer Krankheit einen großen Teil des Jahrespensums versäumt hat, den er ohne begleitende Hilfe nicht nacharbeiten kann. Sie sind meist dann notwendig, wenn ein Schüler die Anstalt hat wechseln müssen und sich nun ohne Schädigung seines regelmäßigen Fortkommens auf der Schule an neue Lehrbücher und verschiedene Anforderungen gewöhnen möchte. Aber ein Schüler, der ordnungsmäßig dem Unterricht folgt, wird bei normaler Beanlagung überhaupt keinen Privatunterricht brauchen, um den Anforderungen der Schule gerecht zu werden. Häufen sich die Privatstunden bei Schülern einer Klasse, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß ent-

weder die Schüler mangelhaft beanlagt sind, oder daß der betreffende Lehrer zuviel verlangt (das wird sehr selten der Fall sein), daß er kein pädagogisches Geschick besitzt, um den betr. Stoff allen oder fast allen Schülern beizubringen, oder endlich, daß die Schüler ungenügend vorbereitet in die Klasse eingetreten sind. Alle diese Gründe erheischen natürlich Abhilfe. Wenn nun auch Privatstunden nur in gewissen Ausnahmefällen notwendig, in anderen (wenn z. B. ein Schüler ein Fach lange vernachlässigt und infolgedessen ganz unbefriedigende Leistungen zu verzeichnen hat) wenigstens wünschenswert sind, so ist doch eine Ueberwachung der häuslichen Arbeiten, zumal bei den jüngeren Schülern, in vielen Fällen unentbehrlich. Hier muß das Elternhaus die Schule unterstützen. Diese Anleitung im Hause zur Arbeit, diese Beaufsichtigung und gelegentliche Unterstützung bei der Anfertigung der Hausarbeiten sollten bei den jüngeren Schülern, wenn irgend möglich, die Eltern übernehmen. Sie sollten dies als ihre vornehmste Pflicht ihren Kindern gegenüber ansehen. Wie würde da die Schule wieder in den Augen der Kinder gewertet werden, wenn sie sehen, wie selbst ihre Eltern sich willig in ihren Dienst stellen! Aber freilich, heute denken die Eltern oft anders. Heute, wo ein erschreckend hoher Prozentsatz von Müttern, und zwar gerade der sogenannten besseren Stände, an keinem Morgen im Schuljahr mit den Kindern am Frühstückstisch sitzt und mit freundlichem Wort und herzlicher Ermahnung das Kind zum Gang zur Schule entläßt.

Wenn man nun aber zugibt, daß wir Philologen im Interesse des deutschen Vaterlandes, dessen Diener wir sind, im Interesse der deutschen Wissenschaft, zu deren Hüter auch wir berufen sind, im Interesse endlich der Schüler selbst, die wir vor Mißerfolgen, ja gänzlichem Scheitern im Leben bewahren möchten, in den höheren Lehranstalten hohe Anforderungen stellen; wenn man uns nun auch zubilligt, daß wir nicht in schwächlicher Rücksichtnahme auf Eltern und Schüler auf alle die Mittel verzichten, die es uns ermöglichen, eine Auslese der Hochschule zuzuführen, so bleibt doch immer wieder die Frage: Ja, *was* in aller Welt sollen unsere Jungen denn werden? Nun, wir brauchen in Deutschlands Kolonien, die sämtlich noch lange nicht so erschlossen und ausgenützt sind wie es einmal später der Fall sein wird, so viele tüchtige Kaufleute, Techniker usw., ja wir brauchen in Deutschland selbst so viele *tüchtige* Handwerker und wir brauchen im Verhältnis dazu sehr, sehr wenig ...dierte Leute.

Unsere höheren Lehranstalten dürfen nicht zu Brutanstalten für verkümmerte Geister herabgewürdigt werden, wo schließlich auch ein für schwierigere Disziplinen gänzlich unbefähigter Mensch die Pforten der **Universitas litterarum** sprengt.

Nun liegt mir natürlich nichts ferner, als etwa behaupten zu wollen, daß unsere höheren Lehranstalten selbst nicht verbesserungsfähig wären. Ich will auf Grund einer nahezu achtzehnjährigen Tätigkeit als Mitglied der Prüfungskommission für die Abiturienten nur auf zweierlei hinweisen. Erstens bin ich der festen Ueberzeugung, daß die Resultate in den klassischen Sprachen gehoben werden können a) durch maßvolle Verwertung gewisser für die neueren Sprachen erprobten pädagogischen Kunstgriffe (lateinische Sprechübungen im Anfangsunterricht und dergl.), b) durch eine freiere Gestaltung des Lektürekanons (z. B. Plautus, Terenz, Ovids Fasten; Lucian; ja eventuell auch lat. mittelalterliche Geschichtsquellen wären zur Erweiterung und Vertiefung der Lektüre, schon um die internationale Bedeutung und den Gegenwartswert der lateinischen Sprache hervortreten zu lassen, mit heranzuziehen), endlich c) durch ein wirksames Ankämpfen gegen den Unfug, den die Schüler mit den deutschen Uebersetzungen treiben. Letzteres ließe sich durch Lesebücher, Anthologien usw. bewerkstelligen.*) Zweitens erkläre ich es als durchaus wünschenswert für Schüler, Eltern, Lehrer und Schule, daß allerorten die Möglichkeit gegeben wird, daß die Schüler der Anstalt zugeführt werden, für die sie ihrer ganzen Beanlagung und ihrem Interesse nach besonders geeignet sind. Da sich diese Frage in weitaus den meisten Fällen erst in späteren Lebensjahren wird entscheiden lassen, so ergibt sich logischerweise die Forderung des gemeinsamen Unterbaus aller höheren Lehranstalten verbunden mit dem Postulat einer späteren Gabelung: d. h. die Forderung der Einheitsschule.

Der Nutzen einer solchen liegt so klar zutage, daß er nicht weiter erörtert zu werden braucht. Von der praktischen Verwirklichung jedoch sind wir weit entfernt. Daß die endliche Durchführung sehr viel Kosten verursachen würde, erwähne ich nur nebenbei, obschon diese Tatsache sich (leider!) oft als wirksamstes Hindernis bei der Einrichtung der Einheitsschule erweisen dürfte. Aber auch hinsichtlich der Einzelheiten sind die Meinungen noch längst nicht geklärt. Wie ist der gemeinsame Unterbau zu gestalten?

*) Ich werde an anderem Orte eingehend meine Vorschläge auseinandersetzen.

Sollen nachher zwei oder drei gesonderte Abteilungen (entsprechend dem Gymn., Realgymn. und der Oberrealschule) weitergeführt werden? Wann hat die Gabelung zu erfolgen? Alle diese und damit zusammenhängende Fragen haben in ihrer Theorie seit Jahren die Philologentagungen beschäftigt, hier und da hat man bereits begonnen, durch eine freiere Gestaltung des Unterrichts in den oberen Klassen praktische Erfahrungen zu sammeln, und vielleicht können einige persönliche Ansichten darüber hier Platz finden.

Der gemeinsame Unterbau wird zunächst die allgemein bildenden Fächer zu behandeln haben: Deutsch, Geschichte, Geographie, die Grundlagen der Mathematik und der Naturwissenschaften, daneben Religion, Zeichnen, Singen, Turnen. Daß bereits hier eine fremde Sprache gelehrt wird, und daß hierfür nur das Französische oder Lateinische in Frage kommen kann, wird fast durchweg zugegeben. Ich stehe nun nicht an zu erklären, daß m. E. keine wirklich stichhaltigen Gründe angeführt werden können, weshalb man nicht die Grundlage des Lateinischen für alle Arten der höheren Lehranstalten fordern sollte. Das Latein hat große formelle Vorzüge (Reichtum in den Endungen und Flexionen u. a. m.), die die neueren Sprachen, die sämtlich mehr oder weniger den Weg der Analyse durchgemacht haben, naturgemäß nicht besitzen können. Gewisse Vorkenntnisse im Lateinischen zu besitzen, schadet keinem Menschen, ja hilft ihm bei der Erlernung der modernen Fremdsprachen. Und wenn auch später, wenn bei der „Gabelung" der Schüler sich der „mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse" zuwendet, der Lateinunterricht also aufgegeben wird, nahezu alles Erworbene scheinbar verloren geht, so werden die nützlichen Nachwirkungen sich doch feststellen lassen. Von der Schulmathematik wird auch fast alles im späteren Leben wieder vergessen, und niemand möchte auf die dadurch vermittelte Schulung des Geistes verzichten. Daß sich für Französisch als Anfangssprache viele Gründe anführen lassen, ist dem Schreiber dieses, der vornehmlich Neuphiloge ist, nicht unbekannt.

Was die spätere Gabelung betrifft, so meine ich, man könnte mit einer Zweiteilung auskommen. Ueber dem gemeinsamen Unterbau würden sich dann scheiden:

1. die sprachlich-historische Klasse und
2. die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse.

Wann die Trennung zu erfolgen hat, ist nicht so leicht zu entscheiden, vielleicht (wie bisher bei dem Realgymnasium) mit dem

Eintritt des Schülers in die Untertertia. In diesem Lebensalter hat sich in den meisten Fällen das Urteil über seine Beanlagung und sein Interesse hinlänglich geklärt.

Die sprachlich-historische Klasse würde neben den allgemein bildenden Fächern des Unterbaus vornehmlich die fremden Sprachen (Latein, Griechisch, Französisch und unbedingt auch Englisch) pflegen, die Mathematik müßte zurücktreten (mehr als dies bisher an Gymnasien der Fall ist), Physik und Naturwissenschaften dürften nur als Fächer notwendiger Ergänzung einer allgemeinen Bildung zur Erklärung der wichtigsten Naturerscheinungen und ihrer Gesetze herangezogen werden. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse hätte Mathematik, Naturwissenschaften (Chemie, Biologie, Physik usw.) durchaus in den Mittelpunkt zu rücken, und daneben müßten die wichtigsten modernen Fremdsprachen, das Französische und Englische, so betrieben werden, daß der Schüler nicht nur durch eine Einsicht in die Literatur und Geisteswelt jener für uns wichtigsten Kulturvölker merkt, wie oft und wie nachhaltig wir im Verlaufe unserer Geschichte von ihnen beeinflußt worden sind, sondern daß er auch durch diesen Unterrichtszweig eine wahrhaft höhere Bildung sich aneignet, welch letztere nun eben auf dem Sprachunterricht beruht.*) Ob beide „Klassen" als gesonderte Vollanstalten nebeneinander bestehen, oder ob sich durch eine Trennung in Parallelkursen eine Scheidung der Schüler durchführen läßt, wird in den meisten Fällen von den lokalen Verhältnissen abhängig sein. Die mit dem Bestehen der Reifeprüfung erworbenen Berechtigungen müßten ohne jeden Vorbehalt die gleichen sein. Den Hochschulen mag es überlassen bleiben, in den Prüfungen den Kandidaten sich darüber ausweisen zu lassen, daß er die für sein Studium notwendigen Vorkenntnisse sich angeeignet hat. Etwaige „Ergänzungsprüfungen", die bisher in einseitiger Weise nur den Abiturienten der Oberrealschulen und Realgymnasien auferlegt waren, müßten schon aus Gründen der Gerechtigkeit schwinden. Will ein Abiturient der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse z. B. klassische Philologie oder ein Abiturient der sprachlich-historischen Abteilung z. B. Chemie studieren,

---

*) Mommsen: „Nach meiner Meinung ruht die gesamte höhere Bildung auf dem Sprachunterricht ... und wenn mich jemand fragte, wie man einen gebildeten Mann definiert, so würde ich mir vielleicht die Antwort auf die Frage verbitten, aber wenn ich sie einmal beantworten müßte, so würde ich sagen: ein gebildeter Mann ist derjenige, der imstande ist, in zwei Sprachen zu denken und sich auszudrücken.



so mag er sich auf der Hochschule die nötigen Kenntnisse aneignen, die ihm seine Lehranstalt infolge ihrer Eigenart noch nicht mitgegeben hat.

Die höheren Schulen aber müssen jedenfalls mehr als bisher Sorge tragen, daß in den von ihnen gelehrten Fächern das geleistet wird, was der aufgewandten Zeit entspricht. Dies wird sich am ehesten dann erreichen lassen, wenn ungeeignete Elemente unter den Schülern durch ein nicht allzumildes Versetzungsverfahren von der Oberstufe der höheren Lehranstalten und durch eine nicht allzuleichte Abgangsprüfung von der Universität ferngehalten werden. Dann wird die höhere Schule wieder zur palaestra ingenii werden und in ernster Arbeit werden ihre Zöglinge herangebildet werden, dem Vaterlande in führenden Stellungen einst so zu dienen, wie Staat und Gesellschaft es fordern.

„Arbeit ist die wichtigste Grundlage der Gesittung, und schon deshalb gehört es zu den wichtigsten ethischen Aufgaben der höheren Schulen, zur Arbeit zu erziehen."

Unsere Feinde und das Völkerrecht.*)

Von

Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Peters in Leipzig.

Der gegenwärtige Weltkrieg hat bisher schon eine Reihe von Erscheinungen gezeigt, die den Erfahrungen aus früheren Kriegen auf politischem, militärischem und volkswirtschaftlichem Gebiete durchaus widersprechen. Man kann sich deshalb nicht wundern, wenn das gleiche auch im Bereiche des Rechts der Fall ist, soweit das Recht im Kriege überhaupt eine irgendwie bedeutsame Rolle zu spielen berufen ist. In der Tat zeigt der bisherige Verlauf des Krieges einen solchen Wandel der Anschauungen über die Notwendigkeit der Wahrung des Völkerrechts, eine solche Fülle von Verletzungen seiner ursprünglichsten Sätze durch unsere Feinde, daß man schon die Frage aufgeworfen hat, ob es sich noch lohne, ein so unvollkommenes, durch eine unparteiische Zentralgewalt nicht durchführbares Recht und seine Weiterentwickelung überhaupt noch zu pflegen. Besonders auffallend ist der Rückgang in der tatsächlichen Geltung des Völkerrechts, insbesondere des sog. Kriegsrechts für diejenigen, die noch die letzten großen von Preußen und Deutschland geführten Kriege erlebt und die namentlich an dem von 1870/71 selbst als Kämpfer teilgenommen haben. Sie sind in der Lage, aus eigener Erfahrung Vergleiche zwischen den damaligen und den gegenwärtigen Verhältnissen zu ziehen. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich im Folgenden die rückläufige Bewegung in der Beachtung des Völkerrechts bei unseren Feinden erörtern. Es empfiehlt sich dabei, zunächst auf die Tatbestände der ihnen zur Last fallenden Rechtsverletzungen einzugehen und dann zu untersuchen, welche Folgerungen wir selbst daraus für die Zukunft zu ziehen haben.



*) [illegible] Vortr[illegible]lten in der Juristischen Gesellschaft in Leipzig am [illegible]

Die Völkerrechtsbrüche auf feindlicher Seite haben schon vor und unmittelbar nach der Kriegserklärung begonnen und sich dann während der ganzen Dauer des Krieges fortgesetzt. Schon vor der Kriegserklärung betraten französische Soldaten an verschiedenen Stellen der Vogesen deutsches Gebiet, so den Hoheneck und die deutschen Teile der Schlucht; sie besetzten namentlich den Ort Metzeral und legten auf deutschem Boden an geeigneten Stellen Schützengräben an. Das dritte, auch von Frankreich unterzeichnete Abkommen, vereinbart auf der internationalen Friedenskonferenz im Haag von 1907, enthält aber in Art. 1 das ausdrückliche Anerkenntnis der Vertragsmächte, daß die Feindseligkeiten unter ihnen nicht beginnen dürfen ohne eine vorausgehende unzweideutige Benachrichtigung, die entweder die Form einer mit Gründen versehenen Kriegserklärung oder die eines Ultimatums mit bedingter Kriegserklärung haben muß. Die noch im russisch-japanischen Kriege geübte Art seiner Eröffnung durch tatsächlichen Beginn der Feindseligkeiten von der einen Seite ohne vorausgegangene Benachrichtigung war demnach beim Ausbruche des gegenwärtigen Krieges völkerrechtlich nicht mehr zulässig.

Der durch die Kriegserklärung bewirkte Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den Kriegführenden durch Abberufung des eigenen Gesandten und Zustellung der Pässe an den des Gegners sodann steht als Handlung, die erst das bisherige besondere Rechtsverhältnis der Exterritorialität des diplomatischen Vertreters der Gegenpartei beendigt, noch unter dem Schutze der bisherigen Unantastbarkeit des Gesandten und aller in Haus und Hof befindlichen Gegenstände. Dem Gesandten, den sein eigener Staat abberufen oder dem der Empfangsstaat seine Pässe zugestellt hat, muß daher noch eine angemessene Frist zum Verlassen des fremden Staatsgebiets gewährt werden, und er steht während der Dauer der Rückreise innerhalb dieses Gebiets noch unter dem besonderen Schutze des Gesandtschaftsrechts. Ebenso genießen diesen Schutz das Gebäude der Gesandtschaft und die darin befindlichen Gegenstände, die bei dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen nicht alsbald entfernt werden können und zu deren Ueberwachung häufig ein besonderer Beamter der Gesandtschaft zurückgelassen wird. Gegen die sich hieraus ergebenden Forderungen des Völkerrechts haben England und Frankreich verstoßen, indem sie die deutschen diplomatischen und konsularischen Vertreter in Aegypten und Marokko überraschten und gewaltsam an Bord eines ihrer Kriegsschiffe bringen und nach

Europa überführen ließen, nachdem sie ihnen ihre Pässe zugestellt hatten, ohne ihnen irgendwelche Zeit zur Ordnung der Abreise zu gewähren. Ferner hat jenen Forderungen auf das gröblichste Rußland zuwidergehandelt, indem seine Regierung nach der Abreise des deutschen Botschafters nicht verhinderte, daß der Pöbel das Gebäude der Botschaft stürmte, das Innere verwüstete und einen zur Ueberwachung zurückgelassenen Kanzleibeamten tötete.

Nach den Bestimmungen des Völkerrechts können ferner infolge des Kriegsausbruchs die im Staatsgebiete sich aufhaltenden Angehörigen des gegnerischen Staates, wenn nicht besondere Vereinbarungen entgegenstehen, entweder zurückgehalten werden, was jetzt regelmäßig mit den im wehrpflichtigen Alter stehenden Männern geschieht, oder sie können ausgewiesen werden. Von diesem Rechte hatte 1870 Frankreich einen damals großes Aufsehen erregenden umfassenden, rücksichtslosen Gebrauch gemacht, indem es etwa 100000 Deutsche, darunter allein 40000 in Paris weilende, bei Beginn des Krieges auswies. In den späteren Kriegen, dem chinesisch-japanischen von 1894, dem spanisch-amerikanischen von 1898 und dem russisch-japanischen von 1904/5, erfolgten dagegen keine Ausweisungen der gegnerischen Staatsangehörigen. Um so größeres Befremden erregte deshalb die bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges von der französischen, der russischen und der belgischen Regierung angeordnete und mit der größten Rücksichtslosigkeit durchgeführte Austreibung der Staatsangehörigen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns aus ihren Gebieten. An einzelnen Orten, wie Grenoble, wurde jede Gelegenheit zur Beförderung auch nur des notwendigsten Reisegepäcks versagt, die Ausgewiesenen, auch die Frauen und Kinder, wurden mit ihrem Gepäck auf den Fußmarsch innerhalb Frankreichs verwiesen und trotzdem wurde die Androhung aufrechterhalten und auch verwirklicht, daß die nicht fristgemäß das Land Verlassenden an bestimmten Orten im Innern eingeschlossen werden würden. In frischer Erinnerung sind in dieser Hinsicht ferner die empörenden Auftritte, die sich in Antwerpen bei dem Auszuge der Deutschen ereigneten, die geschmäht und vielfach in rohester Weise mißhandelt wurden. Neuerdings hat sich ja auch England durch die unwürdige Behandlung der rücksichtslos eingeschlossenen Deutschen — darunter sogar Frauen und Kinder — hervorgetan, so daß sich die deutsche Regierung zur Androhung von Vergeltungsmaßregeln und jetzt auch zu deren Ausführung genötigt gesehen hat. Diese Vorgänge stellen sich unzweifelhaft als eine

schwere Versündigung gegen den Geist dar, der den einschlägigen Vorschriften des Völkerrechts innewohnt und der jede unnötige Härte bei Ausübung des Ausweisungs- und Einschließungsrechts verbietet. Sie stehen zugleich im scharfen Gegensatze zu der milden und rücksichtsvollen Art, wie die Behörden in Deutschland von dem Rechte der Ausweisung und der Einschließung, soweit es überhaupt geübt worden ist, Gebrauch gemacht haben. Jedenfalls aber bekunden sie einen bedauerlichen Rückschritt in der Beobachtung des Kriegsrechts selbst gegenüber dem Verhalten der französischen Regierung im Jahre 1870.

Noch viel beträchtlicher aber ist die rückläufige Bewegung in der Beachtung des Kriegsrechts bei unseren Feinden in der Kriegführung selbst. Nach Art. 1 Abs. 1 des 4. Abkommens, das als Anlage der Schlußakte der zweiten internationalen Fiedenskonferenz von 1907 beigefügt ist und die „Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges" enthält, gelten „die Gesetze, die Rechte und die Pflichten des Krieges" — — „nicht nur für das Heer, sondern auch für die Milizen und Freiwilligenkorps, wenn sie folgende Bedingungen in sich vereinigen:

1. daß jemand an ihrer Spitze steht, der für seine Untergebenen verantwortlich ist,

2. daß sie ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen tragen,

3. daß sie die Waffen offen führen und

4. daß sie bei ihren Unternehmungen die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachten".

Nach Art. 2 wird weiter sogar „die Bevölkerung eines nicht besetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eigenem Antriebe zu den Waffen greift, um die eindringenden Truppen zu bekämpfen, ohne Zeit gehabt zu haben, sich nach Art. 1 zu organisieren," — — „als kriegführend betrachtet, wenn sie die Waffen offen führt und die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachtet."

Diese Bestimmungen waren ersichtlich mit durch die Erfahrungen eingegeben, die man im Jahre 1870 mit der Teilnahme der sogen. Franktireurs am deutsch-französischen Kriege gemacht hatte. Nach den Schlachten bei Metz hatten sich, namentlich in den Waldgebirgen der Argonnen und Ardennen, bald größere, bald kleinere Scharen bewaffneter Bauern gesammelt, die sich auf einen Kampf mit geschlossenen Abteilungen im offenen Felde nicht einließen, dafür

aber einzeln marschierende Soldaten, oder Trupps, Patrouillen, Quartiermacher u. dergl. aus dem Hinterhalte, gedeckt durch Wald oder Gebüsch, meist in schwer zugänglichem Gelände oder hinter den Türen aus Häusern angriffen. Auf den Gang der kriegerischen Unternehmungen im allgemeinen hatten solche Ueberfälle selbstverständlich keinen Einfluß, aber so mancher tapfere Soldat, der den Kugeln in der offenen Feldschlacht entgangen war, wurde auf diese Weise meuchlings niedergestreckt. Da jene Leute die Waffen nicht offen führten, sondern sie, sobald sie verfolgt wurden, versteckten, wozu die Oertlichkeit regelmäßig gute Gelegenheit bot, und sie selbst dann häufig wieder als harmlose Einwohner, meist in der überlieferten Tracht der blauen Bluse, auftauchten, so wurde, wie ich aus meinen Aufzeichnungen ersehe, schon bei der Befehlsausgabe am 15. August bekanntgemacht, daß diese Banden als „Räuber" behandelt nnd erschossen werden sollten. Später führte der Zwang der Notwehr auch dazu, daß je nach Lage der Dinge die Häuser oder ganze Ortschaften, aus denen auf unsere Truppen von solchen Leuten mit versteckt geführten Waffen Ueberfälle verübt waren, zur Sühne und zur Abschreckung niedergebrannt wurden. Im allgemeinen aber geschahen solche Ueberfälle aus einzelnen Häusern oder geschlossenen Ortschaften damals viel seltener als jetzt. Immerhin erhielt die Kriegführung dadurch sehr gegen unseren Wunsch teilweise einen schroffen Charakter, wenn auch mit der Zeit die aufgestellten Exempel wirkten. Die Erinnerung an diese Vorgänge hat dann, wie bemerkt, augenscheinlich auf der zweiten internationalen Friedenskonferenz im Haag bei der Aufstellung der vorher wiedergegebenen Bestimmung der Kriegsordnung mitgewirkt. Die zur Fortbildung des Völkerrechts, insbesondere des Kriegsrechts berufenen Faktoren hatten also lange vor Beginn des gegenwärtigen Krieges in dem hier in Betracht kommenden Stücke einen entschiedenen Schritt vorwärts getan, und es wäre zur Herbeiführung einer möglichst menschlichen, nur auf die Angehörigen der feindlichen Heere sich erstreckenden Führung des Kampfes dringend zu wünschen gewesen, daß die tatsächliche Uebung den aufgestellten Grundsätzen entsprochen hätte.

Allein bei unseren Feinden ist gerade das Gegenteil geschehen. Es braucht hier nicht an die hinterlistigen Angriffe auf unsere Truppen in Belgien erinnert zu werden, die eine von den Behörden, von Geistlichen und anderen angesehenen Personen aufgestachelte, planmäßig durch Wort, Bild und Films seit Jahren zum Deutschen-

hasse erzogene, zu einem großen Teile in Unbildung gelassene Bevölkerung verübt hat. Insbesondere stehen bei uns noch die tückischen Ueberfälle wehrloser Verwundeter oder des ärztlichen Personals selbst durch Frauen und Kinder und die dabei begangenen Grausamkeiten in frischem, schmerzlichem Gedächtnisse. Aber auch in Frankreich haben sich wieder ähnliche, wenn auch nicht so zahlreiche und empörende Vorgänge ereignet. Die gutgemeinten Sätze der internationalen Friedenskonferenz sind also für unsere Feinde auf dem Papier geblieben, und diese sind in der Beachtung des Völkerrechts in der hier in Frage stehenden Beziehung noch weit hinter den Stand von 1870 zurückgegangen.

Man hat, wenn auch nicht zur Entschuldigung, so doch zur Erklärung dieser tief beklagenswerten Verhältnisse auf die vermeintlich ähnliche Erscheinung der Erhebung des Volkes in Masse, der levée en masse, hingewiesen, wie sie bei der Kriegführung der großen Staatsumwälzung in Frankreich 1793 der Wohlfahrtsausschuß angeordnet und durchgeführt hatte, nach deren Muster 1813 bei der Erhebung des preußischen Volkes gegen die Fremdherrschaft der Landsturm eingerichtet worden sei. Allein dabei wird ein wesentlicher Unterschied nicht berücksichtigt. Der alte preußische Landsturm trug zwar keine besondere Tracht, aber er führte, wenn er einmal in Tätigkeit getreten war, die Waffen offen, und das wäre, selbst wenn damals die Haager Kriegsordnung von 1909 schon in Geltung gewesen wäre, das entscheidende. Es verlohnt sich gegenüber solchen Erwägungen, an einem Beispiele zu zeigen, wie damals der preußische Landsturm kämpfte. Friedrich Förster erzählt in seiner Geschichte der Befreiungskriege, 9. Aufl., Bd. 1, S. 167: „Gegen die Ausfälle und Raubzüge der Besatzung von Stettin und Küstrin waren die nahegelegenen Dorfschaften auf dem Posten. Als am 13. April ein Korps von 6000 Franzosen aus Stettin ausrückte, um sich mit der Besatzung von Küstrin in Verbindung zu setzen, ließ der Landrat Lehmann die Gemeinden zu Lindow, Weißenspring, Hammer u. a. m. durch die Sturmglocke zusammenrufen und führte die mit Jagdflinten, Pieken und Sensen bewaffneten Landstürmer zu dem gemeinschaftlichen Sammelplatze Müllrose. Der gesamte Landsturm des Oderbruchs war unter Anführung des Herrn v. d. Marwitz bereits aufgebrochen, um den Franzosen den Uebergang über die Oder bei Güstebiese zu wehren. „„Um 10 Uhr“ — heißt es in einem Bericht vom 13. April — „„kam der Befehl an, um 2 Uhr war alles organisiert und rückte,

die Gutsbesitzer und die Geistlichen an der Spitze, mit Sang und Klang aus. Da am Friedrich-Wilhelms-Kanal gerade eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, so schlossen sich auch diese mit ihren Beilen, Aexten und Hacken dem Zuge sofort an. Es folgten Wagen mit Proviant und Branntwein; die Kriegskasse trug ein jeder in seiner Tasche. Eine weiße Fahne mit einem schwarzen Kreuz wurde voraufgetragen, und es gelang dem tapferen Marwitz und seinem Landsturme, die Feinde über die Oder zurückzuschlagen, 500 Mann abzuschneiden und zu Gefangenen zu machen, mit deren Gewehren sogleich eine auserlesene Schar von Schützen bewaffnet wurde."

Man vergleiche mit dieser Darstellung die Berichte über die von der einheimischen Bevölkerung in Belgien und Frankreich auf unsere Truppen ausgeführten Ueberfälle, und der Unterschied springt in die Augen. Bei dem Landsturme von 1813 ehrlicher Kampf gegen den Feind, offene Führung der mangelhaften Waffen, bei jenen Angriffen im gegenwärtigen Kriege versteckte Führung der Waffen und sofortiges Verschwinden der Kämpfer als solche und Wiederauftreten als harmlose Bürger oder Bauern. Im übrigen aber kommt folgendes in Betracht: In dem mitgeteilten Beispiele von 1813 hatten Stettin und Küstrin damals zwar als Festungen noch französische Besatzungen, das zwischen ihnen liegende Gebiet aber stand unter preußischer Hoheit und Verwaltung. Jedenfalls war es vom Feinde nicht besetzt. Die Bevölkerung dieses Gebietes aber griff aus eigenem Antriebe zu den Waffen, um die eindringenden Truppen zu bekämpfen, und sie führte, wie erwähnt, die Waffen offen. Insofern genügte also in der Tat schon der Landsturm von 1813 in jeder Beziehung den Anforderungen, die später die Haager Friedenskonferenz von 1907 in Art. 2 der Landkriegsordnung aufgestellt hat. Er hätte, da er nach der Landsturmverordnung von 1813 in Kompagnieen und Schwadronen zu 80 bis 100 Mann eingeteilt sein und unter selbstgewählten Hauptleuten und Leutnants stehen sollte, sogar den strengeren Erfordernissen des Art. 1 jener späteren Landkriegsordnung entsprochen, wenn seine Mitglieder auch „ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen" getragen hätten. Ersichtlich waren es aber gerade die Erfahrungen, die wir mit den Kämpfen gegen die Franktireurs in den Jahren 1870/71 gemacht hatten, die dazu führten, schon in § 5 Absatz 1 des Reichsgesetzes über den Landsturm vom 12. Februar 1875 die Vorschrift aufzunehmen:

„Der Landsturm erhält bei Verwendung gegen den Feind militärische, auf Schußweite erkennbare Abzeichen und wird in der Regel in besonderen Abteilungen formiert.

Damit war für Deutschland im voraus auch der strengeren Bestimmung des Art. 1, Abs. 1 der Landkriegsordnung von 1907 Genüge geleistet, wonach auch für die „Milizen" die Rechte und Pflichten des Krieges gelten, wenn sie -- Nr. 2 — „ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen tragen." Bekanntlich ist unsere Kriegsverwaltung über eine bloß notdürftige Erfüllung dieses Erfordernisses, die schon im Tragen einer auf Schußweite sichtbaren Armbinde enthalten gewesen wäre, im gegenwärtigen Kriege noch hinausgegangen, indem sie die Truppenkörper des Landsturms nicht bloß mit den regelmäßigen Waffen, sondern auch mit allen Ausrüstungs- und Bekleidungsstücken versehen hat. Der Landsturm ist so jetzt auch schon äußerlich zu einem Teile des Heeres selbst geworden, wie er denn seit Geltung des Reichsgesetzes vom 11. Februar 1888 in Fällen außerordentlichen Bedarfs sogar zur Ergänzung des Heeres und der Marine überhaupt, nicht bloß, wie nach dem Gesetze von 1875, zur Ergänzung der Landwehr verwandt werden kann.

Gerade nach dem auf diese Weise durch die deutsche Gesetzgebung gewährten Beispiele hatte die auf der Haager Konferenz von 1907 geschaffene Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkriegs auch für die Bedingungen, unter denen „Milizen" oder überhaupt die „Bevölkerung" die Waffen führen dürfen, feste Vorschriften geben und damit auch in dieser Beziehung einen Fortschritt in der Entwicklung des Kriegsrechts herbeiführen wollen. Durch das Verhalten der Belgier und Franzosen im jetzigen Kriege ist er jedoch, wie dargetan, gerade in das Gegenteil verkehrt worden.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie die Kriegführung im Vergleiche zu derjenigen von 1864, 1866 und 1870/71 und im Widerspruche mit der Haager Kriegsordnung von 1907 bei unseren Feinden grausamer geworden ist, bietet auch die vielfach berichtete Verwendung der sog. Dumdumgeschosse im gegenwärtigen Kriege durch Belgier, Engländer und Franzosen. Schon die dritte „Erklärung" zur Schlußakte der ersten Haager Friedenskonferenz vom 29. Juli 1899 verbot, „Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken derart, wie Geschosse mit hartem Mantel, der den Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist." Diese Vereinbarung ist von der

Kriegsordnung von 1907 nicht berührt worden, gilt also formell auch jetzt noch.*) Aber Art. 23 dieser Ordnung hat dann in Abs. 1 unter e allgemein den „Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen, die geeignet sind, unnötige Leiden zu verursachen", untersagt. Die Kriegführung der älteren Zeit in Europa kannte auch überhaupt den Gebrauch solcher Geschosse nicht, insbesondere war im Kriege von 1870/71 davon keine Rede. Nur von wilden oder halbwilden Völkern wußte man, daß sie ihre Wurfgeschosse in Gift tränkten, ein Gebrauch, der durch Art. 23 Abs. 1 zu a der Landkriegsordnung noch besonders verboten ist. Kulturell nicht höher aber steht die Verwendung der Dumdumgeschosse, die eine weitgehende und äußerst schmerzhafte Zersplitterung der Knochen und der Gewebsteile verursachen. Erst im Burenkriege in Südafrika machten die Engländer in größerem Umfange davon Gebrauch. Jetzt sind bekanntlich bei Belgiern, Engländern und Franzosen vielfach solche Geschosse in fabrikmäßiger Herstellung und Verpackung gefunden worden, und die Entschuldigung, es handle sich dabei um versehentlich ausgegebene Uebungsmunition, trägt den Stempel der Erfindung an der Stirn. Zum Ueberflusse ist bei der Einnahme von Maubeuge sogar eine vollständige maschinelle Einrichtung in unsere Hände gefallen, die dazu gedient hat, die Gewehr- und Karabinergeschosse oben abzuplatten und mit einer von der Spitze ausgehenden trichterförmigen Auslochung zu versehen.

Einiger Worte bedarf hierbei freilich noch die Frage, ob Großbritannien an jene — im Grunde selbstverständlichen — Sätze des Kriegsrechts rechtlich gebunden ist. Es hat nämlich die erwähnte dritte Erklärung zur Schlußakte der ersten Friedenskonferenz von 1899 nicht unterzeichnet. Seine Bindung folgt aber daraus, daß es ihr später, 1907, beigetreten ist.

Als ein im hohen Maße völkerrechtswidriges Verhalten kennzeichnet sich ferner einerseits der Mißbrauch und anderseits die Nichtachtung des Roten Kreuzes, wie sie im gegenwärtigen Kriege viel stärker als namentlich 1870/71 bei unseren Feinden zu beobachten sind. Die Russen haben, wie glaubwürdig berichtet wird, ganze Eisenbahnzüge, die nur Schießbedarf enthielten, um sie unseren und unserer Verbündeten Angriffen zu entziehen, mit dem Zeichen des Roten Kreuzes versehen, und Belgier sowohl wie Franzosen haben wiederholt, unbekümmert um dieses Zeichen, auf deutsche Lazarette

*) Vgl. v. Liszt, Völkerrecht § 40 III, 3 c, S. 298.

und Verwundetentransporte geschossen. Gerade jetzt ist die der französischen Regierung wie denjenigen der neutralen Mächte mitgeteilte Denkschrift der Kaiserlichen Regierung im Reichsanzeiger veröffentlicht worden, in der sie aus der großen Zahl der bekannt gewordenen Fälle schneidender Verletzungen der Bestimmungen der zweiten Genfer Konvention vom 6. Juli 1906 durch französische Truppen und Freischaren in den 15 Anlagen nur diejenigen aufführt, die bereits durch gerichtliche Vernehmungen oder dienstliche Meldungen einwandfrei festgestellt worden sind. Nach Art. 1 Ab. 8 der Konvention sollen Verwundete „ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden". Dem entgegen haben französische Truppen und Freischärler deutsche Verwundete, die in ihre Hände gefallen waren, nicht nur roh behandelt, sondern auch beraubt, erstochen oder erschlagen, ja sogar erst in bestialischer Weise verstümmelt. Der Art. 6 sichert den beweglichen Sanitätsformationen die besondere Achtung und den besonderen Schutz der Kriegsparteien zu. Der Art. 9 wiederholt dies unter namentlicher Anwendung auf das zur Beförderung und zur Behandlung von Verwundeten und Kranken sowie zur Verwaltung solcher Formationen bestimmte Personal sowie auf die Feldprediger, und der Artikel stellt in dieser Hinsicht das Personal der freiwilligen Hilfsgesellschaften dem Personal der eigentlichen Sanitätsformationen ausdrücklich gleich. Endlich bestimmt Art. 14, daß solche Formationen, wenn sie in die Hand des Feindes fallen, ihre Ausrüstung, mit Einschluß der Bespannung, behalten, ohne daß es auf die Art der Beförderungsmittel und des Begleitpersonals ankäme. Im schärfsten Widerspruch hiermit hat ein französischer Truppenführer den Führer einer deutschen Sanitätskolonne verhaftet und fortschleppen lassen, und ein Arzt, der einem Verwundeten helfen wollte, wurde von einem französischen Schützen aus nächster Entfernung erschossen. Krankenträger wurden bei der Bergung von Verwundeten von französischen Truppen und Freischärlern angegriffen, verwundet oder getötet oder zu Kriegsgefangenen gemacht. Ebenso wurde ein deutscher Feldgeistlicher von französischen Truppen gefangen genommen, mit einem französischen Landstreicher durch eine Kette verbunden und so drei Tage ohne Nahrung durch das Land geschleppt, nachdem er seiner Uhr, seines Geldes, sogar seiner Hosenträger und der Binde vom Roten Kreuze beraubt worden war.

Auf derselben Stufe wie die frevertliche Verletzung der zweiten

Genfer Konvention durch Nichtachtung des Roten Kreuzes und anderseits durch Mißbrauch dieses Zeichens steht der Bruch der den Parlamentären und ihren Begleitern gewährleisteten Unverletzlichkeit durch die französischen Truppen und ihre Führer. Auch in dieser Hinsicht ist eher ein Rückschritt als ein Fortschritt in der Wahrung des Völkerrechts bei unseren Feinden zu erkennen. Aus dem Kriege von 1870/71 ist mir nur ein Fall bekannt, in welchem von französischer Seite gegen den Grundsatz der Unverletzlichkeit der Parlamentäre und ihrer Begleiter verstoßen wurde, und den habe ich selbst miterlebt. Nach der Schlacht bei Sedan hatte der Oberbefehlshaber der Maasarmee bestimmt, daß die Bergfeste Montmédy, die der Eisenbahnverbindung mit Deutschland hinderlich war, durch eine nach einem Nachtmarsche auszuführende überraschende Beschießung, wenn auch nur aus Feldgeschützen, zur Uebergabe gezwungen werden sollte. Den Auftrag hierzu erhielt für den 5. September die Artillerie der 1. Gardedivision und die Korpsartillerie des Gardekorps mit einer Infanteriebrigade und sechs Schwadronen Ulanen als Bedeckung. Ehe die Beschießung begann, wurde der Kommandant der Festung durch einen mit einer weißen Fahne sich zeigenden Parlamentär zur Uebergabe aufgefordert, die, wie vorauszusehen war, abgelehnt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde der den Parlamentär begleitende Ulanentrompeter durch eine Kugel aus der Festung erschossen. Konnte man bei diesem Vorgange noch an die Möglichkeit denken, daß für die völkerrechtswidrige Tötung wenigstens kein Truppenführer unmittelbar verantwortlich wäre, so versagt dieser Entschuldigungsgrnnd völlig bei dem Verhalten französischer Befehlshaber im gegenwärtigen Kriege in einem sogleich zu besprechenden Falle. Inzwischen war aber zum Ueberflusse der in dieser Beziehung auch bis dahin schon klare und unbezweifelte Stand des Völkerrechts durch Art. 32 der Landkriegsordnung von 1907 noch ausdrücklich dahin festgelegt worden:

> „Als Parlamentär gilt, wer von einem der Kriegführenden bevollmächtigt ist, mit dem andern in Unterhandlung zu treten, und sich mit der weißen Fahne zeigt. Er hat Anspruch auf Unverletzlichkeit, ebenso der ihn begleitende Trompeter, Hornist oder Trommler, Fahnenträger und Dolmetscher.“

Der Anspruch auf Unverletzlichkeit schließt von selbst das Recht des Parlamentärs und seiner Begleitung in sich, im Falle der Fruchtlosigkeit der Verhandlung ungehindert und ungefährdet zu

seinem Auftraggeber zurückzukehren. Trotzdem wurden Anfang September 1914 die deutschen Parlamentäre v. Arnim und v. Kummer, die abgesandt waren, um die Uebergabe der Festung Reims zu verlangen, mit ihren Begleitern festgenommen und längere Zeit in Frankreich in Gefangenschaft gehalten. Erst als die deutsche oberste Heeresleitung scharfe Vergeltungsmaßregeln androhte, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. Da keiner der Fälle vorlag, in denen nach Art. 33 Abs. 2 und Art. 34 der Kriegsordnung der Parlamentär den Anspruch auf Unverletzlichkeit verliert — Mißbrauch seiner Sendung zur Einziehung von Nachrichten, Benutzung seiner bevorrechtigten Stellung, um Verrat zu üben oder dazu anzustiften —, so war auch hier ein Verhalten der verantwortlichen französischen Stellen gegeben, das dem klaren Völkerrechte geradezu ins Gesicht schlug.

Ich habe im Vorstehenden selbstverständlich nur scharf hervortretende Fälle von Verletzungen der Kriegsordnung durch unsere Feinde im Vergleiche zu ihrem Verhalten in früheren Kriegen behandeln können. Auf die zahlreichen Völkerrechtsbrüche durch frevbentliche Vernichtung oder sonstige Antastung des Privateigentums durch Angehörige des russischen und des französischen Heeres, und zwar nicht bloß durch Kosaken und Turkos, kann ich ebensowenig eingehen wie auf die mehrfach berichtete unzulässige Wegnahme ärztlicher Instrumente, Verbandstoffe, Arzneien bei der Festhaltung deutscher Sanitätsformationen durch die Franzosen.

Von unseren Feinden fallen aber den Belgiern schließlich auch Verletzungen des Völkerrechts zur Last, die sie nicht, wenigstens zunächst und auf den ersten Blick nicht als Kriegführende, sondern als Neutrale begangen haben. Belgien war zuerst durch Vertrag der Großmächte vom 15. November 1831, dann durch seine an dessen Stelle getretenen Verträge mit den Großmächten und den Niederlanden vom 19. April 1839 „neutralisiert", und diese dauernde Neutralität war von den Großmächten gewährleistet worden. Eine solche durch besondere völkerrechtliche Verträge geschaffene Neutralität bildet einen Gegensatz zu derjenigen, die nur während eines bestimmten, zwischen zwei anderen Staaten geführten Krieges entweder stillschweigend oder gemäß einer ausdrücklichen Erklärung des betreffenden Staates besteht. Sie legt dem Staate die Pflicht auf, einerseits sich an keiner feindlichen Handlung gegen andere Staaten zu beteiligen, anderseits die von ihm übernommene Neutralität gegen Angriffe oder Bedrohungen zu verteidigen. Jene erste — negative — Pflicht schließt aber ihrem Wesen und Zwecke nach

auch den Zwang in sich, selbst im Frieden keine Verträge zu schließen, die, wie etwa Bündnisse oder Garantieverträge, den neutralen Staat in deren Erfüllung zur Kriegführung nötigen könnten.*) Dem entspricht auf seiten der übrigen Staaten die Verpflichtung, auch ihrerseits die Neutralität jenes Landes zu achten, und außerdem die Pflicht der Garantiemächte, die Unversehrtheit des Gebiets des neutralisierten Staates zu schützen und nötigenfalls mit Waffengewalt zu verteidigen.**)

Im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 nun hatte Belgien seine Pflichten als neutraler Staat ordnungsmäßig erfüllt. Es hatte insbesondere die 3000 Mann französischer Truppen, die sich während und nach der Schlacht bei Sedan der Gefangennahme durch die Deutschen noch rechtzeitig durch Uebertritt auf sein Gebiet entzogen hatten, entwaffnet und an sicheren Orten untergebracht. Das forderte bekanntlich schon damals das Völkerrecht von jedem neutralen Staate, und es schreibt jetzt Art. 11 des auf der Internationalen Friedenskonferenz von 1907 geschlossenen Abkommens „betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkriegs" noch ausdrücklich vor. Das gleiche hatte damals auch die durch die Erklärung der Großmächte vom 20. November 1815 ebenfalls dauernd neutralisierte Schweiz in Ansehung der französischen Ostarmee unter Bourbaki getan, die Ende Januar nnd Aufang Februar 1871, um der völligen Vernichtung durch die Manteuffelsche Armee zu entgehen, auf schweizerisches Gebiet übergetreten war. Dagegen hat Belgien im gegenwärtigen Kriege seine Pflicht der Neutralität nicht nur nicht erfüllt, sondern schwer verletzt, und das ist das bedauerlichste Zeichen des Rückgangs in der Beachtung des Völkerrechts bei unseren Feinden.

Freilich werfen diese umgekehrt Deutschland die Verletzung der Neutralität Belgiens durch den Einmarsch in dieses Land vor. Allein eine rechtswidrige Verletzung dieser Neutralität durch das Deutsche Reich enthält nach Völkerrecht dessen Vorgehen nicht, und dies ist wieder von maßgebender Bedeutung für die rechtliche Beurteilung der Handlungsweise Belgiens. Ein zutreffendes Urteil über diese Verhältnisse läßt sich nur gewinnen, wenn man folgendes berücksichtigt: Auch im Bereich des Völkerrechts haben — darüber

*) Vgl. Ullmann, Völkerrecht, § 18 S. 58; v. Liszt, a. a. O. 26 S. 58, 59.

**) Vgl. Ullman, a. a. O.; v. Martens, Völkerrecht, Bd 1, § 115, S. 423.

herrscht in der Wissenschaft dieses Rechts Einstimmigkeit — die auf dem Gebiete des Strafrechts (Str.G.B. §§ 53, 54) wie des bürgerlichen Rechts (B.G.B. §§ 227, 228, 904; vgl. dazu Begründung zum ersten Entwurfe Bd. 1 S. 348 ff., Bd. 2 S. 729; Protokolle der zweiten Kommission Bd. 1 S. 251 ff., Bd. 6 S. 212) anerkannten Begriffe der Notwehr und des Notstandes wenigstens entsprechende Geltung. Deshalb schließt auch hier das Vorhandensein der dafür bestehenden Voraussetzungen die Rechtswidrigkeit der betreffenden Handlung aus.*) Nun befand sich aber das Deutsche Reich bei Beginn des Krieges in der Tat in einem echten Notstande. Rußland hatte in den entfernter gelegenen Teilen seines weiten Reiches schon seit Monaten mit der Einziehung der Reserven begonnen, obwohl sein Kriegsminister noch am 27. Juli dem deutschen Militärbevollmächtigten erklärte, es sei noch kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen, es würden lediglich vorbereitende Maßregeln getroffen. Aber auch unmittelbar an der deutschen Grenze waren die militärischen Vorbereitungen Ende Juli in vollem Gange, und doch gab auch der Leiter des russischen Generalstabs dem deutschen Militärbevollmächtigten noch am 29. Juli erneut auf Offiziersehrenwort beruhigende Erklärungen, in denen er die Mitteilungen des Kriegsministers als noch voll zu Recht bestehend bezeichnete. Ebenso hatte Frankreich unter dem Vorwande von Uebungen seine Friedensstämme schon seit dem Mai verstärkt, hatte dicht an der deutschen Grenze Feldbefestigungen angelegt und hatte Truppenverschiebungen in der Richtung gegen diese vorgenommen. Mit England war eine Vereinbarung geschlossen, wonach dieses im Falle eines Krieges mit Deutschland den Schutz der Küste Frankreichs am Atlantischen Ozean übernahm, um dessen Flotte in vollem Maße für eine Tätigkeit im Mittelmeere namentlich gegen das uns verbündete Oesterreich-Ungarn freizumachen. Als dann der deutschen Reichsregierung zuverlässig bekannt wurde, daß sogar ein Aufmarsch französischer Streitkräfte an der belgischen Maasstrecke Givet-Namen (Namur) geplant war, und somit dargetan war, daß Frankreich gerade durch *belgisches* Gebiet vorzugehen beabsichtigte, konnte darüber kein Zweifel bestehen, daß Rußland, Frankreich und England einen *Ueberfall* Deutschlands mit überlegenen Kräften auszuführen im Begriff standen, aber darauf bedacht waren, dieses solange wie irgend möglich in trügerische Sicherheit zu wiegen.

---

*) Vgl. v. *Liszt*, a. a. O. § 24 Nr. 3 S. 182; v. *Martens*, a. a. O. Bd. 1 § 73 S. 294, 295; *Ullmann* a. a. O. § 29, S. 80, 81.

Unter diesen Umständen bestand für das Deutsche Reich im wahren Sinne „eine gegenwärtige Gefahr für Leib oder Leben“, d. h. auf die Verhältnisse des Völkerrechts übertragen, eine gegenwärtige Gefahr für die Unversehrtheit, ja für den Bestand des deutschen Staates. Eine Rettung daraus aber war, wenn überhaupt, nur auf dem Wege eines gegen den zunächst gefährlichsten Gegner geführten überraschenden Schlages zu ermöglichen. Und das konnte bei der vollständigen Sperrung der deutsch-französischen Grenze durch eine fortlaufende Reihe der stärksten Festungen und durch den natürlichen Wall der Vogesen eben nur in dem sofortigen Einmarsch in Belgien und der Besetzung der nächsten Maasfestung Lüttich bestehen, die dem Vormarsche gegen Frankreich auf der natürlichen und hauptsächlichsten Heerstraße im Wege stand. Nur indem so die deutsche Heeresleitung dem von allen Seiten geplanten Ueberfall wenigstens nach der Seite, von der für den Anfang die schwerste Gefahr drohte, zuvorkam und ihrerseits gegen den drängendsten Feind erfolgreich einen raschen, wuchtigen Schlag führte, konnte sie hoffen, den Vorsprung einigermaßen wett zu machen, den die Gegner durch frühere Mobilmachung und andere Kriegsvorbereitungen bereits erzielt hatten. Sie handelte demnach bei der Anordnung des Einmarsches in Belgien in einem „auf andere Weise nicht zu beseitigenden Notstande zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr“ für das Leben des Reichs. Ihr Vorgehen war demnach nicht rechtswidrig.

Allerdings verletzte Deutschland durch den Einmarsch in Belgien objektiv die Neutralität dieses Staates. Das hat auch der Reichskanzler in jener Rede von weltgeschichtlicher Bedeutung, die er in der denkwürdigen Sitzung des Reichstages vom 4. August hielt, offen und mit aller Aufrichtigkeit anerkannt. Aber er hat auch hinzugefügt, daß Deutschland dabei unter dem harten Zwange einer bitteren Not gehandelt habe. Er hat weiter bemerkt, das Reich habe sich bereit erklärt, im Falle der Neutralität Belgien beim Friedensschlusse nicht nur seinen Besitzstand und seine Unabhängigkeit in vollem Umfange zu gewährleisten und demgemäß das belgische Gebiet wieder zu räumen, sondern auch im Einverständnisse mit den dortigen Behörden alle Bedürfnisse seiner Truppen gegen Barzahlung anzukaufen und allen Schaden zu ersetzen, der etwa durch unsere Truppen verursacht worden wäre. Danach hatte Deutschland alle Zusicherungen gegeben, die vom Boden des bürgerlichen Rechts aus dem Gesichtspunkte einer Haftung auch für

einen nicht widerrechtlich und nicht schuldhaft einem andern zugefügten Schaden gefordert werden konnte.*) Belgien hat diesen Vorschlag bekanntlich nicht angenommen, und auch ein zweites nach dem Falle Lüttichs an den König der Belgier gerichtetes Anerbieten ist zurückgewiesen worden.

Statt dessen hat Belgien dem deutschen Einmarsche mit Waffengewalt den heftigsten Widerstand geleistet. Das war zunächst und bei Beurteilung seines Verhaltens nach der Sachlage, wie sie den Uneingeweihten sich ursprünglich darstellte, sein gutes Recht. Denn derjenige, gegen den sich eine Notstandshandlung richtet, in dessen Rechtskreis also dadurch eingegriffen wird, befindet sich seinerseits im Zustande der Notwehr, weil der Notstand zwar die Rechtswidrigkeit der in einem solchen begangenen Handlung ausschließt, aber in der Regel kein wahres Notrecht erzeugt, dem gegenüber Notwehr nicht gestattet wäre.**)

Von dieser Rechtslage aus läßt sich nun die Handlungsweise Belgiens unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachten: entweder nur als kriegerisches Unternehmen, für welches das Recht der Notwehr bestimmend war, ohne Rücksicht auf seine aus der dauernden Neutralisierung entspringende Pflicht und sein dem entsprechendes Recht zur Wahrung seiner Neutralität, oder als ein gerade und nur zu diesem Zwecke dem Angreifer gegenüber unternommener Kampf. Hält man sich an den ersten Gesichtspunkt, so ist zu betonen: der Umstand, daß Belgien sich dem Einmarsche der deutschen Truppen gegenüber im Zustande der Notwehr befand, bildete keinen Grund, der ihm bei dem Ausgange des daraus zwischen ihm und dem Deutschen Reiche entstandenen Krieges eine besondere Rechtsstellung gesichert hätte. Das folgt aus der rechtlichen Natur des Krieges. Wenn dieser das äußerste nach Völkerrecht bestehende Mittel zur Austragung der Streitigkeiten zwischen zwei oder mehreren Staaten darstellt, so muß eben er und lediglich er über die künftigen Rechtsverhältnisse zwischen den kämpfenden Staaten entscheiden. So auch in dem Streite zwischen Deutschland und Belgien. Daß dieser Staat nur in Not-

*) Vgl. hierzu namentlich Ullmann, a. a. O. § 29 S. 81.

**) Die Frage ist sehr bestritten. Hier ist die Ansicht zugrunde gelegt, die dem durch eine Notstandshandlung Beinträchtigten ein Abwehrrecht gewährt. Nach der entgegengesetzten Meinung gibt es gegen eine Notstandshandlung überhaupt kein Recht zur Notwehr, vielmehr kann sich der dadurch Gefährdete nur seinerseits wieder unter Umständen im Notstande befinden. Vgl. v. Olshausen, St.G.B. 9. Aufl, Anm. 5a zu § 54, v. Liszt, Strafrecht § 33 Anm. II 1a und § 34 Anm. 2.

wehr handelte oder zu handeln behauptete, als er sich dem Einmarsche der deutschen Truppen in sein Gebiet mit Waffengewalt widersetzte, bildet nur den rechtlich, insbesondere nach Völkerrecht unerheblichen Beweggrund für seine Wahl des Entscheidungsmittes, für seinen Eintritt in den Krieg mit Deutschland.

Was aber jenen zweiten Gesichtspunkt betrifft, wonach die Berechtigung Belgiens zum Kampfe gegen das Deutsche Reich aus seiner besonderen Pflicht und seinem besonderem Rechte zur Wahrung seiner dauernden Neutralität hergeleitet wird, so ist nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß ein solches Recht seine bestimmten Grenzen hat, die sich aus dem Wesen der dauernden Neutralität eines Staates mit Notwendigkeit ergeben. Diese verfolgt regelmäßig den Zweck, den neutralisierten Staat im allgemeinen Interesse vor den etwaigen Bestrebungen der benachbarten Staaten sicherzustellen, sich sein Gebiet einzuverleiben oder eine Vorherrschaft darüber auszuüben. Es soll dadurch zwischen die umliegenden ein sie trennender Staat, nach dem von Thiers eingeführten Ausdrucke ein Etat tampon, ein Pufferstaat eingeschoben werden. Wenn daher auch die dauernde Neutralisierung eines Staates mit dessen Zustimmung von den sog. Garantiemächten beschlossen wird, so haben doch das Hauptinteresse an der tatsächlichen Aufrechterhaltung der Neutralität eben diese Mächte. Der neutralisierte Staat selbst hat demnach zwar das Recht und auch die Pflicht, seine Neutralität nötigenfalls mit Waffengewalt gegen Verletzung zu verteidigen, aber dieses Recht und diese Pflicht kann nicht weitergehen, als mit ihrer Ausübung nach der tatsächlichen Lage der Dinge überhaupt noch der Zweck der Ausschließung des Angreifers aus seinem Gebiete und die wirkliche Durchführung der Neutralität den Kriegführenden gegenüber erreicht werden kann. Nehmen die kriegerischen Unternehmungen einen Gang, der den Bestand des neutralen Staates selbst in Frage stellt, so hört gemäß der rechtlichen Natur der dauernden Neutralisierung jene seine Pflicht und selbst jenes sein Recht anf. Denn die Selbstaufopferung nur im Interesse der Aufrechterhaltung seiner Neutralität kann auch einem solchen Staate nicht angesonnen werden. Ueber der Erhaltung aller sonstigen eigenen und fremden Rechtsgüter steht auch für ihn die Aufgabe der Selbsterhaltung. Kein lebensfähiges Volk opfert sich, nur um neutral zu sein, sondern um seine eigenen Lebensinteressen zu schützen.

Setzt deshalb der neutralisierte Staat den Kampf gegen die Truppen der in sein Gebiet eindringenden Macht noch über jenen Zeitpunkt hinaus fort, so kann er sich dafür nicht mehr auf seine aus der Neutralisierung entspringender Pflicht oder auch nur auf sein daraus abzuleitendes Recht zur Wahrung seiner Neutralität berufen. Vielmehr findet dann sein Verhalten seine Erklärung nur darin, daß er seine Lebensinteressen, nicht mehr seine Neutralität als solche, durch den Gegner der in sein Gebiet eingedrungenen Macht gewahrt findet, und dann hat er sich eben mit diesem auf Gedeih und Verderb verbunden. Dann liegt hierin gerade das Aufgeben der Neutralität und seine Parteinahme für den Gegner der einrückenden Macht. Damit ist er schlechthin selbst Kriegführender auf einer bestimmten Parteiseite geworden. Das enthält aber der Sache nach nunmehr gerade eine offene Verletzung seiner Neutralitätspflicht und somit einen Bruch des Völkerrechts.

In dieser Lage befand sich Belgien. Es mochte zu Beginn des Krieges zur Rechtfertigung seines Kampfes gegen unsere in sein Gebiet einrückenden Truppen nach außen hin seine Pflicht der Wahrung seiner Neutralität geltend machen können. Seitdem der Krieg jedoch einen Verlauf genommen hat, daß der Bestand des belgischen Staates mindestens tatsächlich in Frage gestellt erscheint, ist die Fortsetzung des Kampfes auf seiner Seite nur aus seiner unbedingten Parteinahme für Frankreich, England und deren weitere Verbündete zu erklären. Ist doch die Annahme völlig ausgeschlossen, daß etwa Belgien, wenn es gelänge, die deutsche Besetzung dieses Landes wieder zu beseitigen, ja sogar, wenn es vollen Ersatz seiner Kriegskosten erhielte, einfach in die Rolle des neutralen Staates zurückkehren, England wie Frankreich auffordern und nötigenfalls mit Waffengewalt zwingen würde, auch ihrerseits ihre Truppen aus seinem Gebiete zurückzuziehen, und daß es sich ferner nicht mehr an dem Kampfe beteiligen würde. Es kann deshalb schon lange nicht mehr von einer Verteidigung seiner Neutralität durch diesen Staat die Rede sein; vielmehr ist er schlechthin unser Feind wie alle anderen auch und hat seinerseits die Neutralität aufs schroffste gebrochen.

Dabei ist bisher immer nur die Sachlage zugrunde gelegt worden, wie sie sich den Uneingeweihten bei Ausbruch des Krieges darstellte. Inzwischen ist aus den von der Reichsregierung vor kurzem veröffentlichten Aktenstücken, insbesondere aus den in den

Archiven des belgischen Generalstabes aufgefundenen Urkunden bekannt geworden, daß schon seit dem Jahre 1906 förmliche Vereinbarungen zwischen England, Frankreich und Belgien über ein Zusammenwirken ihrer See- und Landstreitkräfte im Falle eines Krieges mit Deutschland zustande gekommen waren, so daß auf seiten Belgiens schon immer nur nach außen noch der Schein der Wahrung der Neutralität bestand. In Wahrheit und der Sache nach hatte danach dieser Staat seine Pflicht zur Neutralität durch jene Vereinbarungen schon lange vor dem Kriege verletzt. Nach der wirklichen Lage der Dinge hat somit Deutschland durch seinen Einmarsch auch nicht einmal rein objektiv die belgische Neutralität verletzt, sondern nur vor einer nicht mehr bestehenden Neutralität nicht unbedingt Halt gemacht. Ja es hat, noch immer von der Annahme eines vertragstreuen Verhaltens Belgiens ausgehend, dessen vorausgesetzte Neutralität in höherem Maße gewahrt als dieses selbst, indem es ihm für den Fall der Gestattung des Durchmarsches seinen Bestand und seine Unabhängigkeit zu gewährleisten bereit war und Ersatz aller ihm etwa aus dem Durchmarsche deutscher Truppen erwachsenden Schäden zusicherte. So sieht demnach die wahre Rechtslage auch nach den strengsten Anforderungen des Völkerrechts aus, und dies muß einmal mit aller Schärfe ausgesprochen werden.

Wohin wir also blicken: Bruch des Völkerrechts bei allen unseren Feinden nach den verschiedensten Seiten und dabei ein tief beklagenswerter Rückgang gegenüber den Rechtszuständen in früheren Kriegen.

Was können wir nun aus diesen Beobachtungen und Erfahrungen lernen? Verfehlt wäre es meines Dafürhaltens, daraus den Schluß zu ziehen, daß das Völkerrecht überhaupt reif sei, über Bord geworfen zu werden. Gerade in diesem Rechte, das ja gewiß ein unvollkommenes Recht ist, weil seine Verwirklichung nicht durch den Zwang gesichert ist, den eine selbständige, über den Parteien stehende Gewalt nötigenfalls zu üben berufen und fähig wäre, verkörpert sich der tief sittliche Gedanke des Rechtes, der sich auch ohne staatlichen Zwang im Leben der Völker Anerkennung und Geltung verschafft. Es bleibt trotz aller zeitweiligen Rückschläge wahr, daß im allgemeinen das Völkerrecht, je weiter die Entwicklung der Menschheit fortschreitet, eine um so sorgfältigere Pflege findet. Man vergegenwärtige sich nur, welche Zustände in der Kriegführung jetzt herrschen würden, wenn die Kriegführenden sich

überhaupt an keine Regel der Kriegsordnung binden, sondern völlig nach Gutdünken oder gar Willkür verfahren würden. Und gerade der Umstand, daß unser eigenes großes Staatswesen sich auch im jetzigen Kriege von der Bahn des Rechts in keiner Weise hat abdrängen lassen, im Gegenteil die Vorschriften des geschriebenen und ungeschriebenen Völkerrechts auf das peinlichste gewahrt hat, läßt für eine allerdings ferne Zukunft doch wieder eine allgemeine Besserung der Verhältnisse erhoffen.

Aber für die nächste Zukunft freilich werden wir aus den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges die Lehre zu ziehen haben, daß für die Lebensinteressen der Staaten und namentlich unseres von seinen Feinden mit giftigem Hasse verfolgten deutschen Reiches auf bloße völkerrechtliche Verträge kein Verlaß ist, daß sie im Feuer der politischen, der Rassen- und der wirtschaftlichen Gegensätze wie Zunder verbrennen. Wenn es deshalb einmal an der Zeit wird, im Falle des endgültigen Sieges für den Friedensschluß diejenigen Bedingungen festzusetzen, die wir zur Sicherung des deutschen Vaterlandes gegen einen ähnlichen Ueberfall, wie den jetzt erlebten, für unerläßlich erachten, so werden wir uns nicht mit papiernen Versprechungen, nicht mit bloßen Zusagen und Gewährleistungen selbst in den feierlichsten Verträgen begnügen dürfen. Wir werden uns vielmehr, soweit wir einer Sicherung benötigen, nur auf festen Besitz nach allen Seiten, den wir in der Hand haben und in alle Zukunft behalten, zu verlassen haben. Nur starke, festgefügte Dämme, die allen Stürmen trotzen, können uns gegen eine Wiederkehr der Fluten schützen, mit denen unsere Neider und Hasser das Deutsche Reich zu vernichten gedachten. Dafür aber, wie diese Dämme zu ziehen sind, werden weder sogen. allgemeine Prinzipien noch sonstige Rücksichten, sondern ausschließlich unser eigenes Interesse an einer glücklichen Zukunft unseres Vaterlandes, an seinem Bestande, seinem Wachsen und Gedeihen maßgebend sein dürfen.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

F. W. J. v. Schelling, **Briefe über Dogmatismus und Kritizismus.** Herausgegeben und eingeleitet von **Otto Braun.** Leipzig 1914. Verlag von Felix Meiner. (Hauptwerke der Philosophie in originalgetreuen Neudrucken, Band III.) 93 Seiten.

„Die Briefe über Dogmatismus und Kritizismus enthalten eine lebhafte Polemik gegen den damals fast allgemein geltenden und vielfach gemißbrauchten sogenannten moralischen Beweis von der Existenz Gottes." So schreibt Schelling 1809, als er diese Jugendarbeit im ersten Bande seiner Philosophischen Schriften wieder abdruckte. Er trifft damit einen Hauptgesichtspunkt, der diese Briefe noch heute wichtig macht, wie sie denn in der Geschichte der Kantkritik, insbesondere der Kritik der Kantischen Religionsphilosophie, eine bedeutende Stelle einnehmen. Der Kantische Gottesbeweis stützt sich bekanntlich in seiner populären Gestalt auf das Glücksbedürfnis des Menschen, das unter der Voraussetzung eines sittlichen Lebenswandels nicht nur diskussionsfähig, sondern sogar religiös produktiv wird. Wenn das gemeine Glücksverlangen ein minderwertiges Streben ist, so ist der geläuterte Glücksanspruch des sittlichen Menschen nicht nur berechtigt, sondern so wohl begründet, daß man aus ihm das Dasein Gottes als eines die Tugend belohnenden, das Unrecht strafenden höchsten Wesens mit völliger Gewißheit ableiten darf.

Hiergegen wendet sich Schellings Einspruch. Er zerstört die Kantische Postulatentheorie, indem er die Voraussetzung, auf der sie ruht, als eine unhaltbare Behauptung erweist. Das Glücksbedürfnis des sittlichen Menschen, das Kant für seine Lehre in Anspruch nimmt, zerrinnt bei schärferer Betrachtung in nichts. „Es ist Forderung der Vernunft, keiner belohnenden Glückseligkeit mehr zu bedürfen, so gewiß es Forderung ist, immer vernunftmäßiger, selbständiger, freier zu werden. Denn wenn Glückseligkeit uns noch belohnen kann, so ist sie, wenn man den Begriff von Belohnung nicht allem Sprachgebrauch zuwider deuten will, eine Glückseligkeit, die eben deswegen in den Augen eines vernünftigen Wesens keinen Wert mehr hat. — Das Höchste, wozu sich unsre Ideen erheben können, ist (nicht ein

höchstes belohnendes Wesen, sondern) offenbar ein Wesen, das schlechthin selbstgenügsam nur seines eigenen Seins genießt, ein Wesen, das absolut frei nur seinem Sein gemäß handelt, und dessen einiges Gesetz sein eigenes Wesen ist." Spinoza ist der Philosoph dieser einzig möglichen Theologie; aber auch er wurde seines Gottes nur froh, weil er ihn — mit sich selbst verwechselte. Er glaubte, in intellektueller Anschauung im Absoluten aufgegangen zu sein. „Er täuschte sich, indem er dies glaubte. Nicht er war in der Anschauung des absoluten Objekts, sondern umgekehrt, für ihn war alles, was objektiv heißt, in der Anschauung seiner selbst verschwunden. Aber jener Gedanke, im absoluten Objekt untergegangen zu sein, war ihm eben deswegen erträglich, weil er falsch und durch Täuschung entstanden war, um so erträglicher, da diese Täuschung unzerstörbar ist, weil man, um sie zu zerstören, sich selbst zerstören müßte."

Denn „schwerlich hätte je ein Schwärmer sich an dem Gedanken, in dem Abgrund der Gottheit verschlungen zu sein, vergnügen können, hätte er nicht immer an die Stelle der Gottheit wieder sein eigenes Ich gesetzt. Schwerlich hätte je ein Mystiker sich als vernichtet denken können, hätte er nicht als Substrat der Vernichtung immer wieder sein eigenes Selbst gedacht. Diese Notwendigkeit, überall noch sich selbst zu denken, die allen Schwärmern zu Hilfe kam, kam auch Spinoza zu Hilfe. Indem er sich als im absoluten Objekt untergegangen anschaute, schaute er doch noch sich selbst an, er konnte sich nicht als vernichtet denken, ohne sich zugleich noch als existierend zu denken".

Wenn aber selbst Spinoza zu widerlegen ist — dieser große, glückliche Mensch, der von Gott und den göttlichen Dingen ganz andere Anschauungen und Begriffe hatte, als jene Halbphilosophen des gegenwärtigen Zeitalters, die „auf Kantische Rechnung dogmatisieren" — so ist alle Theologie, aller Dogmatismus, aller religiöser Realismus widerlegt. Es bleibt dann nur noch der Kritizismus übrig, und zwar der konsequente Kritizismus, der das Absolute im Ich, nicht im Nicht-Ich sucht, mit anderen Worten der Standpunkt des atheistischen Idealismus. „Hierin allein liegt die letzte Hoffnung zur Rettung der Menschheit, die, nachdem sie lange alle Fesseln des Aberglaubens getragen hat, endlich einmal das, was sie in der objektiven Welt suchte, in sich selbst finden dürfte, um damit von ihrer grenzenlosen Ausschweifung in eine fremde Welt zu ihrer eigenen, von der Selbstlosigkeit zur Selbstheit, von der Schwärmerei der Vernunft zur Freiheit des Willens zurückzukehren."

Wir haben es also in diesen Briefen mit einer Kritik des religiösen Bewußtseins zu tun, die an Schärfe und rücksichtsloser Konsequenz Fichtes Offenbarungskritik nichts nachgibt, nur daß sie viel schwungvoller als diese geschrieben ist — ein Meisterstück deutscher philosophischer Prosa, und als das Werk eines Zwanzigjährigen von einer fast unbegreiflichen Vollendung.

Man erstaunt über diese Briefe, wenn man nur den Schelling kennt, der die Naturphilosophie und das Identitätssystem geschaffen hat. Man

erstaunt, von dem Manne herkommend, dem nach seinem eigenen späteren Geständnis Wissen über alles ging, hier einen Jüngling anzutreffen, der den Mut hat, die Beweiskraft der Metaphysik auf die Lebenskraft des Metaphysikers zurückzuführen. „Ein System ist entweder Kunststück, Gedankenspiel, oder es muß Realität erhalten nicht durch Wissen, sondern durch Handeln." Vermutlich ist es die durch die Widerlegung des Spinozismus schon innerhalb dieser Briefe selbst aufgedeckte Einseitigkeit dieses Standpunktes gewesen, die Schelling später mit solcher Schroffheit auf die Gegenseite gedrängt hat. Jedenfalls muß man die hier waltende Metaphysik der Freiheit kennen, um die unfreie Metaphysik des späteren Schelling richtig interpretieren zu können. Welche Motive für sie auch entschieden haben mögen: jedenfalls nicht das Motiv der Unbesonnenheit, mit dem ein Teil unserer strengen Kritizisten noch immer den Standpunk des deutschen Idealismus enträtselt zu haben glaubt.

Der atheistische Idealismus des jungen Schelling, auf den ersten Blick wie ein Rätsel wirkend, läßt bei genauerer Betrachtung doch schon recht deutlich die Ansätze zu jener Denkart erkennen, die Schelling um 1800 erreicht und bis 1803 behauptet hat. Es ist das System des identitätsphilosophischen Pantheismus.

Zwei Stücke gehörten zur Bildung dieses Systems: die Einsicht in die Identität des absoluten Subjekts mit dem absoluten Objekt, und der Entwurf der Naturphilosophie. Dieser kündigt sich im letzten Briefe verheißungsvoll an, und zwar als Ertrag der durch den atheistischen Idealismus gewonnenen Geistesfreiheit. „Unser Geist fühlt sich freier, indem er aus dem Zustande der (theologischen) Spekulation zum Genuß und zur Erforschung der Natur zurückkehrt." Und schon im ersten Briefe wird die Hingebung an die reale Welt mit einer Begeisterung beschrieben, die durchaus auf den künftigen Naturphilosophen hindeutet.

Die Einsicht in die Identität des absoluten Idealismus mit dem absoluten Realismus ist aber sogar nicht nur angedeutet, sondern mit völliger Klarheit ausgesprochen. Im neunten Briefe. „Der Realismus, in seiner Vollendung gedacht, wird notwendig, und eben deswegen, weil er vollendeter Realismus ist, zum Idealismus. Denn vollendeter Realismus findet nur da statt, wo die Objekte aufhören, Objekte zu sein, kurz, wo die Vorstellung mit den vorgestellten Objekten, also Subjekt und Objekt absolut identisch sind." Dasselbe würde mit dem absoluten Idealismus geschehen. Er würde mit dem absoluten Realismus zusammenfallen, sobald das Prinzip der Subjektivität die Objektivität vernichtet hätte. Nur daß diese Vernichtung nie stattfinden kann, weil der Vernichtungspunkt in der Unendlichkeit liegt und die Unendlichkeit nie das Substrat eines Zustandes, sondern stets nur die Spannkraft eines auf sie gerichteten Strebens sein kann. Schelling durfte diese kritische Einschränkung nur aufheben — und er hat sie aufgehoben —, um den Schritt zum Identitätssystem methodisch zu rechtfertigen.

So sind diese Briefe zugleich ein äußerst wichtiges Dokument für Schellings intellektuelle Entwicklung. Man kennt sie nicht, wenn man in ihnen nur das Echo der Fichteschen Wissenschaftslehre vernimmt. Schelling sah schon damals weit über Fichte hinaus, wie Nietzsche über Wagner, als er 1873 den begeisterten Hymnus „Richard Wagner in Bayreuth" anstimmte. Und wie diese Nietzschesche Schrift gleichwohl zu dem Besten gehört, was über Wagner gesagt worden ist, so haben auch Schellings „Briefe" das Eigentümliche, daß sie trotz ihrer Selbständigkeiten einer der besten Kommentare zu Fichtes Wissenschaftslehre sind.

Georg Bohrmann, Spinozas Stellung zur Religion. Gießen, Töpelmann 1914.

Wenn Religion die Ehrfurcht vor dem Ewigen ist, so kann die religiöse Gesinnung Spinozas nicht zweifelhaft sein; denn dann war er so religiös, wie irgend ein Anhänger einer historischen Religion. Aber wenn Spinozas persönliche Religiosität eine unbestreitbare Tatsache ist, so ist seine Stellung zur historischen Religion dafür um so problematischer. Hat er sie überhaupt anerkannt, und wenn, in welchem Sinne und Umfange? Ueber diese wichtige Frage ist noch immer kein Einverständnis erzielt. Nur soviel steht fest, daß die Ausführungen des theologisch-politischen Traktats, auf die es hier vor allem ankommt, nicht als ein glattes Bekenntnis zur Offenbarungsreligion gedeutet werden können. Dazu spricht die „Ethik", dazu sprechen die Briefe, in denen Spinoza persönlich wird, eine viel zu deutliche Sprache. Der Abstand zwischen der Vernunftreligion, die hier als Spinozas Glaube erscheint, und der im Traktat untersuchten Offenbarungsreligion ist so groß, daß selbst die stärksten Anerkennungsurteile, an denen es in diesem Traktat nicht fehlt, keine einfache Zustimmung bedeuten können. Dazu kommt, daß die fragliche Abhandlung, wie wir wissen, als politische Tendenzschrift entstanden ist und in der ausdrücklichen Absicht verfaßt wurde, den Staat, die Forschung und die persönliche Ueberzeugung gegen die Uebergriffe der calvinistischen Kirche zu schützen und die Unrechtmäßigkeit des orthodoxen Terrorisierungssystems aus dem Befunde der Schrift selbst darzutun. Die calvinistische Hierarchie sollte mit ihren eigenen Waffen, nämlich dem Rüstzeug der Schrift, aus dem Felde geschlagen werden. Dazu bedurfte es notwendig eines gründlichen Eingehens auf den biblischen Standpunkt und einer möglichst warmen Auszeichnung aller derjenigen Elemente, die die Religion auf das Leben konzentrieren und wissenschaftliche Erkenntnisansprüche wie weltliche Herrschgelüste als Mißverständnisse, ja grobe Verunstaltungen ihrer historischen Eigenart erkennen lassen.

Man hat von hier aus den Versuch gemacht, dem theologisch-politischen Traktrat den Charakter eines Bekenntnisbuches überhaupt abzusprechen, und Spinoza auf den Standpunkt der Regentenpartei gestellt, um derentwillen er schrieb und der er durch seine Untersuchungen wirksam zu Hilfe

zu kommen gedachte. Gebhardt, der verdienstvolle Uebersetzer des theologisch-politischen Traktats in der Philosophischen Bibliothek, hat in diesem Sinne die Aussagen und Urteile dieser Schrift für reine Akkomodationen erklärt und behauptet, Spinoza spreche in dieser Abhandlung durchgängig in der dritten Person. Diese These, so einfach sie ist und so bequem sie den zwischen dem Traktat und der Ethik bestehenden Widerspruch zu heben scheint, läßt sich jedoch, wie der scharfsinnige Verfasser der vorliegenden ausgezeichneten Untersuchung überzeugend erwiesen hat, in dieser nackten Form nicht halten. Das vierte Kapitel des Traktats enthält die Grundzüge einer Vernunftreligion, die völlig mit den Lehren der „Ethik" übereinstimmt und auf alle Fälle als Spinozas persönlicher Glaube zu betrachten ist. Indem nun Spinoza den Gehalt dieser Vernunftreligion oder genauer die Auswirkung derselben im Leben mit dem Endzweck der Offenbarungsreligion identifiziert, entsteht ein neues bedeutendes Problem nämlich das der augenscheinlichen persönlichen Schätzung dieser sachlich überwundenen Offenbarungsreligion.

Der Verfasser hat dieses Problem, wie ich glaube, in mustergültiger und abschließender Weise gelöst. und damit der Spinozaforschung an einem ihrer schwierigsten Punkte wesentlich vorangeholfen. Er unterscheidet, wie man es muß, um Spinoza gerecht zu werden, zwischen Offenbarungsprinzip uud Offenbarungsreligion und kommt durch eine umsichtige und gewissenhafte Untersuchung zu dem einleuchtenden Ergebnis, daß Spinoza jenes persönlich abgelehnt, diese, unter bestimmten Gesichtspunkten, persönlich anerkannt habe. Die Ablehnung des Offenbarungsprinzips ergibt sich mit völliger Sicherheit aus der Beobachtung, daß Spinoza das Offenbarungserlebnis auf die Phantasietätigkeit (imaginatio) zurückführt, die er in der „Ethik" als verworrene Erkenntnisquelle bezeichnet und der reinen Vernunfterkenntnis (ratio) ausdrücklich entgegensetzt. Aber der imaginäre Ursprung entscheidet noch nicht über den inneren Gehalt der auf Offenbarung gegründeten Religion, wenigstens nicht, soweit diese Religion Anweisung zu einem seligen Leben ist. In dieser Anweisung deckt sie sich wesentlich mit den Forderungen der Vernunftreligion, und soweit sie sich mit ihnen deckt, ist sie objektiv wahr und anzuerkennen. Außerdem aber bemerkt Spinoza, daß die Voraussetzungen und Hilfsmittel, mit denen die geschichtliche Religion operiert, trotz ihrer objektiven Unzulänglichkeit dennoch die heilsame Wirkung haben, Menschen, in denen die selbständige Vernunft noch nicht erwacht und entwickelt ist, zu einer religiösen, d. h. im Sinne Spinozas zu einer sittlichen Lebensführung zu erziehen. Die Anerkennung der historischen Religion stützt sich demnach auf zwei Beobachtungen: auf die Einsicht in die materielle Identität des offenbarungs- und vernunftreligiösen Lebens und auf die Erkenntnis und Billigung der pädagogischen Wirkungen, die die unzulänglichen Motive der Religion in unzulänglichen Menschen hervorbringen. Man wird diese Zustimmung nicht überschätzen; aber man übersehe auch nicht, daß sie in ihren Grenzen voll-

kommen ernst und wirklich gemeint ist. Die merkwürdigen, zunächst fast unglaubhaften, weil aus dem Gefüge der übrigen Aeußerungen ganz herausfallenden Aussagen über Christus als Lehrer der reinen Vernunftreligion gewinnen nunmehr den Rang und Wert eines ernst gemeinten persönlichen Bekenntnisses; denn der Kern des Evangeliums Jesu, wie Spinoza ihn sah und faßte, ist jene Gottes- und Menschenliebe, die in ihrer inneren Bezogenheit aufeinander, wenn auch mit gänzlich anderer Begründung, den Kern seiner eigenen Vernunftreligion bilden.

Den Beschluß dieser lehrreichen Untersuchung macht ein Ueberblick über die bisher noch unerforschten Wirkungen Spinozas auf den englischen Deismus. Diese Wirkungen sind überraschend gering und doch vielleicht nicht so überraschend, wie es beim ersten Anblick scheint. Denn der Verfasser bemerkt mit Recht, daß der ältere englische Deismus — mit Toland setzt die Wendung ein; aber Toland ist auch ein eifriger Leser und vorzüglicher Kenner Spinozas gewesen — bei allem Willen zur Kritik doch viel konservativer, christlicher, offenbarungsfreundlicher gewesen ist, als Spinoza in irgend einer Epoche seines Lebens. Locke hat ihn nur ganz oberflächlich gekannt und nennt ihn uur, um ihn abzulehnen. Shaftesbury erwähnt ihn nirgend; er hat seine pantheistischen Konzeptionen ganz augenscheinlich ohne Kenntnis Spinozas unter stoisch-neuplatonischen Einflüssen entworfen. Die wenigen, die ihn wirklich gelesen haben, wie Henri More, Samuel Clarke und Berkeley, haben ihre Kenntnis lediglich benutzt, um vor dem Atheisten und Verführer Spinoza zu warnen. Der einzige Toland hat von ihm gelernt, nicht eben auf die erfreulichste Art; er hat den Spinoza demokratisiert, und die Religion seines Pantheisticon ist ein ins bürgerlich-Triviale übersetzter philiströser Spinozismus. Seine Spinozakritik stimmt, wie ich bemerke, mit der im Briefwechsel enthaltenen scharfsinnigen Kritik unsers deutschen Tschirnhaus so stark überein, daß man Tolands Abhängigkeit mit gutem Grunde behaupten kann.

Adolf Keller, Eine Philosophie des Lebens. (Henri Bergson.) Jena, Diederichs 1914. 46 S.

Dem Rationalismus in seiner doppelten Gestalt, der klassischen des Apriorismus und der modernen des Positivismus, hat sich in unseren Tagen eine Philosophie entgegengestellt, die die Priorität des Lebens vor dem Erkennen behauptet und die Unterordnung des Erkennens unter das Leben fordert. Auch hier sind zwei Gestalten zu unterscheiden. Die eine ist die des Pragmatismus, die andere, vornehmlich von Bergson vertreten, kann als Intuitivismus bezeichnet werden. Beide Standpunkte stimmen darin überein, daß sie die Abhängigkeit des Erkennens vom Leben behaupten; aber während der Pragmatismus nur an das praktische Leben denkt, geht Bergson vielmehr auf das Urleben aus, das von praktischen Zwecksetzungen noch gar nicht berührt ist. Dieses Urleben möchte er fassen. Er sucht

nach einer geistigen Einstellung, die der Stellung des Hirtenknaben verwandt ist, der mit durstigem Munde aus dem Quellwasser trinkt, während wir anderen es aus Leitungen ziehen und aus Bechern und Gläsern trinken.

Der Verstand ist ein solches Röhrensystem, in das wir die Wasser des Wirklichen leiten, um sie für unsere Zwecke zu nutzen. Er ist vortrefflich in seiner Art, soweit sich's um diese Zwecke handelt; aber die Quelle ist längst verstummt, wenn sie aus diesen Röhren ausfließt, und nur der Hirtenknabe weiß um das Glück ihres Lebens. Oder, eigentlich gesprochen: alles Denken ist diskursiv, es muß das Ganze in Teile zerlegen und aus Teilen zusammenstücken, um sich des Lebens bemächtigen zu können. Der Intellekt löst jede lebendige Einheit, die der Grund ihrer Teile ist, in eine mechanische Einheit auf, in eine unendliche Summe von Teilen, die höchstens einmal ein Ganzes wird, aber niemals ein Ganzes ist. Er „stellt gleichsam die Bewegung dar, wie eine Treppe mit unendlich kleinen Stufenabsätzen, während sie höchstens einer fortlaufend schiefen Ebene zu vergleichen wäre". Er zerlegt das Urphänomen des Lebens in einen Zyklus von Einzelbewegungen, die zwar die Linien des Lebens andeuten, aber vom Lebensnerv entblößt sind. „So werden am Leben, an der Bewegung, am Werden die Grenzen des Intellekts offenbar. Statt des Lebens erfaßt er seine Unterlage, statt der Bewegung das Bewegte und die Bahn, statt des Werdens sein Resultat, das Gewordene."

Wir müßten an dem Verständnis des Lebens verzweifeln, wenn der Verstand das einzige Mittel unserer Lebensdeutung wäre. Aber es gibt noch ein zweites Mittel; es ist jene merkwürdige Selbstanschauung, in der wir uns unmittelbar erfassen, und die vom Denken nicht nur dem Grade, sondern der Art nach verschieden ist, weil sie eine Art von Instinkt ist und nicht erlernt, sondern nur erlebt werden kann. Diese Intuition führt zur Metaphysik, wie der Intellekt zur positiven Wissenschaft. Beide sind notwendig; der Intellekt zur Erkenntnis, die Intuition zum Verständnis des Lebens. Die Intuition entdeckt und beleuchtet jenes schöpferische Geschehen, das das Geheimnis des Lebens ist, und das mit dem mathematischen Ablauf der Dinge, wie der Verstand ihn konstruiert und allein zu begreifen vermag, nicht mehr als den Namen gemeinsam hat. Der Rhythmus dieses schöpferisch-geistigen Geschehens ist unendlich wechselnd und mannigfaltig, schlechthin unberechenbar und jedem logischen Kalkül entzogen. Im Traum, in den paar Sekunden eines Absturzes drängen sich Ereignisse zusammen, die sonst Jahre beanspruchen. In der Gegenwart eines lieben Menschen hat die Zeit einen anderen Schlag, als im Zusammensein mit einem Pedanten.

Es sind geistreiche, mitunter auch scharfsinnige Beobachtungen, die Bergson zusammengetragen hat. Die Einsicht, daß das Verständnis des Lebens nicht der Biologie zu entnehmen und das Verständnis des Werdens nicht aus der Mechanik zu schöpfen ist, sowie der Hinweis auf den élan vital und die ihn erfassende Intuition sind deutliche Anklänge an den deutschen Idealismus, von dessen Chorführern namentlich Schelling in Bergsons

Philosophie wieder auflebt. Von der Gefahr der Zerflossenheit, die jede Philosophie bedroht, die grundsätzlich mit unmeßbaren Begriffen arbeitet, hat freilich auch Bergson sich keineswegs befreit. So geht es nicht. Der philosophische Instinkt duldet diese Philosophie der Instinkte nicht. Wir wollen und müssen Begriffe haben. Wenn die alten nicht ausreichen — und sie reichen nicht aus; das hat Bergson ganz richtig gesehen — nun wohl, dann neue! Aber Begriffe müssen es sein, das hätte in dem sonst tüchtigen Schriftchen noch deutlicher gesagt werden können.

Dr. Heinrich Scholz.

Theologie.

Georg Wobbermin, Die religionspsychologische Methode in Religionswissenschaft und Theologie. Leipzig, Hinrichs 1913. XII und 475 S. gr. 8. Preis Mk. 10, geb. Mk. 11,20.

Dieses Buch enthält mehr, als der Titel verspricht. Es ist nicht nur ein „Traktat von der Methode“, sondern eine vollständige Einleitung in die systematische Theologie. Dieser Tatbestand wird freilich nicht nur durch den Haupttitel, sondern auch durch die Ueberschriften der beiden Bücher, in die der Text zerlegt ist, einigermaßen verdeckt. Das erste Buch handelt nach der Ueberschrift von den Voraussetzungen der religionspsychologischen Methode, das zweite Buch von der Methode selbst. Doch scheinen mir diese Ueberschriften nicht zum Vorteil der Sache zu sein, da sie den wirklichen Aufbau nicht decken und den Einblick in die Gesamtleistung des Werkes erschweren. Der wirkliche Inhalt scheint mir erst in den Ueberschriften der fünf Teile hervorzutreten, in die die beiden Bücher zerlegt sind. Sie lauten so: 1. Die Stellung der Theologie im Gesamtsystem der Wissenschaften; 2. Aufgabe und Gliederung der Theologie im allgemeinen und der systematischen Theologie im besonderen; 3. Die Forderung methodischer Einheitlichkeit für das Gesamtgebiet der systematischen Theologie; 4. Die religionspsychologische Methode als Fortführung der Schleiermacher-Jamesschen Problemstellung; 5. Die religionspsychologische Methode als einheitliche Methode der systematischen Theologie.

Ueberblickt man diese fünf Hauptpunkte unbefangen, so schließen sich meines Erachtens Punkt 1 und 2, sowie 3—5 zu natürlichen größeren Einheiten zusammen. Punkt 1 und 2 erläutern den Begriff, Punkt 3 bis 5 die wünschenswerte Methode der systematischen Theologie. Der Verfasser hat alles auf die Methode bezogen und demgemäß Punkt 1—3 unter dem Titel „Voraussetzungen“, Punkt 4 und 5 unter dem Titel „Die religionspsychologische Methode“ zusammengestellt. Das ist für den Leser insofern lehrreich, als er nun gleich deutlich sieht, daß die Diskussion der Methode das Hauptproblem des Verfassers ist. Dennoch scheint mir

diese Gruppierung insofern nicht ganz glücklich zu sein, als sie die selbständige Bedeutung von Punkt 1 und 2 allzusehr vermindert und das Urteil über das Buch zu einseitig von seinem methodologischen Ertrage abhängig macht.

Ich glaube also zum Vorteil der Sache zu handeln, wenn ich die etwas künstliche Hauptgliederung beiseite lasse und mich an die fünf Teile halte, die den wirklichen Gedankengang des Buches bezeichnen. Die erste Frage nach der Stellung der Theologie im Gesamtsystem der Wissenschaften wird eingeleitet durch eine interessante Auseinandersetzung mit Rickerts bekannter Wissenschaftstheorie. Wobbermin übernimmt von Rickert zwei Gesichtspunkte: den methodologischen und die Unterscheidung von Natur- und Kulturwissenschaften. Die Ablehnung der immer noch von hervorragenden Denkern vertretenen Gegenstandssystematik zugunsten des methodologischen Ansatzes wird noch über Rickert hinausgeführt. Freilich mit starken Korrekturen. Die Unhaltbarkeit der Rickertschen Unterscheidung von generalisierender und individualisierender Methode wird eingeräumt und durch die zutreffendere Unterscheidung von gesetzeswissenschaftlicher und sinnerhebender Methode ersetzt. Leider wird das Wesen der sinnerhebenden Methode nicht genauer erörtert, wie denn schon der Ausdruck von mir gebildet ist, um das nicht deutlich bezeichnete Correlat der gesetzeswissenschaftlichen Methode — wie ich hoffe, im Sinne des Verfassers — zu treffen. Hier müßte eine zweite Auflage nachhelfen.

Bemerkenswert ist sodann die Beanstandung des Rickertschen Ausdruckes „Historische Kulturwissenschaften". Zwar scheinen mir die Gründe, mit denen der Verfasser diesen Ausdruck ablehnt, nicht hinreichend zu sein; aber in der Sache muß ich ihm durchaus zustimmen. Die Kulturwissenschaften haben neben der historischen überall auch eine systematische Aufgabe. Sie haben es nicht nur mit der Entwicklung der Werte (historisch), sondern mit den Entwicklungswerten selbst (systematisch) zu tun. Rickert bestreitet die zweite Aufgabe, weil er die systematischen Probleme der einzelnen Kulturwissenschaften nicht den Vertretern dieser Disziplinen überlassen, sondern der Philosophie reservieren will. Das kann man natürlich, wenn man will. Theoretisch ist nichts dagegen zu sagen. Vom Standpunkt des wirklichen Wissenschaftsbetriebes aber ist das eine methodische Grille, die man nicht ernst zu nehmen braucht. Die gründlichste Kenntnis und Beherrschung des Objektes ist seit Kant das wichtigste Kennzeichen jeder kritischen Philosophie. Und es ist anzunehmen, daß diese Kenntnis dem Einzelforscher in höherem Grade zu Gebote steht, als dem Durchschnittsphilosophen, der seine Aufgabe gelöst zu haben glaubt, wenn er das Netzwerk seiner Kategorien über den Gegenstand geworfen hat. Andererseits ist in unseren Tagen durch das Verdienst unserer Philosophen soviel für die allgemeine philosophische Kultur geschehen, daß der Zeitpunkt nicht fern sein wird, wo die besten Forscher der Einzeldisziplinen sich aus der fachwissenschaftlichen Enge heraus zu einer wahrhaft freien Betrachtung ihres Gegenstandes emporgeschwungen haben werden.

Darin freilich hat Rickert recht, daß der Theologe, der Jurist, der Kunsthistoriker, wenn er die Religion, das Recht, die Kunst in ihrer grundsätzlichen Bedeutung für das Leben untersucht, in die philosophische Domäne eintritt. Wobbermins Versuche, das Gegenteil zu beweisen (S. 28), haben mich nicht überzeugen können. Um so weniger, als er selbst in einer späteren, aber eigentlich schon hierher gehörigen Untersuchung ausdrücklich feststellt, daß die Theologie „mit einem Teil ihrer Aufgabe" — gemeint ist das religiöse Transszendenzproblem; aber dieses Problem scheint mir nicht nur ein Teil, sondern der Gravitationsmittelpunkt aller systematisch-theologischen Arbeit, weil Schwerpunkt des religiösen Bewußtseins, zu sein —, daß also die Theologie „mit einem Teil ihrer Aufgabe in die Philosophie hineinreiche" (S. 68). Den Beweis des Gegenteils hätte nur eine Theologie zu führen, für die der Offenbarungsbegriff kein Problem, sondern eine feststehende gegebene Größe ist, das heißt aber eine Theologie, die sich selbst von den Voraussetzungen alles geisteswissenschaftlichen Denkens losreißt und trotz alles methodischen Scharfsinns wegen mangelnder Autonomie im Grunde katholisch-scholastisch denkt. In dieser Hinsicht scheint mir selbst eine so vorsichtige Wendung wie die, daß „der Glaube normalerweise den Charakter eines sittlichen Gehorsamsaktes tragen" müsse (S. 135), nicht ganz unbedenklich zu sein. Religion ist kein Unterwerfungsakt, sondern ein Unterworfenheitsbewußtsein, und der Offenbarungsbegriff ist in einer freien Betrachtung aus der Eigenart der religiösen Erfahrung zu entwickeln, nicht umgekehrt. Im übrigen ist nicht zu befürchten, daß durch diese Methodik die Arbeit der systematischen Theologie an die Philosophie überliefert werde. Die Religionsphilosophie eines Philosophen wird immer ein anderes individuelles Gepräge tragen, als die Religionsphilosophie eines Theologen. Das ist kein Schaden, sondern ein Glück; denn die Wissenschaft des Geistes kennt zwar klassische, aber zum Glück nicht unfehlbare Darstellungen, und wenn nur beide Teile bereit sind, ernstlich voneinander zu lernen, wird der Sache am besten gedient sein.

Uebrigens sollte die Unterscheidung des historischen und systematischen Verfahrens, die Wobbermin mit Recht für die Kulturwissenschaften fordert, auch den Naturwissenschaften zugute kommen, und man sollte sich doch besinnen, ehe man die bewährte Gegenstandssystematik achtlos zum alten Eisen wirft. Natur und Kultur sind Inhaltsgegensätze, deren pünktliche Abgrenzung sicherlich manchen Schwierigkeiten unterliegt. Aber ehe ich mich entschließe, die Kosmogonie aus methodischen Gründen zu den Kulturwissenschaften zu zählen (auch Wobbermin hat diesen Anstoß empfunden), will ich lieber die Schwierigkeit tragen, die in dem unzweifelhaft naturwissenschaftlichen Charakter der experimentellen Psychologie enthalten ist. Denn erstens ist sie das einzige Beispiel, das Rickert zu seinen Gunsten beibringen kann und das durch beständige Wiederholung meines Erachtens nicht eindrücklicher wird. Zweitens kann die Psychologie, wie Dilthey und

neuerlich Spranger gezeigt haben, als Wissenschaft von den menschlichen Lebensformen jederzeit den Rang einer Kulturwissenschaft erwerben. Endlich meine ich, daß die seelischen Funktionen, die die experimentelle Psychologie untersucht, in Wahrheit ein Stück Naturleben sind, das nur durch den doppeldeutigen Sinn des Wortes „Seele“ vorübergehend verdeckt werden kann. Also bleibe man bei der alten Fassung und unterscheide lieber statt dessen auch innerhalb der Naturwissenschaften zwischen historischer und systematischer Methode. Das gibt ein klareres und architektonischeres Bild. Der Unterschied des natur- und kulturwissenschaftlichen Denkens würde dann an dem Unterschiede der natur- und kulturwissenschaftlichen Systematik zu verdeutlichen sein. In beiden Fällen ist die Systematik auf die Erhebung und Konstruktion der identischen Verhaltungsweisen gerichtet, nur daß sich diese in den Naturwissenschaften als exakte Gesetze, in den Kulturwissenschaften dagegen nur als konzentrierte Beobachtungen aussprechen lassen.

Ich bin hier etwas ausführlicher geworden, weil es sich um die Prinzipien handelt und weil die Diskussion der Prinzipienfragen m. E. ein dem methodologischen Drange selbständig und ebenbürtig gegenüberstehendes Stück der in diesem Buche geleisteten Arbeit ist. Im Folgenden muß ich mich kürzer fassen.

Der Einstellung der Theologie in das System der Kulturwissenschaften stehen noch zwei Bedenken entgegen: die z. B. von dem Marburger Schulhaupt angefochtene Selbständigkeit der Religion und die von Schopenhauer und seinem Anhang behauptete Kulturverneinung des Christentums. Inwiefern diese, wenn sie zu Recht bestünde, den kulturwissenschaftlichen Charakter der Theologie aufheben würde, vermag ich freilich nicht einzusehen; denn auch eine kulturverneinende Religion ist m. E. als menschlicher Geistesbesitz a priori ein Kulturphänomen. Aber die Antwort, die der Verfasser in Bezug auf das Christentum gibt, daß es nicht eigentlich kulturverneinend, sondern in Wahrheit kulturkritisch sei, trifft jedenfalls den Kern der Sache. Das gilt fast noch mehr von der ausgezeichneten Abfertigung Hermann Cohens, der die Religion in der Moralität verschwinden läßt, weil im System kein Platz für sie ist, nach dem alten, bewährten Muster: Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Wozu die im dritten Kapitel erfolgende Ablehnung der Diltheyschen Psychologie in diesem Zusammenhange dienen soll, habe ich mir nicht klar machen können.

An die Einstellung der Theologie in den Kreis der Kulturwissenschaften schließt sich in folgerichtigem Fortschritt als zweiter Teil des ersten Buches die innere Gliederung der Theologie. Theologie ist nach Wobbermin „die Wissenschaft von der christlichen Religion in ihrer Bedeutung für das religiöse Leben überhaupt. Nur unter dem Gesichtspunkte dieser Bedeutung ist die Wissenschaft von der christlichen Religion eine selbständige Wissenschaft.“ (S. 108). Ich sehe nicht ganz ein, inwiefern. Zu einer selbständigen Wissenschaft wird die Theologie m. E. durch ihre religions-

wissenschaftliche Arbeit doch noch nicht. Durch diese wird sie freilich überhaupt erst zur Wissenschaft; denn eine von religionswissenschaftlichen Gesichtspunkten losgerissene Arbeit am Christentum gibt höchstens eine Christenlehre, aber keine Theologie im Sinne einer Kulturwissenschaft. Aber zu einer selbständigen Wissenschaft in der Gestalt, wie sie im Universitätsbetrieb vorliegt, wird die Theologie dadurch nicht. Sie wird es nur durch die in der Existenz der christlichen Kirchen bezeugte Geltung und Ausbreitung des Christentums. Dieser kirchlich-religiöse Faktor ist in der Tat das spezifizierende Prinzip unserer theologischen Arbeit. Ohne die Aktualität der Kirche und des christlichen Prinzips gäbe es wohl eine allgemeine Religionswissenschaft, aber keine Theologie. Darin hat Schleiermacher heute noch recht, so unrecht und unverantwortlich es ist, ihn deshalb sans phrase zum Schildhalter einer rein innerkirchlich betriebenen Theologie zu machen. Dieses Verständnis ist in der Tat „ein ungeheuerliches Mißverständnis des großen Theologen und ein nichtsnutziger Mißbrauch seines Namens" (S. 129). Denn die Kirche ist zwar das spezifizierende, aber nicht das organisierende Prinzip der Theologie. Die organisierenden Prinzipien der Theologie sind vielmehr erstens das aus der tatsächlichen Bedeutung des Christentums entspringende intellektuelle Interesse an seiner Geschichte und seinem Wesen, zweitens das aus dem kirchlichen Bedürfnis entspringende pädagogische Interesse an der Heranbildung von wissenschaftlich geschulten Theologen. Schleiermacher hat zum Schaden der Sache in seiner grundlegenden Definition das intellektuelle Interesse dem pädagogischen untergeordnet. Doch ist diese Unterordnung, wie die Ausführung lehrt, rein teleologisch und durchaus nicht methodisch gemeint. Sein Grundgedanke ist der, daß eine ihren intellektuellen Interessen reinlich nachgehende Theologie am besten in der Lage sein wird, ihre mit Ehrfurcht und nicht mit Hochmut und Widerwillen empfundenen pädagogischen Aufgaben im Sinne der Kirche zu erfüllen. Das Vertrauen der Kirche zur Wissenschaft und das Vertrauen der Wissenschaft zur Kirche sind die so selten verstandenen Voraussetzungen dieses wundervoll idealistischen Entwurfes. Schleiermacher fordert vom theologischen Forscher nicht kirchliche Brauchbarkeit, sondern kirchliche Gesinnung. Heute hat sich die Lage in schmerzlichster Weise dahin verschärft, daß, je mehr auf der einen Seite die kirchliche Brauchbarkeit verlangt wird, um so spröder auf der anderen die kirchliche Indifferenz hervortritt. Die Ungeduld der Kirche und das Mißtrauen der Theologen hat nach und nach einen Zustand geschaffen, der, wenn die Besonnenheit auf beiden Seiten nicht doch noch endlich zum Siege kommt, schließlich zum Zusammenbruch des gegenwärtigen theologischen Betriebes führen muß.

Bei der heutigen Lage der Dinge, deren Verbesserung im Sinne des Schleiermacherschen Ideals hierbei stillschweigend vorausgesetzt wird, kommt das intellektuelle Interesse in den historischen und systematischen Disziplinen, das pädagogische in den praktischen Disziplinen zur Herrschaft. Ich halte

diese Einteilung mit Wobbermin für die beste nnd möchte die systematischen Disziplinen (Apologetik, Dogmatik und Ethik) nicht mit Troeltsch zur praktischen Theologie ziehen, weil die Aufgabe dieser Disziplinen m. E. in erster Linie eine kritisch-analytische, nicht eine technisch-vermittelnde ist. Unsere jungen Theologen sollen vom Systematiker nicht predigen, sondern verantwortlich denken lernen. Sie sollen die ganze ungebrochene Kraft, aber auch die Problematik des Christentums kennen lernen und Respekt vor dem geistigen Gesamtleben erwerben, in welches das Christentum eingebettet ist. Nicht um die Erkenntnisse des Hörsaals hernach polternd auf die Kanzeln zu tragen und die Kirche zum Sprechsaal zu machen, sondern um sie als latenten und dauernd gegenwärtigen Besitz für eine wahrhaft wirksame kirchliche Tätigkeit zu bewahren. Die Unterweisung in dieser schweren Kunst, die wissenschenschaftlichen Einsichten latent zu gebrauchen, ist die schönste Aufgabe des praktischen Theologen, dessen Arbeit dadurch nicht geringer wird, daß sie „nur" dem Leben dient. Und auch der Systematiker wird dadurch noch nicht zum Konfirmandenvater, daß er gelegentlich den Mut hat, selbst einen Sprung in das Leben zu tun. Der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher hat erst vor kurzem schön gezeigt, wie bedenklich es ist, dem Historiker aus wissenschaftlichen Gesichtspunkten heraus den Anteil am politischen Leben zu verbieten. Es kommt hier allein auf das Können an.

Die herkömmliche Gliederung der systematischen Theologie ist die in Apologetik, Dogmatik und Ethik. Wobbermin erneuert die Schleiermachersche These, daß die herkömmliche Trennung von Dogmatik und Ethik nur pädagogisch verstanden werden dürfe, worin ihm niemand widersprechen wird. Ebenso nähert er sich Schleiermacher in der Zusammenfassung von Apologetik und Dogmatik. Er vertritt gegen Frank und Kaftan den Standpunkt einer im ganzen immanenten Apologetik. So deute ich mir wenigstens den mir sonst nicht verständlichen Satz, daß die Apologetik „die in der christlichen Religion selbst liegenden Geltungsgründe herauszuarbeiten habe" (S. 163). Das kann doch nur im Sinne einer aus der Richtigkeit der dogmatischen Darstellung herausspringenden Selbstbehauptung des Christentums gemeint sein. So ergibt sich die Verknüpfung der dogmatischen mit der apologetischen Aufgabe, und zwar sowohl für das Christentum, wie für die Ermittelung des Wesens der Religion, die im kulturwissenschaftlichen Verfahren der Bestimmung des Christentums voranzugehen hat. Es tritt dann an die Stelle der überlieferten Einteilung in Apologetik und Dogmatik, wobei in der Regel das Christentum als alleiniges Bestimmungsobjekt vorausgesetzt ist, eine bessere Einteilung unter dem doppelten Gesichtspunkt der Frage nach dem Wesen (und der Geltung) der Religion und der Frage nach dem Wesen (und der Geltung) des Christentums.

Eine Kritik würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß der Standpunkt der immanenten Apologetik für die Einzelpositionen des Christentums sicherlich der einzig richtige ist, daß aber

andererseits das diese Einzelpositionen umspannende Selbstbewußtsein des Christentums bei der heutigen Lage der Religionswissenschaft und des allgemeinen geistigen Lebens so umfangreiche Diskussionen erfordert, daß sie eine eigene Vorlesung vollständig ausfüllen. Und das Zeitmaß ist ein sehr wichtiger, ja m. E. entscheidender Faktor bei der zweckmäßigen Abgrenzung des Stoffes.

Der umfangreiche dritte Teil handelt von der Notwendigkeit einer einheitlichen Methode in der systematischen Arbeit der Theologie und begründet dieselbe durch eine ausführliche Kritik der vorhandenen Ansätze und Versuche, unter denen Schleiermachers Ansatz voransteht. Ich kann auf den Inhalt dieses Teils hier nicht näher eingehen, da er zu theologisch ist und Kenntnisse und Interessen voraussetzt, die den Lesern dieser Zeitschrift nicht zuzumuten sind. Dasselbe gilt von dem vierten Teil, der die neue Methode Wobbermins als die Fortführung der Schleiermacher-Jamesschen Problemstellung verdeutlicht. Dagegen ist noch ein kurzes Wort über den fünften Teil zu sagen, der die neue Methode positiv beschreibt.

Die neue Methode ist die religionspsychologische. Sie wird zunächst durch ihre Gegensätze bestimmt. Das religionspsychologische Verfahren steht nach Wobbermin grundsätzlich in einem dreifachen Gegensatz. Die drei entgegengesetzten Standpunkte sind: erstens der dogmatische Traditionalismus, zweitens der konstruktive Rationalismus, drittens der Historismus. „Das Bestreben, diese drei Standpunkte zu überwinden, ist der Ausgangspunkt für die Begründung der religionspsychologischen Denkweise“ (S. 328). Inhaltlich besteht die neue Methode in der „Analyse der Ausdrucksformen des religiösen Bewußtseins unter grundsätzlicher Berücksichtigung des Wahrheitsinteresses“ (S. 399). Diese noch nicht ganz deutliche Bestimmung wird weiterhin aufgeklärt durch die Bemerkung, daß das analysierte Bewußtsein nicht die Enge der persönlichen religiösen Erfahrung, sondern der an der Bibel gewonnene und durch die Bibel kontrollierte, sowie durch den Filter der Reformation hindurchgegangene evangelische Gemeindeglaube sei. Dabei werden die konstitutiven Faktoren, vor allem der biblische, so stark betont, daß das Ausgehen von der heiligen Schrift zu einem grundlegenden Merkmal der neuen religionspsychologischen Methode wird. Die Notwendigkeit dieses Ausgangspunktes ist m. E. nicht erwiesen. Es ist auch nicht klar, mit welchem Rechte der Verfasser die im Schleiermacherschen Sinne fortgesetzte Analyse des religiösen Gemeindebewußtseins ohne die biblische Grundierung als psychologistisch bezeichnet (S. 428). Nach meiner Ueberzeugung ist sie idealistisch. Idealistisch in dem Sinne, in welchem Kant die Reform des Denkens gefordert und in den „Prolegomenen“ durchgesetzt hat, indem er vom Tatbestand der Erfahrung auf ihre Bedingungen und Grenzen zurückschloß. Ich halte diesen Schleiermacherschen Weg deshalb für so aussichtsreich, weil er mir der einzige zu sein scheint, auf dem wir an den religiösen Gewinn, der seit der Reformation erkämpft worden ist, wirklich und unmittelbar herankommen. Und

die systematische Aneignung und Verwertung dieses Gewinnes scheint mir eine der wichtigsten Aufgaben einer evangelischen Dogmatik der Gegenwart zu sein. Sonst werden wir im Ernstfall in Schwierigkeiten verwickelt, wie sie im Falle Jatho hervortraten, aus dem unsere Dogmatik nicht eben glänzend hervorgegangen ist. Eine gründlichere Beschäftigung mit dem modernen Religionsgut im positiven, aber auch kritischen Sinne hätte hier manches verhüten können; und es ist wichtig, aus einer solchen Erfahrung zu lernen.

Das andere Bestimmungsstück der neuen Methode ist die „Reinheit" des religiösen Bewußtseins, die aus der Fülle seiner mehr- und vieldeutigen Ausdrucksformen erhoben werden soll. Dabei ist die Voraussetzung die, daß der reine Kern dieser Vorstellungen zugleich der echte, unantastbare Besitz des religiösen Menschen ist. Ich schließe mich dieser Erwartung gern an, fürchte aber, daß sie sich nicht überall erfüllt. Der Engelglaube z. B. wird selbst in der geistreichen Schleiermacherschen Interpretation, wonach er die Ueberzeugung ausspricht, daß im Weltall mehr Intelligenz verbreitet ist, als in unsere sinnliche Wahrnehmung fällt, von einer kritischen Dogmatik lieber gestrichen und ganz dem erbaulichen und künstlerischen Bedürfnis überlassen werden. Wir werden wirklich noch viel mehr lernen müssen, auf alle Stücke zu verzichten, die nicht im Herzen des Christentums wohnen. Die religionspsychologische Methode ist grundsätzlich nicht gegen die Gefahr geschützt, daß sie, indem sie mit heißem Bemühen den Sinn verdunkelter Vorstellungen erleuchtet, auch das wirklich erloschene Leben in ein künstlich erzeugtes Dasein zurückruft.

Wobbermin selbst ist weit entfernt von solchen Repristinierungsversuchen. Die Tapferkeit, mit der er sich gerade am Schluß gegen apologetische Künste und Kunststücke wendet, ist vorbildlich und charaktervoll. Aber seine Methode, meine ich, ist nicht genug gegen Mißbrauch geschützt. Ein abschließendes Urteil über ihren Wert wird freilich überhaupt erst möglich sein, wenn seine nach diesem Verfahren gearbeitete, schon jetzt in Aussicht gestellte Dogmatik vorliegt. Hier sei nur noch das eine bemerkt, daß die Sorgfalt, mit der er in diesem Werk fremde Standpunkte prüft und berichtigt, ungewöhnlich gewissenhaft ist. Ich habe lange kein Buch gelesen, das so gerecht mit Gegnern verfährt, wie das Werk, von dem hier die Rede war.

Berlin. Heinrich Scholz.

Geschichte.

Gerhard Ritter, Die preußischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik (1858—1871). Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 43. Heidelberg 1913. Carl Winters Univ.-Buchhandlung.

Im großen und ganzen ist die Stellung, welche die preußischen Konservativen in den Kämpfen um die deutsche Einheit innehielten, bekannt,

und man wird von vornherein an eine Sonderdarstellung der Parteigeschichte nicht die Anforderung stellen, sie müsse in bezug auf die Tatsächlichkeit dieses Verhaltens neue und überraschende Aufschlüsse bieten. Vielmehr muß es sich um ein verständnisvolles Eindringen in das Warum des Geschehens handeln, um ein Aufdecken der durch menschliche und sachliche Verhältnisse bedingten Motive, und diese Aufgabe hat Ritter in seinem gehaltvollen Buche mit aller Hingabe erfaßt und scharfsinnig und feinsinnig zugleich zu lösen verstanden.

Die preußische konservative Partei war ein sprödes Material und bedurfte, um für politische Neubauten nutzbar gemacht zu werden, einer vorsichtigen und sachkundigen Behandlung, auch da, wo es sich — wie zunächst bei Bismarcks Werk — noch nicht um Deutschland unmittelbar handelte, sondern um die Neufundierung des preußischen Staates. Bei dem Versuche nun, den Bismarck unternahm, die Partei für diese Zwecke umzubilden, traten zwei Hauptmerkmale des preußisch-konservativen Wesens in Erscheinung, die schließlich alle Möglichkeiten wie alle Grenzen des Gelingens bestimmten. Ritter hat sie scharf herausgearbeitet und zu Hauptstützpunkten seiner Darstellung gemacht. Da bestand einmal die Parteitradition, letztlich zurückgehend auf den Widerspruch gegen die Ideen der französischen Revolution und erstarrt in der Parteidoktrin, in der Theorie des christlichen Staates, mit der sich ein rücksichtslos egoistisches Machtstreben — praktisch also ein ehrgeiziges Preußentum — nicht vereinigen ließ, und daneben die Ueberlieferungen des preußischen Adels, der mit seinem Blute den Staat Friedrich des Großen hatte gründen helfen und in dessen Herzen der Stolz auf Preußens Ruhm und Größe mit dem eigenen Selbstbewußtsein aufs innigste verknüpft war.

Der Widerspruch, den die politische Theorie der Konservativen dem offenkundigen Machtstreben Bismarcks entgegensetzte, war verhältnismäßig unschwer zu überwinden, ja, man kann sagen, daß Bismarck nach dieser Richtung hin die Hauptschwierigkeiten schon beseitigt fand, als er sein politisches Erziehungswerk an der Partei begann. Denn obwohl nach dem Scheitern der Unionspolitik die Legitimisten mit Gerlach an der Spitze für längere Zeit das Feld behaupteten, vermochten sie ihre Stellung auf die Dauer doch nicht zu halten. Wünsche und Mächte wurden in den Reihen der Konservativen selbst lebendig, an denen sich die Reaktion, ganz abgesehen von den äußeren Einflüssen, denen sie erlag, innerlich zerrieb. Das System der heiligen Allianz, die morsche Schranke, die bisher die Konservativen von dem Tummelplatz lebendiger politischer Ideen ferngehalten hatte, war niedergebrochen und zerfallen, als mit dem Regierungsantritt Wilhelms I. ein neuer Tag der preußischen Geschichte begann. Nach wie vor standen allerdings die Konservativen den liberalen deutschen Einheitsgedanken fremd oder ablehnend gegenüber, nach wie vor stand ihnen, die ja deutsch-nationale Empfindungen an sich wohl kannten, die Einigkeit des deutschen Volkes weit höher als seine Einheit, aber die legitimistisch-

ständischen Vorurteile, die in ihrem Denken immer noch mitsprachen, waren doch nur mehr die Trümmer des alten festen Baus, die nun der natürliche Ehrgeiz des Preußentums lebenskräftig und ungezügelt überwucherte.

Aber in diesem lebhaften und, einmal geweckt, ungestüm und mit Energie um sich greifenden Gefühl lag neben der günstigen auch die bedenkliche Seite für Bismarcks Pläne. Freilich ließ sich zunächst alles gut an. Starke Einflußmöglichkeit sicherten dem Minister vor allem seine persönlichen Beziehungen zu der Partei, deren Denkweise und Sprache ihm vertraut und geläufig waren. Es ging nicht ohne Schwierigkeiten, aber es gelang doch, die alteingewurzelte Vorliebe der Konservativen für Oesterreich zu besiegen, die Partei auf den Krieg vorzubereiten und von seiner Notwendigkeit zu überzeugen. Dabei traten insbesondere zwei Umstände Bismarck helfend zur Seite und sicherten ihm von vornherein einen Vorsprung über die ihm etwa widerstrebenden Elemente in der Partei, erstens nämlich der dem preußischen Adel unverbrüchlich geltende Grundsatz, daß in der auswärtigen Politik der Wille des Königs allein maßgebend sei und ferner die unabweislich sich aufdrängende Ueberzeugung von der im Parteiinteresse bedingten Notwendigkeit engsten Anschlusses an das Königtum. Gerade der Konflikt drängte die Partei wieder unmittelbar an die Seite der Krone, und so schmerzend tief in den Herzen vieler Parteigenossen der Zweifel sein mochte, ob die Ueberlieferungen und Ziele der Partei unbedingt zuverlässigen Händen anvertraut seien, — notgedrungen mußten sie dennoch Bismarck als Retter in der Not begrüßen, denn so wie im Augenblick die Dinge lagen, kam er „als Verfechter des konservativen Altpreußen gegen den Ansturm der modern-liberalen Ideen".

Ganz und gar schlief das Mißtrauen gegen Bismarck wohl niemals in den Reihen seiner konservativen Freunde. Wohl beruhigten seine ersten politischen Schritte, wohl ermöglichte die nach dem Frankfurter Fürstentage aufflammende Entrüstung über Oesterreich und der aufgestachelte preußische Ehrgeiz zeitweise ein scheinbar auf gemeinsamen Ueberzeugungen beruhendes Zusammengehen von Minister und Partei, aber daß diese Gemeinsamkeit „allein durch die vorübergehende Konstellation der Lage ermöglicht und bedingt", daß sich die Uebereinstimmung mehr auf die nächsten als auf die letzten Ziele bezog, das erwies sich bei zahllosen Gelegenheiten. Immer wieder, bei den Ereignissen von 1864, wie, stärker und nachdrücklicher, vor dem Kriege gegen Oesterreich, wehrten sich die innersten konservativen Ideen gegen die Politik Bismarcks und ihre dunkel vorgefühlten Ziele. Dennoch kam die Partei, durch tausend Interessen an ihn gefesselt, durch seine Erziehung in ihrem preußischen Machtgefühl mächtig gefördert, nicht von ihm los, und so gelang es schließlich doch, sie geschlossen und „in kaum gestörter Einheit" bis an die Schwelle des neuen Reiches zu führen.

Dann freilich, als es sich nach dem Siege von 1866 zeigte, daß die bisherige „tatkräftige preußische Interessenpolitik" Bismarcks nur ein Vor-

spiel gewesen war, nur den Grund gelegt hatte zu weitausgreifenden nationalpolitischen Taten, da begann der feste Kitt, der bislang die Konservativen so fest mit Bismarck vereinigt hatte, von innen heraus langsam zu zerbröckeln, bis schließlich die alte Freundschaft in offenem Zwist auseinanderbrach und das neue Verhältnis nur mit künstlichen äußeren Klammern zusammengehalten werden konnte.

Die Konservativen hatten auf den siegreichen Ausgang des Krieges gegen Oesterreich große Hoffnungen für ihre Partei gesetzt. Um so größer war ihre Enttäuschung, als Bismarck seinen unbestrittenen Erfolg der preußischen Volksvertretung gegenüber nicht ausnutzte im Sinne konservativer Parteiinteressen, sondern ihr die Hand zur Versöhnung bot. Seine weiteren Ziele, die deutsche Einheit betreffend, waren ihnen zum mindesten verdächtig und unsympathisch. Mehr als alles fürchteten sie, Preußen werde in einem geeinigten Deutschland seine Eigenart, die Summe aller jener Kräfte verlieren, die es groß und stark, die es zur deutschen Vormacht gemacht hatten. „Sie fanden nicht den Mut Bismarcks, der seinem Staate schon zutraute, er werde seine Eigenart über ganz Deutschland hin durchsetzen, wenn er nur die ihm zukommende überragende Stellung erhielte.“ Sie vermochten zu den neuen Dingen kein inneres Verhältnis zu gewinnen und daher blieb ihre Mitarbeit, die sie immerhin Bismarck nicht versagten, unselbständig und wenig aktiv. Die Partei wollte „den veränderten politischen Verhältnissen Rechnung tragen“ — sie konnte die nationale Aufgabe Preußens schließlich nicht verkennen —, aber es lag etwas Resigniertes in der Art, wie sie der Regierung Gefolgschaft leistete. Hatte sie vor 1866 manche ihrer alten Anschauungen und Ueberlieferungen unter Bismarck'schem Einfluß fallen lassen, weil sie sich von seiner Realpolitik eine Stärkung des konservativen Elementes im ganzen versprach, so konnte sie jetzt, da in der nationalen Frage Opfer von ihr verlangt wurden, nur mit innerem Widerstreben diesen Forderungen nachgeben. Die allgemeine politische Verstimmung entlud sich dann bekanntlich bei den Beratungen über den hannoverschen Provinzialfonds. Gereizt durch Bismarcks rücksichtsloses Umspringen mit ihrer Partei, wollten die Konservativen eine Kraftprobe wagen, um ihn, wenn möglich, ganz zu sich herüberzuziehen. Der Versuch mißlang; das Bündnis war gesprengt. Trotz späterer Wiederannäherung vergaß Bismarck den „Abfall der alten Freunde“ niemals. „Er sah, daß sie vor der Gesamtheit seiner nationalen Politik zurückzuweichen drohten“ und empfand das mit Zorn und persönlicher Erbitterung. Sein Bündnis mit den Liberalen, begründet weniger in der Veränderung als in der Weitersteckung seiner Ziele seit 1866, beruhte nicht auf den persönlichen und politischen Voraussetzungen, wie früher der Bund mit den Konservativen, und diese selbst empfanden die Entfremdung schwer. Immer wieder betonten sie ihren trotz aller Opposition zur Gefolgschaft bereiten Willen, dennoch blieb ihre Politik während der parlamentarisch so fruchtbaren Periode des norddeutschen Bundes „eine mutlose Politik des

Abwartens", deren Beendigung sie von einem künftigen Konflikt zwischen Regierung und Liberalismus erhofften und erwarteten. Dann aber schuf der Ausbruch des Krieges von 1870 plötzlich neue Grundlagen. Der Krieg lehrte auch die Altpreußen, deutsch zu empfinden. Trotzdem wurde es ihnen unsagbar schwer, sich in die neue Lage zu finden. Immer wieder warf ihnen die Furcht, der preußische Einfluß werde in einem geeinigten Deutschland durch die starken außerpreußischen, namentlich die süddeutschen Elemente erstickt werden, Hemmnisse vor die Füße. „Die Besorgnis vor den preußenfremden Mächten trieb sie immer wieder in die Defensive, so oft sie einen Anlauf nahmen, dem nationalen Staate sich hinzugeben." Enttäuscht und patriotisch besorgt, „finster und traurig" — wie Moritz Blanckenburg auf der Rückreise von den Versailler Unterhandlungen mit Bismarck —, aber doch schließlich freiwillig und gehoben, traten sie ein in das neue Reich, enttäuscht, aber nicht verbittert, besorgt, aber nicht verzweifelt, und entschlossen, „die alte, zähe norddeutsche Art" im Deutschen Reiche fest und unverlierbar zu verankern.

Im neuen Reiche setzte sich der Widerstand gegen den Liberalismus wie gegen Bismarck mit unverminderter Kraft fort. Die Konservativen erlitten Niederlage auf Niederlage, bis endlich durch die Gründung der „deutsch-konservativen Partei" (1876) ein Weg zur Verständigung gefunden wurde. Ein neuer Grund wurde geschaffen durch die „rückhaltlose Vertretung des nationalen Einheitsgedankens wie die Anerkennung der modernen freiheitlichen Verfassungszustände im Reiche". Mit dieser Partei konnte Bismarck wieder zusammenarbeiten, ja, er bedurfte ihrer bei der großen Wendung seiner Politik in den folgenden Jahren. Die konservative Partei hatte neue Lebenskraft erhalten, die Bahn war wieder frei für aktive politische Mitarbeit.

Aber blickt man den Weg zurück, den sie gegangen, so ergibt sich, wie wenig von der Partei geblieben war, die sich 1848 zusammengeschlossen hatte. Umbildung auf Umbildung hatte sie sich in den Händen Bismarcks gefallen lassen müssen, um überhaupt erhöhte politische Bedeutung zu gewinnen oder zu behalten. Gerlach mußte der neuen Zeit weichen und damit der ganzen jüngeren Generation, aber auch diese wurde aufgebraucht und als überflüssig zur Seite geschoben, als ihre Aufgabe, Preußens Kräfte für seinen nationalen Beruf frei zu machen und zu stärken, gelöst war und die Partei sich unfähig zeigte, den gewonnenen Höhepunkt anders denn als politischen Sieg über ihre Gegner aufzufassen. Bismarcks Hände stärkten und schwächten sie, je nachdem es ihm nützlich schien. Er blieb der Ueberlegene, wann immer sie sich gegen ihn zu wehren versuchte, und wollte sie eine Macht im politischen Leben bleiben, so blieb ihr nichts übrig, als sich nach seinem Willen zu modeln und sich den Dingen anzupassen, wie er sie geschaffen.

Ritter hat ein scharfes und glückliches Auge für die Einflüsse gezeigt, die bei diesem Wandlungsprozeß maßgebend waren, und er hat in völlig

unaufdringlicher, aber um so eindrucksvollerer Weise dargetan, wie der Druck von außen, von Bismarcks Seite her, und der innere Drang nach Betätigung und Wirkungsmöglichkeit gesunder Lebenskräfte zusammengenommen die Entstehung einer existenzfähigen politischen Partei ermöglichten. Der erste Abschnitt des Buches, der die Zeit bis 1866 behandelt, ist unstreitig der in sich fester und straffer zusammengefaßte; kein Wunder, da er die Entwicklung der Partei auf den ihr natürlichen Grundlagen und in ihren noch ungelockerten Beziehungen zu Bismarck schildert, während der zweite die undankbarere Aufgabe hat, ihre allmähliche Verwurzelung auf fremdem Boden und den Tiefstand wie die Schwankungen der Uebergangszeit zu beobachten. Manchmal will es scheinen, als habe die Fülle des Materials die Plastik der Darstellung in etwas beeinträchtigt, doch stört dieser Eindruck nur selten und vergißt sich rasch bei dem um so häufigeren Hervortreten zahlreicher feiner Beobachtungen, beim Nachdenken einiger scharfer, interessanter Streiflichter auf einzelne Charaktere — wie z. B. Hermann Wagener — und endlich beim Betrachten so markig und fein gezeichneter Bilder, wie sie vornehmlich die Schilderung der letzten verzweifelten Kämpfe Gerlachs gegen die realpolitische Wendung in der Partei und für die alten Ideale der „christlichen" Politik bietet. Unleugbar bildet Bismarck, der ja auch so ganz im Mittelpunkte des deutschen Lebens stand, das Rückgrat des Buches und verleiht ihm das eigentliche Gepräge. Immer wieder war er es, der der Partei neue Aufgaben und Ziele zeigte und ihr die endgültige Gestaltung vorschrieb, die Form, in der sie für ihre Ideale wirken konnte. Gewiß — und Ritter gibt das unumwunden zu —, wir haben noch bis vor kurzem Beispiele davon gehabt, daß der preußische Partikularismus auch innerhalb des neuen Reiches lebendig geblieben ist, daß der alte Gegensatz noch manchmal — auch in schroffer Form — hervorbrach. Warum sollte man es auch nicht erwähnen? Sind doch wir Jungen, die wir auf preußischem Boden so ganz in bismarckisch-deutscher Luft geboren und erzogen wurden, stolz auf den starken, preußischen Einschlag, freuen uns seiner und erkennen inmitten der Buntheit der Parteien auch die als berechtigt und notwendig an, die dem Reiche das alte, stolze Preußentum, die Grundlage und den stärksten Nerv seiner Kraft erhalten will. Und nur das ist der Wunsch und die — angesichts der von Ritter gezeichneten, immer entschlossener ins Reich führenden Bahn der konservativen Preußen — berechtigte Hoffnung, der Historiker der Zukunft werde zu künden wissen, daß die Flamme, die heute die Kräfte des ganzen deutschen Volkes in unerhörter Großartigkeit zur Verteidigung des Bismarckwerkes vernietet und verschmilzt, auch den Rest verletzender Dornen, der dem preußischen Partikularismus noch anhaftete, vernichtet und verzehrt habe. Th. Ebbinghaus.

Politische Korrespondenz.

Englands wirtschaftliche Lage und sein Bruch mit der Türkei. — Rumänien.

Eine der tiefsten Ursachen, aus denen der Krieg entstanden ist, ist ohne Zweifel der Gegensatz der europäischen Staatsverfassungen untereinander. Das Parteienregiment in Westeuropa, der Cäsaropapismus in Rußland fühlten durch das stetige innere Wachstum der starken Monarchie mit konstitutionellem Einschlag, wie sie sich in Deutschland entwickelt hatte, den Boden unter ihren Füßen wanken. In Oesterreich-Ungarn besteht gleichfalls eine der deutschen Monarchie verwandte Staatsform, wie zahlreich die unterscheidenden sekundären Merkmale auch sein mögen. Die einmütige Hingabe aller Volksstämme, die den Habsburgern untertänig sind, an den von außen her gefährdeten Thron beweist, daß auch auf diesem Boden die Vermählung des Absolutismus mit der sich ihm anschmiegenden kostitutionellen Idee gesunde Früchte getragen hat.

In England und Frankreich ist man gegen die Vorzüge, die dem Verfassungswesen der deutschen Welt heute eigentümlich sind, vollkommen blind. Nicht darauf führt man die Stärke des Deutschen Reichs zurück, daß sich bei uns zwischen dem historisch überlieferten Königtum und dem Ehrgeiz der Parteien ein befriedigender Ausgleich vollzogen hat. In vollkommener Verkennung des punctum saliens behauptet Westeuropa, insbesondere England, die deutsche Regierung entwickele eine so ungeheure Macht, weil bei uns ein Kulturvolk die Verschuldung begehe, einer Militärkaste diskretionäre Gewalt über die Gesamtheit seiner geistigen und moralischen Kräfte zu überlassen. Jede wirksame Anteilnahme der deutschen Nation an der Führung ihrer öffentlichen Angelegenheiten wird britischerseits geleugnet; was darnach aussehe, sei, schärfer betrachtet, wenig mehr als leerer Schein. Derartig fehlgehende Urteile sind nur zu natürlich in Ländern, die sich infolge ihrer Geschichte daran gewöhnt haben, das Wesen der Freiheit an bestimmte konstitutionelle Formen gebunden zu sehen. Hegel definiert die Freiheit als tätige selbstbestimmende Vernunft. Daran soll es uns in der Politik fehlen, weil unser Staat sich nicht nach dem Schema des reinen Parlamentarismus entwickelt hat. Da ist es denn interessant,

einmal zu hören, was ein Bürger der freien Schweiz, Dr. Adolf Saager, über die Freiheit in Deutschland einerseits, in Frankreich und England andererseits zu bemerken hat.*): „Der Franzose", heißt es bei Saager, „ist heute ein friedlicher Bürger. Sein ganzes Denken richtet sich allein auf sein persönliches Wohlbehagen, als dessen Ziel ihm ein bescheidenes Häuschen im Grünen vorschwebt. Politik und dergleichen Ideale liegen überhaupt nicht mehr im Gesichtsfelde seiner Interessen. Er gibt am Tage der Wahlen seine Stimme ab und hat durch die Männer, denen er seine Stimme gab, wie durch sein Zweikindersystem längst in unzweideutiger Weise dargetan, daß der Revanchegedanke bei ihm eingeschlafen ist. Darüber und über die lästige Politik überhaupt mögen sich andere den Kopf zerbrechen. Und so läßt er sorglos die Berufspolitiker wirtschaften, die alles für ihn besorgen. Er will seine Ruhe haben und verabscheut den Krieg. Alles ist ihm unsympathisch, was ihn in seinen Rentnerträumen stört."

Wir haben hier also das Zeugnis eines Neutralen dafür, daß das Parteiregiment, das für den Eintritt Frankreichs in den Krieg verantwortlich ist, geradezu das Gegenteil vom Willen des Volkes getan hat. So wenig sind Demokratien ihrer Natur nach Vollstreckerinnen des Volkswillens. Allerdings ist Frankreich das Land des Präfektensystems. Deshalb könnte vielleicht jemand einwenden, in der französischen Republik bestehe noch immer eine nur unvollkommene Demokratie, weil die Selbstverwaltung fehlt, die zwischen den regierenden und den regierten Klassen eine Verbindung schafft und so diesen den nötigen Einfluß auf jene sichert. Aber was sagt unser Schweizer über die Macht der öffentlichen Meinung in England, dem klassischen Land des selfgovernment?: „Auch hier steht die Führung der Staatsgeschäfte mit dem Volk nicht in Verbindung ..... Das Kabinett hat keine Beziehungen zu dem Publikum, zu der Intelligenz der Gebildeten . . ." In Großbritannien bildet der reine Parlamentarismus ebensowenig wie in Frankreich eine Garantie dafür, daß die Geschicke der Länder wirklich durch die „tätige selbstbestimmende Vernunft" der Völker bestimmt werden: „Wäre es zu diesem Kriege gekommen", fragt Saager, „wenn die Völker in jenen Ländern über ihr Schicksal selbst entschieden haben würden, wie die Deutschen? Regierung und Volk wollten hier den Frieden, und als man ihnen den Krieg aufzwang, waren sie entschlossen, endlich einmal Ruhe zu schaffen. Die Völker Englands, Frankreichs und besonders Belgiens wollten keinen Krieg, ihre Leiter wollten ihn, aber die Völker hatten ihr Selbstbestimmungsrecht freiwillig aufgegeben. Und daher mußten sie für eine Sache kämpfen, die nicht ihre eigene war."

Wieviel wahre Freiheit im Sinne tätiger selbstbestimmender Vernunft es auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens gibt, lehren die Kom-

*) Die Frucht des Weltkrieges. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart, im Oktober 1914. Vgl. die ganz ähnliche Ausführung in „Regierung und Volkswille" von dem Herausgeber dieser Zeitschrift.



missionsverhandlungen der Parlamente mit ihrer gediegenen Sachlichkeit, die Tüchtigkeit und oft auch der Idealismus der Selbstverwaltungsorgane, das fruchtbare Wirken von tausend und abertausend Assoziationen. Dieser Unterbau der politischen Freiheit ist bei uns vielleicht solider als in irgendeinem anderen Lande. Die vielgerühmte Selbstverwaltung der britischen Inseln hat sich nicht bewährt, als es galt, die Abwanderung der Landleute nach den Industriestädten einzudämmen. In Irland ist diese Abwanderung geradezu zu einer Katastrophe geworden, weil die Industriezentren und Metropolen, die das Landvolk aufsuchte, außerhalb der grünen Insel, ja des Vereinigten Königreichs lagen. Aber auch in England und Schottland ist die Abwanderung vom flachen Lande, wie sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzogen hat, beinahe katastrophal. Die Verödung der Grafschaften hat zur Folge gehabt, daß das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Großbritannien nicht aufzukommen vermag. Ohne ein weit verzweigtes Netz von wirtschaftlichen Organisationen auf Gegenseitigkeit aber ist im heutigen Europa eine blühende Landwirtschaft kaum noch möglich. So mußte denn England in agrarischer Beziehung hinter unserem Vaterlande weit zurückbleiben. Oberfinanzrat Dr. Hermann Losch*) berechnet den Wert der deutschen landwirtschaftlichen Produktion aller Art, einschließlich Forstwirtschaft, Viehprodukten erster Ordnung, Binnen- und Küstenfischerei, auf wenig unter 15 Milliarden Mark, während er die Eigenerzeugnisse der britischen Inseln innerhalb derselben ökonomischen Sphäre auf kaum 5 Milliarden Jahreswert anschlägt. Nun haben Großbritannien und Irland freilich nur etwa 70 Prozent der deutschen Bevölkerung auf annähernd 60 Prozent des Areals, aber immerhin müßten sie doch 9 bis 10 Milliarden Mark per annum aus den genannten Gewerben herauswirtschaften. Hierbei ist noch gar nicht einmal in Betracht gezogen, daß das milde Klima in dem Weizen erzeugenden England der Landwirtschaft günstiger ist als das rauhere in Deutschland mit seinem überwiegenden Roggenbau. Ferner muß beachtet werden, daß in jenen 5 Milliarden Mark „landwirtschaftlicher" englischer Eigenproduktion nach Losch nicht weniger als 600 Millionen Seefischerei-Ertrag steckt.

Nicht weniger als 100 000 Seefischer gibt es in England; ihr Gewerbe wird durch unserer Flotte schwer beeinträchtigt. Dieses Uebel wird mit dem Friedensschlusse von den Briten hinweggenommen werden, aber die Dürftigkeit der agrarischen Leistung in England, mit unserer landwirtschaftlichen Produktion verglichen, muß bleiben, ja es ist notwendig, daß sich der Abstand zu unseren Gunsten immer mehr vergrößert. Wenn die britische Eifersucht auf unsere nationale Größe uns eine ganze Reihe von Kriegen bescheren sollte, wie einst den Spaniern, Holländern und Franzosen, Konflikte, die ja nicht allein mit dem Schwert ausgekämpft werden

*) Englands Schwäche und Deutschlands Stärke. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. Ende Oktober 1914. In der Jäckschen Sammlung politischer Flugschriften.



könnten, so würde vielleicht schon durch das Zusammenschrumpfen eines so edlen volkswirtschaftlichen Gliedes wie die Landwirtschaft Englands Wage hoch emporschnellen. Solche Gefahren drohen den Ländern, in denen die einseitige Interessenherrschaft aristokratischer Cliquen und demokratischer Parteien kurzerhand mit dem Ideal der Volksfreiheit identifiziert wird. Im übrigen aber liegt auf der Hand, daß, auch abgesehen von dem Einfluß der beiderseitigen Staatsverfassnngen in dem Wettlauf um den wirtschaftlichen Vorrang England bald hinter Deutschland zurückbleiben muß. Denn alles in allem genommen, ist das Deutsche Reich das an Naturschätzen bei weitem reichere Land. An Mineralien produziert Großbritannien nur Steinkohle und allenfalls Zinn in gewichtigen Mengen. Losch schätzt den Wert dieser Erzeugung auf 3 Milliarden Mark per annum, während bei uns schon für 5 Milliarden Mark Mineralprodukte zutage gefördert werden. Und diese Entwickelung ist in Deutschland noch in vollem Fluß; der Abstand, in dem England hinter dem Deutschen Reich mit seinen mannigfaltigen Bodenschätzen znrückbleiben wird, verspricht um so größer zu werden, als die von der Natur mit dem Besitz unorganischer Rohstoffe viel einseitiger bedachten britischen Inseln zu mehr als vier Fünfteln des Geldwerts ihrer mineralischen Gesamtproduktion bloß Steinkohlen fördern.

Oberfinanzrat Losch berechnet das Verhältnis des Gesamtwerts der heimischen Urproduktionen unseres Vaterlandes und des Vereinigten Königreichs auf 20 zu 8 Millionen Mark, so daß die produktive Kraft der britischen Volkswirtschaft, soweit sie sich in der Hervorbringung von organischen und anorganischen Rohstoffen manifestiert, neben der unsrigen fast verschwindet. Es versteht sich von selber, daß England, nachdem ein unschätzbar wichtiger Bestandteil seiner Wirtschaft einer solchen Inferiorität verfallen war, sich nicht mehr dem deutschen Volke gegenüber auf der Stufe einer reicheren Nation zu behaupten vermochte. Von Losch wird das jährliche Einkommen der Engländer auf 30 Milliarden Mark gegenüber 40 Milliarden deutscher Einkünfte angenommen. Auf den einzelnen Kopf nehmen also die Engländer, die zirka 70 Prozent der Deutschen sind, immer noch etwas mehr ein als wir. Aber als der Krieg ausbrach, war der Unterschied im raschen Verschwinden begriffen. Unsere Ausfuhr machte der englischen auf allen Weltmärkten immer gefährlichere Konkurrenz. Auch hier sprach der Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Begriff von der Freiheit mit. Denn unsere Erfolge in Fabrikation und Handel hingen eng zusammen mit der Unterrichtsverfassung Deutschlands, und diese hatte in ihrer eigentümlichen Strammheit, so wie sie war, nur auf dem Boden einer starken Monarchie erwachsen können.

Wenn die Briten in bezug auf Nationalreichtum noch immer ein gewisses relatives Uebergewicht über uns behaupteten, so verdankten sie das der überlieferten Position, die sie als internationale Spediteure und Geldverleiher einnahmen. Es ist zu hoffen, daß der Entschluß des Kabinetts von St. James, in den Kontinentalkrieg einzugreifen, jene auf Schiffahrt

und Kapital-Export beruhende nach wie vor ungemein großartige kommerzielle Weltstellung Großbritanniens schwer erschüttern wird. Einen lehrreichen literarischen Beitrag zu dieser hochwichtigen Frage hat der Präses der Handelskammer von Bremen, A. Lohmann, geliefert.*) Herr Lohmann meint, daß der Import der überseeischen Länder nach dem europäischen Festland durch den Krieg einen Ausfall von 12 Milliarden Mark per annum erleiden werde: „Die überseeische Ernte", sagt der Präses der Bremer Handelskammer, „an Getreide und Hülsenfrüchten, an Baumwolle, die Schur der Schafwolle und der Hauptimport anderer Agrarprodukte fällt gerade in die Zeit vom September bis Ende März. In den nächsten sechs Monaten wird sich also ein enormer Druck der hereinkommenden Rohprodukte in den verschiedenen überseeischen Hafenplätzen geltend machen ... Mangels Verlademöglichkeit beginnt die Baumwolle in den Ausfuhrhäfen schon zu Beginn der Saison sich zu drängen und wird in absehbarer Zeit nicht überall in gedeckten Lagern unterzubringen sein .... Das Ausbleiben der Aufträge aus der deutschen, österreichischen, belgischen und französischen Industrie wird die Preise für Rohjute in sehr kurzer Zeit auf einen Stand herabdrücken, wie er noch nie dagewesen ist, und große Mengen werden sich in Kalkutta und den anderen indischen Verschiffungshäfen ansammeln ..."

Nach dem Herauskommen der Lohmannschen Schrift hat sich herausgestellt, daß nicht nur der Verkehr der überseeischen Länder mit dem Kontinent, sondern auch derjenige mit England schwer gestört ist. Die Einfuhr Großbritanniens hat — ebenso wir die Ausfuhr — zu einem namhaften Teile aufgehört**), und zwar gilt das nicht bloß von den Handelsbeziehungen der britischen Inseln zu den kriegführenden Ländern, sondern auch von denen zu anderen Weltteilen So erwähnte ich in meiner vorigen Korrespondenz, daß die „Times" über Unregelmäßigkeiten im Betriebe der Seeschiffahrt Klage führt, infolge deren sich in den Häfen Australiens gewaltige Mengen Butter, Kaninchen, Rind- und Hammelfleisch aufgestaut haben. Ein Teil der Störungen, die im Schiffsverkehr mit England eingetreten waren, ist leider durch den ruhmvollen Untergang unserer Kreuzer beseitigt worden. Aber andere Beeinträchtigungen des britischen Handelsverkehrs bleiben; so die Minengefahr an den englischen Küsten und die Beschlagnahme von Schiffsraum durch die Militärbehörden des Mutterlandes und der Kolonien. Wenn man in England aus Mangel

---

*) Die wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges, Bremen, Ende September, im Selbstverlag.

**) Die Ausfuhr ist dem Werte nach gefallen im Monat August gegen den entsprechenden Monat des Vorjahrs um 45 Prozent, im September um 37 Prozent, im Oktober um 39. Die Prozentzahlen für die Verminderung des Wertes der Einfuhr sind 24, 26, 28. Nach dem Verfall des Außenhandels wird das volkswirtschaftliche Getriebe Großbritanniens durch die Lieferungen für die Wehrmacht in Gang gehalten: „Der Krieg ist der größte Konsument" sagt Cobden.

an Wolle Uniformen aus Baumwolle zu fabrizieren anfängt, so liegt die Ursache in den Verschiebungen, die durch den Krieg in der Schiffahrt der Welt hervorgerufen worden sind. Großbritannien importiert aus den überseeischen Ländern nach Lohmann jährlich für 6 300 000 000 Mark. Auch was die Verwertung dieser Waren betrifft, ergeben sich für die überseeischen Produzenten erhebliche Schwierigkeiten. Daß die englische Schiffahrt durch die hohen Versicherungsprämien wie überhaupt die Verwirrung im Welthandel empfindlich leiden wird, muß bestimmt angenommen werden. Freilich findet sie für den zusammengestürzten Warenverkehr wohl mehr oder weniger Ersatz in der Beförderung britischer, indischer, australischer und anderer Truppen, sowie in dem Transport kolossaler Quantitäten Kriegsmaterial. Aber die Engländer sind nicht nur die Spediteure, sondern auch die Bankiers der Welt; sie verdienen den letzteren Namen in viel höherem Grade als die Franzosen. Nach Herrn Lohmann finanziert Großbritannien seine eigenen Importe und Exporte ganz und den überseeischen Handel des Kontinents, Einfuhr und Ausfuhr, zu etwa zwei Dritteln. Der jährliche Außenhandel des kriegführenden europäischen Festlandes mit den außereuropäischen Ländern hat (ohne Edelmetalle) einen Geldwert von ungefähr 14 Milliarden Mark. Herr Lohmann will, um vorsichtig zu verfahren, annehmen, daß England nur die Hälfte jener Summe finanziert. Dann handelt es sich also um 7 Milliarden Mark kontinentaler Zahlungsverpflichtungen an England. Sie pflegen in die Form von Dreimonatstratten gebracht zu werden. Solche gab es also beim Ausbruch des Krieges für rund 2 Milliarden Mark: „Diese Tratten", heißt es in der Schrift des Präses der Berner Handelskammer, „liegen nun sämtlich akzeptiert aber unbezahlt in London, während die Werte zum größten Teil bereits im Auslande angekommen sein dürften. Nur das Moratorium schützt die Privatbankiers und Banken Londons vor dem Ruin, denn es ist den Deutschen und Oesterreichern verboten, diese Verpflichtungen nach England zu bezahlen. Die Franzosen, Belgier und Russen können es aber nicht, und noch lange nach Friedensschluß werden diese Summen den englischen Finanzmarkt auf das Schwerste zerrütten."

Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist in England das Moratorium nach mehrmonatlichem Bestande aufgehoben worden, ohne daß bis jetzt eine zermalmende Kreditkrisis eingetreten wäre. Man hat sogar die Kraft gezeigt, 310 Millionen Mark Kriegssteuern ausschreiben zu können, 250 Millionen Mark Einkommensteuer-Zuschlag, 60 Millionen Zuschläge auf die Bier- und Teesteuern. Mitten im Kriege ist das immerhin eine Leistung. Aber Herr Lohmann sagt ja auch selber, daß die englische Volkswirtschaft vielleicht erst nach dem Frieden von den schwersten Nackenschlägen getroffen werden würde. Sehr wohl möglich bleibt übrigens auch, daß zerrüttende ökonomische Wirren noch inmitten des Krieges entstehen und seinen Ausgang beeinflussen. Die in England untergebrachten überseeischen Staatsanleihen und Schuldverschreibungen von Erwerbsgesellschaften reprä-

sentieren nach Herrn Lohmann ein Kapital von 61 Milliarden Mark.*) Hier ist manches, was in Betracht käme, noch nicht mit eingerechnet, aber auch die 61 Milliarden Mark werfen, wenn man nur eine Durchschnittsverzinsung von 4 Prozent rechnet, jährlich eine Einnahme von $2^1/_2$ Milliarden Mark ab. Nun sind die überseeischen Länder mit der Gefahr einer Handelskrisis bedroht.**) Tritt eine solche Erschütterung ein, so verliert England einen großen Teil der Einkünfte, die ihm als dem Gläubigerstaat von seiten der mannigfaltigen Schuldner jenseits des Ozeans zuzufließen pflegen.

„Ihr Schuldschein fliegt vom Indus bis zum Pol!“ sagte Lord Byron von den Rothschilds und den anderen großen jüdischen Bankhäusern der Restaurationszeit. Seitdem hat in London das die ganze Erdkugel bevorschussende und beleihende Bankwesen einen so ungeheuren Aufschwung genommen, daß nicht nur alles vorher Dagewesene mit seinen Leistungen und seinen Sünden dagegen verschwindet, sondern daß beinahe sogar die Interessen der gewaltigen britischen Industrie gegenüber denen der Börse an Bedeutsamkeit für die Nation zurücktreten müssen. Nur in Großbritannien, bei dem die ganze Menschheit in der Kreide steht, das germanische Hamburg wie das gallische Bordeaux, das gelbe Shangai wie das weiße New-York, konnte ein Buch wie das Norman Angells über den ewigen Frieden geschrieben werden. Der Verfasser hat bekanntlich vor ein paar Jahren zu beweisen gesucht, daß vernünftigerweise ein Weltkrieg gar nicht mehr geführt werden könne, weil durch den modernen Verkehr die wirtschaftlichen Angelegenheiten aller Nationen in zu unentwirrbarer Weise ineinander verwickelt worden wären, um die Entscheidung von Interessengegensätzen durch das Schwert ohne Katastrophe für die Sieger wie für die Besiegten zuzulassen.

Die Publikation Angells schien den Geist des Gemeinwesens widerzuspiegeln, das sie hervorgebracht hatte und bewunderte. Auch das Parteitreiben im Staate machte vielfach den Eindruck, als ob friedensbedürftige Kreditoren beider Hemisphären die politisch tonangebenden Leute wären. Diese Vorstellung hat sich als eine Illusion über den Charakter des englischen Parteiregiments erwiesen, und rücksichtslos ist das pazifistische Kabinett von St. James zu einem Angriffskrieg geschritten, der einen namhaften Teil der ausländischen Debitoren in den Büchern der britischen Kaufleute an den Rand des Bankrotts zu drängen droht. Gegen den doktrinären Pessi-

*) Das gesamte britische Nationalvermögen dürfte zu Beginn des Krieges 300 Milliarden Mark kaum viel überstiegen haben. Vgl. A. Steinmann-Bucher: „Das Volksvermögen von Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den Ver. Staaten von Amerika.“ Wien 1914 im Mai S. 30 u. 40.

**) In den Malayenstaaten ist die Tonne Zinn, die in Amerika 6000 Mark bringt, nur durch die Einführung eines Mindestpreises und durch Regierungsaufkäufe auf der Höhe von 2400 gehalten worden, dem niedrigsten seit langen Jahren erlebten Wertniveau. Viele hinterindische Bergwerke haben deshalb den Betrieb eingestellt. Man will in Britisch Hinterindien bemerken, daß durch die wirtschaftlichen Folgen des Krieges die produktiver Arbeit obliegenden Weißen verarmen, die farbigen Händler sich bereichern. Vgl. Handelsblatt der „Vossischen Zeitung“ vom 18. Dezember abends.

mismus ihres Landsmanns Angell, dessen Uebertreibungen schon vor dem Kriege durchschaut worden sind,*) wird die englischen Staatsmänner ihre ihnen nicht abzusprechende weltumfassende praktische Erfahrung gesichert haben. Man weiß an der Themse, daß das Wesen der modernen Volkswirtschaft nicht in ihrer Empfindlichkeit gegenüber gewaltsamen Eingriffen beschlossen liegt. Der weltwirtschaftliche Organismus unserer Tage ist zwar wirklich gegen Krankheitserreger, die von außen her eindringen, unerhört empfindlich, aber seine Natur ist auch mit entsprechend wirksamen Abwehrstoffen versehen. Noch nie während des ganzen Verlaufs der Wirtschaftsgeschichte war der Verkehr der Menschheit dermaßen mit Edelmetall gesättigt wie in unserer Epoche. Absolut wie relativ sind die im Umlauf befindlichen Goldmassen ungeheuer, und es scheint nicht, daß der Krieg bisher hemmend auf ihre Vermehrung eingewirkt hat. Wenigstens betrug nach der Statistik der Transvaaler Minenkammer die Ausbeute in diesem November 715 836 Unzen Gold gegen 673 486 im gleichen Monat des Vorjahres. Der Wert der Goldausbeute vom August bis November des laufenden Jahres war nach der Minenkammer 12164098 Pfund Sterling, im glaichen Zeitraum des Vorjahres aber wurden nur für 12003929 Pfund des gelben Metalls zu Tage gefördert.

Ohne jeden Zweifel liegt in der Riesenhaftigkeit des noch immer stark und stetig wachsenden internationalen Goldvorrats eine kräftige wirtschaftliche Unfallversicherung für alle kämpfenden Nationen. Aber vielleicht befinden sich die handelnden Männer jenseits der Nordsee doch nicht ganz im klaren daüber, daß der ökonomische Körper Englands, gerade weil er seiner Organisation nach der feinste von allen ist, schwere Unordnungen am schlechtesten vertragen und ihre Folgen am langsamsten überwinden mag Diese Dinge sind zu kompliziert, als daß irgendjemand sich vermessen dürfte, die Zukunft des britischen Wirtschaftslebens voraussagen zu wollen. Aber so steht es nicht, daß wir die wirtschaftlichen Schwierigkeiten über England kommen sehen, blos weil wir sie ihm wünschen. Beklommen gesteht die „Times", wenn der Sieg über Deutschland und Oesterreich noch längere Zeit einzutreten zögere, würde die Entschädigung, die man britischerseits von den Besiegten erlangen könne die zu bringenden Opfer kaum aufwiegen. Das Bangen des plutokratischen Cityblattes vor der Stunde, in der nach Beendigung des Kriegs Bilanz gemacht und der Abschluß gebucht wird, erscheint verständlich. Ist doch schon heute die englische Schiffahrt aus ihren natürlichen Kanälen abgelenkt, die Außenstände in Europa, teils von nicht zahlungsfähigen, teils von nicht zahlungswilligen Kunden geschuldet, sind unrealisierbar, die Renten, Dividenden und Geschäftsgewinne aus den anderen Weltteilen werden größtenteils durch den Krach verschlungen werden, den das den Handel der Neutralen erdrosselnde englische Seekriegsrecht unter den exotischen Gewerbtreibenden und Pflanzern hervorzurufen nicht verfehlen dürfte.

---

*) Vergl. meine Besprechung des Angellschen Buchs, Band 146 dieser Zeitschrift.



In sämtlichen kriegführenden Ländern waren die Kaufleute, als die Türen des Janustempels plötzlich aufgestoßen wurden, zunächst fassungslos. Wenn aber nicht alle Berichte trügen, war das Gefühl, inmitten eines furchtbaren Erdbebens zu sein, das die stolzesten Gebäude wie Kartenhäuser umstürzen würde, nirgendwo so lebhaft wie unter den weltbeherrschenden Bankiers der Londoner City. In der Tat vermochten sich die mächtigsten Handelshäuser Großbritanniens nur dadurch zu halten, daß die Regierung für sie gut sagte; ihre Wechsel, am Tage vorher noch die feinsten in allen fünf Weltteilen, würden sonst nicht mehr in Zahlung genommen worden sein.*) Aber ebenso plötzlich, wie sich die Erde unter der Londoner City geöffnet hatte, schloß sich der Spalt auch wieder. Ohne daß unter den englischen Kaufleuten viele und große Fallissements eingetreten wären, wurde die Krisis beschworen. Vorderhand steht England, obwohl schwere dunkle Wolken auf sein Wirtschaftsleben herabhängen, uns als der wirtschaftlich gewaltigste unserer Feinde gegenüber.**) Vielleicht wäre es nicht so rasch gelungen, die derangierte ökonomische Rüstung des Vereinigten Königreichs wieder in Ordnung zu bringen, wenn nicht heutzutage bei der Ueberfülle des vorhandenen Goldreichtums fast jede Regierung ein unbegrenztes Vertrauen auf dem Geldmarkt genösse. Man denke nur an die kolossalen Summen, die in diesem Jahrhundert schon den Balkanstaaten geliehen worden sind.

Diese gesamte Blüte des internationalen Kreditwesens hängt davon ab, daß die Goldproduktion in Südafrika in ununterbrochenem Fluß bleibt. Wenn die Arbeit auf den südafrikanischen Goldfeldern wieder zum Stillstand kommen sollte, wie während des Burenkrieges, würde sich die Wirt-

*) Eine sehr detaillierte Schilderung dieser Verhältnisse findet sich Seite 36 und ff. der lehrreichen Flugschrift von Jakob Rießer, Präsident des Hansabundes: „England und wir.“ Bei S. Hirzel in Leipzig. Ende November 1914.

**) Vortrefflich ausgeführt auf Seite 13 der Broschüre des Geheimen Oberfinanzrats Hugo Hartung: „Die finanzielle Rüstung der kriegführenden Staaten.“ Berlin bei F. Fontane & Co. September 1914. Auch Rießer verkennt nicht, daß die wirtschaftliche Weltstellung Englands noch immer beinahe den Eindruck der Unerschütterlichkeit macht. Er bemerkt über die Schwierigkeiten, auf die wir stoßen werden, wenn wir das englische Vermittelungsmonopol brechen wollen: „Bei diesen an sich ohne Zweifel berechtigten und notwendigen Bestrebungen wird nicht außer Acht gelassen werden dürfen, daß die sehr bedeutenden Provisionen, welche England für seine Vermittlung bezogen hat, vielfach mehr als ausgeglichen worden sind durch den in der Regel gegenüber dem deutschen erheblich niedrigeren englischen Bankdiskont; daß ferner unser Kapital, dessen Ueberschüsse wir stets wieder in festen Anlagen investieren mußten, bisher meist bei weitem nicht ausreichte, um den englischen Akzept- und Diskontokredit entbehren zu können, dem in London allein etwa 150 Limited Companies und etwa 125 Privatfirmen dienen, daß weiter, wenn wir jenen Kredit in Zukunft in größerem Umfang werden entbehren können, doch die Verdrängung des Pfundwechsels durch den Markwechsel nur sehr langsam und etappenweise, in manchen Ländern aber vielleicht überhaupt nicht möglich sein wird. . . .“ (Seite 88 Anmerkung.)

schaftskrise, die die gegenwärtige politische Erschütterung mit sich bringt, in ihrer Intensität wahrscheinlich vervielfachen. Die Verluste infolge der allgemeinen Effektenentwertung und des Sinkens sämtlicher Preise würden aber in erster Reihe auf England fallen, in zweiter auf Frankreich, das auch soviel Kapital in unreifen und unsicheren Ländern angelegt hat. Wenn den Berichten des Reuterschen Bureaus zu trauen ist, haben die Engländer und die der britischen Krone treu gebliebenen Burghers ja die Rebellion Dewets und der anderen Kommandanten, die noch in den ruhmvollen Erinnerungen von 1900 lebten und webten, erstickt. Leicht möglich jedoch, daß das Feuer unter der Asche weiter glimmt. Daß Botha und die Mehrzahl der Afrikander sich bisher loyal gezeigt haben, schließt eine andere Stellungnahme des burischen Volksstamms bei gewandelten Weltverhältnissen nicht aus. Längst haben die englischen Minister zugegeben, daß Großbritannien die Seeherrschaft aus eigener Kraft nicht mehr behaupten kann. Am 3. August, dem Tage vor der englischen Kriegserklärung an uns, sagte Sir Edward Grey im Unterhause, England dürfe nur neutral bleiben, wenn es von dem Berliner Kabinett die Garantie erlange, daß Deutschland weder Frankreichs Küste noch Flotte angreifen werde . . . „Die (nördlichen) französischen Küsten“, führte Grey aus,*) „sind absolut unverteidigt. Die französische Flotte ist im Mittelmeer und ist dort seit einigen Jahren konzentriert wegen der vertrauensvollen und freundschaftlichen Gefühle zwischen den beiden Ländern (Frankreich und England) . . . . Ich wünsche die Sache, ohne mein Gefühl mitsprechen zu lassen, anzusehen . . . . . Wenn wir jetzt stillschweigen, was wird Frankreich mit seiner Flotte im Mittelmeer tun? . . . . Wenn wir stillschweigen, wird die französische Flotte möglicherweise aus dem Mittelmeer zurückgezogen . . . . Nehmen wir an, die französische Flotte wird aus dem Mittelmeer zurückgezogen und . . . . und nehmen wir an, daß sich daraus unvorhergesehene Konsequenzen ergeben, die es in einem gegebenen Moment notwendig machen, daß wir zur Verteidigung vitaler britischer Interessen in den Krieg eintreten,**) und nehmen wir an, daß Italien, was sehr gut möglich ist — heute bleibt es neutral, weil es diesen Krieg für einen Angriffskrieg ansieht und wegen des defensiven Charakters des Dreibundes keine Verpflichtung zu haben glaubt —, nehmen wir an, daß Italien infolge unvorhergesehener Ereignisse und in durchaus legitimer Befragung seiner Interessen seine neutrale Haltung zu einer Zeit aufgibt, wo wir selber zu kämpfen gezwungen sind, um vitale englische Interessen zu verteidigen, — was wird dann die Lage im Mittelmeer sein? Möglicherweise würden jene Konsequenzen in einem kritischen Augenblick über uns gebracht werden, weil unsere Handelsstraßen im Mittel-

---

*) Great Britain and the european crisis. Correspondence and statements in Parliament together with an introduction narrative of events. London 1914, Seite 92.

**) Die gewundenen Worte sollen bedeuten: „Nehmen wir an, daß die französische Flotte von der deutschen geschlagen wird.“

meere von vitaler Bedeutung für uns werden können.*) Niemand kann sagen, ob in dem Verlauf der nächsten paar Wochen überhaupt irgendeine Handelsstraße bleiben wird, deren Offenhaltung nicht vital für uns ist. Was wird dann unsere Position sein? Wir haben keine Flotte im Mittelmeer gehalten, die fähig ist, es für sich allein mit einer Kombination anderer mediterraneischer Flotten aufzunehmen. Es (der Losbruch Italiens) würde sich eben in dem Augenblick ereignen, wo wir keine Schiffe mehr in das Mittelmeer detachieren könnten, und wir hätten dann infolge unseres passiven Verhaltens im gegenwärtigen Moment unser Vaterland einer Gefahr ausgesetzt, deren bloße Vorstellung uns erbleichen macht . . . ."

Aus diesem Passus der Greyschen Rede ergibt sich — ganz abgesehen davon, was die Italiener daraus lernen können —, daß Britannien allein die Wogen nicht mehr beherrscht; die Allianz mit Frankreich ist, wenn eine Art von britischer maritimer Vorherrschaft noch notdürftig gesichert werden soll, eine gebieterische Notwendigkeit für England. Der französische Ministerpräsident Viviani hat soeben vor der Kammer der Deputierten geäußert: „Frankreich und England behaupten die Seeherrschaft". Die Voranstellung Frankreichs mag ein Ausfluß gallischer Eitelkeit sein, aber im übrigen ist der Satz wahr; ohne französische Hilfe würde es keine englische Seeherrschaft mehr geben. Der Satz ist wahr, d. h. er ist heute noch wahr; wird er es morgen auch noch sein? Italien ist eine Sphinx, und daß Amerika dieses Jahr nicht weniger als fünf neue Linienschiffe baut, erfüllt die englische Publizistik mit kaum verhohlener Furcht. Die englische Regierung aber, die schon vor Ausbruch des Krieges an der absoluten Sicherheit der britischen Handelsstraßen zweifelte, wagt jetzt nicht, eingedenk des wiederholten Schicksals der spanischen Silberflotte in der Geschichte, das in Transvaal gegrabene Gold verschiffen zu lassen; ebensowenig in den Vereinigten Staaten angekauftes; beide Goldmassen figurieren unter den Beständen der Bank von England, lagern in Wahrheit aber bis auf weitere Order in Südafrika bezw. Kanada. Allerdings, als es galt, 75 Millionen Rubel Gold von Archangelsk nach London zu überführen, durch deren Deponierung in der englischen Bank Rußland die Erlaubnis erwarb, in England Kriegsmaterial zu kaufen, ist britischerseits das Risiko des Transports bereitwillig gelaufen worden. Denn noch immer wie vor 114 Jahren heißt es: „Gold muß ihnen jede Landschaft wägen!" Schon vor einer Reihe von Jahren ist unter dem wirkungslos verhallenden Protest der Inder der Goldvorrat Indiens nach London überführt worden. Mit den tief verschuldeten Japanern ist auch nicht viel anders verfahren worden wie mit den Hindus. Von der japa-

*) „Jene Konsequenzen" soll heißen: „Der Losbruch Italiens." Also, wenn die deutsche Flotte die französische geschlagen hat und nun die britische Marine sich in den Kampf mit den Siegern stürzt, greift Italien die englischen Handelswege im Mittelmeer an.



nischen Goldreserve, die Ende 1913 die Summe von 371 Millionen Yen*) betrug, befanden sich 204 Millionen in England, nur 167 in der Heimat.**)

Die „Times", indem sie von der in England trotz des Krieges fast unbeschränkt fortbestehenden Preßfreiheit einen sehr weitgehenden Gebrauch macht, wettert, die Personen, die für die unzulänglichen militärischen Rüstungen Englands verantwortlich wären, müßten nach dem Krieg ermittelt und gehängt werden. Die finanziellen Vorbereitungen sind sicher besser gewesen als die militärischen und dürften deshalb einer so bitteren Kritik entrückt sein. Freilich, wer weiß, was sich noch ereignen kann? Ein Reich wie das britische, das mehr als ein Viertel aller Erdenbewohner, fast ein Drittel der Erdoberfläche umfaßt, hat viele schwache Punkte. U. a. wird für das Prestige der Engländer und die Sicherheit ihres Kolonialreichs unendlich viel davon abhängen, ob sie den Stoß zu parieren vermögen, den Enver Pascha gegen Aegypten zu führen im Begriff steht. Ueber den Bruch mit der Türkei hat Sir Edward Grey ein Weißbuch herausgegeben.***) Die Dokumentensammlung beginnt mit einer Depesche Sir Edward Greys vom 3. August an den stellvertretenden diplomatischen Repräsentanten Englands in Konstantinopel, Beaumont. Der Staatssekretär des Auswärtigen machte Mitteilung davon, daß Großbritannien das für türkische Rechnung bei Armstrong gebaute Schlachtschiff „Osman I" seiner Flotte einzuverleiben gedenke. Der Großvesier Said Halim Pascha und der Minister des Innern Talaat Bey, machten Beaumont erregte Vorhaltungen darüber, daß das Kabinett von St. James eigenmächtig über ein der Türkei gehöriges Fahrzeug verfüge; das Geld, das der „Osman" gekostet habe, sagte Taalat, hätte die Pforte gegen 20 Prozent Zinsen leihen müssen. Aus dem Depeschenwechsel Greys mit Beaumont beziehungsweise mit Sir L. Mallet, dem ständigen diplomatischen Vertreter Großbritanniens am Goldenen Horn, geht hervor, daß Grey zwei Gründe hatte, den „Osman" und noch ein anderes türkisches Linienschiff „als ein von der Türkei einem Freunde gemachtes Darlehn" zurückzuhalten. Erstens denjenigen, welchen er den Türken angeben ließ, nämlich das Bedürfnis für die englische Flotte, so stark wie irgend möglich zu sein, zweitens die Furcht des britischen Staatssekretärs des Auswärtigen, daß die Osmanen sich auf die Seite der Zentralmächte schlagen und ihnen ihre militärischen und maritimen Streitkräfte zuführen würden. Es scheint nach dem Weißbuch, als ob das politische Motiv zur Beschlagnahme des „Osman" noch mehr beigetragen habe als das nautische. Zur tiefen Enttäuschung der Engländer wußten sich die Türken Ersatz zu verschaffen, indem sie die „Goeben" und die „Breslau", die aus den sizilianischen Gewässern

*) Ein Yen 2 Mark.
**) Hartung Seite 22.
***) Correspondence respecting events leading to the rupture of relations with Turkey. Presented to both houses of Parliament by command of His Majesty. London 1914.



ihren englischen Verfolgern nach den Dardanellen entkommen waren, durch „Kauf" in die türkische Marine aufnahmen. Auch die Offiziere und die Mannschaften des Souchonschen Geschwaders traten in die türkische Flotte über. Beaumont und Mallet protestierten gegen diese Transaktion, die sie als einen eklatanten und unerträglichen Neutralitätsbruch charakterisierten. Die Türken ließen sich jedoch nicht einschüchtern; sie nannten die „Göben" in „Jawus Selim" um, zu Ehren des Sultans, der 1517 Aegypten erobert hatte.

Diese Provokation Großbritanniens blieb nicht vereinzelt. Englische Handelsschiffe im Hafen von Konstantinopel wurden, nachdem die „Breslau" die Halbmondflagge aufgezogen hatte, von diesem „türkischen" Kriegsschiff in vexatorischer Weise durchsucht. Die Osmanen legten in den Dardanellen Minen dermaßen aus, daß Handelsschiffe der alliierten Nationen nicht mehr zu passieren wagten, in der Annahme, es würde gewissen Leuten am Bosporus gerade recht sein, wenn sie in die Luft flögen. Am Sitze der türkischen Regierung fand ein stiller Kampf statt zwischen dem Kriegsminister Enver Pascha und den anderen Ministern. Enver lieh, wie der englische Botschafter argwöhnte, dem deutschen Botschafter und dem General Liman von Sanders nur zu willig sein Ohr für deren englandfeindliche Umtriebe. Er plante, zur Rückeroberung des Nillandes und der an Rußland verloren gegangenen Provinzen mit den Zentralmächten ein Kriegsbündnis zu schließen, während die übrigen Minister an der Neutralität festzuhalten beabsichtigten. Nicht als ob sie die Gunst der Lage ungenützt zu lassen beabsichtigt hätten, aber sie hofften ohne Gefahr für das Reich zu einem wenn auch bescheideneren, so doch gleichfalls höchst erstrebenswerten Ziel zu gelangen. Nach der Auffassung der Türken ist nicht der religiöse Glaube des Islam für den ungenügenden Erfolg aller seit Selim III. unternommenen Reformversuche verantwortlich, sondern die Schuld liegt vielmehr an den unaufhörlichen Einmischungen mißgünstiger fremder Regierungen, die die Reformarbeit nicht zu segensreichen Ergebnissen gefördert zu sehen wünschten. Die Türken meinen, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte, würden sie ihren Staat ebensogut umzubauen verstanden haben wie die Japaner.

Von dieser Denkweise geleitet, stellten sich der Großvezier und die Mehrzahl der osmanischen Minister die Aufgabe, durch diplomatische Mittel die Aufhebung der Kapitulationen zu bewirken, die dem feindlich gesinnten Ausland stets die beste Handhabe für seine pénétration pacifique geboten hatten. Die Chance des Weltkrieges sollte dazu gebraucht werden, um auf unblutige Weise der Türkei ihre innere Souveränität zurückzuerobern. Auch wenn man sich auf den türkischen Standpunkt stellt, erscheint die Richtigkeit jener Politik als sehr zweifelhaft. Das englische Weißbuch lehrt durch seine Mitteilungen aus der Korrespondenz zwischen Sir Edward Grey und Sir L. Mallet, daß die Pforte von den Engländern ohne Krieg die Aufhebung der Kapitulationen niemals erreicht haben würde. Zu unbestimmten Versprechungen zeigten sich die britischen Staatsmänner bereit, aber

präzise Verpflichtungen wollten sie nicht übeenehmen, konnten sie auch kaum eingehen, denn die Wiederherstellung der unumschränkten inneren Souveränität des Osmanenreichs würde Rußland um alle Früchte seiner Orientpolitik gebracht haben, die 1774 durch den Frieden von Kutschuk Kainardschi gesät und seitdem herrlich aufgegangen waren. Ehe das Kabinett von Petersburg ertragen hätte, die türkischen Behörden nicht länger durch seine Konsuln an Händen und Füßen gefesselt zu sehen, würde es wahrscheinlich der Tripelentente den Rücken gekehrt haben.

Mit Adlerblick durchschaute Enver Pascha die diplomatische Situation, wie sie wirklich lag. Er erkannte, daß die Politik seiner Amtsgenossen trotz ihrer Mäßigung die Sicherheit des Reichs keineswegs zu vermehren versprach. Eben in der Kühnheit der Staatskunst lag jetzt die wirksamste Beschwörung der Gefahr. Wenn die Türkei nicht im Sturm untergehen wollte, mußte sie den Nachen der Zentralmächte besteigen. Sir L. Mallet beehrte den osmanischen Kriegsminister, wie billig, mit seinem ingrimmigen Haß. Er wollte in den Meinungsverschiedenheiten, die bei den türkischen Ministern zutage traten, nichts sehen, als das altgewohnte Intrigenspiel am Goldenen Horn. Die verwegensten Pläne traute er den Gegnern Englands zu: „Ein scharfer Kampf", so telegraphierte er am 21. August seinem Chef an der Themse, „der jeden Augenblick zur Entscheidung kommen kann, entwickelt sich hier zwischen den Gemäßigten und der deutschen Partei, die durch den Kriegsminister geführt wird. Einstweilen verbreitet der Konflikt Anarchie. Marschall Liman und der deutsche Botschafter arbeiten rücksichtslos daran, die Türkei zur Kriegserklärung an Rußland zu drängen. In diesem Fall würden die „Göben" und die „Breslau" wahrscheinlich nach dem Schwarzen Meer steuern. Sie sind bereit, wenn erforderlich, ihren Zweck durch einen Staatsstreich zu erreichen, indem sie den Kriegsminister zum Diktator machen." Massenhaftes deutsches Kriegsmaterial sah der englische Botschafter nach Syrien gehen, dazu nicht weniger als 52 deutsche Offiziere. Sicherlich hat seine und seiner Agenten lebhafte Einbildungskraft Deutschland manchmal gesehen, wo es nicht war, aber im großen und ganzen funktionierte der englische Nachrichtendienst in der Levante, wie die Dokumente des Weißbuches dartun, recht gut.*) Und jedenfalls fühlte Mallet richtig durch, daß durch die fieberhaft betriebene Mobilisierung das Prestige des Kriegsministers unausgesetzt wuchs. Wie alle britischen Diplomaten bekanntlich tun, gebrauchte Mallet in der Politik niemals moralisch anfechtbare Mittel. Seinen deutschen Rivalen dagegen traute er alles zu. So behauptete er, die Presse Stambuls sei durch Be-

---

*) In dem sonst sehr beachtenswerten Artikel von Ritter J. C. von Becker „Aegypten seit dem Beginn des Weltkrieges" (Oesterreichische Rundschau, Heft vom 15. Dezember) wird behauptet, der englische Höchstkommandierende in Aegypten, General Maxwell, sei wohl kaum über die türkischen Kriegsrüstungen gegen das Nilland genügend informiert gewesen. Der Inhalt des Weißbuchs scheint mir jene Ansicht zu widerlegen.



stechungen für die deutsche Sache gewonnen: „Sehr große Quantitäten Gold“, drahtete der britische Botschafter am 23. Oktober an Sir Edward, „sind vor kurzem angekommen. Vor drei Nächten wurde beinahe eine Million (Pfund) unter Eskorte nach der „Deutschen Bank“ geschafft, und wir sind unterrichtet, daß frühere Sendungen in ähnlicher Weise befördert worden sind. Es ist wahrscheinlich, daß im ganzen zwischen 2 und 3 Millionen angekommen sind.“ Vielleicht würden seine sittlichen Grundsätze dem sehr ehrenwerten Sir L. Mallet schließlich doch den Versuch erlaubt haben, ob sich den türkischen Zeitungsschreibern um der guten Sache willen nicht mit Geld beikommen ließ. Aber eine solche Ausgabe mußte zwecklos erscheinen in den Augen eines Diplomaten, der die Erfahrung zu machen glaubte, daß die gesamte, den Westmächten geneigte Presse Konstantinopels von der Zensur geknebelt werde.

Manchmal allerdings sah der Vertreter Englands die Lage am Goldenen Horn auch in einem für England freundlicheren Licht. Er glaubte die Friedenspartei im Rate des Sultans erstarken zu sehen. Der Großvezier und die mit ihm gleichdenkenden Minister machten gegenüber Mallet, wie dieser behauptet, kein Hehl aus ihren dreiverbandsfreundlichen Gesinnungen und suchten, Mallets Gefühl nach, an dem englischen Botschafter eine Stütze in dem inneren Kampf. Mallet erwirkte in London, daß das englisch-französische Mittelmeergeschwader, das ohnehin der „Göben“ und der „Breslau“ wegen den Ausgang der Dardanellen bewachte, ganz nahe an die Meerenge herangezogen wurde. Mit dieser Bewegung der alliierten Kriegsschiffe verknüpfte Mallet die Absicht, wenn in Konstantinopel der Bürgerkrieg eintrat, dessen Ausbruch er für möglich hielt, gegebenenfalls die Dardanellen forcieren zu lassen. Immer mehr durchdrang sich der britische Botschafter mit der Ueberzeugung, daß der Kriegsminister „der einzige Brandstifter“ sei, und daß auch einflußreiche Personen, wie der Präsident der Deputiertenkammer und im Grunde genommen das gesamte Komitee für Einheit und Fortschritt den Mut zum Kriege nicht fänden und auf Enver dämpfend zu wirken suchten. Auch den Marineminister Dschemal rechnete Mallet zu den Anglophilen; es geschah, wie der englische Botschafter glaubte, gegen den Willen jenes Würdenträgers, daß Admiral Limpus und die anderen britischen Instrukteure der türkischen Flotte ihrer Kommandostellungen enthoben und im Bureaudienst kaltgestellt wurden. Limpus, erregte in dem Botschafter sogar die Hoffnung, daß die türkischen Flottenmannschaften meutern würdern, um nicht unter der ihnen verhaßten deutschen Führung stehen zu müssen. Nun ging Mallets Optimismus noch einen Schritt weiter und entdeckte gleichfalls unter den Landtruppen Symptome einer dem Kriegsminister feindlichen Gärung. Wenn diese Stimmung weiter um sich griff, konnte da nicht anstatt des Deutschland günstigen Staatsstreichs von oben eine den englischen Interessen nützliche Revolution von unten eintreten? Enver galt dem Volk von Stambul als der eigentliche Herrscher; da wendete sich denn naturgemäß auch alle Unzufriedenheit

gegen seine Person. Die Maßregeln der Stambuler Hafenbehörden gegen die englische Schiffahrt und die Minen in den Dardanellen hatten die gesamten maritimen Importe nach der türkischen Hauptstadt zum Aufhören gebracht. Der wirtschaftliche Schade, den England dadurch erlitt, war in Mallets Augen nicht so wichtig wie der politische Vorteil, der winkte, wenn in Konstantinopel finanzielle und wirtschaftliche Schwierigkeiten entstanden und Enver über den Kopf wuchsen: „Die Türkei ist jetzt bankrott", telegraphierte Mallet am 5. Oktober an Grey. „Die Kohlenzufuhr, mit Freuden berichte ich es, ist abgeschnitten. Frische Lebensmittel kommen nicht mehr herein."

Inzwischen aber war von der türkischen Friedenspartei, wie Mallet das selber nannte, ihre letzte Karte ausgespielt worden. Der Großvezier zeigte am 9. September den Vertretern der Großmächte am Goldenen Horn an, daß die Kapitulationen abgeschafft seien. Dieser diplomatische Schritt führte die Pforte aber nicht zum Ziel, denn in identischen Noten protestierten sowohl die Tripelentente und Italien gegen die einseitige Aufhebung von Verträgen, als auch Deutschland und Oesterreich. Die beiden letzteren Mächte stellten sich offenbar auf den Standpunkt, daß die Türkei, wenn sie ihre Ketten brechen wolle, sich auch zu einer entsprechenden Anstrengung entschließen und Krieg führen müsse. Es lag offenbar im wahren Interesse der Türkei, daß die Vertreter der Zentralmächte am Goldenen Horn so auftraten. Aber der Großvezier und die Mehrzahl seiner Kollegen vermochten sich nicht zu entschließen, den circulus vitiosus zu durchbrechen, der darin lag, daß die Macht, die durch die Kriegserklärung betätigt werden sollte, erst durch den Krieg gewonnen werden konnte. Wenigstens wollten sie warten, bis Deutschlands Sieg ganz entschieden wäre. Als die Botschafter Deutschlands und Oesterreichs sie am 22. Oktober zur Aktion drängten, äußerten sie die Besorgnis, dann von Italien angegriffen zu werden; man möge ihnen Zeit für Vorbereitungen bis zum Frühjahr gönnen. Während so von seinen Amtsgenossen die Künste des Temporisierens und Lavierens geübt wurden, beschloß Enver, als ein zweiter Iskander den Knoten zu durchhauen. Ob er wohl seines Vorgängers Reschid Pascha gedacht hat, der durch dasselbe Mittel, das Enver jetzt zur Herbeiführung des Krieges anwendete, den Krimkrieg zum Ausbruch brachte? Im November 1853 hatte Reschid als Großvezier die türkische Flotte in das Schwarze Meer gegen Rußland auslaufen lassen, mit dem die Türkei schon im Kriege begriffen war. Zugleich beorderte auch der britische Botschafter in Konstantinopel, der türkenfreundliche Lord Stratford de Retcliffe, ein englisch-französisches Geschwader in das Schwarze Meer. Die russische Flotte vernichtete nun die türkische in der Schlacht von Sinope. Die Russen hatten eigentlich mit den Türken gar nicht schlagen wollen, da sich zwischen ihnen und den englischen Ministern Unterhandlungen über die Teilung der Türkei anbahnten, von denen sie voraussahen, daß eine Niederlage der osmanischen Marine sie wahrscheinlich zum Scheitern bringen müßte. So kam es in der Tat. Die Schlacht von Sinope, zu der sich die Russen durch Reschid provozieren

ließen, erregte die öffentliche Meinung Englands in wild russenfeindlichem Sinne und führte, indem die widerstrebenden britischen Minister fortgerissen wurden, direkt zum Krimkrieg.*)

Solche glorreichen Traditionen osmanischer Staatskunst mochten Enver Pascha begeistern, als er, wie Mallet gehört haben wollte, dem österreichischen Botschafter erklärte, er sei entschlossen, Krieg zu haben, was auch immer seine Kollegen wünschen möchten. Die türkische Flotte würde in das Schwarze Meer geschickt werden, und er könne mit Admiral Souchon leicht die Provokation von Feindseligkeiten arrangieren. Die Depeschen des englischen Weißbuches vom 29. Oktober und den folgenden Tagen lehren uns, mit welcher Bestürzung die Kabinette von London und Petrograd erfuhren, daß die türkisch-deutsche Flotte wirklich in das Schwarze Meer eingefahren sei, Odessa und Feodosia bombardiert, russische, englische, französische Fahrzeuge zum Sinken gebracht habe. Noch einmal versuchten Grey und Sasonow den Krieg mit dem Sultan zu vermeiden. Sie boten dem Großvezier Verzeihung für alles Vorgekommene an, wenn er nur als ein Zeichen aufrichtiger Reue die deutschen Marinemannschaften aus dem osmanischen Reich entfernen wolle. Aber der Großvezier und die anderen Minister waren gleichfalls aufrichtige Patrioten, wenn sie auch in ihren Anschauungen über diplomatische Taktik noch so weit von Enver abweichen mochten. Nachdem die Kanonen einmal ihre Stimme erhoben hatten, hielten die türkischen Minister eine Umkehr der osmanischen Politik für unmöglich und ließen dem Schicksal seinen Lauf.

Noch viel unsicherer als die Haltung der Türkei ist lange Zeit diejenige Rumäniens gewesen. Vor mir liegt eine anonyme Schrift**), verfaßt von einem der führenden wissenschaftlichen Arbeiter im Königreich Rumänien. Mitten in die Drucklegung der Broschüre hinein traf ihren Verfasser die Nachricht vom Tode König Carols I, dessen Neutralitätspolitik die Flugschrift mit der größten Entschiedenheit verteidigt. Der Autor läßt sich dabei von den höchsten Gesichtspunkten leiten, wie es eines Gelehrten würdig ist. Er führt aus, daß Rumänien heute am Scheidewege steht zwischen dem germanisch-romanischen Kulturkreis einerseits und dem orthodoxen Slawentum andererseits. In der erstgenannten Sphäre hat heute Deutschland die Führung, das seit 1878 den russischen Ansturm auf das vorher fast schon erreichte Ziel Konstantinopel zurückdrängt. Früher war die Hegemonie unter den germanisch-romanischen Nationen bei Frankreich, das die Ideen von 1789 aufstellte, die Hauptursache des Vordringens der französischen Bildung im modernen Rumänien.

Warum ergriffen die Walachen und Moldauer mit solcher Leidenschaft die Gedanken der französischen Revolution? Weil sie ihnen die Handhabe

*) Vgl. meinen Aufsatz über den Ursprung des Krimkrieges im 135. Band dieser Jahrbücher. Jahrgang 1909.

**) „Was soll Rumänien tun? Ernste Fragen in großer Zeit.“ Uebersetzung aus dem Rumänischen. Bei Carl Curtius. Berlin 1914.

boten, die Herrschaft Rußlands zu brechen, die in den Donaufürstentümern der türkischen gefolgt war. Von 1739 bis 1853 sind die Fürstentümer sechsmal von russischen Truppen besetzt worden. Von 1828 bis 1853 waren jene Länder auf Grund des „Organischen Reglements“ virtuell russische Provinzen. Ihre Bewohner aber hatten die Russen zu gut kennen gelernt, als daß sie, die sich wertvolle Ueberreste antiker romanischer Kultur bewahrt haben, sich hätten russifizieren lassen. Das „Organische Reglement“ wurde 1848 von der revolutionären rumänischen Jugend öffentlich verbrannt, bezeichnenderweise im Hofe der Bukarester Metropolitie. Die rumänische Nationalbewegung gelangte dann nur durch den Sieg der napoleonischen Waffen bei Sebastopol zur Räumung Rumäniens von den russischen Armeen und damit zur Begründung eines selbständigen rumänischen Staats. Aus diesen beiden Beweggründen stammen die bis zum heutigen Tage tiefgewurzelten Sympathien der Rumänen für Frankreich.

Mit warmer Beredsamkeit, die aber doch nur die Dienerin einer streng sachlichen Argumentation ist, beschwört der Autor seine Landsleute, sich durch jene auch ihm ehrwürdigen Erinnerungen nicht zu einer verderblichen Politik verlocken zu lassen. Heute wäre der Sieg Frankreichs der Tod Rumäniens. Denn es käme dadurch ab von der westlichen Zivilisation und fiele wieder zurück unter die Gewalt des Zarenreichs. Dieses aber ist: „der wahre Anstifter dieser schrecklichen europäischen Verwickelung. Dort sind . . . die Barbaren. Hier gleich ein Beweis . . . . In der amtlichen Depesche, die die Rühkehr des Zaren . . . nach Petersburg nach der Kriegserklärung bekannt macht, wird gesagt: „Als der kaiserliche Kahn die Landungstreppen des Palastes erreichte, kniete die Menge beim Vorbeigehen der kaiserlichen Familie. . . . Während der Zar sprach, lag das Volk auf den Knieen. . . .“ „Am selben Tage wird der ganzen Welt bekannt gegeben, daß die russischen Reservisten voll Enthusiasmus zu den Fahnen eilten, und es wird beigefügt: „Man sieht keinen Betrunkenen.“ Das sind offizielle Telegramme.“

Der Autor der Flugschrift — Jon Frunza ist sein Pseudonym — meint, dieser Krieg Rußlands unterscheide sich von den früheren dadurch, daß der Zar nicht mehr, „die Kirchenfahne mit den Heiligenbildern“ erhoben, sondern zum ersten Mal offiziell die panslavistiche Tendenz als seinen Leitstern proklamiert habe. Wahrscheinlich will die Broschüre mit dieser Feststellung auf das lateinische Rassenbewustsein der rumänischen Geistlichkeit einwirken, von der ein großer Teil russophil ist; geleitet durch den Instinkt, daß sie gern mit Hilfe des orthodoxen Solidaritätsgedankens das rumänische Volk in der „Lethargie“ erhalten möchte, aber auch aus einer erhabeneren Empfindung, nämlich unter dem Antrieb des von manchen österreichischen wie rumänischen Kreisen sehr tief gefühlten Gegensatzes zwischen dem katholischen Oesterreich und dem schismatischen Moskowiterstaat. Diese das Kirchliche dem Nationalen voranstellende Unterströmung scheint in Rumänien ziemlich stark zu sein. Solche trefflichen Männer wie Jon Frunza haben offenbar

schon dadurch, daß sie Rumänien zur Einhaltung der Neutralität zu bewegen verstanden, einen sehr viel Charakter und Verstand erfordernden Erfolg errungen, obwohl manche Stellen der Flugschrift zwischen den Zeilen lesen lassen, daß der berechtigte nationale Ehrgeiz dieser Richtung unter Umständen sich mit dem negativen Verdienst des Neutralbleibens nicht begnügen, sondern kühn vorwärts schreiten und eine aktive Politik an der Seite der Zentralmächte ins Auge fassen will. Lassen wir auf sich beruhen, ob es soweit kommen wird; jedenfalls hat sich aber unsere viel geschmähte Diplomatie, wie die hier besprochene Schrift auf Seite 36 beweist, durch ihre kluge Stellungnahme gegenüber dem Bukarester Vertrag zu Rumänien in ein Verhältnis gesetzt, ohne das gegenwärtig niemand in Bukarest wagen würde, wie Jon Frunza, die These zu vertheidigen, daß rumänischerseits nicht länger auf Frankreich als Leitstern geblickt werden müsse, sondern auf Deutschland. Daniels.

Das Zahlen-Uebergewicht unserer Gegner und die Politik Belgiens. Die strategische Lage.

Immer wieder, wenn unsere Gegner eine Niederlage erlitten haben, berufen sie sich darauf, daß der schließliche Sieg ihnen doch mit Naturnotwendigkeit zufallen müsse, da sie (mit den Farbigen) 782 Millionen Menschen gegen 130 Millionen, oder allein an Weißen 275 Millionen gegen 116 Millionen Bewohner des Zweibundes ausmachten. Diese Additions-Exempel sind nicht etwa bloß eine theoretische Betrachtung, sondern in ihnen liegt ein wesentlicher Grund für die praktische Gestalt, die die Gruppierung der Mächte angenommen hat.

Weshalb hat sich eigentlich Belgien auf die Seite unserer Gegner gestellt? Haben wir es etwa mit Annexion bedroht? Im Gegenteil, wir sind es ja gewesen, die es 1866 und 1870 vor der Aufsaugung durch Frankreich geschützt haben, und jeder Belgier weiß, wie seit Jahrhunderten die Franzosen keinen größeren Ehrgeiz als die Erwerbung Belgiens hatten, das ja in der Tat ein zur Hälfte französisch sprechendes Land ist. Wiederum in England war noch vor 6—10 Jahren eine sehr starke Bewegung moralischer Entrüstung gegen die Belgier wegen ihrer barbarischen Regierungsmethode im Kongo. Ganz wie heute von den „German atrocities" so hallte damals das Land wieder von den „Congo atrocities". Damals suchte Belgien gegen die englischen Drohungen eine Anlehnung an Deutschland, und am 2. Mai 1909 machte Sir Ed. Grey im Parlament die merkwürdige Aeußerung, wenn die Kongofrage mit Ueberstürzung angefaßt würde, so könnten europäische Wirren entstehen, im Vergleich zu denen die bosnisch-türkischen Krisen das reine Kinderspiel gewesen wären. Was Grey damit gemeint hat, ist heute nur zu deutlich zu erkennen: er meinte, Belgien würde dann auf die deutsche Seite hinüber-

gehen, und da er uns Angriffsgelüste zutraute, so glaubte er, wir könnten, sobald wir der Hilfe Belgiens versichert seien, losschlagen. Ueberdies aber führten die stürmischen Agitationen in England gegen Belgien zu einer Reibung zwischen England und Frankreich, das sich seinerseits ebenfalls als Beschützer Belgiens aufwarf. Das Zwischenspiel endete so, daß die englische Regierung die Kongo-Greuel benutzte, um die Belgier einzuschüchtern. Sie weigerte sich, die Annexion des Kongo durch Belgien anzuerkennen, ohne aber doch direkt gegen die dortige Mißregierung einzuschreiten. Das Spiel mit Zuckerbrot und Peitsche glückte. Man darf annehmen, daß etwa 1912, als England endlich die Annexion des Kongo anerkannte, der Zweck erreicht war. Daß das gelang, verdankt aber England gewiß nicht bloß der diplomatischen Geschicklichkeit seiner Vertretung, sondern vor allem den Zahlen. Belgien sah voraus, daß es bei seiner geographischen Lage auf jeden Fall in den großen europäischen Konflikt werde hineingezogen werden müssen. Es ist wohl möglich, daß man sich auch überlegt hat, es wie Luxemburg zu machen und wie wir es am 2. August d. J. angeboten haben, uns den freien Durchzug gegen Entschädigung zu gestatten. Aber Kleinstaaten, wenn sie sich nicht ganz außer Schuß halten können, gehen am liebsten mit dem, den sie für den Stärkeren halten, und nicht nur in Belgien, sondern auch sonst hielt man fast allgemein den Zweibund für den schwächeren Teil. Noch in der jüngsten Debatte des italienischen Parlaments hat der Senator Barzelotti gesagt, die Hoffnung derjenigen, die auf den Sieg des Dreiverbandes rechneten, können doch noch an dem Heldenmut, mit dem Deutschland kämpfe, zuschanden werden, und es könne sein, daß keine der beiden Parteien einen vollkommenen Sieg erfechte. Mit anderen Worten, Barzelotti, der übrigens sehr energisch und mit durchdachten Gründen für die italienische Neutralität eintrat, sieht doch unsere Lage an etwa wie die Friedrichs des Großen, wo die Welt auch kaum verstehen konnte, daß er sich gegen die unerhörte Uebermacht zu behaupten vermochte. Um so mehr empfindet man es so in Frankreich und England. Von einem Amerikaner, der vor acht Tagen aus Paris hierhergekommen ist, hörte ich, daß man dort eigentlich ganz dieselbe Stimmung habe wie hier: festes Vertrauen auf den endlichen Sieg und Freude über die Leistungen der 75 millimetrigen (der französischen Feldgeschütze) wie hier über die 42 zentimetrigen. Das war freilich vor den letzten Erfolgen Hindenburgs. In Frankreich mag seitdem eine gewisse Depression eingesetzt haben. Selbst die großspurige Erklärung des Ministers Viviani in der französischen Kammer, daß man den Krieg „ohne Gnade" bis zur Wiedereroberung Elsaß-Lothringens führen werde, hat doch einige elegische, wenig zuversichtliche Untertöne nicht unterdrücken können. In England ist es noch nicht so weit. Der Sieg bei den Falklands-Inseln hat die Gemüter sehr gehoben, in Aegypten sind große Vorbereitungen getroffen, um den türkischen Angriff abzuwehren, und das Bombardement der englischen Küstenplätze hat die Presse sehr geschickt dahin gewandt, daß man um so mehr

Truppen nach Frankreich senden müsse, um die verruchten Deutschen hier, wo sie zu fassen seien, niederzukämpfen. So groß der Schreck ist, der die Küstenbewohner jetzt geschüttelt hat, und so sehr das Bewußtsein, daß man das Land gegen die Wiederholung solcher Vorstöße der deutschen Flotte nicht zu schützen vermöge, mitsamt der Furcht, daß die Zeppeline und Flieger eines Tages über London erscheinen könnten, auf den Nerven liegen mag, einen Friedenswunsch hervorzulocken, ist das alles doch noch nicht stark genug: vorläufig freut sich im Gegenteil die Kriegspartei daran, in der Hoffnung, daß die Rekrutierung, von der alles abhängt, um so vollere Ernten in die Kasernen führen werde.

Wir aber wissen, daß ihnen das alles nichts helfen wird und daß doch noch einmal das Wort in Erfüllung gehen wird, das einst der Erzieher unseres jetzigen Generalstabes, der Generaloberst Graf Schlieffen, als Taufpate dem Kreuzer „Gneisenau" mit auf den Weg gab: „Einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich dir, edles Schiff, daß du, würdig deines Namens, das erste sein wirst im Angriff auf den Gewaltigen und daß du, erst nachdem sich die Nacht herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, das letzte bist, welches wutschnaubend von der Verfolgung abläßt."

Der „Gneisenau" selbst ist dieser Ruhm nicht beschieden gewesen; zwar hat sie an dem ersten großen deutschen Seesieg an der chilenischen Küste teilgenommen, ist aber dann doch anders, wenn schon nicht weniger ruhmvoll, bei den Falklandinseln, zugrunde gegangen.

Wie werden wir es einmal auch zu dem Sieg über den Gewaltigen zur See bringen, der uns schon so oft über die Gewaltigen zu Lande beschieden gewesen ist?

Als ich an dieser Stelle zuletzt über den strategischen Zusammenhang des Krieges (Oktoberheft, abgeschlossen am 27. Sept.) berichtete, da war die Lage die, daß die deutsche Armee von der schon fast erreichten Seine bis zur Aisne zurückgewichen war, beide Armeen hier zum Stehen kamen, in der Front nichts mehr gegeneinander ausrichten konnten und sich durch fortwährende Verlängerung die Flanke abzugewinnen suchten. Diese Situation hat sich in den drei Monaten seither mehr versteinert, als eigentlich verändert. Zwar ist Antwerpen gefallen und es schien nun, daß uns der entscheidende Sieg nicht mehr entgehen könne. Aber die Reserven, die den ungeheuren Menschenmassen der Gegner entströmten, waren doch gar zu groß. War schon die deutsche Armee vor Antwerpen zu schwach gewesen, um die Festung völlig einzuschließen, so daß ein großer Teil der belgischen Armee sich an der Küste entlang nach Frankreich hatte retten können, so kamen jetzt auch noch neue Verstärkungen aus England, englisch-indische und französisch-afrikanische Truppen in Masse, verlängerten die französische Front bis an die Nordsee und versperrten uns hier den Weg. Die Uebermacht, die die Gegner hier, von Arras über Armentières, Ypern, Dixmuiden,

Nieuport, aufstellten, war so groß, daß sie ihrerseits voller Hoffnung waren, uns zu werfen und uns aus Belgien wieder zu vertreiben. Es ist nicht richtig, diese Kämpfe so aufzufassen, als ob unsere so sehr verlustreichen Angriffe auf diesem Nordflügel erfolglos geblieben seien; die andere Hälfte der Wahrheit ist, daß auch die Angriffe der Gegner ebenso erfolglos geblieben sind und die Verluste auf jener Seite wahrscheinlich noch größer waren als auf der unsrigen.

Wie dem nun auch sei, es hat sich ein strategisches Verhältnis herausgebildet, das man seit den Tagen Friedrichs des Großen nicht mehr gekannt hat: die unangreifbare Stellung. Festungen fallen heute nach einer bestimmten Frist ohne Hoffnung; gut angelegte und besetzte Feldstellungen aber scheinen uneinnehmbar. Für Napoleon und Moltke gab es keine unangreifbaren Stellungen: wenn das Zentrum nicht zu durchbrechen war, so konnte man doch immer um den einen oder anderen Flügel herum. Sollte es wirklich so sein, daß die französische Stellung von der Schweiz bis zur Nordsee weder zu durchbrechen, noch zu umgehen ist, ebensowenig wie die unsrige ihr gegenüber?

Als Friedrich der Große nach dem Abschluß des Friedens von Hubertsburg an das Niederschreiben seiner „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" ging, da schrieb er in der Einleitung die merkwürdige Betrachtung nieder: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die österreichischen Generale nicht abgehen werden von der Methode des Marschall Daun (welche ohne Widerspruch die gute ist), und daß man sie beim nächsten Krieg ebenso aufmerksam finden wird, sich gut zu postieren, wie in diesem. Das zwingt mich, zu bemerken, daß ein General unrecht haben würde, wenn er darauf losgeht, den Feind in Gebirgsstellungen oder coupiertem Terrain anzugreifen. Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen, zu diesem Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sichere Vorteile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großen Gefahren auszusetzen. Häuft viele kleine Vorteile, ihre Summe bringt große zusammen. Uebrigens ist der Angriff eines gut verteidigten Postens ein hartes Stück Arbeit; man kann leicht zurückgeworfen und geschlagen werden. Man siegt mit einem Verlust von fünfzehn und zwanzigtausend Mann; das legt eine schwere Bresche in eine Armee. Die Rekruten, selbst angenommen, ihr habt deren genug, ersetzen die Zahl, aber nicht die Qualität der Soldaten, welche ihr verloren habt, das Land entvölkert sich, indem es die Armee erneuert; die Truppen degenerieren, und wenn der Krieg lange währt, findet man sich endlich an der Spitze von schlecht exerzierten, schlecht disziplinierten Bauern, mit denen ihr kaum wagt, vor dem Feinde zu erscheinen."

Fast noch schärfer sagte der König einige Jahre später (1768) in seinem „Militärischen Testament", wie er künftig Krieg führen würde: „Ich würde zunächst soviel Land erobern, daß das Herbeischaffen der Lebensmittel mir gestatten würde, auf Kosten des Feindes zu leben und das für mich

günstigste Terrain zum Kriegsschauplatze auszuwählen; ich würde mich beeilen, meine Verteidigungslinie zu befestigen, bevor der Feind in meiner Nähe erschiene. Ich würde das Terrain von allen Seiten soweit rekognoszieren lassen, als man Streifparteien vorschicken kann; ich würde schleunigst Karten von allen Terrainstrecken aufnehmen lassen, die geeignet wären, unseren Gegnern zum Lager zu dienen, auch von allen Wegen, die dorthin führen können. Auf diese Weise würde ich mir Kenntnis des Landes verschaffen, und meine Karten gäben mir Aufklärung über die angreifbaren oder unangreifbaren Stellungen, wo die Oesterreicher im Begriff wären, sich aufzustellen. Ich würde es mir nicht angelegen sein lassen, allgemeine Gefechte zu beginnen, weil man eine Stellung nur mit beträchtlichen Verlusten erobern kann und weil in gebirgigem Lande die Verfolgungen nicht entscheidend werden können; aber ich würde mein Lager gut sichern; ich würde es mit aller Sorgfalt befestigen und alle meine Absichten darauf richten, gründlich die Detachements des Feindes zu schlagen, denn wenn Ihr eines seiner detachierten Korps vernichtet, bringt Ihr Verwirrung in seine ganze Armee, da es viel leichter ist, 15000 Mann zu erdrücken als 80000 zu schlagen; und während ihr weniger wagt, tut ihr doch fast dasselbe. Kleine Erfolge vervielfältigen heißt nichts anderes, als allmählich einen Schatz aufhäufen. Mit der Zeit ist man reich und man weiß nicht wie. Man darf den Angriff starker Stellungen nur im äußersten Notfalle unternehmen. Warum? — Weil alle Nachteile auf Seite des Angreifers sind. Wenn ein geschickter General einen Posten nimmt, wird er keine Höhe bis auf 3000 Schritte von sich unbesetzt lassen, wo man eine Batterie aufwerfen könnte. Ihr dürft beim Beginn der Aktion Eure Kavallerie nicht mit euch nehmen, wenn ihr sie nicht unnützerweise ruinieren wollt. Ihr könnt weder eure Flinten noch eure Kanonen gegen eine beherrschende Höhe, die ihr angreift, in Gebrauch setzen; das hieße gegen Menschen, die mit allerlei Waffen versehen sind, Bauern führen, die als einzige Waffe bloß Stöcke haben, und ihr habt das Kleingewehrfeuer des Feindes, seine Kanonenkugeln und das Kartätschenfeuer, unendlich mörderischer als das andere, auszuhalten und die Kavallerie, deren sich der Feind ebenfalls bedienen kann."

Auf Grund dieser und ähnlicher Aeußerungen auch aus früheren Jahren habe ich seiner Zeit festgestellt, daß zwischen der Strategie Friedrichs und seiner Vorgänger, Prinz Eugens, Marlboroughs und Gustav Adolfs auf der einen Seite und Napoleons und Moltke's auf der anderen Seite ein durchgreifender Unterschied bestehe. Diese Auffassung wurde anfänglich heftig bestritten. Ich sprach einmal mit dem Feldmarschall Graf Blumenthal darüber, der mir zustimmte und den merkwürdigen Zusatz machte, die friederizianische Strategie könne noch einmal wiederkommen. Sollten wir wirklich schon so weit sein?

Friedrichs System war ebenso wie das Prinz Eugens, Marlboroughs und Gustav Adolfs, wie ich es genannt habe, ein doppelpoliges, das je

nach den Umständen, nach der Einsicht und Kühnheit des Feldherrn bald mit den schweren Schlägen der Feldschlacht, bald durch geschickte Märsche und Manöver, Wegnahme von Magazinen und Belagerungen den Gegner mehr zu ermatten, als eigentlich niederzuwerfen strebte. Je länger der Siebenjährige Krieg dauerte, desto weiter entfernte sich der König vom Schlachtenpol und näherte sich dem Manöverpol, weil die Schlachten ihm, selbst wenn sie siegreich waren, im Verhältnis zu den ungeheuren Verlusten nicht genug einbrachten. So wie heute die verbesserten Feuerwaffen und sonstige Technik, so war es damals die ungeheuere Vermehrung der Artillerie, die den Angriff so erschwerte. Am charakteristischsten für Friedrichs Verfahren ist vielleicht der Feldzug von 1758. Der König versuchte zuerst, ohne die österreichische Hauptmacht vorher geschlagen zu haben, die Festung Olmütz in Mähren zu belagern. Das mißglückte. Daun manövrierte die Preußen zurück und sie standen sich nunmehr 6 Wochen in Böhmen, in der Gegend von Königgrätz, einander gegenüber, ohne daß einer den andern in seinen guten Stellungen anzugreifen wagte. Mittlerweile aber kamen die Russen, hatten Ostpreußen genommen, fielen in die Neumark ein und beschossen Küstrin. Friedrich kehrte gegen sie um und schlug sie bei Zorndorf; der Sieg war aber doch nicht groß genug, um den Frieden zu erzwingen. Die Russen blieben sogar im Lande und belagerten Kolberg. Man sieht, es sind gewisse Analogien mit der Gegenwart; im besonderen der Stillstand auf dem einen Kriegsschauplatz, weil in dem Hügellande Mähren-Böhmen Schlachten zu wenig Aussicht boten, und das Suchen nach einer größeren Entscheidung auf der anderen Front, der russischen. Aber es sind doch auch sehr große Unterschiede. Zunächst wissen wir noch nicht, ob nicht die heutige Kampfespause im Westen nur eine vorübergehende ist und schließlich doch mit einem Durchbruch und völliger Niederwerfung der Franzosen endet. Ferner sind die Siege Hindenburgs über die Russen doch noch sehr viel wuchtiger, als einst der Sieg Friedrichs bei Zorndorf. Das macht, das Kräfteverhältnis, in dem wir heute kämpfen, ist doch ein unendlich viel günstigeres als das, mit dem Friedrich sich abzufinden hatte. Friedrich hat nicht nur Ostpreußen und Cleve, sondern auch zeitweilig große Stücke der Mittelprovinzen, zweimal sogar Berlin an die Gegner verloren und sich dennoch endlich siegreich behauptet. Friedrich hat im besonderen auch große Schlachten bei Kollin und Kunersdorf und noch dazu Hochkirch und Maxen verloren. Wir haben uns wohl außerstande gesehen, dieses oder jenes kühn in Angriff genommene Unternehmen durchzuführen, wie den Vorstoß gegen die Seine, den Angriff auf die Yserstellung und den ersten Vormarsch Hindenburgs gegen die Weichsel. Unser eigenes Gebiet ist aber nur an den äußersten Grenzen von den Gegnern berührt worden, und eine Schlacht haben wir überhaupt nicht verloren. Unseren Bundesgenossen ist es freilich weniger gut gegangen; sie haben Galizien nach verlustreichen Gefechten fast ganz räumen und nach Wiedernahme abermals räumen müssen, und sie sind namentlich aus

Serbien, das sie schon überwunden glaubten, wieder herausgeschlagen worden.

Durch ein geniales Strategem hat der Feldmarschall v. Hindenburg (abgesehen von Serbien) auf dem östlichen Kriegsschauplatz wieder die Oberhand gewonnen. Er nahm seinen Rückzug von der Weichsel nicht in der Richtung nach Berlin, sondern nach Schlesien, indem er den Russen durch systematische Zerstörung der Wege das Folgen erschwerte: in beinahe lyrischen Tönen hat sich ja der russische Generalstab nachher selbst über diese Art, ihm die Arbeit sauer zu machen, beklagt. Das Verfahren der Deutschen war dem Großfürsten Nikolai um so unangenehmer, als er seinen Angriff ebenfalls nicht in der Richtung auf Berlin, sondern zunächst auf Schlesien anzusetzen gedachte. Das war nicht schlecht gedacht. Die Richtung von Warschau auf Berlin führt vorbei an der gewaltigen Flankenstellung der Deutschen an der unteren Weichsel, besetzt mit den Festungen Thorn, Graudenz, Danzig, und an Thorn anschließend dem Netze-Warthe-Abschnitt bis Küstrin. Diese Flankenstellung, die leicht verteidigt werden kann, in die plötzlich Armeen befördert werden, aus der sie ebenso plötzlich herausbrechen können, ist der eigentliche Schutz von Berlin. Die Russen gedachten also hier nur eine Seitendeckung von einigen Korps aufzustellen, mit der Hauptmasse aber sich mehr südlich zu halten. Fand man hier überdies die Hindenburgschen Truppen, überwältigte sie mit der Uebermacht und nahm Schlesien in Besitz, so konnte man sich ebenso gegen Berlin wie gegen Wien wenden. Schon war man der schlesischen und posenschen Grenze ganz nahe, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß die Hindenburgische Armee hier verschwunden sei, sich mit Hilfe des reichen preußischen Eisenbahnnetzes nach Preußen begeben habe und von Thorn aus nun einen Flankenstoß mache. Dieser Stoß warf zunächst die russischen Korps, die den Vormarsch des Gros gegen Thorn decken sollte, über den Haufen und zwang dadurch das Gros, sich nach der rechten Flanke zu entwickeln — eine für so große Massen überaus schwierige Bewegung. Schon stand ein Teil der Preußen den Russen zwischen Lodz und Warschau im Rücken. Es fehlte nicht viel, so hätte, wie bei Tannenberg eine ganze russische Armee kapitulieren müssen. Aber die Zahl der Deutschen war im Verhältnis zu der Masse der Russen doch für einen solchen Erfolg zu klein. Die Russen zogen noch Reserven aus Warschau nach, die nun ihrerseits die Preußen im Rücken angriffen — anders als bei Tannenberg, wo ja auch die Rennenkampf'sche Armee im Rücken Hindenburgs stand, aber aus noch nicht aufgeklärten Gründen nicht vorging. Diesmal kam der russische Rückenangriff, und so mußten sich die Preußen aus der umfaßten Umfassung wieder herausschlagen. Aber wennschon keine russische Armee wieder vernichtet war, der Vormarsch der Russen gegen die deutsche Grenze war gebrochen, und mittlerweile erhielt Hindenburg Verstärkung über Verstärkung aus dem Lande und vom westlichen Kriegsschauplatz, so daß die Russen sich auf eine Verteidigungslinie

etwa 50 Kilometer vor Warschau haben zurückziehen müssen. Die Kämpfe gehen in diesem Augenblick dort weiter und es mag uns noch recht Bedeutendes beschieden sein. Aber auch, wenn das nicht eintreten sollte, die Hauptsache ist auf alle Fälle erreicht: die russische Offensivkraft ist gelähmt und vielleicht schon definitiv gebrochen. „Die Dampfwalze“ wird nicht wiederkehren.

Hier ergibt sich noch einmal eine Parallele mit dem Jahre 1758 im Siebenjährigen Kriege. Was tat Daun, als der König abgezogen war, um die Russen in der Neumark anzugreifen? Er drückt das zurückgelassene kleine Korps des Prinzen Heinrich allmählich eine Anzahl Märsche zurück und überlegte, wo und wie er es am besten angreifen könne. Ehe er mit diesen Ueberlegungen fertig war, war der König schon wieder von Zorndorf zurück, und wenn er jetzt nicht den Fehler des ungeschützten Lagers in Hochkirch gemacht hätte, so hätte Daun garnichts erreicht. Einen Fehler wie „Hochkirch“ wird die heutige deutsche Heeresleitung nicht machen, kann es ja garnicht, da wir im Westen bereits uns lauter feste Stellungen gesichert haben und wenn wir Hochkirch also ausschalten, so ergibt sich eine Parallele zwischen Daun und Joffre, wie wir sie uns nicht besser wünschen können. Auch Joffre hat sich, nachdem die Versetzung einer Anzahl deutscher Armeekorps von Westen nach Osten sich bemerkbar machte, noch ziemlich lange besonnen. Endlich, vielleicht von den Russen dazu gedrängt, hat er sich mit dem famosen Tagesbefehl vom 17. Dezember, der „nicht in die Presse kommen sollte“, aber in die Hände der Deutschen kam, zum Angriff in Bewegung gesetzt. Alle diese Angriffe sind mit den schwersten Verlusten für die Angreifer an den deutschen Feldstellungen abgeprallt. Auch die Offensivkraft der Franzosen scheint geschwunden. Was wir noch gegen die französischen Feldstellungen einmal ausrichten werden, wird die Zukunft zeigen. Daß die westlichen verbündeten Heere gegen die unsrigen, selbst bei geschwächter Besatzung, nichts ausrichten können, ist jetzt dargetan.

Schon seit die Türkei sich entschlossen hat, in den Krieg einzugreifen, ist die Hoffnung unserer Gegner, durch Heranziehung von immer mehr Truppen, englischen Neuformationen, Indern und Portugiesen, uns in Flandern mit den Massen zu überwältigen, in Rauch aufgegangen. Der Schutz Aegyptens erfordert die Armeekorps, die sonst am Aermel-Kanal gekämpft hätten.

Die einzige Hoffnung, die den Engländern geblieben ist, uns niederzupressen, bleibt die Aushungerung. Wenn die Insulaner sich jetzt beschweren, daß wir ihre Küstenstädte bombardieren, so mag man ihnen, neben den sonstigen Gründen, auch entgegenhalten, daß der Hungertod, über ganze Völker verhängt, auch nicht zu den humanen Kriegsmitteln gehört. Wie aber ist die Aushungerung Deutschland-Oesterreichs überhaupt möglich, so lange sie an so vielen Stellen an neutrale Länder grenzen, aus denen sie ihre Bedürfnisse ergänzen können? Wie wollen die Eng-

länder den Handel zwischen Amerika und Argentinien auf der einen Seite, Italien, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden auf der anderen verhindern? Das allgemein anerkannte Völkerrecht gab dazu schon mehr Handhaben, als man meinen sollte, aber sie haben sich damit nicht begnügt. Man kann es als ein Zeichen der höchsten Not ansehen, daß sie eine Regel des auch von ihnen anerkannten Rechts nach der anderen gebrochen haben, um nicht nur den deutschen, sondern auch den neutralen Handel zu unterbinden. Wie lange und wie weit werden sich die Neutralen das gefallen lassen? Die Zusammenkunft der skandinavischen Könige scheint ein beachtenswertes Sympton, daß sich hier ein Widerstand vorbereitet der schon mit einem ganz mäßigen Erfolg doch die Rechnung, uns durch den Hunger zu bezwingen, zu nichte machen würde — nämlich auch in den Augen der Engländer: bei uns weiß man, daß wir auch allein auf die eigenen Mittel angewiesen durchkommen würden.*)

Der einzige dunkle Punkt in unserer Gesamtlage bleibt die Niederlage der Oesterreicher in Serbien. Aber auch diese ist nicht irreparabel.

28. 12. 14. Delbrück.

*) Jüngst wieder eingehend nachgewiesen in dem im Verein mit mehreren anderen Gelehrten von Paul Eltzbacher herausgegebenen Buche „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan". Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. 196 S.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Baumberger, Georg. 8 Tage bei den Jesuiten. Preis M. 0,50. H. Potthoff, Bochum.

Briefe vom Kreuzberg, mit Vorwort von Dr. P. Schmidt. Preis M. 0,50. H. Potthoff, Bochum.

Der Kunstwart und Kulturwart. Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten. 27. Jahrg. „Kriegsausgabe" im halben Umfange, statt für M. 4,50 für M. 2,25 vierteljährlich. Herausgeg. von F. Avenarius. Georg D. W. Callwey, München.

Deutsche Rundschau, herausgegeben von Julius Rodenberg, 40. Jahrgang. Vierteljährlich M. 7,50. Einzelh. M. 2,50. Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel, Berlin).

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, herausgegeben von George Cleinow. Vierteljährlich M. 6, das Heft M. 0,60. Berlin SW. 11.

Die Hilfe, Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Friedrich Naumann. Vierteljährlich M. 2,50. Einzelnes Heft M. 0,25. Verlag der Hilfe Berlin—Schöneberg.

Die Partei der Zukunft von einem Deutschen. Geh. M. 2,50, geb. M. 3. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weiche, Leipzig 1914.

Hardenberg, R. Industrie, Handel und Gewerbe, Handbuch für Jedermann. M. 5. H. Potthoff, Buchhandlung, Bochum.

Historische Zeitschrift. Begründet von Heinrich v. Sybel. Herausgeg. von Friedrich Meinecke und Fritz Vigener. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.

Kriegsschriften des Kaiser Wilhelm-Dank. Heft 8. Deutschland und der Krieg. von Prof. Dr. Eduard Meyer. — Um welche Güter kämpfen wir? von Prof. Dr. Friedrich Meinecke. Preis M. 0,30. Kameradschaft, Berlin W. 35.

Lichtstrahlen. Monatliches Bildungsorgan für denkende Arbeiter. Herausgegeben von Julian Borchardt. Nr. 1. Preis M. 0,10. Verlag der Lichtstrahlen, Berlin-Lichterfelde.

Liebert, E. v. Feldmarschall Neithardt von Gneisenau. ein Lebensbild. Illustrierte Helden-Bibliothek, Heft 21. Verlagsanstalt Dr. Ed. Rose, Neurode i. Schl.

Martin, Alfred v. Mittelalterliche Welt- und Lebensanschauung. Historische Bibliothek, Band 33. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Mitteilungen des Deutsch-Südamerikanischen Instituts, Heft 3. Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin.

Müller, Robert. Was erwartet Oesterreich von seinem jungen Thronfolger? Hugo Schmidt's Verlag, München.

Piloty, Dr. Robert. Ernst Moritz Arndt. Eine Bedeutung für die deutsche Gegenwart. Preis M. 0,75. Siegfried Perschmann, Würzburg.

Preisbildung für gewerbliche Erzeugnisse. III. Teil. Mit Beiträgen von H. Schrader, W. Czempin, G. Schwalenberg. Herausgegeben von Franz Eulenburg. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 142. Band. 3. Teil. Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

—„— VI. Teil. Mit Beiträgen von G. Paschke und W. Backhoff. Herausgegeben von Franz Eulenburg. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 148. Band. I. Teil. Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Quadflieg, Dr. Franz. Russische Expansionspolitik 1774—1914. M. 4. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Rathgen, Karl. Deutschland, die Weltmächte und der Krieg. Preis M. 0,50. L. Friederichsen & Co., Hamburg.

Rohrbach, Paul. Warum es der deutsche Krieg ist! Politische Flugschrift I Heft. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Preis M. 0,50. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.

Schliep, Dr. Ludwig. Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan. Geb. M. 3. Gebr. Paetel, Berlin.

Schule und Lehrerstand im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Zwei Vorträge. Preis M. 0,20. H. Potthoff, Bochum.

Schürer von Waldheim, Dr. Die Heilung und Verhütung des Krebses. Schworella & Heick, Wien.

Siegel, Gustav. Die Preisbewegung elektrischer Arbeit seit 1898. Schriften für Sozialpolitik. Band 143. III. Teil. Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Smith, Dr. Francis. Beiträge zur florentinischen Verfassungs- und Heeresgeschichte. Mit einer Karte von Toskana. Verlag der Dyk'schen Buchhandlung, Leipzig 1914.

Die Städtischen Bücherhallen zu Leipzig 1914 anlässlich der internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Otto Harrassowitz, Leipzig 1914.

Sträter, August. Die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland im Jahre 1872. M. 1,60. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Freiburg i. Br.

Swoboda, Dr. Heinrich. Griechische Geschichte. Vierte, verbesserte Auflage. (Sammlung Göschen Nr. 49). Preis in Leinwand gebunden M. 0,90. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G.m.b.H. in Berlin und Leipzig.

Tabellen über die Bevölkerungsvorgänge Berlins im Jahre 1912. Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt. Preis M. 3,50. Verlag Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1914.

Topp, Franz. Die Wohnungsverhältnisse der Volksschullehrer im rhein.-westfälischen Industriebezirke. M. 1. H. Potthoff, Bochum.

Uebersichten aus der Berliner Statistik für die Jahre 1908 bis 1912 (zum Teil auch 1913). Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Berlin. Verlag P. Stankiewicz, Berlin.

Valentin, Dr. Veit. Die Mächte des Dreiverbandes. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1914.

Vermeersch, Prof. Dr. Arthur. Die Toleranz. Deutsche Ausgabe von Dr. Albert Steumer. M. 3,50, geb. M. 4.50. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.

Wagner, Reinhold. König Eduard VII. von England. Preis M. 0,50. Karl Curtius, Berlin.

Wahl, Albert. Beiträge zur Geschichte der Konfliktszeit. M. 3. J. C. B. Mohr, Tübingen.

Wehberg, Hans. Die panamerikanische Bewegung. Staatsbürger-Bibliothek. Heft 48. Preis M. 0,45. Volksvereinsverlag 1914, M.Gladbach.

Arnold, Robert F. Die Kultur der Renaissance. Zweite verbesserte Auflage. Sammlung Göschen No. 189 in Leinenwand geb. M. 0,90. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G.m.b.H., Berlin und Leipzig.

Dahlke, Paul. Buddhismus als Religion. Preis M. 8. Walter Markgrafen, Leipzig 1914.

Deutschland und der Weltkrieg. M. 4. J. U. Kern's Verlag (Max Müller), Breslau.

Frey. Mein Handwerkszeug. Schülerbibliothek. M. 1. B. G. Teubner, Leipzig.

Goldscheid, Rudolf. Das Verhältnis der äusseren Politik zur inneren. M. . Anzengruber-Verlag, Wien.

Handbuch für Heer und Flotte. Enzyklopädie der Kriegswissenschaften und verwandter Gebiete. Herausgegeben von Georg v. Alten †, fortgeführt von Hans v. Albert. Band VI. M. 26. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1914.

Niemeyer, Th., und Strupp, K. Jahrbuch des Völkerrechts. II. Bd., 1. Hälfte. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Verwaltungsbericht der Landesversicherungsanstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1913.

Scheffel, P. H. Verkehrsgeschichte der Alpen. II. Band, M. 12. Dietrich Reimer, Berlin.

Schiefner, Anton. Kalewala, das Nationalepos der Finnen; nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen. Verlag Georg Müller, München 1914.

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. 38. Jahrgang. Herausg. von Gustav Schmoller. IV. Heft. Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Schweizer, habt Acht! Der Anglo-französische Neutralitätsbruch und seine Bedeutung für die Eidgenossenschaft von einem Schweizer. Georg Müller, München 1914.

Storm, Theodor. Geschichte aus der Tonne. Preis M. 2. Geschenkausgabe M. 4. Gebr. Paetel, Berlin.

Tschudi, Rudolf. Der Islam und der Krieg. Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Heft 7. Preis M. 0,50. L. Friedrichsen & Co., Hamburg 1914.

Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Mit 75 Karikaturen. M. 3, geb. M. 4. Herausgegeben von Dr. Werner Klette. Delphin-Verlag, München.

Vesper, Will. Vom grossen Krieg 1914. Geschichte. Preis M. 0,80. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Bauer, Führer und Helden. Federzeichnungen. In Mappe M. 2,50. B. G. Teubner, Leipzig 1914.

v. Berzeviczy, Albert. Griechische Reiseskizzen aus dem Sommer 1912. Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Birt, Theodor. Unser Krieg in Gedichten und Liedern. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Bonn, Peter. Die Hungersnot in unseren Grossstädten, und wie man diese Quelle der Verbrechen verstopfen kann. M. 1,20. Volksvereins-Verlag, M.Gladbach.

Borschling, Prof. Dr. Das belgische Problem. Preis M. 0,50. L. Friederichsen & Co., Hamburg.

Bredow, Heinrich. Lodernde Flammen. Kriegsgedichte. Preis M. 0,10. C. Erich Behrens-Verlag, Hamburg.

Briefe Bismarcks an Schwester und Schwager 1843 bis 1897. Preis M. 5, geb. M. 6. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Chinesische Märchen. Uebersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Geb. M. 3, in Seide geb. M. 5,50. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Collier, Price. Deutschland und die Deutschen, vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Verlag von George Westermann, Berlin, Braunschweig, Hamburg 1914.

Das neue Deutschland. 12. Jahrgang der Süddeutschen Monatshefte. Heft 1. Preis M. 1,50. Süddeutsche Monatshefte, München.

Der deutsche Krieg in deutschen Gedichten. Zwischen den Schlachten. Morawe & Scheffelt, Berlin 1914.

Dietrich, Rudolf. Betriebs-Wissenschaft. Preis M. 20. Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Diplomatikus. Wann wird der Krieg beendet sein? Preis M. 0,30. A. Berthold Sturm's Verlag, Dresden

In Eiserner Zeit! Ein Denkmal deutscher Heldengrösse. Einzelpreis M. 0,40. Trowitzsch & Sohn, Berlin.

Eissfeldt. Israels Geschichte. 4. Heft. Preis M. 0,50. J. B. C. Mohr, Tübingen.

Fahlbeck, Pontus E. Världskriget och Vi. — Statsvetenskaplig Tidskrift för Politik, Statistik, Ekonomi. No. 4. Pris för årgång 6 kr. C. W. K. Gleerup, Lund.

Feldmann, W. Zur Lösung der polnischen Frage. Offener Brief an Herrn George Cleinow und Herrn Maximilian Harden. Verlag Karl Curtius, Berlin 1914.

Flemmings Spezialkarte für den Kriegsschauplatz in Polen. M. 1. Carl Flemming, Berlin und Glogau.

—„— Kriegskarte No. 14. England und die französisch-belgischen Kanalküsten. Preis M. 1. Berlin und Glogau, Carl Flemming Verlag.

Florenz, Prof. Dr. Deutschland und Japan. Preis M. 0.50. L. Friedrichsen & Co., Hamburg.

Franke. Otto Deutschland und England in Ostasien. Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Preis M. 0.50. L. Friedrichsen & Co., Hamburg.

Frölich, Fr. Die Stellung der deutschen Maschinenindustrie im deutschen Wirtschaftsleben und auf dem Weltmarkte. M. 3. Julius Springer. Berlin.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Die Geschichtsphilosophie Dostojewskis und der gegenwärtige Krieg.

Von

Dr. Max Hildebert Boehm (Straßburg).

I. Einleitung.

Es schiene verfrüht, wenn heute schon die geschichtsphilosophischen Kategorien des Gegenwartsdenkens sich der gewaltig aufgewühlten Flut des Geschehens um uns herum stauend und festigend bemächtigten. Wenn es aber schon allerorts unser Bemühen ist, diesen Kampf aus den besten Traditionen deutschen Wesens zu begreifen, dann muß es auch erlaubt sein, den Geist Dostojewskis, des genialsten Sohnes der russischen Erde, heraufzubeschwören und seinem Richtspruch die gegenwärtigen Entwicklungstendenzen seines Volkes gegenüberzustellen. Für uns wie für den Feind ist es eine gleich ernste Frage, ob auch er den tiefsinnigsten Wortführer seines Nationalgeistes unsichtbar den Truppen voranschreiten sehen darf, so wie unsere geistigen Ahnen den großen Entscheidungskampf um die Weiterentfaltung deutscher Art mitkämpfen.

Der Gang der Ereignisse macht es uns fürder unmöglich, Rußland als den schüchternen Renoncen Europas anzusehen, dem wir auf sein bescheidenes Klopfen ein wenig Anteil an unserer westlichen Kultur gnädig vergönnen. Ein grobes Poltern ist aus dem Klopfen geworden, ein so ungeschlachtes, daß wir vielleicht schon allzuschnell mit dem Wort „Barbarei" bei der Hand sind. Selbst in der Hitze des Kampfes sollten wir nicht vergessen, daß dieses Volk in nicht ganz hundert Jahren die genialen Leistungen eines Puschkin, Gogol, Lermontow, Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi, Tschechow hervorgebracht hat, eine Reihe von Namen, die keineswegs den Bestand wertvoller russischer Dichtung im letzten Jahrhundert erschöpft. Wir

haben selber kein Interesse daran, den Kampf dadurch zu entweihen, daß wir unseren Gegner verkleinern. Viel richtiger scheint es, im Werk eines großen Repräsentanten des Russentums den Ideen nachzugehen, die diesen Zusammenstoß vorbereitet haben. Mit einer ein wenig naiven Ueberlegenheit betrachteten wir die Entwicklung Rußlands als einen Prozeß der Akkomodation an den Westen. In unsere geschichtsphilosophischen Konstruktionen, denen irgendwie das Wachstum der europäischen Kultur von Hellas über Rom durch das katholische Mittelalter zu der nationalen Differenzierung der neuen Zeit zugrunde lag, war für das Russentum kein rechter Platz. In Dostojewski erwacht dieser slavische Osten zu geschichtsphilosophischem Selbstbewußtsein. Eine solche neu zentrierte Deutung des weltgeschichtlichen Verlaufes wäre in jedem Falle ernstester Beachtung wert. Im Augenblick aber knüpft sich daran noch das bereits erwähnte weitere Interesse, wie sich diesem geschichtsphilosophischen Schema die jüngsten Ereignisse einfügen. Es kommt auch der Klärung des letzteren Problems zugute, wenn wir zunächst eine objektive Darstellung der Geschichtsphilosophie Dostojewskis bieten und erst im Schlußabschnitt den Weltkrieg einbeziehen. Nur bei solch sachlicher Kühle kann erfolgreich der Frage nachgegangen werden, wie weit das Slaventum bei seinem jetzigen Vordringen mit sich selbst im reinen ist.

Die Struktur dieser Geschichtsphilosophie berührt uns naturgemäß fremdartig. Daß die methodologisch-formalistische Drehung der Fragestellung hier nicht vollzogen ist, kann nicht wundernehmen, da die historischen Voraussetzungen, die in unserer Geistesgeschichte zu dieser Wendung des Problems geführt haben, für Dostojewski nicht gegeben waren. Welche geschichtlichen Bedingungen seine Theorie unterbauten, in welchem Maße westliche Einflüsse auf Umwegen auch in sein Denken eingeströmt sind, das soll in diesem Zusammenhang gänzlich außer acht bleiben, für das Verständnis seiner Doktrin ist es auch von geringem Belang. Einer ihrer Hauptreize besteht gerade in einer gewissen jugendlichen Frische historisch unbelasteten Denkens. Als ein wesentlicher Mangel könnte es erscheinen, daß dem Denker weite Kulturgebiete, wie das germanische Mittelalter und auch die Antike, fast völlig fremd geblieben sind. Aber seine Deutung bezieht sich auch nicht in dem Maße auf die Vergangenheit, wie auf die Zukunft. Die Eule der Minerva scheint hier die Laune zu haben, einmal ums Morgenrot ihren Flug zu wagen. Und so ist das Pathos, von dem diese Doktrin getragen

ist, keineswegs theoretische Beschaulichkeit irgendwelcher Art, sondern diese Gedanken haben etwas prophetisch Aufwühlendes. Gläubig geschaute Zukunftsaufgaben werden in einen gewaltigen Zusammenhang welthistorischen Sinnes hineingestellt. Ein politisches Programm erhält eine philosophische Weihe.

Ganz von selbst richten sich hier unsere Gedanken auf Fichte. Man erinnert sich, wie auch bei ihm aus einem geschichtsphilosophischen Schema ein ungeheurer praktisch-ethischer Antrieb für die Gestaltung der Zukunft erwuchs. Doch gerade hier tritt der Unterschied zwischen dem deutschen und dem russischen Denker klar zutage. Fichte konnte seinem Evolutionsschema einen ethischen Gedanken zugrunde legen. Aus der vollendeten Sündhaftigkeit der Aufklärung sieht er in der nationalen Wiedergeburt seines Volkes eine anhebende Rechtfertigung sich emporringen. Dostojewski geht von der religiösen Idee aus. In seiner Stellung zu Gott und nur in ihr sieht er das Wesen eines Volkes.*) Allein die Religion fundiert die historischen Einheiten. Die Nationalität wird ihr gegenüber zu einem sekundären Faktor. Zu dieser Grundvoraussetzung kommt dann — sie gewissermaßen inhaltlich erfüllend — hinzu die Ueberzeugung von der Absolutheit des Christentums und von seiner reinen Vertretung in der griechisch-katholischen Orthodoxie.

Von diesem archimedischen Punkt aus wird dann die Entwicklung der abendländischen Welt neu gerichtet. Antike, Mittelalter, Neuzeit, all dies wird gewissermaßen zu einer Vorbereitung der slavischen Weltmission, und es ist keineswegs mehr Rußland, das um Anteil an der okzidentalen Kultur bettelt — diese Auffassung erscheint als beinahe lächerliche Anmaßung des alternden Westens —, sondern die Frage stellt sich vielmehr so, ob der russische Geist an die Genesung des dahinsiechenden Europa überhaupt noch seine junge Kraft dransetzen will, oder ob er es seinem Zerfall überlassen und sein großes Zukunftswort zunächst einmal dem Osten predigen soll.

II. Dostojewskis Kritik des Westens.

Die christozentrische Geschichtsauffassung, die die selbstverständliche Grundlage der Theorien Dostojewskis ist, bringt es also mit

*) „Dämonen“ I, 362 ff. Die Zitate beziehen sich auf die neue deutsche Gesamtausgabe des Piperschen Verlages, unter Mitarbeiterschaft von Mereschkowski, Philossofhow u. a., herausgegeben von Moeller van den Bruck. Die in erster Linie in Betracht kommenden Bände der Literarischen und Politischen Schriften sind mit L. und P. abgekürzt.

sich, daß von vornherein die Antike und innerhalb ihrer besonders das Griechentum bloß zu einer Art von unwesentlichem Vorspiel herabgedrückt wird, die orthodoxe Deutung wiederum läßt erst die Epoche bedeutsam erscheinen, wo das Russentum mit der abendländischen Welt in Berührung tritt, also die letzten Jahrhunderte der Neuzeit.

Das Wesen des Griechentums ist die Vergötterung der Natur, das Römertum ist charakterisiert durch die Verabsolutierung des Staates.*) In diesem römischen Staatsgedanken aber sieht Dostojewski die Zentralidee der gesunden ferneren Entwicklung des europäischen Westens, denn in stets neuer Gestalt bestimmt er dessen Geschichte bis in die Gegenwart hinauf. Nichts anderes ist nämlich der römische Katholizismus als eine Fortsetzung der Idee des Imperiums**), und der Sozialismus schließlich muß ebenfalls als eine Phase derselben Idee begriffen werden.***)

Der Ergründung des Problems des römischen Katholizismus hat Dostojewski sich ganz besonders hingegeben, von den verschiedensten Seiten beleuchtet er ihn immer wieder aufs neue. Die großartigste Erörterung ist die Darstellung des „Großinquisitors",†) die episodisch in die „Brüder Karamasow" hineingearbeitet ist. Die Dialektik der Idee fügt sich in die dichterische Einkleidung, daß der im Zeitalter der Inquisition für einen Augenblick auf die Erde gekommene Christus vom Großinquisitor gefangen gesetzt wird. Die Worte, die dieser im Verhör an den Heiland richtet, enthalten eine bis an die Grenze des Zynismus hinaufgetriebene Entwicklung der römisch-katholischen Idee. Zunächst wird dem gefangenen Christus das Wort verboten, denn nach katholischer Auffassung hat er mit seinem Tod alle Gewalt an den Papst übergeben und besitzt nicht mehr die Möglichkeit, zu dem abgeschlossenen Bestand der einmaligen Offenbarung etwas Neues hinzuzufügen. Die radikale Argumentation des Kirchenfürsten spitzt sich zu der Behauptung zu, der Katholizismus habe sich statt für Jesus für den Teufel der Versuchungsgeschichte entschieden, und zwar mit dem Moment, wo er die Idee des römischen Imperiums in sich aufgenommen habe. Der Grundvorwurf, der Christus gemacht wird, geht dahin, daß er der Menschheit die Freiheit gepredigt hat, obgleich die Freiheit die Menschen bloß unglücklich macht. Gegen den

*) Dämonen I, 364.
**) L. 210, P. 33.
***) P. 68, 213 ff.
†) Brüder Karamasow I, 492 ff, auch als Sonderausgabe in der Inselbücherei erschienen.

Autonomiegedanken wird das eudämonistische Prinzip ausgespielt. Dies symbolisiert sich zunächst in der Anerkennung des beherrschenden Rechts auf physische Sättigung: Umwandlung der Steine in Brot. Dies von Christus verschmähte Mittel benutzt der Katholizismus, um die Anbetung der großen Menge der Schwachen zu erkaufen, die dafür gern auf ihre Freiheit verzichtet. Das Prinzip der freien Nachfolge wird ersetzt durch das der Autorität, die durch Wunder und Geheimnis sanktioniert wird. Dies führt auf die zweite Versuchung, den Sturz vom Tempel. Das auf diese neue Grundlage gestellte „Christentum" verfällt auch der dritten Versuchung. Es nimmt die römische Idee der Weltherrschaft in sich auf. Der christliche Geist des Vertrauens in die Menschheit, der sie heben möchte selbst auf Kosten ihres Glücks, ist ersetzt durch den teuflischen Geist der Verachtung, der ihre Niedrigkeit in kluge Berechnung zieht und darauf eine antichristliche Kirchenorganisation gründet. Die mitleidige Anerkennung menschlicher Schwächen führt zu der im Ablaß liegenden Erlaubnis, zu sündigen. Der Katholizismus ist antichristlich, er ist gottlos.

Wenn man diesen Ideengang, der im Roman dem einen der Brüder, Iwan Karamasow, in den Mund gelegt wird, mit den Aeußerungen über den Katholizismus zusammenhält, die sich in theoretischen Zusammenhängen finden, dann wird deutlich, daß er in extremer Pointierung Dostojewskis eigene Ansicht enthält.*) Es wird einmal geradezu ausgesprochen, daß Katholizismus schlimmer als Atheismus sei. Das Wesentliche ist, daß er die kirchliche Idee an den Staatsgedanken preisgibt. Darin sieht Dostojewski überhaupt ein Charakteristikum der westlichen Welt, daß in ihr die Kirche die Tendenz hat, sich in den Staat aufzulösen, während im Osten das Umgekehrte der Fall ist.**)

Es ist noch nicht an der Zeit, auf die Art und Weise einzugehen, in der auch der Osten an der Erbschaft des altrömischen Universalitätsgedankens teilhat. Der Verfolg ihrer westlichen Ausprägung im Katholizismus lenkt die Betrachtung auf das Land, das im Mittelalter das romanische Erbe am eindrucksvollsten vertreten hat: Frankreich ist der Staat, dessen wesenhafte Funktion die Vertretung des Katholizismus ist.***) In dieser Aufgabe sieht Dostojewski die Wurzel des Einflusses, den Frankreich durch das ganze Mittel-

*) Vgl. z. B. P. 81.
**) L. 351, ferner Brüder Karamasow I, 120 ff.
***) P. 57.

alter bis an die Schwelle der Gegenwart auf die romanischen Völker und das gesamte Europa ausgeübt hat. Mit dem Augenblick aber, wo es in der großen Revolution mit der katholischen Idee brach, hat es seine lebendige Kraft verloren. Es ist nun von höchstem Interesse, wie der Denker auch in diesem welthistorischen Umschwung und in Frankreichs fernerer Entwicklung das Weiterwirken desselben römischen Geistes aufzuzeigen sucht, der anderthalb Jahrtausende sich in der Form des Katholizismus auswirkte. Die französische Revolution ist die Wendung zum Sozialismus, zur Pazifizierung und Organisation der menschlichen Gesellschaft ohne Christus und außerhalb von Christus.*) Ideengeschichtlich bedeutet sie also die Krönung des Prozesses, der auf die Emanzipation der zivilisatorischen Grundsätze von der Religion hinausläuft. Die Brücke aber, die den neuen Sozialismus mit der alten katholischen, also letztlich römischen Idee verbindet, ist die Gewaltsamkeit, mit der die Allvereinigung der Menschen sich vollziehen soll. Freilich hat in der Vollstreckung dieses neuen Modus der Gemeinschaftsidee die Revolution nur halben Erfolg gehabt, sie hat die vorher rechtlose Bourgeoisie zur Herrscherin gemacht, die sich nun einer weiteren Geltendmachung desselben Grundsatzes entgegenstellt, der ihre Machtstellung begründet hat.**) So ist jetzt das Proletariat der Träger des sozialistischen Gleichheitsgedankens geworden.

Die Ausführungen, die als Quellen seiner geschichtsphilosophischen Anschauungen in vorderster Linie in Betracht kommen, sind in dem politischen Tagebuch zu finden, das er von den siebziger Jahren bis zu seinem Tode im Januar 1881 herausgab. Es ist hier nicht die Aufgabe, die Tagesfragen der Politik Frankreichs aus jener Zeit im Licht seiner Darstellung zu erörtern, sondern es kommt nur auf die grundlegenden Ideen an, die die Richtung seiner politischen Meinungen bestimmen. Allerdings gilt ihm der lediglich zivilisatorische Geist des modernen Frankreichs als der reinere gegenüber dem Katholizismus mit seiner geheimen Gottlosigkeit, aber er verkennt nicht den vollendeten Atheismus auch dieser modernen Theorien. Die Halbwissenschaft der Aufgeklärten ist ihm eine schrecklichere Menschheitsgeißel als Pest, Hungersnot und Krieg.***) Er kennt den Abstand, der sie von der echten Wissenschaft trennt, übersieht aber auch nicht das Abhängigkeitsverhältnis, in das die letztere heute

*) P. 58, 476.
**) Vgl. die vortreffliche Darstellung der bourgeoisen Dialektik. P. 242 ff.
***) Dämonen I, 363.

geraten ist. Grundidee der Bourgeoisie ist: Jeder für sich und nur für sich und alle Gemeinschaft zwischen den Menschen einzig für sich. Sie ist zugleich die Hauptidee des XIX. Jahrhunderts in der westeuropäischen Welt,*) großenteils durch jüdischen Einfluß. Freilich scheint ihm die Macht des Katholizismus noch keineswegs erloschen, ausführlich beschäftigt er sich mit den Symptomen einer klerikalen Verschwörung und hält es für möglich und wahrscheinlich, daß der Katholizismus, wenn er es mit den Großen der Erde verspielt habe, eine Wendung zur Demokratie nehmen werde, die es sogar ermöglichen soll, den Sozialismus zu einer katholischen Doktrin zu erheben.**) Während also die Republik in Frankreich als etwas durchaus Negatives keinen allzu langen Bestand haben wird, ist es denkbar, daß ein neues Erstarken der katholischen Idee Frankreich aus dem Verfall dieses Jahrhunderts wird heben können.

Während so der Katholizismus immer noch irgendwie mit den Geschicken Frankreichs verknüpft erscheint, wird die zweite Weltidee, der Protestantismus, getragen durch das Germanentum Deutschlands. Für Dostojewskis Anerkennung und Schätzung des Germanentums ist es bedeutsam, daß er mit Cervantes zusammen gerade Schiller und Shakespeare nennt, wenn er von den größten Weltgenies spricht.***) Gelegentlich†) läßt die Bemerkung „gewissenhaft wie ein Deutscher" ebenfalls eine Art von Wertschätzung durchblicken. Andererseits verurteilt er den deutschen Starrsinn und faßt plumpe Selbstzufriedenheit als einen charakteristischen Grundzug des Deutschen auf, den er auch in der deutschen Betrunkenheit ganz besonders zutage treten sieht.††) Das eigentliche Wesen des Deutschtums aber erblickt er in einem ewigen Protest gegen die römische Welt, erst unter Armin gegen Rom, dann seit Luther gegen den Katholizismus und schließlich in der Jetztzeit gegen Frankreich.†††) Selbst im verhaßten Sozialismus fühlt das Deutschtum den römischen Grundzug durch*). Dieser germanische Protestantismus aber mit seinem Prinzip der unbegrenzten Freiheit des Geistes und der Forschung trägt rein negativen Charakter. Sein „neues Wort" hat der Deutsche noch nicht ausgesprochen und wird es auch nicht tun.

*) P. 355.
**) P. 47.
***) L. 108.
†) Aus einem Totenhaus S. 55.
††) L. 311, vergl. auch die Figur des Herrn von Lembke in den „Dämonen."
†††) P. 59, 65, 212.
*) P. 484.

Daraus zieht nun Dostojewski eine höchst seltsame, ja groteske Konsequenz: Da das Wesen des Deutschtums rein negativ ist, ist es auf die Existenz dessen, wogegen es protestiert, schlechterdings selber angewiesen. Es braucht ein politisches Frankreich ebenso wie den Katholizismus. Seine Religion würde ohne letzteren zu reinem Atheismus werden, wie sie sich schon jetzt in eine relativistische Sittenlehre auflöst.*) In sehr geistreicher Weise wird dieser Grundgedanke vom protestantischen Deutschtum in die Einzelheiten ausgestaltet. Es wird darauf hingewiesen, wie auf die große protestantische Tat Luthers in derselben Zeit, wo der äußerste Westen sich in kühnen Seefahrten betätigte, eine Art Erschlaffung des deutschen Geistes folgte, die bis zu der Gefahr führte, daß der germanische Geist sich selbst verlöre. Dann freilich bemerken wir eine Lücke: von der ganzen Leistung des deutschen idealistischen Zeitalters kein Wort außer jener Erwähnung Schillers. Interessant wiederum ist die Parallele, die zwischen der Welteinigung, die von Frankreich aus die internationale Sozialdemokratie anstrebt, und der nationalen Einswerdung Deutschlands gezogen wird**), sowie die Interpretation des deutsch-französischen Krieges als eines Zusammenstoßes zwischen westlich-katholischer und germanisch-protestantischer Kultur***). Die staatsmännische Genialität Bismarcks findet uneingeschränkte Anerkennung, zumal in der Beachtung, die er der katholischen Gefahr schenkt. Die nationale Einigung Deutschlands erscheint als eine zunächst nur vorläufige, an deren Endgültigkeit bei dem deutschen Partikularismus noch nicht ohne weiteres geglaubt werden kann. Sie ist eine nationale Selbstbesinnung des Deutschtums gegenüber dem zersetzenden Sozialismus, den Bismarck, der Protestant, aufs schärfste bekämpft.

Gegenüber den großen Ideen des Katholizismus und Protestantismus, die sich in der Geschichte Frankreichs und Deutschlands für die moderne Welt verkörpern, tritt die Betrachtung anderer Völker stark zurück. Auf den Islam wird erst in späterem Zusammenhang einzugehen sein. England wird nur flüchtig berührt. Eine durch eine Anekdote illustrierte Charakteristik des spezifisch englischen naiven Egoismus mutet gerade im Augenblick recht ergötzlich an†). Sonst wird Englands gelegentlich in rein

*) L. 163, dazu die Bemerkung über den deutschen Jungen L. 353.
**) P. 71.
***) P. 37.
†) P. 451.

politischem Zusammenhang gedacht. Von größerer Wichtigkeit ist Dostojewskis Stellung zur Judenfrage.*) Er sieht im Judentum das schlechthin zersetzende Moment, das allein beim Zusammenbruch von Westeuropa den Vorteil einheimsen wird. Für den jüdischen Hochmut, der eine Verbrüderung mit den Andersgläubigen unmöglich macht, gibt er aus seiner sibirischen Erfahrung lehrreiche Beispiele.**) Selbst wenn man dem Juden Gleichberechtigung gäbe, würde er die verderbliche Rolle eines status in statu nicht aufgeben.***) Aus dem gescheiterten westlichen Christentum erhebt sich die jüdische Idee als triumphierende Erbin.†)

III. Das Wesen des Russentums.

Was in unseren Tagen selbst bei den geistigen Führern unserer feindlichen Nachbarn im Westen vergessen scheint, das war für Dostojewski eine schlichte Selbstverständlichkeit: die geistige Solidarität des gesamten europäischen Okzidents, des eigentlichen Europa, gegenüber dem halbasiatischen Rußland. Sein gesamtes Schaffen kann als eine Selbstbesinnung des russischen Geistes, als dessen Selbstabgrenzung gegen den Europäismus gefaßt werden. Rußlands Vergangenheit gliedert sich für den Denker, von seinem Gegenwartsstandpunkt aus gesehen, der vielleicht noch kaum eine eigentlich historische Betrachtung zuläßt, nach der Stellung, die es zum gesamten Westen eingenommen hat. Es ist deutlich, daß damit die Tat Peters des Großen zum entscheidenden Drehpunkt wird, eine neue Wende liegt erst in der Zukunft, Dostojewskis Wirken zielt darauf, ihr eine ganz bestimmte Richtung zu geben.

Es könnte scheinen, daß dieser Hinblick auf Europa bei der Gliederung der russischen Geschichte einen Abfall vom christozentrischen Grundprinzip bedeutete. Diese Annahme wäre irrig. Denn für die Entwicklung — vielleicht könnte man mit gleichem Recht sagen: für die Nichtentwicklung — der russischen Religiosität war die Haltung gegenüber Europa in gleichem Maße kritisch wie für die Geschichte des politischen Rußland. Erst bei der Berührung von Ost und West, wie sie Peter gewalttätig herbeiführte, nachdem sie sich vorher langsam und zögernd angebahnt hatte, bei diesem

*) P. 333 ff.
**) P. 346.
***) P. 350.
†) L. 205 f.

wirklichen Zusammenprall erst war die östliche Art vor ihre schwerste Bewährungsprobe gestellt. So mußte die folgende Zeit eine Epoche des Schwankens, der inneren Parteiung und Unsicherheit werden. Der russische Geist rang mit den schwerwiegendsten Problemen, mit seinen Lebensfragen schlechthin. Wollte er sich Europa völlig angleichen und damit auf seine Orthodoxie verzichten? Sollte der westliche Einfluß als ein Verderber gänzlich abgelehnt werden? War eine Synthese des Alten und des Neuen möglich und als die große Aufgabe der Zukunft aufzufassen?

In der Tat haben diese großen Fragen die russische Seele im verflossenen Jahrhundert zu innerst aufgewühlt. Und das für uns fast unheimliche Tempo der geistigen Entwicklung des jungen Rußlands ist vielleicht gerade daraus zu verstehen, daß diesem begabten Volk, das jahrhundertelang durch seine Absperrung und seine schweren Heimsuchungen zu einem gewissermaßen östlich-unhistorischen Dasein verurteilt war, über Nacht die gewaltigsten Kulturaufgaben gestellt waren. Alle Extreme, alle ungeheuer weit gespannten Polaritäten des modernen russischen Wesens sind nur aus diesem jähen Wechsel zu begreifen. Urplötzlich, wie ein Tischlein-deck-dich, stand vor diesen ungeschlachten Söhnen der Steppe die überfüllte Tafel von dreiundzwanzig Jahrhunderten europäischer Problematik. Kein Wunder, daß sie sich daran übernahmen! Kein Wunder, daß in diesen Menschen, die von ihren Vätern und Großvätern noch die vollebendige Erinnerung an leibeigenes Dasein geerbt hatten, alle Arten von Ressentiment üppig ins Kraut schossen, genährt durch den fortdauernden Despotismus einer reaktionären Regierung! Kein Wunder auch, daß der Radikalismus Westeuropas hier die widerwärtigen Formen des Nihilismus annahm, von dem Dostojewskis „Dämonen" einen erschrecklichen Begriff geben. Ein Wunder vielmehr ist darin zu sehen — in ergriffenem Staunen stehen wir davor —, daß ein Dichter, den der Despotismus erst wegen harmloser ideologischer Schwärmereien zum Tode verurteilt, dann in die grauenhaften Zuchthäuser Sibiriens verschickt hat, gerade aus diesen fürchterlichen Tiefen das Vertrauen auf den russischen Gott und sein Volk, den reinen Glauben an dessen hohe Weltmission zurückbringt. Wo menschliche Einsichten eine derartige Bewährung erfahren haben, wie im Leben des großen Dostojewski, da sind sie ernstester und ehrfürchtigster Erwägung ganz gewiß wert.

Nachdem dies vorausgeschickt ist, damit wir zu den Selbstzeugnissen des russischen Geistes, wie sie in Dostojewskis Ausfüh-

rungen über Wesen und Aufgaben seines Volkes vorliegen, den richtigen Standpunkt gewinnen, kann in den Bericht eingetreten werden. Wenn wir bedenken, daß Fedor Michailowitschs Schaffen in die Zeit fiel, in der Rußlands geistige Auseinandersetzung mit Europa noch in vollem Fluß war, dann ist damit ersichtlich, daß damals eine Wertung Peters des Großen und seines Werkes zugleich ein Urteil über Wesen und Ziel des russischen Geistes, über den Sinn der russischen Geschichte überhaupt war. Peters Tendenzen wiederum hatten in einer bestimmten Tat Gestalt und Dauer gewonnen: in der Gründung Petersburgs. Petersburg ist gewissermaßen ein Symbol des europäisierenden Russentums gewesen*). Daß „Petersburg" die Geschichte Rußlands nicht endgiltig entscheide, das ist auch die Meinung Dostojewskis.**) Das Verdienst Peters sieht er darin, daß er seinem Volk einen weiteren Blick erschlossen hat.***) Dadurch ist dem russischen Volk die Entfaltung einer vorher latenten Eigenschaft ermöglicht worden, seiner Fähigkeit nämlich, sich in fremde Individualitäten hineinzufühlen und ihnen gerecht zu werden. Welche welthistorische Aufgabe dem russischen Volk aus der Reform Peters erwächst, wird erst später zu entwickeln sein. Hier muß festgestellt werden, daß ihr Sinn nicht darin bestand, das russische Wesen der Europäisierung preiszugeben. In dieser Richtung hat Petersburg bereits eine Gefahr bedeutet, wie überhaupt der Vorstoß Peters nach Europa zu stark war.†)

Wenn das so aufgefaßte Werk Peters als einmal Geschehenes und nur in gewissem Umfang Erlösendes und Berechtigtes hingenommen wird, so ergibt sich daraus eine ganz bestimmte Schätzung der Richtung, die die russische Intelligenz in der Uebersteigerung der Tendenzen Peters eingeschlagen hatte. Die Hochschätzung der europäischen Zivilisation entwickelte den Typus des „Skitaletz" (wörtlich: des heimatlosen Herumtreibers). Der intellektuelle Russe wurde durch seine westeuropäische Bildung aus den volklichen Bindungen gelöst und der nationalen Eigenart entfremdet. Der Riß konnte sich soweit vertiefen, daß diese sich zu Beginn des XIX. Jahrhunderts deutlich abhebende Oberschicht das Volk und das spezifisch Russische verachtete. Dostojewski sieht es als das

*) Ob „Petrograd" eine Synthese von Dauer und Bestand sein wird, muß die Zukunft erweisen.
**) L 308.
***) P. 191 ff.
†) P. 195, 493.

große Verdienst Puschkins an, diesen russischen „Skitaletz“ in seiner ganzen Entwurzeltheit in den Figuren des Aleko und des Jewgenji Onjegin dichterisch herausgestellt zu haben. Weiterhin läßt er sich durch die ganze anschließende Literatur, durch die Romane Lermontows, Gogols, Turgenjews und Tolstois verfolgen. Weiter aber ist es Puschkin gewesen, der die Erlösung dieses Losgerissenen im heimischen Volkstum gefunden hat.*) In der nationalistischen Reaktion gegen diesen Typ des europäisierenden Russen, der späterhin den Namen „Sapadnik“ („Westler“) erhielt, stand auch Dostojewski darin. Er hat sich nach seinem sibirischen Aufenthalt in sie hineinentwickelt. Die nationale Bewegung trat in zwei verwandten Spielarten, der slavophilen und panslavistischen, auf. Dostojewskis Wirken, das mit beiden Berührungen hatte, begründete eine besondere Gruppe der „Bodenständigen“.**) In seinen Schriften hat der russische Nationalismus seinen tiefsten und gewaltigsten Ausdruck gefunden.

Wollte man die Typik des russischen Geistes, wie sie F. M. Dostojewski herausgearbeitet hat, in begrifflicher Transkription zur Darstellung bringen, so müßte sein gesamtes dichterisches Werk einer Analyse unterzogen werden. Hier sei nur auf weniges hingewiesen. Am reinsten ist der Typus des Westlers älteren Schlages herausgestellt in der etwas lächerlichen, aber sympathischen Gestalt des Stepan Trofimowitsch Werchowenski in den „Dämonen“: ein „Kritiker“, ursprünglich Dozent, dann in seiner Karriere verkracht, schließlich Hauslehrer geworden, unschöpferisch, gänzlich ohne Initiative, geistreich, aber sentimental, ein wenig Aesthet, ein Mann von milder Humanität, aber ohne Rückgrat und Haltung. Seine Rede ist stark von französischen Brocken durchsetzt. Eine weitere Entwicklungsphase desselben Typs wird dann gegeben in Iwan Fedorowitsch Karamasow,***) dem aus den „Dämonen“ noch etwa Nikolai Wssewolodowitsch Stawrogin an die Seite zu setzen wäre, obgleich die Uebereinstimmung sich auf einzelne Züge beschränkt. Es handelt sich hier um weit stärkere Intelligenzen und männlichere Naturen, die durch die westliche rationalistische Aufklärung und den französischen Positivismus in einen geistreichen, gelegentlich quälerisch

*) L. 107, 144, 217.

**) Vgl. Strachows Erinnerungen in Dostojewski (abgedruckt in L.) und zur Vorgeschichte Pypin, die geistigen Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, übers. Berlin 1894.

***) Vgl. die Bemerkung L. 356.

intellektualistischen Skeptizismus hineingetrieben werden. Als Entartungserscheinung gehört dann schließlich noch in dieselbe Reihe die nihilistische Jugend, vertreten in den „Dämonen“ durch den jungen Pjotr Stepanowitsch Werchowenski, ferner durch Rodion Rasskolnikow und in den „Karamasows“ durch Rakitin. In ihnen gelangen die zersetzenden, umstürzlerischen Tendenzen zu verheerender Wirkung, die in Intelligenzen durchaus mittleren Ranges durch die materialistische Philosophie des Westens seit der Mitte des Jahrhunderts ausgelöst wurden. In den „Dämonen“ wird von einem Leutnant erzählt, der zwei Heiligenbilder seiner Wirtin aus dem Fenster wirft, ein drittes zerhackt und an ihre Stelle die Werke von Vogt, Moleschott und Büchner mit einer Kerze davor stellt. Die Episode ist charakteristisch dafür, von welcherlei Range die Denkerzeugnisse waren, die in Rußland zu jener Zeit die westliche Kultur darstellten. In außerordentlich geistreicher, nach seinem eigenen Ausdruck paradoxer Weise sucht nun Dostojewski selbst in diesem westlerischen Verrat am Russentum einen ursprungshaft russischen Zug aufzuweisen. Da dieser negativ gerichtete Russe sich recht eigentlich denjenigen westlichen Gedankenrichtungen anschließt, die wie der Sozialismus durch ihren auflösenden Charakter den überkommenen Kulturbestand Europas verneinen, so bekundet sich gerade darin echtes, der westlichen Art fremd gegenüberstehendes Russentum.**) Diese merkwürdige Einsicht bewährt sich auch in ihrer Umkehrung. Die eigentlichen radikalen Verneiner Rußlands, wie der Fürst Gagarin oder der Philosoph Tschaadajew, schlagen sich in Europa zu den äußersten Konservativen und werden sogar katholisch.

Diesem Westlertum gegenüber in seiner Skala vom alten Skitaletz bis zum modernen Nihilisten predigt Dostojewski die slavophile Lehre vom Anschluß an das heimische Volkstum. Dessen Eigenart ist aber unablöslich von der Orthodoxie. Wieder zeigt es sich also, wie nicht der westlich-nationale, sondern der östlich-religiöse Gesichtspunkt den Ausschlag gibt. In seiner ganzen Vielgestaltigkeit gewinnt das russische Volk in den Werken des Dichters Form. Wenn man mit ihm das Schwergewicht auf religiöse Vertiefung legt, dann wird man als deren schönste Verkörperung bezeichnen vielleicht den Staretz Sossima in den „Karamasows“ und Ssonja, die Gefallene, in „Schuld und Sühne“, die dem Mörder nach

*) II, 7.
**) B. 178 ff.

Sibirien folgt und ihm in der Liebe die Erlösung bringt. Es dürfte schwer sein, selbst wenn man die gesamte Weltliteratur hinzuzieht, dichterische Figuren zu nennen, in denen die christliche Idee einen ebenso reinen, unverfälschten Ausdruck gefunden hat. Die starke Vitalität, die ins Maßlose ausschweifende Leidenschaftlichkeit, der spröde Stolz des Russentums ist ausgeprägt etwa in Dmitri Fedorowitsch Karamasow und Jekaterina Iwanowna, in Stawrogin und Lisa, die spezifisch russische ideologische Schwärmernatur in Aljoscha und Schatow, schließlich ließen sich auch jene seltsamen ausgeglittenen Existenzen zusammenfassen, die Größe und abgründige Gemeinheit in eine merkwürdige Nähe zueinander bringen: der alte Karamasow, der „Bastwisch" Hauptmann Ssnjegirew, der Gutsbesitzer in „Schuld und Sühne", Ljebädkin in den „Dämonen". In allen diesen Fällen wurden aus der Fülle der Gestalten immer nur einige wenige typische Vertreter herausgegriffen.

Gilt es das Bild nachzuzeichnen, das vom russischen Volk in Dostojewski lebt, so ist damit zugleich und in erster Linie gefordert, seine Auffassung von der Orthodoxie zum Verständnis zu bringen. Wer die Rechtgläubigkeit nicht versteht, so wird es ausdrücklich ausgesprochen, der wird auch nie und nimmer das russische Volk verstehen.*) Diese Religiosität äußert sich für ihn nicht in einer Haltung irgendwie rationaler Art, die Unwissenheit seines Volkes gibt er unumwunden zu. Aber ohne von Christus etwas zu wissen, weiß es doch um Christus. Es lebt ihn dar, um einen schönen Ausdruck Lagardes hier zu gebrauchen. Christus ist seine einzige tiefste Liebe.**) Die zwei Hauptmotive des Christentums sind Liebe und Leiden. Die ganze Geschichte des russischen Volkes war eine Schule des Leidens,***) in der es zum echten Christentum herangereift ist. Das Bedürfnis, zu leiden, ja ein gewisser Genuß daran ist russische Volkseigentümlichkeit.†) Die Liebesidee führt zum Ideal der allversöhnenden Brüderlichkeit, in der der Sklave zum Diener wird.††) Hierauf baut sich dann eine eigentümliche Ethik, wie überhaupt für die Sittlichkeit die religiöse Fundierung ausdrücklich gefordert wird.†††) Es ist nicht die Aufgabe dieser Untersuchung, die

*) L. 348.
**) L. 310 ff.
***) L. 162.
†) L. 310, vgl. auch das Vermächtnis des Starez (Kar. I, 144): „Suche im Leid das Glück."
††) L. 195, dazu auch Kar. I, 636 ff.
†††) L. 360, dazu Kar. I, 637.

tiefsinnige Sittenlehre Dostojewskis, wie sie sich aus den skizzierten Voraussetzungen ergibt, im einzelnen auseinanderzulegen. Sie ruht auf einer Synthese, die er zwischen den beiden religiösen Grundmotiven der Liebe und des Leidens vollzieht, auf der mystischen Idee ethischer Solidarität, die zu dem erlösenden Bewußtsein der Mitschuld an allem Bösen in der Welt führt. Am eindrucksvollsten treten diese Anschauungen in den Aeußerungen des Staretz Sossima in den „Karamasows" zutage.*) Dermaßen entschlossen rückt dieser die Liebe in den Mittelpunkt des Daseins, daß ihm das Leben in der Zeit seinem metaphysischen Gehalt nach lediglich als die Möglichkeit des Liebesvollzugs erscheint. An die Stätte des cartesianischen Cogito sum stellt er den gewaltigen Satz: Ich bin und ich liebe. In der Liebe wird Gott erfahren.**) Die Hölle wird zum Leiden daran, daß man nicht mehr zu lieben vermag.***)

Es wird deutlich, daß in solcher Ansicht vom Wesen der Orthodoxie, die den Schwerpunkt auf die persönliche Vervollkommnung im Geist der Liebe†) legt, der Kirchengedanke und vollends dessen hierarchischer Zug stark zurücktritt. Die priesterliche Bevormundung wird ja gerade dem römischen Katholizismus zum Vorwurf gemacht und das russische Mönchtum in seiner Nähe zum Volk als wertvoll erkannt. Die Karamasows bieten Gelegenheit, eine ganze Reihe verschiedener Mönchstypen, den schlichten Heiligen im Staretz, den klugen Theologen in Paissij, den halbvertierten Asketen in Ferapont zu zeichnen. Mit Recht also hat man von einer demokratischen Auffassung der Orthodoxie bei Dostojewski gesprochen. Allein wenn der Gegenwartswert der Kirche in den Hintergrund geschoben wird, so leuchtet ihre Zukunftsrolle um so heller auf. Sie ist das Endziel der Entwicklung des Staates. Während nach westlicher Meinung die Kirche Staat wird, verwandelt sich nach der Auffassung des Ostens der Staat allmählich in die Kirche.††) Diesem seinem Staat aber, den der Denker so in der Verklärung zukünftiger Möglichkeiten sieht, steht er auf dem ungeborstenen Boden seines Volkstums durchaus positiv gegenüber. Orthodoxie und Zarismus erscheinen als Wechselbegriffe.†††) Der Zar ist der geliebte Vater seines Volkes, das unerschütterlich an ihn

*) Kar. I, 140, 600, 611, 646 ff.
**) Kar. I, 101.
***) Kar. I, 652.
†) L. 181.
††) L. 351, dazu auch oben S. 197.
†††) P. 64, 198, 313 ff., 386.

glaubt, unlösbar mit ihm verbunden ist. Seines Herrschers Bestimmung sieht es im Protektorat über die gesamte Orthodoxie, die Rechtgläubigkeit ist das erste Prädikat, die es ihm beilegt.

Die spezifische Religiosität ist es also, die die russische Nationalität konstituiert. Die russische Nation ist die der Orthodoxie gemäße volkliche Einheit, die Russen sind das einzige gotttragende Volk.*) In seinem Leiden, seinem Lieben, in seiner schweren Arbeit findet es Gott. Alle seine Wesenszüge erwachsen aus diesem Grundcharakter. Es neigt zur Maßlosigkeit und zur Selbstverneinung, aber seine Zügellosigkeit mündet in das Gefühl der Buße.**) Selbst der russische Trunk endet im Gefühl der Zerknirschung. Der Fähigkeit des Russen zu allversöhnender Bruderliebe entspricht eine synthetische Begabung.***) Das Verdienst, diese Artung seines Volks erkannt zu haben, hat Dostojewski in seiner berühmten Gedenkrede, die er 1880 in Moskau gehalten hat, dem Dichter Puschkin zugeschrieben. Die allgemeine russische Einfühlungsfähigkeit, die in die Allversöhnungsidee mündet, findet er in diesem Dichter in besonderem Maße verkörpert.†)

IV. Rußlands Mission.

Ganz von selbst leitet die Charakteristik des Russentums, die uns Dostojewski gegeben hat, hinüber zu seiner Anschauung von der Weltmission seines Volkes. Denn im Grunde ist jene Analyse von dessen Wesensart selbst nichts anderes als ein hinreißender Ausdruck eines gewaltigen Glaubens an die Bestimmung seiner Nation. Welche Meinung Dostojewski von der Entwicklung Europas hat, wurde schon dargelegt. Er sieht den grandiosen römischen Weltgedanken, den teuflischen Riesen, dem die Gabe stetiger Gestaltsveränderung verliehen ist, in seinem Todeskampf. Er sieht das negative Germanentum in der Bekämpfung des hartnäckigen Gegners verbluten. Sein Volk verkörpert die dritte große Weltidee. Es nimmt den Universalismus Roms auf, aber in veränderter Gestalt. Auf die Grundlage einer geistigen Aussöhnung, die es in Christo bringt, soll sich eine allumfassende staatlich-soziale Vereinigung gründen.††) Der Staat soll selbst zur Kirche werden. Gewiß, auch

*) Kar. I, 636; Dämonen I, 365; L. 211.
**) L. 309 ff.
***) L. 225.
†) Zum Zusammenhang der Entfaltungsmöglichkeit dieser russischen Fähigkeit mit dem Werk Peters s. o. S. 203.
††) L. 205, P. 61 ff., 67, 413.

das Deutschtum wirft sich dem verhaßten Sozialismus, diesem Ameisenbau ohne Christus und ohne Kirche, entgegen, aber es hat selbst kein eigenes Wort dagegen einzusetzen, es ist bloße Verneinung Roms. Das Slaventum ist das Bollwerk, an dem die sozialistische Flut sich nach Dostojewskis fester Ueberzeugung brechen wird.*) Sein Volk bringt alle Gaben zur Mission der Allversöhnung mit: die Fähigkeit der Erfassung fremder Eigenart, seine schonende Duldung, seine wahrhaft brüderliche Liebe. So ist Rußland zunächst zur Befreiung aller unter fremder Herrschaft stehenden slavischen Stammesgenossen und schließlich zu einer brüderlichen Vereinigung der ganzen Welt von seinem Gotte berufen. Der Egoismus, auf dem die Zivilisation des Westens aufgebaut ist, wird dann der christlichen Liebe weichen.**) Durch dienende Demut wird Rußland die allgemeine Versöhnung herbeiführen.***)

Der Weg, der zur Verwirklichung der russischen Weltaufgabe führt, geht durch die Selbstbesinnung des Slaventums. Allzulange hat die Intelligenz Rußlands um Europas Anerkennung und Gunst gebuhlt†) und ihr eigenes Volkstum verachtet, weil sie dessen Hochstand an den fragwürdigen Idealen der westlichen Zivilisation maß. Was der Westler ängstlich als den Vorwurf des überlegenen Europa fürchtet, gibt Dostojewski ganz im Gegenteil mit selbstbewußtem Stolz zu: Wir Russen sind in der Tat nicht Europäer, wir sind Orientalen, ja in der Hauptsache Asiaten.††) Aus dieser Haltung erwächst dann eine ganz bestimmte Stellung zur Orientfrage. Diese rückt in den beherrschenden Mittelpunkt des politischen Programms. Die Einigung der slavischen Stämme, ihre Befreiung und Erhebung, nicht um durch sie Rußland politisch zu stärken, sondern gerade für ihre persönliche Freiheit und zur Auferstehung ihrer geistigen Eigenart, das wird zur nächsten Zukunftsaufgabe.†††) Das moralische Rückgrat dieser Vereinigungsmission ist der orthodoxe Zarismus.*) So kann auch die Polenfrage nicht im Sinne einer Wiederherstellung des alten Polenreichs, sondern nur durch einen Anschluß an Rußland und durch eine Zurückführung zur Orthodoxie gelöst werden.

---

*) L. 487.
**) P. 249, 311, 476 ff.
***) P. 194.
†) P. 445 ff.
††) L. 347.
†††) P. 194.
*) P. 316.

Die speziellere Ausmalung dieses Programms, das Dostojewski mit besonderer Wärme während des Türkenkrieges in den siebziger Jahren vertrat, wo es sich ja tatsächlich um die Befreiung der Balkanstaaten von der türkischen Herrschaft handelte, gehört nicht in unseren Zusammenhang. Es muß nur hervorgehoben werden, daß ähnlich, wie an anderer Stelle die Gründung Petersburgs, so hier der Erwerb Konstantinopels, des alten Byzanz, die symbolische Krönung der orientalisch-theokratischen Tendenzen Dostojewskis darstellt. Und auf dem unerschütterlichen Glauben an eine solche Zukunft seines Volkes erbaut sich ihm die feste Zuversicht, daß Konstantinopel früher oder später doch russisch werden muß,*) ganz einfach, weil dieser Erwerb immanentes Ziel des Zarismus in seiner Protektoratsfunktion gegenüber der Orthodoxie ist.**) Deswegen ist es auch gar nicht die Absicht des Denkers, die Erreichung dieses Zieles gewaltsam zu beschleunigen. Für Peter den Großen z. B. wäre es zu früh gewesen, weil die griechische Tradition das noch nicht selbstgewisse Russentum in seiner Entwicklung hätte gefährden können. Damals auch hätte Konstantinopel naturgemäß Hauptstadt werden müssen und es wäre der Schwerpunkt des Reiches in bedenklicher Weise in den Süden verschoben worden. In Zukunft wird sich auch diese Konsequenz vermeiden lassen.

So fügt sich auch der gewaltige Expansionstrieb, der die ganze Geschichte Rußlands beherrscht, in das christozentrische Geschichtsschema hinein. Damit der Osten der ganzen Menschheit sein „neues Wort“ verkünden kann, muß sich Rußlands Stärke, die geistige Unteilbarkeit seiner Millionen und deren unlösbare Verbindung mit dem Zarentum***) auf den ganzen Orient ausgedehnt, das gesamte Slaventum muß sich dieser beherrschenden Idee gefügt haben. Lagarde spricht es aus, eine Nation festige sich in einem gemeinsamen Ideal und einer gemeinsamen Arbeit. Von dieser Wahrheit ist auch Dostojewski durchdrungen. Und in ganz ähnlicher Weise erkennt er in der Kolonisation die Nationalitäten aufbauende historische Aufgabe, daher die Bedeutung, die er dem Vorschreiten Rußlands in Asien beimißt.

V. Der gegenwärtige Krieg.

Wenn wir uns zum Schluß anschicken, vor das gewonnene Bild von Dostojewskis Geschichtsphilosophie den jüngsten Verlauf

*) P. 195, 383 ff., 398, 473.
**) P. 442 f., 476.
***) P. 64.

historischer Wirklichkeit prüfend hinzustellen, dann rollt sich uns zunächst die Frage auf, ob der Denker sich von einem kommenden Weltkrieg eine irgendwie vorläufige Vorstellung gemacht hat. In der Tat hat ihn dies Problem beschäftigt. Vom Krieg an sich hat er eine hohe Meinung.*) Er sieht ihn durchaus nicht im Widerspruch mit den Lehren des Christentums, da ja in ihm die Opferidee in den Mittelpunkt des Lebens tritt und die Menschenliebe sich in der Kameradschaft und dem gesteigerten Bewußtsein volklicher Solidarität befestigt. Mit Nachdruck wird auf die Steigerung der Grausamkeit durch einen langen Frieden und auf dessen sonstige demoralisierende Wirkungen hingewiesen.

Die ganze Kritik des Westens endigte in der Auffassung, daß Europa am Abend seiner Tage angelangt sei. Das Emporkommen des vierten Standes wird zu einem Zusammenbruch führen, an dem allein der Jude gewinnen wird. Das Ende wird ein entscheidender Krieg sein — er wird vielleicht noch im XIX. oder zu Anfang des XX. Jahrhunderts ausbrechen —, in den alle hineingezogen werden.**) Das Proletariat wird revoltieren und alles bisher Gewordene zerstören. Den Anlaß zu diesem Weltkrieg mag ein erneuter Zusammenstoß zwischen dem katholisch erstarkten Frankreich und dem protestantischen Deutschland geben.***) Mit diesem Krieg wird aber auch die Orientfrage aufgerührt und dadurch auch der Osten mitbeteiligt werden. Ein wichtiges Moment wird die Entscheidung Oesterreichs darstellen. Dieses Reich ist ein Muster aller möglichen Dualismen, vielleicht noch schlimmer krank als die Türkei und seinem Tode nahe.†) Eine ernsthaftere Gefahr ist England, doch wird vielleicht schon die nächste Generation seinen Sturz erleben.

Interessant ist nun die Rolle, die Deutschland in diesem Entscheidungskampfe zugewiesen wird. In seinem jungen Stolz rechnet es auf seinen Sieg. Mag es nun auch das politische Frankreich zertrümmern, ob es des Ansturms des sozialistischen Proletariats, das die neue Armee des Katholizismus werden kann,††) mit eigener Kraft Herr werden wird, ist sehr fraglich. Darum braucht Deutschland ein ewiges Bündnis mit Rußland, und ein möglicher Erfolg ist, daß Deutschland und Rußland sich zunächst in Europa teilen. In jedem Fall wird der Osten das entscheidende

*) P. 168 ff., 409 ff.
**) L. 207 ff.
***) P. 39, 140 ff., 482.
†) P. 277.
††) P. 484.

Wort sprechen. Rußlands Tod wäre ein Bündnis mit Frankreich, ein Eindringen des Sozialismus in den Osten.*) Doch wird sich dem der ganze gesunde Teil des Volkes entgegenstemmen. Wann es nun mit Deutschland zu Ende gehen wird, wie sich die Dinge definitiv gestalten werden, das bleibt im Unbestimmten gläubiger Phantastik. Es scheint, daß Dostojewski in die Lebenskraft des deutschen Volkes ein großes Zutrauen setzt. Möglicherweise nimmt er an, daß aus Rußlands Gönnerschaft allmählich ein Protektorat werden wird, zumal ja der negative Protestantismus zugleich mit seinem römischen Gegner sterben muß. Der endgültige Sieg wird also dann der slavischen Idee der Allverbrüderung im Geiste der christlichen Liebe zufallen.

Das Zukunftsbild, das Dostojewski vor unseren Augen aufrollt, ist in derart gewaltigen Dimensionen angelegt, daß es sich von vornherein verbietet, ihm in kleinlicher Schadenfreude die Irrigkeit detaillierter Prophezeiungen vorzurechnen. Noch ist kein halbes Jahrhundert über jene Voraussagen hingegangen; welche Rolle dem Slaventum in den ferneren Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden europäischer Geschichte zugemessen ist, können wir nicht absehen; daß unsere nationalen Hoffnungen denen des großen Russen entgegenstehen, ist selbstverständlich.

Es ist für uns im Augenblick natürlich nicht leicht, den Glauben des Denkers an sein Volk, zumal an dessen allversöhnende Bruderliebe, nachzuerleben. Daß alles, was an Greuelnachrichten vom Kriegsschauplatz zu uns dringt, noch nicht ohne weiteres ein Gegenargument ist, ist der ruhigen Betrachtung gewiß klar. Man könnte sie aus einer spezifisch kindlichen, naiven Grausamkeit heraus verstehen. Aber es hat etwas Erschütterndes, gerade das eintreten zu sehen, wovor Dostojewski mit aller leidenschaftlichen Besorgnis gewarnt hat. Das russische Volk hat sich der westlichen Zivilisation und dem Sozialismus in die Arme geworfen. Es hat seine Revolution gehabt, der Zarismus hat konstitutionelle Zugeständnisse gemacht und damit seine eigene Stellung rettungslos untergraben. Mögen noch soviel anhängende Reste der alten Selbstherrschaft übrig sein, der entscheidende Schritt ist getan, das alte Pathos patriarchalischer Einigung und religiöser Bindung hat unaufhaltsam zu zerbröckeln begonnen. Man könnte freilich von einem Sieg Rußlands ein Erstarken des Zarismus erwarten. Aber wem würde

*) L. 343.

Rußland diesen Sieg danken? Der Hilfe Frankreichs und Englands, vor denen Dostojewski in vielleicht unbewußter banger Ahnung so eindringlich warnte. Mit den Mächten, die seine bohrende Dialektik als die Verderber des östlichen Geistes enthüllt hat, zieht Rußland jetzt gegen das Land zu Felde, das jener als seines Volkes ewigen Freund bezeichnete. Gewiß kompliziert sich die Lage durch die unerwartete Entscheidung Oesterreichs und durch das Ausbleiben einer erneuten Katholisierung Frankreichs. So gewinnt der Kampf das unvorhergesehene neue Gesicht, daß Luthertum und Katholizismus geeint gegen das aufklärerische Frankreich und das puritanische England einerseits, gegen die slavische Orthodoxie andererseits im Felde stehen. Und die jüngste Wendung der Dinge hat es sogar mit sich gebracht, daß der Islam dem Katholizismus die Bruderhand reicht. Dies merkwürdige religiöse Widereinander und Miteinander könnte wie eine Bestätigung von Dostojewskis geringer Meinung vom Ernste der westlichen Religiosität klingen. Aber einmal sind religiöse Motive in diesem Völkerkrieg durchaus als wirksame Motive spürbar. Das Scheitern des Panslavismus hat sicher großenteils religiösen Ursprung. Der echt slavische Religionsprimat treibt die katholischen Westslaven unter die Fahnen der apostolischen Majestät und setzt sich so gegen den vom Panslavismus paradoxerweise inaugurierten, seinem Ursprung nach westlichen Nationalitätsgedanken durch.*) Der Islam fühlt sich ebenfalls gerade in seiner religiösen Freiheit behindert und schließlich spielt wohl auch in unseren Haß gegen England noch etwas von der Katholiken und Lutheranern gemeinsamen Abneigung gegen den Calvinismus hinein.**) Aber selbst wenn wir von diesen gewiß abgeblaßten Spuren religiöser Ergriffenheit bei uns absehen: dient denn Rußland seiner religiösen Mission, indem es England und Frankreich politisch stärkt? Hat daran der orthodoxe Gedanke irgend ein Interesse?

Wenn wir nach dem Ursprung der Rechtfertigung des Zarismus bei Dostojewski forschen, so werden wir sie nicht in irgend einer politischen Nützlichkeitserwägung oder einer ethischen Argumentation finden. Das Zarentum wird hier gewissermaßen im Ganzen des Volksbewußtseins mitgebilligt. Wie weit die Autokratie sich der

---

*) Vgl. dazu meine kleine Studie: „Der Widerspruch des Panslavismus" in No. 13 der Zeitschrift „Der Völkerkrieg".

**) Vgl. die feine Bemerkung von Max Weber, Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. XX. S. 14 Anm.

Liebe und des Vertrauens des Volkes auch würdig gezeigt, wie weit das Herrscherhaus sich die innere Gesundheit erhalten habe, die Dostojewski im Volk noch immer vorfindet, das wird gar nicht untersucht.*) Daß der Dichter der Bürokratie sehr skeptisch gegenübersteht, geht aus einigen Aeußerungen deutlich hervor. Diese Bürokratie ist aber mit dem selbstherrlichen Regime des heutigen Rußland unauflöslich verknüpft. Wer die Autokratie stärkt, der gibt auch dem maßlosen Despotismus desselben Beamtentums eine Stütze, dessen Verworfenheit das russische Volk dem Sozialismus in die Arme treibt. Wenn also auch ein siegreicher Ausgang des Kampfes, der den Zarismus kräftigte, vielleicht in Dostojewskis Sinn wäre, so ist doch sehr zu fragen, ob die damit verbundene Fortdauer der bürokratischen Ausschreitungen, die im Grunde auch das Vertrauen des Volkes zu seiner Regierung untergraben müssen, ebenfalls einer Entwicklung des Russentums, wie sie hier ersehnt wird, förderlich und heilsam wäre.

So häufen sich die Fragen. Wer möchte auf Probleme, die noch derart im Fluß sind, in der Erregtheit des Tages eine feste Antwort geben? In der Tat scheinen sich die Anzeichen zu mehren, daß ein Sieg Deutschlands, eine Rückdrängung Rußlands nach Asien zu, wo noch Kulturaufgaben für Jahrhunderte seiner warten, zu einer Selbstbesinnung des russischen Geistes führen kann, während ein Sieg des Zaren den korrumpierten tatarischen Traditionen eines gewalttätigen Herrscherhauses und dessen williger blutsaugerischer Beamtenschaft zu unheilvollem Einfluß verhelfen würde. Freilich: daß Rußland der befürchteten Liberalisierung entgehen wird, erscheint in jedem Fall unwahrscheinlich. Mit dem Moment, wo sein Expansionstrieb sich auch nach dem zivilisatorisch überlegenen Westen wandte, also schon vor Peter dem Großen, war das Resultat unausbleiblich. Ohne Aufklärung im westlichen Sinn wären die modernen Kriegsmittel undenkbar; um den Westen zu bekriegen, müßte Rußland sich selbst verwestlichen. Es mag sein, daß dies überhaupt seine innere Tragik ist. Und ein Mensch, der in diesen Zwiespalt hineingerissen war, war auch Dostojewski. Sein Glaube war, wie er es ausdrücklich zugestand, durch alle Fegefeuer des Zweifels hindurchgegangen. So war auch er in seiner Rückwendung zum Volke Romantiker. Mit der Frage, wie sich das Glauben-

*) Eine öffentliche Diskussion dieser Frage hätte ja auch die russische Zensur kaum zugelassen.

können mit der Zivilisation vertrüge, die er nicht entschlossen zu verneinen vermochte, hat er sein Leben lang gerungen.

In seinen „Dämonen"*) wird Schatow, dem Schwärmer, die unerbittliche Frage gestellt: „Glauben Sie an Gott oder nicht?" — „Ich glaube an Rußland . . . ich glaube an seine Rechtgläubigkeit . . . ich glaube an den Leib Christi . . . ich glaube, daß die neue Wiederkunft in Rußland geschehen wird . . . ich glaube . . . —" Schatow stotterte in Verzückung: „Aber an Gott? An Gott?" — „Ich . . . ich werde glauben . . . an Gott."

Sollte in dieser erschütternden Stelle des Dichters tiefstes Selbstbekenntnis verborgen sein? Sollte — um mit diesem Gedanken zu schließen — dieser Weltkrieg zwischen Ost und West in jeder russischen Seele toben, so daß der Völkerkampf, den Rußland entflammt hat, als ein Brand verstanden werden kann, der aus dem Innenleben des Individuums in die Volksseele ausgebrochen ist, zugleich aber auch als Rausch und Taumel, in dem ein Volk — verirrt in die quälenden Zwiespältigkeiten des Geistes — sich wie mit einem furchtbaren Schrei Luft macht?

*) Dämonen I, 367.

Zur Psychologie des Krieges.

Von

August Messer.

Man konnte in den letzten Jahrzehnten nicht ganz selten die Ansicht hören, daß ein Krieg unter den führenden Kulturvölkern sozusagen unmöglich geworden sei. Auch geschichtsphilosophisch hat man diese Ansicht zu begründen versucht. In übereinstimmender Weise geschieht dies innerhalb zweier philosophischer Richtungen, die auch bei uns viele Anhänger gewonnen haben: in der „positivistischen“ und in der „evolutionistischen“. Bei dem Begründer des Positivismus Auguste Comte (1798—1857) wie bei dem großen Vertreter der Entwicklungsphilosophie Herbert Spencer (1820—1903) finden wir die geschichtsphilosophische Grundanschauung, daß sich der Entwicklungsgang der Kulturmenschheit mit innerer Notwendigkeit in gewissen großen Stadien vollziehe, und daß wir nunmehr aus der „militärischen“ Periode in die „industrielle“ uns hinüberentwickelt hätten. Spencer insbesondere führt aus, daß in der militärischen Gemeinschaftsorganisation die Gesamtheit, die Zentralgewalt, die Einzelnen in völliger Abhängigkeit halte und ihren Interessen opfere, indem sie zur Durchsetzung dieser Interessen Krieg führe; daß dagegen im industriellen Gesellschaftstypus mit der wachsenden Freiheit der Individuen diesen auch die Möglichkeit zuteil werde, ihren eigenen Interessen nachzugehen. Diesen diene aber die steigende wirtschaftliche Tätigkeit, unter deren Vorherrschaft die kriegerischen Instinkte und Neigungen mehr und mehr verschwinden würden.

Der Krieg ist nun aber doch wirklich geworden. Was aber „wirklich“ ist, das muß auch „möglich“ sein; d. h. es müssen die Bedingungen dazu vorhanden sein — beim Kriege natürlich auch die seelischen Bedingungen. Aber man wird vielleicht über die

Tragweite dieser Bedingungen verschieden urteilen. Anhänger Comtes und Spencers könnten erklären, dieser Krieg sei sozusagen nur ein letztes heftiges Aufflammen des kriegerischen Geistes vor seinem endgültigen Erlöschen. Damit stehen wir vor der Frage, ob wirklich die höhere Kulturentwicklung und die gewaltige Steigerung der wirtschaftlichen, besonders der industriellen Tätigkeit eine Abnahme oder gar ein Verschwinden der seelischen Faktoren, die zum Kriege führen, zur notwendigen Folge habe. Es ist auch leicht ersichtlich, daß diese sozialpsychologische Frage nicht nur eine „Doktor-Frage“ von rein theoretischem Interesse ist. Sie hat vielmehr die größte praktische Bedeutung. Ihre Beantwortung ist grundlegend für die Gestaltung der äußeren Politik, ja des gesamten Verhaltens unseres Volkes zu den anderen Nationen. Die Gastfreundschaft, die wir Ausländern gewähren, die Niederlassung im fremden Lande, die Uebernahme ausländischer Anleihen durch unsere Banken und Kapitalisten, die Zulassung nichtdeutscher Studierender an unseren Universitäten, technischen Hochschulen und Techniken und manche ähnliche Fragen werden verschieden beantwortet werden müssen, je nach der Wahrscheinlichkeit, mit der wir auch in Zukunft auf Krieg rechnen müssen. —

Schon gewisse historische Tatsachen müssen uns gegen die Lehre, daß steigende Kultur, insbesondere steigende Industrialisierung eines Volkes, ein Verschwinden des kriegerischen Geistes bedinge, mißtrauisch machen. Wieviel Kriege hat Frankreich unter Napoleon I. und Napoleon III. geführt! Mit welcher Erbitterung hat sogar die Zivilbevölkerung in den Franktireur-Banden sich am Kriege beteiligt! Zu welchem Blutvergießen führte der Kommune-Aufstand! Und ebensowenig wie das Kaiserreich war die Republik — „der Friede“. Die Kolonialkriege rissen nicht ab: man denke an Tunis, Tonkin, Madagaskar, Marokko!

Auch die Länder, die eine noch entwickeltere Industrie aufweisen als Frankreich: Nord-Amerika und England, sie sind darum nicht friedlicher in ihrer Politik geworden. Amerika hat im Laufe des 19. Jahrhunderts die Indianerstämme zum größten Teil ausgerottet; es hat in den sechziger Jahren im Innern einen der blutigsten Kriege geführt; es hat den Spaniern die Philippinen entrissen und hat in Mexiko eingegriffen. England hat (wenn wir vom Krimkrieg absehen) eine ganze Reihe von Kolonialkriegen geführt, und zwar mit schonungsloser Grausamkeit. Man denke an

die Unterdrückung des großen indischen Aufstandes, an den Kampf gegen die Mahdisten, an die Kaffernkriege in Südafrika und an den entsetzlichen Burenkrieg.

Auch Japan ist mit seiner Uebernahme der westlichen Kultur nicht friedlicher geworden: die Kriege gegen China und Rußland beweisen das. Am konsequentesten hat eigentlich Deutschland — nachdem die kriegerische Periode von 1864—71 ihm seine Einigung und Großmachtstellung gebracht — eine Friedenspolitik innegehalten. Aber daß auch bei den Deutschen der kriegerische Geist nicht erloschen sei, konnte man an der Beteiligung am China-Feldzug und an der Unterdrückung des Herero-Aufstandes ersehen. Von Rußland brauchen wir in diesem Zusammenhang gar nicht zu reden, weil es nicht in Verdacht kommen kann, aus „Kultur" friedliebend geworden zu sein, und weil seine Politik ebenfalls das Gegenteil beweist.

Das Ergebnis dieses kurzen historischen Rückblicks wird aber durch die psychologische Analyse bestätigt. Beginnen wir mit dem Nächstliegenden, so besteht bei uns in Deutschland über die wichtigsten seelischen Triebfedern, die unsere Hauptgegner zum Kriege gegen uns brachten, kaum ein Zweifel. Bei Rußland ist es der Trieb nach Macht in der herrschenden Schicht; bei den Franzosen das Begehren nach „Revanche"; bei den Engländern der Wille, einen lästigen politischen und wirtschaftlichen Konkurrenten zu vernichten. Bei vielen unserer Gegner mag noch hinzukommen: Mißtrauen gegen Deutschlands Friedensliebe und Besorgnis vor seiner gewaltigen Landmacht und seiner wachsenden Flotte.

Das alles sind aber seelische Faktoren, die so tief in der Menschennatur wurzeln, daß sie auch in Zukunft in Rechnung gestellt werden müssen.

Am ehesten könnte man vielleicht erwarten, daß bei steigender Kultur von den Gebildeten eines Volkes der Trieb nach bloßer Erweiterung der politischen Macht als ein blinder, leerer, beurteilt werde, und daß ihm an der Neigung zu inneren Reformen, überhaupt zu wertvoller friedlicher Kulturarbeit ein starkes Gegenmotiv erwachse. Aber wie intensiv und verführerisch der Trieb zur Macht wirkt, das kann man auch im innerstaatlichen und kirchlichen Leben und in den wirtschaftlichen Betrieben tagtäglich beobachten. Und selbst ein so freier Geist und feinsinniger Kulturmensch wie Nietzsche hat den „Willen zur Macht" als den stärksten und wertvollsten menschlichen Trieb verherrlicht, und es scheint mir nicht beweisbar,

daß er dabei lediglich die geistige Macht über sich und andere gemeint hat.

Das Begehren nach „Revanche" ist nur eine — durch die frühere Niederlage bedingte — besondere Form des Triebs nach nationaler Ehre. Der Gegenstand dieses Triebs, die „Ehre", ist aber etwas so wenig Greifbares und begrifflich Bestimmbares, daß eben damit die Möglichkeit zahlloser „Ehrenkränkungen" gegeben sind. Das Gefühl dafür wird durch gewisse Teile der Presse bewußt und absichtlich wachgehalten und gegebenenfalls aufs äußerste angestachelt. Es wäre verfehlt, hier lediglich eine Eigentümlichkeit des französischen Nationalcharakters finden zu wollen. Er mag in dieser Beziehung reizbarer sein als andere, aber auch dem deutschen Volke ist der Satz aus der Seele gesprochen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre." Ein bedeutsames Zeichen für die Stärke des Ehrtriebes bei den Deutschen ist u. a. das zähe Festhalten gewisser führender Gesellschaftsschichten an der Duellsitte. — Die Schätzung der nationalen Ehre ist ja nur die soziale Form der Bewertung der persönlichen Ehre. — Auch viele, die sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Zweikampf gegen die Rechtsordnung und gegen kirchliche Gebote verstoße, daß er auch kein geeignetes Mittel sei, um eine Beleidigung als grundlos oder verleumderisch darzutun, wollen doch auf das Duell nicht verzichten. Warum? Sie glauben, durch ihn könne man am deutlichsten zeigen, wie hoch man seine Ehre achte, da man ja Gesundheit und Leben dafür aufs Spiel setze.

Die seelischen Faktoren endlich, die im Wirtschaftsleben die Triebfedern bilden, die zur Entwicklung von Industrie und Handel führen, sie sind kriegerischen Instinkten näher verwandt, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Warum sollte der Trieb nach Reichtum nicht auch zur Gewaltanwendung verführen, wenn diese rascheren Erfolg verspricht! Ferner setzt der wirtschaftliche Konkurrenzkampf ähnliche seelische Dispositionen voraus (und verstärkt sie zugleich), wie der Kampf mit den Waffen: Mangel an Mitgefühl für den Gegner, Rücksichtslosigkeit in der Durchsetzung der eigenen Ziele bis zur erbarmungslosen Vernichtung des Konkurrenten, kühle Voraussicht, klare Abschätzung der eigenen und der fremden Kräfte, Klugheit, Verschlagenheit, Geschicklichkeit im Irreführen und Täuschen, die Sucht viel zu wagen, die Geringschätzung von Mühen und Opfern, um dem heißersehnten Ziel, der Niederringung des andern, näher zu kommen.

Der Konkurrenzkampf bleibt auf die unmittelbar wirtschaftlichen Zwecken dienenden Berufe nicht beschränkt, er erstreckt sich auch auf die Kreise der Beamten, Lehrer, Gelehrten, Künstler, ja sogar auf die Diener der Kirchen. (Ist doch die **rabies theologorum** von alters her berüchtigt.) Der Wettbewerb hat übrigens in diesen Kreisen ebenfalls oft einen unverkennbar materiellen Charakter: die höhere Stelle, das größere Ansehen bringt auch mehr Einnahmen. Aber selbst um ideelle Güter und um geistige Fragen wird hier oft mit einer Schärfe und Rücksichtslosigkeit gefochten, daß der ein schlechter Psychologe wäre, der lediglich in der Ueberzeugung von der Wahrheit und dem Wert der eigenen Sache und in dem unpersönlichen Eifer für sie die Motive des Kampfes erblicken wollte. Nein, unverkennbar wirken hier kriegerische Instinkte: die Lust am Kampf und Sieg, Haß des Gegners und die Sucht, durch seine Ueberwindung persönlichen Ruhm zu ernten. Womöglich noch unzweideutiger treten derartige Triebfedern hervor bei den konfessionellen, den politischen, den wirtschaftlichen und sozialen Parteiungen und Streitigkeiten. Hier wird ja oft mit einer Erbitterung und Gehässigkeit gefochten, daß deren Steigerung im Kriege kaum noch möglich scheint.

Es drängt sich überhaupt die psychologische Vermutung auf, daß gerade die Regelmäßigkeit, die Gefahrlosigkeit und der äußerliche Friede des verfeinerten Kulturlebens die kriegerischen und die ihnen ähnlichen Instinkte in sehr vielen nicht etwa durch mangelnde Nahrung verkümmern lasse, sondern sie in einen Zustand der Spannung und erhöhter Reizbarkeit versetze. So suchen sie mannigfacherweise Entladung. Es dienen dazu die erwähnten Kämpfe mit den sog. „geistigen" Waffen (die oft diesen Namen schlecht verdienen), ferner die verschiedenen Arten des Sports und des sportlichen Wettstreits. Die Lust, viel zu wagen, treibt zudem zum Börsen- und Hazardspiel, wie zu gefährlichen Bergbesteigungen.

Es wäre freilich eine sehr einseitige Betrachtungsweise, wollte man unbeachtet lassen, daß die steigende Kultur auch gewisse Gegenmotive gegen diese kriegerischen Instinkte stärkt: Schätzung eines möglichst langen, behaglichen Lebens, Scheu vor Strapazen, Gefahren, Opfern jeder Art und ähnliche. Aber wenn einmal die kriegerische Leidenschaft in einem Volke aufflammt, so ist doch die Widerstandskraft dieser unkriegerischen Tendenzen nur gering; denn sie werden dann leicht vom Makel des „Egoismus" und der „Feig-

heit" getroffen und wagen sich nicht hervor, während die kriegerischen Instinkte vor dem sittlichen Bewußtsein sich rechtfertigen, als der Verteidigung, der Ehre oder der Machterweiterung des Staates dienend, und ebendarum sich frei entfalten dürfen, ja auch auf die Widerstrebenden suggestiv einwirken.

Nun ist freilich nicht zu verkennen, daß eine höhere Kultur auch solche Gegenmotive gegen den Krieg entwickelt, die nicht ohne weiteres der sittlichen Mißbilligung verfallen, ja, daß sie geradezu sittliche Bedenken gegen den Krieg selbst hervortreibt und schließlich das Ideal des „ewigen Friedens" entstehen läßt. Diese geistige Entwicklung wird aber wesentlich nur bei solchen Persönlichkeiten tiefer greifen, die in den feinsten Kulturbetätigungen, besonders in Wissenschaft, Philosophie und Kunst, ihren vollen Daseinsinhalt finden und sich auf diesen Gebieten Aufgaben setzen, an denen ihre ganze seelische Energie und Spannung sich entladen kann. Aber die Zahl der Menschen, für die dies wirklich zutrifft, ist zurzeit auch bei den kulturell relativ am höchsten stehenden Völkern — verglichen mit der Gesamtvolkszahl — noch eine ganz geringe. Zudem werden gerade solche Personen politischen Einfluß in der Regel weder erstreben noch besitzen. Andererseits pflegen die Kreise, die durch ihre Macht und ihre Stellung meist den Ausschlag für den Krieg geben: Regierende, leitende Staatsmänner und Diplomaten, höhere Militärs, parlamentarische Führer, Redakteure in großen Zeitungen, den angeführten hemmenden Motiven weniger ausgesetzt zu sein; sie sind manchmal persönlich oder in ihrem materiellen Besitz durch den Krieg wenig oder nicht gefährdet; sie haben auch selten ein wirklich innerliches Verhältnis zu jenen feinsten Kulturaufgaben, deren Bearbeitung freilich mit dem Krieg sich schlecht verträgt. Bei den Regierenden kommt gelegentlich noch die Absicht hinzu, über innerstaatliche Schwierigkeiten oder Gefahren durch die Ablenkung der Volksleidenschaft nach außen und durch kriegerische Erfolge hinwegzukommen. Der Stand der Berufssoldaten endlich wird in der Regel dem Kriege geneigt sein. Diesem Stande werden ja von vornherein sich vorwiegend Menschen mit starken kriegerischen Instinkten zuwenden; seine ganze Friedenstätigkeit zielt auf den Krieg ab und gewinnt auf die Dauer ohne die Erprobung im Ernstfall leicht den Charakter des Zwecklosen und Spielerischen; schließlich bietet der Krieg ihnen besondere Gelegenheit, Befähigung zu erweisen, Ehre und Ruhm zu gewinnen, Karriere zu machen.

Von allen bisher erwähnten Faktoren gilt, daß sie unter Um-

ständen auch zu einem Angriffskrieg geneigt machen. Wo aber ein Volk selbst angegriffen wird, da treten noch andere seelische Mächte in Wirksamkeit, die erst recht nicht durch die Entwicklung des „industriellen" Typus (und einer höheren Kultur überhaupt) ausgeschaltet werden, ja die ihre Kraft auch bei solchen Menschen entfalten können, die an Humanisierung und Vergeistigung die Masse, auch die der sog. „Gebildeten", weit überragen. Dahin gehört die sittliche Entrüstung über einen als ungerecht empfundenen Angriff; die Schätzung der Freiheit und der politischen Machtstellung des Vaterlands; der Wunsch, den Feind und die Greuel des Kriegs von ihm abzuwehren und ihm für die Zukunft einen möglichst dauernden Frieden zu sichern; die Liebe zur eigenen nationalen Kultur, die durch den Feind bedroht ist. Alle diese Motive tragen einen sozialen Charakter, sofern sie auf überindividuelle Werte sich beziehen; sie werden darum durch die Schätzung des sittlichen Bewußtseins nicht bloß gebilligt, sondern auch gestärkt.

Aus dem allen ergibt sich, daß eine Reihe von seelischen Bedingungen, die zum Kriegführen disponieren, auch bei Kulturvölkern mit hoch entwickelter Industrie vorhanden sind. Welche psychische Energie sie freilich entfalten können und in welchem Maße sie innerhalb eines Volkes die entgegenstehenden Motive übertreffen, das läßt sich durch die bloße psychologische Analyse und auf Grund der Erfahrungen, die der Einzelne an seinem Milieu machen kann, nicht ausreichend feststellen, zumal das in hohem Grade von der jeweils gegebenen politischen Lage abhängen wird. Hier muß die schon oben herangezogene geschichtliche Erfahrung unsere psychologische Einsicht ergänzen Aus der letzteren aber ergibt sich, daß die Stärke der kriegerischen Tendenzen so groß ist, daß die Wahrscheinlichkeit von Kriegen auch für die Zukunft besteht.

Offener zu Tage als die psychischen Bedingungen des Krieges bei den Kulturvölkern treten die seelischen Wirkungen. Sie liegen vor allem auf dem Gebiet des Fühlens, Wertschätzens, Strebens und Wollens.

Der Mensch ist — psychologisch betrachtet — Unterschiedswesen. Das Verschiedene beobachtet und bewertet er viel stärker als das Uebereinstimmende und Gemeinsame. So ist es verständlich, daß sich im Frieden trennende Momente: Verschiedenheiten des Stammes, der Konfession, der politischen Ueberzeugung, des Besitzes, der gesellschaftlichen Stellung usw. einseitig in den Vordergrund des Bewußtseins schieben. Durch den Krieg wird das auf einmal anders.

Das allen gemeinsame Vaterland und alle die persönlichen und unpersönlichen Werte, die mit dessen Wohlergehen verknüpft sind, — sie sind bedroht. Jetzt beherrscht der Unterschied, ja der Gegensatz zwischen eigener und feindlicher Nation die Aufmerksamkeit. Die mit den Volksgenossen gemeinsamen Interessen und Güter, die es zu schützen gilt, erscheinen als viel wichtiger wie die bisherigen Streitpunkte, und so vollzieht sich naturgemäß in dem vom äußeren Feinde angegriffenen Volke eine innere Einigung: die bisherigen Gegner schließen einen „Burgfrieden" (von dem freilich nicht zu erwarten ist, daß er über die Kriegszeit hinaus andauern werde).

Zugleich wird dem Einzelnen viel klarer und eindrucksvoller, was das Vaterland für ihn bedeutet. War er bis dahin weitaus in erster Linie Gatte, Vater, Geschäftsmann, Künstler, Gelehrter und dann erst — Staatsbürger, so kehrt sich jetzt das Verhältnis um. Die Leistungen des Staats, die man bis dahin als etwas Selbstverständliches hinnahm, kommen in ihrer Bedeutung für das Ergehen des Einzelnen wie der gesamten nationalen Kultur zum Bewußtsein. Die Anforderungen des Staates, denen man sich bis dahin vielleicht nur mißmutig fügte, erscheinen jetzt völlig berechtigt; ja man geht in Opferwilligkeit weit über das vom Staat Gebotene hinaus. Vaterlandsliebe wird das stärkste Gefühl selbst bei solchen, die sich bis dahin verpflichtet glaubten, ihre Liebe mehr der Menschheit als dem eignen Volke zu widmen, oder die sich einem ausgeprägten Individualismus hingegeben hatten.

Mit alledem ist schon eine sehr merkbare Verschiebung der im Frieden üblichen Wertschätzungen gegeben, aber eine „Umwertung der Werte" vollzieht sich auch sonst in ungeheurem Maßstab, ja sie ist derjenige seelische Vorgang, der auch beim Nicht-Psychologen am meisten Aufmerksamkeit und Verwunderung erregt. In einer Zeit, in der sich die Geschicke ganzer Völker und Erdteile entscheiden, verblaßt die Bedeutung des Einzelnen — wenn er nicht gerade in der Leitung des Staates oder der Kriegsmacht an hervorragender Stelle steht — zum Schatten dessen, was sie im Frieden galt.

Auch die Kulturarbeit, soweit sie dem Kriege nicht unmittelbar dient, sinkt sehr in der Schätzung. Menschen, die vielleicht als Politiker, Seelsorger, Literaten, Lehrer auch während des Krieges zu Hause Großes für ihre engere oder weitere Umgebung hätten leisten können, schätzen sich glücklich, ihre gewohnte Wirksamkeit mit der im Felde (sei es auch nur als gemeiner Soldat) vertauschen zu können. Wer von den Männern im waffenfähigen Alter nicht mit

hinauszieht, fühlt (je nachdem er freiwillig oder unfreiwillig daheim bleibt) Scham oder Trauer; seine Selbstschätzung ist in beiden Fällen herabgemindert.

Auch bei den im Felde Stehenden macht sich jene Umwertung bemerkbar — gelegentlich in geradezu humoristischen Formen. Mancher, der als Wilderer im Frieden übel beleumdet war, wird jetzt seines guten Schießens und seiner Verschlagenheit wegen sehr geschätzt. Ein Bayer, den man fragte, wofür er sein eisernes Kreuz erhalten, entgegnete: Akkurat von z'wegen dem Nämlich, wo i 1913 hab drei Monat sitzen müssen: i hab geraaft."

Während man im Frieden — im allgemeinen wenigstens — voraussetzen kann, daß die Menschen die Wahrheit höher schätzen als Irrtum und Lüge, so ist im Kriege für viele die Falschheit einer Behauptung, kein Einwand gegen sie; es kommt ihnen lediglich darauf an, daß sie ihnen nützt (wenn auch nur für den Augenblick). So wird die Lüge und Verleumdung als Kampfesmittel hochgewertet, nicht minder die Unterdrückung oder Abschwächung wahrer Nachrichten, von denen man Entmutigung oder sonstwie ungünstige Wirkung auf der eigenen Seite befürchtet. Es ist ein wertvoller Prüfstein für die moralische Stärke eines Volkes und seiner Regierung, inwieweit auch in schwieriger Lage der Wahrheitssinn sich betätigt.

Veränderungen in der Bewertung zeigen sich auch sonst. Drängen sich z. B. schon im Manöverleben die animalischen Bedürfnisse stark vor, so findet das im Krieg bei den ungeheuren Anforderungen an den Körper und bei der unregelmäßigen Verpflegung in viel höherem Maße statt. Auch künstlich angezüchtete Bedürfnisse, wie das nach Rauchen, regen sich mächtig und suchen oft in grotesken Formen Befriedigung.

Den gewaltig gesteigerten Bedürfnissen stehen aber beim Soldaten im Felde nicht die gewohnten psychischen Hemmungen gegenüber. Der Durchschnittsmensch, von dem im allgemeinen nicht vorausgesetzt werden kann, daß er eine sehr hohe Stufe sittlicher Selbstbeherrschung erreicht habe, findet in der Friedenszeit einen starken moralischen Halt an Gesetz und Sitte, und an der sein Tun kontrollierenden Umgebung. Diese — eine rücksichtslose Triebbefriedigung hemmenden — Faktoren fallen auf dem Kriegsschauplatz vielfach weg; sie können auch nicht ausreichend ersetzt werden durch die militärische Disziplin. Im Felde läßt sich die Beaufsichtigung nicht so durchführen, wie in der Kaserne (und auch diese

pflegt ja nicht gerade als eine Stätte geläuterter Moral zu gelten). Abgesehen von anderem macht sich da wie dort bemerkbar, daß die Männer „unter sich" sind, und daß der mildernde weibliche Einfluß fehlt.

Wenn sich nun noch zu den gesteigerten sinnlichen Bedürfnissen Haß und Rachetrieb gegen die Bevölkerung im Feindesland gesellen (zumal wenn die Zivilisten durch Ueberfälle, Verrat, Spionage, sich am Kriege beteiligen), so ist es psychologisch durchaus verständlich, daß Eigentum, Gesundheit, Ehre der Fremden, nicht selten aber auch der Einheimischen, den weitgehendsten Schädigungen und Eingriffen unterliegen.

Diese Leiden, die der Krieg für die Zivilbevölkerung mit sich bringt, werden je nach dem Bildungsgrad und überhaupt dem Kulturniveau der in Betracht kommenden Nationen und Heere sehr verschieden sein. Je mehr in einem Heere Menschen von wirklicher Herzensbildung und sittlicher Selbstzucht vertreten sind und als Offiziere und Unteroffiziere Einfluß üben, um so mehr können diese Nebenwirkungen des Krieges beschränkt werden. Um so mehr sind dann auch die psychischen Bedingungen dafür gegeben, daß die internationalen Vereinbarungen, die eine Humanisierung des Krieges bezwecken, beachtet werden. So erscheint bei steigender Kultur der beteiligten Völker eine „ritterliche" Kriegführung als psychologisch möglich. Es ist wohl denkbar, daß der Krieg geführt wird ohne einen persönlichen Haß gegen den bewaffneten Feind, sozusagen in rein „sachlichem" Geiste;*) daß die Gefangenen mit achtungs-

*) Daß dies nicht nur „denkbar", sondern auch Wirklichkeit, dafür zeugt ein Bericht, den ein Vertreter der Wiener „Neuen Freien Presse" über einen Besuch in Hindenburgs Hauptquartier erstattet und der mir erst bekannt wurde, nachdem das Obige geschrieben war. Es heißt darin: „Ein Haß gegen die Russen besteht im Hindenburgschen Hauptquartier nicht. Die Heeresleitung betrachtet es als ihre Aufgabe, die Russen zu vernichten, und unterzieht sich dieser Aufgabe ganz sachlich, man möchte beinahe sagen: ohne Feindseligkeit. Es wird sogar anerkannt, daß die Russen den Krieg jetzt im wesentlichen anständig führen. Ueberhaupt werden die Gegner mit ruhiger Objektivität beurteilt, man ist bemüht, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es wird von ihnen in einem ritterlichen Tone gesprochen. Auch die Leistungen der Franzosen in der Verteidigung ihres Landes werden gewürdigt . . ." Dem Briefe eines befreundeten Oberlehrers, der in Frankreich im Felde steht, entnehme ich die folgenden Worte: „Wahrlich, die hinter der Front mögen sich zum Haß gegen die Feinde erhitzen — es gibt ja auch Unterschiede, und den Serben und den Russen wird man anders einschätzen als den Franzosen —, aber den Gegner, den wir haben, vermag ich nicht zu hassen. Und ebensowenig den Engländer, so sehr die nichtswürdige Politik der Leitenden zu verdammen ist. Gerade wenn man das Leid ansehen muß, das man diesen uns innerlich so verwandten Nationen anzutun genötigt ist, dann schlingt sich für mich ein

voller Zurückhaltung, die verwundeten Feinde mit hilfreicher Liebe behandelt, und daß gegen die Zivilbevölkerung strengste Manneszucht geübt wird; daß endlich jegliche Schädigung des feindlichen Volkes und Landes, die nicht durch den Kriegszweck: die Niederkämpfung des Heeres, notwendig gemacht ist, unterbleibt.

Daß die sog. Kulturnationen davon noch weit entfernt sind, zeigt die Erfahrung. Uebrigens finden wir nicht nur im Heere selbst die Entfesselung antisozialer, sonst gehemmter Instinkte, auch in der Zivilbevölkerung läßt sich Aehnliches beobachten. Vielfach werden leerstehende Häuser von den eigenen Landsleuten der Besitzer geplündert; Menschen von ausgeprägt egoistischem Charakter suchen die Notlage ihrer Volksgenossen wucherisch auszubeuten; bei Lieferungen für das Heer werden unerlaubte Gewinne gemacht, es wird geradezu betrogen, Liebesgaben werden unterschlagen usw.

In noch höhererem Maße bietet der Kriegszustand freilich auch Gelegenheit, ja mächtige Anregung zur Betätigung altruistischer und sozialer Triebe. Man denke an die zahllosen Formen der Liebestätigkeit gegenüber den wirtschaftlich Notleidenden, den Verwundeten und Kranken, den im Felde Stehenden. Und auch bei diesen selbst ist es ja doch Wirkung des stärksten Gemeinsinns, wenn sie für das Vaterland Leben und Gesundheit stündlich aufs Spiel setzen.

Wenn in der Psychologie immer wieder die Behauptung aufgetreten ist, der Selbsterhaltungstrieb sei der mächtigste Trieb im Menschen, so bietet gerade der Krieg unzählige Beispiele, um diese Meinung gründlich zu widerlegen.

Nicht minder erweist er eine andere, zähe sich behauptende psychologische Lehre als Irrlehre, daß nämlich alles menschliche Streben und Wollen eigentlich Lust oder Glück (im Sinne dauernder Lust) zum Ziele habe. Wie vieles geschieht im Kriege um der Pflichterfüllung, um der Ehre willen, um zu siegen, um zu helfen usw., wobei der Handelnde schon deshalb nicht seine „Lust“ als Ziel im Auge haben kann, weil er mit größter Wahrscheinlichkeit darauf rechnen muß, zu fallen.*)

---

neues Band zu jenen hinüber. Komme ich aus dem mörderischen Krieg heraus, so wird das intimste Verständnis der Kulturen, deren Träger gegen uns standen, mir willkommene Pflicht sein. Auf noch breiterer Grundlage will ich aufbauen, was meines Daseins Aufgabe ist: das historisch-philosophische Nachdenken über das großartige, wunderbare Phänomen der Höchstkultur.“

*) Auch das rein triebhafte, sozusagen instinktiv-unbewußte Handeln spielt eine sehr große Rolle. Auch hochgebildete Kämpfer berichteten mir z. B., daß beim Angriff nichts weiter im Bewußtsein war, als der Trieb: „Nur vor-

Wohl ist es psychologisch möglich, daß das Gefühl, seine Pflicht getan, sich ausgezeichnet oder etwas Großes geleistet zu haben, oder daß das freudige Bewußtsein des nahen oder des schon errungenen Sieges den Kämpfenden mit hoher Lust erfülle und selbst die letzten Augenblicke eines Fallenden verkläre — nicht ohne Grund hat man von jeher den Tod auf dem Schlachtfeld als einen „schönen" gepriesen: aber daß jemand bei einem Streben und Handeln Lust tatsächlich zu teil wird, beweist nicht, daß Lust sein Ziel war.

---

wärts!" Was je nach den Umständen zu tun war, vollzog sich mechanisch. Die seelischen Erlebnisse bei Stellungsgefechten schildert einer meiner Freunde, der in der neueren Psychologie wohl bewandert ist, folgendermaßen:

„Hab' ich Dir eigentlich schon einmal das Ensemble eines Gefechts beschrieben, so wie es sich dem unverblendeten Gefühl darstellt, das weder auf heroisch-dramatische noch auf sentimentalische Effekte ausgeht, wie es gegenwärtig die üblichen Gefechtsschilderungen tun? Ich glaube nicht; also: 1. Die Inkohärenz des Geschehenden; jeder Teil, an dem Du Dich aufhältst, ist ein Geschehnis für sich; man weiß nicht und bekümmert sich nicht darum, was 3 m links oder rechts von einem geschieht. Offenbar ist die Eindruckswirkung jedes fechtenden und „gefochten werdenden" Teils so groß, das in ihm Geschehende so bedeutsam, daß es die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und auf einen engen Kreis konzentriert. 2. Die zusammenhaltende, das Auseinanderfallen der Truppe verhindernde Wirkung gewisser in jedem lebender „determinierender Tendenzen" der Befehle (z. B.: Stellung unter allen Umständen halten; scharf nach vorne sehen!), der Vorsätze (z. B.: tapfer sein, Leben retten) oder dgl. 3. Eine eigenartige qualvolle Spannung, ein Komplexgefühl, zusammengesetzt aus Bildern alles dessen, was man an Scheußlichem sah; Uebertragung dieser Scheußlichkeiten auf die nächste eigene Zukunft, Erwartung des Einschlags (eines Geschosses); Reflektionen auf die eben geschilderten Vorgänge in sich; Sichselbstbedauern, anklingende Wehmutsstimmungen; Bewußtseinslagen, die halbformuliert vorbeirauschen in Wort- und Satzfragmenten (wie: L. [Name der Frau] und das Kind, Tätigkeit) — oder in bildlosem Wissen um einen braunen Heiderücken, den man aus dem Kopfe malen könnte und das Wissen, daß dieser Rücken etwa den B . . . berg repräsentieren soll, und die Wanderungen, die man gemacht hat, und was dazu gehört. 4. Die innere Stille, die Stille der Furcht und Erwartung, in der sich Alles vollzieht. Nähme man Schießgetöse und Getöse der Befehle weg, die ja doch nur Akzessorien sind, so würde eine lastende Stille herrschen. 5. Die außerordentliche Achtsamkeit auf Kontrastsituationen und auf stark abgegrenzte Situationen — alles Idyllische (z. B. Kätzchen oder Vögel im Gefecht), Stillfriedliche (z. B. in einer Ruhepause primitiv und rasch organisiertes Frühstück), Ungewöhnliche und Schreckliche (wie das Vorkartätschtwerden der französischen Infanterie durch ihre eigene Artillerie), das Heroische (die Heldentat eines Pionierunteroffiziers, der sich mit einem Munitionskasten an einen franzosenbesetzten Trichter heranschleicht und den Kasten hineinwirft) — alles das hebt sich heraus und bleibt haften.

Psychologie, exakte, wird es von diesen Dingen nie geben, aber die vorkriegerische Beschäftigung mit ihr kann den Wahrheits- und Beobachtungssinn so geschärft haben, daß man die aufzeichnende Erinnerung von Fälschungen möglichst freizuhalten, die Kompliziertheit des seelischen Geschehens wenigstens nachzustammeln sucht."

Natürlich werden derartige Erlebnisse je nach Person und Umständen große individuelle Verschiedenheiten aufweisen.

Daß übrigens der Krieg (auch den Siegern) **mehr Unlust und Leid als Lust und Freude bringt**, das wird wohl schwerlich bezweifelt werden. Zwar irgendwie exakt messen und abwägen können wir Psychisches nicht, aber gewisse summarische Vergleichungen haben doch die meisten Beurteiler zu diesem Ergebnis geführt, und von jeher galt Krieg neben Pest, Hungersnot, Erdbeben als eine schwere Heimsuchung des Volkes, um deren Abwendung man die Gottheit anzuflehen pflegte. Selbst Moltke, der im Krieg ein notwendiges „Element in Gottes Weltordnung" sieht, gibt doch zu, „daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist".

Es ist dabei kaum zu entscheiden, ob die Leiden der im Felde Stehenden oder der zu Hause Bleibenden durchschnittlich die schwereren sind. Jene haben wohl weit Schlimmeres auszuhalten an Strapazen, an Hunger und Durst, Angst vor Tod, Verwundung oder Gefangenschaft, Unbilden der Witterung, Entbehrung der gewohnten Reinlichkeit und Bequemlichkeit, gräßlichen,*) niederschlagenden oder ekelerregenden Eindrücken, aber es fehlt bei ihnen vielleicht weniger an seelischen Kompensationen.**) Wir haben

*) Der englische Kriegskorrespondent Gibbs schildert den Eindruck, den das Geschützfeuer der eigenen Truppen auf ihn machte, folgendermaßen: „Bei Nieuport stand ich nur einige wenige hundert Meter von einem unserer Kriegsschiffe an der Küste entfernt. Jede Granate, die über die Dünen hineingesandt wurde, war wie ein Donnerkeil des Jupiter; Körper und Seele wanden sich in Qualen, — der Lärm war geradezu höllisch! Die Erschütterung war so gewaltig, daß meine Hirnschale wie unter Hammerschlägen schmerzte; lange nachher zitterte ich noch unter dem Einfluß jener Lautwellen. Noch furchtbarer war es aber, in der Nähe der französischen „cent-vingt"-Batterien zu stehen, dort ist der Knall schärfer, mehr „staccato". Jeder Schuß ging mit einem harten, metallischen Schmettern ab, es war, als würden meine Trommelfelle zerrissen. Ich litt furchtbar unter diesem Lärm."

Nun versetze man sich noch in die Lage einer Truppe, die vielleicht stundenlang feindlichem Feuer ausgesetzt ist. Man denke ferner an den Anblick der verwundeten, verstümmelten, sterbenden und toten Kameraden und Feinde, an den Geruch der Verwesenden und anderes Entsetzliche!

) Das ergibt sich z. B. auch aus dem Feldpostbrief eines hessischen Geistlichen, der das Los der Draußenstehenden für das Schwerere erklärt. Er schreibt: „Gewiß, zu Hause gibt es in dieser Kriegszeit auch Schweres zu tragen. Aber ich weiß es nun aus Erfahrung, das Schwerere liegt auf denen, die draußen stehen. Was man erlebt, wenn man in den Kugelregen hineinmarschiert, wenn man vier Tage lang, wie unser junges Regiment in der letzten Woche, in kleinen Erdlöchern sitzend, das Höllenkonzert der Granaten und Schrapnells und das Surren der Gewehrkugeln um sich hat, wenn einen der Tod jede Minute umlauert und wenn selbst beim Ausruhen in der Reserve die Granate jeden Augenblick das schützende Dach einschlagen kann .... das alles vermag ich in Worten nicht auszudrücken. Es ist etwas Schweres, aber es ist auch etwas so **wundervoll Großes und Herrliches wie ich es mir vorher nicht vorzustellen vermochte. (Die religiöse Motivierung, die dafür gegeben wird, soll unten angeführt werden.)

bereits früher gesehen, ein wie mächtiger Faktor noch bei sehr vielen die kriegerischen Instinkte sind. Soweit sie sich auswirken können, werden sie natürlich — wie jeder Trieb, der Befriedigung findet — eine Quelle der Lust bilden. Kriegerische Naturen pflegen auch mit der Unlust, die von Mühen und Entbehrungen herrührt, leichter fertig zu werden und Angstaffekten weniger zugänglich zu sein. Gegenüber den furchtbaren Eindrücken des Krieges endlich tritt — wie von den Teilnehmern immer wieder konstatiert wird — eine überraschend schnelle Gefühlsabstumpfung*) ein, nicht minder gegenüber den zahlreichen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, an die man sich aber „gewöhnt." (In diesem Zusammenhang mag auch der interessanten psychologischen Tatsache gedacht werden, daß die Schlaftiefe — wohl infolge der gewaltigen Anforderungen an Gehirn- und Nervensystem — sich außerordentlich steigert. Daß Soldaten in der Nähe feuernder Batterien ruhig schlafen, ist gar nichts Seltenes.)

Zu den Faktoren, die wie eine natürliche Schutzvorrichtung im Sinne einer Herabsetzung der Unlust wirken, treten noch andere, die Lust erregen, ja unter Umständen intensiv beglücken: so das Bewußtsein, die Pflicht bis aufs Aeußerste zu erfüllen, für ein hohes Ziel alles, selbst das Leben, einzusetzen, bei Geschehnissen von weltgeschichtlicher Bedeutung aktiv Anteil zu haben. Damit verbindet sich das Hochgefühl, der ganzen Trivialität, der Enge und Nüchternheit des Alltags entrückt zu sein und einmal zeigen zu können, was man eigentlich zu leisten vermöge: „denn der Krieg läßt die Kraft erscheinen, aller erhebt er zum Ungemeinen".

Dazu kommen ästhetische Eindrücke von schauriger Schönheit und einer Gewalt, daß sie manchen in ein „geistiges Jubelgefühl" pathologischer Art versetzen. So berichtet auch der Kriegskorrespondent Philipp Gibbs: „Es ist grauenhaft interessant, dazustehen und zu betrachten, wie Schrapnells über größeren Truppenmassen explodieren; zu sehen, wie die Stücke der Granaten die Erde bald in dieser, bald in jener Richtung aufwirbeln; zu beobachten, wie der

*) So schreibt z. B. Professor von Drygalski in einem Feldpostbrief vom 17. 9. 14 an seine Frau: „Ich habe soviel Großes, Schönes, Gräßliches, Gemeines, Brutales, Entsetzliches und Grausames gesehen, daß ich wie alle ganz abgestumpft bin. Menschen sterben zu sehen, stört einem kaum noch den Genuß eines Kaffees, den man sich frohlockend in starrendem Schmutz unter Geschützfeuer bereitet." (Abgedruckt in „Ueber Land und Meer" 1915, Nr. 5, S. 82 f.). — Nicht minder ist es psychologisch begreiflich, daß in ruhigeren Perioden des Krieges der gelegentliche Tod Einzelner wieder weit mehr Eindruck macht.



Tod rücksichtslos seinen Tribut verlangt. Man wird von seinem Interesse wie von einem Schraubstock festgehalten selbst im Feuerbereich, wie wenig mutig man auch sonst sein mag."

Schon nach Eindrücken aus der Friedenszeit kann man ahnen, wie gewaltig schön der Anblick brennender Dörfer oder Städte — zumal in der Nachtzeit — sein muß.

Bei den Daheimbleibenden kommt es — zumal wenn sie Angehörige und Freunde im Felde haben — zu einem reinen und mächtigen Lustgefühl im allgemeinen erst bei einer siegreichen Beendigung des Krieges und der Heimkehr der sehnlichst Erwarteten. Solange der Krieg währt, wird das Bangen um die Lieben draußen — oft aufs intensivste gesteigert durch Ausbleiben von Nachrichten — in jede Siegesfreude sich mischen. Ist so schon ein ungetrübtes Lustgefühl selten, so verursacht der Krieg — zumal wenn er unglücklich verläuft —, der friedlichen Bevölkerung in unübersehbarem Maße Unlust und seelischen Schmerz bis zur gräßlichsten Verzweiflung. Daß das weibliche Geschlecht als das schutzlosere und den Gefühlen stärker unterworfene darunter besonders zu leiden hat, liegt auf der Hand.

Gegen die Flut von Bangigkeit und Angst, Niedergeschlagenheit und Leid, das der Krieg derart über die Kombattanten wie über die Nichtkombattanten bringt, gibt es nun außer der Gefühlsabstumpfung noch eine andere seelische Schutzvorrichtung: eine Steigerung des religiösen Gefühls. Daß „Not beten lehrt", ist eine alte psychologische Beobachtung. Die Beziehung zu einer übermenschlichen Macht, die im religiösen Erleben liegt, kommt aber nicht bloß im Gebet um Schutz und Hilfe zur seelischen Wirkung, sondern sie hat noch in anderer Hinsicht Bedeutung. Es ist ein tiefes seelisches Bedürfnis — wenigstens für alle nicht völlig gedankenlos dahinlebenden Menschen —, in ihrem Dasein irgendeinen Wert und damit Sinn zu suchen. Da nun das religiöse Bewußtsein — wenigstens in der uns vertrauten Form — in der Regel in diesem empirischen Dasein nicht das einzige sieht, so steht für die Verwirklichung des ersehnten Wertes dem Gläubigen immer noch das Jenseits zur Verfügung. Mag also auch das Gebet noch so oft unerhört geblieben sein, mag die Hoffnung auf göttliche Hilfe tausendfach sich als vergeblich erwiesen haben, mag durch den Tod geliebter Menschen oder den Zusammenbruch der wirtschaftlichen Existenz das verloren sein, was bisher dem Leben wertvollen Inhalt gab: immer noch vermag ein fester religiöser Glaube den Menschen

innerlich aufrecht zu erhalten und vor Verzweiflung zu behüten. Ueber alle unlösbaren Rätsel und Sinnlosigkeiten dieses Daseins kann den Gläubigen der Gedanke an den „verborgenen Ratschluß Gottes" hinweghelfen, ebenso das Vertrauen auf seine Vorsehung*), die zwar harte Strafe (wegen menschlicher Sünden) und Prüfung verhänge, aber schließlich — wenn auch erst im Jenseits — alles zum wahren Besten des Menschen lenke.

Freilich bietet gerade der Krieg auch für manche Anlaß zu einer bedeutsamen Veränderung des religiösen Bewußtseins. Sie vermögen angesichts der furchtbaren Eindrücke des erbarmungslos daherschreitenden Geschickes den Gedanken eines liebenden und beseligenden Vatergottes nicht festzuhalten. Ihre Religion findet nun ihren wesentlichen Gehalt in der „Einordnung des eigenen kleinen Seins in ein flutendes, übergroßes, *nicht* allgütiges, aber majestätisches, erhabenes Alleben."**) Mit dieser pantheistischen Wendung kommen naturgemäß die ethischen Prädikate der Gottheit in Wegfall; das Verhalten zu ihr nimmt mehr ästhetisches Gepräge an, und das Subjekt befriedigt sein Wertbedürfnis durch den Glauben, notwendiger Teil eines grandiosen (und eben darum wertvollen) Weltgeschehens zu sein.

Psychologisch möglich ist es allerdings auch, daß Menschen ohne religiöse Glaubensvorstellungen lediglich in ihrem *sittlichen Bewußtsein* selbst unter den traurigsten Lebensumständen inneren Halt finden. Sie setzen dabei nicht voraus, das Leben müsse — sozusagen ohne ihr Zutun — einen Wert und Sinn *haben*, sondern sie fragen sich: wie kann ich ihm Wert und Sinn *geben*? Solches ist aber immer noch möglich, wenn auch alles äußere Glück verloren ist. —

Eine Entscheidung unter diesen religiösen oder rein ethischen Stellungnahmen zu treffen, zu denen der Krieg die psychische Veranlassung bildet, liegt außerhalb der Zuständigkeit des Psycho-

*) Der oben erwähnte Brief eines mit der Waffe dienenden Pfarrers besagt darüber: „Da erlebt der religiöse Mensch in tiefster Seele die vollständige Nichtigkeit seiner persönlichen Existenz, und das Bewußtsein der restlosen Abhängigkeit von Gott geht ihm auf, zunächst vielleicht zerschmetternd, dann aber um so beseligender und wunderbarer. Und da bekommt man schließlich auch im Schützengraben oder beim Vorstürmen einen fröhlichen Mut, daß man gegen Abend in seinem Graben, an die lehmige Wand geschmiegt, sanft und ruhig schläft wie ein Kind und beim Vorgehen durch den Kugelregen denkt: Ja, pfeift ihr nur, auch ihr seid Werkzeuge in meines Vaters Hand, und was er mir durch euch schickt, muß alles mir zum Besten dienen." (Der Schreiber des Briefes ist inzwischen gefallen).

**) Aus einem Feldpostbrief.

logen als solchen. Er hat überhaupt die seelischen Bedingungen und Wirkungen des Krieges nicht nach Wert und Gültigkeit zu beurteilen, sondern sie lediglich in ihrer Tatsächlichkeit aufzudecken und zu beschreiben. Affektlos hat er den seelischen Vorgängen und Zuständen gegenüberzustehen, als handele es sich um Linien und geometrische Figuren.

Als Mensch und Patriot wird freilich dieselbe Persönlichkeit sich noch ganz anders verhalten, denn als wissenschaftlich beobachtender und forschender Psychologe. Sie wird Partei ergreifen, wird sich begeistern oder entrüsten, wird eintreten für das, was sie als wertvoll schätzt oder als wahr erkennt.

Aber von jeher hat der deutsche Wahrheitssinn es als Pflicht angesehen, in die Erforschung des Tatsächlichen nicht Neigung oder Abneigung eindringen zu lassen. So schwer uns das heute — gerade auf diesem Gebiete — ankommt, es muß geübt werden. Denn wenn das Recht dieses Krieges darin liegt, daß er für unsere Kultur geführt wird, so muß auch dafür gesorgt werden, daß unter dem Kriege die nationalen Eigenschaften nicht leiden, denen unsere Kultur ihr Bestes verdankt.

Alfred Walter von Heymel †.

Von

Hermann Conrad.

Wenn wir aus der Sonne des Daseins hinaus in den Schatten des Alters treten, merken wir sehr bald, daß wir im Schatten gar nicht leben können. Denn Leben heißt Streben nach schönen Zielen und Hoffen, daß wir sie erreichen. Aber als ergraute Krieger auf dem Schlachtfeld des Lebens fühlen wir an dem Schwinden unserer Kraft, daß wir nicht mehr lange aushalten werden im Kampfe, daß der Pfeil des Todes uns jeden Augenblick treffen kann. Also wonach sollen wir noch streben? was sollen wir hoffen? — Aber im Schatten können wir nicht leben, und so suchen wir auf unserem Wege die Stellen auf, wo die Sonne durch das Gitterwerk des dunklen Laubes ihre Strahlen wirft und schöne, leuchtende Arabesken auf die Erde malt. Dieses zerstreute Sonnenlicht im Schatten des Alters ist die uns umgebende Jugend, mit der uns tausend Bande verknüpfen. Denn — alt wird im Grunde doch nur der Körper, nicht das, was in ihm ist. Und in ihm leben die Personen unseres früheren Daseins, der Knabe, der Jüngling, der junge Mann unverblichen weiter; die strecken die Hände hinaus nach den gleichaltrigen Genossen, mit denen und für die sie streben und hoffen können. So gibt es auch im Alter einen Sonnenschein: das Mitleben mit der frischen, strebenden, hoffenden Jugend. Glücklich darum der Stand, dessen Aufgabe es ist, auf die Jugend einzuwirken, der Lehrerstand jeder Art. Die Geistesfrische bei hohem Alter, wie wir sie bei so vielen Universitätslehrern finden, ist sicher zuzuschreiben ihrem dauernden Leben und Verkehr mit der Jugend, und mit was für einer Jugend! Glücklich der alte Mensch, der reich und eng von der Jugend, womöglich in allen Entwicklungsstadien, umgeben ist. Wirklich dunkel und traurig ist nur das Alter, zu dem kein Sonnenstrahl der Jugend dringt.

* * *

Es ist reichlich zwei Jahre her, daß ich von der Redaktion dieser Zeitschrift eine im Insel-Verlag erschienene Uebersetzung von Marlowes Eduard II. zur Rezension zugesandt erhielt. Auch die Bücher haben ihre Aura, die einen vor der Kenntnis des Inhalts anzieht oder abstößt; häufig geht sie von dem Namen des Verfassers aus, oft nur vom bloßen Titel. Der Name Marlowe stieß mich ab. Die sinnlose Machtanhäufung des Eroberers und Massenmörders Tamburlaine für die drei oder vier Tage, die wir leben, mit den größenwahnsinnigen Tiraden der Ichvergötterung dieses doch auch nur armseligen Menschenwurmes; das begeisterte Frohlocken des erfolgreichen Verbrechertums im Juden von Malta, dieses ganze falsche Uebermenschentum, das damals nicht bloß, wie jüngst noch bei uns, in der wesenlosen Vorstellung existierte, sondern praktisch geübt wurde und hochmodern war, würde den heutigen Engländern gewiß sehr interessant sein, wenn sie so gebildet wären, ihre eigene alte Literatur zu kennen. Für den Idealismus des richtigen sozialen Denkens aber, nach welchem der Fortschritt der Gesamtkultur mit ihrem unendlichen Individualsegen nur erreicht wird durch Aufgabe des Ich und Hingabe an die Allgemeinheit, ist diese kindliche Lebensanschauung ein Holzweg, der schließlich — ins Wasser führt. Freilich, in dem Jugendwerk Eduard II. ist die Luft reiner, der Ton menschlicher: hier ist das jugendlich stürmische Streben nach Selbstbefriedigung jeder Art dargestellt, das an den Widerständen dieser harten Welt scheitert; es ist ohne Zweifel das Beste, was Marlowe geschaffen hat, ein kleineres Gegenstück zu Shaksperes Richard II. Zwar auch hier gibt es der großen, die Sache weit überragenden Ausdrücke, der sich übertürmenden Wendungen genug; aber während der Dichter im Tamburlaine mit Bewußtsein über sich selbst hinaussteigt, „die Götter" verhöhnend, ist hier nichts gemacht, alles ursprünglich: das leidenschaftliche Begehren des Helden nach allem, was die Welt zu bieten hat, mißachtet den Zwischenraum zwischen Lipp' und Kelchesrand; wie bei ihm Gefühl, Wort und Tat in einen Moment zusammenfallen, so soll auch jeder seiner Wünsche von anderen sofort erfüllt werden, und er stößt die realen Stufen, auf denen der Wunsch zu seiner Verwirklichung allmählich emporsteigt, sozusagen mit dem Fuße von sich. Das ist die Tragödie hochbegabter, temperamentvoller Jugend.

Auch der Name des Uebersetzers, Heymel, übte keine Anziehungskraft auf mich aus: er war mir eben ganz unbekannt. Als ich dann nach Wochen das Buch aufschlug, bedauerte ich mein abergläubisches Zögern, nachdem ich wenige Seiten gelesen hatte. Was

war das für eine neue, mir fremde Sprache? War es der eigene Stil des Uebersetzers, in dem er diese alte Dichtung zu behandeln für gut fand, dann war er etwas wert: es war keine oft gelesene Versphrase darin, keine poetische Konvention, wie wir sie in der berühmten Shakspere-Uebersetzung Schlegels als Wiedergabe selbstherrlicher Poesie doch oft genug finden. Als ich dann den Urtext aufschlug und Wort für Wort verglich, wurde ich eines anderen belehrt. Es war erstaunlich, ja fast zum Lachen, wie hier ein gleichwertiges deutsches Wort immer auf das entsprechende englische gehämmert wurde und wie der deutsche Hammer den englischen Nagel immer auf den Kopf traf. Es war nicht Heymels und keines anderen Stil, es war Marlowes Stil, den er geschrieben haben würde, wenn er ein deutscher Dichter gewesen wäre. Wie war diese erstaunliche Leistung zustande gekommen? Natürlich durch feines Stilempfinden, das man von Natur haben muß und nicht lernen kann; ferner durch eigenes dichterisches Talent, das keineswegs dem des Originals gleich zu sein braucht, sondern nur die elastische Beweglichkeit haben muß, sich allen nachempfundenen fremden Gefühlsäußerungen eng anzuschließen. Aber es war noch etwas hinzugekommen, wovon mich ein späterer Brief Heymels unterrichtete. Er hatte es verschmäht, mit den ihm gegebenen Gaben leicht darauf los und über die fremde Dichtung hinzuarbeiten, wie es ja gewöhnlich geschieht; er hatte sich vielmehr heiße Mühe gegeben, die dichterische Sprache Marlowes zu lernen, sich so vollzusaugen von ihrem spezifischen Gehalt und ihren Ausdrucksformen, daß sie sein Inneres zeitweise ganz ausfüllte. Dann kam die Nachschaffung, im Feuer der Begeisterung dreimal geläutert; denn, was gedruckt vorlag, war die dritte Fassung.

Aber mit diesem hingebenden Studium war noch etwas anderes erreicht: die Melodie der Marloweschen Verse hatte so vollständig von seiner Seele Besitz genommen, daß er auch diese in seinen deutschen Versen wiedergeben mußte. Und hierin hat er Epochemachendes geleistet. Ich hatte wiederholt an dieser Stelle empfohlen, ohne daß Heymel eine Ahnung davon hatte, die angehenden Dramatiker möchten den englischen Macbeth oder Lear ganz oder teilweise mit Hilfe eines, der englische Verse zu lesen verstand, auswendig lernen, damit der sorgfältig schematische, schläfrige, deutsche Dramenvers mehr Leben, Temperament und Gefühlskraft gewänne. Der Blankvers der großen Dramatiker der englischen Renaissance kehrt sich sehr wenig an das antike Jambenschema und tut damit

das einzig Richtige. Die der deutschen Seele entwachsene Verskunst der alten Langzeilen und der späteren kurzen Reimpaare ist ungefähr das Gegenteil der antiken, mit ihrem unablässig sich wiederholenden gleichen Tonfall: sie ist von fast unbeschränkter rhythmischer Freiheit. Wenn man also zu jener Zeit blinder Verehrung des klassischen Altertums alles von ihm nachahmen wollte, auch seine Verskunst, wozu durchaus kein inneres Bedürfnis vorliegen konnte: so hätte man dem tiefinnersten Bedürfnis der ewig gefühlsbewegten germanischen Seele nach rhythmischer Freiheit wenigstens so weit Rechnung tragen sollen, daß man dem nachgeahmten Verse die antiken Klammern des ehernen Gleichklangs abnahm. Das haben die alten englischen Dramatiker getan: sie haben dem Jambenvers, wo er zu schwer war für das lebhafte Empfinden, Schwingen gegeben durch den Anapäst, mitunter durch zwei in einem Verse; wenn er zu kurzatmig war für die Macht des Gefühlsaufschwunges, haben sie an die Stelle von zwei Jamben den großartigen Doppeljambus gesetzt (⏑ — ⏑́); und da der Jambenvers als solcher unfähig war, etwas mit besonderer Wucht hervorzuheben, die Dissonanz des Gefühls oder den Zusammenprall streitender Empfindungen auszudrücken, so haben sie sich nicht gescheut, mitten in dem Jambenfluß (nicht bloß nach einer Pause) den Trochäus zu schleudern (⏑ ⏑́ ⏑́ ⏑) und dieses uralte Gebilde germanischer Rhythmik zur Erreichung kolossaler Wirkung selbst ans Ende der Verse zu stellen. Dasselbe, und zwar mit so konsequenter Nachbildung, daß seine Uebersetzung nicht einen einzigen Vers mehr als das Original enthält, hat Heymel getan und sie dadurch zu einer literarischen Tat gemacht, die Nachfolge verdient. Ich habe das an dieser Stelle im Jahre 1913 in dem Aufsatz „Ein neuer deutscher Dramenvers" im einzelnen auseinandergesetzt und dabei mit meinen Ausstellungen nicht zurückgehalten. Sie sind auf fruchtbaren Boden gefallen: eine poetische Uebersetzung wird ja nie fertig, und die Selbstgewißheit der modernen Jugend ging dem Verstorbenen ganz ab. (Ich merke eben, daß ich von einer vergangenen Zeit wie von der Gegenwart gesprochen habe: das wird ja nun alles anders; der Krieg sendet uns gewiß lauter echte, bescheidene Männer zurück). Heymels Eduard II. ist in diesem Jahr in zweiter Auflage erschienen;*) ich habe etwa ein Drittel mit der alten verglichen und kaum eine Seite ohne wirkliche Besserungen gefunden.

---

*) In der 50 Pfennig-Sammlung des Insel-Verlages.

Da ich in jener Zeit mit Professor Kippenberg, dem Inhaber des Insel-Verlages, wegen eines von ihm beabsichtigten Verlags-unternehmens gerade in Korrespondenz stand, schrieb ich ihm mein günstiges Urteil über den von ihm verlegten Eduard II. und erhielt bald darauf ein Schreiben von dem Verfasser, in dem er sehr eingehend und mit großer Begeisterung von dem Werden dieses Buches sprach und damit auf die vollkommene Berechtigung meines günstigen Urteils den Stempel drückte. Zwei weitere angenehme Eindrücke gewährten mir dieser und die bald darauf folgenden Briefe. Sie waren in einem Stil geschrieben, der in vollem, makellosem Gusse aus einem feinen Verstande und einem liebenswürdigen Herzen strömte; diese letztere Eigenschaft machte den Verkehr mit Heymel zu einem Genuß. Wer von ihr einen unverfälscht echten Eindruck haben will, der lese in den vor wenigen Wochen erschienenen Gesammelten Gedichten*) das eine Buchgabe begleitende Widmungsgedicht an die drei Schwestern Else, Lina, Clara, die wohl allerliebste Typen ihres Geschlechts sein müssen: was daraus spricht, ist ein volles Kinderherz, das den Menschen, die es liebt, alle Schönheiten und Freuden der Erde bereiten möchte. An dieser Liebenswürdigkeit war nichts im Salon Erworbenes, dazu war der Dichter viel zu natürlich und wahrheitsliebend; auch nichts Schwächliches, davor schützte ihn sein starkes Temperament. So sehr er mit meinem Urteil über seine Arbeit zufrieden sein konnte, so wenig war er es mit meiner kritischen Schätzung des Originals, und es kam darüber bei seinem ersten Besuch zu einem lebhaften Strauß. Ich war und bin der Ansicht, daß die Personen in Eduard II. sich wie impulsive Kinder benehmen.

Wenn es im Leben einzelne Menschen gibt, die ohne erkennbaren Uebergang aus einem Extrem ins andere fallen: hier sind sie alle so; man kann sich schwer darüber fassen, daß die Königin, welche in der ersten Hälfte des Dramas mit nie ermattender sklavischer Demut die nicht motivierte Verachtung ihres Gemahls erträgt, im Handumdrehen seine bitterböse Feindin und Helfershelferin an seiner Ermordung wird. Sie reden alle frei von der Leber weg, der König zu seinen Vasallen, die Vasallen zu ihrem König, wie in Wirklichkeit nie ein König oder ein Vasall gesprochen haben würde, wie denn überhaupt die psychologisch exakte Menschendarstellung Marlowes schwache Seite ist. Freilich ist alles feuriges Leben, die Handlung

*) Leipzig, Insel-Verlag 1914.

schläft nie. Und diese Seite der Dichtung wird Heymel vor allem andern angezogen haben, daneben wohl auch eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem Helden. Das ist mit einem Korn Salz zu verstehen: Marlowes Held hat keine Erziehung genossen, er ist ohne Selbstzucht, und Rücksichtnahme auf andere, als ob sie sozusagen auch Menschen wären, ist eine ihm nie aufgetauchte Vorstellung: Heymel hatte eine gediegene klassische und literarische Bildung genossen, er hatte, frühzeitig verwaist, eine harte Schule des Lebens durchgemacht, und bei seiner Herzensfreundlichkeit war er die zarte Rücksichtnahme selbst. Was beiden gemeinsam, ist der stürmische Drang, das schöne Leben ganz zu umfassen und zu beherrschen und jede Art der Befriedigung für die Triebe und Kräfte der eigenen Natur aus ihm zu saugen Das wurde mir klar, als er mir die erste kleinere Gedichtsammlung übersandte (2. Auflage 1910), aus einem der frühesten Gedichte, „Mein Leben" (S. 105 in der neuen Sammlung):

Ich wünsche mir ein bewegtes Sein
voll Regen und Sturm und Sonnenschein,
ein stetiges, rasendes Aufundnieder.
Mein Sinn ist voll Tollheit, Freude und Lieder,
voll Leidenschaft voll unendlicher Lust.
Mir tobt eine Wildheit in Kopf und Brust,
eine lippenschwellende Liebesqual,
ohne Lust und Lieb ist das Leben mir schal.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Drum los mit dem wilden Lebenstanz,
flicht um den Stahlhelm den Blumenkranz!
Die Welt gehört der Jugendstärke,
Die Zagen zimmern sich selbst die Särge.
Auf, Klarinetten, auf, Trommeln, zum Tanze!
Verhängt sind die Zügel, gerichtet die Lanze.
Des Lebens schriller Heerruf gellt,
Nun unterwerf ich meine Welt.

Als ich mit ihm von diesem Gedichte sprach, lehnte er es halb ab als ganz jugendlich; und gewiß hat die Lebenserfahrung von anderthalb Jahrzehnten den Sturmesdrang zu energischem Streben herabgestimmt, aber ebenso gewiß ist dieses Gedicht aus dem Kern seines Wesens entsprungen.

Von einem lebhaften persönlichen Verkehr konnte zwischen uns nicht die Rede sein, obgleich Heymel schon im Jahre 1912 nach Berlin übergesiedelt war. Einen großen Teil der Zeit brachte er auf Reisen zu, die ihm seine reichen Mittel als Sohn eines Bremer

Patriziers gestatteten, und das letzte Jahr hat er sein im Beginn desselben ausgebrochenes Lungenleiden an verschiedenen Orten zu heilen gesucht. So war denn unser Verkehr vorwiegend brieflicher und literarischer Art. Ganz speziell handelte es sich darin um neue Gedichte, die er mir im ersten Entwurf zusandte.

Die Stellung zu seiner Lyrik war eine eigentümliche. Er faßte das erste Bändchen auf etwa als ein Stammbuch seines Lebens: er hatte es drucken lassen zu seiner eigenen Erinnerung an gewisse Situationen, Vorgänge und Personen früherer Zeiten; es waren denn auch ganz überwiegend Gelegenheitsgedichte und manche Kleinigkeiten darunter. Von diesem Standpunkt, der also weniger an die gestrenge und hochwohlweise Kritik als an ein erneutes Sichselbsterleben in der Erinnerung denkt, ist er auch in der größeren Sammlung des letzten Jahres nicht abgegangen: die jugendlichsten Versuche sind mit wenigen Ausnahmen auch hier vereinigt. Freilich sind auch unter diesen sehr interessante Gedichte, wie das oben zum Teil zitierte „Mein Leben“, und „Mein Frühlingssang“ (S. 152) ist für einen zwanzigjährigen Jüngling eine stattliche Leistung. Der Abschnitt „Häusliche Zeiten“ handelt von seinem nur wenige Jahre dauernden Eheglück; er schildert Situationen in dem Zusammenleben mit der Geliebten mit den zarten, innigen Gefühlen, die sie in ihm entbinden. Den ganzen Idealismus des jugendlichen Liebhabers, dessen Selbst bescheiden zurücktritt, zeigt die „Widmung“, die noch schöner in der Gesinnung als in der Form ist:

Diese kleinen Lieder
sollen für mich sprechen:
alle Lebensrosen
möchte ich Dir brechen,
ohne Dich bin völlig
ich der Welt verloren.
Augen sehn nur Dich an,
Dich nur hören Ohren.
Alles Schöne sehe ich
durch der Liebe Spiegel.
Du bist alles Edlen,
alles Guten Siegel.
Herrin aller Lüste,
Zierde aller Zieren,
Dich nicht immer fühlen
hieß das Heil verlieren.
Worte sollen Dich wie
Edelsteine kleiden,

wären sie nicht allzu
ärmlich und bescheiden.
Darum mußt Du zwischen
diesen Zeilen lesen,
daß mir alle Freuden
nur durch Dich gewesen.

Seine Frau war die Tochter des Direktors der kleinasiatischen Eisenbahnen Otto von Kühlmann in München, die Enkelin des Dichters Redwitz. Die Ehe wurde 1904 geschlossen, und die Zeit ihrer Blüte, von der das zitierte Gedicht spricht, spielte sich in der Heimatstadt Heymels, in Bremen, ab, wo er ein idyllisches Landhaus bezogen hatte. Alles, was er genießt, wird ihm schön nur im Gedanken an die Geliebte; wenn er z. B. ohne sie in einem schönen Schloßgarten weilt, muß er ihn ihr in Versen schildern, wie denn überhaupt die Freude an der Natur nach jener urdeutschen Art, die wir schon aus den mittelhochdeutschen Minnesängern kennen, immer mit der Liebe verquickt ist. Ueber die Anmut dieser Frau lassen wir einen unparteiischen Zeugen, seinen Freund, Rudolf Alexander Schröder*), sprechen:

Die Frau im Garten

für Frau Gitta von Heymel.
Wenn sie im Garten abends ging,
Die holde Frau, mir unbekannt,
Sich jeder Grashalm gern verfing
In ihrem seidenen Gewand.

Sie sah aus ihren Augen so,
Wie Kinder sehen, ohne Schuld.
Und wer das sah, ward seelensfroh,
Und träumte nur von ihrer Huld. . . .

Sie lächelte: das war zu schaun,
Wie Knospen, welche offen gehn,
Als wollten Eis-Kristalle taun
Bei erster Frühlingswinde Wehn.

Sie sprach kein Wort und wußte wohl,
Es stürbe sebst die Nachtigall,
Wenn sie vernähme neidesvoll
Der schönsten Stimme Widerhall.

*) In Hama, Gedichte und Erzählungen (S. 23). Leipzig, Insel-Verlag, 1908.

Zum Ufer bückte sie sich hin,
Dort standen Rosen viel im Grund;
Und jede dacht' in ihrem Sinn:
Wär' ich so süß nur wie ihr Mund.

Sie pflückte sie mit leichter Hand
Und legte sie ins Körbchen ein,
Wobei sich nicht ein Stachel fand,
Der ihr zuwider mochte sein.

Dann wandte sie ihr Angesicht
Und ging zurück ins stille Haus.
Hell aus dem Fenster kam ein Licht:
Und draußen ging das Licht nun aus.

(Zugleich ein Beispiel für die schöne Goethesche Kunst, die Empfindung in symbolische Handlung aufzulösen.)

Aus diesen jugendlichen Gedichten empfange ich den Eindruck, daß er, wie das seinem Wesen entsprach, der Gebende und im kleinen Opfernde ist, z. B. aus dem Gedichte „Sommerfest“:

In allen Blüten steht mein Garten,
der gute Ernte hoffen läßt.
Du sagst: Du könntest kaum erwarten
dein langgeplantes Sommerfest.

Das Tanzzelt aus dem hellen Leinen,
Papierlaternen, die den Teich,
die Wege, Lauben bunt umscheinen
und wandeln in ein östlich Reich;

das Feuerwerk, Musik, die Gäste,
Gelächter — Tänze, Lust und Wein —
so redest du von deinem Feste
und malst dir aus: So wird es sein.

Schön mag es sein. Doch schöner, wisse,
ist jeder Abend, den allein
wir wandeln durch die lieben Büsche
ganz still und ruhig und zu zwein.

Wenn unsre Nachtigall in lauten,
in wildgefügten Jubeln schlägt,
die Sterne uns ihr Zelt erbauten,
wenn sich kein Blatt vor Andacht regt.

Was sollen mir die lauten Gäste?
Wie fremd wird unser Garten sein.
Doch nun zurück zu Deinem Feste!
Nur — lad mir keinen Esel ein.

Das größte Opfer brachte er, als er im Jahre 1910 auf Veranlassung seiner Frau von Bremen nach München übersiedelte. Wie in ihm alle natürlichen Empfindungen mit besonderer Stärke ausgeprägt waren, so liebte er auch seine stolze Heimatstadt mit ihrer oligarchischen Freiheit über alles. Gewiß waren ihm die Anregungen, die sachlichen und persönlichen, der Weltstadt nicht gleichgültig, und die Auswahl der Genüsse und Menschen, den Verkehr mit auserlesenen Genossen hätte ihm Bremen nicht, wie Berlin, bieten können. Aber das tägliche und das stündliche Leben läßt sich nicht ausfüllen mit solchen Anregungen; es macht die bescheideneren, aber gediegeneren Ansprüche der gleichen Gefühlsweise, der spezifischen Art des Gefühlsausdrucks, der Uebereinstimmung der sittlichen Anschauungen, nicht der groben, allgemeingültigen, sondern der allerfeinsten, sich in unscheinbaren Worten und Handlungen äußernden und des gleichen Gewichts der Schwerpunkte des Lebens, des sozialen, religiösen, politischen. Und ich glaube, die scheu, nicht aus Armut sich verwahrende, die durch Selbstbeherrschung, nicht durch Gefühlsschwäche ruhige, die fest in sich beschlossene norddeutsche Natur macht in diesen Imponderabilien des Lebens größere Ansprüche als andere. Ich halte es nicht für leicht, daß ein Münchener Kind sich in Bremen einlebt, aber für viel schwerer, daß eine festgefügte, festverankerte norddeutsche Natur ins Münchener Leben sich einwächst; sie wird sich darin dauernd wurzellos fühlen. Es berührte mich daher sehr sympathisch, als Heymel schon im Beginn seiner Berliner Zeit mir sagte, er möchte dauernd in Berlin nicht leben, trotz aller Anerkennung der Vorzüge unserer Weltstadt; er sehnte sich zurück nach seinem Bremen. Und gerade die Atmosphäre Berlins hat im letzten Jahre zu einem Zyklus von Gedichten an seine Vaterstadt die Anregung gegeben.

Wie das Jahr 1904 nach der Versicherung seines intimsten Freundes das glücklichste von Heymels Leben war, so war 1910 das unglücklichste. Es brachte große materielle Verluste, da er in seiner Unerfahrenheit auf fremden Rat einen Teil seines sehr großen Vermögens unsicher angelegt hatte, und den Zusammenbruch seiner Ehe, eine Scheidung, wie sie harmloser und vornehmer nicht gedacht werden kann: die Eheleute trennten sich in Freundschaft unter dem Anerkenntnis, daß sie nicht zusammengehörten. Dem Manne ist diese Trennung von der schönen Frau, die ihn in der ersten Zeit vollkommen in ihrem Zauberbanne hielt, nicht leicht geworden. Die Erinnerung an sein einstiges Glück hat ihn nicht

verlassen, und erst in seinem letzten Lebensjahre, als er schon von seiner tödlichen Krankheit erfaßt war, hat er sich endgültig davon zu befreien gesucht in einem Zyklus von Gedichten, deren nähere Betrachtung hier nicht in Frage kommen kann, da er nur in beschränkter Zahl für seine Freunde gedruckt ist. Das ist aus einem Grunde schade; ich wenigstens halte diese Gedichte nach ihrer originalen Form und ihrem seelischen Gehalt unbedingt für das Beste, was Heymel auf lyrischem Gebiet geleistet hat: der männliche Ernst der Selbstüberwindung, mit der er die Wurzeln seiner Liebe für alle Zeit aus seiner Seele löst, erschüttert den Leser aufs tiefste.

Wenn wir die Gesamtheit seiner Lyrik überschauen, so überwiegen die leichteren Poesieen. Eine im Grunde fröhliche, sanguinische Natur, ist er am glücklichsten, wenn ihn eine helle Empfindung erfüllt, Lebenslust, Freude an der Natur, Entzücken über Schönheit, besonders weibliche, Liebe, und er diese offenbar ohne Aufenthalt, in einem Gusse ausströmen läßt. So hat er noch im letzten Sommer, hoffen wir, auf einem blonden Wirklichkeitsgrunde, im „Lautenkonzert" eine Reihe von hübschen Liebesgedichten verfaßt, die ein viel jugendlicheres Gefühl verraten, als man nach seinen Jahren und Erfahrungen voraussetzen sollte:

Laß mich dir singen,
Laß mich dir leben.
Ich will keinen Dank,
Ich will keinen Lohn.
Ich will nur alles,
Was mein ist, dir geben
An Kraft, an Weisheit,
Erfahrung und Glück.
Die Jugend in dir
Strahlt alles zurück,
Du Sonnenschein.....

Zierlich, zart und duftig ist das auch in diesem Jahr gedichtete „Morgenständchen an eine kleine Freundin".

Auch den Ton des munteren Volksliedes hat er oft vorzüglich getroffen, z. B. in den Liedern auf die Wandervögel- und Pfadfinder-Bewegung, auch eine segensreiche Frucht unseres „fluchwürdigen Militarismus", die ihn freudig erregte:

Die Mädchen an der Seiten,
den Strauß an jedem Hut,
die Laute zum Begleiten,
das Herz voll Morgenmut,

so ziehn wir durch die Wälder,
erklettern unseren Berg,
jagen durch Aun und Felder,
uns hält kein Zaum (Zaun?), kein Pferch. . .

Das wertvollste von diesen ist das erste, „Hoffnung", das auch uns Aelteren ans Herz greift, indem es den Jungen die ernste Pflicht in ihrem fröhlichen Wandern zeigt:

Ein Erbe zu erhalten,
ein Erbe arg bedroht,
sollt ihr zusammenhalten
durchs Leben bis zum Tod.

Ihr wandert durch die Marken,
durch unsere Heimat hin,
im Geiste zu erstarken,
vorväterlich im Sinn.

In euren Lauten schlafen
die alten Lieder all,
die in die Herzen trafen
die Väter mit ihrem Schall,

mit ihrem Schall vom Ruhme,
von Frömmigkeit und Mut,
durch alle Herzogtume
erklangen sie stark und gut. . . .

Wenn auch die Lyrik Heimels immer noch mehr Versprechen als Erfüllung ist, so ist doch der bedeutende Aufstieg in den letzten Gedichten gegenüber den früheren unverkennbar. Soweit von fremden Einflüssen die Rede sein kann — und ich glaube, sie sind bei selbsttätigen Naturen, die nicht bloß über ein wertloses Nachahmungstalent verfügen, immer verhältnismäßig gering —, verdankt Heymel viel seinen beiden Dichterfreunden, starken, klassisch gerichteten Formtalenten, Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder, die er beide sehr hoch stellte. Die Jugendgedichte des ersteren ließ er im vorigen Jahr zum 35. Geburtstage Schröders in einer Prachtausgabe erscheinen. An Schröder hing er mit einer schwärmerischen Liebe, die gleich bei unserem ersten Zusammensein zutage trat.

Der Lauf unserer Unterhaltung führte mich dazu, ihm zwei Uebersetzungen eines der herrlichen Freundschafts-Sonette Shaksperes vorzulesen, die eine von einem feinen Nachempfinder und geschmackvollen Formgeber, der als selbständiger Lyriker wenig Lärm in der

Welt gemacht hat, die andere von dem viel (nicht von Heymel) gepriesenen Haupt einer neuesten Schule, um ihm zu zeigen, wieviel mehr die bescheidene Liebe zu leisten vermag als das geschwollene Schaumbewußtsein von der eigenen, selbstverständlich für alles ausreichenden Kraft einem wirklich großen Dichter gegenüber. Das erstere war eine schöne Wiedergabe, das andere ein dichterischer Schiffbruch. Der Schulpoet hatte allerdings die Sprache in seiner Gewalt, aber er behandelte sie nach dem Prinzip: Biegst du dich nicht gleich, so brech' ich dich, und: Reim dich, oder ich fresse dich. Nach diesem Prinzip war es ganz unmöglich, das Hinschmelzen des eigenen Ich in die vergötterte Persönlichkeit des Freundes auszudrücken und die schließliche Himmelfahrt des Dichters aus dem Erdenleid in die heimliche Seligkeit über solchen Besitz. Er hatte wohl den Platonismus des Dichters in seiner Reinheit, in seiner göttlichen Jugendlichkeit gar nicht verstanden. Heymel hatte ihn verstanden, und er gab meinem Urteil recht; er hatte scharf zugehört, ließ sich das Buch des besseren Uebersetzers geben, las das Sonett noch einmal für sich durch und las mir dann einen Vers vor, an dem er — auf Grund des verglichenen Originals mit Recht — eine Ausstellung machte. „Das hätte Schröder besser gemacht," rief er; „der muß das Sonett übersetzen; Sie sollen sehen, dann wird es ganz so, wie es Shakspere gemacht hat. Ich werde ihn dazu veranlassen." — Es ist nicht geschehen; er hatte so viele Pläne und Gedanken im Kopf, daß dieser wohl unausgeführt geblieben ist. — Und nun schilderte er seinen Freund Schröder in einer Weise, die mich aufs höchste gespannt machte. Das mußte nach seiner vielseitigen und doch großen Begabung einer jener Uebermenschen sein, wie sie die Renaissance so zahlreich hervorgebracht hat — ich meine das Wort natürlich nicht im Nietzscheschen Sinne, dessen Ideal Cesare Borgia, also ein Raubtier, ein Untermensch ist; ich meine den wahren Uebermenschen, der mit großer Kraft *Idealismus* und Bescheidenheit als dessen notwendige Folge verbindet. Ich Unglücklicher kannte nichts von Schröder; mich hatte die neueste Lyrik schon beim Schmecken immer abgestoßen. Ich fand bei diesen Dichtern weniger den *Geist* der rechten, tiefen Empfindung und die *Kraft* des sie uns heimzahlenden Wortes als das Bestreben, ganz etwas Besonderes, noch nicht Dagewesenes empfinden zu *wollen* und dieses Absonderliche mit noch nicht gehörten Worten ausdrücken zu *wollen*: aus welchem Bestreben mir immer inhaltlich Uebertreibung und Verschwommenheit, formell Schwulst hervorzugehen

schien. Nachdem man sich aber ein ganzes Leben ohne Schwierigkeit mit den Größten, mit Shakspere, Goethe, Kleist, beschäftigt hat, daß man dann auf seine alten Tage profitlos — ich vermag kein edleres Wort zu wählen — über der Geheimniskrämerei der Kleinen brüten soll, die vielfach doch nur „Aufmachung" für ein Nichts ist, kann niemand verlangen. Und so geht einem dann auch manches Wertvolle verloren.

Heymel aber brachte den tatsächlichen Beweis für die Wahrheit seines Wortes; in wenigen Tagen kam ein stattliches Postpaket bei mir an mit Büchern und Schriften von Schröder, Borchardt und Hofmannsthal; das war das Dreigestirn, das seinem dichterischen Streben voranleuchtete. Ich vertiefte mich schleunigst in Schröders Gedichte und Odyssee-Uebersetzung Ich habe meine Ansicht über den Wert dieser Leistungen bald darauf an dieser Stelle auseinandergesetzt. An einem Weihnachtsabend des Jahres 1912 las ich ein paar seiner Deutschland-Oden in meinem Familienkreise vor, und obgleich recht verschiedene Lebensalter, Neigungen und Stimmungen darin vertreten waren, war die Wirkung, die von der Größe des Denkens, der Energie der Empfindung und der Schönheit der markigen, ganz originalen Sprache ausging, eine so gleichmäßig tiefe, daß ich alle 26 vorlesen mußte. Dann ließ ich einen meiner Söhne die erste Begegnung des Odysseus mit der Nausikaa lesen, die „pikante", würde man heute sagen, und doch so kindlich rein behandelte Szene am Meeresgestade — und wieder dieselbe Wirkung, die ganze Phäaken-Geschichte wurde bis tief in die Nacht zu Ende gelesen. Was war es denn? — Voß hat mit seiner Homer-Uebersetzung eine würdige Tat vollbracht, die wir nicht herabsetzen wollen; aber das Lächeln sonnigen Humors, mit dem der liebevolle Vater Homer das Leben der Menschen überhaupt und das seiner Menschen betrachtet, konnte er in sich nicht erzeugen. Das aber konnte derselbe Mann, der soeben mit seinen gewaltigen Vaterlandsoden das Beste in unsern deutschen Seelen bis zur Höhe gespannt hatte. Solch einen Mann zum Freunde zu haben und ihn sich als Freund zu erhalten zu wissen, darin liegt ein schönes Urteil für den Wesenskern Heymels. Schröder, der offenbar immer älter als seine Jahre war, ist von Jugend auf die starke Stütze – literarisch und im Leben — gewesen, an der der leichter gebaute und viel umhergewehte Freund sich festhielt. Im Andenken an die eigene Sorge, an die eigene Arbeit an Heymel wird Schröder das große Sonett, das der ver-

storbene Freund kurz vor seinem Heimgange gedichtet und an die Spitze seiner Gesamtgedichte gestellt hat, wohl mit trauernder Freude gelesen haben.

Eine Sehnsucht aus der Zeit.

Aus sanfter Schwermut und der Liebe Trauer
ermann ich mich; versuch mich zu ermannen
und kann doch Tod und Untergang nicht bannen,
wohin ich flüchte, ragt Mauer auf an Mauer.

Grüb ich den Acker um, ein guter Bauer,
dient ich im Schweiße, wüßte ich, von wannen
dies alles kommt, und wüßte, wie von dannen
ich käm' aus Schmach und Schande, Scham und Schauer.

Es fehlt uns vielen Dienst und Ziel und Zwang,
die allen nottun und so wenige wollen;
so schmachten wir in Freiheit sonder Siege.

Im Friedenreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen,
wir sehnen uns, wir schreien nach dem Kriege.

Was wir nachdenklichen Aelteren in den letzten fünfundzwanzig Jahren bei dem Treiben der Jüngeren empfunden haben, die schwere Sorge um die deutsche Zukunft, hier ist sie von einem Jüngeren selbst in ernster Einkehr ausgesprochen. Wie weit mußten wir geistig herabgekommen sein, wenn wir in dem Präger der eklen Phrase von der „Umwertung aller Werte" nicht von vornherein den fragwürdigsten aller Sophisten erkennen konnten. Hatte das deutsche Leben vor der Existenz dieses Mannes keine soliden Werte gehabt? Das konnte nur der Irrsinn behaupten, und Irrsinn war es, solche Werte umzuwerten, d. h. zu entwerten. Den Erfolg dieses Irrsinns haben wir gesehen: nachdem wir alles, was wir bisher unsere nationalen Ideale nannten, über Bord geworfen hatten, war nichts übrig geblieben als eine entwicklungsunfähige, kulturlose Selbstanbetung, in der sich jeder Hansnarr ohne Selbstkritik, ohne Erkenntnis der eigenen menschlichen Unvollkommenheit, also ohne Streben über das arme Ich hinaus als fertiggeschaffenen Halbgott setzte, und von den Schönheiten des Lebens nichts als eine in undeutschem, gallischem Sinne erfaßte Erotik. Aber der Kern unserer Natur war noch nicht angegriffen, wie bei unseren Nachbarn, und was falsche Propheten um ihn herumspintisiert hatten, fiel als morsche Schale plötzlich ab unter dem furchtbaren Schlage, der in diesem Sommer unsere allzu optimistische Ahnungslosigkeit traf.

Das war eine Abfuhr der stumpfsinnigsten aller Lebensanschauungen, der Ichphilosophie, wie sie handgreiflicher die göttliche Vorsehung nicht vollziehen konnte. Denn in solcher Lage, wo es sich um Sein oder Nichtsein eines großen, mächtigen, edlen Volkes handelt, sieht jedes einzelne kleine Ich, daß es ohnmächtig ist allein, daß es alles, was es leisten kann, nur vermag durch die Anderen und mit den Anderen. Das war eine Auferstehung des Deutschtums in seiner ursprünglichen Reinheit, in der Kraft seines Idealismus, in dem unüberwindlichen Glauben an sich selbst, so leuchtend, wie wir Aelteren sie nicht hätten ahnen können. Und der alte Gott, der von jenem falschen Propheten in dem Bewußtsein der Verführten lächerlich gemacht und abgesetzt war, er steht jetzt wieder über uns in seiner dräuenden und erlösenden Gewalt; wir rufen jetzt alle zu ihm, denn auch der große Hindenburg kann mit seinem Feldherrngenie, mit seiner Willenskraft und dem Heldenmut unserer Krieger allein — das sagt er selbst — seine Siege nicht gewinnen, wenn die höchste Macht gegen ihn ist. Das waren die ersten alten Werte, die wieder auf ihren Thron gesetzt wurden, die andern werden folgen. Die Heiligtümer der deutschen Sitte und Sittlichkeit, der geschlechtlichen Seelenliebe, der Ehe, der Familie, der zufriedenen Hingabe an unsere kleinen und großen Erdenpflichten, sie werden alle wieder errichtet werden, und der Hexensabbat dieser fünfundzwanzigjährigen Walpurgisnacht wird hinter uns liegen wie ein wüster Traum.

* * *

Trotz der vollkommenen Reife des letztzitierten und anderer Gedichte seines letzten Lebensjahres muß ich doch bekennen, daß ich auf den Epiker Heymel größere Hoffnungen setzte als auf den Lyriker. Das wird diejenigen wundernehmen, die wissen, daß er nur ein kleines Bändchen von — Erzählungen kann man kaum sagen; er nennt sie richtig „Studien“ — von Gesellschaftsschilderungen veröffentlicht hat: „Spiegel. Freundschaft. Spiele“. (Inselverlag, 1908.) Was diesen aber trotz des Mangels an tieferem Gehalt Bedeutung gibt, ist der Stil, der ihre Lektüre, ebenso wie die seiner Briefe, uns um so genußvoller macht, als man von der durchgängigen Stilbummelei unserer neuesten Erzählungsliteratur abgestoßen wird. Heymels Stil ist im Gegensatz zu der heute beliebten geistreichelnden Unklarheit, die mit halb erschauten Vorstellungen, mit nicht durchdachten Gedanken arbeitet, absolut klar. Er weiß genau, was er sagen will, und nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen, was bei

psychologischen Gegenständen nicht immer ganz leicht ist. Niemals taucht dem Leser die Frage auf: was meint er damit? Dieser Stil beruht auf der gerade dem Epiker unerläßlichen Kraft der scharfen und durchdringenden Anschauung: die Dinge, Situationen und — die Hauptsache — die Menschen, die er in ihren Worten und allen kleinsten Lebensäußerungen schildert, stehen anschaulich, durchsichtig, lebend vor uns. Wer sich von dieser epischen Kraft eine Anschauung verschaffen will, der lese seine zwischen den Gefechten oder in müder Nachtstunde hingeworfenen Feldpostbriefe — er nennt sie „freundschaftliche Meldekarten“:*) mit ein paar abgerissenen Worten sind hier Situationen und Stimmungen so vor uns hingestellt, daß wir sie miterleben. Viel bedeutender in ihrer furchtbaren Anschaulichkeit ist die Schilderung des Straßenkampfes von Charleroi, in dem er sich das eiserne Kreuz holte.**) Es ist die letzte Freude, die er seinen vielen Freunden mit seinem lebendigen Wort bereitet hat. Denn sein Stil ist nicht bloß klar, sondern auch schön in der Rundung seiner Perioden oder kraftvollen Kürze seiner Sätze und dem natürlichen rhythmischen Fluß, der das Ganze bewegt.

Was Heymel außerdem zum Romandichter geeignet machte, war die große Zahl der verschiedenartigsten Menschen aus so ziemlich allen Gesellschaftsklassen, mit denen zu verkehren ihn einerseits seine angeborene Liebenswürdigkeit befähigte, andererseits eine Biegsamkeit und Gewandtheit, die, eine äußere gesellschaftliche Gewöhnung, außerstande war, die Eigenart seines Wesens zu ändern. Nachdem sein liebevoller Vater, ein sehr begüterter Bremer Großkaufmann, seiner reichen Natur vielleicht mehr, als ihr gut war, die Zügel gelassen hatte, starb er im Jahre 1890 (die Mutter war schon vor ihm in Heymels Geburtsort Dresden gestorben) und ließ den zwölfjährigen, geschwisterlosen Knaben allein in der Welt zurück. Er kam nun zu einem Verwandten in Pension und trat damit nach seiner eigenen Schilderung in eine entgegengesetzte Welt: Die Wallungen und das gewiß nicht seltene Ueberschäumen seiner lebhaften Gemüts- und Phantasiekräfte wurden als gefährlich unterdrückt; die bisher genossenen Annehmlichkeiten seines Reichtums wurden ihm durchaus ferngehalten; er sollte ein ganz einfaches Leben führen und in der Erfüllung seiner genau vorgeschriebenen Pflichten seine alleinige Befriedigung finden. Ein vielseitig beanlagtes Kind

*) Sie sind im November-Heft der Süddeutschen Monatshefte und dann in einem Separat-Abdruck erschienen.

**) Abgedruckt in der Täglichen Rundschau, 7. Dezember, Abendausgabe.

ist nicht leicht zu erziehen; einseitige Strenge aber ist gewiß nicht die rechte Methode. Welches die Reaktion auf diesen erzwungenen Puritanismus sein würde, war vorauszusehen.

Als er 1898 mit seinem Freunde und Mentor Schröder die Universität München bezog, trat die Sturm- und Drangzeit ein. Im Genuß eines gewaltigen Vermögens, führte er in seiner fürstlich eingerichteten Wohnung ein ausgelassenes Leben in Literaten- und Künstlerkreisen, deren jugendliche Vertreter bekanntlich öfters in die Boheme hineinreichen. Unnütz aber war sein Leben auch hier nicht: er hat vielen tüchtigen Anfängern mit seinen Mitteln wertvolle Dienste geleistet; er war die geborene Mäcenatennatur, deren noble Freigebigkeit auch durch schwere Enttäuschungen, durch den schwärzesten Undank nicht zurückgedrängt werden konnte. Bierbaum gewann in diesen Jahren, als die Wertlosigkeit seiner ephemeren Leistungen noch nicht feststand, auf die sehr jugendlichen Freunde einen Einfluß, welcher der Natur der Sache nach nur vorübergehend sein konnte. 1899 gaben sie mit ihm auf Kosten Heymels die Zeitschrift „Die Insel" heraus; nach zwei Jahren traten sie zurück und überließen die Herausgabe Bierbaum, unter dem sie dann im dritten Jahre erlosch. Was aber blieb, war der von Heymel gegründete Insel-Verlag, der, nach Leipzig verlegt und im Geiste Heymels von Professor Kippenberg weitergeführt, viel für die neueste deutsche und die Uebersetzungsliteratur geleistet hat und durch die geschmackvolle und z. T. künstlerische Ausstattung seiner Bücher sich auszeichnet.

Es war Heymel nicht gegeben, sich zum „fetten Aestheten" zu entwickeln; sein Lebensdrang verlangte mehr, als das ewige Tüfteln über Literatur und Kunst zu geben vermochte, das ihm, wie er sagte, schließlich ganz unerträglich wurde. Er verlangte nach einem bewegten Leben, das seine Willenskraft und Tatfreude befriedigte, und widmete sich nun, wie immer, mit Leidenschaft dem Reitsport. In diese Zeit seines Verkehrs mit Sportkreisen fällt auch sein Militärdienst im Oldenburgischen Dragoner-Regiment. Bei meinem ersten Besuche in seiner wundervollen Berliner Wohnung in der Fürst Bismarckstraße fiel mir in einem Zimmer ein großer, goldglänzender Glasschrank auf. Als ich eine Bemerkung über diese Schätze machte, klärte er mich darüber auf, indem er sagte, daß es lauter Gewinne von seinem erfolgreichen Herrenreiten wären. Vielleicht schlossen ihm die Sportkreise, wie später seine Heirat, den Verkehr mit dem Adel auf, in dem er viele männliche und weibliche Bekannte hatte. Aber keiner Gesellschaftsklasse hing er ausschließlich

an; bevorzugt freilich hat er in seinen letzten Jahren wohl Literaten und Künstler, denen er auch mit seiner nunmehr beschränkteren Vermögenskraft viele selbstlose Dienste geleistet hat. Besonders erweitert wurde seine Menschenkenntnis durch seine vielen Reisen, die sich in den letzten Jahren auch auf andere Erdteile ausdehnten. So nahm er in den Wintern 1910 und 1911 längeren Aufenthalt in Nordamerika, in den Jahren 1912 und 1913 machte er zwei Reisen nach Afrika als Begleiter des Staatssekretärs des Kolonialamtes Solf, in dem er sich einen väterlichen Freund erworben hatte. Für diesen Herbst war Argentinien als Reiseziel in Aussicht genommen. Wie vielseitig seine Bekanntschaften waren, zeigt die Liste der hundert Personen, für welche er die Prachtausgabe der Borchardtschen Gedichte hat herstellen lassen. Von den vier Fürstlichkeiten möchte ich nur die zwei nennen, die unser augenblickliches Interesse erregen: die Königin von Belgien und Prinz Ruprecht von Bayern; von höheren Staatsbeamten unseren Reichskanzler, der, wie Heymel mir erzählte, auch ein Verehrer der Schröderschen Poesieen ist; von Gelehrten Erich Schmidt. Die Namen der Dichter zeigen, daß Heymel nicht war, was man „modern" nannte, weil er Männer wie Richard Voß, den Verfasser der in demselben Grade schönen wie „veralteten" Villa Falconieri, und Hofmannsthal hoch verehrte und in seinen Gedichten feierte; neben ihnen aber figurieren Hauptmann, Dehmel, und von neuesten Wassermann, Burte, Rilke u. a. Von anderen Künstlern und Kunstschriftstellern finde ich Liebermann, Graf Harry Keßler, Max Reinhardt, Richard Strauß, Meier-Gräfe, der ihm Freund und Ratgeber bei seinen Kunstsammlungen war. Ein großes Kontingent bilden die Frauen, die ihm, wie ich höre und bei seiner frischen und doch zarten Männlichkeit gar nicht bezweifle, sehr gewogen gewesen sein sollen. Von zwei Persönlichkeiten, mit denen Heymel sein Leben lang eng befreundet gewesen ist, wird mir übereinstimmend versichert, daß es kein Milieu gibt, in dem er nicht zeitweise gelebt hätte, ohne jemals in einem aufgegangen zu sein. Natürlich: denn das Milieu wirkt immer nur auf diejenigen, die ihm ihrem innersten Wesen nach bereits angehören.

Eine solche selbstherrliche Natur aber mit dem Drang nach immer neuer Erfahrung, dessen Erfolg eine weite, auf objektiver Beobachtung beruhende Menschenkenntnis ist, scheint mir, wenn schöpferische und gestaltende Kraft in ihr vorhanden, zur Romandichtung vor anderen berufen. Ich richtete deshalb im letzten Sommer, als er sich des Lungenleidens wegen, das er sich auf

seiner letzten Afrika-Reise zugezogen zu haben scheint, in Meran aufhielt, an Heymel die Frage, ob er niemals daran gedacht habe, eine größere epische Dichtung in Angriff zu nehmen. Damit traf ich eine lebhaft vibrierende Fiber in seiner Seele. Die umgehende Antwort sagte mir, daß er sich schon seit mehreren Jahren mit einem solchen Gedanken trüge; mit der Ausführung, die nicht leicht sei, wollte er noch ein paar Jahre warten, um reifer zu werden. Ich lasse die außerordentlich charakteristische Stelle seines Briefes vom 11. Juni hier folgen:

„Mir steht etwas ganz Großes vorm Geiste, das später ausgeführt und wirklich vollendet werden oder lieber als Idee und Plan mit mir dahingehen soll. Um die Tagesliteratur mit einer Anzahl mehr oder minder gelungener Novellen zu bereichern, dazu bin ich nicht da, dazu ist mein Leben ein zu wunderbares, gesegnetes und verfluchtes gewesen; entweder bezahle ich meine Schulden an das Schicksal, das mich in so merkwürdigem Zickzack seine Gnaden- und Marterwege hat gehen lassen, mit ganz großer Münze in gutem Golde, oder ich bleibe sein Schuldner (die folgenden vier Worte sind korrigiert und mir nicht klar lesbar), bezw. ich versuche, es durch Förderung anderer Leute Werke zu entschädigen."

Seine Idee wollte er mir nach seiner Rückkehr auseinandersetzen. Im übrigen teilte er mir mit, daß es ihm etwas besser ginge.

Wenige Wochen darauf kam dann der Krieg. Ich wußte, daß er sich nicht vom Kampf fürs Vaterland zurückhalten lassen würde, auch wenn er noch nicht vollständig wiederhergestellt wäre, und schrieb ihm am Mobilmachungstage einen Brief mit den herzlichsten Wünschen für den Feldzug. Dieser Brief hat ihn nicht erreicht. Meine Voraussetzung aber war richtig, nur daß ich einen ganz anderen Gesundheitsstand bei ihm annahm, als er in Wirklichkeit vorhanden war. Ende Juli wurde Schröder, wie ich jetzt erfahren habe, telegraphisch nach Norderney, wohin man Heymel geschickt hatte, berufen, weil es seinem Freunde sehr schlecht ginge. Er fand ihn so schwach, daß er den kurzen Weg von seiner Wohnung zur Mittagstafel nicht zu Fuß zurücklegen konnte. Dennoch äußerte der Schwerkranke, dem der Tod unverkennbar sein Siegel aufgedrückt hatte, den dringenden Wunsch, sich bei seinem Oldenburger Regiment zu stellen, wofür der Freund nur ein mitleidsvolles Lächeln hatte.

Trotzdem hat er sich nach Schröders Abreise gestellt und ist angenommen worden. Wie war das möglich? Nun, auf dieselbe Weise, wie er es möglich machte, die furchtbaren Strapazen des Siegeslaufes durch Belgien und Nordost-Frankreich zu ertragen, der Bülow-Armee immer voran täglich im Feuer zu sein, vier Schlachten und den Straßenkampf von Charleroi mitzumachen und sich das Eiserne Kreuz zu erobern: indem er das jeden Mittag auftretende Fieber, den Krampfhusten und die Schmerzen des Rippenfells mit Fiebermitteln, Kodëin und Jod bekämpfte, vor allem aber durch einen ungeheuren Lebenswillen, eine grenzenlose Begeisterung und die Heldenhaftigkeit seiner Natur. Glücklicherweise war er Reiteroffizier, dem Infanteristen hätte das alles nichts geholfen. Aber auch das Reiten ist in einem solchen Zustande eine Tortur, und er fühlte eine große Erleichterung, als er Anfang September zum Stabe der 19. Reserve-Division kommandiert wurde und nun meist ein Auto benutzen durfte. Aber auch so ging es nur bis zum 10. September. Die Herren des Stabes hatten ihm wiederholt nahegelegt, zur Erholung nach Hause zu gehen; da zwangen sie ihn schließlich mit sanfter Gewalt in ein Automobil, das ostwärts ging, weil sie den Selbstmord, den er vor ihren Augen beginge, nicht länger mitansehen könnten.

Mein zweiter Brief, den ich ihm ins Feld nachsandte, erreichte ihn in seiner Berliner Wohnung auf dem Krankenlager. Er sandte mir mit der eben erschienenen Gesamtausgabe seiner Gedichte und seinen Feldpostbriefen in Maschinenschrift ein Schreiben voll von Hoffnungen: obgleich er „jetzt sehr schwach" wäre, wollte er doch am 15. Oktober wieder soweit gesund sein, daß er, wozu ihm Aussicht gemacht wäre, im Generalstabe mitarbeiten könnte. Der Arzt aber hatte den Schwestern Schröders, die ihn pflegten, keine Hoffnung gegeben, und so ist er denn am 26. November nach einem kurzen, aber reichen, stolzen, heldenhaften Leben zur Seligkeit der Ruhe eingegangen. Sein Freund Schröder preist ihn als Helden der Freundschaft, der, immer begierig nach neuen Freunden, den alten niemals untreu geworden sei. Und woher kam es, daß er sich soviele durch Alter, Lebensstellung und -richtung geschiedene Freunde erwarb? Dadurch, daß er jedem mit vornehmer Freigebigkeit sein ganzes schönes Selbst gab in unerschütterlicher Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Einem so wertvollen Menschen ist das eine Leben nach dem Tode, von dem wir wissen, — das andere können wir nur glauben — gesichert: in den vielen, die ihn

kannten, wird er weiter wirken als goldener, immer von neuem in schöne Taten ausgeprägter Erinnerungsschatz.

Aber wir! Wie sollen wir uns trösten über diesen und den tausend- und abertausendfachen Hoffnungstod, der heute über die deutsche Erde gebreitet ist? — Ihr Lieben alle, die ihr euer junges Leben für unser geliebtes Vaterland geopfert habt, die Hoffnungen, die ihr hattet und die ihr gabt, sind nicht tot. Es sind Blüten, die ein Sturm von dem tausendjährigen Baume der deutschen Seele herabgeweht hat; und diesen jungen, schönen Blüten wohnt eine zauberhaft befruchtende Kraft inne: sie werden durch ihren Zerfall dem Boden belebende Säfte zuführen, die dem Baume ein immer mächtigeres Wachstum verbürgen; er wird neue Blüten treiben und Früchte tragen, an denen die Völker der Erde sich laben. Und im Schatten dieses Baumes wird die Welt glücklicher sein. So werden sich eure und unsere Hoffnungen erfüllen und leben.

Berlin-Lichterfelde, Dezember 1914.

Fichte als Dichter.

Von

Dr. Heinrich Scholz,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Fichte ist nie Dichter gewesen; aber er hat in späteren Jahren den Inhalt seines religiösen Systems mit dichterischer Kraft in zwei Sonetten zusammengefaßt. Diese Sonette sind von dem Sohne, dem Herausgeber seiner Werke, zweimal gedruckt worden. Zuerst im dritten Bande der Nachgelassenen Werke 1835, S. 347 f., dann noch einmal 1846 im achten Bande der Sämtlichen Werke, S. 461 f. Der spätere Druck ist nicht nur durch einen groben Druckfehler entstellt, sondern bietet auch sonst Veränderungen, die sich nicht als Verbesserungen erweisen. Vielleicht hat Fichte eine Urschrift und eine Reinschrift von den beiden Sonetten hinterlassen. Dann bietet der Druck von 1835 die Reinschrift, während der spätere von 1846 den zeitlich früheren Text der Urschrift darstellen würde. Wir geben die Sonette nach dem besseren Druck. Hier sind sie:

I.

Was meinem Auge diese Kraft gegeben,
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen,
Daß ihm die Nächte werden heit're Sonnen,
Unordnung Ordnung, und Verwesung Leben?

Was durch der Zeit, des Raums verworr'nes Weben
Mich sicher leitet hin zum ew'gen Bronnen
Des Schönen, Wahren, Guten und der Wonnen,
Und drin vernichtend eintaucht all mein Streben? —

Das ist's! Seit in Uranias Aug', die tiefe,
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm' ich, selber still, hineingesehen:

Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,
Und ist*) in meinem Sein — das ewig Eine,
Lebt*) mir im Leben sieht*) in meinem Sehen.

II.

Nichts ist denn Gott, und Gott ist nichts denn Leben:
Du schauest**), ich mit dir schau**) in***) Verein;
Doch wie vermöchte Schauen**) da zu sein,
Wenn es nicht Wissen wär' von Gottes Leben?

„Wie gern, ach! wollt' ich diesem hin mich geben:
Allein, wo find' ich's? Fließt es irgend ein
Ins Wissen, so verwandelt's sich in Schein,
Mit ihm gemischt, mit seiner Hüll' umgeben!"

Gar klar die Hülle sich vor dir erhebet,
Dein Ich ist sie; es sterbe, was vernichtbar,
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.

Durchschaue, was dies Sterben†) überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar,
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben.

Man wird diesen beiden Sonetten Schönheit der Form nicht absprechen wollen. Edel sind sie und wohlklingend im Reim. Die Sprache ist zart. Eine einzige Härte ist in der siebenten Zeile des zweiten Sonetts. Statt des harten „verwandelt's sich" würde unser Ohr lieber das weichere „verwandelt sich's" vernehmen. Unwillkürlich denkt man an Goethe, der sich für „Dichtung und Wahrheit" entschied, um dem doppelt anklingenden d in „Wahrheit und Dichtung" zu entgehen. Aber sonst sind die Verse gut. Sie könnten von einem Dichter stammen.

Die beiden Sonette sind wirkliche Verdichtungen. Das macht sie innerlich zu Gedichten. Freilich muß man Fichte kennen, um den Gehalt dieser Sonette völlig zu fassen. Ein kurzer Kommentar wird nicht überflüssig sein, wenigstens nicht für den Leser von heute.

---

*) In dem späteren Druck unterstrichen.

**) Für „schauest" „schau'", „Schauen" steht in dem späteren Druck das unerträglich harte „weißest", „weiß" und „Wissen". Der Sinn ist in beiden Fällen derselbe; aber das Schauen mit seinen Modifikationen ist nicht nur ungleich poetischer, sondern auch sachlich das Bessere. Es handelt sich nicht um gemeines, sondern um ein höheres, anschauliches Wissen.

***) Der spätere Druck liest „im".

†) In dem späteren Druck statt dessen versehentlich „Streben" — was keinen Sinn gibt; denn die Ewigkeit des göttlichen Lebens überdauert das Sterben des empirischen Ich, aber nicht das Streben des gottbegnadeten Menschen, der seiner Natur nach selbst ewig ist, wie Fichte immer wieder versichert.

Wir suchen den Philosophen auf; er erklärt am besten sich selbst. Die beiden letzten Vorlesungen der „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ 1805 und die „Anweisung zum seligen Leben“ 1806 liefern uns die erwünschten Aufschlüsse.

Vom Unterschied des moralischen und des religiösen Menschen ist in den beiden letzten Vorlesungen der „Grundzüge“ die Rede. Zunächst von dem, worin dieser Unterschied nicht besteht und also auch niemals gesucht werden darf. Er besteht nicht in der äußeren Verschiedenheit des Handelns. Diese Auffassung beruht auf Verkennung der Religion. Freilich, diese Verkennung hat lange genug gedauert und dauert bis zur Gegenwart des Philosophen fort. Sie ist durch Jahrhunderte die herrschende Anschauung vom Wesen der Religion und des Christentums gewesen. „Alle bis jetzt angegebenen äußeren Bestimmungen des Christentums brachten die Menschen, insbesondere die Völker und Staaten dahin, daß sie manches taten, was sie außerdem unterlassen haben würden, und manches unterließen, was sie außerdem getan haben würden . . . Mit einem Worte: diese äußeren Bestimmungen wurden Gründe des Daseins mehrerer Erscheinungen und Begebenheiten, zu denen es außerdem nie gekommen wäre.“ (WW VII, 231).

Aber diese Betrachtung ist grundverkehrt. „So verhält es sich nicht mit der inneren, wahren Religiosität. Sie tritt durchaus nicht in der (!) Erscheinung ein und treibt den Menschen schlechterdings zu nichts, was er nicht außerdem getan hätte.“ (a. a. O.). „Sie ist gar kein Tun . . ., sondern sie ist eine Ansicht; sie ist Licht, und das einzige wahre Licht, welches alles Leben und alle Gestaltungen des Lebens in sich trägt und sie in ihrem innersten Kerne durchdringt.“ (S. 248.) „Dieses Licht ist sanft, stillerquickend und wohltätig dem Auge. In der Dämmerung der irdischen Ansicht werden gefürchtet die verworren beleuchteten Gestalten und werden darum gehaßt. In der Beleuchtung der Religion ist alles gefällig und strahlt Frieden aus und Ruhe. In ihr ist die Mißgestalt verschwunden, und alles schwimmt in rosenfarbenem Aether“. (S. 252.) Religion im Fichteschen Sinne ist die innerliche Versöhnung des Menschen mit der Welt. Nicht jene leichtsinnige Weltvergötterung, die aus religiöser Erschöpfung entspringt — denn Religion ist Erhebung über die Welt, Erleuchtung durch den Glanz des übersinnlichen Lebens — aber auch nicht, wie die Kirche will, Versöhnung des Menschen mit Gott. Eine solche Versöhnung kann gar nicht sein, da sie eine beleidigte Gottheit voraussetzt und eine solche gar nicht

existiert. Religion ist das Bewußtsein des Menschen von dem ewig liebenden, nicht von dem ewig zürnenden Gott. Religion ist die Selbstergießung des göttlichen Lebensquells in den Menschen, ist die Geburt des Menschen aus Gott, nicht die Zerschmetterung des Menschen durch Gott und dann erst nachfolgend die Erquickung des Menschen durch den Zustrom der göttlichen Gnade. Der beleidigte Gott ist eine Erfindung des Paulus — ein böses Stück Heiden- und Judentum mitten im Schoß des Christentums. Paulus „ging aus von dem starken, eifrigen und eifersüchtigen Gotte des Judentums", der beständig mit seiner Ungnade droht und also durchaus versöhnt werden muß. So wurde Christus zum Versöhner und das Christentum eine zweite Versöhnungsreligion, neben und über dem Judentum. Das bedeutet aber für Fichte eine schwere Beeinträchtigung, ja geradezu den Anfang vom Ende des Christentums. Paulus ist ihm ein falscher Apostel, ein Verderber des Christentums. „Ich sage nicht, daß in Paulus überhaupt das echte Christentum sich nicht finde. Wenn er gerade nicht an das Hauptproblem seines Lebens, die Vereinigung der beiden Systeme, denkt, spricht er so vortrefflich und richtig und kennt den wahren Gott Jesu so innig, daß man einen ganz anderen Mann zu hören glaubt. Allenthalben aber, wo er auf sein Lieblingsthema kommt, fällt die Sache so aus, wie wir es oben vorgestellt." *)

Der Retter des Christentums ist Johannes. Er ist der wahre Apostel des Christentums und sehr zu Unrecht durch Paulus verdrängt worden. Sein religiöses Prinzip ist nicht die Versöhnung, sondern die Bestimmtheit des Lebens durch Gott unter der einen, ausschließlichen Form des immerwährenden seligen Lebens. Nicht die Verfinsterung, sondern die Verklärung, nicht die Beunruhigung, sondern die Beseligung alles menschlichen Lebens durch Gott ist der Nerv seiner Religion. „Der Johanneische Jesus kennt keinen anderen Gott, als den wahren, in welchem wir alle sind und leben und selig sein können, und außer welchem nur Tod ist und Nichtsein." **) Johannes ist durch sein reines Evangelium der eigentliche Entdecker des Christentums geworden. An ihn, an seine frohe Botschaft von der Geburt des Menschen aus Gott, hat jede Erfrischung des Christentums anzuknüpfen. „Der reine Christ kennt gar keinen Bund noch Vermittlung mit Gott, sondern bloß das alte, ewige und unver-

*) Grundzüge, siebente Vorlesung, WW. VII, 100. — Die beiden „Systeme", die Paulus gewaltsam verbinden wollte, sind das Juden- und Christentum.
**) A. a. O. S. 98.

änderliche Verhältnis, daß wir in ihm leben, weben und sind." *) Also nicht die Versöhnung mit Gott, sondern der ewige Zusammenhang mit dem Göttlichen ist das Erlebnis der Religion, und die nächste Folge dieses Erlebnisses ist die innere Versöhnung mit dem Leben in der Welt. Jetzt sind wir imstande, das wahre Verhältnis von Religion und Sittlichkeit anzugeben und damit zugleich die Eigenart der Religion im Fichteschen Sinne festzustellen. Diese ist, wie wir sahen, nicht darin zu suchen, daß Religion dem handelnden Menschen zu Entschlüssen und Selbstbesiegungen verhilft, die die sittliche Idee aus sich allein in diesem Umfange nicht bewirken könnte. Die sittliche Idee ist souverän, und was sie aus sich nicht leisten kann, soll auch die Religion nicht erzwingen. In dieser Vertiefung des sittlichen Prinzips ist Fichte ebenso unerbittlich, wie Schleiermacher in seinen „Reden". Beide brauchen diese Vertiefung, um die Religion von den Verzerrungen zu befreien, in die sie als Krücke der Moral geraten war. Religion setzt die Moralität voraus. „Ehe man nicht . . . in seiner eigenen Person zu reiner Sittlichkeit sich erhoben, hat man in das Gebiet der wahren Religion gar keinen Eintritt" (WW VII, 232).

Wenn denn der Umfang des sittlich und des religiös erzeugten Lebens materiell derselbe ist, so kann der Unterschied nur in der verschiedenartigen Motivierung, mit andern Worten in der inspirierenden „Stimmung", liegen. So ist es. Die Religion „treibt den Menschen schlechterdings zu nichts, was er nicht außerdem getan hätte. Aber sie vollendet ihn innerlich in sich selbst, macht ihn durchaus einig mit sich selbst und durchaus frei und klar und selig; mit einem Worte, sie vollendet seine Würde" (WW VII, 231).**)

---

*) A. a. O. S. 104. — Man vergleiche dazu die sechste Verlesung der „Anweisung zum seligen Leben." Eine ausführliche Entwicklung der Fichteschen Ideen über johanneisches und paulinisches Christentum denke ich später in einer größeren Arbeit über die Schätzung des Johannesevangeliums bei den deutschen Idealisten von Lessing bis Hegel zu liefern.

**) In dieser Auffassung der Religion stimmt Fichte formell mit Schleiermacher zusammen. Der materielle Unterschied ist aber doch recht bedeutend. Bei Schleiermacher beruht die vollendende Kraft der Religion auf der tiefsinnigen Entwickelung des Gemütslebens, die die Religion allein zu bewirken vermag. Mit dem Gemüt wird der Schacht im Menschen geöffnet, in den seine Erlebnisschätze eingehen, während der nicht religiöse Mensch nur denkt und handelt, handelt und denkt, also ewig geschäftig ist, und damit im besten Falle nur Eine Seite des menschlichen Lebens kultiviert, und nicht einmal die wichtigste. Bei Fichte beruht die vollendende Kraft der Religion vielmehr auf der Erleuchtung des Lebens überhaupt und des sittlichen Lebens insbesondere als eines gotterzeugteen und wieder zu Gott zurückstrebenden Lebens.

Wie geschieht das? Die Antwort liegt in folgender Erwägung. Der sittliche Mensch gehorcht dem Pflichtgebot, lediglich aus Pflichtbewußtsein und aus keinem anderen Grunde. Er handelt so, weil er so handeln soll. Die Frage, ob dieses Sollen auch sinnvoll sei, liegt gar nicht in seinem Gedankenkreise. Die Idee gebietet ihm unbedingt, und nur wenn er unbedingt gehorcht, handelt er sittlich, im Sinne der Idee. Es heißt nicht: ich soll, denn ich kann, sondern umgekehrt: ich kann, denn ich soll. So ist der sittliche Gehorsam ein völlig unbedingter Gehorsam, und als solcher freilich grandios. Aber er ist auf der anderen Seite immer zugleich ein „blinder Gehorsam" (VII, 232). In dieser Blindheit liegt seine Grenze. Der blinde Gehorsam, so groß er ist, als Gehorsam gegen die sittliche Idee, kann nicht die letzte Erhebung des Menschen sein. Er ist und bleibt, bei aller Erhabenheit, zuletzt eine drückende Finsternis, aus der sich der Mensch zum Lichte emporsehnt.

Dieses Licht ist die Religion. Sie erleuchtet die Finsternis des nur sittlichen Menschen. In diesem Sinne heißt sie selbst Licht und wird in unserem ersten Sonett Uranias Auge genannt. Sie erleuchtet mit unbeschreiblicher Klarheit den ewigen Sinn der sittlichen Idee. Die sittliche Idee ist der Strahl, durch den wir mit dem Ewigen zusammenhängen, und die sittliche Arbeit mit ihren Hemmungen und Widerständen ist der Durchbruch des göttlichen Lebens in uns, dem alle, auch die übelsten Dinge, zum Besten dienen. „Die Religion eröffnet dem Menschen die Bedeutung des Einen ewigen Gesetzes, das als Pflichtgebot dem freien und edlen, und als Naturgesetz dem unedleren Werkzeuge gebietet. Der Religiöse begreift dieses Gesetz und fühlt es in sich lebendig als das Gesetz der ewigen Fortentwicklung des Einen Lebens. Wie jeder einzelne Moment dieses Lebens in jener ewigen Entwicklung des Einen göttlichen Grundlebens enthalten sei, begreift er zwar nicht . . .; aber daß alle diese Momente schlechthin nur in jener Entwickelung des Einen Lebens liegen, weiß er unmittelbar, und durchschaut es klar" (WW VII, 233).

Eine völlige Umstimmung des Lebensgefühls ist die Folge dieser Erleuchtung. An die Stelle des Gehorsams tritt nunmehr die Liebe, an die Stelle des Mißbehagens, das den bloßen Gehorsam in der Ausübung begleitet, die reine, vollkommene Seligkeit, die auch in sittlichen Mißverhältnissen göttliche Anstöße und Antriebe erblickt. „Was dem moralischen Menschen Pflichtgebot war, ist ihm (dem religiösen) die innere Fortschreitung des Einen Lebens, welches un-

mittelbar als Leben sich darstellt.“ „Wie vor der Moralität alles äußere Gesetz verschwindet, so verschwindet vor der Religiosität selbst das innere; der Gesetzgeber in unserer Brust schweigt, denn der Wille, die Lust, die Liebe, die Seligkeit hat das Gesetz in sich aufgenommen. Dem moralischen Menschen wird es oft schwer, seine Pflicht zu tun, und das Opfer seiner tiefsten Neigungen und liebsten Gefühle wird von ihm gefordert. Er tut es demungeachtet: es muß sein, er unterdrückt seine Gefühle und betäubt seinen Schmerz. Die Frage: warum es nun gerade dieses Schmerzes bedürfe, und woher dieser Zwiespalt zwischen seiner . . . Neigung und der . . . Forderung des Gesetzes komme, darf er sich nicht erlauben; er muß stumm und blind sich opfern, denn nur unter der Bedingung dieser stummen Aufopferung ist das Opfer echt. Dem Religiösen ist diese Frage mit Einem Male für ewig gelöst. Das, was da widerstrebt und nicht sterben mag, ist unvollkommeneres Leben, das eben darum, weil es doch Leben ist, nach Fortbestehen ringt; das aber aufgegeben werden muß, wenn das höhere und edlere Leben in das Dasein eintreten soll. Jene Neigungen, die ich aufopfern soll, denkt der Religiöse, sind gar nicht meine Neigungen, sondern es sind Neigungen, die gegen mich und mein höheres Dasein gerichtet sind; sie sind meine Feinde, die nicht zu früh sterben können. Der Schmerz, der mir zugefügt wird, ist nicht mein Schmerz, sondern der Schmerz einer gegen mich verschworenen Natur; es sind nicht die Zuckungen des Sterbens, sondern die Wehen einer neuen Geburt, welche herrlich sein wird über alle meine Erwartungen“ (WW VII, 233 ff.).

Der Einblick in das göttliche Leben und die Liebe zu seiner Erscheinung bringt ein Handeln hervor, das, bei materieller Identität mit dem sittlichen Handeln, dennoch anderen Geistes ist. Es ist ein Handeln im Element der Seligkeit, nicht nur des starren, sittlichen Zwanges. Es ist ein Handeln aus Liebe zu Gott, nicht nur aus Pflichtgefühl, wie das sittliche, wenn es sich selbst überlassen bleibt.*)

*) Später ist Fichte noch weiter gegangen und hat das religiös inspirierte Handeln auch materiell über das rein sittliche hinausgehoben. Der religiös ergriffene Mensch kann mehr, als der bloß am Sittlichen hangende. Die Liebe zu Gott reicht doch noch weiter, als der Gehorsam gegen das sittliche Gebot. Das Sittengesetz verpflichtet den Menschen als solches nur zu einem vernünftigen Handeln, zu einer Saat, deren Ernte nach Vernunftbegriffen früher oder später eintreten muß. Das religiöse Ideal holt weiter aus. Der Wille zu helfen und zu beseligen ist hier nicht mehr an die Vernunftschranke gebunden, sondern wirft sich sogar auf das „Unvernünftige“, wagt Dinge, die kein Vernünftiger wagt, und sät eine Saat auf Hoffnung aus, wo die unbestochene Vernunft verzweifelt.



Endlich folgt aus dem religiösen Erlebnis eine neue Stellung des Menschen zur Welt. Es ist jener Standpunkt, den wir oben als Weltversöhnung bezeichnet haben. Weltversöhnung in dem Sinne, daß dem religiös erleuchteten Menschen auch die Weltverwicklungen und Weltverwirrungen nicht mehr als bloße Widerstände erscheinen, sondern als Andeutungen eines Lebens, das sich zu Gott hin entwickeln will. Wenn Religion darin besteht, „daß man alles Leben als notwendige Entwicklung des Einen, ursprünglichen, vollkommen guten und seligen Lebens betrachte und anerkenne" (WW. VII, 240 f.), so folgt daraus — nicht die absolute Vortrefflichkeit, aber die tiefere, sinnvoll-versöhnliche Bedeutung alles dessen, was Leben heißt. Der göttliche Ursprung alles Lebens bürgt für seinen göttlichen Sinn, auch wenn die Früchte desselben bitter und seine Triebe Entartungen sind.*) „In der religiösen Ansicht werden schlechthin alle Erscheinungen in der Zeit eingesehen als notwendige Entwicklungen des Einen, in sich seligen, göttlichen Grundlebens.

Die dritte Rede an die deutsche Nation ist das Manifest dieser gänzlich neuen, religiös fundierten Sittlichkeit. „Wo .... bei klarer Einsicht des Verstandes in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortgearbeitet wird an demselben; wo mutig der Schweiß des Säens erduldet wird, ohne einige Aussicht auf eine Ernte; wo wohlgetan wird auch den Undankbaren und gesegnet werden mit Taten und Gütern diejenigen, die da fluchen, und in der klaren Vorhersicht, daß sie abermals fluchen werden; wo nach hundertfältigem Mißlingen dennoch ausgeharrt wird im Glauben und in der Liebe: da ist es nicht bloße Sittlichkeit, die da treibt, denn diese will einen Zweck, sondern es ist die Religion, die Ergebung in ein höheres und unbekanntes Gesetz, das demütige Verstummen vor Gott, die innige Liebe zu seinem in uns ausgebrochenen Leben, welches allein und um sein selbst willen gerettet werden soll, wo das Auge nichts anderes zu retten sieht." (Reclam S. 41 ff.)

*) Daß Fichte mit diesem Pantheismus nie die absolute Vortrefflichkeit auch des verkümmerten Lebens hat retten wollen, geht mit besonderer Deutlichkeit aus der zehnten Vorlesung der „Anweisung zum seligen Leben" hervor. Hiernach ist die erste Empfindung des wahrhaft religiösen Menschen — Entrüstung „Sehend auf das, was die Menschen sein könnten, ist sein herrschender Affekt eine heilige Indignation über ihr unwürdiges und ehrloses Dasein; sehend darauf, daß sie im tiefsten Grunde doch alle ihr Göttliches tragen, nur daß es in ihnen nicht bis zur Erscheinung hindurchdringt; betrachtend, daß sie durch alles, was man ihnen verargt, doch sich selbst den allergrößten Schmerz zufügen, und daß dasjenige, was man geneigt ist ihre Bosheit zu nennen, doch nur der Ausbruch ihres eigenen tiefen Elendes ist; bedenkend, daß sie nur ihre Hand ausstrecken dürften nach dem immerfort sie umgebenden Guten, um im Augenblicke würdig und selig zu sein: überfällt ihn die innigste Wehmut und der tiefste Kummer." (WW. V. 547.) — Der Einblick in die Göttlichkeit alles Lebens schließt den Scharfblick für seine ungöttlichen Bestandteile bei Fichte nicht aus. Nur soll und darf dieser berechtigte Scharfblick die religiöse Grundansicht nicht zerstören. Nicht einmal stören darf er sie; sie soll die beständig herrschende sein. Fichtes Optimismus ist ein ideell-religiöser, kein empirischer Optimismus.

mithin jede einzelne als die notwendige Bedingung eines höheren und vollkommeneren Lebens in der Zeit, das aus ihr entsprießen soll" (WW. VII. 242).

Jetzt sind wir imstande, das erste Sonett im Sinne des Dichters zu interpretieren. Was sein inneres, geistiges Auge mit den Dunkelheiten des Weltlebens ausgesöhnt hat, was fortan als das ewig Eine im Mittelpunkt seines Lebens steht und den Nerv seiner geistigen Sehkraft ausmacht, ist die religiöse Erleuchtung, der Blick in das allumfassende Gottesleben, dessen drei unerschöpfliche Ausströmungen die Liebe, das Lebensgefühl und der Friede sind. Die Liebe an Stelle des Gesetzes, das Lebensgefühl an Stelle der Pflicht, der Friede anstatt des Mißbehagens, dem der nur sittliche Mensch nie entrinnt.

Das zweite Sonett ist das dichterische Kompendium der „Anweisung zum seligen Leben". Es beginnt mit dem Bekenntnis zum religiösen Akosmismus. „Gott ist, und nichts denn Gott." Gott ist das wahrhaft Substantielle, das einzige uneingeschränkt als wirklich zu bezeichnende Wesen. Das Ewige ist allein in dem Sinne, in dem das Sein sich vollkommen ausdrückt. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, alles Sichtbare ist nur — Schein. Schein in der unendlichen Mannigfaltigkeit, in die es das ewig Eine zerstreut. Es ist wie bei Dante, im 13. Gesange des Paradieses:

Was nicht stirbt und was stirbt, strahlt das nur wieder,
Was Gott als Schöpfer liebend sich gedacht.
Belebend strömt sein Licht zur Welt hernieder,
Wo liebend es ein Wunderwerk vollbracht.
Neun Himmel klingen von der Engel Lieder,
In ihnen spiegelt sich der Gottheit Kraft,
Die, ob auch vielfach ihre Güte scheine,
Für alle Ewigkeit doch bleibt die eine.

Per sua bontate il suo raggiare aduna,
Quasi specchiato, in nove sussistenze,
Eternalmente rimanendosi una.

Oder, um Fichte selbst sprechen zu lassen: „Es ist, außer Gott, gar nichts wahrhaftig und in der eigentlichen Bedeutung des Wortes da . . . Alles andere, was noch als Dasein uns erscheint — die Dinge, die Körper, die Seelen, wir selber, inwiefern wir uns ein selbständiges und unabhängiges Sein zuschreiben —, ist gar nicht wahrhaftig und an sich da; sondern es ist nur da im Bewußtsein

und Denken, als Bewußtes und Gedachtes, und durchaus auf keine andere Weise" (WW. V. 448).

Also: Gott ist und nichts denn Gott. Nicht etwa noch eine Welt neben Gott, sondern, wenn überhaupt eine Welt, dann sicherlich nur eine Welt in Gott. So ist es. Die Welt im Fichteschen Sinne ist nicht etwas Selbständiges neben Gott, sondern die Selbstzerstreuung Gottes im Spiegel des endlich-menschlichen Bewußtseins. „Das Bewußtsein, als ein Unterscheiden, ist es, in welchem das urspüngliche Wesen des göttlichen Seins und Daseins — eine Verwandlung erfährt." Die Verwandlung in ein „stehendes und totes Sein". „Jenes stehende Vorhandensein ist der Charakter desjenigen, was wir die Welt nennen: der Begriff daher*) ist der eigentliche Weltschöpfer, vermittelst der aus seinem innern Charakter erfolgenden Verwandlung des göttlichen Lebens in ein stehendes Sein, und nur für den Begriff und im Begriffe ist eine Welt, als die notwendige Erscheinung des Lebens im Begriffe; jenseit des Begriffes aber, d. h. wahrhaftig und an sich, ist nichts und wird in alle Ewigkeit nichts, denn der lebendige Gott in seiner Lebendigkeit" (WW. V. 454). Und wie der Begriff dieses quellende Leben in feste, erstarrte Punkte zusammendrängt, so spaltet die Reflexion das einmal Eine in unzählige Einzelheiten, und bildet so, mit dem Begriff zusammen, aus der Verhärtung und Zerstreuung des Göttlichen die sogenannte sinnliche Welt.

Darum noch einmal: Gott ist und nichts denn Gott. „Und Gott ist nichts denn Leben." Gott ist das ganz Lebendige, nicht auch das Leblose oder das halb Lebendige, also niemals die Natur — nicht die Natur, wie Fichte sie sah, als Gegenbild- und wurf des Geistes. „Der Wahn, daß in diese Natur Gottes Wesen auf irgendeine Weise unmittelbar . . . eintrete, stammt aus Finsternis im Geiste und aus Unheiligkeit im Willen."**) Weiter. Gott ist Leben, das heißt: er ist Liebe, ewig-allumfassende Liebe, nicht auch Schrecken und allzermalmender Zorn; denn „das Leben ist Liebe, und die

*) Und nicht etwa Gott! Hier liegt eines der stärksten Motive zu Fichtes Kritik des Schöpfungsdogmas. Die Welt kann gar nicht von Gott geschaffen sein, denn sie ist eine Schöpfung des Begriffs aus dem Urquell des göttlichen Lebens heraus. Das zweite Hauptmotiv ist der Satz von der ewigen Unveränderlichkeit Gottes, die durch den Schöpfungsakt gestört werden würde.

**) Dritte Rede an die deutsche Nation, Reclam S. 48. — Das Wort ist vornehmlich gegen Schelling gerichtet. Nicht mit Recht; denn Schelling hat, wie Goethe, stets die lebendige Natur, die „im Schaffen lebt", vor Augen und im Herzen gehabt.

ganze Form und Kraft des Lebens besteht in der Liebe und entsteht aus der Liebe" (WW. V. 401 f.).

„Du schauest." Du schaust, und glaubst nicht nur. Religion ist das geistige Schauen Gottes. „Nicht darin besteht die Religion, worin die gemeine Denkart sie setzt, daß man glaube ..., es sei ein Gott, ... sondern darin ..., daß man, in seiner eigenen Person, und nicht in einer fremden, mit seinem eigenen geistigen Auge, und nicht durch ein fremdes, Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze" (WW. V. 418). Dem wahrhaft religiösen Menschen wird „die Liebe eine ewig fortrinnende Quelle von Glauben und Hoffnung; nicht an Gott oder auf Gott: denn Gott hat er allgegenwärtig in sich lebend, und er braucht nicht erst an ihn zu glauben, und Gott gibt sich ihm ewig fort ganz, so wie er ist, und er hat darum nichts von ihm zu hoffen; sondern von Glauben an Menschen und Hoffnung auf Menschen. Dieser unerschütterliche Glaube nun und diese nie ermüdende Hoffnung ist es, durch welche er sich über alle die Indignation oder den Jammer, mit denen die Betrachtung der Wirklichkeit ihn erfüllen mag, hinwegsetzen kann, sobald er will, und den sichersten Frieden und die unzerstörbarste Ruhe einladen kann in seine Brust, sobald er ihrer begehrt" (WW. V. 548).

Der Inhalt des religiösen Schauens ist das „Wissen von Gottes Leben". Das Wissen, und nicht nur ein tastendes Meinen, das „mehrere Möglichkeiten annimmt" und auf gutes Glück, etwa im Sinne der Pascalschen Wette oder des heutigen Pragmatismus, von diesen Möglichkeiten eine ergreift, die es „durch nichts zu bewahrheiten vermag, als durch seine Neigung" (WW V. 437). Der starke, Lutherische Begriff des Glaubens, die „erwegene Zuversicht", der „gute Wahn und Vermutung zu Gott", ist Fichte nicht gegenwärtig gewesen. Sonst hätte er vom Glauben nicht so geringschätzig gesprochen. Sein Wissen und Schauen ist Luthers Glaube, ist jene absolute Sicherheit des Sehens, die Luther gemeint hat, wenn er vom Glauben sprach, und die in der „Meinung" niemals enthalten ist. Fichte ist hier augenscheinlich durch Kant und seine unzulängliche Bestimmung des Glaubens als eines sittlich bedingten Fürwahrhaltens*) beeinflußt und zur religiösen Verwerfung des „Glaubens" bestimmt

*) Vgl. besonders den Abschnitt „Vom Meinen, Glauben, Wissen" in der Methodenlehre der Kritik der reinen Vernunft. Ich zweifle nicht, daß Fichte diese ebenso scharfsinnigen wie religiös nicht genügenden Betrachtungen bei seiner Begriffsbildung im Sinne gehabt hat.



worden. Er verstand unter Religion, wie Luther, ein Erlebnis, und zwar ein Erlebnis von unbedingter Gewißheit, nicht, wie Kant, ein Gefüge von Hoffnungen, auf die man durch ethische Reflexionen kommt.

Allein das Wissen im Fichteschen Sinne ist immer ein Wissen doppelter Art, ein unmittelbares, gotterlebendes, und ein mittelbares, welterschaffendes. Es ist auf der einen Seite „das göttliche Dasein selber, schlechthin und unmittelbar, und inwiefern wir das Wissen sind, sind wir selber in unserer tiefsten Wurzel das göttliche Dasein" (WW. V. 448). Von diesem Wissen war bisher die Rede. Es gibt aber noch ein zweites Wissen, das sich in endlichen Naturen mit jenem ersten unlöslich verknüpft. Es ist jenes gottzersetzende, welterschaffende Wissen, das uns schon oben als Begriff und Reflexion begegnet ist. In der Verknüpfung des gotterlebenden mit dem gottzersetzenden Wissen liegt für Fichte die Tragik des Wissens. „Im geistigen Sehen wird das, was an sich göttliches Leben ist, zu einem Gesehenen, d. i. zu einem vollendet Vorhandenen, oder zu einer Welt" (S. 463). In diesem Spiegel wird das göttliche Dasein „bloß hinter trüben Hüllen und in verworrenen Schattenbildern gesehen, welche aus dem geistigen Sinnenorgan, mit dem man sich und das Sein anblickt, abstammen" (S. 444). Dann wissen wir „von jenem unmittelbaren göttlichen Leben nichts"; denn „mit dem ersten Schlage des Bewußtseins schon verwandelt es sich in eine tote Welt. . . . Mag es doch immer Gott selber sein, der hinter allen diesen Gestalten lebt; wir sehen ihn nicht, sondern immer nur seine Hülle; wir sehen ihn als Stein, Kraut, Tier, sehen ihn, wenn wir höher uns schwingen, als Naturgesetz, und alles dieses ist doch immer nicht Er. Immer verhüllet die Form uns das Wesen, immer verdeckt unser Sehen selbst uns den Gegenstand, und unser Auge selbst steht unserm Auge im Wege" (S. 471).

Aus dieser Not der Reflexion erhebt uns nur das anschauliche Wissen, das Urwissen im Sinne der Religion. „Erhebe dich nur in den Standpunkt der Religion, und alle Hüllen schwinden; die Welt vergehet dir mit ihrem toten Prinzip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein, in ihrer ersten und ursprünglichen Form, als Leben, als dein eigenes Leben, das du leben sollst und leben wirst" (a. a. O.).

Jetzt verstehen wir den Dichter, verstehen, was er meint mit der zunächst so befremdenden Klage:

Allein wo find' ich's? Fließt es irgend ein
Ins Wissen, so verwandelt's sich in Schein,
Mit ihm vermischt, mit seiner Hüll' umgeben!

Dieses gottverbergende Wissen ist nicht das Urwissen der ersten vier Zeilen, das immer ein gottoffenbarendes ist, sondern das dem endlichen Wesen als solchem eigentümliche zweite, reflektierte Wissen.

Jetzt wird uns auch der Schluß des Gedichtes klar. Kraft seiner Verkettung mit dem zweiten Wissen ist das Urwissen wie ein Gefangener, der nach Freiheit, nach Selbstsein seufzt. Die Rettung kann aber nur erfolgen, wenn das Prinzip der Reflexion überhaupt vernichtet wird. Das Prinzip der Reflexion ist die Ichheit im Sinne der Individualität. Sie ist das Sterbliche, Vernichtbare in uns. Nun wohl, so fahre sie dahin. „Es sterbe, was vernichtbar!" Das Unsterbliche strebe empor, der reine, ungeschwächte Geist, den keine empirische Schranke mehr bindet. „Solange der Mensch noch irgend etwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm, denn kein Mensch kann Gott werden. Sobald er sich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibt allein Gott übrig und ist alles in allem" (WW. V. 518).

Durchschaue, was dies Sterben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar,
Und unverschleiert siehst du göttlich Leben.

Der Tod des empirischen Ich sprengt die Hüllen der Reflexion und bewirkt die Auferstehung des Göttlichen in uns. Denn „nicht im Sein an und für sich liegt der Tod, sondern im ertötenden Blicke des toten Beschauers" (WW. V. 404). Die Tötung dieses Blickes ist gleichbedeutend mit dem Erwachen des wahren Sehens.

Das ist Fichtes Religion. Eine edle, tiefsinnige Mystik, die, wie die „deutsche Theologie", von zwei Augen der Seele weiß. Das eine, der Endlichkeit zugehörige, das Welt und Zeit mit ihrem Gehalt aus der Zerlegung des göttlichen Urlebens erschafft. Das andere, ins Unendliche reichende, das Gott unmittelbar anschaut, wie er ist, ihn in seinem Ursein erblickend. Das zweite Sonett ist ein frommer Hymnus auf dieses gottbegnadete Auge, als das wahrhaft Unsterbliche in uns. Das andere, welterzeugende Auge ist sterblich und muß mit der „Seele" erlöschen.

* * *

Fichte hat sich nicht nur als Dichter versucht: er ist auch als Nachdichter hervorgetreten. In der Lebensbeschreibung seines Vaters (Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel I^2, 1862, S. 427) erzählt der Sohn von diesen Nachdichtungen. Es waren Stücke aus dem Romanischen, dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, deren er sich auf diese Art vorzugsweise zu bemächtigen suchte. „Hierhin gehört der Versuch einer Uebersetzung des ersten Gesanges aus Dantes Divina commedia (abgedruckt in der „Vesta" von Fr. v. Schrötter und Max v. Schenkendorf, Königsberg 1807) und die Uebertragung einer der schönsten und berühmtesten Episoden von Camoens „Lusiaden" (Gesang 3, Stanze 118—136), die das erste Heft des „Pantheon" (Zeitschrift, herausgegeben von Büsching und Kannegießer, Berlin 1810) eröffnete."*) „Viele andere Uebersetzungsversuche aus italienischen und spanischen Dichtern", fährt der Biograph unsers Philosophen fort, „sind ungedruckt geblieben."

Aber ein wichtiges Stück ist gedruckt und nur, wie so manches andere, der Aufmerksamkeit des Sohnes entgangen. Es ist eine Uebersetzung der berühmten, dem Thomas da Celano zugeschriebenen Prosa de mortuis: Dies irae, dies illa. Man findet sie bei A. J. Rambach, Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche I. 1817, S. 327 f. Ich verdanke den Hinweis auf dieses Stück einer Bemerkung des Mannes, der es zu seiner Zeit an Rambach ausgeliefert hat.**) Es ist ein mir sonst nicht bekannter Nicolaus Heinrich Julius. Er hat das französische Werk von A. F. Ozanam, Italiens Franziskaner-Dichter im dreizehnten Jahrhundert, 1853 ins Deutsche übersetzt und mit Zusätzen versehen, zu denen, wie die Vergleichung mit dem Urtext (Les poëtes franciscains en Italie au treizième siècle, Paris 1852)

---

*) Das Bruchstück aus Camoëns ist wieder abgedruckt in den Werken, Band VIII, 1846, S. 472 ff. — Das Dante-Bruchstück fehlt. Der Text des Biographen ist übrigens sehr ungenau. Es handelt sich keineswegs um den ersten Gesang (des Inferno), sondern um den 28. Gesang des Purgatorio. Und auch hier nicht um eine vollständige Uebersetzung, sondern um eine Paraphrase in Prosa. Nur der Anfang ist im Versmaß der Urschrift übersetzt. Das Ganze ist unter dem Titel „Dantes irdisches Paradies" (Achtundzwanzigster Gesang des Purgatorium) erschienen im ersten Bande der Vesta, Junius 1807, S 105 ff. — Für die Erkenntnis von Fichtes Talent ist die kleine Studie wirklich belanglos, und man kann es entschuldigen, daß sie nicht in die Werke gekommen ist.

**) Bei Rambach selbst fehlt jegliche Nachweisung der näheren Umstände, unter denen er in den Besitz der Fichteschen Arbeit gelangt ist.

ergibt, auch die Bemerkung S. 152 gehört, daß unter anderen auch Fichte sich an der Uebertragung des großartigen Hymnus versucht habe, und daß seine Arbeit durch Vermittelung dieses Julius später an Rambach gekommen sei.

Hier ist sie. Ich stelle das Lateinische gegenüber, damit man beides vergleichen kann.

1. Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla, Teste David cum Sybilla.	Jenen Tag, den Tag der Fülle, Fällt die Welt in Graus und Stille; David zeugt's und die Sibylle.
2. Quantus tremor est futurus, Quando iudex est venturus, Cuncta stricte discussurus.	Angst ergreift die Kreaturen, Wie sie in azurnen Fluren Seh'n des nah'nden Richters Spuren.
3. Tuba mirum spargens sonum Per sepulcra regionum Coget omnes ante thronum.	Die Posaun' im Wundertone Regt auf, was in Gräbern wohne, Sich zu stellen vor dem Throne.
4. Mors stupebit et natura, Cum resurget creatura, Judicanti responsura.	Und der Tod gibt her mit Beben Seinen Raub dem neuen Leben; Dann wird das Gericht anheben,
5. Liber scriptus proferetur, In quo totum continetur, Unde mundus judicetur.	Und des Richters mächt'gem Schalten Eine Rolle sich entfalten, Um das Weltgericht zu halten.
6. Iudex autem, cum sedebit Quidquid latet, apparebit, Nil inultum remanebit.	Was hier floh die Offenbarheit, Tritt allda heraus in Klarheit, Wird gerichtet nach der Wahrheit.
7. Quid sum miser tunc dicturus, Quem patronum rogaturus, Cum vix justus sit securus?	Was sag' ich dann? Wen erküren, Meine Sache da zu führen, Wo selbst Reine Fehler spüren?
8. Rex tremendae maiestatis, Qui salvandos salvas gratis, Salva me, fons pietatis.	Herrscher, dessen furchtbarn Größe Ich erbeb' in meiner Blöße, Gnadenquell, dein Spruch mich löse.
9. Recordare, Jesu pie, Quod sum causa tuae viae, Ne me perdas illa die.	Daß sodann ich nicht entfliehe Deinem Schirm, o Jesu! Siehe, Ich war Ziel ja deiner Mühe.
10. Quaerens me sedisti lassus, Redemisti crucem passus, Tantus labor non sit cassus!	Hast am Kreuz, in mächt'ger Fassung, Mir erworben Sünderlassung: Bleib' ich denn in der Umfassung!
11. Juste iudex ultionis, Donum fac remmissionis, Ante diem rationis.	Richter, Tilger meiner Sache, Gib, daß ich in dir erwache, Eh' erscheint der Tag der Rache!

12. Ingemisco tanquam reus Culpa rubet vultus meus: Supplicanti parce Deus.	Nieder werf' ich mich in Demut, Hier zerfließ' ich dir in Wehmut, Ob der Schuld sieh' meine Demut.
13. Qui Mariam absolvisti, Et latronem exaudisti, Mihi quoque spem dedisti.	Gnade, die Marien offen, Die des Schächers Reu getroffen, Läßt auch mit Erbarmen hoffen.
14. Preces meae non sunt dignae, Sed tu bonus fac benigne, Ne perenni cremer igne.	Zwar mein Flehn ist zu geringe; Doch Du tatest große Dinge, Daß dem Feurpfuhl ich entginge.
15. Inter oves locum praesta, Et ab hoedis me sequestra, Statuens in parte dextra.	Stell mich rechts zu deinen Scharen, Vor den Böcken wollst mich wahren, Laß mich nicht mit ihnen fahren!
16. Confutatis maledictis, Flammis acribus addictis, Voca me cum benedictis.	Wo die Weg' auf immer scheiden, Jene gehn zu ew'gen Leiden, Laß mich heim zu deinen Freuden.
17. Oro supplex et acclinis Cor contritum quasi cinis, Gere curam mei finis.	Denk, in welcher Jammermiene Ich gesuchet deine Sühne, Daß mir selig End' erschiene!
18. Lacrimosa dies illa, Qua resurget ex favilla, Judicandus homo reus, Huic ergo parce Deus! Pie Jesu Domine Dona eis requiem. Amen.	

Die 18. Strophe ist nicht übersetzt*), und die Uebersetzung der übrigen Strophen ist ungleich. Einige sind sehr schön gelungen, so besonders Strophe 2—7 und 11—15, bis auf den bösen „Feurpfuhl" in der 14. Strophe. Mit bemerkenswertem Geschick sind dem Dichter die breiten, im Deutschen so schwer zu erreichenden, tonlosen Endsilben gelungen: Kreaturen, Fluren, Spuren (Str. 2); Offenbarheit, Klarheit, Wahrheit (Str. 6); Demut, Wehmut, Demut, (Str. 12) u. s. f. Auch die Vokale des Originals sind zum Teil glücklich beibehalten: das **u** in Strophe 2, das **o** in Strophe 3, das **a** in Strophe 10, das **e** und **u** in Strophe 12, das **i** und **e** in Strophe 14.

Andere Strophen sind dichterisch matt und lassen sich besser und glücklicher fassen, so vor allem die achte Strophe:

---

*) Sie gehört auch wohl nicht zum Original.

König schrecklicher Gewalten!
Gnade nur kann uns erhalten,
Gnadenquell, laß Gnade walten!*)

Unbefriedigend ist auch die erste Strophe; aber sie scheint mir überhaupt das Unübersetzbarste an dem ganzen Hymnus zu sein. Auch der neueste, mit allen Mitteln der Sprach- und Reimkunst unternommene Versuch von Friedrich Wolters (Hymnen und Sequenzen, übertragen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom vierten bis fünfzehnten Jahrhundert 1914 S. 157) befriedigt nicht voll:

Tag des Zornes, Tag, wo stieben
Welten hin, zu Schutt zerrieben,
Wie Sibyll und David schrieben.

Besser erscheint mir noch immer die alte Uebertragung des Freischützdichters Friedrich Kind (mitgeteilt von F. G. Lisco, Dies irae 1840, Sp. 20):

Tag des Zorns, du wirst erfüllen
Davids Wort und der Sibyllen,
Wirst die Welt in Asche hüllen.

Aber diese Uebersetzung ist auch die einzige unter 40 von Lisco dargebotenen, die die erste Strophe, wenigstens für mein Gefühl, wesentlich besser gibt als Fichte. Die anderen stammeln alle, wie er.

Im übrigen kann sich die Fichtesche Arbeit mit den übrigen 39 recht wohl vergleichen. Lisco hat sie daher mit Recht aus Rambach in seine Sammlung genommen und neben der Schlegelschen Uebersetzung von 1802 Spalte 14 und 18 abgedruckt.

Hier ist auch als wahrscheinliche Abfassungszeit das Jahr 1813 angegeben. Wenn dies zutrifft, so dürfen wir uns freuen, daß der große Denker so dicht vor dem Ende noch einmal Dichter geworden ist. Seine Verdeutschnng des Dies irae ist das schöne Vermächtnis eines Mannes, der nun selbst längst zu den Richtern gehört, vor deren unerbittlichem Ernst wir uns immer wieder zu prüfen haben.

---

*) Nach F. G. Lisco, Dies irae 1840 Sp. 83. Doch absichtlich der schlichtere „Gnadenquell“ für den sublimen „Gnadenborn“.

Die religiöse Aufgabe des Religionsunterrichts.

Von

Dr. Ulrich Peters-Hamburg.

Die christliche Religion samt ihrer israelitisch-jüdischen und ihrer griechischen Vorgeschichte ist zu allen Zeiten ihrer Entwicklung ein Kulturfaktor von Bedeutung gewesen, in den Tagen der Propheten wie des Plato, in den Tagen Jesu wie des Augustin, in den Tagen des Franziskus wie des Suso, in den Tagen Luthers wie Gerhardts, in den Tagen Schleiermachers wie in den unsrigen. Wer darum den Geist einer Zeit einfangen möchte in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe, der muß auch die Frömmigkeit dieser Zeit zu fassen versuchen und muß die Ausdrucksformen verstehen, die der Gottesglaube der Menschen sich jeweils geschaffen hat. Auf unseren höheren Schulen ist es die Aufgabe des Religionsunterrichts, dem Schüler das Verständnis der Religion als eines unendlich wertvollen Kulturguts zu erschließen und ihn über das Erkennen vergangener Glaubensgestaltungen allmählich zum Begreifen der Gegenwartsfrömmigkeit zu führen. Der Unterricht gibt damit dem Schüler ein Doppeltes: die Kenntnis von den Grundzügen der Religionsgeschichte und die Fähigkeit einer selbständigen Orientierung im religiösen Leben der eigenen Zeit, ein Wissen und ein Können. Wenn der Religionsunterricht das erreicht, so hat er die wissenschaftliche Aufgabe, die ihm wie jedem anderen wissenschaftlichen Unterrichtsgegenstand unserer höheren Schulen gesetzt ist, erfüllt.

Aber hat der Religionsunterricht damit alles erfüllt, was er erfüllen sollte? Oder hat er nicht doch noch über diese wissenschaftliche Aufgabe hinaus eine zweite? Jeder, der die Religion für eine Lebenskraft hält — und wer das nicht tut, sollte keinen Religionsunterricht geben —, möchte doch auch diese Lebenskraft einstmals in den Schülern, die ihm anvertraut sind, lebendig und stark sehen. Einem

solchen Lehrer kann es nicht genügen, daß die Schüler Verständnis für die Religionsgeschichte haben, daß sie vielleicht auch als interessierte Zuschauer das religiöse Leben der Gegenwart betrachten, sondern er wird den brennenden Wunsch hegen, daß sie dereinst auch selbst Religion haben und selbst religiös wirken. Wenn dieser Wunsch berechtigt und die Arbeit an seiner Erfüllung zulässig ist, so steht damit neben der wissenschaftlichen Aufgabe unseres Religionsunterrichts eine zweite, die religiöse, und es taucht die Frage auf: wie können und wie dürfen wir Lehrer auch dieser Aufgabe unseres Unterrichts gerecht werden? Es sind, soweit ich sehe, drei Faktoren, auf denen sich hier unsere eigentliche pädagogische Arbeit, die Gestaltung und Darbietung des Unterrichtsgutes selbst, aufbaut: zunächst die Wissenschaft vom Wesen der Religion, die Religionspsychologie, zweitens die Wissenschaft vom Kinde, die Jugendkunde, und endlich die Wissenschaft vom Stoff, die Theologie.

Die gesamte neuere, an Wundt orientierte Auffassung der Religion hat einen scharf antiintellektualistischen Zug. Der gemeinsame Grund, auf den die Religionspsychologen ihre Arbeiten bauen, ist die Tatsache, daß in der Erkenntnis nur eine Seite der Welt beschlossen liegt, und daß Religion, Moral und Kunst ihr gleichberechtigte Deutungsmöglichkeiten derselben Wirklichkeit sind, die dem Leben mit eigenen Mitteln gegenübertreten, um es zu fangen. So faßt der Verstand weder ein Goethesches Gedicht noch eine Bethovensche Sonate, wir vermögen allem, was an künstlerischen Werten geschaffen ist, nur mit einer künstlerisch gestimmten Seele nahezukommen. So können wir den kategorischen Imperativ durch bloß intellektuelles Begreifen uns niemals zu eigen machen, wir müssen ihn in unsere Willenswelt einbeziehen, wenn er uns zur Lebensmaxime werden soll. So öffnet uns die rationelle Erkenntnis allein niemals das Tor zum Reiche des Glaubens, es kann auch die Religion nur von dem seelischen Organ aufgenommen werden, das ihr gemäß ist, von dem Gefühl. Die Religion ist wieder selbständig geworden in unserer heutigen Psychologie, selbständig vom Denken, selbständig auch von der Moral und von der Kunst. Sie ist nicht mehr ein Gut, das man an irgendeiner Stelle des menschlichen Geisteslebens notdürftig unterbringt, wo es im Schatten eines Größeren ein kümmerliches Dasein führt, nein, es ist wieder selber ein Großes geworden, das seine eigene Provinz in der menschlichen Seele beansprucht und erhält. Es ist, mit einem Worte gesagt, eine Rückkehr zu Schleiermacher, was wir heute in der Wissenschaft vom Wesen

der Religion beobachten können. Derselbe gefühlsschwere Grundzug ihrer Art, der vor hundert Jahren von dem Romantiker unter den Theologen philosophisch begründet wurde, wird in der Gegenwart psychologisch unterbaut. In ihrer letzten begrifflichen Bestimmung aber geht denn die empirische Forschung unserer Tage doch einen bedeutsamen Schritt über Schleiermacher hinaus. Sie erkennt in dem von ihm einseitig betretenen Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit nur das erste Stück des religiösen Erlebnisses, das vollständig wurde erst durch das ihm folgende Gefühl der Erhebung. Es gehört für uns Heutige, wie es einmal ausgedrückt ist, beides zur Religion: das Niederknien und das Wiederaufstehen. Wir sehen wohl, wie das Religion-haben etwas Schweres ist, dem selbst die Großen unter den Frommen gern aus dem Wege gegangen wären, wir sehen aber auch, wie das Religion-haben dem, der durch dies Schwere hindurch ist, eine Kraft wird, die ihn fest macht gegenüber einer ganzen Welt von Widerständen und Gegnern. Religion haben ist beides: schlechthinnige Abhängigkeit und schlechthinnige Freiheit. Wo das Erste allein genannt wird, da führt es in seiner mystischen Gestalt leicht zu einem Zerfließen des Ichs ins Unendliche, wo es sich aber mit dem Zweiten verbindet, da schafft es Persönlichkeiten, die demütig sind und stolz zugleich, demütig ihrem Gott gegenüber und stolz gegenüber dem Leben, Menschen, die beides sind, abhängig und frei. Auch so aber bleibt die Religion, psychologisch betrachtet, was sie für Schleiermacher war: eine Stimmung und keine Kenntnis, ein Zustand und kein Wissen.

Was folgt nun aus dieser Wesensbestimmung der Religion für ihre Lehrbarkeit? — Letzten Endes stehen wir hier im Religionsunterricht vor genau denselben Schwierigkeiten, mit denen auch die ethische und ästhetische Erziehung, die Erziehung zu Werturteilen überhaupt, wie Wundt es ausdrückt, zu kämpfen hat. Und da hat man bisher wenigstens die Erziehungsmöglichkeiten nicht geleugnet. Wir werden darum, wenn wir die Frage nach der Lehrbarkeit der Religion in diesen größeren Zusammenhang hineinstellen, doch nicht von vornherein kapitulieren und den Religionsunterricht, weil eben religiöse Gefühle sich nicht nnterrichten lassen, auf die bloße Uebermittlung von Kenntnissen beschränken wollen. Es läßt sich auch der ethische und ästhetische Sinn der Schüler entwickeln, warum also nicht der religiöse? Eine gewisse Anlage freilich ist hier wie dort die notwendige Voraussetzung. Wir werden aber andererseits auch nicht mit der altorthodoxen Richtung und ihrer Ueberspannung des

Dogmatischen glauben, daß wir dem Schüler bei seiner Entlassung eine fertige Religion, etwa in Gestalt eines kommentierten Katechismus, mitgeben könnten. Die Arbeit des Lehrers ist Arbeit auf Hoffnung, und sie ist das vielleicht in keinem Unterrichtsgegenstand mehr als in der Religionslehre. Das Fertige in diesen Dingen verleiht nicht die Schule, sondern das Leben. So können wir in unseren Religionsstunden nichts weiter tun, als den Boden bereiten, auf dem die eigene Religion des Schülers einmal wachsen soll, wir können dasselbe tun, was Schleiermacher getan hat in seinen Reden, wir können *zeigen*, was Religion ist. Dabei aber sollen wir uns hüten, die Wahrheiten der Religion beweisen zu wollen, bei der Weltanschauung und dem Glauben eines Menschen fragt man nicht nach der Richtigkeit, da fragt man nach der Kraft. Religiöses Leben entzündet sich nur an religiösem Leben, und Persönlichkeiten wachsen nur an Persönlichkeiten, an geschichtlichen oder gegenwärtigen. Darum sollen wir im Religionsunterricht nicht mehr tun wollen, als uns um der Sache willen beschieden ist: den Schülern zeigen, was Religion ist, das ist die Aufgabe und ist auch die Frage, die von der Religion selbst uns im Unterricht gesetzt ist.

Wie aber können wir nun dieser Aufgabe gerecht werden, und woher nehmen wir die Mittel zu ihrer Lösung? Zwei Wissenschaften sind es, wie schon gesagt, die uns die Wege in die Praxis weisen: die Wissenschaft vom Kinde, dem wir dienen sollen, und die Wissenschaft vom Stoff, den wir übermitteln sollen. Zunächst die Wissenschaft vom Kinde, die Jugendkunde. Sie ist eine empirisch-pädagogische Forschung, die uns die Grundlagen für unsere unterrichtlichen und erziehlichen Aufgaben, soweit sie durch die Schüler bedingt sind, schaffen möchte und sie uns zum guten Teil auch schon geschaffen hat. Da tritt uns Religionslehrern z. B. die Behauptung entgegen: es mangele unserem heutigen Geschlecht die Prädisposition für religiöse Eigenerfahrung überhaupt, denn alle Religion entspringe doch dem Sich-nicht-genügen-lassen am Empirischen, dem Hinausstreben aus der zeitlichen in eine ewige Welt, und die Menschen unseres Jahrhunderts gäben sich nur zu gern mit der Erde zufrieden und überließen den Himmel den Schwärmern und Träumern. — Die Menschen unseres Jahrhunderts! Da liegt die Wahrheit, und da liegt der Irrtum. In weiten Kreisen unserer Erwachsenen fehlt die unerläßliche Vorbedingung für das religiöse Erlebnis, das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit heute tatsächlich. Der geistvolle Philister, der sich glatt und ohne Vor-

behalt auf die Seite Wagners stellt im Goetheschen Faust, ist keine Einzelerscheinung unserer Tage. Aber ist diese Stimmung des Sattseins auch die Stimmung unserer Jugend? Wenn man die religionsunterrichtlichen Präparationswerke der Herbartischen Schule befragt, so könnte man freilich fast zu der Meinung kommen, daß es um die Kinder in dieser Beziehung heute nicht viel besser stände als um die Väter. Was ist denn die sogenannte Stufe der Anwendung, die mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit auch das Feinste und Tiefste zur Banalität stempelt, anderes als ein Verzicht auf die Ursprünglichkeit und Wahrheit der alten Geschichten? Wenn jene grause Erzählung von Naboths Weinberg, um nur ein Beispiel unter hunderten zu nennen, die allein aus der Allgewalt des orientalischen Königs über Land und Leben seiner Untertanen verständlich wird, in den Versen ausklingt:

„Genieße froh, was dir beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

so ist das eine Kapitulation unserer Unterrichtskunst. Es ist das unumwundene Zugeständnis, daß die Einfühlungsmöglichkeiten für den Heroismus der religiösen und ethischen Wahrheiten, die wir im Unterricht vermitteln möchten, bei den Schülern nicht vorhanden sind. Dann folgt daraus aber entweder ein Verzicht auf die unterrichtliche Verwertung dieser Erzählungen und die Notwendigkeit, neue Formen zu finden für das, was wir von religiösen und ethischen Werten nun einmal mitteilen müssen, wie Förster es in seiner Jugendlehre versucht hat, oder es folgt daraus die Aufgabe, diese Einfühlungsmöglichkeiten in unseren Schülern zu schaffen. Wir müßten ihnen zeigen, wie das Sich-zufrieden-geben mit dem sinnlich Faßbaren und das Sich-beschränken auf diese Welt, das Sattwerden am Irdischen ebenso oft nichts weiter ist als eine Korrelaterscheinung der geistigen Bescheidenheit und Beschränktheit. Wir müßten ihnen zeigen, wie es immer auf den Maßstab ankommt, den wir anlegen im Leben: wer sich mit denen vergleicht, die weniger haben und sind als er selber, wird eben zum Hochmut des Pharisäers gelangen, wer sich aber neben die Großen stellt im Reiche des Geistes und des Glaubens, wird seine Unwürdigkeit und Kleinheit erkennen, wie es der Zöllner tut im Gleichnis des Herrn. Die Maßstäbe sind es, die entscheiden! Und wer von uns möchte denn von vornherein zum Maße der Kleinen verdammt sein? —

Aber ist diese Annahme einer mangelnden religiösen Prädisposition bei unseren Schülern wirklich berechtigt? Die letzte Entscheidung darüber kann doch nur die Jugendkunde fällen. Und die Jugendkunde lehrt uns, daß in den jungen Menschen unserer Tage keineswegs ein irreligiöser oder gar religionsfeindlicher Zug vorwaltet, sie zeigt uns vielmehr, daß in ihren Seelen sich ein Ahnen und Fühlen weitet, das einer religiösen Stimmung zum mindesten nahe verwandt ist. Unsere Jugend will sich mit dem verstandesmäßig Faßbaren nicht mehr zufrieden geben, es ist der Sinn in ihr wach geworden für alles, was geheimnisvoll und irrational ist, und sie sucht diesem Drang zunächst dort zu genügen, wo es ihr am leichtesten möglich ist, in der Natur und in der Kunst. Darum zieht sie hinaus in den Wald und an das Meer und horcht darauf, was die Bäume und Wellen ihr zu erzählen haben. Darum singt sie die alten Vokslieder wieder und freut sich an Tänzen und Festen, wie sie die Väter feierten auf der Wiese draußen im Maien. Unsere Jugend will sich mit den Regeln und Gesetzen im Natur- und Menschensinn nicht mehr bescheiden, sie möchte das Geheimnis fassen, das in allem Irdischen webt, und den Sinn greifen, der in allem Geschehen waltet. Und wo sie dann das Ewige schaut, das im Gleichnis des Vergänglichen zu uns redet, da kann sie stillstehen und staunen. Die Jugend von heute hat das Sichwundern wieder gelernt, und wer sich wundern kann, ist religiös prädisponiert.

Oder ein anderes Beispiel, wo Beobachtung und Statistik unmittelbar die Auswahl des Unterrichtsgutes beeinflussen. Man hat dem Religionsunterricht häufig den Vorwurf gemacht, daß er den Typus des bekehrten Menschen im Gegensatz zu dem des einmal geborenen, die religiöse Katastrophe gegenüber der ruhigen Entwicklung unverhältnismäßig bevorzugen. Eine Damaskuserfahrung, so meint man, habe immer zu den Ausnahmeerscheinungen des religiösen Lebens gehört, es sei deswegen verkehrt, unsere Schüler in die Tiefen paulinischer Verzweiflung und auf die Höhen paulinischer Zuversicht führen zu wollen, da ihr eigener Weg sie niemals in solche Konflikte bringen würde, wie sie im siebenten Kapitel des Römerbriefes nachzittern. Die These ist ohne weiteres richtig, wenn man mit ihr den Gradunterschied der paulinischen und der Durchschnittsfrömmigkeit ausdrücken will, sie ist aber ebenso sicher verkehrt, wenn sie einen Artunterschied zwischen dem Glaubenserlebnis eines Paulus und dem unsrigen bezeichnen soll. Die Jugendkunde

belehrt uns hier wieder eines Anderen. Sie zeigt uns, wie es der Jugend immer eigen gewesen ist und ihr auch heute noch eigen ist, sich ihre Ziele weit zu stecken und ihre Träume hoch zu träumen auf die Gipfel des Lebens. Und es ist doch eine Menschenwahrheit heute wie gestern, daß jeder von uns, der den Anspruch auf Vollkommenheit erhebt, einmal zu der Erkenntnis kommt, daß die Wirklichkeit ihm nicht hält, was die Idee ihm versprochen hat. Nur wenige freilich werden diesen Gegensatz zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, mit der Glut eines Hamlet- oder Kleistempfindens erleben, aber erleben werden ihn viele. Eine amerikanische Statistik berechnet die Zahl der weiblichen Personen, die durch eine deutlich erkennbare Periode des Zweifels hindurchgegangen sind, auf 53, die der männlichen auf 79%. Bei ihnen allen aber ist, wenn auch graduell verschieden, die Stimmung vorhanden, aus der die Religion der Bekehrungsgläubigen erwächst, wenn auch die Zahl derer, bei denen diese Auseinandersetzung zwischen Ideal und Leben sich in einer akuten Krisis, wie bei Paulus oder Luther, vollzieht, geringer sein wird, als die der anderen, bei denen ein stufenmäßiger Ausgleich stattfindet, wie bei Franziskus oder Suso. Für sie alle aber kann, was vor Damaskus oder in Erfurt, im Garten der heiligen Klara oder im Kloster zu Töß geschehen ist, eine Kraftquelle werden, daß auch sie dereinst, wenn ihnen das Leben die Kapitulation vor dem Alltag abnötigen möchte, auf ihrem Dennoch beharren und dies Dennoch gleich jenen Großen unter den Frommen auf den einzigen Grund gründen, der es zu tragen vermag, auf den Glauben an Gott und an den Sinn unseres Seins. So hat nach dem, was die Jugendkunde uns darüber sagt, der Typ des Bekehrten im Religionsunterricht wohl ein Recht auf den breiten Raum, den er beansprucht. Die Einfühlungsmöglichkeiten für die Frömmigkeit eines Augustin und der ihm Verwandten unter den Heroen unserer Religion sind bei einem großen Teil unserer Schüler wirklich vorhanden. Dieselbe Statistik zeigt uns aber auch, daß dieser Typ nicht der einzige sein darf, den wir zu zeichnen haben. Neben ihm muß in unseren Stunden auch jene andere Art der in ruhiger Entwicklung reifenden Frömmigkeit zur Darstellung kommen, wie sie etwa in einem Melanchthon oder Paul Gerhardt ihren Ausdruck gefunden hat. Unsere Schüler müssen sehen, daß man auf mancherlei Weise fromm sein kann, und daß es ihre Aufgabe ist, nunmehr die ihnen gemäße Form des Glaubens zu suchen, ein jeder die seine.

So lehrt die Jugendkunde uns die Einfühlungsmöglichkeiten für die religiösen und ethischen Werte kennen, die wir unseren Schülern vermitteln möchten, sie sagt uns endlich aber auch, wie wir diese Einfühlungsmöglichkeiten für unseren Unterricht in Rechnung stellen können. Die Psychologie zeigt uns, daß es mit dem bloßen Wissen um die Religion nicht getan ist, ja daß selbst die religiöse Gewöhnung und die Willensgymnastik, die ja gewiß ihren relativen Wert haben, nicht ausreichen, um das Leben in seinen Tiefen zu formen. Erlebnisse sind es, die den Menschen bilden und seinen Charakter, nicht Erwägungen und nicht Gewohnheiten. Auf Werten beruht unser Leben, und Werte können von Erwachsenen wie von Kindern nicht erkannt, sie können nur erlebt werden. Das sollten und könnten uns die Erinnerungsjahre an die Freiheitskriege vornehmlich lehren. Was zwang einen Fichte aus seinem Reich des konsequentesten Idealismus hinein in den Alltag der nationalen Not? Was entnahm einen Schleiermacher den egoistisch genießenden Tendenzen der Romantiker und stellte ihn in den Dienst an seinem leidenden Volk? Die Logik der Tatsachen war es, — Erlebnisse, nicht Ueberlegungen. — Erlebnisse sind es auch, die dem Kinde sein religiöses Empfinden wecken und ihm seinen religiösen Sinn schärfen. Aber Erlebnisse und Unterricht? Können wir denn in unseren Schulstuben überhaupt an diese Tiefen des kindlichen Gemüts, aus denen ihm seine Kraft quillt, herankommen? Ich weiß wohl, daß das Wirkungs- und Wertvollste im Verkehr von Mensch zu Mensch das Unbeabsichtigte und Ungewollte ist; das, was von uns ausstrahlt. Das aber liegt jenseits dessen, was wir uns geben können. Doch sollen wir darum jene anderen Mittel, die wir bewußt und absichtlich gebrauchen können, gering achten?

Gibt es nicht auch im Gottesdienst und im Schauspiel neben den Strahlungskräften, die der Moment gebiert, jene anderen Wirkungen, die vorbereitet und berechnet sind? Und haben nicht auch diese ihren Teil daran, wenn das Geschaute und Gehörte der Kunst- oder Kirchengemeinde zum Erlebnis wird? Warum sollte es mit den Religionsstunden in unseren Klassengemeinden anders sein? Auch hier können wir vorausformen und zurüsten und können die Momente bei der Gestaltung des Unterrichtsstoffes in Anschlag bringen, von denen wir erfahren haben, daß sie geeignet sind, die Sachen, die sie begleiten sollen, zu steigern und zu heben. Welche Mittel und Hilfen das freilich im einzelnen Fall sind, darüber entscheidet nicht nur die Wissenschaft vom Kinde, sondern auch die

Wissenschaft vom Stoff. Eine Wahrheit aber gibt die Jugendpsychologie uns als unumstößliche Regel für allen Unterricht: Es darf um der Kinder willen nicht jede Religionsstunde eine Erlebnisstunde sein, das wäre, wie man es einmal genannt hat, ein Raubbau am Gefühlsleben der Schüler. Es müssen die Feierstunden auch im Religionsunterricht mit den Alltagsstunden wechseln. Eine Uebererernährung des Empfindungslebens wäre noch unendlich viel gefährlicher, als die alte Ueberfüllung des Gedächtnisses es jemals gewesen ist. Die Gefahren liegen hier, wie überall im Leben, sehr nahe bei den Vorzügen; wo viel Licht ist, ist eben auch starker Schatten. Aber sollen wir darum auf das Gute verzichten, weil die Uebertreibung es zum Schlimmen verkehren kann? Ich denke: nein, sondern es gebrauchen mit Freuden, aber nüchtern sein dabei und klar, und nicht die Schwarmgeister an die Stelle des Geistes setzen.

Wir sollen dem Schüler zeigen, was Religion ist, so formuliert die Religionspsychologie unsere unterrichtliche Aufgabe, und wir können das in unseren Schulen, wie die Jugendkunde uns lehrt, nur am konkreten Beispiel, an Menschen und Gemeinschaften, die Religion haben. Dann aber müssen wir diese religiösen Typen, die wir darstellen wollen, zunächst einmal selber kennen, wir müssen neben der Wissenschaft vom Kinde auch die Wissenschaft vom Stoff treiben, die Theologie. Es war ja sicher verkehrt, wie es noch vor kurzem die Regel war, daß der Akademiker sich nur für die Sache interessierte, die er mitteilen sollte. Aber ebenso verkehrt war es auch, wenn der seminaristisch gebildete Lehrer nur das Problem der unterrichtlichen Vermittlung kannte und das Materialproblem vollständig außer Acht ließ. Der eine hatte die Wissenschaft und der andere die Methode. Heute wissen wir, daß es die Kenntnis der Dinge im Unterricht allein nicht tut. Ein recht guter Wissenschaftler kann ein recht schlechter Lehrer sein. Wir wissen aber auch, daß es eine alleinseligmachende Methode nicht gibt, daß sich Inhalt und Form einer Stunde immer von neuem verbinden müssen in jedem einzelnen Fall, daß sie einander gemäß sein müssen wie bei einem Kunstwerk. So fordert die neue Schule, die wir uns die Arbeitsschule zu nennen gewöhnt haben, von beiden Lehrergattungen beides, das Wissen um den Stoff und die Fähigkeit, ihn an die Schüler heranzubringen. Es birgt eine wohl vorbereitete Religionsstunde eine Fülle theologischer Arbeit, die der Laie kaum je in ihr vermuten würde. Der Lehrer muß sich in die Welten und Menschen,

die er zeichnen will, hineinfühlen, genau wie der Dichter, der ein historisches Schauspiel schreibt, den Geist der Zeiten studieren muß, in denen seine Helden gewirkt und gelitten haben. Er muß den religiösen Genius und die religiöse Gemeinschaft, die er behandeln möchte, in ihren ursprünglichen Aeußerungen und in ihren Wirkungen kennen, er muß wissen, welche Fragen sie den Historikern, die sie darzustellen versuchten, aufgegeben haben und noch heute aufgeben. Er muß die Quellen kennen und ihre literarische Verwertung. Die wissenschaftliche Ehrlichkeit, und wir geben doch einen wissenschaftlichen Religionsunterricht, verlangt einfach, daß wir die Dinge darstellen, wie sie gewesen sind, und nicht, wie wir sie träumen. Es sind das ja, im Grunde genommen, Selbstverständlichkeiten, und dennoch müssen sie gesagt werden. Denn damit fällt jene ganze rein künstlerische Aufputzung des Stoffs, bei der man nur das Kind, nicht auch die Sache in Rechnung setzte, jene wunderliche Unterrichtskunst, die ihre Hauptaufgabe in einer mehr oder weniger geschmacklosen Modernisierung des Milieus der alten Erzählungen erkannte. Größeren Schülern gegenüber dürfen wir schon um unseres und ihres geschichtlichen Gewissens willen Johannes den Täufer nicht an der Weser auftreten lassen und den „alten guten König Pharao" nicht zu Grabe geleiten wie einen bremischen Bürgermeister. Und den Kleinen gegenüber ist es gar nicht nötig, um des besseren Verständnisses willen den biblischen Geschichten ein neues Kleid anzuziehen und sie in die Lebensformen unserer Tage einzugießen. Das Kind braucht auch im Märchen keinen Sprung zu machen, um vom 20. Jahrhundert in die ältesten Anfänge zu kommen, es hat noch gleichsam ein zeitloses Empfinden und lebt im Zeitalter des Telephons und des Luftschiffs so natürlich wie im Reiche der Zwerge und Riesen. Begeht es selber in seiner Erzählung einmal einen Anachronismus, so gehört der eben in seine Märchenwelt hinein, und man mag ihn ruhig darin bleiben lassen. Der Lehrer selbst aber soll sich vor solchen Mitteln der Veranschaulichung hüten. Sie helfen ihm nicht zum Ziel, und sie sind im Munde des Erwachsenen immer eine Sünde an der geschichtlichen Wahrheit.

Derselbe wissenschaftliche Charakter unseres Unterrichts verbietet uns zuzweit auf jene andere viel beliebte Art, die die Lieder und Sprüche aus Situationen herauswachsen läßt, in denen sie unmöglich entstanden, gesungen oder gesprochen sein können. Wenn z. B. das Lied: Wie soll ich dich empfangen bei Jesu Einzug in Jerusalem erklingt, oder wenn die Kernworte Lutherschen Glaubens mit

einer entzückenden Selbstverständlichkeit aus irgendwelchen alttestamentlichen Erzählungen heraus geboren werden, so widerstrebt das unserem historischen Gefühl. Gewiß sind die Sprüche Luthers und die Werke Paul Gerhardts nicht erklügelt, sondern erlebt, aber sie sind doch nicht von Abraham oder Mose, von Petrus oder Zacchäus, sondern von Luther und Gerhardt erlebt. Aus ihrer Geschichte heraus also, aus ihrer Freude und ihrem Leid, aus ihrem Suchen und ihrem Finden sollen sie verstanden werden. Und so können sie verstanden werden. Man muß sich nur einmal die Mühe geben, dem Leben unserer Dichter und Propheten nachzugehen, es gilt auch für unser Gesangbuch und für den Katechismus das Goethesche Wort von den Bruchstücken einer großen Konfession.

Wir sollen die Religion sachlich zeigen, d. h. sie so zeigen, wie sie gewesen ist. Daraus folgt weiter, daß die entscheidenden Faktoren in der Stunde der Stoff und das Kind sind, nicht aber wir Lehrer. Von Jesus und Paulus, von Franziskus und Luther sollen unsere Schüler bezwungen werden, wie sie im deutschen Unterricht von Schiller und Goethe, von Mörike und Hebbel überwunden werden; aber nicht durch unsere Art der Einführung oder Anfmachung. Die religiösen Genies tragen ihre Wirkungsmöglichkeiten genau so in sich selber wie die künstlerischen, wir Lehrer haben hier wie dort nur den Dienst des Täufers zu leisten, des Mittlers und Leiters. Darum sollen wir uns bei unserer Arbeit im Hintergrund halten und sollen die religiösen Stoffe nach Möglichkeit durch sich selbst sprechen lassen. Wir vermeiden damit jene Gefahr des bloßen Autoritätsglaubens, wie sie vornehmlich den altrationalistischen Unterricht, den liberalen so gut wie den orthodoxen, bedrohte. Dieser Typ einer „Religion aus zweiter Hand“ kann nicht das Ziel unserer Arbeit sein, wir wollen einen Glauben aus eigenem Trieb, nicht einen Glauben auf Anweisung, einen Glauben um Gottes und nicht einen Glauben um eines Menschen willen. Und noch einer zweiten Gefahr begegnen wir mit unserer sachlichen Arbeit, einer Gefahr, die sich besonders leicht in dem gefühlsmäßig eingestellten Unterricht aufdrängt. Wir machen in unseren Religionsstunden keine Bekehrungsversuche und halten keine Erweckungspredigten, denn wir wissen wohl die Geisteswirkang von der Nervenwirkung zu scheiden. Eine Treibhausreligion, wie der Methodismus sie züchtet, ist eine Verzerrung wahrer Frömmigkeit, und der Narr in Christo hat wohl die Nachahmung, aber nicht die Nachfolge Jesu. Wir ziehen darum die jungen Keime eigenen religiösen Lebens, die sich

hier und da vielleicht auch schon bei unseren Schülern regen, nicht gewaltsam ans Tageslicht, sondern beschränken uns als verständige Gärtner auf ihre feine und zarte Pflege. —

Wir sollen Erlebnisunterricht geben, so forderte es die Wissenschaft vom Kinde, und wir sollen sachlichen Unterricht geben, so fordert es die Wissenschaft vom Stoff. Und beide Forderungen lassen sich sehr wohl vereinen. Denn wir verstehen unter einem sachlichen Unterricht nicht eine kühl referierende Lehrform, darum lehnen wir den mißverständlichen Ausdruck objektiv ab, sondern wir verstehen darunter einen Unterricht, der der Sache, die er mitteilen soll, möglichst gemäß ist. Und welch andere Weise ist dem religiösen Sturm, der die Seele des Paulus vor Damaskus durchbraust hat, und jenem Glücksgefühl, das ihm auf den Strahlen der syrischen Mittagssonne ins Herz zog, gemäß, als jene, die den Schüler unter die Wirkung und die Kraft dieser Glaubenserfahrung stellt? Welch andere Weise ist der freien, milden Art franziskanischer Frömmigkeit gemäß, als jene, die den Glauben des Armen von Assisi in seiner ganzen Wunderlichkeit und Schönheit dem Schüler vor die Augen zaubert? Sachlichkeit und Erlebnis, im Reich der Religion ergänzen und fordern sie einander und heben sich wechselseitig. Mit dem bloßen Charakterisieren und Einreihen der großen Frommen ist es weder in der Wissenschaft getan noch im Unterricht. Die Welt des lebendigen Glaubens beginnt ja erst hinter dieser Welt der Formen und des Ausdrucks. Und jede Darstellung und jeder Unterricht, der diesen mystischen Grundton aller religiösen Erfahrung nicht erklingen läßt, sondern im Rahmen und in der Formel des religiösen Geschehens stecken bleibt, erfüllt nicht, was er erfüllen sollte, denn „nicht das Historische macht selig“, wie Fichte es einmal formuliert hat, „sondern das Metaphysische.“ Wir können allerdings dies Metaphysische, das müssen wir den modernen Mystikern gegenüber betonen, unseren Schülern nur in den Ausdrucksformen zum Erlebnis werden lassen, die es sich in der Geschichte der Religionen geschaffen hat. Das Unmittelbare gehört dem Leben an, nicht dem Unterricht.

Und nun endlich die eigentlich pädagogische Arbeit, die Gestaltung und Darbietung des Unterrichtsgutes selbst. Und hier möchte ich freilich den Wert des Experiments, das Ausprobieren verschiedener Methoden und ihre gegenseitige Abschätzung, von dem sich die experimentelle Pädagogik wichtige didaktische Hilfen verspricht, als für die Praxis wenig bedeutsam einschätzen. In diesen Dingen

sind doch die Imponderabilien des Unterrichts, das, was sich nicht in Regeln und Gesetze fassen läßt, die Stimmung und Eigenart der Klasse wie des Lehrers, die dem Stoff innewohnende Kraft oder seine Schwäche, die uns aus anderen Unterrichtsgegenständen erwachsenden Störungen oder Hilfen, zu wirksam, als daß uns solche Versuche zu festen, praktischen Normen führen könnten. In diesem Punkte wird unsere Studierstube, wenigstens für die Gesinnungsfächer, auch in Zukunft nicht zum Laboratorium werden, sondern sie wird eine Werkstatt bleiben, wie sie es gewesen ist, ob die Werkstatt eines Handwerkers oder eines Künstlers, das liegt bei uns. Das Unterrichten ist in jedem Falle keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Und das, was uns in ihm vorwärts bringt, ist das Beispiel, nicht die Theorie. Die angewandte Pädagogik des einzelnen Faches aber ist keine neue Wege schaffende, sondern eine beschreibende Wissenschaft, sie folgt der Praxis, wie die Poetik der Poesie folgt. Wo sie aber die Praxis kommandieren will und ihr allgemein gültige Regeln und Normen auferlegen möchte, da kommen wir eben im Unterricht so gut zum Handwerk, wie die Dichter zum Handwerk kamen in ihren Meisterschulen. Selbstverständlich brauchen wir auch dies Handwerksmäßige in unserem Religionsunterricht. Es kann niemand ein ausübender Künstler sein, ohne die technischen Mittel seiner Kunst zu beherrschen, so kann niemand ein guter Lehrer sein, ohne die technischen Fertigkeiten seiner Berufsarbeit studiert zu haben. Das Entscheidende aber ist das hier so wenig wie dort. Die wirklich neuen und wertvollen Weisen werden auch im Unterricht intuitiv gefunden. Und erst dann, wenn sie gefunden sind, kann die Reflexion sie nachträglich auch begründen und beschreiben. Und dann freilich können auch diejenigen mit ihnen arbeiten, die sie nicht selber entdeckt haben. Und auch sie können unterrichtliche Werte mit ihnen schaffen, die sie ohne sie niemals geschaffen hätten. Es gibt auch in unserem Unterricht, wenn ich so sagen darf, ein Kunsthandwerk. Von diesem Kunsthandwerk soll in den folgenden unmittelbar praktischen Erwägungen die Rede sein. Auch dabei freilich möchte ich nur zeigen, wie man es machen kann, nicht wie man es machen muß. Denn man kann doch wohl auf mancherlei Weise ein guter Lehrer sein, und die Weise, wie wir es sind, ist ja nicht allein durch das bedingt, was wir in uns entwickeln und gestalten können, sondern auch durch jene Momente unseres Seins, die der bewußten Arbeit an uns selbst nicht zugänglich sind.

Ich sehe vornehmlich zwei Mittel, durch die wir religiöse

Menschen und Gemeinschaften unseren Schülern in sachlicher Form zum Erlebnis werden lassen können: die künstlerische Schilderung und das Einlesen. Besonders das erste wird ja in unserem heutigen Unterricht sehr gern und sehr viel verwertet, und man tut recht daran, es zu gebrauchen. Wir zeigen hier den Kindern die Religion als eine feine Schönheit und eine lebengestaltende Kraft. Wir reden ihnen nicht von einem Religion-haben-sollen, sondern von einem Religion haben-dürfen und bereiten so den Boden für das kräftige eigene religiöse Erlebnis. Wie ferne lockende Ziele und Aufgaben des eigenen Lebens treten die plastischen Gestalten der religiösen Heroen in ihrer ganzen lebenswarmen Wirklichkeit vor die Augen der Schüler und wecken leise auch in ihren Seelen die Sehnsucht nach dem ewigen Gott und nach seiner Gemeinschaft. Von all der wissenschaftlichen und methodischen Vorbereitung aber, die unsere Arbeit von uns gefordert hat, darf sie jetzt nichts mehr verraten. Die Mittel, mit denen wir hier den Stoff für den Unterricht gestalten, sind rein künstlerischer Natur. Und das Kunstwerk, das in seiner Vollendung noch von der Mühe erzählt, die es den Künstler gekostet hat, wird immer nur Fragment sein. Das vollkommene Lied und das fertige Bild erscheinen wie von einer allgewaltigen Kraft mühelos und leicht aus Tau und Duft gewoben und geformt. Daß aber diese künstlerische Gestaltung des religiösen Gutes in unserem Unterricht einen Platz und ein Recht hat, wird uns ein jeder zugeben, der mit Herder die Sprache der Dichtung für die Ursprache der Frömmigkeit hält und in der Kunst die rechtmäßige Begleiterin aller Religion sieht. Auch so freilich wird der Inhalt unserer Darbietung die Hauptsache bleiben, eine vornehmlich formale Betrachtung der Dinge ist dem Wesen des Kindes fremd. In diesem Irrtum lag ja der psychologische Grundfehler der ganzen Kunsterziehungsbewegung, wir werden ihn unsererseits nicht von neuem begehen. Aber wir wollen deshalb doch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und in der Sache alles, in der Form nichts sehen. Ein ungeschickter Erzähler kann auch aus der Braut von Messina einen Schundroman machen, und ein feinsinniger Schilderer gestaltet selbst die barocken Kindheitsgeschichten Jesu, wie die apokryphen Evangelien sie berichten, zu wundervollen Legenden um. Das echte Kunstwerk erkennt man ja gerade daran, daß Inhalt und Form sich restlos bei ihm verschmelzen. Aber der Inhalt ist es, der sich die Form baut. Warum gießt Goethe Hermann und Dorothea in epische Verse, und warum

behandelt er den Egmont in einem Drama? Warum trägt das Mailied lyrischen Charakter, und warum wird der Erlkönig zur Ballade? Der Inhalt ist es, der sich die Form baut. Dies Grundgesetz aller Dichtung gilt auch für unsere Gestaltung des religionsunterrichtlichen Stoffes. Die israelitischen Vätergeschichten z. B. tragen epischen Charakter, und die Psalmen sind lyrisches Gut. Darum sollen wir ihnen diese ihre Eigenart lassen und sie nicht als Dramen oder Balladen erzählen. Wo sich dramatische Züge in der Bibel finden, z. B. bei den Propheten und im Leben Jesu, da sollen sie auch im Unterricht nicht unterdrückt werden, aber wo sie nicht vorhanden sind, sollen wir sie auch nicht gewaltsam hervorzaubern. So ist es einfach eine Sünde gegen den guten Geschmack, wenn man aus dem kurzen epischen Bericht von Lots Rettung durch Abraham, dessen Schönheit gerade in seiner straffen und knappen Form liegt, ein kriegerisches Schauspiel in fünf Aufzügen macht. So ist es auch aus künstlerischen Gründen unmöglich, was sich uns schon um des wissenschaftlichen Charakters unseres Unterrichts willen verbot, den alten biblischen Geschichten ein anderes Gewand zu weben und sie mit mit einem Flitter zu behängen, der sie nun einmal nicht kleidet. Wer von uns würde es wagen, die Grimmschen Märchen in die Lebensweise des 20. Jahrhunders zu übersetzen? Mit welchem Recht aber dürfen wir die selbstverständliche Ehrfurcht vor der Form, wie wir sie unseren altdeutschen Geschichten gegenüber hegen, bei den biblischen Erzählungen außer Kraft setzen? Ihre letzte und schönste Form bietet doch die Bibel selber, und das Endziel all unserer Arbeit muß es demnach sein, die Kinder zur Aufnahme dieser Form fähig zu machen. Wo man aber die alten Geschichten in einem Grade erweitert und abwandelt, daß die Schüler sie nachdem in ihrer biblischen Gestalt kaum wiedererkennen, da leitet unser Unterricht nicht zur Bibel hin, sondern führt von ihr fort. Es gibt uns die Tatsache, daß wir nicht überall einfach erzählen können, wie geschrieben steht, doch keineswegs eine völlige Freiheit von der Tradition und das Recht einer schrankenlosen Willkür in der Neugestaltung. Sie stellt uns vielmehr vor die Aufgabe, in der Erzählung dem Bibeltext so nahe zu kommen, wie es das Verständnis der Kinder nur irgendwie zuläßt. Wohl dürfen wir hier und da, wo ein Glied fehlt in der Kette, oder wo die Rücksicht auf die Hörer es fordert, eine leise Einfügung machen in die überlieferte Form, aber diese Einfügung muß immer zart sein, aus der Ehrfurcht vor der Kunst der alten

Erzähler und aus ihrem Geiste geboren. Sie muß dazu dienen, den ursprünglichen Sinn der Geschichten zu heben und zu klären, sie darf ihn aber niemals beugen und trüben. Solche Aenderungen und Ergänzungen werden uns bei den Erzählungen, mit deren Wortlaut wir nicht unbedingt verwachsen sind und mit dem unsere Kinder nicht unbedingt zu verwachsen brauchen, auch wohl niemals stören. Nun gibt es aber Sätze und Geschichten in der Bibel, bei denen auch der kleinste Zusatz und die geringste Wandlung eine Sünde wäre an ihrer Größe und Kraft. Worte, von denen des Stiftspredigers Urteil gilt, in Agnes Günthers zartsinnigem Buch: Die Heilige und ihr Narr. „Man muß sie so wiedergeben, wie Luther oder die anderen großen Ueberseßer sie uns gegeben haben. — Sie bringen ihre himmlische Melodie schon mit sich, wir können nur daran verderben." Zu diesem unantastbaren Gut nehme ich einen großen Teil der Sprüche und Gleichnisse Jesu, dazu zähle ich auch die Weihnachtsgeschichte und manch alttestamentliches Lied. Hier müssen wir auch den Schülern gegenüber die Ehrfurcht wahren vor der überlieferten Form. Für die religiöse Aufgabe unseres Religionsunterrichts wird der Luthertext solange unersetzlich sein, bis uns ein neuer Luther geschenkt wird. Eine Bibelübersetzung, die sich der Wittenberger an die Seite stellen könnte, läßt sich nicht machen, weder durch Konsistorien noch durch theologische Fakultäten, sie ist „Sache der Gnade". Darum müssen wir auch die Kleinen schon ganz langsam an die Sprache Luthers gewöhnen. Und je höher wir hinaufsteigen in den Klassen, um so enger wird der Anschluß an den biblischen Wortlaut sein. Wo wir aber auf Lieder und Sprüche treffen, die unserem Volk in ihrem deutschen Urtext zu klassischen Dokumenten des Glaubens geworden sind im Laufe der Zeit, da dürfen wir nicht an ihnen rühren, sondern müssen uns mit einer bloßen Einfühlung begnügen. Sie soll die Seelen der Hörer zur Aufnahme des Nachfolgenden stimmen, das ist ihre Aufgabe und ihre Grenze. Sie soll etwa das sein, was das Vorspiel ist beim Choral, vielleicht noch weniger, sicher nicht mehr. Und dann bringen wir die Worte des Herrn selbst oder seiner Propheten in der Form, in der Luther sie uns geschenkt hat, ohne Zusatz und ohne Abzug.

Ich habe z. B. das Gleichnis vom viererlei Acker zu behandeln. Ich schildere den Schülern, wie der Heiland in Sorgen über den Erfolg und Mißerfolg seiner Predigt über Feld geht, und wie die unverdrossene, hoffnungsvolle Arbeit des Landmannes ihm zum

Symbol des eigenen Schaffens wird. Als dann die Jünger einmal kleinmütig sind, da wendet Jesus das Gleichnis, was er an jenem Herbsttag erlebt hatte, an und erzählt ihnen, wie der Säemann ihn einst getröstet hat in gleicher Not. Und nun lese ich die Parabel vor, wie sie berichtet ist. In derselben Weise können wir die Schüler an alttestamentliche Lieder und Sprüche und an Hymnen und Briefe der Frommen in der Nachfolge Jesu heranführen. Auch sie sind der Ausdruck einer ganz bestimmten seelischen Konstitution, und ihre Schönheit und Tiefe erschließt sich uns dann am leichtesten, wenn wir diese Situation noch zu fassen vermögen. — Wie lesen wir im deutschen Unterricht heute Goethes Mailied? Wir erzählen von dem jungen Sesenheimer Glück und dem lachenden Elsässer Frühling und lassen so das Lied wieder aus dem Lenz der Liebe und der Natur herauswachsen, die es in ihrer gemeinsamen Blüte dem Dichter gegeben haben. Und damit haben wir es „erklärt". —

Warum sollte es mit den Liedern des Amos oder Jesaja, des Franziskus oder Paul Gerhardt anders sein? Auch sie sollen nicht zergliedert und „angewandt", sie sollen erlebt werden. Und die Möglichkeit dazu hat eben auch hier der Lehrer den Schülern zu schaffen. Er hat die Aufgabe, die Stimmung der Frommen in jenen Stunden zu zeichnen, in denen ihnen die Werke geschenkt wurden, die wir dann lesen werden. Ist ihm diese Schilderung gelungen, so wird ganz von selber der gottselige Jubel des Armen von Assisi aus dem Sonengesang in den Seelen der Schüler nachklingen, dann wird ganz von selber ein Lichtstrahl seines frommen Glaubens aus Gerhardts „Befiehl du deine Wege" in die Herzen der Leser fallen.

Sehr viel weniger der Gefahr des Mißbrauchs und der Uebertreibung ausgesetzt als dies erste ist das zweite Mittel, das uns für die Erfüllung unserer Aufgabe, sachlichen Erlebnisunterricht zu geben, zur Verfügung steht: das Einlesen. Die Quellen, die hier in Betracht kommen, sind keine Dokumente religionsgeschichtlicher Art im landläufigen Sinne des Wortes, wie z. B. die verschiedenen Berichte über die Aufrichtung des israelitischen Königtums oder die mittelalterlichen Verträge zwischen Kaiser und Papst. Derartige Quellenstücke verlangen eine standesmäßige Behandlung und fallen unter die wissenschaftliche Aufgabe unseres Religionsunterrichts. Hier aber, wo es sich um die religiöse Seite unserer Arbeit handelt, werden wir den Schülern Zeugnisse persönlicher Frömmigkeit zu

bieten haben. So lesen wir mit ihnen Lieder und Briefe, Bekenntnisse und Streitschriften des Heros selbst, dessen religiöse Eigenart wir ihnen erschließen möchten. Wir lesen zeitgenössische und spätere Berichte, in denen diese Eigenart sich spiegelt, und wir lesen hier und da auch Stücke aus neueren Darstellungen, wo diese das Wesen des betreffenden Glaubenshelden in besonders feinen und scharfen Linien zeichnen. Auch hier wird dieser Lektüre in den meisten Fällen eine Darstellung oder Erarbeitung des Tatsachengutes vorangehen. Dann aber, wenn das geschehen ist, sollen wir auch lesen, wie wir es sonst tun im Leben, nicht ein oder zwei Moselegenden, sondern einen ganzen Kranz, nicht ein oder zwei Kapitel aus Susos Exemplar, sondern eine reiche Folge. Und dabei sollen wir die Lektüre nicht durch vieles Gliedern und Erläutern unterbrechen. Wo ein schwieriger Ausdruck oder eine den Schülern unverständliche Bezeichnung erklärt werden muß, da wird sie erklärt, schlicht und kurz. Im übrigen aber wird gelesen, und wir Lehrer halten uns zurück mit unserem Wissen und unserem Urteil. Der religiöse Heros, der hier in eigenen Worten zu uns spricht, der fromme Jünger, der von seinem Meister erzählt, der Gelehrte oder Künstler, die einen Propheten zeichnen, den sie lieb haben, sie alle werden den Weg zum Herzen des Schülers schon selber finden. Sie bedürfen unserer Vermittlung nicht und wünschen sie nicht. — Ich möchte das wieder an einer Parallele aus dem deutschen Unterricht veranschaulichen. Wie lesen wir da Goethes Briefe an Charlotte von Stein? Wir sprechen von der Lust und dem Leid, das ihre Seelengemeinschaft dem Großen von Weimar und der tiefsten und feinsten Frau, die in seinen Weg trat, gebracht hat. Und dann fühlen wir uns an der Hand dieser Bekenntnisse weiter hinein in ihr Glück und ihre Last und lesen die Briefe einen um den andern. Wer von uns würde sich dort wohl mit drei oder vier Seiten begnügen und meinen, er habe damit die Schönheit ausgeschöpft, die auf diesen Blättern des Lebens verzeichnet steht? Ist es denn wirklich soviel leichter, sich in die Eigenart unserer religiösen Genies einzulesen als in die unserer künstlerischen Großen? Ich glaube, daß wir selbst und unsere Schüler an einem oder zwei Abschnitten seiner Konfessionen uns so wenig in Augustins Wesen hineinfinden können, wie wir durch die Lektüre von einem oder zwei Kapiteln aus dem Werther dem Wetzlarer Goethe nahezukommen vermögen. Ich glaube, daß sich uns die Größe und Schönheit der Schleiermacherschen Glaubenswelt aus fünf oder sechs Seiten seiner Reden so

wenig erschließen wird, wie sich uns die geniale Geschichtsauffassung eines Treitschke in einem oder zwei Bruchstücken seiner Aufsätze offenbart. Ein Einlesen verlangt eben immer eine relative Fülle des Stoffes, und es verlangt diese Fülle um so mehr, je größer die psychischen Widerstände sind, die überwunden werden müssen, ehe wir zur Freude und zum Genuß des Gelesenen kommen. Daß aber solche psychischen Widerstände, bald stärker, bald schwächer, bei unseren Schülern einem großen Teil unserer klassisch religiösen Literatur gegenüber vorhanden sind, wird man kaum leugnen wollen. Es ist ja im deutschen Unterricht nicht anders. Auch hier fehlt vielfach die seelische Disposition zur Aufnahme dessen, was nun einmal aufgenommen werden soll, und oft können auch wir Lehrer mit all unserer Wissenschaft und Kunst diese Einfühlungsmöglichkeiten in den Schülern nicht schaffen. Da hilft eben nur ein Lesen und Wiederlesen, nicht nur Bruchstücke kleinen und kleinsten Formats, sondern Seiten und Kapitel. Wer sich so um Klopstocks Messias oder um Goethes Hermann und Dorothea gemüht hat, der wird schließlich doch auch selber die eigenartige Schönheit dieser Kunstwerke erfahren, an die er zu Anfang bestenfalls um der Autorität des Lehrers willen geglaubt hat. Ganz ebenso aber können unsere Schüler sich in die Sprache und die Empfindungsweisen unserer großen Frommen hineinleben. Wenn z. B. jemand, dem die mittelalterliche Art der Frömmigkeit fremd ist, zum ersten Male die Franziskuslegenden zur Hand nimmt, so wird er ein gewisses Unbehagen bei all dem Sonderlichen und Wunderbaren, dem er dort begegnet, nicht unterdrücken können. Hat er sich aber an die ihm fremde Weise des damaligen religiösen Lebens gewöhnt, und das geschieht unbedingt, sobald er eine ganze Folge dieser entzückenden Geschichten gelesen hat, so wird er sehr bald auch in dieser barocken Gestalt denselben Pulsschlag echter Religiosität spüren, den er bei anderen Menschen und in anderen Zeiten unter einer anderen Hülle gefühlt hat.

Wer zum ersten Male in die Literatnr der Herrnhuter hineinsieht, dem werden die Formen ihres Glaubenslebens gemacht und verstiegen erscheinen, wer sich etwas tiefer in sie versenkt, wird auch hier eine wahrhaftige und lebendige Frömmigkeit finden. Und ist es denn mit dem Sturm und Trotz der lutherischen Sprache, mit der fein geschliffenen Rede der Rationalisten oder den gefühlsschweren Worten der Romantiker etwas Anderes? Am Ende müssen wir doch überall durch die Formen des religiösen Lebens hindurch zu

seinem Gehalt, und ohne Widerstände wird das kaum jemals geschehen können. Da gilt es nur ein Sich—einlesen und Sich—einfühlen, und das ist eben nur möglich bei einer relativen Fülle des Stoffs. Wenn sie in dieser Weise geübt wird, so kann auch die Quellenlektüre der religiösen Aufgabe unseres Unterrichts dienen; dann kann gerade sie den Schülern das geben, was wir Lehrer auch mit unserer besten Kunst ihnen nur selten zu geben vermögen, das, was sich nicht sagen und darstellen läßt und was doch vorhanden ist und wirkt, das Unwägbare und Unzählbare in der Frömmigkeit, das Wunderbare und Irrationale in der Religion. Ja, so kann das Lesen der frommen Schriften den Schülern ein Weg werden in jenes Reich des Ewigen und Wahren, das sich wohl ahnen und schauen läßt, das aber schon, wenn man es zu zeichnen und zu gliedern beginnt, von seinem Schmelz und seiner Schönheit verliert. In seiner ganzen Herrlichkeit und Tiefe läßt es sich gewiß nur intuitiv erfassen, und voll und ganz öffnet erst das eigene Erleben zu ihm die Tür. Ein Abglanz seines Lichtes und seiner Größe aber fällt doch wohl hier und da aus den Worten, mit denen uns Kinder Gottes erzählen von dem, was sie sehen durften, auch in unsere Seelen. Und in manchem Herzen, wo vordem der Unglaube seine kalten Schatten warf, ist es schon auf diese Weise hell und warm geworden. Schrauben und zwingen aber, um es noch einmal zu sagen, läßt sich hier nichts. Und oft wird es gut sein, wenn wir die Zeugnisse der Frömmigkeit in den Quellen allein reden lassen, ohne sie viel zu deuten und zu preisen. Das Aufdringen einer Ueberzeugung hat im Leben vielleicht schon mehr verdorben, als es genützt hat.

Schilderung und Einlesen, das sind die Mittel, um unseren Schülern die religiösen Menschen und Gemeinschaften, von denen wir reden, zum Erlebnis werden zu lassen, und bisweilen wird wohl mit dem Gebrauch dieser Mittel alles getan sein, was wir tun können. Auch wir Erwachsenen kennen ja Momente höchster Ergriffenheit, wo das Schweigen der beredteste Ausdruck unserer Empfindung ist. Das höchste Glücks- und das tiefste Schmerzgefühl machen stumm. So mag es hier und da auch einmal im Unterricht sein. Bei den Kleinen wird man dann wohl die Bitte hören: Noch einmal erzählen. Und ich glaube, hier kann man sie ohne Bedenken erfüllen. Bei größeren Schülern aber würde ich eine solche Wiederholung in jedem Falle ablehnen. Es könnte durch sie leicht die Form unserer Darstellung im Urteil der Hörer einen Wert er-

halten, der ihr nicht zukommt. Das Entscheidende in diesen Stunden muß immer ihr reliöser Gehalt bleiben, und die künstlerische Fassung hat immer nur soweit ein Recht in ihnen, als sie diesem Gehalt dient und ihn hebt. Wo sie aber zum Selbstzweck wird, überschreitet sie die Grenzen, die ihr im Religionsunterricht um der Religion willen gesetzt sind und gesetzt sein sollen. Darum mögen hier die Schüler lieber, wenn sie nicht sofort sprechen wollen von dem, was sie erfahren haben, einige Minuten lang ihren eigenen Gedanken nachhängen, oder zunächst nur mit dem Nachbar austauschen, was sie zu sagen haben. Nach einiger Zeit wird das Gespräch, wenn die Glocke es nicht abschneidet, schon in Fluß kommen, und die so entstandenen Augenblicke der Stille sind keine verlorene Zeit.

Wir wollen uns aber nicht darüber täuschen, daß solche tiefgehenden Erlebnisse Ausnahmeerfahrungen sind, bei uns selber und mehr noch bei unseren Schülern. Im allgemeinen ist es Menschenart, daß wir reden möchten von dem, was uns zu eigen geworden ist. Und dasselbe Mitteilungsbedürfnis hat auch das Kind, das kleine sowohl wie das große. Dem Erlebnis folgt in den meisten Fällen die Reflexion, auch in unserem Unterricht. Auch so bleibt das Erlebnis das Fundamentale, und die Reflexion bleibt das Abgeleitete, denn das Erlebnis kann wohl ohne die Reflexion sein, aber niemals die Reflexion ohne das Erlebnis. Und dennoch werden wir uns mit dem Goetheschen „Gefühl ist alles“ nur selten zufrieden geben, sondern wir werden versuchen, uns nachträglich auch gedanklich über die neuen Werte klar zu werden, die unser eigen geworden sind, und sie reflektierend unserem bisherigen Erfahrungskreise einzureihen. Und unsere Kinder halten es hier wie wir Erwachsene, die kleinen noch weniger, die großen schon mehr. Auch sie wollen sich an einem Nebeneinander einer Welt der Freiheit und einer anderen der Kausalität, einer Welt des Sollens und einer anderen des Müssens, einer Welt des Geistes und einer anderen des Stoffs zunächst nicht genügen lassen, sondern drängen über diesen Dualismus hinaus zu einer logischen und realen Einheit. Und wir Lehrer dürfen diesen Problemen, wo sie uns gebracht werden, nicht aus dem Wege gehen, wir sollen sie freilich auch nicht frühzeitig wecken, sondern sollen warten können, bis sie in den Kindern aufsteigen. Wo sie uns aber entgegentreten, da sollen wir Rede und Antwort stehen so, wie wir es vor Gott und der Wahrheit uns zu rechtfertigen getrauen. Es geht nicht an, daß wir den Kindern

eine andere Welt des Glaubens bauen als den Erwachsenen, und es dann ihnen überlassen, wie sie sich aus der einen in die andere hineinfinden. Ich meine, wir müssen es schon den Kleinen sagen, wenn ihnen die Sache zu einer Frage geworden ist, die sie drückt, daß Gott nicht anders zu Mose gesprochen hat, als er heute zu uns redet, in der inneren Stimme unseres Gewissens. Wir brauchen es ihnen aber auch nicht früher zu sagen, denn die Kinder haben ja Gott sei Dank in den letzten Jahren das Recht der Frage, das solange fast ein ausschließliches Privilegium des Lehrers war, wiedergewonnen, und sie wissen es zu benutzen. Der Augenblick, wo sie selber mit ihren Bedenken kommen, ist der rechte, um sie mit ihnen zu erwägen. Dann sind sie innerlich eingestellt auf das, was wir ihnen zu sagen haben, und es wird doch pädagogisch wohl am geschicktesten sein, gerade das Beispiel, das die Frage in ihnen weckt, als Mittel zu benutzen, um sie ihnen zu beantworten. Wir dürfen es aber andererseits, und das ist der Fehler, der hier so häufig gemacht wird, nicht bei der bloßen „Aufklärung" bewenden lassen, sondern müssen sie diese innere Stimme Gottes, die in frommen Menschen redet, als eine Wirklichkeit erkennen lassen, der man sich nicht entziehen kann. — Es wird bei den Großen in unserem Unterricht in diesen Sachen nicht viel anders sein als bei den Kleinen. Auch ihnen werden wir keine theortischen Vorträge halten über Gott und Seele, Gut und Böse, Freiheit und Gesetz, sondern wir werden diese Probleme in dem konkreten Falle mit ihnen erwägen, aus dem sie mit innerer Notwendigkeit herauswachsen. So wird uns z. B. die Besprechung des Anselmschen Gottesbeweises ganz von selber zu der Frage führen, ob dieser Beweis auch für uns noch zwingend ist, und diese Frage wird uns in weiterem Gespräch ganz von selber vor das Problem stellen: Läßt sich das Dasein Gottes überhaupt mit Vernunftgründen beweisen oder widerlegen? Und wenn wir dann am Schluß unserer Unterhaltung zu einem Nein gekommen sind, so werden wir diesem Nein noch ein wenig nachdenken und werden miteinander davon reden, ob diese Unzugänglichkeit Gottes für unseren menschlichen Verstand und sein logisches Schlußvermögen wirklich eine Gewißheit ist, die uns bedrücken und kleinmütig machen muß. Wir werden da vom Rätsel sprechen und vom Geheimnis und werden uns sagen lassen, daß wir über all die ewigen Menschheitsfragen nach dem Woher und Wohin, dem Warum und Wozu nur Herr werden können, wenn wir das Rätsel der Welt zum Geheimnis des Lebens

machen. Das Rätsel hat immer etwas Drückendes und Quälendes, das Geheimnis aber vertieft und verschönt. Und letzten Endes ist es mit dem Geheimnis Gottes wie mit dem Geheimnis des Menschen. Ein völliges Ineinanderaufgehen zweier Seelen würde sie sich gegenseitig entbehrlich machen. Wohl werden Menschen, die in geistiger Lebensgemeinschaft stehen, den Grund ihres Wesens heller und heller vernehmen, wohl werden sie die Hauptlinien ihres Charakters schärfer und schärfer sehen, zwischen diesen Hauptlinien aber wird immer ein helldunkles Feld bleiben, das sich für den anderen nur blitzartig in seinem Treiben enthüllt und ihm gerade dadurch ewig neue Schönheiten und Tiefen zeigt. Nicht Rätsel werden solche Menschen sich aufgeben, aber Geheimnisse werden sie haben. Und sie sind es, die unserem Leben auch für den, der uns wirklich ergriffen hat und unsere Art, den Reiz der bleibenden Neuheit und den Zauber einer steten Erwartung verleihen. Wie in Weihnachtsstimmung treten wir diesen Menschen gegenüber, von denen wir wissen, daß ihre Seelen noch immer neue Schätze bergen und neue Schönheiten, die wir wohl ahnten, aber noch nicht schauten. In seinen Geheimnissen liegt der Wert eines Menschen und seine Kraft. In seinen Geheimnissen liegt auch die Größe Gottes, seine Ewigkeit und seine Stärke. Beweisen läßt er sich niemals, er läßt sich nur erfahren und erleben. Und auch da, wo er sich uns offenbart, schauen wir ihn nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern lassen uns an Bild und Gleichnis genügen. Wenn die Strahlen seines Lichts einmal den Wolkenschleier zerteilen, der ihn umhüllt, und seine Schönheit wollen offenbar werden lassen, so schließen wir bald geblendet die Augen; den vollen Glanz seiner Sonne können wir Menschen gar nicht ertragen. Gott bleibt für uns ein ewiges Geheimnis, dessen Tiefe wir wohl ahnen, das wir aber niemals ergründen. Unerschöpflich ist seine Fülle und unendlich ist seine Kraft, wir Menschen aber bleiben von ferne stehen und neigen unsere Herzen in Stille und Ehrfurcht, denn „Gott wohnt in einem Licht", wie der Apostel sagt, „zu dem niemand kommen kann". In derselben Weise wird uns die Unterhaltung, die sich an die Damaskusstunde des Paulus anschließt, ganz von selber zu der Frage leiten, inwieweit sich dies Erlebnis des Apostels aus seinem früheren Werdegang verstehen läßt, und was davon der irrationale göttliche Rest ist. Und damit stehen wir vor der Frage nach dem Geheimnis in der Religion schlechthin. Da mögen wir denn auch wohl einmal davon sprechen, daß wir mit all unseren historischen

und psychologischen Erwägungen, die wir zur Veranschaulichung und Erklärung einer religiösen Erfahrung beibringen, doch das fromme Erlebnis selbst nicht ausschöpfen können und auch nicht ausschöpfen wollen. Wir mögen miteinander davon sprechen, daß es mit dem Geheimnis der Religion ist wie mit dem Geheimnis in der Kunst. Bei einer Dichtung wissen wir alle, daß ihr Ewigkeitswert darin liegt, daß sie unerschöpflich ist, daß sie uns immer neue Schönheiten enthüllt, so oft wir auch zu ihr kommen mögen. Wenn wir den Inhalt eines Gedichtes auf eine gleichwertige Formel gebracht hätten, so wäre das Gedicht selbst damit für uns wertlos geworden, es hätte uns nichts mehr zu sagen. In seinen Geheimnissen liegt der Wert eines Kunstwerks. In ihren Geheimnissen liegt auch der Wert der Religion. Das religiöse Erlebnis ist ein Erschwingen der Seele ins Ewige, ein Augenblick, wo Gott dem Frommen entgegenkommt und ihm antwortet auf sein Rufen. Und dieser Augenblick läßt sich restlos in kein Bild und in kein Symbol fassen. Darum können die Propheten, die ihn erlebt haben, immer wieder von ihm sprechen und wissen doch immer Neues von ihm zu sagen, darum können wir anderen ihre Worte immer wieder hören und lesen und können doch immer neue Lehre und neues Licht aus ihnen holen. Das Geheimnis in der Religion ist unerschöpflich, unerschöpflich wie das Geheimnis in der Kunst.

Es sind das zwei Beispiele dafür, wie wir mit unseren Schülern reflektieren können. Feste Regeln und Normen, nach denen ein solches Klassengespräch sich abspinnen müßte, lassen sich nicht geben. Der Gang der Unterhaltung ist ja zum guten Teil durch die Schüler bedingt, und da sprechen eben Faktoren mit, die sich nicht im voraus berechnen lassen. Ich würde es aber nicht für einen Fehler halten, wenn der Lehrer selbst auch in diesen Fragen einmal für einige Minuten allein das Wort hätte. Ich glaube, er kann den Schülern da doch manches zeigen, was sie selber nicht zu finden vermögen. Vor allem aber muß man in derartigen Stunden sich selber und den Kindern Zeit gönnen, ein bloßes Anklingenlassen solcher Gedankenreihen ist völlig wertlos. Es kann und soll ja auch nicht alles in dieser tief gehenden Weise durchdacht und durchfühlt werden, es gibt auch dürre Strecken im Unterricht, die man rasch durchwandern kann. Wo wir aber Blüten und Früchte finden auf unserem Weg, da sollen wir stillstehen und schauen und schmecken. —

Unseren Schülern zeigen, was Religion ist, ihnen religiöse Menschen und Gemeinschaften zum Erlebnis werden lassen, das ist

die religiöse Aufgabe unseres Unterrichts. Und sie hineinführen in das Sein und Werden unseres evangelischen Christentums, sie heimisch machen in der Kulturwelt des Protestantismus, das ist die wissenschaftliche Aufgabe unserer Arbeit. In den Schuljahren stehen diese beiden Ziele gleichsam noch unverbunden nebeneinander, die Synthese vollzieht erst das Leben. Unsere Religionsstunden aber sollen diese Vereinigung möglich machen und vorbereiten, sie sollen an ihrem religiösen Teil dem Schüler den Willen und den Zwang geben zur Religion, und sie sollen an ihrem wissenschaftlichen Teil ihm die Fähigkeit verleihen, seine religiöse Kraft nutzbar zu machen für die völkische und kirchliche Gemeinschaft, in die Gott ihn gestellt hat.

Der Warenaustausch als Quelle des Hasses der Völker gegen die Deutschen.

Von

Felix Stahl, Charlottenburg.

Sobald über den Frieden zu verhandeln begonnen ist, müssen wir deutschen Ingenieure und Kaufleute wieder zu den uns feindlich gesinnten Völkern, um den bis dahin ins Ungeheure gewachsenen Druck der beiderseitig aufgestapelten Waren zu entlasten. In die Kanäle, durch die sonst der Handel fließt, hat sich der Haß niedergeschlagen; sie müssen davon frei werden, und die Millionen von zerrissenen, geistigen Fäden, die uns mit der Welt verbanden, sind neu zu knüpfen. Wir, die wir das Notwendige des Warenaustausches und das gewaltige, dafür geflochtene Netz kennen, haben es für unmöglich gehalten, dieses mit einem Hiebe zerstören zu können, und an einen Krieg mit kultivierten Nationen glaubten wir nicht mehr. Unsre Waffen schmiedeten wir, um uns den Frieden zu erhalten, um den Geist, der uns beseelt, durchzusetzen mit dem Hoffen, auch unsre Körper zu veredeln, statt sie verstümmeln zu lassen.

Nun, da uns das Schreckliche aufgezwungen wurde, gilt der erste Gedanke dem Sieg unsrer Waffen; jenen aber, denen es nicht vergönnt ist, selbst daran mitzuwirken, drängt sich demnächst die Frage ins Gehirn: Wie ist die Aufgabe zu lösen, am Welthandel wieder den uns gebührenden Anteil zu finden?

Mit der uns eigenen Gründlichkeit flüchteten wir Zurückgebliebenen zu unsern Gelehrten, um von ihnen die Ursachen des uns so jäh und überraschend gekommenen Krieges zu erfahren und zu hören, warum die Deutschen wieder, wie so oft schon, fast keinen Freund mehr unter allen andern Völkern haben. — Unsre Gelehrten meinen, die philosophischen Ansichten stimmten nicht überein, die andern Völker könnten die Tiefe unsers Gemütes nicht er-

die religiöse Aufgabe unseres Unterrichts.
das Sein und Werden unseres evangelischer
machen in der Kulturwelt des Protestanti-
schaftliche Aufgabe unserer Arbeit. In den
beiden Ziele gleichsam noch unverbunden nel
vollzieht erst das Leben. Unsere Religions
Vereinigung möglich machen und vorbereit
religiösen Teil dem Schüler den Willen un
Religion, und sie sollen an ihrem wissensch
Fähigkeit verleihen, seine religiöse Kraft nutz
völkische und kirchliche Gemeinschaft, in die G

…als Quelle des Hasses der
…gegen die Deutschen.

Von

…, Charlottenburg.

…zu verhandeln begonnen ist, müssen
…Kaufleute wieder zu den uns feind=
…bis dahin ins Ungeheure gemachte…
…aufgestapelten Waren zu entlasten. …
…der Handel fließt, hat sich der Haß
…davon frei werden, und die Millionen
…, die uns mit der Welt verbanden.
…wir das Notwendige des Waren=
…dafür geflochtene Netz kennen, haben
…mit einem Hiebe zerstören zu
…Nationen glaubten wir
…wir, um uns den Frieden
…uns beseelt, durchzuziehen mit dem
…handeln, statt sie verstümmeln zu lassen.
…aufgezwungen wurde, gilt der
…Russen; jenen aber, denen es nicht
…wirken, drängt sich demnächst … Welthandel
…die An
…Anteil
…Grün
…nten.
…gesch
…chen u
…andern
…bliche
…die

…e Handeln kundgibt.
…körperlichen Schmerz
…Tier Instinkt, beim
…Ahnen, sein oft un=
…it; jene Kraft also,
…oft ohne ihn, ja
…Der Verstand ist
…nsers Gehirns, das
…ern Körper. Das
…ohne Zweifel noch
…Zusammenhang
…die unser vom
…hnet, wie Dank=
…Mut, Eitelkeit,
…verbunden, das
…nberechenbarster

…r auch unsre
…Verstand noch
…und schlecht
…muß, bis er
…nd wie das
…vird. „Die
…unser darin
…Nachdem
…Kräfte, ja
…es richtig,
…Gründe,
…zu finden

…anderen
…also der

messen, und fast ohne Ausnahmen (unter denen freilich diese Zeitschrift) sagen sie: Es sei der Neid der andern, der einen ihrer Teile veranlaßt hätte, in der Ueberzahl uns zu überfallen, während es dem andern Freude bereiten würde, unsern Untergang zu sehen. Und wir, die wir so stolz sind auf das, „wie herrlich weit wir es gebracht haben", wir, die wir mit so heißer Glut an unsrer Kultur hängen und leider nur allein wissen, wie über allem sie steht, glauben dies gern, eben weil wir, ihre Größe kennend, einen Neid darum am ersten begreifen können. — Droht ein Konkurrent immer stärker und größer zu werden, so wird den andern die Sorge um den eigenen Vorsprung ängstlich machen. Hinter der Sorge und Angst liegt unmittelbar das Gebiet des Hasses. Abseits von diesem Weg liegt wie auf einer Insel das des Neides. Zu ihm kann aber nur der Verstand der weniger Besitzenden eine Brücke schlagen, denn zum Neid gehört die Kenntnis dessen, um was man neidet, und setzt geringeren oder nur andern Besitz des Neiders voraus. Wenn wir über diese Tatsache nicht hinweggehen, uns auch daran erinnern, daß ein viel reicheres Volk, als wir es sind, ich meine damit die Amerikaner, nicht, und ganz besonders nicht aus Neid, gehaßt wird, wenn wir uns ferner nicht dem verschließen, daß unsre Feinde, die Engländer und Franzosen, reicher sind, weniger arbeiten, behaglicher leben und dennoch mehr verdienen wie wir und dabei noch die unerschütterliche Ansicht haben, mit ihrer Kultur weit über der der Deutschen zu stehen: dann kann man nicht mehr verstehen, um was sie dann gerade uns beneiden sollten.

Die Ursache zu dem gegenwärtigen Haß kann somit nicht vorherrschend der Neid sein; darum müssen die, die persönlich mit den Völkern Waren auszutauschen gezwungen sind, tiefer forschen und nicht etwa zurückschrecken, wenn in dem erschauten Bild von Deutschlands tatsächlicher Größe und Stärke auch Schwächen entdeckt werden, die nur Oberflächliche aus Gemütsgründen nicht sehen können.

Die Tatsache, daß alle gegen uns sind, zwingt unsern Verstand dazu, nicht nur unser Recht, unbekümmert um die Ansicht der Feinde, zu behaupten, sondern uns auch in ihre Ansicht zu versetzen.

Wir wissen, die Quellen alles menschlichen Handelns sind das Gefühl, das Gemüt und der Verstand; je nachdem die eine oder die andere stärker fließt, entsteht das Gemisch, das sich bei dem Einzelnen

als sein Denken und das daraus entstehende Handeln kundgibt. Dabei verstehe ich unter Gefühl nicht etwa den körperlichen Schmerz oder die Lust, sondern das, was man beim Tier Instinkt, beim Menschen das Wirken des Unbewußten, sein Ahnen, sein oft unbewußt richtiges Handeln für einen Zweck nennt; jene Kraft also, ohne die unser Verstand hilflos wäre und die oft ohne ihn, ja manchmal gegen ihn dennoch zum Ziele führt. Der Verstand ist das logische, in allen Teilen bewußte Arbeiten unsers Gehirns, das Loslösen und Erheben unsers Geistes über unsern Körper. Das Gemüt hingegen ist das Regen jener Kräfte, die ohne Zweifel noch am engsten mit dem Aufbau unsers Körpers im Zusammenhang stehen. Ich meine damit alle jenen Eigenschaften, die unser vom Gefühl geleiteter Verstand als gut oder schlecht bezeichnet, wie Dankbarkeit, Ehrfurcht, Ehrgeiz, Neid, Haß, Liebe, Mut, Eitelkeit, Zorn usw., die anscheinend, eng mit dem Herzen verbunden, das Gemisch am mannigfaltigsten, darum aber auch in unberechenbarster Weise beeinflussen.

Die neue Wissenschaft, die Soziologie, täglich aber auch unsre Erfahrung, lehrt uns, daß die Menschen mit ihrem Verstand noch ganz in den Anfängen sind, daß sie ihn noch wenig und schlecht gebrauchen und daß er noch lange entwickelt werden muß, bis er über das Gemüt herrscht, von dem ebenso der Verstand wie das Gefühl meist zum Nachteil der Menschen beeinflußt wird. „Die Annahme, daß alle Menschen denken", so sagt Wundt, unser darin bedeutendster Kenner, „ist ein weit verbreiteter Irrtum". Nachdem somit Gefühl und Verstand leider noch die geringeren Kräfte, ja überwiegend sogar nur in Spuren vorhanden sind, ist es richtig, das Gebiet des Gemütes als das anzusehen, worin die Gründe, die wir suchen und bloßlegen wollen, am wahrscheinlichsten zu finden sein werden.

Der Krieg wird als das Fortsetzen der Politik mit anderen Mitteln erklärt, das heißt, nicht mehr die geistigen Mittel, also der Verstand allein, sondern auch die von ihm geleiteten Körper und die darin entfachten Gemüter, darunter vornehmlich der Haß, wollen einen bewußten Zweck erreichen.

Wie sind heute so weit, zu erkennen, daß der Wille zum Krieg kultivierter Staaten ebenso von der Regierung wie vom Volke getragen werden muß, und man kann behaupten: Je höher ein Volk steht, desto weniger kann seine Regierung den Willen des Volkes dazu entbehren. Nun wissen wir, daß kein Volk, das zur-

zeit im Kriege liegt, in seiner Mehrheit diesen gewollt hat. Es müssen also die Regierungen den Anstoß dazu gegeben haben. Darüber werden wir zwar die wahren Ursachen so bald nicht erfahren, wir sehen aber so viel, daß die Regierungen der uns feindlich gesinnten Länder untereinander in Verträge verstrickt sind, deren Unrecht unser deutsches Volk deshalb am besten zu durchschauen vermag, weil wir sowohl von der aufrichtigen Friedensliebe unsrer Regierung wie der unsers Volkes durchdrungen waren. Wir können somit aus unserm Wissen schon das feststellen: Gefühl wie Verstand der uns feindlichen Regierungen in bezug auf unsre Friedensliebe irrte, wenn an eine Feindseligkeit der deutschen Völker tatsächlich geglaubt wurde. Dies weiter zu untersuchen, ist keine Aufgabe für uns Ingenieure und Kaufleute. Uns regen nur die Fragen an: Wie kann der Wille der Regierungen in friedliebenden Völkern den Haß gegen uns so entflammen, daß sie diesen Willen gutheißen und mit ihrem Blute dafür einstehen? Ferner, wie ist es möglich, daß fast alle nichtgermanischen Völker diesen Haß kundbar teilen, oder doch wenigstens gleichgültig zusehen, wie sich eine Ueberzahl bemüht, uns abzuwürgen?

Mitten im Frieden von allen Seiten angegriffen, ist der gemeinsame Wille des deutschen Volkes und seiner Regierung zum Kriege zu selbstverständlich, als daß ihn Worte begründen müßten. Unser Gefühl gibt uns volles Vertrauen zu dem Verstande unsrer Regierung und führt uns täglich neue Beweise vor, wie vorbauend er tätig war. Wir freuen uns über des deutschen Volkes einiges Erheben und fühlen die Kraft des Rechtes, das wir nun mit dem Schwerte bis zum letzten Hauch durchzusetzen bereit sind.

Ganz anders bei unsern Feinden. Gefühl und Verstand haben zwar auch das Volk unsrer Feinde einen Krieg nicht wünschen lassen. Nichts ahnend, ist es auch aus der Arbeit von seinen Regierungen zum Kriege gerufen worden. Weil ihn aber nur diese wollten, mußten ganz andere Mittel als bei uns angewandt werden, um auch im Volke den Willen zum Kriege zu entfachen. Gefühl und Verstand der Völker unterdrückend, wandten sich die uns feindlichen Regierungen ausschließlich an das Gemüt deshalb, weil es die größte und heute noch am leichtesten zu bewegende Kraft im Menschen ist; sie benützten dazu als bequemstes Mittel die Lüge. Wundern wir uns deshalb nicht, wenn diese immer ungeheuerlicher und verzerrter wird, denn die Natur der Lüge erfordert, daß sie stetig wachsen muß, soll sie sich gegen die Tatsache behaupten. Die

Dauer ihres Wirkens hängt ab vom Verstand des Volkes. Niemals könnte bei dem großen Wissen, der Gründlichkeit, des in seiner Natur ehrlichen deutschen Volkes diesem ein solches Maß von Lügen aufgenötigt werden wie unsern Feinden. In Rußland, mit seinen ungebildeten, dem Hang zum Wunderglauben leicht zugänglichen Massen hat die Regierung leichtes Spiel. Den Franzosen sind Gemütseigenschaften so im Uebermaß gegeben, daß ihr sonst klarer Verstand völlig verschüttet werden kann, sobald nur zwei davon, die Eitelkeit und die Rachsucht, genährt werden. Die Engländer dagegen mit ihrer staunenswerten Unkenntnis aller nichtenglischen Verhältnisse verbinden mit ihrem oberflächlichen Denken einen grenzenlosen Glauben zu dem, was sie englisch gedruckt lesen, und schenken den beiden politischen Klüngeln, die sich Parteien nennen und sie abwechselnd regieren, ein unbegrenztes Vertrauen.*) So kann man es durchaus begreifen, daß die Engländer unsern Marsch durch Belgien als einen unerhörten Vertragsbruch ansehen, da doch ihre Führer ihn als solchen darstellten.

Ist somit in den feindlichen Völkern der Boden zur Aufnahme von Lügen besonders geeignet, so genügt dies doch nicht allein, den so plötzlich gezeigten starken Haß aller gegen das deutsche Volk damit zu begründen. Der Stoff dazu muß längst vorhanden gewesen sein — die Lügen haben ihn nur entflammt. Der Stoff ist es also, dessen Art und Größe wir erkennen müssen. Haß kann ohne Zutun äußerer Ursachen lediglich in der Einbildung liegen, also aus inneren Ursachen im Menschen entstehen, wie dies beim Neid und der Habgier die Regel ist; er kann aber auch von äußeren Ursachen allein kommen. Während er im ersten Falle nie im Rechte liegen kann, muß im zweiten Falle untersucht werden, wie weit er dazu berechtigt ist. Da ich es für verfehlt halte, den Willen der Völker zum Kriege aus Neid und Habgier oder ähnlichen, den Haß erweckenden Eigenschaften als vorherrschend anzusehen, muß ich den nicht abzuleugnenden Haß von außen kommend ansehen und untersuchen, ob er durch uns selbst mittel- oder unmittelbar angesammelt werden konnte. Wir stehen damit dicht vor der Aufgabe, uns in die Seele des andern zu versetzen und soweit als möglich, ohne uns selbst zu täuschen, den Eindruck, den wir Deutschen auf den Ausländer machen, uns vor die geistigen Augen zu führen und das Ergebnis nach Recht und Unrecht zu scheiden. Da aber wiederum

*) Vergl. über die Schein-Volksregierung in England die bei Delbrück, „Regierung und Volkswille" S. 69 angeführte Literatur.

das, was recht ist, vom Gemüt ganz verschieden und sogar entgegengesetzt beurteilt werden kann von dem, was der Verstand findet, müssen wir die Eindrücke erst in bezug auf Gemüt und Verstand trennen und das für recht halten, dem es der Verstand zuspricht.

Es wird vielfach behauptet, unsere Staatsmänner trügen die Schuld an dem Haß. — Nach alledem, was wir nun hören, kann man es nicht mehr glauben, aber abgesehen davon ist die erst in der Geschichte bloßzulegende Arbeit dieser Männer der Kenntnis des Volkes viel zu fern, und ihre stille Arbeit offenbart sich dem Volk nur in der Presse, die sie, je nach ihrer Richtung, aber meist ganz falsch so darstellt, wie es ihr eben paßt. Quelle des Hasses ist somit weit mehr die Presse als die Diplomatie.

Nach dieser Richtung zu suchen können wir also unterlassen. Anders dagegen ist es mit der von der Auslands-Presse ständig genährten Behauptung: Unser Militarismus führe uns zur Weltherrschaft, er müsse deshalb vernichtet werden. Darüber hinaus, daß Rußland dann eine viel gewaltigere Militärmacht wäre, können die wenigsten denken. Die Militärmacht empfindet das Gemüt des Volkes als etwas Furchterregendes, und das genügt, seinen Verstand zu verdunkeln. Mit dem gleichen Ergebnis, aber ganz anders, wirkt auf das Gemüt die Seemacht ein. Die Mehrzahl des Volkes, im Binnenlande lebend, hat keine, und wenn, dann nur eine angenehme Ahnung davon. Man erfreut sich an den Bildern der schönen Kreuzer, die Gedanken schweifen mit ihnen in weite, sonnige Fernen, und die drohenden Kanonen, glaubt man, würden nie zum Angriff, sondern nur zum Schutze gegen Wilde losgehen. Trotzdem England meint, die Macht zu haben, kein Schiff dürfe ohne seine Erlaubnis die Meere befahren, trotzdem es den Handel allen Völkern erschwert und ihn mit seiner Seemacht verhindern kann, sobald es in Englands Vorteil liegt, lassen sich dies alle Völker mit einer Geduld gefallen, die angesichts der traurigen Erfahrungen aus der Geschichte nur einem erschreckenden Unverstand für alles Weiterliegende zugeschrieben werden kann. Das Gemüt der Völker wird also von der Seemacht nur wenig, vom Militarismus aber stark berührt und dies um so mehr, als es die Lasten der Marine kaum, die des Militarismus aber sehr zu spüren glaubt. Dazu kommt nun noch der Gedanke, nur Deutschland sei an all den Lasten schuld. Der Unverstand der Völker sieht nur unsre Macht und nicht die der andern, und in unsrer Militärmacht nicht den Hort des Friedens, nicht den notwendigen Wall, den sie gegen Osten bildet, sondern uns nur als Eroberer und Unter-

drücker. Der Teil unsrer Feinde aber, der wenigstens so weit denkfähig ist, in Englands Seemacht eine Gefahr zu erkennen, gönnt die Macht dann eher England als Deutschland. Damit berühren wir die Gründe, die wir suchen.

Nicht die Unterschiede philosophischer Ansichten, nicht die meist rasch vergessenen geschichtlichen Tatsachen sind es, die zunächst ein Volk zum Haß gegen ein anderes entflammen können, denn die liegen seinem Verstande viel zu fern, sondern es sind die persönlichen Einwirkungen und Erfahrungen, die ein Volk auf das andre im Verkehr untereinander täglich und immerwährend auf seine Gefühls-, auf seine Verstandes- und vornehmlich auf seine Gemütswelt machen. Früher, als man noch nicht lesen konnte, begannen nur die an den Grenzen wohnenden Personen gegenseitig Reibungen untereinander, heute, bei dem gesteigerten und erleichterten Verkehr, haben sich diese auf die gesamten Völker übertragen. Da ferner der Handel mit Waren und Werten weitaus die meisten aller Menschen mittel- und unmittelbar beschäftigt*) und schon genug Zwiespalt im eigenen Volke veranlaßt, so ist es in hohem Grade auch dieser, der als Urheber des Hasses der Völker gegeneinander anzusehen ist. Wir müssen also den Eindruck untersuchen, den die Presse, wir selbst und die Art unsers Waren- und Werte-Austausches auf unsre Nachbarn hervorrufen.

Jener Auslandspresse, die, nur den Vorteil ihrer Besitzer suchend, immer gegen uns gehetzt und geschürt hat, ist wohl die größte Schuld an all dem Haß und Unglück zuzuschreiben, wovon nun fast kein Mensch verschont zu bleiben scheint. Nur eine allgemein verbreitete Verstandeshöhe, der wir noch sehr fern sind, kann uns Menschen von der Tyrannei der Presse befreien und ihre Vorzüge ausschließlich zum Wohle der Menschen werden lassen. Ihr Einfluß auf das Gemüt des Volkes ist zu offensichtlich, als daß er weiter begründet zu werden braucht. Darum und weil wir nur das suchen wollen, was es der Presse so leicht macht, den Haß gegen die Deutschen auflodern zu lassen, betrachten wir im folgenden nicht mehr sie selbst, sondern nur die Art unsers Waren-Austausches und werden dann wissen, ob die Presse nur ein Strohfeuer oder eine dauernd glimmende Glut zum Weltbrand gegen uns entfachen konnte.

*) Nach Prof. Hickmanns sind in Deutschland 14 v. H. der Bevölkerung Rentner, Beamte, Militär, Geistliche rc. oder Angehörige davon. Bei 55 Millionen Menschen in Deutschland hängt also das Einkommen vom wechselnden Gang des Warenaustausches ab.

Der erste der auftauchenden Gedanken ist auf die Größe unsrer Ausfuhr gerichtet. Allein abgesehen davon, daß sich ihre Größenzahl selbst in dem durchgebildeteren deutschen Volke nur die allerwenigsten, geschweige denn mehr unter den andern Völkern vorstellen können, steigt die Einfuhr immer an und ist dem Mengenwerte nach erheblich größer als unsre Ausfuhr. Es ist fast kein Land zu finden, dem wir nicht seit Jahren immer mehr abgenommen hätten; wir müßten demnach als die größern Einkäufer nicht unangenehm, sondern angenehm empfunden werden. Nun könnte man weiter denken, die Ausfuhr der andern Länder sei geringer als die unsrige oder bliebe stehen — auch das trifft nicht zu: Ueberall finden wir gegen früher steigenden Handel, und wir selbst stehen damit durchaus nicht obenan, sondern erst an dritter Stelle. Vielleicht ist aber unser Gewinn größer als der der andern Völker und erregt das Verhältnis seines Zunehmens ihre Besorgnis? Der hierfür nötige Blick setzt Studien und Kenntnisse voraus, die man nur bei wenigen und bei den Regierungen, niemals aber bei den uns feindlichen Völkern vermuten kann. Die Größe unsers Handels an sich läßt also weder den Neid, noch den Haß, höchstens die Habgier im Nachbar aufkommen. Aber auch dann wäre noch immer nicht einzusehen, warum die Habgier so auffallend gegen unsern Handel gerichtet sein soll. Besitzen wir doch weder Goldgruben, noch haben wir die zum Leben unbedingt erforderlichen Waren, wie z. B. Salz, so allein, daß wir die andern Völker, je nach unsrer Laune, davon abhängig machen könnten; bleiben also nur noch die Art unsrer Waren, wir selbst und die Art unsers kaufmännischen Verkehrs mit den andern Völkern, die es sein müssen, was uns so wenig Freunde bringt. Vergleichen wir die Art unsrer Waren mit denen, die die andern ins Ausland vertreiben, so fällt sofort ein ganz gewaltiger Unterschied auf, indem wir überwiegend Fertigware, die anderen weit mehr Rohware vertreiben. 64 v. H. des Gesamtwertes unsrer großen Ausfuhr nahmen in den letzten fünf Jahren die Fertigwaren ein, während wir nur 15 v. H. davon einführten. Deutschland, als das bedeutendste Industrieland der Erde, könnte ohne Rohstoffe, ohne halbfertige Waren seine Fertigwaren nicht erzeugen. Wir müssen also tauschen.

Die Verhältnisse der Zahlen sollten aber weder uns noch die andern überraschen; allein die Fertigwaren haben bei dem unzureichenden Verstand der Völker noch die Eigentümlichkeit, nachteilig auf das Gemüt einzuwirken, was bei den Rohwaren bereits über-

wunden ist. Wenn nämlich der Käufer von Fertigwaren diese außerhalb seiner engeren Heimat oder gar vom Ausland beziehen muß, verbindet er — und dies tut ganz besonders der Ausländer — sein Handeln mit Lokalpatriotismus oder Nationalstolz, mit Eigenschaften also, die mit dem günstigen Kauf von Waren in der Regel gar nichts zu tun haben sollen. Eine solche, dem Verstand nicht Stich haltende Verbindung kennt der, der Rohwaren kauft, fast gar nicht — ja eher könnte man das Gegenteil von ihm sagen. Alle Welt findet es selbstverständlich, daß Frankreich für Millionen Francs Blumen und seine köstlichen Weine versendet, niemand klagt bei uns darüber, daß Spanien und Italien allein für 24 Millionen Mark Apfelsinen uns jährlich liefern; alle Völker, denen kein Petroleum fließt, bedauern es, kaufen aber willig von Amerika und Rußland und finden es, wenn auch hart, so doch durchaus begreiflich, wenn die Preise dafür steigen. Will der Hüttenmann bestimmte Eisensorten herstellen, weiß er, wann er spanische, wann schwedische oder belgische Erze braucht und ist recht froh, sie zu bekommen; und gar von Genußmitteln verlangt der Mensch oft hartnäckig zum Beispiel Austern aus England oder Holland, Tabak aus Cuba, Weine aus Bordeaux, Früchte aus Amerika zu haben und erfreut sich an dem Gewächs dieser Länder. Nie ärgert er sich deswegen über den Lieferer, sei er Amerikaner, Franzose oder Spanier, höchstens, daß auch er sich in die Fülle ihrer köstlichen Genüsse wünscht.

Kommt dagegen der Deutsche mit seinen Fertigwaren ins Ausland, die dort wohl auch, aber nicht so preiswert erzeugt werden, so hat er schon mit seinem Angebot den fremden Nationalstolz verletzt, hat den ganzen Haß der Konkurrenten auf dem Hals; und glückt darin einem deutschen Lieferer ein größerer Abschluß, tobt und schreit die gesamte Presse, als ob ein nationales Unglück geschehen wäre. Das ist ja schon innerhalb Deutschland so, wenn eine Stadtverwaltung mal der Ansicht ist, der Bezug von Firmen andrer Städte sei vorteilhafter — um wieviel mehr und gehässiger dann, wenn der Wettbewerb von Nation gegen Nation geführt wird. Die Rohware, die nur von dem Land bezogen werden kann, wo sie vorkommt, erregt die Gemüter nur angenehm, die Fertigware dagegen wird unangenehm gefühlt, weil sie überall hergestellt wird oder doch werden könnte. Ob sie da so billig, so gut und rasch geliefert werden kann, sind Erwägungen, die wohl für den Bezug entscheiden, aber nicht mehr im Gebiete des im Volke vorherrschenden Gemütes, sondern ausschließlich in dem des Verstandes liegen.

Der Nachteil, den heute der Lieferer von Fertigwaren gegenüber dem von Rohwaren noch hat, ist damit aber noch lange nicht erschöpft. Die Rohware tritt nämlich trotz ihrer größeren Menge in bezug auf Raum und Gewicht nicht annähernd so ins Bewußtsein des Volkes wie die Fertigware. Jene kann also das Gemüt gar nicht so verletzen wie diese. Zweck der Fertigware ist es, möglichst im Volke verbreitet zu werden, die Rohware dagegen verlangt möglichst große Abnehmer, deren nur wenige da sind. Der Eindruck auf das Gemüt der Käufer ist somit bei der Fertigware verbreiteter. Von Rußland kaufen wir zum Beispiel jährlich für 1,4 Milliarden Mark, uns nimmt es für 0,8 ab, es liefert uns aber für 326 Millionen Mark Gerste, für 92 Holz, für 81 Weizen und für fast ebensoviel Geflügel usw., in dieser Art dem Gemüt angenehmer, meistens jedoch unfühlbarer Waren. Derartige Waren senden wir nach Rußland nur zum allergeringsten Teil, denn den breitesten Raum nehmen unsre Maschinen und -teile, kurz unsre halbfertigen und fertigen Waren ein. Wenn heute in Deutschland unsre Kaufleute, nicht zu reden von fernstehenden Berufen, erfahren, unser Jahreseinkauf von Groß-Britannien und seinen Kolonien übersteigt die Summe von 2 Milliarden Mark, und sie fragen sich dann, was von dort herkommt, sind nicht die wenigsten verlegen darum, sofort Waren zu nennen. Wer denkt daran, daß England uns für 28 Millionen Mark jährlich Heringe schickt? Wir beziehen gleichzeitig für 122 Millionen Mark Kopra, von England allein für 35, ohne daß die meisten je was von Kopra gehört haben. Ich sage also, wir wissen schwer, ohne in Büchern nachzusehen, was wir für die 2 Milliarden Mark kaufen. Ganz anders aber, gleichgültig welchen Berufes und Geschlechts, ist es beim Briten. Fragt man den, was wir ihm senden, so braucht er nur in seine Taschen zu langen, sich in seinem Hause umzusehen, und es fällt ihm irgendwo etwas mit dem Aufdruck „made in Germany“ in die Augen. Nicht anders ist es im übrigen Ausland. Heizt einer bei uns mit Kohlen, denkt er nicht daran, ob sie aus Belgien, Frankreich oder England kommen; der Ausländer dagegen schiebt sie in einen Kessel, auf dem irgend eine deutsche Firma steht; will er in einen Träger ein Loch bohren, fällt ihm der eingewalzte Name eines deutschen Hüttenwerkes ins Auge, und ärgerlich setzt er den Bohrer aus Marienfelde an seine Maschine, die sicherlich von Chemnitz kommt. Statt daß ihm nun, wie es richtig wäre, sein Verstand sagt, die Fertigwaren der Deutschen scheinen vorteilhafter als die der Ein-

heimischen zu sein, herrscht sein Gemüt vor und erregt sich über die Deutschen. Gewiß, die andern Länder liefern auch nicht nur Rohwaren, auch ihre Fertigwaren finden viel Abnehmer im Ausland, und doch setzen sie sich dem Haß der Verbraucher nicht aus. Das kommt daher, weil die andern Länder, zum Beispiel Frankreich und Amerika, davon weniger und dann meist Fertigwaren liefern, die einzig und neu in ihrer Art sind, sowohl was Güte, Geschmack als Gebrauch betrifft. Ich erinnere an die weltbeherrschenden Modewaren Frankreichs, an seine Parfüms und an die der Zeit vorauseilenden, stets gern gesehenen Maschinen Amerikas, und ich bitte dabei an die Zeit zu denken, als Amerika die Welt mit Näh- und Schreibmaschinen, Rechen- und Kassenmaschinen überraschte. Trotzdem für diese Fertigwaren meist unglaubliche Preise gefordert wurden, zahlte man sie willig, weil sie lange im Ausland ohne Wettbewerb am Markt sind und dort mit ihrem Vorteil in die Augen springen.

Wieviel ungünstiger steht es da um die deutschen Fertigwaren. Fast ausnahmslos sind sie solche, die überall im Auslande auch hergestellt werden, nur sind diese bei gleichen Preisen nicht so gut und so bequem zu haben wie die deutschen Waren. Der Aerger der zurückgedrängten Wettbewerber ist menschlich und darum zu begreifen. Denkt man nun noch an den eigentümlichen Unterschied zwischen Roh- und Fertigware, wonach die erste, um wirtschaftlich möglichst günstig zu wirken, rasch verbraucht, die Fertigware aber tunlichst lange erhalten bleiben soll, dann spinnt sich der hier verfolgte Gedanke auf die grundverschiedene Art des Vertriebes beider Warengattungen über. Auch da ist der Rohwaren-Lieferer dem Gemüt des Volkes angenehmer als der andere. Jener kommt nur zu wenigen, dieser muß möglichst jeden einzelnen besuchen. In Kohlen, Erzen, Holz, Häuten usw. werden große Abschlüsse gemacht, das Aussehen und die Güte der Ware ist mit wenigen Worten festzulegen, Streitigkeiten darüber sind deshalb selten oder kurz: Der Absatz richtet sich genau nach Angebot und Nachfrage, der Preis ist darum einheitlich der sogenannte Marktpreis. Dem Feilschen zeigt er nur wenig Angriffsflächen. All das Angenehme bietet die Fertigware nicht. Ihr Angebot richtet sich durchaus nicht so nach der Nachfrage, wie bei der Rohware, sondern bei der Fertigware muß die Nachfrage vielfach erst erweckt werden. Denken wir an eine verbesserte Maschinenart oder an ein chemisches Mittel: Welcher Aufwand von Geist, Zeit und nervenerregender Ausdauer

gehört dazu, dafür erst das Bedürfnis zu erwecken, wie oft muß der Käufer belästigt und immer wieder überredet werden, das Neue einzuführen. Ist dann endlich ein Feld für so eine Art Fertigware erobert, hebt dies nicht selten ohne Zutun des Rohwaren-Lieferers die Nachfrage nach seinen Waren. Es liegt auf der Hand, daß es viel leichter ist, Rohstoffe, wie Kohlen oder Erze, in Millionen-Abschlüssen zu verkaufen, als gegen ein Dutzend in- und ausländischer Wettbewerber die Vorteile einer Dampfmaschine oder einen Abschluß in Werkzeugen durchzusetzen. Dort spielen in der Regel nur die Frachten, hier aber die theoretischen und praktischen Vorteile eine Rolle. Die Eigenschaften der Rohware durchschaut der Käufer leicht, und der Besuch des Reisenden ist oft nur ein Akt der Höflichkeit; bei der Fertigware muß er dem Verkäufer trauen und seinen Verstand anstrengen, denn die Fertigware ändert dauernd ihre Gestalt; sie ist der Laune und zu allem Ueberfluß noch der Mode unterworfen. Meist ist der geringe Abschlußbetrag für Fertigwaren heiß umstritten. Mit einem Aufgebot von Ingenieuren, Chemikern und Kaufleuten werden Projekte und Kosten-Voranschläge gemacht, immer wieder neue Muster vorgelegt, alle Mittel des Verstandes arbeiten fieberhaft, Beziehungen werden angebahnt und leider nicht so selten jene Phantasien gebraucht, die schon stark die Grenzen der Wahrheit überschritten haben. Obwohl also die Fertigware gegenüber dem Vertrieb der Rohware den weit Verständigeren und viel Fleißigeren fordert, wirkt dieser nicht, wie man wünschen sollte, als der Angenehmere, sondern als der Zudringlichere, als einer, der belehren muß, der es oft nötig hat, seine Waren aufzuschwätzen und dabei zu übertreiben, der überall hinkommen muß und dabei die breitesten und dem Gemüt am meisten zugänglichen Schichten des Volkes zu bearbeiten hat. Die denken nicht, wie es die wenigen Großkaufleute bei der Rohware tun, vor allem an den für sie günstigen Wert der gekauften Ware, sondern nur an die Hingabe ihres Geldes, für die sie noch neben der Ware besondere Gefälligkeiten erwarten. Die kleinen Käufer sehen immer mehr den Vorteil, den der Verkäufer aus ihrem Gelde zieht, als den aus den Lieferungen.

Die Schwierigkeiten, die der hat, der Fertigwaren erzeugt und gleichgültig wo vertreibt, sind zwar immer größer als bei dem, der die Nachfrage nach Rohwaren zu decken hat, und kein Ausländer ist etwa davon ausgenommen, aber der Deutsche verletzt das Gemüt der andern mit seinen Waren mehr. Tut er dies schon mit der

Menge seiner Waren, womit er mehr als seine Wettbewerber alle Welt überflutet, so kommen wir der Ursache noch näher, wenn wir uns die Art, wie der Deutsche seine Waren vertreibt und vertreiben muß, ansehen.

Der Deutsche, gezwungen durch die Gattung seiner Waren, deren Vertrieb oft ein sehr großes Maß von Kenntnissen nötig macht, schickt Leute hinaus, die sich diese Kenntnisse möglichst Jahre vorher schon in den Erzeugungsstätten recht gründlich aneignen mußten. Er würde es vorziehen, seinen englischen Kunden Engländer und nach Frankreich Franzosen zu senden, wenn er dies könnte; da dies aber nicht geht, die Gründe sind naheliegend, muß er Deutsche hinausschicken. Das tun die ausländischen Firmen nicht. Sie wählen, um ihre Waren in einem fremden Lande zu vertreiben, einen darin geborenen Vertreter; die engeren Beziehungen dieser Leute zur Kundschaft sind Vorteile für sie, die der Deutsche nur durch größeren Fleiß überholen kann, wenn er sich behaupten will. Weil er aber dabei seine Waren besser kennt und dadurch alle ihre Vorzüge rasch ins rechte Licht bringen kann, hat er mit besseren Waren einen Vorsprung, den die eingeborenen Vertreter nie einholen können. Die Folge davon ist erfahrungsgemäß die, daß der eingeborene Vertreter nicht seine eigene Unwissenheit, sondern den Deutschen für sich hemmend spürt und ihn, je größer dessen Erfolg ist, desto mehr anfeindet. Er fühlt in ihm den Eindringling, zieht seine Fehler ins Maßlose und verhetzt so die Käufer, die wohl nach dem Gebot ihres Vorteils, jedoch gegen ihr Gemüt dem Deutschen abkaufen. Es ist nicht anzunehmen, daß uns die Ausländer darum beneiden, weil wir billiger, besser und rascher liefern, also mehr leisten müssen als sie. Dennoch wäre da eine Stelle, wo der Neid seine üppigsten Blüten treiben könnte, denn eine Mehrleistung sollte auffallen; die Grundlage zum Neid wäre somit gegeben. So weit denken aber die meisten Menschen gar nicht, und ganz besonders die nicht, denen die höheren Leistungen der Wettbewerber gegen den persönlichen Vorteil gehen. Da fühlen sie nur, daß sie nicht mehr so bequem wie früher arbeiten und verdienen können, und daraus entsteht Aerger, Zorn und Wut, und diese Eigenschaften, dauernd genährt, erzeugen gegen den Tüchtigeren jenen Haß, der vom Neid gar nichts wissen will. Nicht nur die einheimische Industrie, sondern auch die ausländische kommt damit durch ihre einheimischen Agenten zu einem einmütigen Haß gegen den deutschen Wettbewerber und türmt ihm Widerstände auf, wo sie nur kann.

Unberechtigte Widerstände treiben den ehrgeizigen Menschen zu immer höheren Kraftleistungen. Solange die so steigenden Leistungen mit anständigen Mitteln erreicht werden, liegen sie im Fortschritt der Menschen, und nur der Unverstand, nur Gemütseigenschaften, wie Haß, Rachsucht, Habgier und Neid wollen sie vergeblich einhalten und vernichten. Leider aber sind die Mittel, die die Deutschen ununterbrochen erfinden, nicht immer frei von Schlacken, und wenn diese auch der Ausländer ganz besonders gern breittritt, so sind sie doch nicht zu übersehen, vielmehr sollen wir uns ihrer sehr bewußt werden; denn nur so können wir sie entfernen, nur dann ist dem Ausländer die letzte Möglichkeit, sich berechtigt gegen unsern Wettbewerb aufzulehnen, für immer genommen.

Wer heute von uns Deutschen seinen notwendigen tiefen Haß gegen die seitherige Politik der englischen Regierung nur aus dem Verstande und dem richtigen Gefühl nährt und mit der englischen Politik nicht das Handeln der einzelnen englischen Geschäftsleute verwechselt oder zusammenwirft, der kann auch heute nicht anders sagen, als daß der kaufmännische Verkehr mit der englischen Geschäftswelt ein großzügiger und durchaus angenehmer war. In bezug auf seinen Anstand, seine Geschäftsart, sein Worthalten war uns der englische Kaufmann mit Recht immer vorbildlich. Nie war er kleinlich, und die in England übliche Tatsache, wonach dort Kaufleute jahrelang im gegenseitigen Zufriedensein Verträge nur auf das gesprochene Wort hin halten, soll bei uns nur in den Hansa-Städten vorkommen, während sie uns im Binnenlande ganz unmöglich erscheinen. Gewiß, man wird Fertigwaren nicht leicht liefern können, ohne schriftlich gegenseitig seine Wünsche und Garantien festzulegen, wie dies bei Rohwaren möglich ist. Das schriftliche Festlegen von Verträgen empfindet der Anständige aber immer mehr als einen Zwang, wenn auch als einen notwendigen. Hat der Engländer mal Vertrauen zu einem Mann oder einer Sache gefaßt, ist dies so felsenfest, daß er oft sehr lange Zeit braucht, wenn er einsehen muß, es an der falschen Stelle verschwendet zu haben. Sein Rechtsgefühl ist so zähe, daß er lieber ein Mehrfaches im Kampfe darum verliert, als durch Nachgeben und Einigen ein Geringeres aufzugeben. Nicht als Preisdrücker kennen wir ihn, sondern als einen, dem es in der Seele verhaßt ist, dem Herumbalgen unserer deutschen Firmen um seine Aufträge zusehen zu müssen. Viele nannten ihn, sobald er die geforderten Preise zahlte, nobel, aber dumm der, dessen billigeres Angebot unberücksichtigt

blieb. Wie oft haben wir Deutschen es den Engländern, jeweilig nach dem Ausgang für uns, als Vorzug oder Nachteil angerechnet, daß sie eher Geschäfte fahren lassen, als darum feilschen zu müssen! Natürlich nicht jeder wird zustimmen und vielleicht Gegenteiliges erzählen können; fest steht aber dennoch, daß vor dem Kriege die hier geäußerte Ansicht über die Engländer mit Recht die vorherrschende war. Wer es nicht selbst erfahren hat, wie der britische Kaufmann es begreiflich fand, in einem Abkommen jedem seinen Vorteil zu lassen, gleichgültig, ob er dabei als Käufer oder Verkäufer, Inhaber oder Angestellter eines Geschäfts auftrat, der studiere die Gründungsgeschichte des amerikanischen Steel Trust und lerne aus der Organisation dieses geistigen, von einem Briten errichteten Baues. Wir wissen ferner, und bezeichnenderweise staunen wir noch immer darüber, wie sich die englischen Konkurrenten gegenseitig achten und helfen.

Wie ganz anders sieht es da in unserm Vaterlande aus! Die Pest wird jedem an den Hals gewünscht, der sich untersteht, dieselben Waren zu verkaufen; jeder will allein den Anstand gepachtet haben; ist man aber mal gezwungen, kaufmännischen Streitigkeiten an unsern ordentlichen, wie an den Kaufmanns-Gerichten beizuwohnen, dann blickt man in einen Abgrund, den man bei der Größe unsers deutschen Wesens nicht erwartet hätte.

Willkürliche Behandlung des Lieferers und gleichzeitig tiefste Demut vor dem, der kauft, sind nicht selten schrille Gegensätze in einer Firma — die viele Wettbewerber hat. Preisdrückereien, von manchen Firmen planmäßig mit dafür bezahlten Einkäufern betrieben, sinnloses Unter- und Ueberbieten der Wettbewerber mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln, das Aufträgesammeln um jeden Preis, selbst unter Darangabe eines Verdienstes, bilden den Jammer, in den jeder deutsche Kaufmann stets mit einstimmt.

Freilich, die englische Politik ist vom kaufmännischen Geiste erfüllt. Aber: unbekümmert um Recht oder Unrecht, unbekümmert um das Leben unschuldiger Menschen, will sie ihn durchsetzen und ihm die Vorherrschaft auf der Welt mit den verruchtesten Mitteln erhalten. Das ist dauernd nicht möglich und trägt den Keim des Verfalles schon beim Entstehen in sich. Wir aber, die dahinter kommen wollen, wo der Brennstoff liegt, der den Haß der Völker entflammen ließ und nicht den Gründen der Regierungen nachforschen wollen, müssen uns sehr hüten, die Art, wie der Geist in den Geschäften waltet, mit der Art, wie dieser Geist von den Regierungen

verbreitet und behauptet wird, als eins anzusehen. Beide Arten sind grundverschieden; diesen Grundsatz hat ja schon zu seiner Zeit Kant beobachtet und festgestellt; sie sollten es nicht sein, können aber einander sogar widersprechen, wie sich dies ganz deutlich beim Engländer und seiner Politik zeigt und bei der der Deutschen und ihm selbst nachgewiesen werden kann. Ich glaube, mich noch verständlicher zu machen, wenn ich auf das Wesen und die Art des Verbreitens der verschiedenen Religionen hinweise. Auch bei ihnen ist ihr innerstes Wesen der Art, wie es verbreitet und behauptet wird, oft fremd, ja sogar zuwiderlaufend, und wie sich im Menschen nach langen blutigen Kämpfen auch da nur das Gute davon erhalten hat, das Gewalttätige aber verloren ging, so werden sich auch darüber die Völker einigen, aus den beiden Arten, ihren Handel zu führen, nur das Gute, weil es das allein Zweckmäßige, mit geringstem Widerstand zum Ziele Führende ist, zu erhalten. Vom Franzosen wissen wir geschäftlich ebenfalls nur Angenehmes. In leichten, stets verbindlichen Formen wickelt er glatt seine Geschäfte ab, er ist ebenso fleißig wie sparsam und kennt nur ein Ziel, sich in mäßigen Grenzen soviel zu erübrigen, um in einem noch genußfrohen Alter irgendwo auf dem Lande sein Leben sorgenfrei zu beschließen. — Den Russen ist heute noch unsre Gründlichkeit verhaßt und leicht bringt ihn seine Unbildung und das ihm mangelnde Pflichtgefühl unter die Herrschaft verständigerer Fremden.

Wiederum stehen allen diesen Eigenschaften die des Deutschen geradezu entgegen. Die Pflicht setzt er über alles, er ist voll Wißbegier und mehr in ihrer Befriedigung des Lebens Freuden findend, als im Frohsinn, kennt er keine Ruhe, fühlt den steten Drang, vorwärts zu kommen, so mächtig in sich, daß ihm meistens dabei die notwendige und erste Forderung der anderen Völker: leben und leben lassen, gar nicht ins Bewußtsein tritt.

So einer ist Menschen, die ruhig auf ihrem Besitz zu liegen glauben, schon kein bequemer Nachbar, um wieviel weniger aber erst dann, wenn er sie in ihrem Lande aufsucht, sich dort niederläßt, besser, billiger und dazu noch länger arbeitet, zusehen läßt, wie er es immer weiter bringt und schließlich noch die Eingeborenen als Angestellte beschäftigt und sie sich unterordnet.

Gehen wir in der Richtung weiter, stellt sich unserem Forschen die Frage entgegen: Welchen Eindruck machen die Deutschen im Ausland auf das Volk dort, und welche Schlüsse zieht es aus unsrer

Erscheinung, aus der Art, sich zu geben und zu arbeiten, auf unsre ganze Nation?

Erinnern wir uns dabei, wie ein Volk zu seiner Ansicht beispielsweise über das englische oder das italienische kommt.

Den Engländer sieht das ihm fremde Volk nur als den gut angezogenen, sich wohl verhaltenden, nicht feilschenden Vergnügungsreisenden, der viel Geld ins Land bringt und bewußt, stets sein Vaterland hinter sich zu haben, eine unvergleichliche Haltung einnimmt. Nie erscheint er uns arm.

Denken wir dagegen an die Italiener, dann stellen sie sich unserm geistigen Auge als Arbeiter, in samtener Hose, mit einem irgendwo angebrachten roten Tuche oder nach den Gemälden in malerischem Schmutz in der Sonne liegend vor. Daß es auch viel reiche Italiener gibt, die wie wir gekleidet gehen und arbeiten, daß auch die Engländer arm und in Lumpen sein können, daran denkt das Volk kaum, denn der Eindruck von einer Nation auf eine andere ist nicht der, wie ihn nur ein mühevolles Studium ergeben kann, sondern so, wie sich die wenigen Besucher in dem ihnen fremden Lande dem Volke zeigen. Genau so geht es natürlich den Ausländern mit uns.

Der ausländische Vergnügungsreisende fällt bei uns angenehm nicht bloß deswegen auf, weil er Geld bringt, sondern auch, weil er für uns fast ausschließlich aus einer Gesellschaftsschicht zu kommen scheint, die an ein Wohlleben auch zu Hause gewöhnt ist. Der Ausländer aber, der bei uns arbeiten will, fällt, den Italiener ausgenommen, überhaupt nicht auf, und die ausländischen Studierenden schmeicheln unsrer Eitelkeit. Ganz anders der Deutsche. Seine Wißbegierde treibt alle seine Schichten überall hin, und gleichgültig, ob er in Geschäften oder zu seiner Erholung reist, und gleichgültig, ob's den anderen angenehm ist, er will die Sitten und Gebräuche besonders der Vornehmen kennen lernen. Er wohnt, speist und vergnügt sich an Plätzen, die weder seiner Vermögenslage noch seinen Gewohnheiten dauernd passen würden, und die Eingeborenen, gewohnt, sich nur in angemessener Kleidung da anzufinden, empfinden den ihrer Ansicht nach unpassend angezogenen Deutschen lästig. Der Vergleich mit andern Nationen, wovon sich die unteren Schichten niemals so vordrängen, fällt somit zu seinen Ungunsten aus, weil man beim Andern nur das Aeußere, im Deutschen aber nicht seine Wißbegierde, seinen Willen, vorwärts zu kommen, sehen kann.

Untersuchen wir nun weiter, aus welchen Farben das Bild im ausländischen Volk von den Deutschen entsteht, die im Ausland arbeiten, und das sind weitaus die meisten, so muß dies vollends zu unsern Ungunsten ausfallen. Kellner, Metzger, Bäcker, Barbiere, Dienstboten, Musiker (german bands), reisende Kaufleute und Kommis sind es, die auffällig unsre Nation im Auslande vorstellen, und so dankbar wir Deutschen diesen braven Leuten für ihr Streben sein müssen, ebenso berechtigt dürfen wir aber doch sagen: sie sind nicht unsere beste Seite. Wir sind ihnen dankbar, weil sie Kulturträger sind, vergessen wir aber nicht, wieviel mehr sie zu uns herein- als hinausgetragen haben. Weder Kultur noch Geldeswert können sie dem Auslande dafür bringen, denn beides suchen sie dort sichtlich nur gegen ihren erst erwachenden Verstand und ihren Fleiß einzutauschen.

Die Tauschmittel sind ungleich. Das, was sie geben, ist dem Gemüt des Ausländers, wie wir gesehen haben, unangenehm, er nimmt es nur widerwillig und sein Eindruck von den Deutschen ist der eines Dieners, oder doch zum mindesten eines Menschen, der von ihm etwas will und der bereit ist, für das Geld des andern etwas zu tun. Abermals kann man darum einwenden, es gehen doch nicht bloß die Deutschen hinaus, überall sind englische, holländische, russische und italienische Arbeiter. Ja, in England weicht sogar der deutsche Handwerker dem russischen und italienischen, und dennoch haßt man den Deutschen am meisten. Mit Ausnahme der Reichsdeutschen, die den Fremden sogar übertrieben hochachten und verehren, wird es kein anderes Volk der Erde geben, das den Fremden nicht störend empfindet. Damit drängt sich der hier verfolgte Gedanke in das Gebiet der Zahlen. Ohne daß wir die aber vorher ansehen, wissen wir bereits, daß der Deutsche, abgesehen von seiner Wißbegierde, andere Völker kennen zu lernen, als Kaufmann gezwungen ist, in größerer Zahl die andern Länder aufzusuchen als die übrigen Nationen, denn das Tauschmittel, womit er arbeitet, die Fertigware, erfordert, wie schon erwähnt, für ihren Vertrieb eine weit höhere Zahl von Menschen in größerer Verbreitung als der Vertrieb von Rohwaren. Wir sehen daher auch den Deutschen überall wie keine andere Nation auf der Erde verbreitet. Die folgenden Ziffern, die aus einer Arbeit des Kaiserlich Statistischen Amtes „Die Deutschen im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reich" zusammengestellt sind, führen den Beweis dieser letzten Behauptung sehr deutlich. Obwohl er sich nur auf Zahlen um das

Jahr 1900 stützen kann, verliert er doch nicht an Wert, denn wir können beruhigt annehmen, daß sich die Zahlen inzwischen nicht verringert, sondern nur vergrößert haben.

Am 1. Dezember 1900 hielten sich fremde Staatsangehörige auf in		Das sind auf 100000 Einwohner	Von 100 Fremden sind deutsche Staatsangeh. ca.
Deutschland	778737	13,8	—
Britannien	286926	6,9	20,4
Frankreich	1051907	27,5	8,0
Belgien	206061	30,8	26,0
Rußland	606500	0,5	25,0
Oesterreich-Ungarn	763449	15,0	16,8
Italien	61606	1,9	16,0
Holland	52989	10,4	40,5
Schweiz	383424	115,3	44,0

Nehmen wir daraus, wo die Zahlen es gestatten, diejenigen Fremden, die ohne Beruf von ihrer Rente leben, so stellt sich heraus, daß von 100 in Deutschland geborenen Fremden dies in Rußland 5,3, in der Schweiz 3, in Britannien dagegen nur 2,3 taten, während in Deutschland von 100 Belgiern 3,8, von den Franzosen 6, von den Russen 8 und von den Briten sogar 15, ohne Arbeit zu suchen, ihr Geld verzehrten.

Uns suchen also die Fremden verhältnismäßig mehr zu ihrem Vergnügen, wir sie mehr zur Arbeit auf, und dieses Zahlenergebnis würde dies sicher noch viel schärfer ausdrücken, wenn man die Zählung statt im Dezember 1900, als man im Winter noch nicht zum Vergnügen reiste, im Sommer vorgenommen hätte. Betrachtet man nun schon den Fremden als Fremdkörper und sucht seinen nun mehrfach erwähnten Eindruck auf das Gemüt eines Volkes in Zahlen zu messen, dann müssen wir noch die Menge der Deutschen in den einzelnen Ländern in bezug auf die Einwohnerzahl vergleichen und die Fremden in Deutschland, gesondert nach Nationen, diesem Ergebnis gegenüberstellen.

Man wird überrascht sein, die Zahl der Deutschen im europäischen Auslande nicht annähernd so groß zu finden, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, und darin könnte eine Schwäche meines Beweises gesehen werden. Aber wie fast immer beweist nicht die

Fremde Staatsangehörige in Deutschland aus:	1900	1905	1910	Auf 100000 Einw. in Deutschland			Deutsche Staatsangeh. in:	auf 100000 Einwohner
				1900	1905	1910		
England . . .	16130	17253	18319	28	28	28	49133	151
Frankreich . .	20478	20584	19140	37	34	29	90746	237
Belgien . . .	12122	12421	13455	21	20	21	53408	798
Rußland . . .	46967	106639	137697	84	176	210	151102	120
Oesterr.-Ungarn.	390964	525821	667159	700	875	1030	114384	400
Italien . . .	69738	98165	104204	122	162	162	10745	33
Holland . . .	88085	100997	144175	156	170	220	31654	620
Schweiz . . .	55494	62932	68257	99	103	104	168238	5077

tatsächliche, sondern die Verhältniszahl. Erst der Vergleich der Rubriken 5, 6, 7 mit 9 läßt den gewaltigen Unterschied fühlen. Ich sage absichtlich fühlen, weil Zahlen nicht sagen können, wie der Fremde vom Gefühl, Verstand und Gemüt im Ausland unangenehm, in Deutschland dagegen angenehm empfunden wird. Deutlicher: Hundert Engländer fühlen einen Fremden stärker als denselben hundert Deutsche.

Es fehlen ferner die Zahlen der im Ausland befindlichen deutschsprechenden Oesterreicher und Schweizer, die vom Ausländer meist als Deutsche angesehen werden.*)

Abschweifend vom Ziele meines Aufsatzes, aber doch so anregend, um nicht daran vorüber gehen zu können, ist der Vergleich der Rubriken 5, 6, 7. Man kann nämlich sagen, an Deutschlands Kultur wird heute kein Volk mehr vorüber gehen, ohne dies nachteilig zu spüren. Diejenigen der Völker, die Deutschland in steigender Zahl aufsuchen, darf man daher als die vorwärtsstrebenden, die andern als die weltabgewandten, mit ihrer Kultur sich begnügenden, nennen. Aus vielem andern als aus dem der angeführten Ziffern zeigt sich, daß England, Frankreich und Belgien rückwärts gehen oder doch zum mindesten stehen bleiben. Länder dagegen wie Italien, Holland, die Schweiz und, was nur ein Blinder nicht sieht, Rußland, schreiten geistig vorwärts. Mit dieser Behauptung deckt sich die Zunahme der Völker, die Deutschland immer mehr aufsuchen, und die, die es innerhalb 10 Jahren weniger tun, zu auffallend, als daß die Rubriken 5, 6, 7 nicht als einer ihrer Beweise gelten sollten.

*) Der engl. Staatssekretär McKenna hat nach Ausbruch des Krieges die Anzahl der Deutschen in Großbritannien mit 50633, die der Oesterreicher mit 16141 angegeben.

Da ich behaupte, das Gemüt, nicht der vom richtigen Gefühl geleitete Verstand sei es, der den Haß einen so fruchtbaren Nährboden in den andern Völkern finden läßt, muß ich einen Punkt noch berühren, und damit stelle ich wohl das höchste Anfordern an unsre Selbsterkenntnis.

„Das Auge ist des Menschen größter Feind“, sagt Nietzsche. Durch das Auge nehmen wir nur das Aeußere wahr, und da unser Gemüt leicht davon zu bewegen ist, unser Denken aber nur oberflächlich ist, können die tieferen Denker in stets sich wiederholenden Beispielen die traurige Tatsache feststellen, wie die Menschen, unbekümmert um das Recht, dies dem schönen, ihren Augen wohlgefälligen Menschen leichter zusprechen, als dem, der auf das Aeußere weniger Wert legt. Ein unschöner, geschmacklos gekleideter Mensch, mit Manieren, die dem andern zuwider sind, bedarf eines außerordentlichen Maßes an Verstand, um sich durchzusetzen. Die Mehrarbeit, die ein solcher Mensch dazu braucht, ist vergeudet. Sie könnte verwertet werden, wenn er mehr auch an seinen äußern Menschen denken würde, und es bleibt eine bedauerliche Lücke im Verstande unsers deutschen Volkes, wenn es nicht trachtet, sie auszufüllen. Unser Reichtum gestattet uns heute, ebenso die äußere Kultur unsers Körpers und unsrer Erscheinung zu pflegen wie die Völker, die uns da unstreitig noch voran sind. Wir haben zwar darin Fortschritte gemacht. Ferner stehen wir im Wettbewerb mit andern Völkern, die darin noch nicht auf unsrer Höhe sind. Aber die sieht man weniger. Sie verschwinden als Arbeiter in den Gruben und auf dem Lande, und die man als Fremde im Auslande bemerkt, sind fast nur die Reichen eines solchen Volkes, die es meisterhaft verstehen, der äußern Kultur des westlichen Europas zu huldigen.

Der Deutsche dagegen mit seinem unbändigen Drang, vorwärts zu kommen, ist für das Auge der andern zu rasch dazu gekommen, er ist im Verhältnis zu ihnen Emporkömmling und drängt als solcher nicht, wie die andern Völker, mit seinen untersten Schichten aufs Land, sondern fast nur in die Städte, zeigt sich dort überall, hat aber dabei für die Aufnahme äußrer Kultur weniger Talent als seine östlichen Nachbarn. Weiter vorn, wo die Berufe der Deutschen im Auslande besprochen wurden, sagte ich, wir zeigen dem Ausland nicht unsre beste Seite, hier muß ich ergänzen, wir lassen auch nicht unsre schönste Seite sehen. Die Masse der Völker, die nicht denkt, sondern nur mit dem Gemüt, nur nach

dem Auge urteilt, gibt aber nur der schöneren Erscheinung ihre Gunst.

Fassen wir zusammen:

Die Deutschen sind ein Volk, das bis zum letzten Mann den Willen zur Macht hat, und stehen fast nur solchen Völkern gegenüber, die teils auf mühelos erworbenen Reichtümern ausruhen wollen, in der Mehrzahl aber zufrieden wären, wenn man sie in Ruhe ließe, weil sie von den Schätzen ihres Bodens üppig leben und dazu noch anderen abgeben können.

Nun denken wir uns mal in die Lage, auch Deutschland wäre so ein Land, und die bis vor kurzem nur unserm Auge häßlich erscheinenden Japaner wären uns geistig überlegen, fleißiger als wir und nun kämen sie, überschwemmten unser Land, ließen sich nieder, verdrängten uns aus gut bezahlten Stellungen, würden unsre Vorgesetzten mit höheren Einnahmen, errichteten bei uns eigene Geschäfte und Fabriken, die immer mehr wüchsen, brächten Waren billiger und besser auf den Markt als wir — und unser Volk wachte auf und möchte auch reich werden, und unsre Reichen, die vordem ein behagliches, ungestörtes Dasein führen konnten, müßten arbeiten und sich anstrengen, um ihre Rente auf gleicher Höhe zu halten. — Ja, würden wir da — zwar ganz gegen den Verstand — nicht auch unser Gemüt verletzt fühlen und unseren Haß auflodern lassen? — Wir wären Toren, wenn wir uns wunderten, daß unsre Nachbarn mit ihren zugänglicheren, leichter beweglichen Gemütern ihren geringeren Verstand ersticken! Darum bleibt uns nur übrig, zu untersuchen, ob wir im Rechte sind.

Mag sein, sagen unsere Gelehrten, daß wir mit unsern Fehlern, unsern Waren und der Art, wie wir sie vertreiben müssen, die Gemüter der andern verletzen. Aber das sind doch nur wenige der Unsern, hinter ihnen steht doch ein Volk mit der höchsten Geisteskultur. Ward je ein solches gesehen, das in der Wissenschaft zu führen verstand, wie das der Deutschen? Haben daher die Völker anderer Länder ein Recht, mitzutun, uns und unsre Kultur zertreten zu wollen? — Reichte der Verstand unsrer Nachbarn so weit, um unsre schwer zugängliche, weil nicht an der Oberfläche liegende Kultur zu erfassen, wäre heute kein Krieg.

Die Kraft unsrer Kultur versiegt bereits an den Grenzen unsers Landes. Sie wirkt auf die Nachbarvölker nicht, denn die haben keine Ahnung von ihr. Die Gelehrten unter unsern Feinden schätzen sie gewiß. Aber auch da halten nur die wenigsten der

Wahrheit stand und gehen sogar dem Volk voran, wenn es die Politik für gut befindet, uns Barbaren zu nennen. Sollen die verhältnismäßig ungebildeten Völker unsrer Feinde den Kopf klar behalten, wenn ihn die Führer verloren haben? Im Volk der andern ist deshalb kein Glaube an eine uns eigene Kultur, weil es sie nicht sehen kann. Die unsre ist nicht mit dem Auge, sondern nur mit dem Verstande zu erfassen. Der Franzose, eingenommen von seiner eigenen, geht nur wenig hinaus, und der Engländer sieht da nichts. Gleichgültig, ob er in den Tropen lebt oder dem Nordpol zustrebt, um 5 Uhr muß er seinen Tee haben. Abgeschlossen von allen andern Nationen, bummelt er über die Erde, errichtet sich aber stets in der Fremde ein Stück Heimat und sorgt in erster Linie für Tennis- und Fußball-Plätze. Was schön ist, zeigt ihm Cook. Er findet die Sixtinische Madonna, den Mailänder Dom und den Parsifal very nice, nicht, weil er es so empfindet, sondern weil es ihm so gesagt wird. Die Kultur eines Volkes, sofern sie sich in etwas anderem als in bequemen Einrichtungen eines Hotels geltend machen will, kennen zu lernen, erfordert den Verstand und viel Mühe und das Beherrschen der Landessprache.

Die haben und suchen unsre westlichen Nachbarn nicht in dem Maße, daß wir von ihrem Volke Erkenntnisse unsrer Kultur, geschweige denn Achtung oder gar Liebe zu ihr erwarten dürfen. Eine vielversprechende Ausnahme bilden da die Russen, mit ihrem bewundernswerten Talent für fremde Sprachen und ihrer Lust, zu denken und zu grübeln; nur sind derer, die daran Freude haben, im Verhältnis zu ihren noch in den Uranfängen stehenden Massen zu wenig, als daß ein Einfluß irgendwie bestimmend für die ganze Nation sein könnte.

Wie ganz verschieden arbeitet auch da die Gründlichkeit und die Lust zur Mühe bei uns. Wir erlernen die Sprachen, übersetzen die Literatur des Auslandes, verbreiten sie in billigen Ausgaben; mit Herz und Sinn lesen wir Shakespeare, Byron, Voltaire, Dostojewsky. Wir pflegen die Musik, unbekümmert, welche Nation sie bringt, und kaufen die Kunstwerke vom Ausland, sobald wir sie besser als die unsern finden. Statt daß uns das wenigstens die Achtung der anderen erränge, ist eher das Gegenteil der Fall. Das, was sie in unsrer Kultur sehen, erkennen sie nicht mit Unrecht als Nachahmung, und unsre eben nur durch dieses Studium erweckte, aber oft aufdringlich gezeigte Liebe für ihre Kulturgüter läßt bei der Eitelkeit der einen und dem Hochmut und der Unwissenheit der

andern nur den Gedanken aufkommen, wir selbst müßten keine eigene, jedenfalls keine bessere Kultur haben, denn sonst könnten wir die ihre nicht gar so bewundern.

Zu dieser berechtigten Liebe tritt nun höchst überflüssig die einzigartige Vorliebe des Reichsdeutschen für alles Fremde. Wenn diese Schwäche auch der deutsche Kaufmann dadurch auszunutzen versteht, daß er seine Waren unter **English Club, Modes et Robes, Chic Parisien, Piccadilly** und wie die Lockworte alle heißen, verkauft, sieht der Ausländer darin nicht den geschickten Angriff auf eine Lücke des Verstandes der Deutschen, sondern nur eine weitere Huldigung für seine Kultur.

Neid kann also auch die deutsche Kultur in unsern Nachbarn so lange nicht hervorbringen, als diese ihre für wertvoller halten.

Nur einer der mächtigsten Zweige unsrer Kultur, so sollte man meinen, müßte davon eine Ausnahme machen. Es ist dies unsre technische Wissenschaft. Sie fällt doch ins Auge, Verstand und Mühe, sie zu fühlen, ist nicht nötig. Kann man aber schon feststellen, daß den andern Völkern unsre Kultur gleichgültig ist, so stellt sich bei der näheren Ansicht der technischen Wissenschaft gar noch heraus, daß gerade sie es ist, die das Gemüt der andern Völker drückt, und dies, trotzdem ihnen doch der Verstand die Vorteile zeigen könnte, die allen Menschen durch diese deutsche Wissenschaft in so hohem Maße zugute kommen.

Sehen wir zu, wie sie wirkt:

Leben da Tausende von Menschen vom Bau und Verkauf des natürlichen Indigo, sorglos und den Markt beherrschend, da kommt die deutsche Wissenschaft und zeigt, wie er in unbegrenzter Fülle künstlich viel besser hergestellt werden kann. Millionen sind angelegt in Zuckerplantagen, die deutsche Erfindung des Rübenzuckers und des Sacharins wirft alle Berechnungen ruhigen Genusses über den Haufen. Butter, Kaffee und noch viele der Genußmittel könnten Quellen bequemen Reichtums werden, aber die Deutschen geben keine Ruhe, bis sie nicht mit billigeren Ersatzmitteln, wie Margarine, das Volk vom Naturprodukt abtreiben und die Preise dafür in angemessenen Grenzen halten. Die Dampfmaschine, eine englische Erfindung, ließ sich der billigen englischen Kohlen wegen so bequem von jedem tüchtigen Mechaniker bauen, die Deutschen quälten sich mit der Wärme-Theorie ab und vervollkommneten die Maschine so, daß heute der Engländer kaum mehr mit kann. Die Franzosen durften lange eitel darauf sein, in ihren Autos und Flugzeugen

einen unerreichbaren Vorsprung zu sehen; unsre der Praxis meist gründlich nachgehende Theorie hat auch ihn eingeholt.

Die, die von unserer geistigen Kultur berührt werden, schätzen sie nicht, wie sie sollten, als den Fortschritt für die Menschheit ein, der unaufhaltsam einem Ziele zustrebt, sondern sie sehen zunächst nur die Gefahr, die ihnen persönlich daraus droht, und das Unbequeme, ständig umlernen zu müssen. Zwar sind das die wenigeren im Volke und ihr großer Haß nimmt nur geringen Anteil am Haß der Völker — aber er wirkt fast ohne jede Gegenkraft, denn der Gelehrten und der Verständigen unter unsern Feinden, die unsrer teilweise die verdiente Hochachtung zollen, sind auch da zu wenige. Die Millionen Menschen hingegen, denen alle diese deutschen Erfindungen das Leben verbilligen und demnach genußfähiger machen, nehmen sie wohl auf — der deutschen Kultur dafür aber zu danken, liegt noch außerhalb ihres Verständnisses.

Unsere Kultur ist somit nicht, wie die äußere der Engländer und Franzosen, eine Stütze, an der sich die Achtung und Liebe der andern Völker emporrankt, sondern wir müssen zurzeit, noch gefesselt von der Macht des Gemütes, sogar die Hoffnung aufgeben, unsrer Kultur wegen verminderten Haß zu erwecken.

Prüfen wir nun die geschilderten Eindrücke auf den Sinn der andern Völker nach Recht und Unrecht, dann bleibt als Unrecht nur die falsche Ansicht übrig, die die Mehrzahl unsrer Kaufleute über das Wesen des Warentausches hat; für sie liegt es in dem Streben den andern im geschäftlichen Verkehr möglichst jeden Gewinn abzuschneiden. Unsre Fertigwaren dagegen, ihre Billigkeit und Güte, der Zwang, sie durch eine große Anzahl Deutscher überall vertreiben zu müssen, unser Fleiß, unser Streben, vorwärts zu kommen und die den Völkern bewußt werdenden Kräfte unsrer geistigen Kultur lassen es zwar verstehen, wenn sie im fremden Gemüt Haß erregen, dem aber ein gesunder, vom richtigen Gefühl geleiteter Verstand jede Berechtigung versagen muß. Liebe und Haß, Ehrgeiz, Eitelkeit und Hochmut, Rachsucht, Neid und Habgier, ja selbst die Dankbarkeit sind Eigenschaften, die nicht nur den Blick trüben, sondern auch von einem unveränderlichen Bild immer wechselnde Ansichten geben. Es kann daher auch keine Frage sein, ob dem Recht das Gemüt oder der Verstand als Unterlage dienen muß, denn der beste Wegweiser zur Wahrheit ist der reine, vom rechten Gefühl geleitete Verstand. Wir müssen daher unser Gemüt da unterdrücken, wo der Haß gegen den einzelnen unsrer

Feinde aufkommen will, und unsern Verstand oben behalten, damit uns der heilige Zorn gegen die Politik unsrer Feinde erhalten bleibt.

Getragen von unserm Gefühl nach gleichem Recht für alle, finden wir Menschen es anscheinend widerspruchsvoll vermischt mit der Sucht jedes einzelnen nach seinem größten Vorteil und darin die Tragik und Ursache unsers Kampfes ums Dasein. Wohin wir uns auch wenden mögen, wir fühlen stets nur Kräfte walten, die zum Ausgleich drängen und im Gleichgewicht zur Ruhe kommen wollen. Der Unwissende will wissend werden, der Niederstehende will emporkommen. Diesem Naturgesetz sich widersetzen, seinen Gang hemmen wollen, tritt in die Erscheinung als Mangel an Verstand, als absichtliches Halten in der Finsternis auf der einen und als Stehenbleiben oder Rückwärtsschreiten auf der andern Seite einer todbringenden Gleichgewichtslage. Nur wenn beide Seiten immer vorwärts schreiten, wird sie nicht erreicht und im Kampf darum beide Seiten geistig erhoben. Nur so kann sich das geistige und wirtschaftliche Leben erhalten.

Wie allem Lebenden Triebe gegeben sind, es zu erhalten, haben wir Menschen dazu das Streben nach Glück geerbt, um unsern Geist zu heben; ohne uns je einig zu werden, was Glück ist. Ein Teil sieht es in der Behaglichkeit oder im Ausruhen auf dem Besitz, kurz in der Zufriedenheit, der andere nimmt dies als Ziel im Vorwärtsschreiten, und nur ganz wenige suchen es im Idealen. Der erste Teil will beharren, der andere zum Ausgleich drängen, und damit ist ihm das größere Recht zugesprochen, so sehr sich auch das Gemüt dagegen sträuben mag und den Unzufriedenen haßt. „Ich liege und besitze; — laß mich schlafen“ sagt der Drache, den Jung-Siegfried darum niedersticht. Nun erscheint uns freilich Siegfried schöner, wenn er mit dem Schwerte, als wenn er mit dem Musterkoffer kommt, weil er aber nur vom Warenaustausch leben kann, muß er mit dem Schwerte den zwingen können, der ihm verwehren will, Rohwaren zu kaufen und Fertigwaren dagegen einzutauschen, und er muß es auch dann tun, wenn ihm das Erzeugen und Vertreiben seiner Waren gegen die Gesetze der Natur, das heißt gegen die beste Ausbeute erschwert oder gefährdet wird. Nicht aber das Schwert erhält den Austausch an Waren unmittelbar im Gange, sondern nur die Ware allein.

Damit bricht der Qualitätsgedanke in den Kreis unsers Betrachtens. Siegen kann im Handelskrieg immer nur die Ware, die die größeren Vorteile bringt. Das Schwert kann wohl Länder

mit Rohstoffen erobern, nie aber den Verstand, die Rohstoffe zu Fertigwaren nach diesem Gesetz umzuwandeln. Blind schlägt es Leute tot, die vielleicht gerade berufen gewesen wären, uns darin zu fördern, den Verlust trägt aber nicht eine Nation, sondern die Menschheit. Es darf deshalb nur gezogen werden, wenn es ein Naturgesetz verbreiten oder behaupten will, es dagegen zu ziehen, ist Wahnsinn. Daß dieser Wahnsinn die Menschen beherrschen kann, zeigt uns die Politik Englands gegen Deutschland. Solange ein Staat nicht die Sicherheit hat, daß sein geistiges Vorwärtsschreiten, das Erzeugen, Verbessern und Vertreiben der Waren nach dem Gesetz vom beiderseitigen größten Vorteil kein andrer unterbinden oder erschweren kann, solange wird und muß jener Staat rüsten, um mit der Macht seiner Waffen das Naturgesetz zu behaupten.

Die Welt gehört allen Menschen. Seinen idealen, uns von der Natur gesteckten Zielen strebt Deutschlands vom kategorischen Imperativ geleitete Politik zu. Die Welt nur einer Nation erobern zu wollen — Spanien und Frankreich scheiterten bereits daran — ist Englands Fehler, an dem es zugrunde geht, so glänzend sich auch seine Macht und sein Reichtum zeigen mag.

Erkennen wir in der Politik den Ausdruck des Gesamtwillens eines Volkes — er ist es in Deutschland weit mehr als in allen andern Ländern —, vergleichen wir dann die Politik Deutschlands mit der der Engländer und diese beiden mit dem Tun und Handeln der einzelnen Engländer und Deutschen, so fällt uns ein merkwürdiger, stark zum Gleichgewicht drängender Unterschied auf: Während Deutschlands äußere Politik stets nur gleiche Rechte für alle will, ist die der Engländer, unbekümmert um das Recht andrer Nationen, nur für das eigene bedacht; es durchzusetzen, scheut sie kein Mittel, mag es noch so verwerflich, ja sogar selbstmörderisch sein. Befangen in dem Irrtum, weit über allen Nationen zu stehen, hat die englische Politik für das Streben andrer nach gleichem Recht gar kein Verständnis. Nicht so der einzelne Engländer gegen seine Mitmenschen; da hat er, wenn er sich und sein Land nicht angegriffen wähnt, das richtige Gefühl in allem, was er treibt, bewußt oder unbewußt, weit mehr im Sinne Kants zu handeln als der Deutsche. Der überläßt Kant zu befolgen seinem Staate. Danach aber nun auch das eigene Handeln einzurichten, fällt ihm fast nie ein. Der deutsche Kaufmann befindet sich noch in dem irrigen Gefühl, seine Geschäfte brächten ihm dann weniger Gewinn.

Ich habe die Ursachen untersucht, die die Völker, nicht die die Regierungen zum Haß und Krieg gegen uns entflammen konnten: mit einer Ausnahme stellten sie sich als gegen den Verstand gerichtete Gemütsbewegungen heraus. Was hier bloßgelegt wurde, ist nur ein Teil der Kräfte, die zum Weltkriege führten. Da es aber jener Teil ist, der über den Frieden hinaus noch lange in den Völkern fortwirkt, müssen wir uns klar werden: Die Kräfte sind so lange gegen uns gerichtet, so lange der Verstand der feindlichen Völker das auch für sie Notwendige unsers Handelns nicht einzusehen vermag. Und weil wir Ingenieure und Kaufleute dazu berufen sind, mit diesen Völkern persönlich die Arbeit wieder aufzunehmen, ist es auch der Teil, der uns nach unsrer nationalen Aufgabe am nächsten angeht.

Die Ursachen zum Haß der Völker gegen die Deutschen zu ergründen, lediglich um sich mit dem Ergebnis zu begnügen, kann für uns Ingenieure und Kaufleute nicht der Zweck dieser Arbeit sein. Der Zweck ist der: zu finden, wie wir unser Verhalten einzurichten haben, um den notwendigen Verkehr und Warenaustausch mit den uns heute hassenden Völkern nach dem Gesetz der höchsten Wirkung bei geringstem Arbeitsaufwand durchzuführen.

Der Haß als eine dies Gesetz hemmende Eigenschaft muß ausgerodet werden, gleichgültig, in welchem Gebiete seine Wurzeln saugen. Mit welchen Mitteln das aber erreicht werden kann, hängt allein von der Lage dieses Gebietes ab. Wäre nämlich das — was ich bestreite — heute in Deutschland aber allgemein behauptet und beifällig geglaubt wird — richtig, nämlich, daß in den uns feindlichen Völkern die Wurzeln des Hasses *vorwiegend* im Neid, der Eifersucht oder dieser verwandten Eigenschaften zu suchen seien, dann müßte unbestreitbar unsre Arbeit, sie auszuroden, genau im Gegensatz zu der sein, die wir aufzuwenden haben, wenn wir uns klar werden: Jener Haß wurzelt *überwiegend* in der geringeren Kenntnis der andern über uns, in ihrem Mangel und der Unlust, so tief wie wir zu denken, in ihrem Geringschätzen und Mißachten der Deutschen. Im ersten Falle würden die Meisten hinneigen, unsre Größe, um die wir uns beneidet glauben — zu *verbergen*, im letzten — müßten wir sie *zeigen*.

Können wir dies zur richtigen Zeit und mit dem nötigen Takt tun, sind wir auf dem rechten Wege; andernfalls gehen wir irre, und darum sind nach dem Erforschen der wahren Ursachen des Hasses, dem die höchste Bedeutung beizumessen: sich auch danach zu richten.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

John Lockes Reasonableness of Christianity (Vernünftigkeit des biblischen Christentums). Uebersetzt von C. Winkler, mit einer Einleitung herausgegeben von Leopold Zscharnack. Gießen, Töpelmann, 1914. LXVI u. 140 S. gr 8°.

Endlich ist dieses Büchlein herausgekommen, auf das wir drei Jahre gewartet haben. Es ist nicht die Schuld des Uebersetzers; denn die Uebersetzung war seit drei Jahren fertig. Das Hemmnis lag vielmehr bei dem Herausgeber, der erst jetzt dazu gekommen ist, das Ganze durchzusehen und die Einleitung dazu zu schreiben. Aber auch so ist das Schriftchen willkommen; ein neues wichtiges Quellenwerk zur Geschichte der religiösen Aufklärungsbewegung in England ist uns damit in die Hand gegeben.

Der scharfsinnige Kritiker des menschlichen Verstandes, als welcher Locke für immer einen Ehrenplatz in der Geschichte der neueren Philosophie behaupten wird, war bekanntlich viel mehr als ein bloßer Erkenntnistheoretiker. Er hat sich mit pädagogischen, politischen und religiösen Problemen eingehend beschäftigt und gerade als Religionsphilosoph eine Wirkung gehabt, die seinen erkenntnistheoretischen Leistungen mindestens ebenbürtig zur Seite steht. Das Büchlein, von dem diese Wirkung in erster Linie ausgegangen ist, liegt hier in deutscher Uebersetzung vor. Es ist die Abhandlung über die Vernünftigkeit des biblischen Christentums vom Jahre 1695. Nicht ein Kompendium der rationalen Theologie, wie man nach dem Titel erwartet, sondern ein energischer und dezidierter Versuch, das Wesen des Christentums, unter Anerkennung seines Offenbarungscharakters, mit ausschließlicher Benutzung der Evangelien und Verzicht auf alle dogmengeschichtliche Gelehrsamkeit auf seinen einfachsten Ausdruck zu bringen und es in dieser Einfachheit als innerlich befriedigend und sinnvoll zu erweisen. Es handelt sich also nicht darum, das geschichtliche Christentum in ein System von rationalen Vernunftwahrheiten umzuschmelzen, sondern darum, den historisch bezeugten Kern des Christentums unter Abstreifung alles Nebensächlichen zu ermitteln und in seiner inneren Gesundheit darzutun. Man trifft daher die Absicht des Werkes genauer, wenn man statt „Ver-

nünftigkeit des Christentums" sagt: „Die Sinngemäßheit des Christentums", oder auch: „Die Zweckmäßigkeit des biblischen Christentums". Denn um den Nachweis dieser Zweckmäßigkeit dreht sich in der Tat die ganze Untersuchung. Es wird gezeigt, daß die beiden wesentlichen Forderungen des Evangeliums, Glauben und Buße, in einem innerlich überzeugenden Verhältnis zu seinem Endzweck, der universalen Erzeugung des Gottesbewußtseins und der Gotteskindschaft auf Erden, stehen, und daß es Gott anstand, diesen Endzweck, der einer Rechtfertigung nicht weiter bedarf, wegen seiner Wichtigkeit mit den außerordentlichen Mitteln der Offenbarung zu fördern.

Das Wesen des Christentums bestimmt sich nach Locke durch die Eigenart des von den Evangelien geforderten Glaubens. Dieser Glaube ist nicht Glaube an das Gottmenschheitsdogma, sondern Glaube an Jesu Messianität. Christ sein heißt glauben, daß Jesus der geistige Messias der Menschheit gewesen ist. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Das Selbstbewußtsein Jesu ist das Messiasbewußtsein gewesen, und der Glaube der Jünger an seine Person der Glaube an seine Messianität. Im Verlauf dieser Konstruktion ist Locke zum erstenmal auf jenen merkwürdigen Tatbestand aufmerksam geworden, den man heute als das Messiasproblem bezeichnet und der darin besteht, daß Jesus nach einer großen Reihe evangelischer Zeugnisse sein Messiasbewußtsein als ein Geheimnis behandelt, von dem die Welt nichts erfahren dürfe. Locke setzt sich sehr ernstlich mit diesem Problem auseinander. „Man wird meinen", sagt er, „diese Zurückhaltung erwecke den Anschein, als ob Jesus den Wunsch gehabt habe, verborgen zu bleiben und sich der Welt nicht als Messias bekannt zu geben, auch nicht als solcher zum Gegenstand des Glaubens gemacht zu werden. Wir werden jedoch anderer Meinung werden und zu dem Schluß gelangen, daß dies sein Verhalten göttlicher Weisheit entsprach und zu einer umfassenderen Offenbarung und Bezeugung seiner Messianität geeignet war, wenn wir folgendes berücksichtigen: Jesus mußte die geweissagte Zeit seines Berufswirkens ausfüllen; er sollte nach einem Leben, das durch Wunder und gute Werke verherrlicht war . . ., widerstandslos ans Kreuz geschlagen werden, obwohl weder Schuld noch Fehler an ihm zu finden war. Dies alles wäre undurchführbar gewesen, wenn Jesus gleich beim Beginn seines öffentlichen Auftretens und seiner Predigt sich als den Messias bekannt hätte, d. i. als König, der den unmittelbar bevorstehenden Anbruch seines Reiches verkündigte". Die sorgfältige Verhüllung seines Messiasbewußtseins rechtfertigt sich hiermit als eine besonnene, zur Durchführung seiner religiösen Mission unerläßliche Vorsichtsmaßregel.

Das in dem Glauben an Jesu Messianität enthaltene Vertrauen zu seiner Person zieht nun als unmittelbare Konsequenz den Glauben an sein Evangelium nach sich. Der Inhalt dieses Evangeliums besteht aus fünf Hauptstücken (ähnlich wie bei Herbert von Cherbury der Inhalt der Vernunftreligion). Diese fünf Hauptstücke sind: 1. Der universale Mono-

theismus. 2. Ein tugendhaftes Leben. (Dies der eigentliche Sinn der Buße, die die Wendung des Willens zur Tugend bedeutet.) 3. Ein vergeistigter Gottesdienst. 4. Der Unsterblichkeitsglaube. 5. Die Zusage des göttlichen Beistandes im Streben nach sittlicher Vollkommenheit.

Diese fünf Stücke entsprechen nun freilich ganz und durchaus den Ueberzeugungen der sich selbst überlassenen religiösen Vernunft. Dennoch sind sie geoffenbart. Warum? Nach Locke darf man die Antwort auf diese Frage ruhig der göttlichen Weisheit anheimstellen. Wenn eine Offenbarung nicht unbedingt nötig war, so ist sie doch mindestens für die religiöse Menschheit im höchsten Grade nützlich gewesen; und anstatt mit Gott über die Nachteile zu rechten, die einer geschichtlichen Offenbarung anhaften mögen, sollte man ihm lieber danken für diesen Ausdruck seiner Güte, die der menschlichen Schwäche auch da noch zu Hilfe kommt, wo die menschliche Vernunft sich, streng genommen, selber hätte helfen sollen. Gedanken, in denen Troeltsch mit Recht eine Antizipation der Lessingschen Offenbarungstheorie erblickt hat.

Gewirkt haben besonders diese religionsphilosophischen Ideen, obwohl sie nur einen Anhang bilden und ziemlich skizzenhaft hingeworfen sind. Das Zeitalter las aus der Lockeschen Programmschrift die materielle Kongruenz des Christentums mit den Hauptsätzen der Vernunftreligion heraus und schloß aus dieser Kongruenz gegen den Offenbarungscharakter des Christentums, während Locke die Kongruenz ausdrücklich unter Festhaltung des Offenbarungsprinzips betont hatte. Hieraus erklärt sich der eigentümliche Abstand zwischen den Absichten Lockes und den Wirkungen seiner Schrift. Er wollte den rationellen Charakter des Christentums als einer Offenbarungsreligion ans Licht stellen und bewirkte vielmehr eine Rationalisierung des Christentums, die das Offenbarungsprinzip erdrückte. Er schloß aus der tatsächlichen Ohnmacht der Vernunft auf die Zweckmäßigkeit einer Offenbarung; seine Leser — Voltaire voran — schlossen aus der grundsätzlichen Fähigkeit der menschlichen Vernunft, sich in religiösen Dingen selbst zu belehren, die Locke nicht nur nicht bestritten, sondern ausdrücklich angerufen hatte und anrufen mußte, um ein festes Prinzip für die Beurteilung des Offenbarungs*inhaltes* zu gewinnen und die in dem Begriff der geschichtlichen Offenbarung liegenden Schwierigkeiteu zu beheben, auf die Unzweckmäßigkeit des Offenbarungsprinzips. So ist die Schrift, die bestimmt sein sollte, den religiösen Supranaturalismus — pädagogisch, nicht dogmatisch — zu rechtfertigen, wider den Willen ihres Urhebers das Lehrbuch des kontinentalen, insbesondere des französischen Deismus Voltairescher Observanz geworden. Der Grund für diese bedeutsame Verschiebung liegt, um es noch einmal kurz zu sagen, in der von Locke selbst unternommenen materiellen Gleichsetzung von Christentum und Vernunftreligion.

Die Uebersetzung ist sehr geschickt: treu, ohne pedantisch, verständlich, ohne „bequem" zu sein. Ein schönes Seitenstück zu der Arbeit, die der

Verfasser in der neuen Verdeutschung des Essay in der Philosophischen Bibliothek geleistet hat.

Der Herausgeber hat eine sehr ausführliche Einleitung vorangeschickt, die niemand ohne Gewinn lesen wird. Dennoch habe ich grundsätzliche Bedenken gegen diese Art von Einleitungen. Sie geben für den Anfang zu viel und für den Abschluß zu wenig. Eine Einleitung soll kurz sein und Gesichtspunkte angeben, aber nicht selbst Untersuchungen anstellen. Die Untersuchung gehört in die Zeitschrift oder auch in die Monographie. Wozu den Umfang und Kreis eines Quellenbuches so überflüssigerweise belasten? Wenn schon mehr geboten werden soll, dann lieber doch neben der Uebersetzung das Original. Der Wunsch, an besonders wichtigen Stellen das Bild des Urtextes vor Augen zu haben, ist sicherlich nicht der schlechteste Wunsch, den eine gute Uebersetzung hervorrufen wird.

Berlin. Heinrich Scholz.

J. Winkelmann, Die Offenbarung. Dogmatische Studien. Gütersloh, Bertelsmann 1913. 508 Seiten. Groß 8⁰.

Das Offenbarungsproblem hat trotz seiner Wichtigkeit bisher keine monographische Behandlung gefunden, die dem Ideal einer wissenschaftlichen Durchdringung des Gegenstandes in historischer und systematischer Beziehung auch nur einigermaßen entspräche. Die beste historische Verarbeitung des Materials hat David Friedrich Strauß im ersten Bande seiner „Glaubenslehre" 1840 geliefert. Sie ist als Ganzes noch heute unübertroffen; aber sie steht so völlig im Dienste der bekannten Straußischen Auflösungstendenzen, daß schon aus diesem Grunde ein positives Gegenstück zur Korrektur und Kontrolle sehr zu wünschen wäre. Der Verfasser eines solchen Werkes müßte freilich mindestens den Umblick und Scharfsinn des großen Tübinger Kritikers besitzen. Er dürfte an keiner der Schwierigkeiten, die Strauß so nachdrücklich aufgezeigt hat, mit bloßen Versicherungen des Gegenteils vorübergehen. Er müßte das moderne Bewußtsein so ernst nehmen, wie es überhaupt genommen werden kann, und müßte eine Theorie der Offenbarung liefern, die als das Muster einer produktiven Kritik — nicht etwa nur einer Apologie — der religiösen Urteilskraft bezeichnet werden könnte. Wahrscheinlich wird dazu ein tieferes Eindringen in die Substanz des religiösen Bewußtseins gehören, als es bei Strauß zu finden ist. Etwas weniger Rationalismus und etwas mehr metaphysischer Sinn. Etwas weniger Begriffsenge und etwas mehr Anschauung. Aber Begriffe müssen gewonnen werden, und die hellsten werden uns die liebsten sein.

Das vorliegende Buch erhebt nicht den Anspruch, so hochgespannte Wünsche zu erfüllen. Weder in historischer, noch in systematischer Hinsicht. Wenn man das Inhaltsverzeichnis überblickt, denkt man zunächst an eine

dogmengeschichtliche Monographie. Aber davon ist nicht die Rede. Dazu ist das Feld der Betrachtung viel zu begrenzt. Die Darstellung bricht bei Lessing ab. Auch sind innerhalb des Darstellungsganges erhebliche Lücken zu beobachten, Lücken, die unbegreiflich wären, wenn der Verfasser an eine dogmengeschichtliche Monographie gedacht hätte.

Er hat etwas anderes mit seinem Buche beabsichtigt. „Nicht etwa eine mehr oder weniger ausführliche dogmengeschichtliche Monographie liegt auf unserem Wege als Aufgabe, vielmehr soll nur an den Hauptträgern die Bewegung des Problems im Ganzen studiert werden. Indem wir durch die Fragen, die da auftauchen, uns zum Suchen rechter Antwort und durch die gegebenen Antworten uns zu rechter Fragestellung anleiten lassen, werden die Vorgänger uns in die Tiefe der Sache hineinleiten, wird das Denken mit ihnen und über sie die eigene Arbeit vorbereiten."

Also eine Anleitung zum Selbstdenken über das Offenbarungsproblem auf frei bestimmter geschichtlicher Grundlage will die vorliegende Arbeit sein, und als solche verdient sie, gelobt zu werden. Der Verfasser gleicht einem Manne, der mit vielseitig gebildetem Kunstsinn durch eine reiche Gemäldegalerie hindurchgeht und die Eindrücke, die er auf seinem Gange empfangen hat, mit eigenen Reflexionen vermehrt, in schlichter Darstellung wiedergibt. Wer auch aus solchen Arbeiten lernen kann, wird gern zu dem vorliegenden Werke greifen. Das pietätvolle Auge des Verfassers hat zwar nichts eigentlich Neues gesehen; aber die Mühe, die er sich gibt, den verschiedenartigsten Standpunkten innerlich gerecht zu werden, hat etwas Wohltuendes und Gewinnendes. Die Darstellung ist frisch und objektiv. Gröbere Versehen, wie die Bezeichnung Lockes als des Heros des Empirismus, gehören zu den Seltenheiten. Die begleitenden Urteile sind fast immer besonnen und an mehreren Stellen, namentlich bei Lessing, wirkliche Korrekturen. So hat der Verfasser unzweifelhaft recht, wenn er gegen Lessing bemerkt: Der Besitz der Wahrheit macht ruhig, aber nicht träge und stolz, wie Lessing hinzufügt. Diese Folge **kann** eintreten und trifft tatsächlich zu bei denen, die „so gänzlich recht zu haben meinen", daß ihnen jede Abweichung auf religiösem Gebiet, jede persönliche religiöse Differenz, im Zerrspiegel des Willens zum Unglauben erscheint. Aber sie sind zur Diskussion gar nicht eingeladen, am wenigsten zu einer Diskussion, auf der man sich ernstlich mit Lessing beschäftigt. Dieser große Wahrheitssucher kommt überhaupt nur für diejenigen in Frage, die im Besitz nicht satt geworden, sondern hungrig geblieben sind, aber gegen Lessing behaupten, daß ein Suchen ohne die Hoffnung des Findens nicht das ernsteste Suchen ist, und daß der formale Wert des Suchens durch das Glück des Findens zwar nicht erhöht, aber noch weniger beeinträchtigt wird. Dagegen wird die substantielle Bedeutung des Suchens allerdings durch den Ertrag des Gefundenen entscheidend bestimmt, und in der Religion handelt es sich freilich um solch ein substantielles Suchen, nicht nur um eine geistige Gymnastik, die, so heilsam sie immer auch sein mag, doch darum nicht auf-

hört. Gymnastik zu sein. Auch müßte der erst gefunden werden, der zeigen könnte, daß das Glück des Findens den Ernst des Suchens lahmlegen müsse. Das **kann** geschehen, geschieht auch wohl oft; aber daß es geschehen **muß**, ist „im geringsten nicht" erwiesen. Und Lessings ritterlicher Geist würde diese Antwort in dieser Form sicherlich respektiert haben, er, der gewohnt war, den Gegner überall in seinen stärksten Stellungen aufzusuchen und ihn nur dann für besiegt zu erklären, wenn er in diesen geworfen war.

Bemerkungen von ähnlichem Gehalt sind durch das ganze Buch verstreut. Sie sind nicht immer von gleicher Güte. So wird es ganz anderer Diskussionen bedürfen, als der Verfasser sie angestellt hat, um Lessings Satz von den zufälligen Geschichtswahrheiten, die niemals ein Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten werden können, wirklich aus den Angeln zu heben. Ich glaube dazu imstande zu sein; doch würde das eine Abhandlung ergeben, die ich hier unmöglich einrücken kann. Nur soviel mag angedeutet sein, daß der Lessingsche Satz in dieser Formulierung völlig unangreifbar ist, daß er so aber das Problem gar nicht trifft, und daß man ihn, um das Problem zu treffen, erst gehörig umformulieren muß. Die Sache wird dadurch nicht etwa erleichtert, sondern im Gegenteil erschwert, aber auf eine Weise, die einen Zusammenbruch der Lessingschen Stellung keineswegs als ausgeschlossen erscheinen läßt.

Der Verfasser ist so zu Werke gegangen, daß er nacheinander die Orthodoxie (Johann Gerhard), den englischen Deismus (von Herbert v. Cherbury bis zu David Hume), dann Semler — auf mehr als hundert Seiten, viel zu ausführlich für dieses kleine Talent! — dann, in etwa gleichem Umfange, Lessing und — Bengel zur Darstellung bringt. Mit welchem Recht sich dieser letzte seine hundert Seiten verdient hat, ist mir gleichfalls nicht klar geworden. Aber er steht der persönlichen Anschauung des Verfassers mit seinem warmherzigen Biblizismus besonders nahe, und wir erinnern noch einmal daran, daß dieses Werk keine dogmengeschichtliche Arbeit im strengen Sinne des Wortes sein will.

Gleichwohl vermißt man auch dann noch manchen, der entschieden zu den „Hauptträgern der Bewegung" gehört. So den Philosophen des theologisch-politischen Traktats, dessen Analyse und Kritik des Offenbarungsbewußtseins dichter an die Gegenwart heranführt, als die ganze Arbeit des englischen Deismus. So Leibniz mit seinem höchst bedeutenden Discours de la conformité de la foi avec la raison, dieser das deutsche 18. Jahrhundert bis zu Lessing beherrschenden philosophischen Apologie des Offenbarungsbewußtseins. Endlich Reimarus, den Wolfenbütteler Fragmentisten, ohne den doch Lessing eigentlich gar nicht zu verstehen ist. Auch Goeze hätte zur tieferen Erfassung des Lessingschen Standpunktes herangezogen werden müssen. Daß das neunzehnte Jahrhundert überhaupt nicht berück-[illegible] wird und der historische Gang gerade da abbricht, wo die für die

heutige Lage entscheidende Problematik des deutschen Idealismus beginnt, sei nur nebenbei bemerkt.

Verweilt man indessen bei dem Geleisteten, so wird man diese Arbeit in ihren Grenzen als eine ansehnliche Leistung bezeichnen dürfen. Zum mindesten hat sie das Verdienst, sich um ein Problem bemüht zu haben, das bei aller Kompliziertheit nicht aufhören wird, des Schweißes der Edlen wert zu sein.

Berlin. Heinrich Scholz.

Pädagogik.

Wie könnten die Leistungen unserer Schüler in der Lektüre der klassischen Sprachen gesteigert werden?

Man hat gerade in den letzten Jahren vielfach über unbefriedigende Leistungen in den klassischen Sprachen geklagt. Man hat insbesondere darauf hingewiesen, daß die Gymnasialabiturienten in der Mehrzahl nicht in der Lage sind, irgendwelche lateinische oder griechische Schriftsteller zu lesen, d. h. sich den Inhalt — gegebenenfalls unter Benutzung eines Wörterbuches — schnell und richtig zu erschließen. Dieses Ergebnis des Unterrichts steht in einem schreienden Mißverhältnis zu der aufgewandten Zeit: hat doch der Gymnasiast bis zur Reifeprüfung neun bezw. sechs Jahre lang in zahlreichen Wochenstunden von wissenschaftlich und praktisch meist einwandfreien, nicht selten sogar von besonders tüchtigen Lehrern lateinischen und griechischen Unterricht erhalten. Mannigfache Gründe, die wir an anderem Orte auseinandergesetzt haben*), erklären diesen Mißerfolg, Gründe, die weit mehr die Schüler, die Eltern und allgemeine Zeitumstände betreffen als etwa die Schule selbst und ihre Lehrer.

Freilich wäre es anmaßend, wenn wir Philologen behaupten wollten, daß in unserem Schulbetriebe alles eitel Herrlichkeit wäre. Es ist vielmehr von berufenster Seite wiederholt darauf hingewiesen worden, daß besonders in den klassischen Sprachen in der Stoffverteilung, vor allem in der Auswahl der Lektüre, auch wohl in der methodischen Behandlung mancherlei hier und da verbesserungsbedürftig ist.

Der alte, teilweise berechtigte Vorwurf, daß in den fremden Sprachen lediglich Grammatik gepaukt worden sei als öder Drill auf das gefürchtete „Extemporale", wird ja nun wohl bald verstummen. Nur muß man jetzt, wo die schriftlichen Klassenarbeiten, die — richtig vorbereitet und richtig durchgeführt — ein fast untrüglicher Prüfstein für den Wissensstand einer Klasse waren, wesentlich eingeschränkt sind, in geeigneter Weise Sorge tragen, daß weder die Vokabelkenntnis noch die Kenntnis der Elementargrammatik und Syntax noch mehr, als dies oft schon der Fall ist, der allgemeinen déroute anheimfällt. Im Mittelpunkt der sprachlichen Unter-

---

*) Preußische Jahrbücher, Januarheft 1915.

weisung muß die Lektüre stehen, die das Verständnis der fremden Geistes- und Kulturwelt, besonders im Hinblick auf die Entwicklung unserer Kultur und auf die Bedeutung für die Gegenwart, erschließen soll.

Die richtige Auswahl in der Lektüre zu treffen, ist überaus schwierig, und in den klassischen und in den neueren Sprachen wird hier manchmal recht gesündigt.

Wir wollen im folgenden vornehmlich die klassischen Sprachen berücksichtigen, weil die Ausführungen uns zu einem Mittel führen, das besonders geeignet sein dürfte, die Leistungen der Schüler zu heben.

Der Kreis der lateinischen und griechischen Schulschriftsteller bedarf einer Erweiterung und Ergänzung. Der Beweis hierfür ist wiederholt erbracht worden.*) Man hat u. a. darauf hingewiesen, daß manche Seite des antiken Lebens gar nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt wird, wenn man lediglich die bisher als „Schulschriftsteller" geltenden Autoren der Lektüre zugrunde legt. Ferner hat man mit Recht geltend gemacht, daß wir das Lateinische als notwendige Ergänzung einer höheren allgemeinen Bildung erlernen müssen, weil wir unsere Kulturentwickelung historisch, wissenschaftlich nur verstehen können, wenn wir die Geistes- und Gedankenwelt der Lateiner uns im Spiegel der Literatur nahebringen und das Fortleben der Antike bis zur Schwelle der neueren Zeit verfolgen. Vom Weiterwirken des Lateinischen jedoch, das unsere Kultur weit länger und nachhaltiger beeinflußt hat als das Griechische, und das aus diesem Grunde sozusagen „notwendiger" als Unterrichtsfach ist als das Griechische, hört der Gymnasiast aus literarischen Quellen nichts.

Um nun den vielseitigen und tiefgehenden Einfluß der Antike auf unsere nationale Kultur, ja auf die Kultur der europäischen Völker mehr noch als bisher den Schülern zum Bewußtsein zu bringen, um, kurz gesagt, den Gegenwartswert der klassischen Sprachen zu betonen, hat man die Forderung erhoben, daß ein lateinisches und griechisches Lesebuch die Schüler der Oberstufe der Gymnasien begleiten soll, das mit einer Auswahl von Lesestücken verschiedenen Inhalts ergänzend an die Seite der Lektürestoffe treten soll, die als besonders wertvoll und bildend als Ganzes gelesen werden müssen.

Wie kein Neuphilologe darauf verzichten wird, mit seinen Schülern z. B. ein Meisterwerk Molières oder Shakespeares zu lesen, so wird und darf kein klassischer Philologe beispielsweise auf die Lektüre eines Sophokleïschen Dramas oder der Germania des Tacitus verzichten.

Wie jedoch der Neuphilologe (besonders an Realgymnasien und Oberrealschulen) an der Hand geeigneter Proben der Literatur die mannigfachen Fäden aufdeckt, die von Frankreich und England zu uns herüberführen,

*) O. Rückert, Bemerkungen zur Erweiterung des Kreises der lat. Schulschriftsteller (Monatschr. f. höhere Schulen, 1912, März- und Aprilheft. — Chr. Harder, Warum und wie ist die lat. Schullektüre zu erweitern. (Neue Jahrb. f. klass. Altertum usw., 1913, 5. Heft.



und z. B. Montesquieu, Rousseau und Voltaire in charakteristischen Proben ihrer Werke zu seinen Schülern reden läßt, so sollte auch der Lehrer des Lateinischen z. B. Plautus und Terenz, Martial, Seneca und Plinius, ja selbst die mittelalterlichen Geschichtsquellen (Einhard, Nithard, Widukind von Korvey u. a.) seinen Schülern nahe zu bringen suchen.

Daß sich dies nur an der Hand eines Lesebuches durchführen läßt, braucht nicht bewiesen zu werden; und neben die guten Lesebücher für den französischen (Bornecque-Röttgers u. a.) und englischen (z. B. Förster) Unterricht stellen sich lateinische (von Chr. Harder) und griechische (von Wilamowitz) Lesebücher.

Mir steht darüber kein Urteil zu, ob diese letztgenannten, altsprachlichen Lesebücher im Unterricht sich praktisch verwerten lassen. Jedenfalls läßt ihr überaus vielseitiger Inhalt den mannigfaltigen Einfluß der Antike auf unsere gesamte Kultur deutlich erkennen.

Nur auf eines möchte ich hierbei hinweisen. Die unbefriedigenden Resultate unserer Schüler in der Lektüre, die klägliche Hilflosigkeit der meisten, wenn sie einen lateinischen oder griechischen Text in das Deutsche übertragen wollen, beruhen weitaus zum größten Teile darauf, daß nahezu alle Schüler die Schulschriftsteller an der Hand von deutschen Uebersetzungen lesen. Der Schüler liest satzweise sich die deutsche Uebersetzung durch und sucht sich danach die Wörter des lateinischen oder griechischen Textes zusammen, die ihr entsprechen. Ausnahmen gibt es, aber die bestätigen auch hier nur die Regel.

Wie ist diesem Krebsschaden der klassischen Lektüre beizukommen?

Erwiesenermaßen übersetzen vielfach die Schüler neusprachliche Texte mit ziemlichem Geschick vom Blatt weg. Dies liegt aber durchaus nicht nur an dem klaren Aufbau der französischen und englischen Perioden (letztere können übrigens auch recht kompliziert sein), sondern eben daran, daß die Schüler sich bei der häuslichen Präparation den Sinn des fremdsprachlichen Textes auf Grund ihres phraseologischen und grammatischen Wissens jahraus, jahrein haben erschließen müssen, ohne daß ihnen eine „Eselsbrücke“ helfend zur Seite stand. Und wenn auch billigerweise zugestanden werden muß, daß die freiere Wortstellung der klassischen Sprachen, wo die zusammengehörigen Wörter oft Suchen und Verstecken spielen, den Gedanken nicht so klar erkennbar macht wie z. B. die gebundene Wortstellung des Französischen, so muß doch daran erinnert werden, daß dem Lateinischen und Griechischen ungleich mehr Stunden zur Verfügung stehen, die zu befriedigenderen Leistungen in der Lektüre führen müßten.

Ist auch die Elementargrammatik (Deklinieren, Konjugieren 2c.) in den klassischen Sprachen erheblich komplizierter als in den modernen Fremdsprachen unserer höheren Schulen, so ist andererseits der Wortschatz erheblich geringer, andere Schwierigkeiten der neueren Sprachen (Aussprache, Orthographie) fehlen so gut wie ganz: kurz, in Ansehung der zur Ver-

fügung stehenden Zeit müßten die Schüler ganz anders einem lateinischen oder griechischen Texte gegenüberstehen, den sie vom Blatt weg übersetzen sollen.

Die deutschen Uebersetzungen, wiederhole ich, sind schuld daran. Mehr als ein Dutzend deutscher Ausdrücke kennt die Schülersprache dafür, was allein schon ein Beweis für die Verbreitung ist.

In richtiger Würdigung dieser „Schulpest“, wie man die „Schwartenwirtschaft“ wohl genannt hat, haben manche Lehrer auf jegliches Präparieren der Schüler verzichtet, sie lassen nur in der Klasse ex tempore, d. h. vom Blatt weg, unvorbereitet, übersetzen. Das ist ja an sich sehr schön, da jedoch der Lehrer diese Extemporeleistungen der Schüler wertet, so werden manche Schüler (und nicht etwa nur die schlechtesten) sich eben eine deutsche Uebersetzung verschaffen, zu Hause die in der Schule fällige Stelle erst einmal durchlesen und so eine Extemporeleistung vortäuschen, zu der sie gar nicht aus eigener Kraft in der Lage sind. Natürlich geht dies nur, wenn der Lehrer einen Text fortlaufend liest, aber im Interesse des Zusammenhanges kann er ja auch gar nicht anders, er kann doch nicht in jeder Stunde an einem anderen Ende anfangen.

Auf alle mögliche Weise hat man in den letzten Jahren versucht, die deutschen Uebersetzungen in der Hand der Schüler zu beseitigen, aber — experto credas — fast ohne jeden Erfolg. Auch die schönsten Kommentare, die oft jede Schwierigkeit sorglich beseitigen und jeden etwas verwickelten Ausdruck gleich in deutscher Uebersetzung bringen, auch die gutgemeinten, zum Teil sogar wissenschaftlich vertieften, gedruckten Schülerpräparationen, haben das Uebel nicht bekämpfen können. Der Schüler hat nun einmal „la tendance au moindre effort“: die deutsche Uebersetzung erscheint ihm als die bequemste Uebersetzungshilfe, also behält er sie bei. Aus den Kommentaren und den gedruckten Präparationen entnimmt er nur den in Anführungsstrichen stehenden, für die betreffende Stelle passenden Ausdruck, alles andere ist ihm gleichgültig.

Also muß der Schüler — wie dies für weitaus die meisten neusprachlichen Texte der Fall ist — gezwungen werden, lediglich mit Hilfe von Grammatik und Wörterbuch zu präparieren. Dann wird sein Wissen selbständiger und reicher, und er wird immer geschickter, sich durch das Mittel der Literatur die fremde Geistes- und Gedankenwelt zu erschließen. Dies ist nur dadurch möglich, daß die Texte so zurechtgemacht sind, daß es dazu keine Uebersetzung geben kann. Um ganz klar zu sein: Wir Neuphilologen legen dem Unterrichte neben den Texten, die als Ganzes gelesen werden (Molière, Shakespeare ꝛc.), auch solche Texte zugrunde (Auswahl aus Taine, Macaulay; Coppée oder Scott ꝛc.), die eine Auswahl aus dem Gesamtwerk des Verfassers darstellen. Letztere Texte sind in dieser Auswahl in Uebersetzungen ebensowenig zu haben wie die gern gelesenen Sammelbändchen französischer Kriegsnovellen, die Skizzen englischer oder amerikanischer Erzähler. Hier müssen die Schüler richtig präparieren, ob sie wollen

oder nicht, und die Früchte bleiben nicht aus. Sollte das für die klassischen Sprachen unmöglich sein?

Freilich, die Texte, die als standard works der klassischen Literatur als Ganzes stets gelesen werden müssen, und die in vielen deutschen Uebersetzungen vorliegen, entziehen sich unserem Vorschlag, der dahin geht, durch ein recht vielseitigen Stoff bietendes Lesebuch und durch eine praktisch zusammengestellte Auswahl aus den Schriftstellern, die gelesen werden müssen, die Benutzung einer deutschen Uebersetzung unmöglich zu machen. Die betreffenden Herausgeber können sich durch die Gesetze ihr Urheberrecht schützen lassen, und die einzige Gefahr, daß etwa die Schüler die deutsche Uebertragung während des Unterrichtes nachschreiben und späteren Generationen vererben, läßt sich doch gewiß leicht umgehen.

Zunächst also ein Lesebuch, das all die vielseitigen Strömungen der klassischen Literaturen berücksichtigt, eine Chrestomathie, die auch Schriftsteller heranzieht, die bisher nicht in der Schule behandelt wurden, wo bei den einzelnen Stücken künftig nicht genau angegeben wird, in welchem Paragraphen sich der folgende Text findet, und wo infolgedessen das Heranziehen der deutschen Uebersetzung schwer, ja unmöglich wird.

Weiterhin denke ich an Sammelbände, die unter einheitlichem Gesichtspunkt aus einem oder mehreren Schriftstellern geeignete Stellen vereinigen. Man denke z. B. an einen Band, der etwa unter dem Titel „Griechische Geschichte in quellenmäßiger Darstellung" oder „Plato, der Philosoph und seine Lehre" aus den betreffenden Schriftstellern (Xenophon, Herodot, Thucydides usw. bezw. aus Platos Dialogen) besonders geeignete Stellen bringt. Natürlich hat eine Einleitung das Nötige über die griechische Geschichtsschreibung bezw. über die griechische Philosophie bis auf Plato und über das Leben des Philosophen zu bringen. Die Schüler müssen natürlich auch wissen, welchem Schriftsteller oder welchem Einzelwerke die folgenden Stücke entnommen sind, aber die genaue Angabe nach Kapitel und Paragraph erfahren sie nicht. Für ein solches kompilatorisches Werk könnte sich der Herausgeber natürlich alle Uebersetzungsrechte vorbehalten.

An sich ist ja nun freilich das Lesen eines ungekürzten Textes vorzuziehen, aber hier handelt es sich darum, einen erwiesenermaßen höchst notwendigen Zweck zu erreichen, und da muß einmal jedes Mittel recht sein. Jedenfalls ist die Benutzung der „Schwarte" bei einem entsprechend umfangreichen (die Möglichkeit ständigen Wechselns bietenden) Lesebuch und bei den oben kurz charakterisierten zusammengestellten Lektürestoffen aus den Werken eines oder mehrerer Schriftsteller mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Ich weiß, daß das griechische Lesebuch von Bruhn z. B. gerade deshalb bei Schülern so unbeliebt ist, weil sich die betr. Stellen in der den einzelnen Texten entsprechenden deutschen Uebersetzung nicht so bequem finden lassen. Und dabei gibt Bruhn noch sorgsam an, wo die betr. Stellen stehen, was — wie oben bereits bemerkt — ganz gut wegbleiben kann.

Werden aber die Altphilologen mit dieser teilweisen Umgestaltung der Lektüre einverstanden sein? Es leuchtet ohne weiteres ein, daß jeder, der ein lateinisches oder griechisches Lesebuch vielseitigsten Inhalts im Klassenunterricht wahrhaft nutzbringend verwerten will, der fremden Sprache durchaus Herr sein muß und einen tiefen und umfassenden Einblick in die Gesamtliteratur getan haben muß. Nun genügen aber manche, besonders der jüngeren klassischen Philologen nach dem Urteil berufener Richter diesen Anforderungen nicht mehr. Manche von ihnen sind des Lateinischen und Griechischen durchaus nicht soweit Herr, daß sie z. B. jede Prosastelle aus einem Schulschriftsteller ohne lange Vorbereitung und ohne langes Besinnen sofort richtig deutsch wiedergeben können. Viele von ihnen haben überhaupt während ihrer Studienzeit viel zu wenig gelesen (und lesen später gar nichts mehr) und haben die lateinische oder griechische Literatur aus Kollegheften und Handbüchern, aber nicht aus den Quellen selbst kennen gelernt. Dieser Vorwurf hat übrigens, soweit hier persönliche Wahrnehmungen einen Schluß erlauben, auch für manche Neuphilologen seine Berechtigung, die durchaus nicht die Sprache und die literarischen Denkmäler so gründlich kennen, wie dies auch im Interesse der höheren Schule zu fordern ist. Die zeitweise günstigen Anstellungsaussichten haben eben manche veranlaßt, Philologie zu studieren, die am besten die Finger davon gelassen hätten. Jedenfalls bin ich fest davon überzeugt, daß eine Umgestaltung der klassischen Schullektüre in der oben kurz angedeuteten Weise ein erweiterteres, vertiefteres und interessanteres Bild der Geistes- und Kulturwelt der Alten vermitteln und durch das nahezu völlig zu erreichende Ausschalten der deutschen Uebersetzung bessere Leistungen der Schüler in der Lektüre herbeiführen würde.

Dessau. Dr. Kießmann.

Politik.

Die englischen Weltherrschaftspläne und der gegenwärtige Krieg von Dr. Otto Hintze, Professor d. Geschichte a. d. Universität Berlin. — Kriegsschriften des Kaiser Wilhelm-Dank, Verein der Soldatenfreunde, Heft 15. 30 Pfg.

In den „Gedanken und Erinnerungen“ (Kap. 29) sagt Fürst Bismarck einmal: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht in Europa, ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann.“ Aehnlich hat der Admiral Souchon, der jetzt die deutsch-türkische Flotte im Schwarzen Meer kommandiert, in Konstantinopel erklärt, daß unser Bündnis mit der Türkei der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts diene. Etwas anders gewandt hat denselben Gedanken jüngst der Präsident

des Abgeordnetenhauses, Graf Schwerin, so ausgedrückt: „Bleibt Deutschland mit seinen Verbündeten Sieger, so wird damit die Gleichberechtigung aller Völker auf dem Meere zu friedlichem, wirtschaftlichen Wettbewerb — sowie das — zur freien Entfaltung nationaler und staatlicher Unabhängigkeit unentbehrliche — Gleichgewicht mindestens unter den Großmächten und damit allein die Grundbedingung eines dauernden Friedens gegeben sein! Also — auch weil Weltkultur, Freiheit der Völker und dauernder Frieden von dem Siege Deutschlands bedingt sein muß, werden — muß Deutschland siegen."

Auch in dieser Zeitschrift ist der Grundsatz, daß die Freiheit der Völker auf dem richtig verstandenen Gleichgewichtsgedanken beruhe, von jeher vertreten worden. Dieser Gedanke hat nunmehr eine durchgreifende, auf reichem, historischem Material aufgebaute Begründung erfahren in einem Schriftchen von Professor Otto Hintze, das in der Sammlung der Kriegsschriften des Kaiser Wilhelm-Dank, Verein der Soldatenfreunde, unter dem Titel: „Die englischen Weltherrschaftspläne und der gegenwärtige Krieg" erschienen ist. In unanfechtbarer Weise legt der Verfasser hier dar, wie die Lehre vom europäischen Gleichgewicht wohl auch von den Engländern verkündigt worden ist, aber nur in dem Sinne, daß damit das Gleichgewicht auf dem europäischen Kontinent gemeint war, die Herrschaft zur See aber den Engländern verbleiben solle. Eben deshalb hatte England von Ludwig XIV. bis Napoleon das große Interesse daran, das französische Uebergewicht auf dem Kontinent zu bekämpfen, damit Frankreich nicht stark genug werde, die Ebenbürtigkeit zur See zu erhalten. In dem Augenblick, wo Englands Seeherrschaft gebrochen und auch das Gleichgewicht zur See hergestellt ist, dann erst wird das wahre politische Weltgleichgewicht hergestellt sein, und das wird, wie Graf Schwerin es so schön wie kräftig formuliert hat, Weltkultur, Freiheit der Völker und dauernden Frieden bedeuten.

Allen nachdenkenden Politikern sei das Hintzesche Schriftchen zu sorgsamem Studium empfohlen. Delbrück.

Musik.

Hector Berlioz, Lebenserinnerungen. Ch. Becksche Verlagshandlung, Oscar Beck in München.

Lebenserinnerungen dieser Art sind die besten Biographien; von ihrem Verfasser mit oft dramatischer Unmittelbarkeit wiedererzählt, lassen sie die geistige Persönlichkeit mit vollster Schärfe von neuem erstehen und machen das Stück Vergangenheit, das sein Dasein ausfüllte, geradezu zur Gegenwart. Namentlich wenn ein so streitbarer Musiker wie Berlioz, der nicht nur als Komponist, sondern auch als musikalischer Kritiker bekannt und in letzterer Beziehung gefürchtet war, das Wort ergreift. Dieser polemisch-

satirische Unterton seiner Schrift, der im übrigen niemals verletzend wirkt, trägt sehr dazu bei, die Lektüre des Buches fesselnder zu machen; man wird vielleicht auch sagen dürfen, daß das Exzentrische seiner Musik, die bekanntlich stark umstritten war, auf seine Schriften abgefärbt hat. Ueberall aber kommt der von aufrichtigem Streben erfüllte Künstler zur Geltung. Fast uneingeschränkte Anerkennung hat er für Deutschland, wohin er mehrere Kunstreisen unternahm, und für deutsche Kunst; in scharfen Wendungen sucht er sich von allen nationalen Vorurteilen frei zu machen. Bei seinem Abschied aus Deutschland ruft er aus: „Wie den Ausdruck finden für meine Dankbarkeit, meine Bewunderung, mein Bedauern! Welche Hymne soll ich singen, die würdig wäre seiner Größe, seines Ruhms!" Zu dieser Bewunderung paßte es freilich wenig, daß er Werke, wie den „Freischütz" von Carl Maria v. Weber, angeblich um ihn bei der in Frankreich geplanten Aufführung vor noch Schlimmerem zu bewahren, im Auftrage des dortigen Theaterdirektors „bearbeitete", indem er den Dialog des Werkes in Musik setzte — ein Verfahren, das auch Richard Wagner in seinem humoristischen Bericht über den Pariser Freischütz mit Recht verurteilt, das aber heute auch in Deutschland leider manche Nachahmer gefunden hat und geradezu als grober Unfug in der Musik bezeichnet werden muß. Glaubt man denn, daß die Schöpfer dieser alten Opern, daß Mozart, Beethoven, Weber, Lortzing nicht selbst imstande gewesen wären, den Dialog ihrer Opern rezitativisch zu behandeln, wenn sie ihr Kunstempfinden nicht davon abgehalten hätte? Wenn Mozart den Dialog bald rezitativisch behandelt, bald sprechen läßt, wenn Beethoven im „Fidelio" die Worte bald sprechen, bald singen läßt, bald melodramatisch behandelt, so zeigten sie damit nur eine Fähigkeit, die ihren posthumen Bearbeitern fehlte: die Fähigkeit zu unterscheiden! — Für Wagner — er hat den Schöpfer des „Rienzi" und des „Fliegenden Holländer" im Auge — findet Berlioz, wenn auch mit Einschränkungen, Worte der Anerkennung. Eine geradezu überschwängliche Begeisterung kommt bei seinem Aufenthalt in Weimar für Schiller zum Ausdruck. Damit wechselt dann wieder Satire und Verachtung für diejenigen, die, in gewohnten Gleisen gehend, ihm selbst nicht zu folgen vermochten. Zwischen vielen zutreffenden Ansichten findet sich auch manches Verkehrte, z. B. (Seite 68) über Mozarts Donna Anna, die er „das edle geschändete Mädchen" nennt, bekanntlich eine Erfindung von E. T. A. Hoffmann, der, wie in so manchen anderen Fällen, auch hier Gespenster sah, wofür auch Berlioz eine gewisse Vorliebe hatte. Im ganzen dürfte von ihm ein Wort von Robert Schumann über eine seiner Symphonien gelten: „Berlioz will gar nicht für artig und elegant gelten; was er haßt, faßt er grimmig bei den Haaren, was er liebt, möchte er vor Innigkeit zerdrücken." -- Dieser Gegensatz kommt auch in seinen Erinnerungen immer wieder zur Erscheinung. Jejunus.

Literatur.

Thomas Mann: Das Wunderkind. Novellen. — S. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Berlin 1914.

Daß uns die neuesten Novellen Thomas Manns gleich in einer so billigen Ausgabe dargeboten werden — das Büchlein kostet gebunden eine Mark —, ist etwas, wofür wir dem Dichter wie seinem Verleger zu danken haben. Ich vermute dahinter eine Rücksicht auf den Krieg, der jeden Beutel angreift und uns nicht erlaubt, so viel wie sonst an unser Vergnügen, und sei es das edelste, zu wenden. Während der Krieg die leibliche Nahrung unausbleiblich verteuert, spendet man uns die geistige wohlfeiler. Und wir brauchen diese wie jene. Wenn wir die Zeitung jetzt auch immer noch mit achtsamerem Auge und höherem Herzschlag lesen als je zuvor, sie kann unsere literarischen Bedürfnisse auf die Dauer doch nicht befriedigen. Es geht uns wie den verwundeten Kriegern, die, als man ihnen Kriegsgeschichten zum Lesen bot, um „eine Liebesgeschichte" baten. Den alten Satz variatio delectat stößt auch das gewaltigste Völkerringen der Weltgeschichte nicht um. Man wird der Kriegsberichte und Kriegsgedichte schließlich doch ein wenig müde, kehrt wieder zu den alten, stillen, unerschöpflichen Quellen des dichterischen Genusses zurück, an denen man sich sonst erquickte, und schaut auch schon wieder ein wenig nach neuen Schöpfungen aus, ob sie unter dem Eindruck des Krieges entstanden sind oder nicht. Und da bietet sich ein Bändchen von Thomas Mann als besonders willkommene Gabe. Ich wenigstens werde mich hüten, etwas ungelesen zu lassen, was der Verfasser der „Buddenbrooks", des „Tonio Kröger" und der „Königlichen Hoheit" der Oeffentlichkeit übergibt. Es ist nicht schwer, alles zu lesen, was dieser Dichter schreibt, denn er ist sparsam mit seinen Gaben. Er schreibt wenig — es strömt ihm nicht leicht und reichlich aus Herz und Feder —, dafür aber trägt auch alles, was er herausgibt, den Stempel der Vollendung. Wenn irgend ein jetzt lebender deutscher Schriftsteller, nach Nietzsches schönem Wort und wie Nietzsche selbst, an einer Seite Prosa arbeitet wie der Bildhauer an einer Statue, so ist er es. Was er je über den heiligen Ernst des künstlerischen Schaffens in seinen Dichtungen gesagt hat, gilt in vollem Umfange von seinem eigenen Schaffen. Die schriftstellerische Gewissenhaftigkeit ist bei ihm zur Natur geworden. Er *kann* einfach nicht anders — ich bin davon überzeugt —, als mit der höchsten Sorgfalt arbeiten. Er erträgt es nicht, es läßt ihm keine Ruhe, wenn in einem Satze, den er schreibt, eine taube, hohle Stelle ist, d. h. ein Wort, eine Wendung, ein Tonfall oder Takt, die nicht in einem notwendigen Verhältnis zu dem seelischen Gehalt des Satzes stehen. Daher sind denn seine Dichtungen auch stets Sprachkunstwerke von hohem Range. Wer sie als solche zu würdigen und zu genießen weiß — nicht alle seiner zahlreichen Leser können es —, der läßt den edlen Trank langsam über die Zunge gleiten, er hält jeden Satz gleichsam einzeln ans Licht und läßt ihn in der Sonne funkeln.

Thomas Manns Sätze vertragen dieses Verfahren, das immer zugleich eine Probe ist. Ihre Farben sind echt. Man kann sie wieder und wieder im vollen Lichte betrachten, ohne daß sie eine Spur ihres tiefen, kräftigen Glanzes einbüßten. Vielmehr überzeugt uns jede neue Lektüre nur fester von dem hohen Künstlertum des Schöpfers dieser edlen, gehaltvollen, mit Seele gesättigten Sprache. Es gibt heute in Deutschland wohl kaum einen Schriftsteller, der an sprachkünstlerischem Ernst und Können Th. Mann überragte oder ihm auch nur gleichzustellen wäre.

Dies mit Nachdruck zu sagen, fühle ich mich um so mehr getrieben, als die neuen Novellen des Dichters ihrem Gehalte nach nicht sehr beträchtlich sind. Es ist kein „Tonio Kröger" darunter, der das Bändchen wie den „Tristan" zur Höhe der beiden großen Romane emporhöbe. Es steht vielmehr nur auf der Stufe des „kleinen Herrn Friedemann". Man sollte solche Sächelchen, so fein sie in ihrer Art sind, eigentlich nicht Novellen nennen. Sie geben sämtlich keine Entwickelung, sondern nur einen Querschnitt seelischen Seins. Es sind nicht Erzählungen, sondern Bilder. Den problematischen Charakter freilich, den man vielfach ebenfalls von der Novelle fordert, besitzen diese geistreichen Zeichnungen durchaus. Und zwar enthalten sie die gleiche Problematik, die alle Dichtungen Th. Manns durchzieht und die auf eine letzte Grundbeschaffenheit seines eigenen Seelenwesens schließen läßt. Was ihn im Tiefsten beschäftigt und zur Darstellung reizt, ist immer der Grundgegensatz menschlichen Seins, den Schiller mit den Worten naiv und sentimentalisch bezeichnet hat. Auf der einen Seite der einfache, mit sich einige, in sich ruhende Mensch, der im Handeln und Genießen der Gegenwart hingegeben ist, sein reales Dasein mit den Kräften seines Inneren erfüllt und darin sein Genüge findet. Ihm gegenüber die zerspaltene Natur dessen, der vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, der wesentlich in Vergangenheit und Zukunft lebt und dem Leben, auch dem eigenen, betrachtend und irgendwie nachbildend gegenübersteht. Wie beide Typen in eigenen, ewig getrennten Welten leben, wie sie einander suchen, zusammentreffen und wieder auseinanderfliehen, das weiß Thomas Mann stets sehr anschaulich uns fühlbar zu machen. Neben dem Sprachlichen ist es der Hauptreiz auch des vorliegenden Bändchens, daß in allen fünf darin vereinigten Skizzen beide Welten in ihren seelischen Beziehungen auf irgend eine merkwürdige Weise beleuchtet werden, und wenn es sich auch nur um Dinge handelt wie eine Prügelei zwischen halbwüchsigen Jungen, die der Erzähler als Knabe miterlebt hat und die sein Dichterherz in der Vorstellung mehr als in dem darauf folgenden Anschauen hat schlagen lassen, „wie eine kleine Pauke". Am bedeutendsten erscheint mir die „schwere Stunde". Sie öffnet uns die Seele eines Dichters, der tief in der Nacht an einem Drama arbeitend, an sich selbst zweifelt und mit seinem Dämon ringt. Wir merken beim Lesen allmählich, daß der Dichter Schiller ist und das Drama Wallenstein, und wir lesen mit sehr verstärkter Teilnahme weiter. Denn wenn auch die hier dargestellte Stimmung für den gereiften

Schiller, der den Wallenstein schrieb und eifrigst mit Goethe verkehrte, vielleicht nicht mehr ganz charakteristisch ist, so zeigt die Schilderung doch sicherlich das feinste und tiefste Verständnis für Schiller im Unterschiede von Goethe, für Schiller als Repräsentanten des sentimentalischen Dichters. Wie sollte auch Thomas Mann hier nicht verstehen, auf seinem eigensten Gebiet! Hier ist er zu Hause wie kaum ein anderer. Er redet von sich, wenn er von Schiller redet, und wir hören ihm gläubig, ergriffen und respektvoll zu.

Lily Braun: Mutter Maria. Eine Tragödie. — Bei Albert Langen, München 1913.

Was den Dramatiker vom Epiker scheidet, ist im letzten Grunde ein Unterschied des Temperaments. Eine starke Leidenschaftlichkeit reißt den Poeten naturgemäß zur Bühne, wo die Kämpfe, die sein Inneres bewegen, eine viel anschaulichere Gestalt gewinnen und weit lebhafter ausgefochten werden können, als auf den Blättern eines Romans, und sei dieser — in Annäherung an die dramatische Form — in Briefen geschrieben. Es kann daher den, der Lily Brauns bisher erschienene Schriften kennt, nicht in Erstaunen setzen, daß die begabte aristokratische Sozialistin mit ihrem neuesten Werke den Schritt auf die Bretter getan hat. Und die Tat entspricht der Erwartung. Soviel man gegen die „Mutter Maria“ einwenden kann, undramatisch ist sie nicht. Alles darin ist Leidenschaft, Handlung, Kampf. Den dramatischen Befähigungsnachweis der Verfasserin hat das Werk zweifellos erbracht.

Im übrigen freilich weiß ich — abgesehen von den glatten Versen und der oft geistreichen Sprache — an dieser Tragödie nichts zu rühmen, es sei denn die Kühnheit der Verfasserin, die sich an einen Gegenstand herangewagt hat, dessen Bezwingung nur der höchsten dichterischen Kraft gelingen kann. Es handelt sich darin um nichts Geringeres, als den Kampf des alten und neuen Glaubens, wie er seit Jahrhunderten in unserer christlich europäischen Welt gekämpft wird. Lily Braun hat diesen Kampf, von dem heute wenige ganz unberührt bleiben, leidenschaftlicher durchlebt als mancher andere, da sich bei ihr das Religöse mit dem Politischen verknüpfte und die Entscheidung tief in ihr Leben einschnitt. Trotzdem hat sie nicht vermocht, ihn in einer Herz und Sinn bezwingenden Weise dichterisch zu gestalten. Das zeigt sich schon in der Abhängigkeit ihrer Darstellung von der evangelischen Geschichte. Ihr Angelo, der Sohn der schmerzensreichen Mutter, ist ein Prediger und Märtyrer des neuen Glaubens, ein leidenschaftlicher Bekämpfer des Christentums, ein Gegenchristus, und doch wird ihm im wesentlichen das Schicksal Christi zuteil. Nun ist gewiß die Geschichte, die die Evangelien erzählen, typisch für den Wahrheits- und Blutzeugen überhaupt. Es mag vorkommen, daß einer in seinem Leben unbewußt den nachzeichnet, den er in seinem bewußten Streben nur bekämpft. Aber die Nachzeichnung das Lebens Jesu in der „Mutter Maria“ hält sich

nicht im Allgemeinen und Typischen, sondern geht so ins Einzelne, daß sie gemacht und bisweilen geschmacklos erscheint. Wenn Angelos Jünger und Freunde den pantheistischen Propheten mißverstehen und ihm untreu werden, so mag das zu den typischen Erfahrungen des Wahrheitskämpfers gehören. Aber daß „Pietro" ihn verleugnet, als er gefesselt vorübergeführt wird, daß sein Vater „Giuseppe" heißt, Zimmermann und nur sein Pflegevater ist — Angelo ist der uneheliche Sohn der Maria und des Herzogs Giuliano dei Medici —, das berührt peinlich und verrät das Versagen der schöpferischen Kraft. Auch sonst ist der Hauptheld des Stückes, der begeisterte Prediger eines immanenten Gottes und einer weltfreudigen, schönheitsfrohen Frömmigkeit, zu wenig aus eigenem Holze geschnitzt. So sehr ich dem, was er sagen will, zustimme, — was er wirklich sagt, läßt mich durchaus kalt. Es erinnert zu sehr an allerlei Monistenpredigten, als daß es von der dichterischen Echtheit der Gestalt überzeugen könnte. Sie erscheint mir gedacht und gemacht wie das ganze Stück, vor allem auch die fromme Mutter Maria selbst, die sich vergebens bemüht, ihren geliebten Sohn von dem Irrwege, auf den er nach ihrer Meinnng geraten ist, zum seligmachenden Glauben zurückzuholen und die schließlich, als der Standhafte den Scheiterhaufen besteigen muß, ihn seltsamerweise dadurch vor der Verdammnis zu retten und mit Gott zu versöhnen sucht, daß sie — einer mir schwer begreiflichen Mahnung der Gottesmutter im Traum folgend — an der Schuld des Sohnes teilzuhaben vorgibt und mit einem Fluche auf Gott den Vater und den Sohn zu seinen Füßen zusammenbricht.

Im Kampfe der Weltanschauungen können Dichtungen eine große, sehr wirksame Rolle spielen. Daß dieses Drama in den religiösen Kämpfen unserer Zeit nicht das mindeste zu bedeuten hat, ist gewiß.

M. Havenstein.

Von einem Schwan und der Lotosblume. Ein Kapitel aus der praktischen Aesthetik.

Ein Gedicht von Geibel fand ich in einer Anthologie. Das lautete:

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See.
Die feuchten Blätter zittern,
Ihr Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergeh'n.
O Blume, süße Blume,
Kannst du das Lied versteh'n?

Dies Gedicht lassen Sie uns mit Unbefangenheit betrachten. — Mit Unbefangenheit? Du lieber Himmel, wenn wir nur wüßten, wie man das überhaupt anstellen muß: ein Gedicht „betrachten". Ein Bild betrachten, das kann man zur Not: man stellt sich eben davor und kuckt. Aber ein Gedicht?! — Ein Ausweg: wenn man uns auch nie gelehrt hat ein Dichtwerk „betrachten". reden wenigstens können wir darüber, des sind wir gewohnt und üben es häufig, beinahe unbewußt; nach dem Theater z. B. oder zu unserer Tischnachbarin. Also reden wir über Geibels Gedicht von der Wasserrose. Es ist ganz hübsch, sagen Sie; nicht gerade überwältigend, aber poetisch und freundlich. So und so ähnlich sagen Sie, fühlen selbst, daß das Allgemeinheiten sind, die kaum als Ansicht, geschweige denn als Kunsturteil gelten können, und so sind wir nach kurzem Anlauf wieder festgefahren.

Vielleicht hilft ein Vergleich weiter. Goethe sagt zwar (in den „Maximen und Reflexionen"): die Frage, ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt, was geleistet werden könne und solle. Der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert sich am besten, wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachtet; dadurch bildet sich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner ist eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die sich gern des Urteils überheben möchte.

So sagt zwar Goethe, und gewiß sind wir in seinem Sinne oder möchten wir sein „Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen". Indessen Not bricht Eisen, und wenn wir denn einmal, festgefahren wie wir sind, Unkenner sein sollen, dann ist der bequeme Weg besser als gar keiner. Wir nehmen also ein zweites Gedicht, das eine gewisse Aehnlichkeit mit unserem hat, aus Heines Lyrischem Intermezzo:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Wir vergleichen. Die Aehnlichkeiten liegen auf der Hand: Wasserrose und Lotosblume, ein Weiher, ein Mond dazu, die Auffassung der beiden Blumen als geliebter Frauengesichter von sinnlich-rührender, stummer Schönheit, des Mondes als des sanften Freundes voller Sehnsucht, die Stimmung, die die beiden Gedichte umweht, als süße, träumerische Sinnlichkeit. Von den Verschiedenheiten die auffälligste, daß bei Geibel noch der weiße Schwan sich als Dritter zu Blume und Mond gesellt. Dies besonders ist ein Tatsächliches. Aber was hilft uns das zur Erkenntnis oder ins Innere der Kapelle, von wo aus nach Goethe Gedichte als gemalte Fensterscheiben erst ihre richtige Transparenz erhalten. Wir wissen nicht einmal, ist es ein Plus oder Minus, wenn wir das Gedicht im Verhältnis zu dem Heineschen werten wollen. Im übrigen scheint uns das letztere stärker in Duft, Stimmung, Kolorit, und damit — sind wir wieder bei Allgemeinheiten und nicht weiter als zuvor. — Soweit und nicht weiter sind in der Tat die meisten Menschen Kunstwerken gegenüber, spotten mit ihren Kunsturteilen ihrer selbst und wissen nicht wie!

Wir unsererseits wollen weiter und bleiben zunächst bei dem Gedicht von Geibel. Alte Schülererinnerungen tauchen auf, und wir versuchen es mit diesen. Wir zerlegen das Gedicht und vereinigen unsere Aufmerksamkeit, die sich vorher über das Ganze zerstreute, auf spezielle Gesichtspunkte. Wir unterscheiden Inhalt und Form, und bei der Form wieder Darstellung und Versmaß. Indessen bei dieser Art Betrachtung kommt wohl eine Präzision des Handwerksmäßigen heraus, Bestimmung der Reimordnung etwa oder poetischer Figuren, aber vom Wesentlichen des Gedichtes scheinen wir uns nur noch mehr entfernt zu haben. Denn die Allgemeinheiten vorher, wie schwankend auch immer, konnten doch wenigstens eine letzte Ausstrahlung aus der Tiefe des Kunstwerkes sein; jetzt sind auch diese verschwunden.

Kunstwerke sind wie die Schlösser im Märchen, die sich nur dem öffnen, der die Springwurzel besitzt. Goethe besaß sie und in dem Gedicht, von dem wir sprachen, ist sie mit den Worten „erbaut euch und ergötzt die Augen" deutlich bezeichnet, aber wie der Gruß des Freimaurers nur dem Wissenden kenntlich. Sie ist übrigens nicht so einfach wie ihr Vorbild im Märchen: während jene ein Ding ist und, einmal gefunden, ohne Mühe und Unterschied alle Schlösser öffnet, ist diese eine Fähigkeit, die durch Uebung entwickelt werden muß und deren Anwendung in jedem einzelnen Falle noch von glücklicher Eingebung abhängen kann.

Geistiges, bei dem es sich nicht um große Zusammenhänge, sondern um Energieen handelt, wird am kleinsten Objekt am besten erkannt. Darum lassen Sie uns das Verfahren, mit dem wir zunächst und grundsätzlich in das Innere eines Kunstwerkes kommen, an einem einzelnen Verse, einer einzigen Zeile nur, beobachten.

An einem Verse Homers.*) Er steht im ersten Buch der Ilias, wo das Mägdlein, um dessentwillen Apollo die Pest in das Heer der Griechen gesandt hat, Agamemnons hübsche Sklavin Chryseis, ihrem Vater wieder zugestellt wird und am heimischen Gestade das hohe Schiff verläßt. Da heißt es (Vers 439): Heraus aber schritt Chryseis aus dem meerfahrenden Schiffe. Nichts Besonderes. Aber man muß den Vers griechisch hören, wie er unauffällig unter den gleichen steht, die sich in endloser Reihe vor und hinter ihm dehnen: ἐκ δὲ Χρυσηῒς νηὸς βῆ ποντοπόροιο. Und nun stelle man sich die Situation vor Augen. Das hohe Schiff am Strande. Eine lange Laufplanke wird ausgelegt, und nun erscheint das hübsche Mädchen. Ἐκ δὲ Χρυσηῒς — heraus tritt sie von Bord des Schiffes und schreitet vorsichtig die Planke hinab, ἐκ δὲ Χρυ ση ῒς νη ὸς βῆ so malen es die langsamen und zögernden Spondeen. Als sie aber weiter unten ist, schon näher dem Boden, da, wo die Planke ihre größte Elastizität hat, da faßt sie Mut und läuft die kurze Endstrecke in raschen Daktylen hinunter —, während zu dem Rhythmus der Wortklang ποντοπόροιο das Dröhnen der federnden Planke widergibt.

Mit diesen Beobachtungen also haben wir den poetischen Gehalt dieser einen Zeile ganz erschöpft; anders gesagt, wenn wir nach Goethes Gleichnis dieses kleine Stück Kunst als ein Kapellchen ansehen, so sind wir jetzt in ihr Inneres eingedrungen. Und wie haben wir das gemacht? Das Ei des Kolumbus! Wir haben ihn ganz einfach mit aller Aufmerksamkeit betrachtet und diese Aufmerksamkeit dahin angewandt, daß wir uns seinen Inhalt in lebendiger Anschaulichkeit vor die Seele gestellt haben. Damit halten wir unsere Springwurzel, und sie heißt: *Fähigkeit, Uebung, Gewöhnung, dichterische Gebilde sich anschaulich vorzustellen*, und Goethes freimaurerische Anspielung darauf liegt in der Weisung „ergötzt die Augen“.

Eine kurze Ueberlegung zeigt, wie grundlegend dies Erkenntnismittel ist, wie es gerade den Lebensnerv des Kunstwerkes berührt. Dichterische Gebilde wenden sich doch durchaus an die Phantasie; darin *leben* sie überhaupt, und nur darin, und deshalb ist diese Anschaulichkeit (oder Anschaubarkeit) nicht mehr und nicht minder als eine Probe auf ihre Wirklichkeit in der Phantasie, d. h. auf ihre dichterische oder allgemeine künstlerische Wirklichkeit. Allerlei Zierraten und bedeutsamen Schein mögen wir nachher und anders noch entdecken, hinein kommen und müssen wir erst einmal durch

---

*) Es war in der Prima des Altonaer Christianeums, und Führer im Griechischen war uns Friedrich Reuter, über den man in des Philosophen Paulsen Erinnerungen nachlesen möge, Friedrich Reuter, der hilfreich, edel und gut war, und zugleich scharf wie gehacktes Eisen, den der Schulwitz wegen seiner hageren Gestalt und seiner absonderlichen Gebärden Don Quixote nannte und vor dem die Primaner stramm standen und zitterten wie die Kinder, der gründlich war wie Erwin Rhode und geistreicher als Wilamowitz, Friedrich Reuter, für den jede Erinnerung seiner früheren Schüler ein Kranz ist.



die Anschauung. Und auf der Gegenseite ergibt sich daraus: ein Dichtwerk, klein oder groß, das diese Probe auf seine Wirklichkeit **nicht** besteht, mag es noch so vergoldet glänzen, ist nur Täuschung einer Wirklichkeit und Talmi.

Dieses als wertvoll erkannte Verfahren wenden wir nunmehr auf Geibels Gedicht an, überzeugt, in dessen Inneres, will sagen, zu einer richtigen Wertschätzung zu gelangen, wenn wir es uns in der Phantasie anschaulich vorstellen.

Wir lesen also die erste Strophe noch einmal und versuchen, ihren Inhalt wie ein Gemälde vor uns zu schauen. Wir sehen die stille Wasserrose aus dem blauen See steigen; ihre feuchten Blätter zittern, ihr Kelch ist weiß wie Schnee. Gibt das ein Bild? Wenn wir es geschlossenen Auges auf die dunkle Tafel unserer Seele projizieren, wie Goethes dichterische Vorstellungskraft imstande war, ein ganzes Gemälde auf eine weiße Wand zu werfen, gibt es ein Bild? Zweifellos. Ein gutes? Halt und Vorsicht! Diese Frage ist Konterbande und darf, genau besehen, nicht gestellt werden, weil ihr Kriterium der persönliche Geschmack ist. Wenn wir auf dem Boden gemeinsamen Verständnisses bleiben wollen, dürfen wir nur fragen: ist die Vorstellung richtig? Und richtig nennen wir vorläufig, was den allgemeinen Erfahrungen und Möglichkeiten nicht widerspricht. Um genauer zu sehen, unterscheiden wir rasch noch zwischen Darstellung (oder Zeichnung) und Kolorit und fragen nun noch einmal: gibt die erste Strophe eine richtige Vorstellung?

Zunächst nach dem Kolorit. Weiße Wasserrosen im blauen See; die Farben sind richtig; das Weiß ohne weiteres, das Blau nach einem kurzen Bedenken ebenfalls, trotzdem es sich um ein Nachtbild handelt. Und wenn wir näher zusehen, führt uns diese Anschauung zu weiterer Erkenntnis. Die näheren Bestimmungen, daß die Wasserrose still genannt wird, ihre Blätter feucht und zitternd, gibt dem Kolorit Gefühlsschwingungen, so daß wir es als warm empfinden möchten, und daß mit der Bestimmung „wie Schnee" das Weiß der Blume stark gegen das Blau des Sees abgesetzt wird, will dem Kolorit leuchtende Tiefe geben. Will geben, aber gibt es nicht. Bewußtheit und Verstand zeigen uns diese Absicht des Dichters, aber das Unbewußte in uns kommt trotzdem über den Eindruck nicht hinaus, daß die Wärme lau und das Leuchtende ohne Kraft sei. Das zeigt einen Mangel des Gedichtes, insofern es hier nicht imstande ist, die in ihm selbst verzeichneten künstlerischen Absichten zu erfüllen.

Und nun zur Gestaltung. Im stillen Waldsee taucht die Wasserrose empor. Das ist eine einfache und richtige Vorstellung. Eine richtige? Ist es der Wasserblume Art, sich in der Tiefe zu bilden und dann an die Oberfläche zu tauchen? Heine sagt von seiner Lotosblume, daß sie sich ängstige und mit gesenktem Haupte träumend die Nacht erwarte. Man sieht auf den ersten Blick, wieviel blumenhafter diese Vorstellung ist, trotzdem zugleich von so rührender Menschlichkeit erfüllt, daß das Bild, ohne jede Farbe, in warmes, leuchtendes Kolorit wie getaucht erscheint. Der einfache

Vergleich lehrt also, wie viel feiner künstlerisch und voller Heines Strophe ist. Aber ist Geibels darum unkünstlerisch? Ihre Gestaltung ist falsch; die Qualle steigt empor, die Blume nicht. Also besteht sie die Probe der Wirklichkeit nicht, ist nur Täuschung einer solchen für Kurzsichtige und Unaufmerksame, die sie sich aufschwatzen lassen, ist, wie wir oben sagten, Talmi. Das wäre schneidig und bequem geurteilt, wenn nur nicht Gefahr wäre, daß Verstand und Kenntnisse dabei die Phantasie vergewaltigt hätten. Wenn wir versuchen, unbefangen zu bleiben und achtsam in uns hineinzuhorchen, fühlen wir da wirklich ein Störendes bei der Blume, die aus dem See auftaucht, wozu uns der Verstand gern überreden möchte? Sagen wir kurz so: Der Botaniker ja, denn seine Vorstellung liegt hier hart in den Fesseln der Wirklichkeit; der Laie nein, denn seine Vorstellungskraft hat Möglichkeiten, die der Wirklichkeit fremd sind. Geibels Gedicht gibt ein Bild aus der romantischen Märchenzauberwelt, und warum sollte im Märchen nicht eine Seerose geheimnisvoll aus dem Weiher emportauchen? Ja, wenn sie schnalzend hinter einem Fisch herspränge! Es gibt keine Gespenster, und doch ist Banquos Geist künstlerisch keine geringere Wirklichkeit als Maeterlinks „Eindringling"; die Kunst hat eben andere Wirklichkeiten als die Welt der Dinge um uns, und damit sei der Angriff des Verstandes an diesem Punkte siegreich abgeschlagen.

Die zweite Strophe ist bei Heine in ganz tiefe und reine Stimmung getaucht, die aus einem Bilde von wundervoller Reinheit und Zartheit erwächst. „Der Mond, der ist ihr Buhle, er weckt sie mit seinem Licht, und ihm entschleiert sie freundlich ihr frommes Blumengesicht." Geibel dagegen ist verzeichnet. Es ist nun und nirgends wahr, daß der Mond all seinen goldnen Schein (übrigens „goldnen"? kann man auch sagen: des Goldes verlockender Silberklang?) in eine Blume gießt, alle seine Strahlen, wie nachdrücklich wiederholt wird, auch nicht in der romantischen Märchenwelt, es sei denn, daß der Blumenelf an einer Art Lichtmast emporsteigen soll. Wer das für zu spitzfindig erachtet und sich mit seiner Phantasie näher am Monde als an der Blume hält, kann trotzdem mit seiner Vorstellung über das kompakte Strahlengebilde nicht hinauskommen, etwa nach Analogie von Wind — und Wasser — einer Lichthose.

Die Komik der Vorstellung steigert sich in der dritten Strophe. Der Schwan ist der majestätische Vogel unserer Gewässer, und wohl ist es ein stolzer Anblick, wenn er vornehm über die ruhige Fläche gleitet. Aber wir finden es langweilig, wenn er immer im Kreise rudert, und um die Blume herum geradezu albern. Und dabei singt er noch! Wir wissen alle, was mit dem geheimnisvollen Schwanengesang gemeint ist. Urklänge aus den tiefsten Zusammenhängen alles Seins rühren an die Seele bei dem Mythologen, wie der friedvolle Ausdruck des Sterbenden Kunde gibt, daß er im Augenblick des Hinübergehens die himmlische Harmonie der Sphären vernommen, daß so der Schwan, wenn er stirbt, einmal seine Stimme erhebt und Klänge überirdischer, sehnsuchtserfüllter Schönheit in die große Har-

monie des Weltalls mischt; und niemals hat ein Sterblicher das wunderbare Lied vernommen. Aber der Schwan soll nicht um eine Blume herumrudern und sie ansingen, süß und leise, bis er aufhört, weil die Sache doch aussichtslos ist. Das schlimmste aber: er schaut die Blume an, während er singt, offenbar, wie er gar nicht anders kann, mit dem schiefen, argwöhnischen Vogelblick, der gerade noch fehlt, um die Situation unrettbar komisch zu machen.

In der Schlußstrophe sieht bei Heine der Pferdefuß heraus. „Sie blüht und glüht und leuchtet, und starret stumm in die Höh'", bis dahin geht eine wundervolle Steigerung, aber in den zwei letzten Zeilen (sie duftet und weinet und zittert vor Liebe und Liebesweh) rinnt ohne Halt in allgemeinen Worten auseinander, was bis dahin in geschlossener Blumenvorstellung sich hielt. Auch die ständig mitschwingende anthropomorphe Untervorstellung wird durch die orientalische Uebertreibung der beiden letzten Zeilen verzerrt: eine Jungfrau, noch so Blumengesicht, die so aufgeregt liebt, ist mannstoll. — Bei Geibel löst sich der Schluß ebenfalls in Allgemeinheiten auf; nur ist er matt, wo der andere peinlich wirkt. „O Blume, schöne Blume, kannst du das Lied versteh'n?", so mündet das Gedicht in eine rhetorische Frage, die alles zu sagen scheint und darum nichts sagt, etwa wie der Romanschreiber der Biedermeierzeit an der Grenze seines Gefühlchens in die Worte ausbricht: meine Feder ist zu schwach, die Freude der Liebenden zu beschreiben, eine rhetorische Frage, die in ihrer nichtssagenden Harmlosigkeit dazu reizt, sie wörtlich zu nehmen und mit einem trocknen „nein" zu beantworten. Außerdem ist die Vorstellung auch in dieser Strophe wieder ins Komische gezogen. Der hysterischen Jungfrau Heines steht Geibels lyrischer Toggenburger gegenüber, ein Typ mit einem komischen Beigeschmack schon bei Schiller. Und nehmen wir statt der Untervorstellung die eigentliche: wie sollen wir uns den Schwan denken, der im Singen vergehen will? Singende Vögel machen den Eindruck des Vergehens nicht; sollen sie ihn machen, so gleichen sie dem Hunde, der neben dem Klavierspieler heult.

Wir schließen die Betrachtung der beiden Gedichte. So ratlos wir besonders dem von Geibel gegenüber standen, so den Eindruck der Fülle und wohlbegründeten Erkenntnis haben wir jetzt ihm gegenüber. Und wodurch? Wir haben keine poetisch-technischen oder dichterpsychologischen oder literarhistorischen oder zeitgeschichtlichen mehr oder minder speziellen Kenntnisse herbei- und herangezogen, sondern voraussetzungslos, wie wir's uns vorgenommen, nichts getan, als unbefangen die Schöpfung des Dichters in unserer Phantasie gestaltet. Daß wir mit diesem Verfahren nicht um das Gedicht herumgeredet haben, sondern in sein Wesen und inneres Heiligtum, es sei nun wie es sei, eingedrungen sind, dafür bietet uns allein schon die gefühlsmäßige Sicherheit unseres jetzigen Urteils die Gewähr.

Dr. Benno Diederich.



Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Georg Müller, Verlag. München 1914.

Niemand wird behaupten wollen, daß das finnische Nationalepos ein unentbehrlicher Grundstein unserer Bildung wäre. Es ist weder eine Ilias, noch eine Odyssee, noch ein Nibelungenlied, selbst die nordischen Eddalieder und unsere keineswegs immer genug gewürdigten Volksbücher bieten uns mehr. Ja, das Kalewala hat für uns unleugbar manchen befremdenden Zug: die Wichtigkeit, die dem Zauberliede zugeschrieben wird, die phantastisch übertriebene Verschiebung der Dimensionen, die ungefüge und nebelhafte Mythologie und nicht zum wenigsten die eigentümliche, wenn auch reizvolle Handhabung des Versparallelismus. Dennoch wird man gern von Zeit zu Zeit einige dieser Gesänge oder „Runen" lesen, sich an der Frische der Naturanschauung, den phantastischen, großartigen Zauberwettkämpfen, der Kunstfertigkeit des Heldenschmiedes Ilmarinen, dem jugendlichen Ungestüm Joukahainens, dem Uebermut des kecken Lemminkäinen erfreuen, sich gern von dem Schmerz des heldenhaften Waisenkinds Kullerwo rühren lassen und einzelne Situationen, wie das Schwanken und Zagen der Braut am Hochzeitstage (22./23. Rune), als wirklich einzig in der gesamten epischen Literatur würdigen.

Reicher ist die Ausbeute natürlich, besonders seit Setälä interessante Beziehungen der Kullerwo-Episode zur Hamletsage gefunden hat, für den Sagenforscher und Literarhistoriker, um so mehr, als das Kalewala nach den Worten Kaarle Krohns in seinem die Volkstümlichkeit des Epos diskutierenden und allgemein orientierenden Aufsatze (in den Finnisch-Ugrischen Forschungen I) das einzige Volksepos ist, dessen Entstehung wir fast Vers für Vers erklären und verfolgen können; für den Ethnographen und Volkspsychologen ist es wegen der reichen und anschaulichen Schilderungen des Volkslebens, alter Sitten und Gebräuche vollends unentbehrlich. Eine neue Ausgabe ist also ein dankenswertes Unternehmen. Die vorliegende ist gut ausgestattet und gedruckt. Die ihr zugrunde liegende, 1852 erschienene, seinerzeit von Ahlquist in einer Besprechung bös mitgenommene Uebersetzung Schiefners ist durchgehends verbessert worden und von Martin Buber mit einem auch über den Verfasser orientierenden Nachwort, das allerdings gehaltvoller, und Anmerkungen, die reichlicher hätten sein können, versehen worden.

Clemens Brentano. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. München und Leipzig 1914, bei Georg Müller. Band XI, XII_1 und XIV_2.

Von der hier bereits bei ihrem ersten Erscheinen besprochenen Brentano-Gesamtausgabe enthält die inzwischen herausgekommene zweite Hälfte des vierzehnten Bandes das Marienleben nach den Betrachtungen der Emmerich, das zwar an künstlerischem Wert hinter dem „Bitteren Leiden Christi"

außerordentlich zurücksteht, aber doch, auch (oder gerade) für den Nichtkatholiken, einen starken gegenständlichen Reiz hat. Auch angehende Kunsthistoriker seien nachdrücklich auf dies Werk, das manchen ikonographischen Wink gibt, hingewiesen.

Band XI und die erste vorliegende Hälfte von XII bringen die Rhein- und italienischen Märchen, während im zweiten Halbband von XII die letzten erweiterten Fassungen von „Fanferlieschen“ und „Gockel“ enthalten sind. Bezüglich der Textgestaltung ist zu bemerken, daß hier zum erstenmal der Görressche Text durch Heranziehung der erst kürzlich wieder aufgefundenen Böhmerschen Abschrift verbessert werden konnte, und zum erstenmal wurde die erste von der letzten vorteilhaft abweichende Fassung des „Fanferlieschen“ mit den übrigen Stücken in einer Ausgabe vereinigt.

Brentanos Märchen sollten bekannter sein, als sie es tatsächlich sind. Sogar in den für Kinder wie Erwachsene viel zu komplizierten Rheinmärchen, oder den selbst in der kürzeren Fassung noch unerträglich breiten Fanferlieschen und Gockel, welche Fülle der Poesie in einzelnen Zügen wie in ganzen Situationen. Wie echt märchenhaft und voll deutscher Waldstimmung, wie gut auch erzählt ist nicht im Staarenbergmärchen das Suchen nach dem Grubenhansel, mit welch liebevollem Humor sind seine beiden Söhne gezeichnet, wie stimmungsvoll ist Radlaufs Ankunft in der Mühle seines Vaters, wie anschaulich der Morgen, an dem alle Verwandlungen der so lange in Schlaf versenkten Mühle sichtbar werden, wie heimlich berührt das Erwachen des verwandelten Gockel. Oder gibt es in deutscher Poesie etwas Zarteres als die Geburt des Ursulus im „Fanferlieschen“ und das Stillleben im Turm? Wie köstlich und echt kindlich ist die Tierwelt bei Brentano behandelt. Und selbst, wo nach dem treffenden Wort Marianne von Willemers nicht Brentano Phantasie, sondern die Phantasie Brentano besitzt, und wo es denn unleugbar zu mancher Geschmacklosigkeit, zu viel Spielerei, und wie Arnim meinte, Koketterie, zu krausen Umwegen, unnötigen Episoden und öden Breiten kommt, welche Fülle und Kraft der Erfindung im Einzelnen! Wie prächtig wird z. B. Frau Phönix-Federschein beschrieben: „Sie hatte schöne braune Locken und blaue lustige Augen; ihr ganzes Wesen war fröhlich und leicht und sanft und heftig zugleich; sie hatte einen Mantel von lauter Pfauenfedern an, und in jedem Ohre einen Kolibri hängen; auf dem Kopfe trug sie einen roten Kranz von Vogelbeeren, der, mit glänzenden Federn umsteckt, eine Krone bildete.“ Wie köstlich ist das Haus der Großmutter von Frau Mondenschein ausgestattet: „Da standen wohl viele hundert Monde und Sonnen und Sterne, alle blank wie Spiegel gescheuert; wohl an die hundert Zentner Kometen waren im Vorrat da, ein ganzer Speicher voll Nordscheinen, ein Keller voll Sternschnuppen, jede in ein Papierchen gewickelt; unzählige hundert von Irrwischen in Flaschen petschiert; was mich aber am meisten freute, einige hundert Dutzend der schönsten Regenbogen in nasses Stroh eingewickelt; kurz, da war alles vollauf.“ Was gäbe mancher Lyriker für ein Bild wie

dieses: „.. eine hohe Weide, die sich gekrümmt über das Ufer des Sees lehnte und ihr zartes Laub in die Wellen senkte, wie eine Jungfrau, die sich weinend die Locken wäscht" (sämtlich aus dem Staarenberg). Wie schalkhaft ist das duftende Kabinettchen im „Komanditchen", ein literatischer Vorläufer der Kommode Züs Bünzlins, wie keck ist im selben Märchen die Satire auf kaufmännische Spekulation, oder im „Murmeltier" auf gelehrte Pedanterie, wie genial erfunden der Traummann im „Gockel". Das sind in der Tat Dinge, von denen Arnims Wort gilt, „sie regen in den Eltern eine Art Erfindsamkeit an, die jede Mutter, die recht gebildeten etwa ausgenommen, im Notfalle zeigt, ihren Kindern irgend einen Umstand, dessen Reiz sich ihnen entdeckt hat, in einer längeren Erzählung zu einer dauernden Unterhaltung zu machen" (An Jacob Grimm). Heute freilich sind wir mit einigen Ausnahmen alle „recht gebildet", die wenigsten Mütter sind heute imstande, ein Märchen richtig vorzulesen, geschweige, lebendig zu erzählen. Bei Brentano können sie, wenn sie ein wenig Geschmack, Takt und Liebe zur Sache haben und ihre Phantasie durch Literatur noch nicht ganz ertötet ist, wieder lernen, wie man eine Situation lebendig macht, wie man aus der Anschauung herauserfindet, und es wäre sehr zu überlegen, ob man dem Laien diese Arbeit nicht durch eine Bearbeitung und freie Verwendung Brentanoscher Motive erleichtern und sie dadurch wieder dem lebendigen Grundschatz unserer viel zu wenig bekannten und viel zu gering bewerteten volkstümlichen Literatur zuführen könnte. Welch prächtige Geschichte ließe sich mit wenig Mühe z. B. aus dem „Schulmeister Klopfstock" machen!

Bei den am besten erzählten Märchen freilich wäre sogar eine solche Bearbeitung kaum nötig. Dazu rechne ich den „Witzenspitzel", das „Myrthenfräulein" und vor allem jene Perle aller Fabulierkunst: den „Baron von Hüpfenstich". Will man wissen, was in Brentano steckte, wessen er fähig war, wenn er sich zusammennahm, so vergleiche man diese drei Stücke mit den Vorlagen in Basiles „Pentamerone". Im „Witzenspitzel" z. B. fehlt bei Basile das reizende Detail der Streiche, die die Höflinge dem begünstigten Pagen spielen. Die drei Heldentaten kommen bei Brentano viel listiger und übermütiger heraus. Um einen Begriff davon zu geben, setze ich die Schlußszene her. Witzenspitzel hat glücklich das Riesenweib mit ihrem Sohn Mollakopp erschlagen, nun gilt es auch noch den heimkehrenden Riesen unschädlich zu machen. Bei Basile heißt es jetzt: „und nachdem er die Grube (hinter der Türschwelle) mit Zweigen und Erde bedeckt hatte, paßte er hinter dem Tore auf, bis er den wilden Mann mit den Vettern ankommen sah, worauf er innerhalb des Hofes zu rufen anfing: „Halt da, ich will's Euch geraten haben. Es lebe der König von Breitenfluß." (Uebersetzt von Liebrecht.) Bei Brentano ist viel mehr kecker Jubel: „er steckte in allen Stuben des Schlosses eine Menge Lichter an und nahm einen großen kupfernen Kessel, da paukte er mit Kochlöffeln darauf und nahm einen blechernen Trichter,

darauf blies er die Trompete und schrie immer dazwischen: „Vivat! es lebe Ihre Majestät, der König Rundumherum!“ Das „Myrthenfräulein“ heißt im Italienischen der „Heidelbeerzweig“, womit alles angedeutet ist, denn derselbe Unterschied, der zwischen einem Heidelbeerzweig und einem Myrthenreis besteht, besteht auch zwischen der derben Fassung Basiles und der zart-schwärmerischen des Deutschen. Am stärksten aber zeigt sich die Dichterkraft Brentanos doch im „Hüpfenstich“. Hier ist so gut wie alles seine Erfindung: die Verbindung mit der Woche: die Individualisierung des Königs Haltewort, seines neugierigen Töchterleins und des verwöhnten und daher bald frechen Flohs; der großartige Wellewatz ist bei Basile lediglich ein typischer „wilder Mann“, und die grausliche Frau von Euler ist eine reine Erfindung Brentanos. Man beachte aber auch den Reichtum im einzelnen: den grotesken Humor, mit dem der Wellenwatz die Bäckergesellen frißt, die kurze, aber lebensprühende Schilderung des Montags, oder den Bären, der so drollig „mit einem großen Bienenkorb unter dem Arm durch den Wald nach seiner Höhle spaziert“. Wir sind nicht so reich an guten Erzählern, als daß wir solche Dinge ungekannt sein lassen dürften.

R. Schacht.

Das Religionsproblem im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik.

In unseren Tagen, wo in blutigem Ringen und unter harter Anspannung aller Kräfte ein neues Deutschland ins Leben treten will, das doch kein anderes sein kann und darf, als das eine, auf das unsere ganze frühere Kulturentwickelung uns hindrängt, — in diesen Tagen begrüßen wir dankbar jeden Versuch, in die vielverschlungenen Gänge des deutschen Geisteslebens vergangener Geschlechter Licht und Zusammenhang zu bringen. Vor allem gilt dies von der Epoche des „Deutscheu Idealismus“, an dessen Erbe wir doch wieder anknüpfen müssen, um über den öden Amerikanismus der letzten Jahrzehnte mit seiner Ueberproduktion wirtschaftlicher Werte zu einer einheitlichen Gesamtkultur vorzudringen. An fruchtbaren Vorarbeiten und Ansätzen dazu hat es in den letzten Zeiten nicht gefehlt, und die gründlichere Durchforschung der „Aufklärung“ und „Klassizismus“ auf ihren geistigen Gehalt (wir wollen hier nur die Namen Wilhelm Dilthey, Rudolf Eucken und Ernst Tröltsch nennen) hat uns vor allem von dem Vorurteil geheilt, als ob es sich bei dem deutschen Idealismus um ein im wesentlichen ganz einheitliches (und darum notwendig einseitiges) Gebilde, um eine Welle handelte, die von dem Strom der geschichtlichen Ereignisse schon längst verschlungen wäre. Vielmehr können wir sagen, daß in den großen Tagen des 18. Jahrhunderts nur das Ewig-Deutsche in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit herrlich hervortrat und daß es in der Gegenwart mit ihrem schier unentwirrbarem Durcheinander der Meinungen und Richtungen, der -ismen und -ianer kaum eine hervorstechende Erscheinung gibt, die nicht

schon um die Wende jenes Jahrhunderts dagewesen wäre, und die aus der Besinnung auf ihre geschichtlichen Grundlagen nicht irgendwie neue Kraft und Klarheit empfangen könnte. Wie der ethische Rigorismus in Kant, so hat Nietzsches ästhetisches Herrenmenschentum seinen Vorläufer und klassischen Vertreter in Heinse, und neben heißem Persönlichkeitsdrange hat sich schon in der Romantik jener Zweifel am persönlichen Sein geregt, dem in unsern Tagen z. B. H. Bahr, angeblich im Gefolge von Ernst Mach, das Wort redet; ist doch der junge L. Tieck geneigt, mit Hume in der Seele „nur ein Etwas" zu sehen, „an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machen". Vor allen Dingen aber wurde das große Problem des modernen Geisteslebens, der Zwiespalt zwischen Dualismus und Monismus in unserer „Klassischen Periode" mit einer Schärfe und doch auch mit einer Vornehmheit behandelt, daß auch hier wieder eine geschichtliche Würdigung im Sinne Diltheys unmittelbare Lebenswerte fördern könnte. Die dualistische Richtung geht natürlich auf das Christentum zurück, dessen dogmatische Vorstellungen auf die Ausbildung der profanen, besonders metaphysischen und ethischen, aber auch ästhetischen und geschichtlichen Begriffswelt einen viel größeren Einfluß ausgeübt haben, als gewöhnlich angenommen wird; antike, vor allem stoische Einflüsse kamen natürlich hinzu, zum Teil durch Vermittlung der auch wieder eigenartigen, ausländischen Gedankenwelt; die eigentlichen Klassiker der Richtung sind auf philosophischem Gebiete Kant, auf dichterischem Schiller. Dagegen beruft sich der neue Monismus, dem die Neuplatoniker des 16. Jahrhunderts auch nicht unbekannt sind, vorzugsweise auf Spinoza, den man natürlich im 18. Jahrhundert mit anderen Augen las als heutzutage; der Führer dieser Gruppe war Goethe, der allmählich das Szepter in die Hände der großen Romantiker legte. Der Dualismus wird immer absolute Maßstäbe anzulegen geneigt sein, die er der abstrakten Vernunft verdankt; ihm widerstrebt die ästhetische Einfühlung in die wunderbare Fülle des Persönlichen, des Individuellen und Charakteristischen, das er am liebsten zugunsten normaler Gestalten und Zustände austilgen möchte. Dagegen vertreten Goethe, Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher das Recht der freien Persönlichkeit, wie sie sich in eignem Fühlen und bewußtem Wollen äußert. Man darf über dem Trennenden die Einheit nicht übersehen, die freilich sich im wesentlichen als eine gemeinsame Verneinung darstellt; das ganze Geschlecht, die Rationalisten und Romantiker, die Dualisten und die Monisten, wenden sich, auch wenn sie mit den überlieferten staatlichen und religiösen Formen ihren Frieden machen, gegen jede unmittelbare Beeinflussung der Menschenseele von oben oder von außen her, also vor allem gegen die religiöse Gesamthaltung, die aus dem 17. Jahrhundert überliefert worden war — andererseits freilich auch gegen alle bildungsfeindlichen Richtungen des Materialismus oder Anarchismus: gemeinsam ist ihnen die Sehnsucht nach „Bildung" im höchsten Sinne, ist die Aufstellung eines Bildungsideals von entschiedenem Aufgabencharakter, das aber unmittelbar aus der Menschen-

natur abgeleitet und mit menschlichen Mitteln erstrebt werden soll. Verschiedener Ansicht sind die einzelnen nur, entsprechend ihrer Eigenart, Erfahrung und Bildung über die Natur des Menschen selber. Zu dieser Natur gehört irgendwie das religiöse Leben, das nun von seiner unvergleichlichen Höhe heruntergenötigt ist und gleich anderen Lebensgebieten zu dem vorwiegend ästhetischen Bildungsideal in Beziehung gesetzt, das zum Problem wird. So kann denn auch das Verhältnis des Menschen zur Religion zum Gegenstande des Dramas gemacht werden, ganz anders, als es im Mittelalter und bis über das 17. Jahrhundert hinaus der Fall gewesen war.

Für die ältere Zeit steht das von der Kirche festgelegte Schema der Weltgeschichte und des Menschenlebens fest: Der Fromme z. B. wird nach göttlichem Ratschluß vom Teufel versucht, fällt in die Schlinge, wird aber durch göttliche Gnade gerettet und büßt mit dem Leibe, um der Seele die Herrlichkeit des Himmels zu retten. Das neuere Drama nimmt die religiösen Werte des Lebens und die religiösen Pflichten des Menschen nicht mehr fraglos hin, sondern erörtert sie mit um so größerer Schärfe, je inniger der Dichter selber um ein festes Verhältnis zum Unendlichen ringt. Drum blüht das rechte religiöse Drama weder in den Zeiten einer satten Aufklärung, die das Uebersinnliche demonstrieren und in einige trockene Formeln zu fassen sich vermißt, noch bei Vertretern einer gefestigten christlichen Weltanschauung, wie z. B. bei Eichendorff; der eigentliche Nährboden des Dramas ist allemal der Konflikt, ist vor allem der Kampf, der in der Seele des Dichters selbst geführt wird: ringende Naturen, mögen sie sonst von so verschiedenem Werte sein wie Zacharias Werner und Clemens Brentano, haben auch das religiöse Drama des deutschen Idealismus auf die Höhe geführt. So ist es denn keine Willkür, wenn in dem gehaltvollen Buch von Wolfgang Liepe, das „die Entwicklung des religiösen Problems im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik“*) verfolgt, dem Dichter des Lutherdramas „Die Weihe der Kraft“ und seiner Palinodie „Die Weihe der Unkraft“ fast die Hälfte der ganzen Darstellung gewidmet ist. Das bringt nicht nur der große Umfang, noch weniger der ästhetische Wert der religiösen Dramen Werners mit sich, sondern der eigene Reiz, den seine menschliche Erscheinung darbietet. Uns freilich erscheint er doch nur als ein Glied in der großen Kette, die in Liepes Darstellung nirgends abreißt. Diese Kontinuierlichkeit der Erzählung, die Reife und Freiheit des Urteils in religiösen Dingen, die liebevolle Versenkung in eine Persönlichkeit wie z. B. diejenige Brentanos und eine seltene Kunst, auf knappem Raum alles Wichtige klar auszudrücken und einen starken Eindruck von dem Gehalt eines Kunstwerkes zu vermitteln, das sind die großen Vorzüge seines Buches, das nur einigen großen Erscheinungen, z. B. Schiller, gegenüber versagt.

*) In Ph. Strauchs Sammlung „Hermaea“, Band XII, Halle a. S., Max Niemeyer 1914. 8 M.

Liepe geht von der wohlbegründeten Betrachtung aus, daß sich weder dem platten Rationalismus, noch der starren Orthodoxie, noch dem lebensfremden Pietimus ein Drama im eigentlichen Sinne entwinden konnte; doch möchte ich daran erinnern, daß dem Ringen der Menschenseele mit der Gottheit, wie es dem inbrünstigen Pietisten begegnet, unzweifelhaft ein dramatisches Element innewohnt, das sich bei der Verpflanzung eines religiös gebildeten Gemütes in weltliche Luft kräftig entfalten kann. So entdeckt Liepe in Klopstocks „Salomo" verheißungsvolle, bis jetzt übersehene Ansätze eines modernen Dramas; wenn der weise König den Untergott Moloch verehrt, so erinnern wir uns des tragischen Lieblingsproblems der mystischen Spekulation des 16. Jahrhunderts: die Gestalt Luzifers steigt vor uns auf, die bei dem jungen Goethe eine bedeutsame Rolle spielt und die, wie Saran neulich schön auseinandergesetzt hat, auch auf die Zeichnung des Adramelech im „Messias" hinübergewirkt hat.*) Die Aufklärung konnte erst dann zu einer künstlerischen Darstellung religiöser Probleme gelangen, als sie sich von dem Boden des seichten Allerweltsrationalismus zu einer freieren Ueberschau alles Menschlichen aufzuschwingen begann. In diesem Sinne hätte ich Lessings jugendliches Lustspiel „Der Freigeist" gern näher gewürdigt gesehen; im allgemeinen kann sich aber auch Lessing, wie selbst Rousseau, nicht recht von dem Vorurteil des 18. Jahrhunderts frei machen, das in dem „Christen" schlechtweg den beschränkten, unduldsamen, keiner eigentlichen Entwickelung fähigen Vertreter der positiven Religion erblickt und ihm den „Menschen", ebenso absolut genommen, gegenüberstellt. Der Tempelherr, der sich Nathan nähert, ist eben kein „überzeugter" Christ mehr. Doch hat Lessing derjenigen Stufe der modernen Anschauung, die er selbst mit heraufgeführt hatte, zu vollendetem künstlerischen Ausdruck verholfen. An seiner Idealreligion sprechen alle Gestalten des „Nathan" gleichsam mit, und was sie nicht sagen, deutet der Dichter selbst in der Handlung des Dramas an. Wenn man bedenkt, wie fest der Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" von der göttlichen Vorsehung, zumal in geistlichen Dingen, überzeugt war; wenn man seine Forderung im 79. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" hinzunimmt, wonach der Dichter in seiner kleinen Welt die Güte und Weisheit des großen Weltenlenkers ahnen lassen soll — dann wird man finden, daß wir nicht bloß eine Familienkomödie mit religiösem Einschlag vor uns haben, sondern ein von religiöser Stimmung getragenes Drama. Hat doch auch der Verfasser der Pseudo-Clementinen anderthalb Jahrtausende früher an einer ganz ähnlichen Lustspielfabel die Wege der Vorsehung zu erläutern versucht. Nur herrscht eben im „Nathan" religiöse Stimmung von Lessings Art, in die sich der Historiker hineinfinden muß, so gut wie in das religiöse Pathos der „Jungfrau von Orleans". Liepe hätte bei seiner scharfsinnigen, aber überkritischen Analyse dieser Tragödie Schillers Wort, er bekenne „Keine

*) F. Saran, Goethes Mahomet und Prometheus (in der Sammlung „Bausteine", Band XIII), Halle a. S., Max Niemeyer, 1914.

Religion . . . aus Religion" besser beherzigen sollen. Der Dichter hat das ethische Ideal nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit wärmstem Gefühl umfaßt und hat sein keimhaftes Entstehen, seinen Durchbruch, seine Trübung und Vollendung in der Menschenseele mit tiefem psychologischen Verständnis geschildert. Objektiv genommen, ist die Rolle des Wunderbaren in der „Romantischen Tragödie" wirklich größer, als ich selbst in meinem Schillerbuch zugegeben hatte;*) aber im wesentlichen handelt es sich da um Ereignisse des empirischen Lebens oder um überlegenes „Wissen" der Jungfrau, kurz um „Wunder", die doch gemäß der Forderung des Aristoteles einen „sinnvollen Zusammenhang" des Ganzen verraten. Dagegen finde ich die eigentliche, seelische Entwickelung nirgends durchbrochen, am wenigsten durch die „Berufung" und das „Liebesverbot"; daß eine Braut, die zur Rettung des Vaterlandes eilt, zu einem Entschluß durchdringt, auf das höchste Glück des Weibes zu verzichten, ist ohne weiteres verständlich, und daß für sie wie für uns Zuschauer dieses Erlebnis religiöse Formen annimmt, erklärt sich aus der ganzen Atmosphäre des Dramas.

Gerade für das Atmosphärische hat Liepe in seinem Abschnitt über das Drama der Romantiker feines Gefühl bewiesen und kommt hier zu einer berechtigten Ablehnung von Tiecks „Genoveva" mit ihrer gemachten Religiosität, die doch in der Naturgebundenheit Golos die Seelenkämpfe des Dichters und in der Abgeklärtheit der Heiligen das Ziel seiner Sehnsucht widerspiegelt. Von besonderem Werte aber scheint mir die geschichtliche Eingliederung dieses Werkes in die Entwickelung des religiösen Bewußtseins bei den Romantikern, dessen einzelne Stoffe u. a. der Werdegang Friedrich Schlegels widerspiegelt. Hölderlins „Empedokles" mit seiner gestaltlosen Sehnsucht nach Unendlichem entspricht noch der ältesten Stufe: einem enthusiastischen Pantheismus; bei Tieck werden die Formen der positiven Religion, im ästhetischen Sinne verwendet, zur „mythologischen" Erfassung in Schlegels und Schellings Sinne. Auch der junge Zacharias Werner geht von diesem Standpunkt aus. Bei seiner inneren Zerrissenheit zwischen Heilsbedürfnis und dämonischem Drange nach sinnlichem Genuß kommt er zu keiner wahren Ausgeglichenheit und langt endlich beim positiven Katholizismus an, den er freilich auf seine ursprüngliche, reine Form zurückführen möchte. In seinem Ringen mit der dramatischen Form spiegelt sich ein gutes Stück der geistigen Kämpfe der Generation, und wir sind unserem Führer dankbar für die Sorgfalt, mit der er diesen Irrungen und Wirrungen nachgegangen ist.

Bei Achim von Arnim und Clemens Brentano ringt die Religion nicht mehr um ihre objektive Anerkennung, es handelt sich nur noch um ihre subjektive Aneignung: in „Halle und Jerusalem" durch den einzelnen trotzigen Menschen, in der „Gründung Prags" durch ein ganzes Volk. Dabei zeigt sich der protestantische Märker menschlich und künstlerisch ärmer

*) Vergl. Petsch, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen, 1905, Seite 218 ff.

als sein konvertierter Freund. Arnim glaubt sich im Besitz einer christlichen Normalreligion, die der Himmel seinem Cardenio durch sehr deutliche Eingriffe zu demonstrieren nicht verschmäht; so führt er uns aus der bunten und bei aller Verworrenheit lebensvollen Welt des Hallischen Studentenlebens zum heiligen Grabe und verliert unterwegs alle dramatische Zucht. Ganz anders sucht Brentano, mit seinem Gefühl für religiöses Leben, die Vorstufe des Christentums in der Religiosität der heidnischen Böhmen zu erweisen und steht der Jugendhitze der jugendlichen Missionarin Trinitas mit wohlwollendem Zweifel gegenüber. Freilich hat er wohl das Epische des Stoffes nicht ganz überwunden. Bei Eichendorff erlahmt die dramatische Kraft vollends. Von hohem Interesse ist aber sein „Letzter Held von Marienburg", insofern er eigentlich über das reinchristliche Drama hinausweist. Der Held, der sich keine andere Schuld vorzuwerfen hat, als daß er den verrotteten Orden zu neuem Leben erweckt und, ein Mensch wie alle, den Brüdern im Namen Gottes strafend gegenübertritt, erinnert doch schon sehr stark an die Tragödie Friedrich Hebbels mit ihrer „Urschuld" des individuellen Seins; auch Wagners „Götterdämmerung" klingt an: alles Tun, auch heldenhaftes Tun bringt Untergang. Und wenn Heinrich von Plauen bei Eichendorff zuletzt als der reine Gottesstreiter ohne jeden Funken von Eigenwillen erscheint, so gedenken wir wieder des Judas Makkabäus bei Otto Ludwig und sehen, wie tief die drei Großen von 1813, um von Grillparzer ganz zu schweigen, in den Gedankengängen und in der dramatischen Kunst der Romantik wurzeln. Das religiöse Drama des deutschen Idealismus mündet in eine Skepsis gegenüber der menschlichen Persönlichkeit und ihrer objektiven Bedeutung ein, die uns stark an die gleichzeitige Geschichtsphilosophie Hegels erinnert.

Robert Petsch.

Politische Korrespondenz.

Russische Strömungen.

Die allgemeine politische Lage hat sich in dem abgelaufenen Monat nicht wesentlich verändert. In Wien hat ein Ministerwechsel stattgefunden, und in Washington ist eine diplomatische Aktion gegen die Mißbräuche des englischen Seekriegsrechts unternommen worden, aber, um die Tragweite der beiden Vorgänge zu erörtern, ist es noch zu früh. In Petersburg haben sich sowohl der Minister des Auswärtigen Sasanow als auch der britische Botschafter veranlaßt gefühlt, vermittelst der Presse Strömungen in der russischen Gesellschaft zu bekämpfen, die auf den Frieden zwischen dem Zarenreich und Deutschland gerichtet sein sollen. Sehr deutlich wird in jenen offiziösen Verlautbarungen als der Führer der friedensfreundlichen Richtung Graf Witte bezeichnet. Dieser Staatsmann hat am Petersburger Hof immer die Ansicht vertreten, daß Rußland mit den Zentralmächten und mit der Türkei Frieden halten und die Spitze seiner Politik gegen England richten müsse, um Persien, Indien und China zu erobern.

Es hat eben unter den Staatsmännern an der Newa immer zwei Schulen von Eroberern gegeben. Die eine wollte erst Asien, die andere erst den Balkan verschlingen. Im Frühjahr 1913 erschien in Petersburg eine Flugschrift, die in der Regierungsdruckerei hergestellt war und nur in ein paar Dutzend Exemplaren unter der Hand verbreitet wurde. Verfasser der anonymen Broschüre war Baron von Rosen, der Gesandter in Belgrad und Tokio, dann Botschafter in Washington und Hauptmitarbeiter des Grafen Witte bei den Friedensunterhandlungen von Portsmouth gewesen war. Rosen behauptete in seiner Denkschrift, der Nihilismus, die Ermordung Alexanders II. und die Revolution von 1905 seien die Folgen jener unheilvollen auswärtigen Politik gewesen, die sich zu tief mit dem Balkan und dem Slavismus eingelassen habe. Rußland habe den Slavismus ebensowenig nötig, wie der Slavismus Rußland nötig habe. Die Balkanvölker, heißt es bei Rosen,*) werden sich immer von Oesterreich und

*) Auszug in dem Artikel von Michel Pavlovitch: „Romantisme et réalisme dans l'impérialisme russe“ im September-Oktoberheft 1914 der „Revue politique internationale“, die während des Krieges anstatt in Paris in Lausanne erscheint. Der Artikel ist am 20. Juli abgeschlossen worden.

Deutschland beherrschen lassen, und wirtschaftlich werden sie stets nach Oesterreich-Ungarn gravitieren. Was Kultur und geistige Interessen anbetrifft, haben die Balkanslaven trotz eines Antigermanismus, der oberflächlicher Natur geblieben ist, immer aus der westlichen Zivilisation geschöpft und werden das auch in Zukunft tun. Die angeblichen russischen Sympathien der österreichisch-ungarischen Slaven verdienen nicht das geringste Vertrauen, denn jene Leute wollen durch das Schreckgespenst des Panslavismus nur von ihren Beherrschern Konzessionen herausschlagen.

Nach diesen Ausführungen wenden sich die „Considérations d'un ancien diplomate russe", wie die Flugschrift aus dem Witteschen Lager betitelt ist, der Zergliederung des nationalen Ideals der Eroberung Konstantinopels zu. Mit erbarmungslosem Realismus weist Rosen nach, daß jener Traum immer ein Traum bleiben müsse. Alle europäischen Mächte würden sich der Festsetzung Rußland an den türkischen Meerengen entgegenstemmen; das gegenwärtig befreundete England nicht weniger energisch als die anderen: „Die schwere Gefahr, die in unseren Absichten auf Konstantinopel liegt, ist, daß das Schwergewicht unserer auswärtigen Politik sich nach dem Balkan verschieben wird .... Wie unbedeutend sind doch, im Vergleich zu den schönen Aussichten, die wir in Asien haben ...... alle solche Fragen wie die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oestereeich-Ungarn, der Donau-Adria-Bahn usw. Und doch hat nur die Weisheit des Monarchen uns vor dem Kriege um die eine oder andere dieser Fragen gerettet. Was wir brauchen, das ist, daß unsere Kräfte im fernen Orient konzentriert werden, um mit Erfolg die große asiatische Idee der großen, slavischen Idee substituieren zu können".

Trotzdem die „Considérations" sich nicht in den Buchhandel hinauswagten, sind sie der Aufmerksamkeit der „Nowoje Wremja" nicht entgangen. Das Blatt bekämpfte die Rosensche Flugschrift scharf, gestand aber zu, daß ihre Grundgedanken von einem Teil der russischen Gesellschaft geteilt würden. Der russische Schriftsteller, dem wir diese Mitteilungen entnehmen und der seinen Artikel ein paar Tage vor der Verfinsterung des europäischen Horizontes zu Papier gebracht hat, teilt die Ansichten Rosens und Wittes. Freilich muß er einräumen, daß momentan nur eine Minderzahl seiner Landsleute so denkt wie er und jene beiden Staatsmänner. Bis tief in die Reihen der russischen Liberalen hinein sei die Strömung panslavistisch. Die Ereignisse, die unmittelbar nach der Einsendung des Artikels an die „Revue politique internationale" eintraten, haben bewiesen, daß Michel Pavlowitch ein scharfblickender Beobachter ist. Der Panslavismus der Russen, sagt er, ist Romantik, aber eine wüste Romantik und voll von Falschheit: „Er rechnet, man weiß nicht recht warum, auf den tiefen, uneigennützigen, naiven, vertrauensvollen und beinahe dummen Idealismus der Völker, zu deren wohlwollenden Beschützer er sich aufwirft. Die russischen Diplomaten verfolgen die engen Interessen ihres Landes und suchen mit rührendem Bemühen den Idealismus der bevormundeten Nation auszubeuten. Auf diese

diplomatische Romantik kann man mit Recht das Diktum anwenden: „Sie wälzen sich im Dreck und schauen in den Himmel.“

Natürlich, fährt Pavlowitch fort, sind die Balkanslaven nicht dumm genug, um die Selbstsucht der russischen Politik zu verkennen. Bulgaren und Griechen gönnen Konstantinopel den Russen nicht; wenn sie es ernstlich durch das Zarenreich bedroht glaubten, würden sie ihren gegenseitigen Haß unterdrücken und sich jeder antirussischen Koalition anschließen, welche auch immer es sei. Selbst das kleine Montenegro sähe im Panslavismus nur eine Phrase; unmittelbar nachdem es seine Gebietserweiterung erlangt habe, sei das russische Institut für Mädchenbildung in Cetinje aufgehoben und durch eine italienische Unterrichtsanstalt ersetzt worden. Die Erkenntnis, daß die Balkanslaven Rußland lediglich ausnutzen wollten, habe in den panslavistischen Kreisen des Zarenreichs eine derartige Entmutigung hervorgerufen, daß manche slavischen Gesellschaften sich aufgelöst hätten. Rußland habe auf der Balkanhalbinsel bloß ein einziges reales Interesse, die freie Fahrt durch die türkischen Meerengen für seine Handelsschiffe und die Neutralisierung jener Wasserstraßen, aber dafür müsse man auf friedlichem Wege sorgen: „Ein Krieg um Konstantinopel würde zu schwer auf unserem Süden lasten, würde unsere Getreideausfuhr zerrütten und in unseren Südprovinzen eine noch nicht dagewesene Wirtschaftskrise, ja den allgemeinen Ruin hervorrufen. Die Getreidemärkte, die wir während des Kriegs verlören, würden ohne Wiederkehr in die Hände unserer alten und neuen Konkurrenten übergehen, an die Vereinigten Staaten, die Dank der Eröffnung des Panamakanals Europa werden mit ihrem Korn überschwemmen können. . . .“

Die Romantik, die der panslavistischen Tendenz der russischen Politik anhängt, ist nach Pavlowitch um so ungesunder, als die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und dem Balkan ganz geringfügig sind. In Bulgarien, dessen Wirtschaftsleben durch ein Netz von österreichischen und deutschen Banken umschlungen wird, arbeiten nach dem Verfasser bloß 900 000 Rubel russisches Bankkapital. Auch diese kleine Summe haben die Finanziers des Zarenreichs erst seit dem Balkankrieg in Bulgarien angelegt, und es scheint, als ob sie nicht recht wissen, welche Geschäfte sie damit versuchen sollen. Denn sehr zum Unterschied von Oesterreich-Ungarn und Deutschland treibt Rußland fast gar keinen Handel mit dem Reiche des Zaren Ferdinand. So steht es in Bulgarien, das Rußland geographisch noch am nächsten liegt und mit ihm durch die bequeme Handelsstraße des Schwarzen Meeres verbunden ist. In Serbien und Montenegro verschwindet Rußland ökonomisch noch vollständiger. Es hat mit Serbien 1912 einen Handel von 577 025 Rubeln gehabt, während der österreichische sich auf 19 307 230 Rubel belief. Die russische Regierung veranlaßte die Industriellen des Zarenreichs zu verschiedenen „Argonautenzügen“ nach dem Balkan, um dort russischen Waren Eingang zu verschaffen. So besuchte 1909 eine mit dem Gelde des russischen Staats ins Dasein gerufene

schwimmende Industrieausstellung die wichtigsten Häfen der Balkanhalbinsel. Die ausgestellten Fabrikate erregten durch ihre Billigkeit die Bewunderung der Stammes- und Glaubensgenossen, und viele Bestellungen erfolgten. Aber es war mit der Wohlfeilheit Schwindel gewesen. Die russischen Firmen wollten zu den Bedingungen, die sie selber gestellt hatten, nicht liefern; manche von ihnen antworteten auf die Bestellungen überhaupt garnicht. Ganz genau so ging es mit einer 1912 veranstalteten industriellen Spezialmission großen Stiles. Serbien erteilte daraufhin der russischen metallurgischen Industrie bedeutende Aufträge, der bulgarische Eisenbahnminister bestellte 2 Millionen Pud Donetz-Kohlen usw; aber sämtliche Bestellungen wiesen die russischen Industriellen als unausführbar zurück. So mußten sich denn zu ihrem Bedauern die südslavischen Staaten, als sie den Balkankrieg führten, um die Bedürfnisse ihrer Heere an Kleidung, Schuhwerk, wollenen Decken usw. zu befriedigen, anstatt an den russischen an den österreichisch-ungarischen Gewerbfleiß wenden. Im ersten Jahre des Balkankrieges hatte der österreichisch-ungarische Handel mit der Balkanhalbinsel einen Wert von 201895000 Rubel, eine Ziffer, der gegenüber die entsprechende russische Zahl Pavlowitch überhaupt gar nicht der Erwähnung würdig erscheint.

Da die russischen Fabrikanten und Bankiers in Bulgarien, Serbien und Montenegro mit den Westeuropäern nicht konkurrieren können, so wollen sie auch von einer dorthin gerichteten auswärtigen Politik nichts wissen. In den asiatischen Ländern, die Rußland unterwirft, befindet es sich ohne weiteres in der Lage, den europäischen Wettbewerb auszuschließen, am Balkan würde es zu diesem Zweck große Kriege führen müssen. Von dieser Erkenntnis zeigt sich vor allem durchdrungen: „eine wenig zahlreiche aber sehr einflußreiche Gruppe .... ein großer Teil unserer Finanzmänner, unsere Stahlkönige sowie gewisse Repräsentanten einiger besonderer Industriezweige .... Diese Handvoll Finanziers und Industrieller wird aber nicht bloß durch das Heer unserer Metallwarenfabrikanten unterstützt, sondern auch durch das hohe Beamtentum und den hohen Adel.“

Pavlowitch setzt nicht genauer auseinander, warum Bureaukratie und Aristokratie, sei es offen, sei es in ihrem Herzen, die asiatische Expansion derjenigen mit Hilfe des Panslavismus vorziehen. Ihm als Russen sind die Verhältnisse so deutlich, daß er glaubt, er brauche sie auch dem Ausländer nicht zu spezifizieren. Als zwischen 1866 und 1875 ein russisches Eisenbahnnetz geschaffen wurde, erschienen unter den Konzessionären für die einträglichsten Linien viele Mitglieder der vornehmen Gesellschaft. Erst nachdem die Hauptstrecken gebaut worden waren, ergingen gewisse Bestimmungen, die den Gewinn der Bewerber um die Konzessionen verminderten. Gleichwohl machte es auf die Mitglieder des Ministerkomitees noch einen geradezu niederschmetternden Eindruck, als der Finanzminister jenen kaiserlichen Befehl verlas.*) Natürlich gab es für die bevorzugten

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Russische Finanzen unter Alexander II. und der Ursprung des Türkenkrieges“. Jahrgang 1914, Band 157 dieser Zeitschrift.

Gesellschaftsklassen beim Bau von Eisenbahnen doch noch genug zu verdienen. Deshalb hielt ein großer Teil der führenden sozialen Schichten die „strategischen“ Bahnen in Zentralasien sowie die sibirischen und mandschurischen Schienenwege für viel patriotischere Werke als alles, was die russische Balkanpolitik ausrichtete. Im Jahre 1905 ist durch den Frieden von Portsmouth das südliche Stück der mandschurischen Bahn an die Japaner verloren gegangen. Seitdem verfolgten die russischen Eisenindustriellen und Banken mit ihren vornehmen Hintermännern das Projekt, auf einem anderen Wege russische Schienen an den Stillen Ozean vorzutreiben. Es handelte sich um die transmongolische Bahn. die vom Baikalsee über Kiachta, Urga, Kalgan, Peking und Tientsin führen und von Moskau bis zum Meer 1200 Werst weniger zählen sollte als die mandschurische Bahn. Etwa dreiviertel Jahr vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges sind der Generalgouverneur von Irkutsk, der diplomatische Agent in der Mongolei und einige andere jener Grenzbeamten, wie sie die asiatische Expansionspolitik der russischen Regierung immer so stark vorwärts gedrängt haben, in Kiachta zu Beratungen über die mongolische Bahn zusammengetreten. Die technischen Vorstudien für das erste Stück Baikalsee-Kiachta waren bereits angestellt worden. Die Konferenz empfahl der Regierung dringend, mit der Herstellung der völkerverbindenden Eisenstraße endlich den Anfang zu machen.

In Petersburg, wo man so tief wie nur je in die Angelegenheiten des Balkans verstrickt war, wurde der riesenhafte Plan zunächst nicht gutgeheißen. Aber Pavlowitch, der, wie gesagt, seine Veröffentlichung vor dem Krieg abgeschlossen hat, ist fest überzeugt, daß das Zarenreich sich schließlich doch von den panslavistischen Utopien abwenden und seinen Charakter als asiatische Macht immer entschlossener betätigen wird. Dann wird die mongolische Bahn der Begierde der russischen Industrie und der Habsucht aller derjenigen, die darum und daran hängen, bei weitem nicht genügen. Schon haben sich russische Bankiers, Gewerbetreibende, Ingenieure die wichtigsten Eisenbahnkonzessionen in Nordpersien gesichert, dazu das Monopol der Ausbeutung der unerschöpflichen Schätze, die jene Länderstrecken an Kohle, Naphta, Zink und Blei besitzen. Noch enger als anderswo hängen in Rußland Wirtschaft und Politik zusammen, denn die Großindustrie dieses Landes arbeitet fast durchweg mit fiskalischen Geldern und dient weit mehr den Bedürfnissen des Staates als denen des wenig kaufkräftigen Publikums. So ist der Erbauer der Mandschurischen Bahn, Graf Witte, auch keineswegs ein Anhänger des Grundsatzes, daß Rußland groß genug ist und nicht mehr nach territorialen, sondern nur noch nach wirtschaftlichen Eroberungen zu streben hat. Vielmehr will der Gegner der auswärtigen Politik, die gegenwärtig an der Newa getrieben wird, sich nur deshalb mit den Zentralmächten aussöhnen, damit Rußland zu einer günstigen Stunde die Briten in Indien angreifen kann. Man sieht, alle russischen Staatsmänner stimmen darin überein, daß ihr politischer Horizont ein ganz unermeßlicher ist und ebenso

ihre Eroberungssucht. Dieser Trieb wird auch von Pavlowitch, obwohl er ihn für unsittlich hält, als eine Kraftäußerung angesehen, der in Asien kaum irgend etwas auf die Dauer widerstehen dürfte. Man möge nur warten, bis Rußland sein iranisch-turanisches Eisenbahnnetz ausgebaut habe; ob England wolle oder nicht, Afghanistan werde dann ganz von selber zu einem Bestandteil der russischen Einflußzone werden.

Die Voraussage Pavlowitchs, daß ein Krieg zur Verwirklichung panslavistischer Ideale den Körnerbau Südrußlands um seine Zukunft bringen würde, scheint in Erfüllung zu gehen. Die Sperrung der Dardanellen macht England unmöglich, russisches Getreide zu beziehen. Im Jahre 1911 empfing Großbritannien durch die Dardanellen für 425 Millionen Mark Zerealien; ein Teil davon war rumänischen Ursprungs, aber die Hauptmasse kam aus Rußland. Die Gesamteinfuhr der britischen Inseln an Brotfrüchten und Futtermitteln hatte in dem genannten Jahre einen Wert von 1330 Mill. Mark.*) Da sich England während des gegenwärtigen Krieges nach Ersatz für das russische Getreide umsehen mußte, so stieg wesentlich mit dieserhalb die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an Brotstoffen, die Juli—November 1913 nur 84252000 Dollars wert gewesen war, in den gleichen fünf Monaten des Jahres 1914 an Wert auf 183064000 Dollars, also um 98812000 Dollars oder rund um 400 Millionen Mark. Die Eröffnung des Panamakanals, vor der sich Pavlowitch um der russischen Landwirtschaft willen so fürchtet, steht bevor, und zugleich verdienen die Farmer der Union durch den Krieg enorme Summen, die sie zur Verbesserung und Ausdehnung ihrer Betriebe benutzen können. Die Weizenpreise in New York, die vor Ausbruch des Krieges auf 144 Mark pro Tonne standen, sind auf 225 gestiegen, also um 80 Mark.**) Je mehr der Ackerbau in den Vereinigten Staaten durch die Selbstzerfleischung der europäischen Völker erstarkt,***) um

---

*) Vgl. meine Pol. Korr. vom August 1912 im 149. Bande.

**) Die Zahlen sind von Anfang Januar und dem Handelsblatt der „Voss. Ztg." entnommen. Es sei bemerkt, daß Weizen damals in Berlin, allerdings unter staatlicher Regulierung des Preises, 260 Mark die Tonne kostete, während der Preis in London immerhin 250 Mark war (54 sh. per Quarter). Das freihändlerische England ist natürlich an viel niedrigere Getreidepreise gewöhnt als Deutschland. Vor dem Krieg kostete Weizen in London 157 Mark und hatte in Berlin einen Lokopreis von 204 Mark. In England sind also die Kornpreise durch den Krieg viel mehr gestiegen als bei uns, zumal wir hauptsächlich von Roggen leben, der billiger ist als Weizen und dabei höheren Nährwert hat. (Vgl. Eltzbachers Volksernährung und Aushungerungsplan. S. 107).

***) Die Stellung der Erzeuger von Brotstoffen in der Union ist eine um so günstigere als 1914 ein glänzendes Erntejahr für die Vereinigten Staaten gewesen war, während alle anderen überseeischen Länder, die Korn nach Europa ausführen, ungünstige Ernten gehabt haben. Australien, Ostindien und Südamerika haben 1911 von den 1330 Millionen Mark, die die englische Zeralien-Einfuhr insgesamt wert war, für 495 Millionen Mark herübergesendet. Alle drei Länder haben 1914 so großen Mißwachs erlebt, daß Ausfuhrverbote in ihnen erlassen werden mußten. Auch Kanada vermochte wenig Korn abzugeben. Wohlgemerkt sind nur die Hervorbringer von Korn in der Union so glücklich daran; ein anderer Zweig der Landwirtschaft, die

so schwerer wird es nach dem Frieden den russischen Getreideproduzenten mit ihrem vielfach längst erschöpften Boden werden, die verlorenen Absatzgebiete zurückzugewinnen. Im Jahre 1911 war der russische Getreide-Import nach England etwa 400 Millionen Mark oder 200 Millionen Rubel wert. Heute erfordert der im Auslande zahlbare Kupon der russischen Staatsanleihen jährlich 300 Millionen Rubel.*) Man erkennt, daß die Politik, die Rußland gegenwärtig betreibt, die immer prekäre Handelsbilanz des Reiches vollständig zu vernichten droht.

Zur Entschädigung für die Gefahren, die sie laufen, und die Opfer, die sie bringen, wollen die Russen neben der Vorherrschaft am Balkan noch Ostgalizien und die nördliche Bukowina durch den Krieg erwerben. Der Gang der militärischen Operationen hat ihnen diese Gebiete in die Hände gespielt, die 6 Millionen Einwohner haben mögen. Aber nicht erst der Erfolg der russischen Waffen hat das Kabinett von St. Petersburg bestimmt, jene Annexion ins Auge zu fassen, sondern es handelt sich dabei um ein sehr altes Gelüst der Staatsmänner an der Newa. Deshalb äußerten schon Anfang 1914 französische Militärs in der Presse ihres Landes das Mißtrauen, daß im Kriegsfalle die in Ostpreußen einbrechenden russischen Armeekorps nicht zahlreich genug sein würden, um den Franzosen eine wirksame Diversion zu machen, weil das Zarenreich das Gros seiner Streitkräfte nicht gegen Deutschland, sondern gegen Oesterreich zur Eroberung der Karpathengrenze in Bewegung setzen würde. Diese in Frankreich sogar vom Generalstab geteilte Befürchtung**) hat sich nicht ganz gerechtfertigt gezeigt. Die Russen dirigierten zwar in der Tat ihr Gros gegen die Oesterreicher, brachten aber, im Gegensatz zu den vielfach recht skeptischen Schätzungen ihrer französischen Bundesgenossen, überhaupt so große Truppenmassen an ihrer Westgrenze zusammen, daß sie beide Zentralmächte mit schwer zu bestehender Uebermacht anzufallen vermochten. Das Heer der Oesterreicher, das den Hauptandrang zu bestehen hatte, war zu klein, um den Schutz der Karpathen entbehren zu können, und mußte Ostgalizien und die Bukowina vorläufig räumen.

In diesen Landesteilen, die überwiegend die Ruthenen, ein Zweig des kleinrussischen Volkstums, bewohnen, hat es immer eine russophile Partei gegeben, die aber unbedeutend war. Gleichwohl haben die russischen Eindringlinge aus jenen stammesgenössischen Sympathien militärischen Nutzen gezogen, der um

---

Baumwollproduktion, hat durch die europäische Konflagration schwer gelitten. In den Monaten Juli bis November 1913 war die Ausfuhr an Baumwolle 301 347 000 Dollars wert gewesen. Während des gleichen Zeitraums 1914 erreichte der Export nur 67 406 000 Dollars an Wert. Die Vereinigten Staaten erleiden also an diesem Artikel einen Verlust von 233 941 000 Dollars oder von beinahe einer Milliarde Mark. Die Zahlungsbilanz Amerikas, für die Baumwolle und Zerealien die entscheidenden Ausfuhrposten sind, droht also trotz des verstärkten Getreideexports durch den Krieg sehr nachteilig beeinflußt zu werden.

*) Handelsblatt der „Voss. Ztg." vom 14. Januar: 170 Millionen Rubel sind in Frankreich zu zahlen, in Deutschland 80, in England und Holland 50. Diese Aufstellung ist der „Ruskya Wjedomosti" entnommen.

**) Vgl. meine Pol. Korr. vom Februar 1914, Band 155, Seite 391.

so mehr ins Gewicht fiel als auch jenseits der Karpathen, in Nordungarn, Ruthenen wohnen. Ein österreichischer Schriftsteller, der im übrigen mit berechtigtem Optimismus die Gesinnungen des Slaventums der Monarchie als durchaus reichstreu darstellt, sagt über jene Verhältnisse: „Gewiß, an den Grenzen Oesterreich-Ungarns wurde Verrat geübt; Gold und Betörung machten Staatsangehörige zu tückischen Feinden ..... Sind in den Verfehlungen Einzelner nicht auch Unterlassungssünden der Verwaltung in die Erscheinung getreten, war die russophile Propaganda nicht allzu leicht genommen werden?“*) Hier dürfte mit Recht angenommen sein, daß es sich im wesentlichen nur um die Verfehlungen einzelner Personen handelt. Das Ruthenen- oder Ukrainertum ist in Rußland schon seit Peter dem Großen unausgesetzten Verfolgungen unterworfen gewesen. Flüchtige russische Ukrainer haben in Galizien selbst in den Zeiten ein Asyl gefunden, wo die österreichische Regierung der ukrainisch-nationalen Agitation unter ihren eigenen Untertanen sehr feindlich gegenüberstand.**) Solche Zeiten gingen aber rasch vorüber. Im allgemeinen war das Verhältnis zwischen dem Wiener Hof und den Ruthenen ein ebenso gutes, wie das zwischen der Hofburg und den ungarländischen Rumänen. Ja der Kaiser war sogar in der Lage, den galizischen Ruthenen einen manchmal recht wirksamen Schutz gegen die Polen angedeihen zu lassen, während er in Siebenbürgen in die Streitigkeiten zwischen Rumänen und Magyaren nicht einzugreifen vermochte. Nur den Ruthenen in Nordungarn konnte die Krone gegen Bedrückungen ihrer Nationalität nicht helfen, aber hier ist das ruthenische Nationalbewußtsein auch am wenigsten entwickelt. Die Ruthenen Galiziens haben noch kurz vor Ausbruch des Krieges mit ihren polnischen Landsleuten ein Kompromiß über das Wahlrecht zum Landtage geschlossen. Sie dürften durch das Schicksal ihrer Stammesgenossen in Rußland zur Mäßigung erzogen worden sein. Ministerpräsident Stolypin entriß den Ukrainern alle Freiheiten wieder, die die Revolution von 1905 jenem seit Jahrhunderten mißhandelten Volk gebracht hatte. Dem kleinrussischen Bauernstand wurde das Wahlrecht zur Reichsduma genommen und die Presse so gestellt, daß ihre Produktionen bäuerliche Kreise nicht erreichen konnten.

Lange vor dieser letzten Ukrainerverfolgung in Rußland, im Jahre 1900, schrieb General Kuropatkin, der spätere Oberbefehlshaber gegen die Japaner, damals Kriegsminister, an den Kaiser Nikolaus II.: „Nicht nur die polnische, sondern auch die russische (ruthenische) Bevölkerung Galiziens sehnt sich durchaus nicht darnach, zu Rußland zu kommen. Wir kommen für die Slaven Oesterreichs nur als Mittel, aber nicht als Ziel in Betracht. Man muß

---

*) Richard Chamatz: „Oesterreich-Ungarns Erwachen“, Seite 23. Sammlung der politischen Flugschriften von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1915.

**) M. Michel Hruchewsky, Professeur de l'histoire à' l'université de Lemberg: „Le problème ukrainien“. Revue politique internationale. November-Dezember 1914. Pag. 322.

das ununterbrochen im Gedächtnis behalten. Sogar die kulturell viel weniger entwickelten Bulgaren und Serben wendeten sich sofort von Rußland ab, nachdem wir sie mit dem Preis kostbaren russischen Bluts auf eigene Füße gestellt hatten..... Trotz der schweren wirschaftlichen Lage, in welcher sich die Bevölkerung Galiziens befindet und trotz des Länderankaufs durch die Juden, trotz der im Vergleich mit Ungarn ungleich schwereren Steuern, trotz der Unterschiede in den Rechten der Polen und Ruthenen betrachtet die Bevölkerung Galiziens die von ihr erworbene Kultur als eine höhere im Vergleich zu der ihr benachbarten Bevölkerung Rußlands. Die Unterwerfung unter Rußland würde nach der Meinung dieser slavischen Bevölkerung nicht einen Schritt vorwärts, sondern einen Schritt zurück bedeuten. Wir müssen stets daran denken, damit wir uns durch falsche und schädliche Schwärmereien nicht selbst betrügen und womöglich einbilden, daß, sowie unsere Truppen Ostgalizien betreten, sich die Bevölkerung gegen die Oesterreicher, ihre jahrhundertelangen Unterdrücker, erheben werde.*)

Ganz wie Kuropatkin vorausgesehen hatte, war bei dem Einmarsch der Russen in Galizien keine Rede davon, daß sich das ruthenische Volkstum in großen Massen für die Sache des Zaren erklärt hätte. Immerhin tauchten hier und da unter dem Landvolk glaubens- und stammesgenössische Sympathien für Rußland auf. Deshalb ist es sehr gut möglich, daß an der Newa das Projekt eines Ländertausches wieder erwogen wird, mit dem man sich dort schon öfter getragen hat. Wenn es Rußland nicht gelingen sollte, die Deutschen und Oesterreicher aus Kongreßpolen zu vertreiben, so dürften unter den russischen Politikern Stimmen laut werden, die dem Austausch zwischen einem Teil von Kongreß-Polen und Ostgalizien das Wort reden. Das römisch-katholische Kongreß-Polen ist für die Russen absolut unassimilierbar, in Ostgalizien dagegen würde die russifikatorische Tendenz, wie sich gezeigt hat oder gezeigt zu haben scheint, ein δός μοι ποῦ στῶ finden. Allerdings ist nicht ganz sicher, daß nach den Erfahrungen dieses Krieges die Befürworter eines solchen territorialen Arrangements noch viel Zustimmung bei russischen Politikern finden werden. Die Strategie ist in ihren Bewegungen heute nicht so reißend, wie in der vorhergegangenen geschichtlichen Epoche; anstatt rasch Kijew und Moskau zu erreichen, ist der Krieg in Kongreß-Polen stehen geblieben. In höherem Maße, als früher angenommen wurde, ist Kongreß-Polen das Glacis Rußlands. Noch 1910 hat der russische Generalstab die in Kongreß-Polen liegenden Truppen größtenteils nach dem Innern des Reiches verlegt. Wahrscheinlich trugen sich die maßgebenden militärischen Kreise des Zarenreiches damals mit der Absicht, wenn es zum Krieg mit den Zentralmächten käme, Kongreß-Polen überhaupt nicht ernsthaft zu verteidigen, sondern nach der überlieferten strategischen Methode, durch die Karl XII. und Napoleon überwunden worden sind, den Feind in das Innere Rußlands hereinzulassen. Wenn

*) Vgl. Band 149, Jahrgang 1912, Emil Daniels: „Kuropatkin als Staatsmann und Feldherr."



die Russen diese Art und Weise, den Krieg zu führen, die ihren nationalen Eigentümlichkeiten vortrefflich entsprach, nicht wieder angewendet haben, so ist vermutlich neben der gebotenen Rücksicht auf die Forderungen des französischen Generalstabs der Stand der ukrainischen Frage die Ursache davon gewesen.

Denn wenn es auch schon ein halbes Jahrhundert her ist, daß Oesterreich ukrainischen Emigranten aus dem Zarenreich Gastfreundschaft gewährte, so spielt doch in den österreichisch-russischen Beziehungen die ukrainische Frage erst seit ein paar Jahren, etwa seit 1907, eine Rolle. Es scheint, als ob alle Unterdrückungsmaßregeln Stolypins nicht imstande gewesen sind, den Aufschwung rückgängig zu machen, den die kleinrussische nationale Bewegung durch die Revolution von 1905 genommen hat. Deshalb vermochte man jetzt in Wien gegen den Moskoviterstaat die ukrainische Karte auszuspielen. Oesterreich mit seinen elastischen föderativen Staatsformen kann eine ukrainische Bewegung ertragen, aber der harte Zentralismus des Zarenreichs hat keinen Raum dafür. Jener oben zitierte Geschichtsprofessor ruthenischer Nationalität aus Lemberg sagt, die Lage der Ukrainer in Rußland erscheine den Volksgenossen in Oesterreich-Ungarn nicht beneidenswert, wenn auch die Verhältnisse, unter denen das Ukrainertum in der Donaumonarchie lebe, auf die Kleinrussen im Zarenreich gleichfalls keine Anziehungskraft ausüben möchten. Wirtschaftlich könnten sich die kleinrussischen Stämme nur sehr schwer von dem Reichskörper trennen, zu dem sie zufällig gehörten; deshalb neigten die gebildeten Ruthenen diesseits wie jenseits der Grenze gegenüber der Idee eines besonderen ukrainischen Nationalstaats zur Resignation und wünschten sich mit weitgehender Autonomie für ihr Volkstum zu begnügen.

Es ist ganz klar, daß dieser Stand der ukrainischen Frage die Habsburgische Monarchie, deren ruthenische Untertanen sich mit Stolz Tiroler des Ostens nennen, begünstigt, für Rußland aber sehr gefährlich ist. Die kleinrussischen Intransigenten verlangen die Losreißung der ukrainischen Provinzen vom Zarenreich. Was das bedeutet, lehrt eine Karte, die der Flugschrift eines anderen Lemberger Universitätslehrers ruthenischen Stammes*) beigegeben ist. Die Ukrainer dieser Richtung beanspruchen für das selbständige ukrainische Gemeinwesen, das sie schaffen wollen, ein Gebiet von 850 000 Quadratkilometer (das Deutsche Reich hat 545 000). Nur der elfte Teil jenes Territoriums gehört zu Oesterreich-Ungarn, der ganze Rest soll Rußland entrissen werden. Hier wohnen $28\frac{1}{2}$ Millionen Ukrainer geschlossen zusammen, in Oesterreich-Ungarn nur 4 200 000. Die gesamte Küste Rußlands am Schwarzen und Asowschen Meer mit Odessa, Cherson, Taganrog, der ganzen Krim, die Umgegend von Sebastopol ausgenommen

*) Dr. Stefan Rudnyckyj, Privatdozent der Geographie an der Universität in Lemberg: „Ukraina und die Ukrainer." Wien 1914. Verlag des allgemeinen ukrainischen Nationalrates.

(die tartarisch ist), gehört dem Kleinrussentum. Den bei weitem größten Teil des Ukrainergebiets bedeckt Schwarzerdboden, und dieser erzeugt $33^1/_3$ Prozent der Produktion Rußlands an Korn und anderen Feldfrüchten. Ein Drittel des Viehstandes im europäischen Rußland, vom Kleinvieh und dem Geflügel sogar die Hälfte bringen ukrainische Landwirte hervor. Die Eisenerzeugung „Ukrainas" (hauptsächlich im Gubernium Cherson an der Mündung des Dnjepr in das Schwarze Meer) ist 60 Prozent derjenigen des russischen Reichs. Die Kohlenfelder am ukrainischen Donetz, die etwa die Fläche von Steiermark einnehmen, geben eine Ausbeute von 79 Prozent der Gesamtproduktion an russischer Kohle in Europa und Asien.

Dr. Rudnyckyj zieht aus den statistischen Daten den Schluß, daß jene Moderaten unrecht haben, die behaupten, die „Ukraina" dürfe um ihrer ökonomischen Existenz willen dem staatlichen Zusammenhang mit dem Zarenreich nicht entzogen werden. Für den Lemberger ukrainischen Gelehrten steht fest: „daß die Ukraina durch ihre Zugehörigkeit zu Rußland nicht nur nichts gewinnt, sondern im Gegenteil verliert, indem sie durch ihren Reichtum an Naturprodukten die armen Kerngebiete Rußlands ernähren und deren Industrie fördern muß. Ukraina bedarf Rußlands nicht, dafür aber bedarf Rußland Ukrainas." Das Zarenreich hat nach unserem Autor seine ukrainischen Landschaften auch deshalb nötig, weil der Kleinrusse den Großrussen an Gesittung bedeutend übertrifft. Die Kleinrussen bauen, essen, kleiden sich besser als die Großrussen, stellen die Frauen höher, haben mehr Freiheitssinn und eine minder äußerliche Religiosität. Ukrainische Bauern gehen mit russischen keine Mischehe ein. Die 500 000 Ukrainer, die in Mittelasien und Südsibirien bis nach dem Stillen Ozean hin eine Kette von Kolonien bilden, trotzen, ungeachtet ihrer kleinen Zahl, mit Erfolg der Russifikation.

Wie er sich die politische Zukunft der von Rußland losgerissenen kleinrussischen Provinzen denkt, sagt Dr. Rudnyckyj nicht ausdrücklich, aber es ist deutlich, daß er sich die befreite „Ukraina" in irgendwelchen Formen mit Oesterreich verbunden vorstellt. Auch er gibt ehrlich zu, daß die russische Propaganda unter den galizischen Ruthenen einen gewissen Erfolg gehabt und in den ersten Tagen des Krieges in dem Bezirk von Brody-Lemberg-Sokal den Verlauf des Kampfes zu Ungunsten der k. u. k. Armeen beeinflußt hat. Aber schließlich handelt es sich nach dem Verfasser doch nur um einige Zehntausende von Bauern, die durch eine Anzahl Advokaten und Beamten, allerdings auch durch eine Menge von Popen verführt worden seien. Die Milde, die man von seiten der galizischen Landesregierung der russophilen Ruthenenpartei in der Friedenszeit bewies, tadelt Rudnyckyj ebenso wie Chamartz. Sie ist nach jenem Autor, der die Verhältnisse in dem Kronland nördlich der Karpathen kennen muß, darauf zurückzuführen, daß das galizische Polentum lieber zwei Ruthenenparteien haben wollte als Eine geschlossene.

Als Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba das freie öffentliche Leben

wahrnahm, das sich auf Grund der Charte constitutionelle an Stelle der Knechtschaft der cäsaristischen Periode entfaltet hatte, äußerte er ingrimmig: „Die Bourbonen haben mir Frankreich sehr verdorben.“ Genau so würde Rußland verdorben werden, wenn österreichische und deutsche Heere, Polen hinter sich lassend, den Bug überschritten und in das Herz Kleinrußlands, nach Kijew, vordrängen. Selbst wenn es dann beim Friedensschlusse nicht gelingen sollte, Wolhynien, Podolien usw. vom Zarenreiche loszureißen, würde doch in jenen Provinzen der nationalistische Großrussenstaat, in dessen eisernen Rahmen gepreßt nach dem Geschmack der russischen Bureaukratie das Leben allein Reiz hat, sich kaum so, wie er gewesen ist, wiederherstellen lassen. Polen ist also heute Rußlands Vormauer nicht nur militärisch, sondern auch politisch. Unter dem Druck des deutschen und österreichischen Angriffes wird dieses Bollwerk, das teilweise schon gefallen ist, so Gott will, vollends zerbröckeln. Der polnisch-ostgalizische Ländertausch ist, wenn dieser Gedanke unter den neuen strategischen Verhältnissen überhaupt noch eine erhebliche Zahl von Anhängern in Rußland finden sollte, ganz ohne Zweifel eine Chimäre. Die Hofburg hat gar keinen Grund, sich von den Tirolern des Ostens zu trennen. Sie wird hoffentlich Ostgalizien behaupten und ihren Machtbereich noch ausdehnen. Ein Vorgefühl davon, daß die ukrainische Frage während des Krieges oder nach dem Frieden Rußland mit ganz anderen Gefahren bedroht als Oesterreich, geht durch die russische Gesellschaft und trägt dazu bei, den Kassandrarufen des Grafen Witte soviel Gehör zu verschaffen, daß Sasanow und sogar der britische Botschafter gegen den unbequemen Propheten an journalistische Hilfe zu appellieren für nötig hielten.

Nachdem sie seit der bosnischen Annexionskrisis, also über vier Jahre, daran gearbeitet hatten, haben es die Serben endlich fertig gebracht, daß Rußland für den Balkan Alles einsetzte. Dabei sind die Serben keineswegs russophil. So belehrt uns im Einklang mit Pavlowitch und Kuropatkin ein Serbe, Dr. **Welimir Bajkitsch**, der fast genau vor Jahresfrist in München über „**Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan**“ öffentlich geredet hat.*) Dr. Bajkitsch ist serbischer Patriot und hat von der Zukunft seines durch den Krieg von 1912 vergrößerten Vaterlandes, das zur Zeit des Vortrages in die gegenwärtige Krisis noch nicht verstrickt war, eine hohe Meinung. Er führt das Gutachten eines deutschen Experten an, der auf die Einladung der Regierung in Belgrad die Bodenbeschaffenheit in Serbisch-Mazedonien untersuchte und zu dem Resultat kam, daß die Fruchtbarkeit des Bodens derjenigen in Aegypten gleichstehe, daß aber nur fünf Prozent der ganzen Fläche bisher kultiviert seien. Bei allem Vertrauen, mit dem Dr. Bajkitsch der ferneren

*) Publiziert in den Veröffentlichungen der Handelshochschule München. Herausgegeben von Prof. Dr. M. J. Bonn, Direktor der Handelshochschule München. III. Heft: Die Balkanfrage. Verlag von Duncker und Humblot. München und Leipzig, 1914.

Entwickelung Serbiens entgegensieht, ist er kein Chauvinist. Den nationalen Größenwahn, der viele seiner Landsleute erfüllt, und der das Königreich jetzt so unglücklich gemacht hat, betrachtet er in seinem Vortrage mit Ironie. Nur plädiert er auf mildernde Umstände für den Chauvinismus der Serben, weil junge und kleine Völker in der Frage des nationalen Ansehens krankhaft empfindlich zu sein, und eine hypertrophische Auffassung von der eigenen Souveränität zu haben pflegten. Es scheint, als ob Dr. Bajkitsch zu der kleinen aber hochintelligenten Gruppe von Serben gehört, die, einstmals von König Milan in eigener Person geführt, nach einer mehr oder weniger vollständigen dauernden Wirtschaftsgemeinschaft ihres kleinen Landes mit der benachbarten mächtigen Donaumonarchie gestrebt haben. Dr. Bajkitsch stellt Oesterreich-Ungarn das Zeugnis aus, daß es sich mit der Eroberung Bosniens und der Herzegowina begnügt und nie, darüber hinausgreifend, Serbien zu annektieren gesucht habe. Manche Gelegenheit zur Einverleibung würde es gehabt haben; eine besonders günstige sei der serbisch-bulgarische Krieg gewesen. Auch die österreichisch-ungarische Handelspolitik, urteilt der Verfasser, erwies sich, soweit die kommerziellen Gesichtspunkte nicht politischen untergeordnet worden, als loyal gegen die Balkanstaaten im allgemeinen und Serbien insbesondere. Die österreichisch-ungarische Regierung räumte stets ein, daß wirtschaftliche Konzessionen gegenseitig gemacht werden müßten, nicht bloß von den kleinen Nachbarn der Habsburgischen Monarchie.

Die Spannung bis zum Reißen, die schon, als Dr. Bajkitsch in München redete, zwischen Serbien und Oesterreich herrschte, führt der Vortragende auf einen ihm unbegreiflichen falschen Ehrgeiz der Wiener Staatsmänner zurück. Er hatte, wie er sich ausdrückt, das zweifelhafte Vergnügen, als Delegierter der serbischen Regierung bei jenen Verhandlungen am Ballplatz zu figurieren, die vor einer Reihe von Jahren zu einem erbitterten Zollkrieg zwischen den beiden Staaten führten. Oesterreich-Ungarn verlangte damals, daß Serbien sich verpflichte, die bevorstehende Bestellung von Kanonen bei den Skodawerken auszuführen und ferner, alle vom Ausland zu beziehenden Gegenstände des öffententlichen Bedarfs in der Donaumonarchie zu kaufen, vorausgesetzt, daß hier in Preis und Qualität das Gleiche geleistet würde, wie von anderen Ländern. Die serbische Regierung von 1906, sagt unser Autor, würde nichts dagegen gehabt haben, Reziprozität zu üben und Oesterreich-Ungarn als großen Abnehmer serbischer Waren, sowie in Anbetracht seiner vernünftigen handelspolitischen Prinzipien bedeutende wirtschaftliche Vorteile zu bewilligen. Aber, meint Dr. Bajkitsch, jene Forderungen des Kabinetts von Wien hatten weniger eine ökonomische als eine politische Tendenz: „Eine solche Klausel im Handelsvertrage würde bei jeder Bestellung, welche Oesterreich-Ungarn nicht zugeschlagen wird, Protestnoten, diplomatische Auseinandersetzungen und andere Schwierigkeiten zur Folge haben. Die Folge dieses intransigenten Standpunktes war, daß Oesterreich-Ungarn fünf Jahre lang von allen Staatslieferungen Serbiens ausgeschlossen war."

Wie schon erwähnt, verurteilt Dr. Bajkitsch die Staatskunst des Ballplatzes gegenüber Serbien, die er „Prestigepolitik“ nennt. Er läßt sich dabei, Nationalökonom wie er ist, von einseitig wirtschaftlichen Anschauungen bestimmen. Politisches Denken im engeren Sinne des Wortes ist ihm so schwer verständlich, daß er die österreichische Orientpolitik tadelt, weil sie seinerzeit durch ein diplomatisches Donnerwort die Wirtschaftseinheit zwischen Serbien und Bulgarien verhinderte: „Das Verhalten der Wiener Diplomaten,“ so spottet er, „im Augenblick, wo sie von der Existenz der serbisch-bulgarischen Zollunion erfuhren, gleicht jenem Othellos, als er Verdacht zu schöpfen begann.“ Wenn Wien der ökonomischen Verschmelzung Serbiens und Bulgariens mit den schwersten Drohungen entgegentrat, so war das entscheidende Motiv natürlich die politische Gefahr, die in der Entstehung eines serbisch-bulgarischen Gemeinwesens lag. Denn Oesterreich-Ungarns Stellung am Balkan wäre eine noch viel schwierigere geworden, als sie ohnehin war, wenn die serbisch-bulgarische Rivalität aufgehört hätte und neben dem rumänischen Nachbarstaat ein südslavischer entstanden wäre, der damals — lange vor dem Balkankriege — schon 8 Millionen Einwohner gezählt hätte. Die Serben wie die Bulgaren haben eine bessere Einsicht in die politische Tragweite eines serbisch-bulgarischen Zollvereins gezeigt als unser Autor. Noch im Jahre 1910 wurde sowohl in Sofia als auch in Belgrad die Propaganda für den österreich-feindlichen Plan mit Eifer wiederaufgenommen*) und zwar von Komitees, in deren Schoß bereits die später im Balkankriege von 1912 zum Ausbruch gelangten politischen Leidenschaften kochten.

Dr. Bajkitsch überschätzt die Harmlosigkeit der politischen „Ideologie“ des serbischen Volkes. Er meint, das Streben der Serben nach einem Hafen am adriatischen Meer sei zum Teil „ein unabweisbares Bedürfnis der Volkspsychologie.“ Daneben führt Dr. Bajkitsch das Verlangen der serbischen Nation nach Durazzo auf rein merkantile Triebfedern zurück. Solche sind österreichischerseits im diplomatischen Verkehr mit den Balkanstaaten stets schonend behandelt worden. Um so weniger kann Dr. Bajkitsch begreifen, daß man in Wien die ökonomischen Interessen der Monarchie geopfert hat, bloß um die politischen Empfindlichkeiten der unreifen kleinen Balkanstaaten brüskieren zu können: „Wenn man,“ so heißt es bei ihm, „die Mentalität serbischer und rumänischer Politiker gegenüber Oesterreich-Ungarn vor zehn Jahren mit der heutigen vergleicht, so fällt vor allem eine große Veränderung auf. An Stelle der Resignation, welche einem kleinen Staate die Nachbarschaft einer Großmacht einflößt, ist eine förmliche Wut gegen Oesterreich-Ungarn getreten. Die hat Oesterreich-Ungarn selbst großgezogen. Es hat sowohl Rumänien wie auch Serbien zur wirt-

*) Vgl in derselben Veröffentlichung, wo die Bajkitsche Rede erschienen ist, diejenige von Dr. Hermann Sauter, Sekretär-Stellvertreter der n.-ö. Handels- und Gewerbekammer, Wien: „Die wirtschaftliche Entwickelung der Balkanstaaten, Seite 195.

schaftlichen Emanzipation gezwungen. Hätte man 1906 nicht unmögliche Forderungen, welche aus Prestigerücksichten diktiert wurden, gestellt, so würde man in Serbien heute noch wehmütig seufzen, wie der Schöpfer des Balkanbundes, der verstorbene Ministerpräsident Milowanowitsch, in seiner Arbeit über den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn mit dem Ausspruch: „Der Herrgott ist zu hoch, die Erde zu hart und Oesterreich-Ungarn zu nah und zu mächtig."

Es liegt außerhalb des Gesichtskreises des serbischen Wirtschaftspolitikers, daß die Staatskunst der Habsburgischen Monarchie von dem Entschluß geleitet wird, sich, koste es, was es wolle, auf der westlichen Balkanhalbinsel eine politische Klientel anzugliedern. Oesterreich-Ungarn will, daß Serbien in seiner Interessensphäre liegen soll, Serbien will nicht in der Interessensphäre irgend eines anderen Staates liegen, sondern sich selbständig bewegen. Oesterreich-Ungarn will einen ewigen Bund mit Serbien, Serbien will für immer an Niemanden gefesselt sein, sondern bald mit Oesterreich-Ungarn bald mit Rußland oder auch mit keinen von beiden, sondern mit anderen Mächten sich verbünden. Schon vor einem Jahre, als Dr. Bajkitsch seinen Vortrag in München hielt, erschien dem klugen Manne die Eifersucht, mit der das kleine Serbien gegenüber dem großen Oesterreich auf seine Souveränität pochte, als einigermaßen absurd. Seitdem ist, „amoralisch" gesprochen, der Fehler von Serajevo dazugekommen, der unter dem Gesichtspunkte der serbischen Unabhängigkeit betrachtet, als Fehler schlimmer war denn als Verbrechen. Solange Franz Ferdinand noch lebte, mochte als problematisch angesehen werden, welches eigentlich der Charakter des Verhältnisses zwischen der Doppelmonarchie und dem Königreich Serbien sei; seit dem Fürstenmord aber ist ein mehr als nominell souveränes Serbien unmöglich.

Daß Oesterreich in den serbisch sprechenden Ländern nicht Ambos sondern Hammer sein will, wird ihm erschwert durch seinen nun einmal geschichtlich gegebenen katholischen Charakter. In der vorigen Nummer erwähnte ich den bedeutenden Anteil, den in Rumänien die orthodoxe Geistlichkeit in der Agitation für den Angriff auf Oesterreich nimmt. Soeben ist ein Führer der ungarländischen Rumänen, der ein ganz außerordentlich begabter Agitator sein soll, von seiner viele Jahre zur Schau getragenen Kaisertreue öffentlich zurückgetreten und hat sich nach Bukarest an die Spitze des austrophoben Heerbanns begeben.*) Kaum braucht gesagt zu werden, daß dieser Mann ein griechisch-katholischer Priester ist; obendrein noch ein Uniat, der seine theologischen Studien in Rom gemacht hat. Auch der Abfall eines Bruchteils der galizischen Ruthenen zu den Russen scheint mit dem Gegensatz zwischen der römischen und der orthodoxen Kirche zusammenzuhängen. Denn zwar sind die meisten galizisischen Ukrainer Uniaten, aber sie bleiben doch, obwohl sie den Primat des Papstes anerkennen griechisch-katholisch

*) Vergl. für das Folgende die Darlegungen von Dr. Korodi, Seite 374 dieses Heftes.



und sind infolgedessen der Beeinflussung von Seiten der russischen Kirchenbehörden nicht ganz unzugänglich. Römischer und griechischer Katholizismus streiten sich um die Seele der Ruthenen. Der griechisch-katholische Erzbischof von Galizien, Graf Scheptyckyj hat einen Hirtenbrief erlassen, in dem die große und nachhaltige Bedeutung des Krieges für die katholische Kirche und die ukrainische Nation betont wird. Den Anlaß zu diesem Hirtenbrief, dem zweiten während des Krieges, hat der Kirchenfürst aus den verräterischen Handlungen entnommen, von denen oben gesprochen wurde. Graf Scheptyckyj warnt seine Herde vor falschen Lehren und vor dem Judasrat eines gewissen russischen Kirchenfürsten, der unter Mißbrauch der heiligen Schrift in Aufrufen an die griechische-katholische Bevölkerung Galiziens diese von der Eidespflicht gegen den österreichischen Kaiser entbinde. Die „Oesterreichische Rundschau," die die zitierte Manifestation des ukrainischen Seelenhirten wiedergibt*) veröffentlicht auch den folgenden recht charakteristischen Brief eines ukrainischen Soldaten an seinen Pfarrer: „. . . . Derzeit geht es mir wohl; Gott sei Dank, und ich bin munter in Gesellschaft meiner Kameraden. Heute aber, am Sonntag, ist es mir traurig, da es verboten ist, die Kaserne zu verlassen, sodaß es mir kaum möglich war, auf ein Stündchen in die Kirche der P. Basilianer zu gehen. Ob aber am nächsten Sonntag ein Kirchgang überhaupt möglich sein wird, weiß ich nicht. Gottes Wille geschehe, und das heilige Herz Jesu beschütze uns und helfe, den Feind zu besiegen und unsere Brüder Ukrainer aus dem Joch der russisch-orthodoxen Knechtschaft zu befreien und mit unserer katholischen Kirche zu vereinigen. . . . ."

Die Kleinrussen im Zarenreich sind großenteils die Söhne und Enkel von Uniaten, die erst unter Alexander II. durch Kosaken zur Orthodoxie zurückgezwungen worden sind. Wenn das Kriegsglück die Oesterreicher bis nach Kleinrußland führt, dürften Millionen Ukrainer freudig zur Unterordnung unter die römische Curie zurückkehren. Aber was jenseits des Bug vielfach ein Hebel für die österreichische Politik sein würde, ist jenseits der Save nur zu oft ein Hemmschuh. In der oben angeführten Publikation der Münchener Handelshochschule ist auch ein Vortrag von Dr. G. Masaryk zum Abdruck gelangt: „Oesterreich und der Balkan." In ihm findet sich über die kirchliche Seite der österreichischen Orientpolitik folgende lehrreiche Stelle: „Viel wichtiger als es den Anschein hat, ist der religiös-kirchliche Unterschied. Das politisch dirigierende Wien ist katholisch, äußerst klerikal gegenüber der serbischen und balkanischen Orthodoxie. . . . Es wurde bei uns in den Delegationen offen erklärt von einigen Rednern, daß Albanien das Zukunftsland der katholischen Propaganda ist. Ein katholischer Redner hat die Idee ausgesprochen, daß die Mohammedaner Albaniens sehr gerne zum Katholizismus zurückkehren werden. Die Katholiken Albaniens

*) Heft vom 15. Januar: „Die österreichischen Ukrainer und der Krieg" von Austriacus.



werden von Wien aus systematisch seit Langem unterstützt. Ich betone: Dieser kirchliche Antagonismus ist für das Verständnis der Wiener Politik sehr wichtig."

Da wir das wertvolle Zeugnis des Barons Rosen dafür haben, daß die gräkoslavischen Völkerschaften des europäischen Südostens im Grunde genommen nicht orientalisch, sondern occidentalisch denken, wird Oesterreich, das im Lauf seiner Geschichte schon viele schwere Probleme gelöst hat, wohl auch über jene Sorgen hinwegkommen. Viel kritischer erscheint nach allen Richtungen hin die Lage Rußlands. Nicht zum mindesten in Ostasien. Der Weltkrieg verspricht Japan zu stärken, China hat er schon gestärkt. Präsident Juanschikai hat die Feuersbrunst in Europa benutzt, um seine Würde lebenslänglich zu machen und sich das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, beizulegen. Er regiert China absoluter und zentralistischer als irgendein Mandschukaiser in den letzten Jahrzehnten der gefallenen Dynastie.*)

Das sind sehr dunkle Punkte am Horizont der russischen Politik. Denn China ist nicht nur das Dorado der russischen Eisenbahnspekulanten, sondern auch, ebenso wie Japan, der Nachbar Sibiriens, und beide mongolische Großstaaten haben ein stark empfundenes expansives Bedürfnis.

Daniels.

Von Berchtold zu Burian. — Die rumänische Frage.

Man kann unmöglich behaupten, daß der Rücktritt des Grafen Berchtold von seinem Wiener Posten als Leiter der auswärtigen Politik irgendwo in der politischen Welt, soweit sie die Vorgänge in Oesterreich-Ungarn auch nur oberflächlich verfolgt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt hätte. Nur widerstrebend hatte er, als Nachfolger des Grafen Aehrenthal, sich den Mühen dieses undankbaren Geschäftes unterzogen, und die Freude daran ist durch den Ausbruch des Krieges gewiß nicht gesteigert worden, da doch gerade Graf Berchtold es war, der, unmittelbar vor Beginn seiner Kanzlertätigkeit in Wien, als Botschafter in Petersburg bis zur äußersten Grenze der Selbstverleugnung versucht hatte, Rußland und Oesterreich-Ungarn in ein freundliches Verhältnis zueinander zu bringen. Diese ehrlichen Bemühungen sind auf russischer Seite jedenfalls mißdeutet worden als Ausdruck der Schwäche, und so ist es verständlich, daß es für den Grafen Berchtold keinen besonderen Reiz hatte, die ungewollten Wirkungen einer durchaus ehrlich gemeinten Politik aus nächster Nähe und als Nächstbeteiligter weiter zu verfolgen. Ob außerdem für seinen Entschluß, sich von der Politik ganz zurückzuziehen und sich der Verwaltung seines

*) Vgl. Revue politique internationale. Novembre-Decembre 1914. Albert Maybon: „L'évolution de la république chinoise." Ferner Fritz Werthheimer: „Deutschland und Ostasien." 14. Heft der Jäckhschen Sammlung. Stuttgart und Berlin 1914. Deutsche Verlagsanstalt.



ausgedehnten Grundbesitzes zu widmen, noch irgend ein Umstand von aktueller Bedeutung ins Gewicht fiel, kann jetzt, abgesehen von denen, die in Wien unmittelbar am Webstuhl der Zeit sitzen, von niemandem mit Bestimmtheit behauptet werden. Die Reise des Grafen Tisza ins deutsche Hauptquartier braucht keineswegs als Brüskierung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten aufgefaßt zu werden, da eine solche Absicht mit der Sinnesart des Kaisers Franz Josef unmöglich in Einklang zu bringen wäre und da Graf Tisza mit den maßgebenden Persönlichkeiten der deutschen Reichsregierung und der deutschen Heeresleitung in erster Linie Angelegenheiten zu besprechen hatte, die mit der spezifisch ungarischen Politik und Kriegslage in allerengstem Zusammenhang stehen. Graf Tisza ist ja noch lange vor dem Ausbruch des Krieges oft als der sichere Nachfolger des Grafen Berchtold bezeichnet worden und wäre wahrscheinlich schon jetzt an dessen Stelle getreten, wenn er sich nicht selbst, von seinem Standpunkt mit subjektiver Berechtigung, für unentbehrlich hielte bei der endgültigen Erledigung innerpolitischer Aufgaben Ungarns, die zum Krieg in untrennbarer Beziehung stehen. Auf magyarischer Seite nimmt man auch an, daß Baron Burian auf dem Wiener Ballplatz nur der Platzhalter Tiszas sei. Es mag im Augenblick dahingestellt bleiben, ob es im Interesse der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie läge, wenn Graf Tisza als Mann, der von jeher gewohnt war, auch die großen politischen Fragen des Staates unter einseitig magyarischem Gesichtswinkel zu beurteilen, an den Angelpunkt der österreichisch-ungarischen Politik mit europäischer Perspektive gesetzt würde. Er ist gewiß eine sehr zielbewußt und, wo er es für notwendig erachtet, rücksichtslos arbeitende Persönlichkeit, die sehr genau weiß, was sie will, und diese Art Menschen ist unter den österreichischen Staatsmännern nicht gar dicht gesät, aber ob das gerade in dem vorliegenden Fall, bei der bewußt einseitigen politischen Gedankenrichtung Tiszas, für dies komplizierte Reich ein besonderes Glück wäre, ist schwer zu entscheiden. Durch seine Entfernung von Ofenpest würde vielleicht das ungarische Problem entlastet, dagegen die Reichspolitik verwickelter werden. Baron Burian ist ein Schwiegersohn des ehemaligen Honvedministers und späteren Ministerpräsidenten Fejervary, der bei der ungarischen Achtundvierzigerpartei immer als „schwarz-gelb" verschrien war, weil er stets mit großem Freimut die allgemeinen Reichsinteressen wahrnahm und diesen die Interessen seines Volkes unterordnete; dabei blieb er immer Magyare vom Scheitel bis zur Sohle, ein glänzender Typus des magyarischen Edelmannes alten Schlages, der die Pflichten gegen den Thron und gegen das eigene Volkstum in vollendeten Einklang zu bringen wußte. Man nimmt an, daß Baron Burian seinem Schwiegervater auch innerlich nahestand, und das wäre in diesen Zeitläuften entschieden die beste Qualifikation für den Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns.

Das höchste Maß von Geschick und politischem Takt, gepaart mit klarer Einsicht in die politischen Notwendigkeiten, wird erforderlich sein, um

die rumänische Frage möglichst bald zu einer günstigen Entscheidung zu bringen. Sie ist in ein neues Stadium getreten durch die Entfaltung einer leidenschaftlichen Agitation von seiten der Bukarester rumänischen „Kultur-Liga" für einen sofortigen Anschluß an die Mächte des Dreiverbandes. Die Liga hat um die Jahreswende ihren Namen geändert, sie heißt jetzt „Nationalliga" und tritt offen für die Schaffung eines großrumänischen Reiches ein, dem das angrenzende Siebenbürgen und sonstige von Rumänen bewohnte Teile Ungarns einverleibt werden sollen. Um unter den Rumänen diesseits der Karpathen für solche Zukunftsmusik Stimmung zu machen, hat man den früheren ungarischen Reichstagsabgeordneten Dr. Lucaciu, der während eines Menschenalters weite Kreise seines rumänischen Volkstums in Ungarn aus nationalem Dämmerzustand aufgerüttelt hat und immer zu den einflußreichsten Führern jener Rumänen gehörte, dazu vermocht, sich zum Präsidenten der Nationalliga in Bukarest wählen zu lassen. Lucaciu hat dadurch mit seiner politischen Vergangenheit vollständig gebrochen und hat auch schon in aller Form der rumänischen Nationalpartei in Ungarn und Siebenbürgen seinen Austritt als Vorstandsmitglied erklärt, mit der Begründung, „daß die Idee der politischen Einheit des rumänischen Volkes in diesen historischen Tagen alle Konsequenzen ziehen muß und daß das Programm der rumänischen Partei in Siebenbürgen und Ungarn nicht mehr den von den veränderten Verhältnissen gebotenen nationalen Erfordernissen entspricht". Der neue Präsident der Nationalliga ist von Bukarest nach Rom gereist, vielleicht auch um der rumänischen Regierung im Falle eines Auslieferungsverlangens Oesterreich-Ungarns eine Verlegenheit zu ersparen, jedenfalls aber auch, um in Rom, wo er seine theologischen Studien beendet und bei wiederholten Besuchen politische Beziehungen angeknüpft hat, für seine Sache auf breiterer Grundlage und ungehinderter tätig zu sein. Inzwischen sind andere Mitglieder der Nationalliga nach Paris gereist und dort vom Kammerpräsidenten Deschanel in einem großen Kreise politischer Freunde aus Paris und aus verschiedenen Balkanstaaten pompös gefeiert worden. Der rumänische Gesandte in Paris beging auch die Unvorsichtigkeit, sich an dieser Demonstration als Zuhörer zu beteiligen, — die rumänische Regierung dürfte damit kaum einverstanden sein. Man hat nun dort hochtönende Redensarten über einen „riesenhaften Schlag gegen das Prinzip der [illegible] Hegemonie durch das Prinzip der Nationalitäten" zum Besten gegeben, und der rumänische Regisseur dieser Veranstaltung hat [illegible] nach einem Bericht des „Petit Parisien" folgende [illegible]:

„Die [illegible] Rumäniens gegen Oesterreich-Ungarn ist [illegible]. Im [illegible] spätestens zu Beginn des Monats März, wenn [illegible] wird und wenn man die nötige Munition [illegible] der rumänischen Moniteure die Donau [illegible], um eventuell (!) die ungarische Hauptstadt zu [illegible] Rumänen das ungarische Gebiet betreten. Wir

müssen unsern nationalen und ethnischen Revindikationen, zum Schaden Oesterreich-Ungarns, zum Siege verhelfen. Was unsern Eintritt in die Aktion verzögert hat, das war die diplomatische und militärische Vorbereitung. Rumänien ist imstande, wenigstens 5—600 000 wohlausgebildete Soldaten von hohem militärischen Wert auf den Kriegsfuß zu stellen. Ohne irgend jemanden zu engagieren, glaube ich noch, daß eine Kriegserklärung von unserer Seite auch Italien heranziehen wird. Die lateinischen Brüder werden nicht davor zurückweichen, wundervolle Blätter in ihre Geschichte einzuschreiben nnd werden auch den Abschluß des Friedens beschleunigen. Die Ankunft von anderthalb Millionen frischer Soldaten auf dem Schlachtfelde wird ohne Zweifel die österreichische Armee zur Kapitulation zwingen und wird die deutsche Armee in die Unmöglichkeit versetzen, weiterhin dem russischen Drucke zu widerstehen und die Oderlinie, die letzte Schranke für die Verteidigung Berlins, zu halten."

Der phantasiereiche Redner, ein Herr Diamandy, in Friedenszeiten Generaldirektor der Bukarester Theater, scheint seine Kenntnisse über die gegenwärtige militärische Lage im Osten bestenfalls aus den Reutertelegrammen zu beziehen. Auf solcher Voraussetzung hat sich wohl auch die Bildung einer „siebenbürgischen Legion" in Bukarest vollzogen, bei deren Fahnenweihe der frühere Kriegsminister Filipescu in ähnlicher Prophetenstimmung verkündete: „Heute sind zum erstenmal unter der rumänischen Fahne die Rumänen von überall vereinigt: die Rumänen aus dem Königreich und die Rumänen außerhalb des Königreichs. Eine größere Sache als die kann man sich nicht vorstellen. Mögen wir auch sehr bald im Kampfe stehen, mögen wir diese Fahne bis zu den Ufern der Theiß und bis nach Szatmar (nordwestlich von Siebenbürgen) flattern sehen!"

Sehr fatal für diese forschen Kriegsapostel ist die Haltung der Rumänen in Ungarn selbst. Die rumänische Nationalpartei ist in wiederholten Kundgebungen von der Bukarester Nationalliga ganz entschieden abgerückt und verbittet sich jegliche Einmischung in ihre Angelegenheiten. Es heißt in einer dieser Erklärungen, daß „das ungarländische und siebenbürgische rumänische Volk seinem ungarischen Vaterland und dem ruhmreichen Habsburger Herrscherhaus unter allen Umständen heute und alle Zeit in aufrichtiger Treue anhängt und daß dies Volk mit seinen Blutopfern auf den Schlachtfeldern seine dem Erhaltungstrieb dieses Volkes entsprossene Ueberzeugung offen an den Tag gelegt habe, wonach die einzige Gefahr seiner nationalen Existenz der Slawismus ist".

Geradezu für einen aktiven Anschluß an Deutschland und Oesterreich-Ungarn tritt jetzt der bekannte rumänische Historiker Rosetti ein. Er tut das in einer eigens zu diesem Zweck verfaßten Schrift, in der er zu dieser Schlußfolgerung kommt:

„Die Heere, die in Flandern, in Frankreich und in Polen heute für die deutsche Sache kämpfen, verteidigen gleichzeitig unsere von

Rußland bedrohte Zukunft. Es geziemt sich also, daß wir ihnen zu Hilfe eilen, damit auch wir dazu beitragen, unsern traditionellen Feind nach Asien zurückzuwerfen und in dieser Weise die beiden Millionen Rumänen in Bessarabien zu retten, die vor hundert Jahren aus unserem Körper losgerissen wurden und deren Volksbewußtsein in dem Obskurantismus, den die russische Regierung willentlich unter ihnen unterhält, zu erlöschen droht. In je geeigneterem Augenblicke unsere Hilfe kommen, je wirksamer sie sein wird, um so größer werden die Rechte sein, die wir beim Abschlusse des Friedens werden geltend machen können."

Die uns freundlich gesinnten Bukarester Blätter drucken diese Kundgebung wörtlich ab; ihre Lektüre wird wohl die rauschende Freude der Pariser Deutschfeinde etwas dämpfen. Der Rat an Rumänien ist wirklich sehr angebracht; die rumänische Regierung dürfte sich auch selbst sagen, daß sie am allerwenigsten von Rußland ihr Heil erwarten kann; aus der rumänischen Geschichte läßt sich da mancherlei lernen! In Ungarn dagegen wird sich die Lage noch mehr klären, wenn Graf Tisza in nächster Zeit die versprochenen Zugeständnisse an die ungarländischen Rumänen bekanntgibt. Die Gesetzentwürfe, in denen diese Versprechungen Tiszas konkrete Gestalt gewinnen sollen, sind, wie Graf Tisza eben mitteilen läßt, „schon in einem fortgeschrittenen Stadium der Bearbeitung". Wenn ihre Veröffentlichung alsbald erfolgt, kann der Zeitpunkt dafür nicht schöner gewählt werden. Nachdem die Rumänen in Ungarn aus freien Stücken und so sehr rasch und nachdrücklich ihre Erklärungen gegen die irredentistischen Zumutungen der Bukarester Nationalliga abgegeben haben, könnte jetzt auch niemand behaupten, daß die vom ungarischen Ministerpräsidenten in bindender Form versprochenen und nun zu verwirklichenden Zugeständnisse an die Rumänen ein Ausdruck der Schwäche seien. Bei aller äußeren Gefahr, die das Habsburgerreich jetzt umlauert, hat der ungarische Staat während seiner ganzen Geschichte selten eine so glänzende Probe innerer Stärke gegeben, als gerade in diesem Augenblick der Bekundung gegenseitigen Vertrauens. Die gewissenhafte Erfüllung der Versprechungen Tiszas wird durch diese Umstände zu einem Akt von geschichtlicher Bedeutung werden.

21. 1. Lutz Korodi.

* * *

Seit die obige Darstellung der rumänischen Frage nach ihrem augenblicklichen Stand zum Druck gegeben wurde, haben die Bukarester Russen- und Franzosenfreunde um Filipescu und Take Jonescu vom kurzen Termin ihrer Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn sich noch etwas abhandeln lassen. Herr Take Jonescu läßt durch eines seiner Blätter nachträglich (am 25. Januar) melden, „es verlaute in politischen Kreisen, daß Rumänien erst im Mai in Aktion treten werde". Jedenfalls will man das „Auftauen der Donau" abwarten, um mit der rumänischen Flottille ungestört ins Herz Ungarns zu

stoßen. Die Offenherzigkeit dieses Generalstabs in partibus verdient unter allen Umständen volle Anerkennung. Nachdem der Zeitpunkt des beabsichtigten Einbruchs — mit einem Spielraum von zwei Monaten — ordnungsgemäß angekündigt und auch die strategische Linie dem Feind mitgeteilt worden ist, wird dieser sich nicht beklagen dürfen, er sei meuchlings überfallen worden. Er mag sich also vorsehen; eine honettere Art der Kriegserklärung kann man nicht verlangen . . .

Die eigentliche rumänische Regierung ist für den Humor der Sache weniger empfänglich. Aus der Umgebung des Ministerpräsidenten Bratianu wird (im konservativen Parteiblatt „Steagul") gemeldet, daß dieser empört sei über die gekennzeichneten politischen Theateraufführungen in Paris. „Ohne mit irgend einer Mission betraut worden zu sein, heißt es hier, macht der Generaldirektor der Theater eine Rundreise im Ausland und behauptet bei Banketten, die er veranlaßt, Dinge, die für den Augenblick unseren politischen Interessen nur schädlich sein können. Niemand kann irgend jemanden an Reisen hindern, die Schwätzer aber, die auf eingebildete Missionen ausziehen, bringen uns dem Auslande gegenüber, wo wir unsere eigenen Gesandten haben, in eine lächerliche Lage." Das genannte konservative Organ bemerkt weiter: „Die gleiche Entrüstung ist in allen liberalen Kreisen zu bemerken; sie sind entschlossen, vom Ministerpräsidenten Aufklärung über eine Frage zu verlangen, die besorgniserregend für Herrn Diamandy (den Führer der rumänischen „Mission" in Paris) und gefährlich für unser Land ist."

Die Vorgänge in der Bukowina, wo die Russen durch die Verwüstung rumänischer Güter uud durch die Greueltaten an der Bevölkerung nicht gerade in der geeignetesten Form um die Bundesgenossenschaft Rumäniens geworben haben, werden wohl auch zur Dämpfung der Russenbegeisterung einiges beitragen. Auch der Umstand, daß Italien wahrscheinlich seine eigenen Wege geht, unbeeinflußt vom Schlagwort der recht theoretischen „lateinischen" Solidarität, hat schon, wie es scheint, in Rumänien ernüchternd gewirkt. Die Zulassung der Getreideausfuhr aus Rumänien nach Deutschland darf als günstiges Zeichen für den Stimmungswechsel angesehen werden. Es wäre auch — im Interesse der Rumänen selbst! — sehr zu beklagen, wenn die ausgesprochenen deutschen Sympathien für das rumänische Volk durch die Abenteurerpolitik einer unverantwortlichen rumänischen Nebenregierung dauernd aufs Spiel gesetzt würden.

31. 1. L. K.

Die Kriegsereignisse im Januar.

Meine letzte Monatsbetrachtung gipfelte in der Frage, ob wir etwa im Begriff seien, von den Napoleonisch-Moltkeschen Prinzipien der Strategie wieder zu denen Friedrichs des Großen zurückzukehren. Wohl verstanden, ich habe nicht behauptet oder auch nur für wahrscheinlich er-

klärt, daß es geschehen sei oder geschehen werde, sondern nur die Frage aufgeworfen, ob dergleichen im Anzug sei und auf gewisse analoge Erscheinungen hingewiesen, die zu dieser Frage berechtigten. Wer so äußerlich betrachtet, was im Laufe des Januar geschehen ist, könnte meinen, daß die Zeichen einer derartigen Entwicklung in der Tat noch viel stärker geworden seien; wie schon seit etwa 4 Monaten im Westen, so scheint sich jetzt auch im Osten ein reiner Positionskrieg entwickelt zu haben. Nachdem es dem Feldmarschall Hindenburg gelungen ist, den Angriff des russischen Hauptheeres auf die deutsche Grenze abzuweisen und zurückzuschleudern, drang er doch nicht etwa bis an die Weichsellinie vor, um die Eroberung von Warschau in Angriff zu nehmen. Der Zufall, der im Kriege eine so unermeßliche Rolle spielt, hat es gewollt, daß in diesem Jahr im Dezember und Januar in Polen statt der zu erwartenden Kälte ein weiches regnerisches Wetter anhielt, das den Russen in jeder Beziehung zu Hilfe kam und die deutschen Angreifer schädigte. Die Russen konnten in dem ungefrorenen Boden zu ihrer Verteidigung die Schützengräben anlegen, in deren Herstellung sie ohnehin sehr geschickt sind, und die Deutschen konnten in dem aufgeweichten Boden ihre gewohnte Schnelligkeit nicht entwickeln, sondern kamen nur mit der äußersten Mühe mit Mann, Geschütz und Wagen von der Stelle.

Aber mit diesem relativen Stillstand der kriegerischen Handlung ist das Ergebnis des Monats Januar keineswegs erschöpft. Man erinnere sich, daß die westlichen Verbündeten, wie es uns der Tagesbefehl des General Joffre vom 17. Dezember verraten hat, die Hoffnung hegten, uns in einer allgemeinen Offensive aus Frankreich und Belgien wieder zu vertreiben, während Hindenburg noch mit den Russen rang. Schon Ende Dezember war zu erkennen, daß die verbündeten Heere die Spannkraft zu einer solchen Offensive nicht mehr besaßen; diese Tatsache ist nun in den weiteren Wochen immer von neuem bestätigt und verstärkt worden, und vor allem haben ganz umgekehrt die deutschen Truppen auch ihrerseits die Offensive ergriffen und nicht unerhebliche Vorteile errungen. Ganz besonders die Gegend zwischen Laon und Soissons, wo einst im Jahre 1814 die strategische Entscheidung fiel, ist von neuem berühmt geworden, und alle die dem Kenner des Feldzuges von 1814 geläufigen Namen wie Berry au Bac, Craonne usw. sind wieder durch die Zeitungen gegangen. Von Süden herkommend überschritt damals das Blüchersche Heer die Aisne, um Napoleon hinter sich herzuziehen und dadurch die große Armee zu entlasten und in Frankreich festzuhalten. Napoleon hoffte, daß die Festung Soissons Blücher den weiteren Rückzug versperren werde, aber im letzten Augenblick ergab sich die Festung und die Preußen wären auch ohnehin an ihr vorbeigekommen. Nun griff Napoleon das mittlerweile gewaltig verstärkte Schlesische Heer bei Laon an; mitten in der Schlacht wurde der alte Feldmarschall von der heute sogenannten Kriegspsychose ergriffen, er wurde irrsinnig, und Gneisenau hatte die furchtbare Aufgabe, 6 ältere wider-

spenstige kommandierende Generale zu einem Kampf gegen einen Napoleon zusammenzuhalten, ohne im Besitz einer wirklichen Kommandogewalt zu sein. Durch diesen Bruch in der deutschen Führung wurde der französische Kaiser gerettet, der sonst von der erdrückenden Ueberlegenheit der Verbündeten hätte leicht vernichtet werden können.

Aber schon, daß er bei Laon nicht mehr gesiegt hatte, gab moralisch den Ausschlag für die Entscheiduug; so kann man wohl auch von den jetzigen Gefechten zwischen Laon und Soissons sagen, daß sie zwar nicht strategisch, aber moralisch von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Denn das Fazit heißt: die Offensivkraft der Franzosen ist so gut wie erschöpft; die unsrige aber lebt. Zur Ermattungsstrategie übergehen zu müssen sind wir auf dem westlichen Kriegsschauplatz noch weit entfernt.

Wie steht es nun im Osten? An der Rawka und Piliza liegen wir ziemlich fest, aber unsere Zeitungen bringen täglich Nachrichten von dem Vorrücken der Oesterreicher in den Karpathen und in der Bukowina. Als die Russen im November wieder vordrangen bis vor die Tore von Krakau, da suchten sie sich ihre linke Flanke möglichst durch Einnahme und Besetzung der Karpathenpässe zu sichern. Plötzlich dringen die Oesterreicher wieder vor, nehmen einen Paß nach dem anderen und scheinen in die Galizische Ebene hinabsteigen zu wollen. Die Times aber bringt aus Petersburg die Nachricht, daß es nicht bloß Oesterreicher, sondern auch Deutsche seien, die hier zu einer neuen Offensive in Galizien sich vereinigt hätten, und russische Zeitungen melden von Vorbereitungen für die Räumung Lembergs in Erwartung einer großen Schlacht in Galizien, d. h. also im Rücken der zurzeit noch die Festung Przemysl einschließenden russischen Belagerungsarmee. Sollten diese russischen Nachrichten sich bewahrheiten, so braucht man sie nur zu kombinieren mit den neuen Kämpfen an der Rawka-Linie, um zu erkennen, daß die Heeresleitung der Zentralmächte im Osten noch keineswegs in die Form des Positionskrieges überzugehen gewillt ist. Der östliche und der westliche Kriegsschauplatz aber, so weit sie von einander entfernt sind, hängen strategisch doch zusammen. Dauernder Positionskrieg auf beiden Fronten würde in der Tat den Uebergang zur Ermattungsstrategie bedeuten. Positionskrieg aber auf der einen Front, um mittlerweile einen entscheidenden Erfolg auf der anderen abzuwarten, ist das gerade Gegenteil.

So lauten denn die Schicksalsfragen für den kommenden Monat: im Osten: wird die erneute Offensive der Truppen der Zentralmächte uns den entscheidenden taktischen Erfolg bringen? Im Westen: wird die in diesen sechs Monaten neu gebildete, große englische Armee, die jetzt im Uebergang über den Kanal zu sein scheint, die dortigen Verbündeten zur Wiederaufnahme des Joffreschen Offensivgedankens ermutigen und befähigen? Daß sie damit Erfolg haben könnten, wird in Deutschland niemand befürchten, aber umgekehrt, wenn sie wirklich noch einmal gegen unsere durchgebildeten Defensivstellungen anrennen und mit zerbrochenen Gliedmaßen davor liegen

bleiben sollten, wieviel Kriegsmut zur Fortsetzung des Kampfes wird ihnen dann noch verbleiben?

Für den äußersten Fall haben die Engländer ja noch ihren Aushungerungsplan. Mai oder Juni ist der Zeitpunkt, wo sie glauben, daß wir aus Mangel würden um Gnade flehen müssen. Die Dinge liegen aber nach allen Berechnungen so, daß wir auch ohne außerordentliche Maßnahmen noch hätten durchkommen können; nachdem die Regierung aber das große Gesetz über die öffentliche Verwaltung und Verteilung der wichtigsten Lebensmittel erlassen hat und mit Zustimmung der öffentlichen Meinung durchführen wird, ist vollends jede Besorgnis um die Ernährung bis zur nächsten Ernte geschwunden. Und dann wird vermutlich nicht bloß den Russen und Franzosen, sondern auch den Engländern der Atem zur Fortsetzung des Rennens zu knapp geworden sein. In England sind wegen des Ausbleibens der russischen Zufuhren und wegen des Ausfallens der vielen Schiffe, die für die Truppen- und Munitionstransporte benötigt sind, die Lebensmittelpreise in viel höherem Maße gestiegen als in Deutschland, und je länger der Krieg dauert, desto mehr werden die Politiker wieder Gehör finden, die in Rußland einsehen, daß es keineswegs im Interesse des Zarenreichs liegt, England die absolute Seeherrschaft zu verschaffen, und in England sich erinnern, daß an der indischen Grenze der Bär und der Tiger sich schon oft zähnefletschend gegenübergestanden haben. Wie lebhaft war das noch in dem Aufsatz des Fürsten Kotschubey, dessen Uebersetzung wir hier veröffentlicht haben, trotz aller Deutschfeindlichkeit betont worden. Ich habe diesen Aufsatz jetzt, verbunden mit dem Mitrofanoff'schen Brief von Neuem als Broschüre mit einem erläuternden Kommentar herausgegeben.

31. 3. 15. **Delbrück.**

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bähnisch, A. Die deutschen Personennamen. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 296. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Bischoff, Diedrich. Wie kam's und wohin geht's? Kriegsbetrachtungen. Leipzig. Bruno Zechel.

Brandts, Franz, Führer des Volkes. 12. Heft. Oktav. (159) M.-Gladbach 1914. Volksvereins-Verlag G.m.b.H. Preis 60 Pf., postfrei 80 Pf.

Busse, B. Das Drama. III. Von der Romantik zur Gegenwart. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 289. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Brunswig, Dr. A. Das Grundproblem Kants. M. 3,60, geb. M. 4,20. Leipzig. B. G. Teubner.

Chronik des deutschen Kriegs nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebunden. I. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Deutsche Reden in schwerer Zeit, gehalten von den Professoren a. d. Universität Berlin: v. Wilamowitz-Moellendorff, Roethe, v. Gierke, Delbrück, Lasson, v. Harnack, Kahl, Riehl, Kipp, Sering, Deissmann, v. Liszt. Buchausgabe in Leinen gebunden M. 4,—. Carl Heymann's Verlag, Berlin.

Der deutsche Krieg. Politische Flugschrift, herausgegeben von Ernst Jäckh. Jedes Heft 50 Pf. Heft 6: M. Ersberger, Die Mobilmachung. — Heft 7: Axel Schmidt, Die russische Sphinx. — Heft 8: Rudolf Eucken, Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes. — Heft 9: Paul Nathan, Die Enttäuschungen unserer Gegner. — Heft 12: O. Binswanger, Die seelischen Wirkungen des Kriegs. — Heft 13: Carl Anton Schäfer: Deutsch-türkische Freundschaft. — Heft 14: Fritz Wertheimer, Deutschland und Ostasien. — Heft 15: Gertrud Bäumer, Der Krieg und die Frau. — Heft 16: Ernst zu Reventlow, England der Feind. — Heft 17: Friedrich Lienhard, Das deutsche Elsass. — Heft 18: Arnold Oskar Meyer, Worin liegt Englands Schuld?

Dibelius, Wilhelm. England und wir. Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Heft 2. Preis 50 Pf. Hamburg 1914. L. Friederichsen & Co.

Ein' feste Burg. Predigten und Reden aus eherner Zeit, herausgegeben von Lic. theol. Bruno Doehring 1. Band. Preis M. 7,50. Berlin, Verlag von Hobbing.

Geissler, E. Rhetorik. I. Teil. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Aus Natur und Geisteswelt. Band 455. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

—,— Rhetorik. II. Teil. Anweisungen zur Kunst der Rede. Aus Natur und Geisteswelt. Band 456. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Hettner, Dr. Alfred. Geographische Zeitschrift. 20. Jahrg. 11. Heft. Leipzig, B. G Teubner.

Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine 1915. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

Külpe, O. Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Aus Natur und Geisteswelt. Band 41. Preis in Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Lange, M. Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. II. Aufl. Aus Natur- und Geisteswelt. Band 281. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Lienhard, Friedrich. Deutschlands europäische Sendung. Preis 50 Pf. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

—,— Ahasver am Rhein. Trauerspiel aus der Gegenwart in 3 Aufzügen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Matthias, Adolf. Bismarck. Sein Leben und sein Werk. C. H. Beck'sche Buchhandlung, München 1915.

Monumenta Germaniae Paedagogica, Band LIII. Geschichte der realistischen Lehranstalten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Pollat, Ludwig. Der deutschen Jugend Handwerksbuch. Geb. M. 5,—. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Prüfer, J. Friedrich Fröbel. Aus Natur und Geisteswelt. Band 82. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner.

Rauscher, Ulrich. Die Kriegspflicht der Daheimgebliebenen. Verlag Albert Lange, München 1914.

Schultess, Martin. Reformbestrebungen im Rechte der Gesellschaften mit beschränkter Haft. Hamburg 1914, Lütske & Wulff.

Stammler, Wolfgang. Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Brosch. M. 6,—. Halle a. S. 1915, Buchhandlung des Weisenhauses.

Ulmann, Heinrich. Geschichte der Befreiungskriege 1813 u. 1814. I. Band, mit 1 Uebersichtskarte. München 1914, R. Oldenbourg.

Volkmann, Dr. Ludwig. Von der Weltkultur zum Weltkrieg. Leipzig, Verlag des Deutschen Buchgewerbeverein.

Weber, Getrud. Die selbständige Vermittlungspolitik des Kurfürsten im Konflikt zwischen Papst und Konzil 1437—38. Dissetation Berlin 1914. Berlin N. W., Emil Ebering.

Weinstein, M. B. Der Untergang der Welt und der Erde. Aus Natur- und Geisteswelt. Band 470. In Leinen gebunden M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

Windegg, Eggert. Der deutsche Krieg in Dichtungen. Preis M. 2,50. C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Gräf, Dr. Hans Gerh. Goethe über seine Dichtungen. III. Bd., 2. Hälfte. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Hennig, Dr. Rich. Unser Vetter Tartuffe. M. 1,20. Berlin, Herm. Paebel.

Hesse, Hermann. Lieder deutscher Dichter. München, Verlag Albert Lange.

Heymel, Alfred Walter. Gesammelte Gedichte 1895—1914. Leipzig, Insel Verlag.

Höffer, E. Sieger. Roman. M. 3,—, geb. M. 4,—. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Hopfen, Otto Helmut. Verdorben zu Berlin. Roman. M. 4,—, geb. M. 5,—. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Jordan, Erich. Die Entstehung der konservativen Partei und die preussischen Agrarverhältnisse von 1848. M. 10,—. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.

Kempner-Hochstädt, Max. Die Knute. Schauspiel in vier Aufzügen. München und Berlin bei Georg Müller.

Keutgen, Prof. Dr. Britische Reichsprobleme und der Krieg. Preis 50 Pf. Hamburg, Friederichsen & Co.

Kienzl, Hermann. Auf lebender Erde. Zeitgedichte. M. 1,50, geb. M. 2. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Der heilige Krieg. Gedichte aus dem Beginn des Kampfes. Preis 60 Pf. Jena, 1914. Eugen Diederichs.

Lee, Friedrich. Kriegserinnerungen an 1870—1871. Preis M. 1,—. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Leo, Friedrich. Kriegserinnerungen an 1870—1871 mit einem Einleitungswort von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Preis M. 1,—. Berlin, 1914. Weidmann'sche Buchhandlung.
Lhotzky, Heinrich. Der Glaube des Tapferen. Gebunden M. 2,—. Stuttgart, 1914. Verlag von J. Engelhorns Nachfolger.
List, Walther. Das politische Testament Peter des Grossen und Bonapartes als Vermächtniss zum Weltkrieg. M. 1,—. Leipzig, Xenien-Verlag.
Löwenthal, Dr. Fritz. Der preussische Verfassungsstreit 1862—1866. Preis M. 8,50. München und Leipzig, Duncker & Humblot.
Meyer, Wilhelm. Gottes Wort in eiserner Zeit Lieferung 1, 2. Preis M. 1,—. Marburg, N. G. Ehwert'sche Verlagsbuchhandlung.
Misch, Georg. Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. Tat-Flugschriften. No. 1. Preis 40 Pf. Tatbücher für Feldpost pro Heft 60 Pf. Eugen Diedrichs, Jena 1914.
Neander, W. G. Der Mensch und seine Entwicklung. II. Pfahlbauzeit. M. 3,—, geb. M. 3,75. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer.
—„— Der Mensch und seine Entwicklung. III. Mu-Alantis und Mat-Sumerim. M. 2,50, geb. M. 3,30. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.
Nilsson. Die volkstümlichen Feste des Jahres. Preis 50 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Osterrieth, Albert. Die Ursachen und Ziele des europäischen Krieges. Preis M. 1,—. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht.
Philippi, Felix. Carneval. M. 3,—, geb. M. 4,—. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. Schottländer.
Philippi, Felix. Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Neue Folge. Mit 15 Bildertafeln. 1915. Geb. M. 8,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Rosen, Erwin. Der grosse Krieg. Ein Anekdotenbuch. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,— Stuttgart. 1914. Robert Lutz.
Rottstadt, Udo. Besiedelung und Wirtschaftsverfassung des Thüringer Waldes. M. 8,—. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.
Schaukal, Richard. Kriegslieder aus Oesterreich Preis 50 Pf. Ausgabe auf Bütten M. 5,—. Verlag Georg Müller, München u. Berlin 1914.
—„— Eherne Sonette. Preis M. 1,—. Ausgabe auf holländisch Bütten M. 10,—. Verlag Georg Müller, München u. Berlin 1914.
Schiemann, Theodor. Die Achillesferse Englands. Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet. Berlin, 1914. Verlag von Georg Reimer.
Schlesinger, Dr. Karl. Theorie der Geld- und Kreditwirtschaft. Preis M. 4,50. München u. Leipzig. Duncker & Humblot.
Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. 38. Jahrgang, 3. Heft. Preis M. 15,—. München und Leipzig, Duncker & Humblot.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik, herausgegeben von Arnold-München-Sering-Berlin. Band 140. II. Milchwirtschaftliche Erzeugnisse. Mit Beiträgen von E. Meinert, Vollrath Thiele, Walter Schöne, A Oeser, Dr. Wilhelm Arnoldi. Verlag von Duncker & Humblot, München u. Leipzig, 1914.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66 67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Nation und Religion im Frankreich der Gegenwart.

Von

Karl Bornhausen.*)

Wer in Paris die Universität besucht hat und dann den Ehrenhof der Sorbonne überschreitet, noch unter dem Eindruck des wundervollen Gemäldes im Auditorium Maximum, in dem Puvis de Chavannes jene Zentrale französischer Bildung und Wissenschaft gefeiert hat, vor dem steht, gebaut vom Kardinal Richelieu, die Kirche der Sorbonne. Richelieu sah noch in der Kirche den Mittelpunkt der Wissenschaft und Theologie. Aber wer kümmert sich heute im Getümmel der Wissenschaft um diese Kirche, die mitten in die französische Denkzentrale eingebaut ihr im Wege liegt! Still und doch so weihelos ist es in der kirchlichen Prunkhalle, deren Mittelpunkt jetzt das Repräsentationsgrab des großen Kardinals ist. Religiöser Geist ist hier erstorben und eine Sehenswürdigkeit historischer Art ist stehen geblieben. Gleich vor der Kirche aber begegnen wir dem neuen Zeitalter. Da steht das Denkmal des Begründers der positiven Philosophie, Auguste Comte. Dieses Mannes Denken hat dem Katholizismus Frankreichs den stärksten Stoß versetzt, trotzdem er seinen philosophischen Materialismus in eine Staatskirche ausbaute, die dem Katholizismus verzweifelt ähnlich war. Bei allem kühlen sachlichen Denken konnte Comte den romantischen Geist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht verleugnen. Sein Kirchengedanke gibt Zeugnis davon; aber sein Wissenschaftsgedanke hat in seiner Schule die Idee der Sozialkirche erwürgt; der Materialismus siegte. Und Auguste Comte's Denkmal steht zum Zeichen vor der leeren Kirche Richelieus.

*) Vortrag, gehalten kurz vor Kriegsausbruch zu Straßburg vor dem akademischen Wartburgbund. Der Verf. steht seit Beginn des Krieges im Felde und hat nicht selbst Korrektur lesen können.

Wenn wir an der schmalen Hauptfassade des Louvre vorbeigehen, so liegt uns gegenüber der Tempel der Oratorianer, jenes überaus gebildeten und gelehrten Kirchenordens. Das schöne Barockgebäude ist unter Ludwig XIII. erbaut worden und hat als Schloßkapelle gedient: die französische Königsfamilie verrichtete in ihm ihre Andacht. Dieses Gotteshaus hat der traditions- und glaubenslose erste Napoleon in geschickter politischer Erwägung im Jahre 1811 den Reformierten geschenkt, zur Entschädigung für ihr in der Revolution zerstörtes Gotteshaus. Seit 100 Jahren erklingen daher in der katholischen Königskapelle die protestantischen Trutz- und Freiheitslieder und der edle Geist tatkräftiger Frömmigkeit erfüllt den schmucklosen Innenraum. Draußen aber an der Kirchenmauer steht, den Blick jenem Glockenturm zugewandt, von dem in der Bartolomäusnacht 1572 das Mordsignal wimmerte, der Admiral Coligny. So ist Denkmal und Kirche hier zur Einheit verschmolzen: bedeutet das Einklang von Nation und Religion?

Zu einer dritten Kirche wenden wir uns: sie hat noch keine Geschichte wie die zwei anderen, aber sie beansprucht um so derber die Zukunft. Auf dem höchsten Punkt des Montmartre erhebt sich der romanische Kuppelbau der Sacré-Coeur-Kirche; aus riesigen Quadern ist er aufgeführt. 1875 hat der Bau begonnen und über 40 Millionen Francs hat er bereits gekostet: alles freiwillige Beiträge. Was will dieser konventionelle und herrische Bau anderes sagen, als daß die katholische Kirche doch die Krönung dieser Stadt und dieses Landes bedeute. Sie ruft über die aufgeklärte Metropole hin: „Verfolgt uns, trennt Kirche und Staat, treibt die Religion mit Gewalt aus den Häusern und den Regierungen; aus den Herzen der Menschen reißt ihr sie nie. Und wenn uns jetzt die französische Volksseele verloren ging, wir werden sie wiedergewinnen!“ Vor dem massigen Machtbau aber steht ein kleines Denkmal: es stellt einen jungen Edelmann dar, der an den Marterpfahl gebunden den Feuertod erleidet. Und auf dem Sockel steht: „Zur Erinnerung an den Chevalier de la Barre, der am 1. Juli 1766 im Alter von 19 Jahren verbrannt wurde, weil er eine Prozession nicht gegrüßt hatte.“ Die Freidenkerliga hat mit Genehmigung des religionslosen Staates dieses Denkmal vor die Kirche setzen können, eine offensichtliche Beleidigung der Katholiken. Aber was kümmert die Kirche dieser kleinliche Witz! Ihre riesige Masse spottet ohne Reue des Freigeistsymbols vor ihren Toren, so schmählich auch die begangene Untat war. Weder wird das Denkmal heimlich beschädigt noch

arbeitet die Kirche öffentlich für seine Beseitigung. Sie wartet in stolzer Ruhe, bis ihre Zeit kommt.

Die Kirchen und die Denkmäler davor zeigen uns anschaulich, wie es mit Nation und Religion in Frankreich steht. Ihr Gegensatz ist nicht etwa zum Stillstand gekommen, sondern scharf und laut tritt er heute neu hervor. Aber wie kommt es überhaupt, daß religiöses und nationales Gefühl in Frankreich keine friedliche Bindung eingehen?

Der Kampf ist alt, wenn er auch nicht immer auf konfessionellem Boden geführt worden ist. Denn der Widerstreit liegt in der Spaltung der französischen Volksseele, die sie schon in ihrer Wiege mitbekam. Die gallische Volksart hat durch ihre Verbrüderung mit dem kaiserlichen Rom und durch ihre frühe Eroberung durch das päpstliche Rom einen ausgeprägten Autoritätssinn mitbekommen. Nicht ohne Grund ist Frankreich die treue Tochter Roms gewesen, die mit Ehrfurcht Altar und Thron pflegte. Der Geist des Absolutismus hat sich jahrhundertelang mit bewundernswerter Geschlossenheit in Frankreich gehalten: die Konzentration des Landes in seinem Adel und seinem Königtum, in seiner Hauptstadt Paris, in seiner Kunst und Wissenschaft gibt davon beredten Ausdruck. Und alle diese Autoritäten gipfeln in der Kirche: sie triumphiert als Ultramontanismus, sie siegt aber als Prinzip ebenso in den Zeiten des Avignonensischen Papsttums und in den Prinzipien gallikanischer Kirchenfreiheit. Sie siegt im Jesuitismus, in Napoleons Restauration und sogar in der Sozialkirche von Auguste Comte's positivistischer Philosophie, der tatsächlich in Verhandlungen mit der katholischen Kirche gestanden hat. Dem französischen Volksgeist ist die kompakte Autorität, die energische, willensstarke Persönlichkeit so imponierend, daß er sich ihr mit suggestiver Begeisterung hingibt. Weder ein Robespierre noch ein Napoleon wären sonst zu solcher Macht gekommen. Vor allem dient diese autoritative Hingebung aber dem Bunde von Kirchentum und Königtum. Es ist begreiflich, daß daher auch heute die camelots du roi, die Action française katholisch-klerikal sind; sie appellieren an die Autoritätsinstinkte des schwarzen Frankreichs.

Aber im Franzosen macht sich gegen diese Autoritäten ein Freiheitsgeist geltend, der in sonderbarem Radikalismus die ganze Nation zu ergreifen vermag. Der Gallier war schon zu Cäsars Zeiten novarum rerum studiosus. Und eine starke Neigung zum Gedankenwechsel, zum Geistreicheln, zur Skepsis und zur Vernünftelei ist ihm stets eigen. Dieses Volk ist rational bis zur Selbstzerstörung;

Räsonnieren in vollem Doppelsinn liegt ihm im Geblüt. Es freut sich der Negation, des leichten Gedankenspiels, der Mode, des Bonmots. In diesem „esprit gaulois“ liegen die großen Kulturerrungenschaften Frankreichs: eine exakte Wissenschaft, eine aufgeklärte Philosophie, der Individualismus, die neue Kunst. Und besonders hat dieser Geist, der die Revolution in sich trug und durchführte, auch die neue Nation geschaffen. Die Republik, die erst nach mehrfachen Ansätzen zum drittenmal 1870 endlich erreicht wurde, ist der Gewinn dieses roten Frankreichs, dessen originaler Geist sich in der Demokratie neu und angemessen organisiert. Einen nationalen Religionstypus sich zu schaffen ist aber diesem gallischen Geist nicht gelungen. War er zu sprunghaft, war er nicht tief genug? Kurz, etwas ähnliches wie Deutschland in seinem Luthertum, hat Frankreich nicht gewonnen. Zweimal machte der Volksgeist der Religion den Versuch: im Jansenismus, den der Jesuitismus zertrat, und in Rousseau, den Napoleons Restauration verwischte. Schwarzes und rotes Frankreich haben später die Politik der Religion vorgezogen, ja sie haben sogar die Religion als politisches Kampfmittel benutzt. Indem sie so um weltlicher Herrschaft willen die Frömmigkeit, das friedliche Bindemittel der Menschen, zerstörten, brachten sie Frankreich um die seelische Einheit seines Volkes.

1. Wenn wir nun das 19. Jahrhundert als die Grundlage der Gegenwart in Frankreich überschauen, so können wir die Situation im ganzen durch den Sieg des roten Frankreichs bezeichnen. Und da im gallischen Geist die wesentlichen Züge des französischen Nationalbewußtseins schlummern, so darf man annehmen, daß das rote Frankreich der Nation die Form und das Selbstbewußtsein gegeben hat, in denen sie leben kann. Es ist bezeichnend, daß die letzte nationale Katastrophe Frankreichs vorbereitet wird durch eine Geistesbewegung, die den revolutionären Kräften des roten Frankreichs volle Macht gibt. Es ist der materialistische Wissenschaftsgeist, der, wie er die Revolution von 1789 schuf, so jetzt aus der Schule Auguste Comte's heraus den Autoritätssinn der Franzosen unterwühlt. Hatten Condillac und Lamettrie das Weltbild und den physischen Menschen materialisiert, so lösen Ribot und Taine die Seele des Menschen in einem Wissenschaftsmechanismus auf. Die psychologische Kunst entseelt alles: die Religion, die Moral, schließlich aber auch Gesellschaft und Staat. Flauberts „Madame Bovary“ ist der Anfang und Anatole Frances prinziploses Dichten das Ende: das l'art pour l'art zeigt, wie die geistigen Beschäftigungen zwecklos und

ideenarm geworden sind. Die Geschichtsschreibung wird entleert: Renans Leben Jesu arbeitet mit sentimentalen Gefühlen, die das Vergangene vergeblich zum Leben zu wecken suchen. Und Zolas Romane holen zu den wuchtigen Schlägen aus, mit denen er in „Lourdes" und „Rome" Kirche und Priestertum, das schwarze Frankreich vernichten will, um in Fecondité, Travail, Vérité das neue soziale Evangelium des roten Frankreichs zum Sieg zu führen. Dieses Dichters ganzes Leben, bis hin zu seinem mutigen „J'accuse" im Dreyfusprozeß war der Kampf gegen Klerikalismus und Heuchelei, gegen autoritative Menschenversklavung leiblicher und geistiger Art. Aber sein auf der Wissenschaft erbauter sozialer Friedensstaat überschätzt die Mächte der Vernunft. Nicht nur für die Erkenntnis soll die materialistische Wissenschaft gelten: vielmehr soll sie den Menschen die Fülle inneren Glücks, Güte und Gerechtigkeit bringen; wie eine mystische Macht führt sie die Zeit der Tugend und Glückseligkeit herauf. Ein apokalyptisches Traumbild, zu dem Zola seine Zeit begeistern und erziehen wollte. Die neue freie französische Generation soll an nichts glauben als an die Jugend und Glückseligkeit, die aus Vernunft und Arbeit ersteht.

Der Nationalgeist, den der Dichter proklamiert, ist also nicht nur antikatholisch, er ist antireligiös. Und es ist bezeichnend, daß die französische Republik seit 1870 für diese Botschaft äußerst empfänglich war. Tiefe Mißstimmung über das, was der Klerikalismus seit 1848 dem Volk wieder zugefügt hatte, verband sich mit der kritischen Einsicht in die Wertlosigkeit und Gefährlichkeit geschichtlicher Religion. Denn an das Hirngespinst einer wissenschaftlichen Religion glaubte man wohl kaum; man war erfüllt von dem revolutionären Idealismus, der nach dem Königtum auch das Priestertum stürzen wollte. Zolas Nationalideal des wahrhaftigen für die Gesamtheit arbeitenden Menschen zusammen mit dem Glauben an sich selbst hat die Bildungssphäre, die durch Auguste Comtes Philosophie ja vorbereitet war, völlig erobert; und das Volk folgte nach. Das Freidenker- und Freimaurertum Frankreichs organisierte sich zum entschlossenen Kampf gegen die Kirche. Die äußerste Unduldsamkeit gegen die Religion ist in dieser „Association des Libres-Penseurs de France" getrieben worden. Und es ist ihr geglückt, die französische Republik als politischen Organismus zu entkirchlichen. Eine ausgebreitete Literatur hat sich in den Dienst dieses Freidenkertums gestellt; Verhöhnungen des Katholizismus wie Anatole Frances „L'ile des Pingouins" oder Georges Anceys geistreiches Drama

„Ces Messieurs" (1901) haben ihre Wirkung getan. Die Religionslosigkeit um 1900 in Frankreich ist in der Tat erschreckend; es schien, als ob das Nationalgefühl des Franzosen endgültig mit der Religion gebrochen habe und der Welt zeigen wolle, wie man im ausgesprochenen Gegensatz gegen religiöse Innerlichkeit das Staatsleben erhalten könne.

Zum äußeren politischen Ausdruck ist diese antireligiöse Bewegung gekommen in den Kämpfen um Trennung von Kirche und Staat in Frankreich, die im Trennungsgesetz vom Dezember 1905 ihren Abschluß gefunden haben. Das Trennungsgesetz hat eine jahrelange Geschichte, und es ist gegenüber dem geschlossenen Auftreten des Papstes und der Kirche nicht leicht gewesen, daß die Unversöhnlichen des roten Frankreichs, an ihrer Spitze Clemenceau, die Trennung erreichten. Schließlich ist aber Rom selbst Schuld an seinen äußeren Verlusten. Oder ahnte es schon klüglich die guten Folgen seiner Unbeugsamkeit? Man darf nicht vergessen, daß in Frankreich ja der Ultramontanismus nicht allein herrschte, sondern daß das Land der gallikanischen Kirchenfreiheiten mit Vorliebe das System gleichgestellter Bischöfe und ihrer Autorität, das Episkopatsystem förderte und ein Nationalkirchentum erstrebte. So hatte es noch Napoleon gewollt. Der national gesinnte französische Episkopat wünschte daher auch dem unvermeidlichen Trennungsgesetz gegenüber eine Stellung, wie sie der Protestantismus einnahm: Unterwerfung unter das Trennungsgesetz, wofür der Staat noch 5 Jahre lang die Kirchengebäude überließ und die üblichen Revenüen gewährte. Aber der Ultramontanismus widersetzte sich allem Unterhandeln, und lehnte auf Roms Zwang hin das Trennungsgesetz ab. Daraufhin erst wendete das rote Frankreich die volle Gewalt des Staates an. Alle Verhandlungen mit dem schwarzen Frankreich wurden abgebrochen und sämtliches Kirchengut der Katholiken konfisziert. Die Gebäude wurden sekularisiert, die Kirchen den politischen Einzelgemeinden zugewiesen; die Kathedralen mit Kunstwert gingen in den Besitz des Staates über. Die katholische Gemeinde muß die Kirchen mieten. Man schätzt den Wertverlust der katholischen Kirche Frankreichs in jenen Tagen auf 360 Millionen Mark. Die ganze Strenge des Staates haben also die katholische Kirche und ihre Gläubigen fühlen müssen. Das katholische Volk büßte die Intransigenz des Ultramontanismus.

Als auffallend muß hervorgehoben werden, daß dieser tiefe Eingriff in das Nationalleben vom Volk gleichmütig hingenommen



wurde. Das rote Frankreich mit seiner religionslosen Nationalidee hatte doch so trefflich vorgearbeitet, daß das Volk, das früher zu den leidenschaftlichsten Anhängern des Katholizismus gehörte, in keiner Weise zum Gefühl einer „Verfolgung“ kam. Dasselbe Volk, das sich durch seine Beweglichkeit bei viel unwichtigeren Fragen der Politik und Wirtschaft zu Unruhen hinreißen läßt, nahm den Sturz der Kirchenautorität im Staatsverband ohne Entrüstungssturm auf.*) Ein paar kleine Kundgebungen und Straßenkämpfe sind nicht erwähnenswert. Auch ein paar Entrüstungsromane, wie etwa Bourgets „L'Emigré“ hatten nur literarische, keine politische Bedeutung.

Daher hat man den Eindruck, daß die französische Regierung mit der Trennung eine Leistung vollbrachte, die dem Staat und Volk zum größten Segen gedeihen könnte. Eine gesetzgeberische Unternehmung großartigen Stils erscheint als geglückt: der Staat ist religiös neutral; er sorgt für Moralunterricht in den Schulen, gibt allen Religionsübungen Freiheit, verlangt aber, daß religiöse Personen und Korporationen im Staat keinen Einfluß ausüben. Diese Aengstlichkeit gegenüber der Religion treibt nun der französische Staat allzuweit. Er hat sich darin als schlechter Psycholog erwiesen, daß er die Ueberflüssigkeit der Religion erkannt zu haben meinte. Die religiöse Lebendigkeit ist aber durch das Trennungsgesetz nicht getroffen, im Gegenteil hat sie sich gesammelt. Ferner hat die Regierung nicht bedacht, daß sie durch die radikale Trennung den national gesinnten Klerus und den französischen Episkopat ins Lager der Ultramontanen trieb, ja ihn in ohnmächtige Abhängigkeit vom päpstlichen Rom brachte. Hatte früher doch ein guter Teil der französischen Geistlichkeit sich Unabhängigkeit gegen Rom bewahrt, so waren sie alle nach der Trennung an Rom gebunden, politisch und ökonomisch, und mußten von dort Befehle annehmen und blinden Gehorsam leisten. So war schon damit die Basis für eine kirchenpolitische Restauration des Katholizismus gegeben, von deren Unmöglichkeit die Männer des Trennungsgesetzes überzeugt gewesen waren. Sie hatten nicht bedacht, daß gerade der Radikalismus den Gegner zur Sammlung treibt. Endlich hat man sich auf seiten des roten Frankreichs nicht klar gemacht, daß eine Negation, selbst wenn sie richtig ist, immer schwächer ist als eine Position, selbst eine falsche. Staat und Regierung sind jetzt irreligiös: es ist nicht möglich, daß ein führender Politiker heute ausgeprägte religiöse Nei-

*) Vgl. Rothenbücher „Trennung von Staat und Kirche“, S. 246 ff., 344.

gungen hat. Alle Religion ist als undemokratisch gefährlich, als antinational unbeliebt. Infolgedessen ist Politik und Presse, Kunst und Wissenschaft in Frankreich in einer Weise religiös hohl und entleert, wie wir es uns nicht vorstellen können. Selbst Professoren der Sorbonne tun gut, als Staatsbeamte nicht religiös aktiv zu sein. Ein früherer katholischer Priester, mag er politisch noch so frei stehen, bleibt immer verdächtig. Religionsgeschichte, Psychologie, Soziologie der Religion werden getrieben. Wirkliche Erforschung des christlichen religiösen Gegenwartslebens und Bedürfens ist am staatlichen Institut unerlaubt. Das rote Frankreich sieht mit Zorn, wie jede religiöse Regung heute immer ultramontan wirkt. Das kommt von der radikalen Negation: weil man die Religion mit Stumpf und Stiel in der Oeffentlichkeit ausrottete, schlüpft nun alles religiöse private Leben beim Katholizismus unter, der ja gerade durch die Antipathie des Staates zu geschlossener Einheit neu erstehen mußte. Und die katholische Kirche bekommt durch den religionslosen Staat soviel heimatlose religiöse und philosophische Kräfte zugeführt, daß sie ruhig wählerisch sein darf. Sie setzt die Werke des Philosophen Bergson, die dem religiösen Geist Frankreichs große Dienste geleistet haben, jetzt (1914) auf den Index; denn sie will keinen Modernismus, sondern orthodoxen, gut ultramontanen Katholizismus in Frankreich. Wenden wir uns daher jetzt von dem religionslosen Nationalstaat des roten Frankreich zu dem Geschick des schwarzen Frankreich in diesem Nationalstaat.*)

2. Die Situation seit 1870 ist für den französischen Katholizismus innerlich und äußerlich sehr schwierig gewesen. Nicht nur daß ihm der Stützpunkt im Königtum geraubt wurde, mehr noch drohte von der Materialisierung des Volkslebens Gefahr. Denn schließlich ist auch der Katholizismus nicht in erster Linie politische Hierarchie, sondern er bemüht sich um die Erhaltung der seelischen Werte, die im Laufe des 19. Jahrhunderts im ästhetisch-materialistischen Frankreich rapid zurückgingen. Diese Entwertung der Religion liegt schon vor 1870, sie erreicht aber um 1900 den tiefsten Stand. 1890 sollen nach der Aussage eines hochgestellten, gut unterrichteten Geistlichen in Paris von 2 Millionen Katholiken nur 900000 in der Osterzeit kommuniziert haben; also mehr als 1 Million haben die Minimalpflicht der katholischen Gläubigen nicht erfüllt. Die Masse der Arbeiter, Ladeninhaber und kleinen Beamten ist gegen Kirche

*) Vgl. E. Lachenmann: „Das kirchlich-religiöse Leben im französischen Katholizismus“. Christl. Welt 1914, Nrn. 29 und 30.

und Priester heftig aufgebracht. In manchen Vorortspfarreien von Paris, die über 100000 Seelen haben, leben und sterben $^9/_{10}$ ohne jede Beziehung zur Religion. Die große Masse der Landbevölkerung ist im Begriff, nach dem Beispiel der großen Masse der Stadtbevölkerung in unmerklich langsamem Rückschritt wieder heidnisch zu werden. So klagen französische Beobachter um 1900, und sie erkennen deutlich, wie der Grund in der kirchenfeindlichen Loslösung des demokratischen Volksteils liegt und wie dieser Volksteil sich zur Nation erweitert. Konnte doch Fayvet in seinem Buche über „Antiklerikalismus“ sagen, es habe im Grunde niemals eine religiöse Einheit gegeben, höchstens Religionsinseln, deren Religiosität durch den Geist der Opposition allein lebe.*) Diese Meinung ist nun allerdings durch die Trennung von Kirche und Staat als irrig bewiesen worden. Denn die Religionsfreiheit hat dem Katholizismus die Befreiung von all den Lauen und Schwächlingen im Glaubens- und Sittenleben gebracht, die mit ihrer wertlosen Gegenwart die Staatsreligion belasten. Diejenigen aber, die zur Kirche hielten, empfanden um so mehr die Pflicht, durch energische Arbeit die ihr entfremdeten Massen wiederzugewinnen. Ein Klerus, der, an politischer Arbeit gehindert, zunächst alle Kräfte auf die Weckung des Glaubens wenden mußte, bemühte sich in ernster Aufopferung um die Einzelseele. Und mit der Erneuerung des Klerus ging ein Aufschwung der römischen Zentralmacht und des Autoritätsgeistes Hand in Hand, der am besten durch die Sacré-Coeur-Kathedrale gekennzeichnet ist. Aber diese unerwartete äußere Restitution der katholischen Kirche, und zwar als Ultramontanismus, hat doch innere und lang vorbereitete Voraussetzungen.

Schon vor 1870 haben tiefer empfindende Kreise des französischen Volkes empfunden, daß die religiösen Mächte nicht durch den Spruch einer Pseudowissenschaft getötet werden. Die Menschenseelen verlangen nach persönlichem Inhalt, nach Gefühl und Gemüt. Und ein Kulturvolk offenbart diese Schätzungen am deutlichsten in der Literatur, im Roman.

Gegenüber dem rationalen Radikalismus des endigenden neunzehnten Jahrhunderts hat sich der Geist der katholischen Autorität und Gemütsschätzung bald gesammelt. Octave Feuillet schrieb seine Romane voll katholisch-konservativer Ethik und starker Hingabe an Glaubensideale. Ferdinand Fabres Kunst schilderte den katholischen

*) Vgl. Hochland 1914, S. 3 Platz über Frankreich.

Priester in seinem Elend weltlichen Ehrgeizes und in seiner Herrlichkeit des charitativen und mystischen Geistes. Vor allem aber wirkte die Gruppe Ferdinand Brunetière, Paul Bourget und Francois Coppée, die das Lager des Positivismus verließen und zum Katholizismus zurückkehrten. Bourget hat in seinem Roman „Le Disciple“ die schlimmen Folgen wissenschaftlicher Skrupellosigkeit im Seelenleben dargelegt und mit herzlichem Warnruf an die materialistische Jugend Frankreichs begleitet. Auch gegen den wissenschaftlichen Sozialismus wendet er sich und verteidigt die Gedanken der Autorität in Religion und Kultur bis heute mit dem Eifer des Traditionsverehrers. Brunetières Besuch beim Papst, Coppées mystische Rückkehr in den Mutterschoß der Kirche hat literarisch bei vielen Schriftstellern nachgewirkt und zur katholischen Apologetik namentlich im Roman getrieben. Neben den seltsamen psychologisch-kritischen Jesuitenroman „L'Empreinte“ von Edouard Estaunié tritt wieder der katholische Gesellschaftsroman (Ludovic Halévy und Henri Lavedan) und bemüht sich ernster um den Lebenswert der Religion. Francois de Curel bekämpft scharf das neue Idol der Wissenschaftsreligion und betont die mystischen Bedürfnisse der Menschenseele. Soeben (Juni 1914) hat das Théâtre Français ein Stück von ihm neu auf die Bühne gebracht; das Problem ist also noch aktuell. Der seltene philosophische Dichtergeist Sully-Prudhomme ringt inzwischen in den Sphären der Geschichte und der Abstraktion mit der französischen Glaubensskepsis und stillt seine Sehnsucht nach Religion durch Versenkung in den größten Gottsucher Frankreichs, Pascal.

Diese Belebung der inneren Kräfte der Frömmigkeit tritt aber in der Literatur erst voll zum Vorschein in der allerjüngsten Zeit, in den letzten paar Jahren. Die gesammelte Energie des Katholizismus wirft sich auf den Wiedergewinn der Religion, und sie wird dabei unterstützt von einem Erwachen des mystischen Volksgeistes, der den Materialismus abschüttelt. Als ob man den realistischen Roman, das laszive Schauspiel bis zum Ekel satt habe, wendet man sich zu ernster, ja frommer Literatur, die der Katholizismus mit erstaunlicher Geschwindigkeit produziert. Katholische Ethik, mittelalterliche Kirchenmystik ist es, die Beifall findet; man hat den Intellektualismus satt. Aber alle antiintellektualistische Arbeit wird nun zur Unterstützung des Katholizismus, mag sie in manchen Formen auch rein moralisch sein. Es ist jetzt das Verhängnis Frankreichs, daß im Gegensatz von Rot und Schwarz alles Mora-

lisch-Religiöse ultramontan wirkt. Nur einige literarische Beispiele für diesen Aufschwung, der zunächst nur eine höchst erfreuliche Hebung der Religion und Moral bedeutete: Henri Bordeaux bemüht sich um die ethische Hebung des Volkes; die schlichten Themen sittlichen Ehe- und Familienlebens, das durch guten Willen zu Zufriedenheit und Glück führt, erscheinen. Die alte religiöse Mystik des Franz von Sales wird wiederbelebt. Francis Jammes tritt in den „Géorgiques Chrétiennes" für vergessene katholische Glaubensideale ein. Claude Silve beschreibt in der „Cité des Lampes" die innere Wunderwelt geistlicher Einkehr und Entzückung im Frauengemüt, und Paul Claudel wagt es, in „L'Annonce faite à Marie" die religiösen Lebenskräfte des Menschen, der aus grenzenloser Gottesliebe die reinste Ergebung in das Schicksal bewährt, bis zur Totenerweckung zu steigern. Dieser mystische Religionsstrom kann allerdings auch gefährlich werden, wenn er die rationalen Frömmigkeitsregungen verdrängt; doch neben ihm erhält sich die idealistische Tüchtigkeit eines sich durchsetzenden moralischen Menschentums, wie es Romain Rolland in seinem „Jean Christophe" im vollen Reichtum des Werdens und der Reife vorführt. Alle diese antiintellektuellen Gedanken dienen dazu, der Religion positive Bewertung zu geben. Das ist die Gegenwart in Frankreich.

In eigener Weise sucht der katholische Modernismus die Pforten der Kirche dem religiösen Intellektualismus der Neuzeit zu öffnen. Eine vorsichtige Vermittlung von Wissenschaft und Religion, wie sie Loisy und Laberthonnière erstreben, tut dem sinkenden Wissenschaftszeitalter mehr Abbruch als der scharfe Kampf römischer Kirchenautorität gegen den Unglauben. Eine neue Philosophie erhebt idealistische Ideen des Irrationalismus und der Religion auf den Thron (Blondel, Armand Sabatier). Und die Gedanken vom Gesetz der Kontingenz und dem Prinzip des „élan vital" bringen die reichere Weltanschauung von Boutroux und Bergson in das allgemeine Bildungsbewußtsein. Ist doch Anfang 1914 Bergson mit dem Beifall des französischen Katholizismus in die „Académie française" gewählt worden, in der der Reformkatholik Boutroux seit einem Jahre schon sitzt: eine Anerkennung der Verdienste dieser Denker um Idealismus und Religion. Und doch sind diese wissenschaftlichen Bestrebungen als modernistisch den Ultramontanen insgeheim schwer verdächtig. Bergson kommt auf den Index.

So sehr man diese Erscheinungen nun als Vermittlungen zwischen Rot und Schwarz ansehen und glauben möchte, daß dieser

Katholizismus des jüngsten Frankreichs nationale Züge annehmen wird, so erweist sich das bei genaueren Beobachtungen als Täuschung. Der Katholizismus benutzt allerdings diese Regeneration des Volksgeistes scheinbar zu seinem Zusammenschluß mit der Nation. Sogar mit der Demokratie scheint die Kirche jetzt Frieden schließen und arbeiten zu wollen. Wie paßt es aber dazu, wenn der verdiente Abbé Lemire*), der seit Jahren Mitglied der französischen Kammer und jetzt ihr Vizepräsident war, von Bischof und Papst gezwungen werden soll, entweder den Priesterrock auszuziehen oder die politische Tätigkeit aufzugeben. Er ist noch heute a divinis suspendiert und erfährt die häßlichsten Angriffe von der Geistlichkeit. Unverhohlen wird dabei ausgesprochen, daß ein Priester sich nicht als Republikaner erklären darf. Es ist klar, daß die Kirche damit alle ihre Behauptungen, mit der Demokratie arbeiten zu wollen, Lügen straft. Und ebenso hat sie in der Bedrückung des französischen Modernismus, der Ausstoßung des Abbé Houtin, Loisys, Marcel Hébérts, in der Korrektur Laberthonnières gezeigt, daß sie nach wie vor das Bündnis mit der Aufklärung und dem Geist des roten Frankreich verdammt, in dem jetzt doch der Nationalgeist Frankreichs liegt. Die neuesten Nummern von „Foi et Vie" (Mai—Juni 1914) erzählen, wie die frömmsten und edelsten Geister des Katholizismus heute in Frankreich in der Ecke stehen, um den skrupellosen Agitatoren ultramontaner antinationaler Kirchenpolitik das Feld frei zu lassen. Wenige wagen nur zu hoffen, daß die Wiedergeburt der Kirche doch lieber eine Wiedergeburt des Glaubens bedeuten möge. So ist katholische Religion wieder zur Politik geworden. Der neu gekräftigte, am Geist des roten Frankreich, der Philosophie und Kultur genährte Geist des schwarzen Frankreichs wird, nachdem er ein Scheinbündnis mit der Nation geschlossen hat, die nächste Gelegenheit benützen, um seinen starren Ultramontanismus offen zu zeigen und die Hoffnungen des roten Frankreichs schmählich zu täuschen. Man versteht daher, warum die Regierung Frankreichs dem religiösen Aufschwung ängstlich zusieht. Aber das rote Frankreich trägt an der zugespitzten Lage mit Schuld, weil es nicht positive Kirchenpolitik trieb.

Noch ein Moment wäre aber an der katholischen Restaurationsbewegung als wichtig und typisch zu bemerken, nämlich ihr Bund mit der Jugend und mit dem Sozialgeist. Unschwer haben Sie aus den Ausführungen über das rote Frankreich herausgehört, daß

*) Evangile et Liberté, 24. I. 1914, S. 28f. Le chrétien, 25. Juni 1914.

der französische Volksgeist sozialisiert ist und die Gemeinschaftsbetätigung im Privat- und Nationalleben betont. Genau dieser Geist ist nun auch in das schwarze Frankreich eingegangen: nur daß Rom hier eifersüchtig darüber wacht, daß der soziale Jugendgeist gut ultramontan sei. So ist die reformkatholische Laienbewegung: La Ligue pour la Sincerité, l'Union pour la Verité, Le Sillon, die alle zu einem Bündnis mit dem Nationalgeist und der Republik neigten, schnell kirchlich verdammt und wenn möglich unterdrückt worden. Aber die kirchlich organisierte Frauenarbeit im Katechismusunterricht und Krankenpflege, die erheblich stärkere Anteilnahme der Männer am katholischen Gottesdienst weiß man kirchenpolitisch fein zu benutzen. Vor allem hat die Kirche die ihr genehme Jugendbewegung gern und klug gefördert. Der katholische Pseudonymus Agathon*) hat in seinem Buche „Les jeunes gens d'aujourd'hui" den zunehmenden kirchlich-katholischen Geist der französischen Jugend gepriesen. Er schreibt: „In der École Normale Supérieure sind jetzt ein Drittel der Schüler praktizierende Katholiken. Wir sprechen nicht von geborenen Katholiken, sondern von überzeugten Katholiken, die den Vorschriften der Kirche gemäß leben und die zumeist Mitglieder der Vinzenzkonferenz ihrer Pfarrei sind." Diese kirchliche Erneuerung der Jugendfrömmigkeit wird nun verbunden mit der Sozialbewegung. Und hier ist es die katholische Studentenschaft, die in Frankreich die Führung hat. Unter Leitung literarischer und sozialer Kapazitäten entwickelt die katholische Studentenschaft einen fabelhaften Eifer in der Glaubensausbreitung. Sie dient der Allgemeinheit mit Wort und Tat, in Hilfsarbeit und Unterricht, aber jetzt ausschließlich in der Form kirchlicher Subventionierung. „La jeune République" zeigt zwar im Namen die Synthese mit dem Nationalgeist, aber ich fürchte, daß in dieser katholisch-sozialen Studentenbewegung wenig von französischer Originalität schlummert. Es ist der ultramontane Kirchengeist, der hier seine wohlorganisierte Jugendphalanx zum Kampfe für die Kirche vorschickt, nicht gerade gegen den Staat, aber jedenfalls in erster Linie für Kirche und Papst. In dieser Jugendbewegung stecken nun hervorragende Kräfte. Im Bunde mit Literatur und Kunst, Wissenschaft und Volksmystik ist sie wohl imstande, bedeutsamen Einfluß in Frankreich zu entwickeln. Ihrer Frömmigkeit und tapferen praktischen Arbeit wünscht man auch allen Segen. Aber immer bleibt

*) Vgl. „Foi et Vie" 1913, S. 149.

die Angstfrage: wird diese Tüchtigkeit in und aus der Religion dem Volksganzen, der Nation zum Segen oder Unsegen ausschlagen? Denn sachkundige Beobachter behaupten, daß der Katholizismus in dem heutigen Frankreich der Kirchentrennung der orthodoxeste und intransigenteste aller Kulturstaaten ist.*)

Zu Ihrer Orientierung führe ich hier an, daß die katholische Studentenbewegung Deutschlands dieser Arbeit in Frankreich wohl kundig ist. In der Studentenbibliothek**), herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, M.-Gladbach, ist 1913 ein Büchlein erschienen: „Die Früchte einer sozialstudentischen Bewegung in Frankreich (zugleich Einführung in das geistige Leben und die Literatur des sozialen Katholizismus in Frankreich)" von Dr. M. Platz; 40 Pfg. In diesem Büchlein ist die kolossale Betriebsamkeit der katholischen Jugend in Frankreich dargestellt und als vorbildlich der deutschen katholischen Jugend beschrieben. Ich glaube, man ahnt gar nicht in unseren deutschen Studentenkreisen, wie der Katholizismus in Betriebsamkeit und Volksarbeit uns Protestanten weit überflügelt. Und doch wissen wir alle aus den päpstlichen Kämpfen gegen unsere interkonfessionelle Sozialarbeit und Arbeitervereine, was Rom auch bei uns erstrebt: gewiß will der Katholizismus sozialen Fortschritt in Frankreich und Deutschland, aber nur innerhalb der römisch beherrschten Kirchenmauern. Durch die Energie und Aufgeklärtheit der katholischen Sozialarbeit lassen wir uns aber sogar an den Universitäten über ihren schließlichen Zweck täuschen und freuen uns im geruhsamen Paritätsbewußtsein einer Arbeit, die wir schleunigst durch protestantische Parallelarbeit beschränken sollten!

3. Zu dieser einzig möglichen Auskunft hat in Frankreich nun auch der Protestantismus gegriffen, trotzdem seine numerische Schwäche es unmöglich macht, daß er die Einigung von Nation und Religion erreicht. Aber er ist nicht gewillt, sich mit dem Katholizismus zusammenwerfen zu lassen als nur im geringsten antinational und dogmatisch abhängig. Es ist bezeichnend, daß Platz von dem allen den deutschen Katholiken nichts mitteilt. Ihm gilt nur die katholische Arbeit; alles übrige wird ignoriert. Zunächst hat der französische Protestantismus durch eine Reihe hervorragender, teils noch lebender Theologen gezeigt, daß er die geistige Freiheit des roten Frankreichs in seine Grenzen aufnimmt und fördert. Gelehrte, wie Eduard

*) Riou in „Foi et Vie", Mai—Juni 1914.
**) „Kathol. Volks-Verein", M.-Gladbach.

Reuß und Lichtenberger, wie Paul und Auguste Sabatier und Eugène Ménégoz, haben den Frieden des protestantischen Glaubens mit der Wissenschaft erreicht. Nicht daß der wilde Wissenschaftsgeist des 19. Jahrhunderts den Widerstand des protestantischen Glaubens gebrochen hätte. Im Gegenteil hat ein innerlicher Geist der Frömmigkeit gerade die Wissenschaftsmethodik des französischen Protestantismus bestimmt. Die französische evangelische Theologie zeigt in ihren besten Werken eine vorbildliche Verbindung von pietistischer Frömmigkeit und rationaler Intellektualität, die der Einigung von Autorität und Freiheit, wie sie der Franzose sucht, ungemein angepaßt ist. Wir deutschen Protestanten sollten mit allem Fleiß eine so feinsinnige Theologie und tiefe Religion zu verstehen suchen, wie sie E. Ménégoz auf die freundschaftliche und hochverdienstliche Anfrage von Professor Lobstein in dem Briefwechsel „Notre seul Maître" (Fischbacher 1914) dargelegt hat.

Hat schon in der Theologie der Protestantismus eine zeitgemäße Synthese seines Geistes mit dem Kulturgeist des neuen republikanischen Frankreichs gefunden, so ist der Tätigkeitstrieb der protestantischen Kirche zur Ausgestaltung moderner christlicher Sozialarbeit fortgeschritten. Hier machen sich im französischen Protestantismus die kirchlichen Traditionen des Hugenottentums, des Calvinismus geltend. Man will nicht nur die Seelen beruhigen, man will die Lebensverhältnisse bessern und auf freier protestantischer Grundlage die Bedingungen eines moralischen und gesunden Volkslebens schaffen. Es ist begreiflich, daß diese Arbeit in Paris eingesetzt hat. Drei führende protestantische Pfarrer, Wilfred Monod, Elie Gounelle und Charles Wagner stehen in dieser Arbeit. Individuelle Fürsorge, Arbeiterheime, Volkssammlung und Predigt wie bei Monod und Wagner, literarische Gedankenverbreitung wie bei Gounelle's „Le Christianisme social" gehen Hand in Hand.*) Ein großes Verdienst kommt diesen Männern zu an dem „Internationalen Kongreß für soziales Christentum" in Basel, 27.—30. September 1914, der schon im Entwurf ein schönes Kennzeichen ihres christlichen Idealismus ist.**)

*) Vgl. zu dem allen die abgeklärten Urteile von G. Bonet-Maury „L'orientation des Eglises au XXe siècle". Grande Revue 25. 2. und 10. 3. 1914. Ferner E. Lachenmann in der Christl. Welt 1914 No. 29 u. 30, endlich meine Aufsätze in der gleichen Zeitschrift 1913, No. 46, 47 und 48.

**) Der Kongreß, der auch aus Deutschland stark beschickt zu werden versprach, hat des Kriegswegen nicht stattgefunden.

Und auch hier ist das Erfreuliche, daß die akademische Jugend sich in den Strom dieser evangelischen Sozialarbeit hineinreißen läßt. Bei Elie Gounelle arbeiten stets eine Anzahl Studenten in sozialer Fürsorge. Mehr noch aber ist, daß aus der französischen christlich-protestantischen Studentenschaft ein Geist protestantischen und nationalen Feuers emporgeschlagen ist. Gaston Riou, aus der französ. christl. Studenten-Vereinigung hervorgegangen, hat in einem Buch „Auf der Spur des kommenden Frankreich" die Wiedergeburt des Vaterlandes aus dem Protestantismus zu fordern gewagt. Die unerhörte Kühnheit dieser Behauptung hat vielleicht gerade durch ihre erstaunliche Uebertreibung die Alten stutzig gemacht und die Jungen begeistert. Studentenbünde „Les jeunes Frances" sind entstanden, und wenn in ihren kleinen Kreisen auch viel unklarer Enthusiasmus ist, so ist der Einsatz für ein Ideal schön. Diese jungprotestantische Bewegung macht aber den Fehler, daß sie zwischen dem historischen Protestantismus Frankreichs und der protestantischen Religionsidee nicht unterscheidet. Weil sie richtig erkennt, was die protestantische Religionsidee in Frankreich für die Verbindung vom roten und schwarzen Frankreich leisten konnte, glaubt sie, daß die historisch gewordene Protestantengruppe von einer halben Million das je leisten könnte. Zu unserem Leidwesen wird sich diese schöne Hoffnung nicht erfüllen; denn eine Idee leistet solche Arbeit nur, wenn sie genügend Träger hat. Daß aber der Protestantismus und seine Idee eine große Propaganda entwickle, unterbindet gerade der neu entstandene starke Katholizismus. So bleibt nur die Hoffnung, daß die protestantische Idee doch eine Brücke bildet zwischen Rot und Schwarz in dem Frankreich der Zukunft. Daß der Protestantismus das Zentrum des neuen Frankreich werde ist unmöglich. Aber sein Dienst für die Annäherung religiöser Ideale an Prinzipien des Nationalstaates, seine Verbindung mit der Demokratie und seine Mäßigungsarbeit am französischen Nationalbewußtsein ist eine Hoffnung, auf die wir Deutschen bauen müssen.

Im September 1913 haben jene sonderbaren idealistischen Jugendbünde Frankreichs „Les Jeunesses Laïques" auf ihrem 11. Kongreß in Paris die eigentümliche Ueberlegenheit des Protestantismus zu ergründen versucht. Emile Segue fand seine Bedeutung 1. in der vertieften Pflege des Gewissens und des Verantwortlichkeitsgefühls, 2. in einer sehr charakteristischen ernsten Lebensanschauung und 3. in einer großen Sittenreinheit. — Die Synode der reformierten Kirchen in Angers hat im Mai 1914 über die Frage

verhandelt, wie man den Protestantismus in Frankreich bekannt machen könne. Wie unbekannt ist er doch noch in dem großen Volk! Notwendig mußte der Referent auf das hochsinnige Urteil der französischen Jugend kommen.*) Und er formte aus ihm in echt evangelischer Weise das einzige Mittel, den Protestantismus zu verbreiten: sich selbst verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und unsererseits dem sozialen Heldentum des Weltheilands nachleben, dem sieghaften Opfer der Liebe. Ein Protestantismus, dem diese Gedanken zur Tat werden wie in Frankreich, wird nimmermehr vergeblich in seinem Volk wirken.

Der gegenwärtige Zustand in Frankreich ist der, daß man drei Formen des Nationalismus findet: 1. den religionslosen Nationalismus der radikalen Republik, 2. den ultramontanen Nationalismus der katholischen Kirche und 3. den religiösen Nationalismus des Protestantismus, dem sich alle die Kreise zuneigen, die eine Verbindung der beiden Gegensätze Autorität und Freiheit in der französischen Volksseele erhoffen und eine Nation wünschen, deren freiheitliches Selbstbewußtsein sich dem Völkerganzen und der Welt durch religiöse Gebundenheit des Einzelnen und der Gemeinschaft anpasse. Diese Idee des Protestantismus in Frankreich, der sich auch freie und gebildete Kreise des Katholizismus nicht entziehen können,**) bleibt auch unsere Hoffnung und Freude.

Denn schließlich bedarf es doch des Hinweises, welch gewaltige Bedeutung dieser Kampf von Nation und Religion in Frankreich für uns Deutsche hat. Einmal ist er uns eine Analogie zu unseren deutschen Verhältnissen und soll uns ermahnen aufzupassen. Wir sind in der glücklichen Lage, durch die Reformation einen religiösen Mittelpunkt unseres deutschen Volkswesens erhalten zu haben. Anstatt daß wir aber diese Kräfte nutzen und mehren, verschleudern wir sie in grenzenlosem Egoismus an Fragen des Wohllebens und Parteihaders. Dabei sehen wir uns gegenüber einem Katholizismus, der zwar nicht so mächtig ist wie der französische, dafür aber jetzt alle Elemente unseres Volkslebens erreicht hat und sie zu entprotestantisieren sucht. Die Folge ist die Zerklüftung unseres Volkslebens in politischer und sozialer Hinsicht, Zerklüftung unseres Nationalgedankens. Die Aufgabe für den Protestantismus ist da nicht Entgegenarbeit, sondern Parallelarbeit. Es gilt, daß das ganze reformatorische Bewußtsein in uns erwacht und uns gegenwärtig wird,

*) Vgl. „Le Christianisme Social“ Nr. 6, Juni 1914, S. 390 f.
**) Vgl. Gaston Riou „Foi et Vie“ 1914, Nr. 12, S. 335.

Albrecht Dürers Kupferstiche.

Von

Werner Weisbach.

Der Zufall will es, daß mir die von der Redaktion der Preußischen Jahrbücher übersandte Publikation von Dürers Kupferstichen*) gerade jetzt, während der Krieg an Deutschlands Grenzen tobt, in die Hände fällt und an die Pflicht gemahnt, das Werk mit einigen Worten einzuführen. So kann es nicht ausbleiben, daß die Betrachtung bis zu einem gewissen Grade sub specie belli geschieht. Man vermag nicht jede Kunst zu allen Zeiten gleichmäßig zu genießen, und wir reagieren auf Kunstwerke verschieden unter dem Wechsel von Lebensbedingungen. Das zeigt schon, wie eng die Kunst mit unserem Leben verwachsen ist. Als Funktion des Lebens hat sie ihre geheimnisvollen biologischen Grundlagen, um deren Erhellung man sich von naturwissenschaftlicher Seite schon bemüht hat. In ihren Bildungen ist sie abhängig von dem Volk und dem Boden, aus dem sie hervorgeht. Den Krieg führen wir ja auch mit deshalb, um neben anderen Kulturgütern unsere nationale Kunst vor dem Einbruch fremder Gewalten zu schützen; denn wo Kunst nicht Rückhalt im Volkstum hat, in ihm einen Wirkungskreis freier Entfaltung und Förderung findet, verliert sie ihre Schwungkraft, wird in ihrer Entwicklung gehemmt und verkümmert. Seine großen Toten sucht ein Volk von Generation zu Generation lebendig zu erhalten. In gewissen Zeiten beschäftigt einer oder der andere die Phantasie der Gegenwart ganz besonders und mehr als in anderen, die dem Sichauswirken seiner persönlichsten Eigenschaften weniger günstig sind. Wer den Band mit Dürers Kupferstichen

---

*) Albrecht Dürer, Kupferstiche. In getreuen Nachbildungen mit einer Einleitung herausgegeben von Jaro Springer München 1914, Holbein-Verlag.

für die religiöse Lage des Nachbarvolkes kann nur dazu führen, unsere eigene Aufgabe klarer zu sehen und den uns gewogenen protestantischen Geist des Nachbarlandes zu unterstützen.

Religion ist größer als Nation. Das ist die Einsicht, die das Christentum in die Welt gebracht hat. Wenn die Religion zum Gegensatz im eigenen Volk oder gegen andere Völker benutzt wurde, ist niemals Segen für die Nation dabei herausgekommen. So soll und darf unser Glaube seine Macht über die Nationen nicht benutzen. Der Protestantismus als sittliche Religion hat die Fähigkeit und Aufgabe, die Völker in sich selbst zu einen und zu stärken, indem er sie verbindet: er glaubt an das eigene Volk und an die Menschheit. Von diesem protestantisch begründeten Einheitsglauben sind wir als Nation noch weit entfernt. Unser Nationalgefühl wird aber erst dann die volle Selbstsicherheit gewonnen haben, wenn wir die zentrale und universale Bedeutung der Auseinandersetzung von Nation und Religion allgemein begreifen und durchkämpfen. Alsdann werden wir die geistige Lage fremder Völker vorurteilslos verstehen können und über Nationalgegensätze hinweg die höhere Einheit evangelischen Geistes suchen, die die Kulturherrschaft der protestantischen Idee des Christentums über den Nationen zum Siege führt.

Nachwort der Redaktion.

Was uns bestimmt hat, diesen vor dem Kriege gehaltenen Vortrag in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen, ist der Nachweis, daß die katholische Kirche in Frankreich, die vielfach als eine moralisch und intellektuell absterbende Kraft angesehen wird, noch immer an Fähigkeiten und Tugenden sehr reich ist. Wenn der Herr Verfasser dabei auch auf die großen Gegensätze eingegangen ist, die die Religionen und Kirchen in unserem Vaterlande bei uns von einander trennen, so erscheint uns natürlich schon heute manches in anderem Lichte als dem Verfasser damals, und wir sind der Ueberzeugung, daß in dieser Sphäre unseres nationalen Lebens die Zukunft uns noch manche heilsame Milderung von Gegensätzen bringen wird, die bei uns fast ebenso hoffnungslos verhärtet zu sein schienen, wie in Frankreich.

Albrecht Dürers Kupferstiche.

Von

Werner Weisbach.

Der Zufall will es, daß mir die von der Redaktion der Preußischen Jahrbücher übersandte Publikation von Dürers Kupferstichen*) gerade jetzt, während der Krieg an Deutschlands Grenzen tobt, in die Hände fällt und an die Pflicht gemahnt, das Werk mit einigen Worten einzuführen. So kann es nicht ausbleiben, daß die Betrachtung bis zu einem gewissen Grade sub specie belli geschieht. Man vermag nicht jede Kunst zu allen Zeiten gleichmäßig zu genießen, und wir reagieren auf Kunstwerke verschieden unter dem Wechsel von Lebensbedingungen. Das zeigt schon, wie eng die Kunst mit unserem Leben verwachsen ist. Als Funktion des Lebens hat sie ihre geheimnisvollen biologischen Grundlagen, um deren Erhellung man sich von naturwissenschaftlicher Seite schon bemüht hat. In ihren Bildungen ist sie abhängig von dem Volk und dem Boden, aus dem sie hervorgeht. Den Krieg führen wir ja auch mit deshalb, um neben anderen Kulturgütern unsere nationale Kunst vor dem Einbruch fremder Gewalten zu schützen; denn wo Kunst nicht Rückhalt im Volkstum hat, in ihm einen Wirkungskreis freier Entfaltung und Förderung findet, verliert sie ihre Schwungkraft, wird in ihrer Entwicklung gehemmt und verkümmert. Seine großen Toten sucht ein Volk von Generation zu Generation lebendig zu erhalten. In gewissen Zeiten beschäftigt einer oder der andere die Phantasie der Gegenwart ganz besonders und mehr als in anderen, die dem Sichauswirken seiner persönlichsten Eigenschaften weniger günstig sind. Wer den Band mit Dürers Kupferstichen

---

*) Albrecht Dürer, Kupferstiche. In getreuen Nachbildungen mit einer Einleitung herausgegeben von Jaro Springer. München 1914, Holbein-Verlag.

durchblättert, wird von neuem zu der Ueberzeugung geführt, daß er zu den lebendigsten unserer Kulturträger gehört, daß er uns in Augenblicken, wo unsere Gefühle gespannt und hoch gestimmt sind, wo die Seele sich von Gefahren bedrängt und in Not weiß, unschätzbare erhebende Güter zu bieten vermag. Man mache die Prüfung, wie viele Erscheinungen in so außergewöhnlichen Situationen standhalten. Ein Teil seines Lebenswerkes liegt in den Stichen vor uns; und da sein Wesen zweifellos in den graphischen Arbeiten den ihm eigensten und angemessensten Ausdruck gefunden hat, so ladet es zu stiller Betrachtung in den vier Wänden ein, zur Erfüllung einsamer Mußestunden mit einem Ewigkeitsgehalt, und vermag über solche Stunden einen abgeklärten Feierglanz zu breiten.

Dieses Wesen umfaßt die eigentümlichsten Seiten des germanischen Geistes. Es verbindet Innerlichkeit des Ausdrucks mit einem nicht ganz gebändigten und manchmal über das Ziel hinausschießenden Formwillen. Der Ausdruck wird einer ganz reinen und klaren Formschönheit vorangestellt. Aber der Dürersche Geist strebt zugleich über eine nationale Einengung und gewisse in seiner eigenen Natur liegende Beschränkungen hinaus; er sucht die Auseinandersetzung mit den neuen von Italien ausgehenden Formproblemen; er erspart sich keine Mühe, keine Arbeitsqual, um mit einer tief bohrenden Energie den Sinn dieser Gestaltung zu erfassen; er lernt von dem Fremden und bleibt doch ganz er selbst. Konflikte, die bei einzelnen Werken zutage treten, lassen erkennen, wie hart bei diesem Kräfteausgleich gerungen wurde. Es ist ihm eine Pflicht nicht eher zu ruhen, als bis er mit sich ins Reine gekommen ist. Er ist kein Mann der leichten Mache. Ein Freund der Ernsten, erweist er sich auch als der beste Gefährte ernster Stunden. In eine Zeit erregter geistiger und weltlicher Kämpfe wurde er gestellt, eine Zeit, in der alle Seelenkräfte aufs höchste gesteigert waren. Ein Schrei nach Befreiung von alten überlebten Formen und Formeln ging durch die Welt. Das religiöse Gewissen Germaniens rang um einen neuen Ausdruck, der durch die Reformation zusammengefaßt wurde. In dieser, von den heftigsten Erschütterungen durchtobten Epoche stand Dürer nicht als unberührter Betrachter abseits. Er hat an ihren Seelenkämpfen teilgenommen. Wir wissen es aus seinen Bekenntnissen. Dafür zeugt auch sein Werk, das die tiefste künstlerische Manifestation des Zeitgeistes ist und dadurch ein Stück Aktualität an sich trägt.

Dürers Kunst hat zwei Seiten: eine volkstümliche und eine humanistische, die beide in seinen Kupferstichen in die Erscheinung treten. Volkstümlicher Geist spricht aus seinen genrehaften und seinen religiösen Darstellungen. Er hat Figuren und Gegenstände aus dem täglichen Leben und aus seiner Umgebung aufgegriffen, mit einem realistischen Empfinden für das Charakteristische und Leibhaftige ihres Wesens, einer herzlichen Augenfreude für alles, was die Erde trägt, was da kreucht und fleucht, angesehen, und mit einer auf künstlerischer Notwendigkeit begründeten Formgestaltung vergegenwärtigt. Manches ist mit einem einer überlegenen Weltanschauung entspringenden und germanischer Betrachtungsweise so tief verflochtenen, gelassenen Humor gewürzt. In seine religiöse Auffassung läßt er die innerlichsten Kräfte des Gemüts einströmen und vermag so, indem er allgemein verständliche Urgefühle berührt, die breitesten Massen zu sich heranzuziehen. Sein Menschentum hat aus der christlichen Religion und ihren Gestaltenkreisen Inspirationen geschöpft, die sich zu einer einprägsamen Bildhaftigkeit verdichtet haben. In dieser Fähigkeit, das Gefühlsmäßige zu klarster Anschaulichkeit herauszuarbeiten, liegt die Tragweite Dürerscher Schöpfungen; darauf beruht auch der große erzieherische Wert, der ihnen innewohnt. Seine Art, Bibel und Legende zu behandeln, hatte nichts Dogmatisches. Bisweilen läßt er sich gern dazu verleiten, die Geschichte märchenhaft auszuspinnen. Mit einer ganz auf bildmäßigen Ausdruck gestellten Fabulierfreude umrankt er den Kern der Geschehnisse mit genrehaften Zutaten und arabeskenhaftem Zierat. Was er formte, war ihm zum inneren Erlebnis geworden, und die Erregung persönlichster Anteilnahme durchzittert seine Schöpfungen. Ein Kind des Reformationszeitalters, das mit ungestümem Freiheitsdrang auf die Eroberung von Neuland ausging. Das Sieghafte einer aufstrebenden und auf hohe Ziele eingestellten Epoche ist über seinen Werken ausgebreitet.

Ein Teil seines Wesens zollte dem intellektualistischen Humanismus der Zeit seinen Tribut. Es war das Angenommene, das nie ganz in sein eigenes Selbst aufging. Sein grüblerischer Geist kam besser zurecht, wenn er sich in die Urgründe reiner Menschlichkeit versenkte, als wenn er sich an humanistischen Klügeleien, die in Deutschland besonders auf die Spitze getrieben wurden, versuchte. Der Mode konnte er sich nicht ganz entziehen. Dann tritt aber etwas Phantastisch-Krauses und Widerborstiges, das in seiner Art lag, besonders deutlich an die Oberfläche. Das „Antikische“,

das ihm durch Italien vermittelt wurde, wirkt doch immer wie ein Fremdkörper in seinem Werke. Aber er ist uns auch hier teuer als Vertreter jenes germanischen Geistes, der sich nicht selbstgenügsam einkapselt und nur mit dem auf dem eigenen Boden Gewachsenen hausen will, sondern sein Weltbild durch Anregungen von außenher, die als fruchtbar begriffen werden, zu erweitern trachtet. Darin ein Geistesverwandter Goethes.

Wer Dürers Kupferstiche der Reihe nach betrachtet, wird immer wieder von dem Erfindungsreichtum seiner Phantasie gepackt. Maler, die voll von Gesichten sind, greifen für die Formung ihrer Inspirationen gern zu den graphischen Künsten, die anderen ästhetischen Bedingungen folgen als das buntfarbige Bild. Wie der Kupferstich dem Norden seine Entstehung und seine erste Blüte im 15. Jahrhundert verdankt, so ist die Graphik, insofern es sich nicht um eine bloß reproduzierende, sondern erfindende, handelt, ein bevorzugtes Verfahren nordischer Länder gewesen. Der germanische Norden hat die größten Graphiker: Dürer und Rembrandt, hervorgebracht.

Man hat in jüngster Zeit den Schwerpunkt künstlerischer Analyse etwas zu einseitig auf das formale Gestaltungsprinzip gelegt und das Inhaltliche daneben vernachlässigt. Form und Inhalt sind im Kunstwerk zu einer Einheit verbunden und können nur durch die Reflexion gesondert werden. Der Kopulation werden wir uns dann bewußt, wenn wir einen Widerspruch zwischen dem Gegenstand und der Art seiner Formung empfinden. Sobald der Künstler einen in dem allgemeinen Bewußtsein verankerten Stoff behandelt, assoziieren wir damit gewisse Vorstellungen, denen Rechnung getragen werden muß. Wer uns Christus als Modejüngling, oder Achill als Prahlhans vorführen würde, der befriedigt unsere durch das Problem selbst geweckten Ansprüche nicht, wie viel technisches Vermögen auch darauf verwandt sein mag. Die Erfindungskraft des Künstlers besteht darin, dem Gegenstand für uns den höchsten Grad von überzeugender Wahrscheinlichkeit zu geben, mag er nun innerhalb des Gebietes reiner Wirklichkeit oder einer phantastischen Märchenwelt liegen. Bezeichnend ist es für die psychische Individualität eines Meisters, was für Inhalte er auswählt, und wie er ein bekanntes Sujet rein gegenständlich auffaßt, ehe es von ihm zur Formung gebracht wird. Es trifft nicht zu, daß ein Werk der bildenden Kunst allein an den Gesichtssinn appelliert und nur nach Kriterien der Anschauung beurteilt werden darf, sondern es wirkt weiter auch auf andere Sphären des Gefühls, die es in Erregung

zu versetzen vermag. Eine Passionsszene von Dürer ist imstande, eine Erschütterung zu bewirken, die über die Anschauungszone hinausgreift. Das Kunstwerk ist gesättigt mit seelischen Qualitäten, die eine gleichgeartete seelische Stimmung bei dem Betrachter hervorzurufen verstehen. Die Quelle für solche Wirkung liegt in der psychischen Organisation des Schöpfers. Er kann nichts in seine Arbeit hineinlegen, was er nicht gefühlt und durchempfunden hat. Für den Künstler selbst vollzieht sich die Konzeption der Idee meist im Dunkel des Unterbewußtseins, während die technische Formung unter reiflicher Ueberlegung aller erforderlichen Schritte vor sich geht, so daß eine klare Auseinandersetzung und Rechenschaft darüber möglich ist, weshalb auf sie von den Künstlern gern der Schwerpunkt gelegt wird. Der Inhalt des Kunstwerks wird bestimmt durch die Art der Fassung und Auslegung des Stoffes, und durch den Grad hineinversenkter seelischer Intensität. Dürers „Hieronymus im Gehäus" ist eine aus der Vorstellung von dem heiligen Bibelübersetzer erwachsene freie und originale Erfindung, in das Gebiet des allgemein Menschlichen übertragen. Daß er gerade eine solche Fassung gewählt hat, ist für die Art seines Genius ebenso eigentümlich wie das Formungsprinzip, nach dem er verfahren ist. Welche Richtung die stoffliche Erfindung nimmt, wird bei einer ihrer Mittel sich bewußten schöpferischen Kraft natürlich im engen Zusammenhang stehen mit der formalen Veranlagung. Das Geheimnis des Kunstwerks bleibt die Sichtbarmachung eines Komplexes von Eigenschaften, die jene Gesamterscheinung bewirken. Daß Dürer eine so vielseitige Erfindungsgabe besaß und ein so hohes Maß seelischen Erlebens in seinen Schöpfungen niedergelegt hat, ist uns ebenso wertvoll wie das reiche formgestaltende Vermögen, kraft dessen er seine Stoffe meistert.

Wenn man das Axiom aufgestellt hat, daß es bei der Wertung eines Kunstwerks gar nicht auf den Inhalt, nicht auf das Was, sondern nur auf das Wie ankomme, daß ein Stilleben, ein Blumen- oder Gemüsestück denselben Rang einnehmen könne wie ein Geschichts- oder ein Heiligenbild, so beruht das auf einem Trugschluß. Ein Stilleben als solches kann seiner künstlerischen Qualität nach gewiß hoch einzuschätzen sein und höher als eine schlecht gemalte Historie, mag sie auch noch so tiefsinnig erdacht sein. Eine solche Wertung gilt für es aber nur als Stück seiner Gattung. Dem obigen Axiom liegt eine Vergleichung von Ungleichartigem zugrunde. Niemand wird leugnen können, daß die Kunstwerke für uns in die vorderste Linie rücken, bei denen der ästhetische Genuß sich auf einer möglichst

umfangreichen Skala von Gefühlen aufbaut. Als das vollkommenste sehen wir das Produkt an, das alle in dem Phänomen liegenden Möglichkeiten am weitgehendsten ausschöpft. Daß die Bewältigung eines großen, bedeutenden Stoffs mehr künstlerische Kraft in Schwingung versetzt und in ihrem Resultat stärkere ästhetische Gefühle bei dem Genießenden auslöst, ist eine leicht zu konstatierende Erfahrungstatsache. Wem würde es beikommen, Dürers Hasen, die berühmte Zeichnung der Albertina, so hervorragend sie an sich sein mag, auf dieselbe Stufe wie eine seiner ergreifenden Passionsszenen zu rücken? Was wäre uns Dürer, wenn er nur Tiere und Stilleben entworfen hätte! — Die Unterschätzung des Inhalts ist eine Theorie, die erst in neuester Zeit aufgekommen ist und aus einer Reaktion gegen die Romantik, die dem Stoff eine übermäßige Bedeutung zuerkannte, zu erklären ist. Die italienische Renaissance ist in der Wertung des Sujets sehr weit gegangen. In ihren theoretischen Betrachtungen spielt die „invenzione“, das heißt die Konzeption und Zubereitung des Stoffes, eine besondere Rolle. Und auch Dürer hat dem Stofflichen nicht gleichgültig gegenübergestanden. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, als der moderne Impressionismus momentane und flüchtige Natureindrücke als ein bevorzugtes Darstellungsproblem aufzunehmen begann, wurde die Bedeutungslosigkeit des Sujets emphatisch als Dogma verkündigt. Eine Folge davon ist, daß unsere Maler und Zeichner jetzt, wo ihnen durch den Krieg und den Heroismus der Zeit die Auseinandersetzung mit einem großen Gegenstand aufgedrungen wird, der Ausdrucksmöglichkeiten entraten und fast durchgehend versagen, wie aus den Illustrationen der bisher erschienenen Flugblätter und Zeitschriften zur Genüge hervorgeht.

Dürer war der erste deutsche Künstler, der schon zu seiner Zeit einen Weltruhm errang und auch vor den Augen der Italiener, die sich im Besitz einer allein selig machenden Kultur wähnten, Gnade fand. Auch das so gänzlich anders geartete 17. Jahrhundert, das Zeitalter des Barock, hat sich seinem Genius nicht verschlossen. Der Geschichtsschreiber der bolognesischen Malerei des Seicento, Graf Malvasia, zählt ihn zu den Meistern, die von den Italienern am meisten nachgeahmt seien. Sein Erfindungsreichtum war es, der bei diesen so große Bewunderung erweckte, während ihnen die Tiefe seines Ausdrucks unerreichbar blieb. Sie haben nach ihm gezeichnet, ihn kopiert, ihn bestohlen. Von dem neapolitanischen Barockmaler Luca Giordano sind große Gemälde mit Benutzung Dürerscher Vorlagen bekannt geworden. Diese Stellung hat unser Meister in

erster Linie durch seine Kupferstiche errungen, deren Beweglichkeit ihre weite Verbreitung sicherte. Im allgemeinen stand man in dem immer an sich selbst sich berauschenden Süden den Aeußerungen deutschen Geistes durchaus fremd gegenüber. Wir wurden schon damals als „Barbaren" eingeschätzt. Gotisch, deutsch und barbarisch waren gleichbedeutende Begriffe. Den Voraussetzungen unserer Kultur näher zu treten, hielt man nicht für nötig. So ist denn Deutschland für das übrige Europa immer wieder von neuem ein Gegenstand der Ueberraschungen gewesen.

Wer Dürer wirklich in sich aufnimmt, erfaßt damit eines der eigentümlichsten Stücke deutschen Geistes. Seit dem 19. Jahrhundert hat sein Vaterland ein neues Verhältnis zu ihm gesucht, ihn sich mehr und mehr anzueignen bestrebt und durch Veröffentlichungen der Wirkung seiner Werke den Weg gebahnt. Die gegenwärtige Ausgabe der Kupferstiche will das ihrige dazu beitragen. Sie bringt sämtliche Blätter in Originalgröße, in einem Kupfertiefdruckverfahren reproduziert. Die auf sorgfältigen photographischen Aufnahmen beruhende Technik gestattet eine möglichst genaue mechanische Wiedergabe ohne nachhelfende Retuschen. Die Strichführung und Schattierung tritt so weit als erreichbar in die Erscheinung, natürlich ohne es mit der Schärfe und Klarheit der Originale aufnehmen zu können. Es fehlt an dem eigentümlichen metallischen Glanz, der einen wesentlichen Reiz der Dürerschen Stiche ausmacht und in Heliogravüren, welche die Reichsdruckerei von einzelnen Blättern herausgegeben hat, mehr zur Geltung kommt. Das angewandte Verfahren ermöglichte aber infolge seiner geringen Herstellungskosten die Ansetzung eines niedrigen Preises. So ist dies die erste wohlfeile, modernen Ansprüchen an Treue der Nachbildung entsprechende Gesamtausgabe von Dürers Stichwerk. Wie beneidenswert aber die Zeit, da man die Originale als Schmuck für Gebetbuch und Haus um ein weniges erstehen konnte!

Der Herausgeber hat die Blätter in chronologischer Folge geordnet und seine Anlage in einer knappen Einleitung erläutert. Zu weitgehenden Meinungsverschiedenheiten geben die Datierungen heute ja kaum noch Anlaß. Es ist hier nicht der Ort, näher zu begründen, wo meine Ansicht von der Springers abweicht. Für die früheste Betätigung Dürers auf dem Gebiete des Kupferstichs stellt er die Hypothese auf, daß sie vielleicht durch seinen Landsmann Veit Stoß angeregt sein könnte, der während Dürers Lehrlingszeit in Unterbrechung seines Krakauer Aufenthaltes zwei Jahre (1486

bis 1488) in Nürnberg weilte. Die geringe Anzahl der von Stoß bekannten Stiche ist vor kurzem durch die Graphische Gesellschaft (Berlin, Bruno Cassirer 1913) veröffentlicht worden. Daß aber der eigentliche Ausgangspunkt für Dürers Stichtechnik Schongauer gewesen ist, daran wird nach wie vor nicht zu rütteln sein.

So mag denn von diesem Bande aufs neue eine werbende Kraft für Dürers Meisterschaft ausgehen. Eine Epoche wie die heutige ist besonders dazu angetan, mit solch einer kernigen, an die edelsten Seiten des Menschlichen rührenden Kunst Fühlung zu nehmen, die auch vom Sturmwind einer neuen Zeit bewegt wurde.

Kultur- und Wirtschaftsleben im ältesten Babylonien.

Von

Dr. E. Huber.

Von der wunderbaren altorientalischen Welt, die uns die Assyriologie und die Aegyptologie aus Keilschrifttafeln und Hieroglyphen-Texten hervorgezaubert haben, nimmt heute eine Periode unser Interesse in hervorragendem Maße in Anspruch, die Zeit vor der ersten babylonischen Dynastie mit ihrem Hauptvertreter Hamurabi, also die Zeit des dritten Jahrtausends vor Christus.

Vom Jahre 2000 an abwärts kann man im großen und ganzen — Einzelheiten stehen ja auch hier genug zur Diskussion — von einer geschlossenen Chronologie reden, die der babylonisch-assyrischen Geschichte einen festen Rahmen in der Weltgeschichte gibt.

Dieser feste Rahmen um die Geschichte des Zweistromlandes im dritten vorchristlichen Jahrtausend fehlt uns heute allerdings noch. Wir besitzen wohl sehr viele geschichtliche Einzelkenntnisse aus dieser Zeit, vermögen das Geschick von vielen Herrscherstädten und Dynastien zu verfolgen, aber die zeitliche Aufeinanderfolge dieser Ereignisse vermögen wir heute noch nicht mit Sicherheit zu erkennen. Diese einzelnen Erkenntnisse sind für uns nichts als Inseln, die aus dem Meere der grauen Vorzeit aufragen und deren geologische Struktur und tektonischer Zusammenhang für uns noch tief im Meeresgrunde begraben liegt. Wir wissen nicht, ob diese einzelnen Dynastien, die wir aus den Texten rekonstruieren können, sich zeitlich einander abgelöst haben, oder ob sie in größerer oder kleinerer Anzahl gleichzeitig nebeneinander regiert haben.

So gering unsere Kenntnisse zur Festsetzung der Chronologie dieser Jahrhunderte sind, so ausgiebig ist unser Detailwissen über einzelne Abschnitte dieser Zeit — speziell aus der Periode der zweiten

Dynastie von Ur wissen uns die erhaltenen Texte soviel zu erzählen, daß es uns möglich ist, wenigstens in großen Umrissen ein Bild des Kultur- und Wirtschaftslebens jener grauen Vorzeit zu zeichnen.

Der Schauplatz dieses alten Kulturlebens war im wesentlichen das spätere Babylonien, das Tiefland zwischen Euphrat und Tigris, vom heutigen Bagdad bis zum persischen Meerbusen.

Wir kennen zwar heute noch nicht mit absoluter Sicherheit die geographische Lage der altbabylonischen Stadt Ur, auch über die Identität dieser Stadt mit dem biblischen Ur-Kaschdim, der Heimatstadt Abrahams, sind, wahrscheinlich unberechtigte Zweifel ausgesprochen worden, aber die engen Beziehungen dieser Residenzstadt mit zahlreichen anderen altbabylonischen Städten, deren Lage uns bekannt ist — namentlich Sirgulla und Nippur —, berechtigen uns, auch Ur in der geographischen Nachbarschaft dieser Städte zu suchen.

Die Träger dieser altbabylonischen Kultur waren ein eigenartiges Volk, ganz verschieden von der Rasse, die wir später, von der Zeit Hamurabis ab, im Lande herrschend vorfinden. Mit der Dynastie Hamurabis kommt die semitische Rasse zur Herrschaft, und diese Rasse erhält sich, kurze Unterbrechungen ausgenommen, die Vorherrschaft bis zum Untergange der babylonisch-assyrischen Weltmacht. Die Keilschrift-Texte, die aus diesen Jahrhunderten dem Boden Babyloniens entrissen worden sind, sind im wesentlichen in semitischer Sprache abgefaßt, und die bildlichen Darstellungen der Herrscher und der Volkstypen zeigen durchaus die semitische Charakteristik.

Ganz verschieden von dieser Rasse war das Volk, das wir in der alten Zeit im Lande ansässig finden. Wir nennen sie Sumerer, können aber nicht sagen, wie sie sich selbst genannt haben. Die späteren assyrischen Archäologen des 7. vorchristlichen Jahrhunderts haben die Sprache des Volkes nämlich „sumerische Sprache" genannt; sie selbst aber verstanden darunter nicht einen geographischen oder ethnographischen Begriff, sondern glossierten diese Terminologie mit „Weibersprache". Nun, faute de mieux muß uns diese philologische Glosse zur Rassebezeichnung dienen, und wir glauben uns um so mehr berechtigt, mit der Bezeichnung „Sumerer" die Vorstellung besonderer Rasseeigentümlichkeiten zu verbinden, als auch die Sprache dieses Volkes und seine somatischen Eigenschaften, soweit wir sie auf den Plastiken dieser Zeit wiedergegeben finden, die Träger dieser altbabylonischen Kultur scharf trennen von dem späteren Herrschervolk semitischer Rasse.

Auf gedrungenem Körpenbau sitzt ein scharf geschnittener, intelligenter Kopf von ausgesprochen mongoloidem Typ. Alle Träger dieses Typs erscheinen in der Plastik dieser Zeit bartlos und mit dichten Augenbrauen, und derben vorstehenden Backenknochen.

Man kann nicht sagen, daß diese Plastik uns kein Recht gebe, auf eine bestimmte Rassezugehörigkeit des Volkes zu schließen, weil die Künstler nur Typen, aber keine Porträts zu schaffen vermochten — Künstler derselben Zeit haben bei der Wiedergabe anderer Rasseangehörigen, z. B. der Semiten, recht gut deren somatische Rasseneigentümlichkeiten herauszuarbeiten verstanden.

Auch die Sprache dieses Volkes ist ihrem grammatikalischen Bau und ihrem Lautbestande nach grundverschieden von der Sprache der späteren semitischen Babylonier. Die semitische Sprache ist flektierend, die sumerische ist agglutinierend.

Diese Eigenart würde die sumerische Sprache in die Reihe der mongolischen Sprachen stellen, und man hat auch in der Gruppe der Turksprachen den nächsten Platz für sie gesucht.

Um ein definitives Urteil über diese Versuche abgeben zu können, dafür reicht unsere heutige Kenntnis der sumerischen Sprache noch nicht aus, obwohl unser Verständnis der rein sumerischen Texte in den letzten Jahren bedeutend gefördert worden ist.

Die Assyriologie hat sich ja bei der Entzifferung dieser Texte nicht vor ein ganz neues Problem gestellt gesehen, sie hat die Grundlage für das Verständnis dieser Texte in den gramatikalischen und lexikalischen Arbeiten der assyrischen Philologen des 7. Jahrhunderts vor Christus schon vorgefunden.

Auch damals hatte man schon das Bedürfnis empfunden, eine Einführung in das Verständnis der sumerischen Keilschrifttexte zu geben.

Das semitische Erobervolk im Zweistromland hatte von dem verdrängten sumerischen Kulturvolke neben anderen Kulturerrungenschaften auch eine ganze Reihe von religiösen Vorstellungen herübergenommen, deren schriftliche Fixierung eine ganz eigene Sparte der religiösen Literatur ausmacht. Diese Texte waren für das anderssprachige Herrschervolk in der Ursprache bald unverständlich und es ergab sich die Notwendigkeit, sogenannte Interlinear-Uebersetzungen von diesen Texten herzustellen — der ganze Literaturzweig der sogenannten „bilinguen Texte“ gehört in diese Gattung.

Im assyrisch-babylonischen Kulte scheinen diese Texte in der alten, heiligen, sumerischen Sprache verwendet worden zu sein. Die

sumerische Sprache hat also beim semitischen Volke der Babylonier und Assyrer dieselbe Rolle gespielt, wie die lateinische heute noch in der katholischen Kirche.

Um diese Texte dem Verständnis zugänglich zu machen, haben die alten Philologen grammatikalische und lexikalische Tabellen — sogenannte Glossare — angefertigt, die zwar nicht für unsere heutige Erforschung der sumerischen Sprache bestimmt waren, uns aber doch die wertvollsten Dienste bei dieser Arbeit leisteten. Denn die bilinguen Texte und die Glossare — das Material stammt fast alles aus der Bibliothek Assurbanipals, des großen Gelehrten auf dem assyrischen Königsthrone — haben uns überhaupt erst die Möglichkeit gegeben, an die wissenschaftliche Erforschung der sumerischen Sprache heranzutreten und den überaus zahlreichen, in rein sumerischer Sprache abgefaßten Texten Verständnis abzugewinnen. Wenn nun unsere Kenntnisse der sumerischen Sprache auch noch nicht soweit gediehen sind, daß wir diese Texte mit philologischer Akribie behandeln können, so reichen sie doch aus, für ihren Inhalt Verständnis zu gewinnen und aus ihnen ein allgemein gehaltenes Bild des Kultur- und Wirtschaftslebens jener Zeit zu rekonstruieren.

Am wenigsten unterrichten uns die Texte eigentlich über die Religion des sumerischen Volkes.

Wir lesen von zahreichen Tempeln, lernen verschiedene Priesterklassen kennen, wir hören von Festen und kultischen Veranstaltungen, von Götterbildern, Opferstiftungen und kultischen Abgaben, aber in das religiöse Denken und Fühlen des Volkes gewinnen wir keinen Einblick. Sollten die aus der babylonisch-assyrischen Welt bekannten religiösen Beschwörungstexte in die sumerische Zeit zurückführen — von einzelnen Texten wissen wir das gewiß und wahrscheinlich ist, wie schon gesagt, diese ganze Gattung religiöser Literatur von da herübergenommen —, so ließe sich auch darauf das religiöse Weltanschauungsbild des sumerischen Kulturvolkes aufbauen.

Darnach wäre die Religion des Volkes ein ausgesprochener Schamanismus gewesen; die ganze Welt war angefüllt mit mehr oder minder mächtigen, guten und bösen Geistern, die für oder gegen die Menschen kämpfen und die durch Beschwörungen, verbunden mit abergläubischem Zeremoniell, für den Menschen gewonnen oder schadlos gemacht werden können.

Der Götter gab es die große Fülle. Jede Stadt hatte ihren Hauptgott, jede Familie, jede Person ihren Schutzgeist. Der Hauptgott der Stadt bewohnte den Tempel, einen gewaltigen Gebäude-

komplex mit himmelragendem Etagenturm. Um ihn herum gruppierten sich die Kapellen der kleineren Gottheiten, die den Hofstaat des Stadtgottes bildeten. Zum Tempel strömte die Masse der frommen Beter herbei und legte ihre Anliegen in der Form von Votivtafeln vor der Gottheit nieder. Zahlreiche Votivtafeln sind uns erhalten, die mit bronzenen Nägeln an der Wand oder im Hofe des Tempels eingelassen wurden. Die Bronzenägel zum befestigen dieser Votivtafeln sind allerliebste Erzeugnisse künstlerischer Kleinarbeit. Sie stellen einen Zwerg dar, der an einem Baum hinaufklettert, ein Mädchen, das einen Korb auf dem Kopfe trägt und andere Spielereien.

Die Tempel einiger Stadtgötter waren berühmt im ganzen Lande, es scheinen Wallfahrtsorte gewesen zu sein, zu denen die Gläubigen von weither zusammenströmten.

In den Tempeln standen die Standbilder der Götter. In seinem Bilde wohnte der Gott. Wurde das Bild des Gottes geraubt, so war die Existenz seiner Stadt in Frage gestellt. Wurde irgend eine Stadt erobert, so war die erste Sorge der Eroberer, das Götterbild der Stadt mit sich in die Heimat zu führen; damit hatte man die Gewißheit, die Stadt selbst dauernd zu besitzen. Der Gott hat eben nur ein Interesse für die Stadt, in der sein Bild steht.

Vor den Götterbildern standen die Opfergaben, die an bestimmten Tagen dargebracht werden mußten und für deren Unterhalt immerwährende Opferstiftungen und bestimmte kultische Abgaben sorgten. Die Feste der Gottheit wurden mit großen Mahlzeiten gefeiert, die aus den Opfergaben und den Einnahmen des Tempels bestritten wurden.

Vom Tempel und vom Kult lebten die zahlreichen Priester und ihre Familien. Sie bezogen aus den Vorratshäusern der Tempel bestimmte monatliche Reichnisse, die nach den einzelnen Klassen verschieden abgestuft waren.

Von kultischen Vorgängen erhalten wir aus den Texten nur Kenntnis über die Gegenstände, die zum Opfer bestimmt waren — gewisse Arten von Schafen und Ziegen, sonst hauptsächlich Brot, Wein, Oel, Obst- und Traubenkuchen. Opferzeremonien oder gar ein Opferritual werden in den Texten nicht erwähnt. In diese Dinge gewinnen wir nur Einblick durch bildliche Darstellungen von Opferszenen auf Siegelzylindern aus dieser Zeit. Neben der Legende — Name und Beruf des Besitzers — tragen diese Siegelzylinder

für gewöhnlich die Darstellung einer opfernden Gruppe, Gott, Priester und Opfernder. Der Gott sitzt auf seinem Throne, der Priester mit nacktem Oberleib und kahl geschorenem Haupte führt den Opfernden, der auf dem linken Arme das Opfertier trägt, an der Hand vor die Gottheit. Die linke Hand des Priesters ist offenbar in der Gebärde des „Um-Schutz-Flehens" gehalten.

Als Kultpersonen treffen wir Priester und Priesterinnen an, die letzteren hauptsächlich in den Tempeln der Istar, der weiblichen Vegetationsgottheit, und ihrer zahlreichen lokalen Denominationen. Neben der Besorgung der Kultpflichten oblag diesen Priesterinnen im Namen der Göttin auch die kultische Prostitution.

Das weibliche Tempelpersonal ergänzte sich durch freiwilligen Eintritt, durch väterliche Bestimmung oder durch Ankauf von Mädchen durch die Vermittelung von Agenten.

Die Erwerbsverhältnisse dieser Frauen scheinen, nach der gesetzlichen Regelung dieser Verhältnisse zu schließen, sehr gute gewesen zu sein; namentlich dürften sie in dem Betriebe von Wein- und Schnapskneipen eine bedeutende Einnahmequelle gehabt haben.

Der Tätigkeitskreis der Priester war ein sehr ausgedehnter. Ihnen oblag neben den kultischen Verrichtungen vor allem die Pflege des Rechtes und der Erziehung. Sie waren wohl die einzigen, die die schwierige Kunst des Schreibens verstanden, also imstande waren, Rechtsurkunden auszustellen und Prozesse und Rechtsgeschäfte zu protokollieren. Bestimmte Priesternamen begegnen uns als Richter in den Texten und aus diesen Namen sind wir imstande, priesterliche Familien durch mehrere Generationen zu verfolgen, bei denen sich das priesterliche und richterliche Amt vom Vater auf den Sohn vererbt hat.

Mit den Tempeln waren Schulen verbunden, in denen die schwierige Kunst der Keilschrift gelehrt wurde, wahrscheinlich zunächst an die Priestersöhne.

Aus den uns erhaltenen Vorlagetafeln für den Keilschriftunterricht sind wir heute imstande, die Methode des Unterrichts zu verfolgen. Die ersten Anfänge bestanden in der Uebung der einfachen Elemente der Keilschriftzeichen, des senkrechten, des wagerechten Keils und des Winkelhakens. Dann erst wurde zu den komplizierteren Keilschriftzeichen übergegangen.

Neben der Einführung in die Schrift umfaßte der Unterricht in den Tempelschulen auch andere Fächer: Religion — Kenntnis der kultischen Texte und Handlungen —, Jus, Astronomie resp. Astrologie,

Mathematik — zur Ausmessung der Feldparzellen bei der Feldverpachtung — und Medizin.

In den mit dem Tempel verbundenen Archiven — es ist lebhaft darüber diskutiert worden, ob das nicht wirkliche Bibliotheken gewesen sind — waren Texte all dieser Gattungen aufbewahrt; diese Texte dürften wohl der großen Mehrzahl nach bestimmt gewesen sein, als Vorlage für den Unterricht in den Tempelschulen zu dienen.

Wir dürfen uns nun nicht vorstellen, daß diese einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen als getrennte Fächer gelehrt wurden, etwa wie in unserem Hochschulbetrieb. Religion und Wissenschaft war eben ein und dasselbe, wie noch heute in der muslimischen Hochschule El-Azhar in Kairo und bei uns im Mittelalter in der Zeit der Scholastik. Es gab noch keine selbständige wissenschaftliche Disziplin, sondern alle wissenschaftliche Erkenntnis war eine Ausstrahlung des großen religiösen Weltbildes.

Die Methode des wissenschaftlichen Unterrichtes bestand darin, daß eine Reihe von Lehrsätzen und wissenschaftlichen Erkenntnissen aus den einzelnen Disziplinen immer und immer wieder als Schreibübungen wiederholt wurden. Es war also ein Lehren und Lernen für einen rein praktischen Zweck.

Das Bild der politischen Organisation Babyloniens in dieser Zeit vermögen wir noch nicht mit Sicherheit zu skizzieren, hauptsächlich darum, weil wir noch nicht sagen können, ob die Herrscherdynastien in anderen altbabylonischen Städten, die wir neben der von Ur kennen, mit dieser gleichzeitig waren oder von ihr in der Herrschaft abgelöst wurden.

Die gewöhnliche Annahme entscheidet sich, und wohl mit Recht, für die zeitliche Abfolge dieser Herrschergeschlechter.

Wir malen uns das Bild der politischen Situation des Landes um diese Zeit so aus, daß eine größere Anzahl von Städten der Mittelpunkt einer größeren oder geringeren Machteinheit gewesen ist. Günstige geographische Lage — an Straßen und Kanälen —, eine bedeutende Kultstätte und die Tatkraft bedeutender Persönlichkeiten hatte bestimmte Städte zu Mittelpunkten einer größeren Machtkonzentration gemacht.

Diese Stadtkönigreiche und ihre Dynasten rivalisierten mit einander, und von Zeit zu Zeit glückte es der einen oder der anderen Stadt, die Hegemonie über die anderen zu gewinnen, also führend im Lande zu werden.

gen eine feste Rente oder gegen eine
e abgeschlossen, der sich nach dem
gab Pachtung gegen Geld oder
trug für gewöhnlich ein Viertel des

d besagt uns schon, daß das alt-
on längst über den Zustand der
eift war, sich schon zur Geldwirt-
d hatte auch nicht mehr den Be-
schon zum Begriffe der Valuta über-
nd zwar zum zinstragenden Kapital
te bereits die feinste Ausbildung.
h nicht, Gold, Silber, Kupfer und
rren und Ringen geprägt. Das Wert-
Silber war festgelegt und Kurs-
An Stelle des Geldes waren Wechsel
tel gebräuchlich.
nehmungen, namentlich in Kompagnie-
eure Summen; es sind uns Kompagnie-
nach denen ein Teilnehmer 60 Talente
Mark, investierte. Der Gewinn an diesen
allgemeinen sehr hoch, zwei- bis vierfacher
n Summe ist die Regel, es kommt sogar
satz als Geschäftsgewinn heraus.
s nicht wundern, wenn auch der Zinsfuß
er betrug 20—25 % pro Monat. Der Geld-
hr großer, und bei Geschäften, die ins Aus-
fenbar auch die Gefahr des Verlustes nicht

scheint keine einheitlich geregelte gewesen zu sein.
wir aus dem Zusatze „Königliche Währung“ bei
on Geldsummen schließen, daß neben der König-
auch noch andere Währungen bekannt waren, viel-
n des Tempels oder des Handels; das wäre dieselbe
e uns noch heute im Orient das Reisen verleidet
heidung von bonne monnaie und mauvaise monnaie,
ährung und Kaufmannswährung.
ben Unterschied wie hier bei der Währung finden wir
Maß und Gewicht. „Königliches Maß“ und „Königliches
en eigens genannt, offenbar im Gegensatze zu ander-

Im Wirtschaftsleben war das Hauptgewicht der gesellschaftlichen Tätigkeit im Lande auf eine außerordentlich intensive Bearbeitung von Grund und Boden gelegt.

Grund und Boden gehörten entweder zu den königlichen Domänen, zum Großgrundbesitze der Tempel, oder war Privatbesitz kleiner Eigentümer. Zahlreiche Erbverträge, Prozeßakten, Kauf- und Verkaufsurkunden, Schenkungsurkunden, in denen fromme Leute ihren Grundbesitz irgend einem Gotte und seinem Tempel vermachten, beweisen es, daß jeder Bürger damals einen kleinen Winkel Land und Sonne sein eigen nannte.

Der Großgrundbesitz wird ausgenützt entweder durch Eigenwirtschaft oder durch Verpachtung.

Für gewöhnlich wird der ganze Besitz an einen Großunternehmer verpachtet; der betreibt die Pachtung als lukratives Geschäft, läßt die Grundstücke entweder auf eigene Rechnung bearbeiten oder gibt einzelne größere oder kleinere Feldparzellen weiter in Unterpacht.

Die Parzellierung des Großgrundbesitzes zum Zwecke der Verpachtung machte die Vermessung der Felder notwendig. Die wurde ebenso auf geometrischem Wege vorgenommen wie bei uns. Man berechnete den Flächeninhalt eines Feldes nach einem idealen Maße, einem Rechteck, dessen Seiten eine bestimmte Größe hatten, und rechnete zu diesem Flächeninhalte dazu resp. zog von ihm ab, was von der zu berechnenden wirklichen Ackerfläche außerhalb oder innerhalb des Rahmens dieses angenommenen Bodenrechteckes fiel.

Bei dieser Parzellierung des Grundbesitzes wurden Kleingüter, wirkliche Pachtgüter mit Namen von Weilern geschaffen von einer Ausdehnung von 2—50 ha.

Die Rechnungsführung über jedes einzelne Pachtgut wurde gesondert vorgenommen. Auf Keilschrifttafeln waren die Einnahmen und die Ausgaben für dieses Gut gebucht und die auf die einzelnen Güter bezüglichen Tafeln waren in Weidenkörben aufbewahrt, die an den Henkeln Etiketten trugen — Keilschrifttafeln — mit detaillierten Angaben über das Pachtgut, auf das sich der Korbinhalt bezog.

Diese Einzelbuchungen für die verpachteten Weiler wurden sehr sorgfältig in Generallisten eingetragen, ins eigentliche Hauptbuch, das nur summarische Registraturen auswies über die Einnahmen und die Ausgaben aller zu einem zusammenhängenden, großen Grundstücke gehörenden Pachtgüter und am Schlusse die aus dem ganzen Gute herausgewirtschaftete Rente angab.

Der Pachtvertrag wurde gegen eine feste Rente oder gegen eine Anteilsquote an dem Gutsertrage abgeschlossen, der sich nach dem Ausfall der Ernte richtete. Es gab Pachtung gegen Geld oder gegen Naturalien. Die Pacht betrug für gewöhnlich ein Viertel des jährlichen Ertrages.

Die Verpachtung gegen Geld besagt uns schon, daß das altbabylonische Wirtschaftsleben schon längst über den Zustand der reinen Oikenwirtschaft hinausgereift war, sich schon zur Geldwirtschaft entwickelt hatte. Das Geld hatte auch nicht mehr den Begriff des Tauschmittels, es war schon zum Begriffe der Valuta übergegangen, war zum Kapital, und zwar zum zinstragenden Kapital geworden. Das Geldwesen hatte bereits die feinste Ausbildung.

Münzen gab es zwar noch nicht, Gold, Silber, Kupfer und Bronze waren in Form von Barren und Ringen geprägt. Das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber war festgelegt und Kursschwankungen waren bekannt. An Stelle des Geldes waren Wechsel und Scheck als Zahlungsmittel gebräuchlich.

In geschäftlichen Unternehmungen, namentlich in Kompagniegeschäften, steckten oft ungeheure Summen; es sind uns Kompagniegeschäftsverträge erhalten, nach denen ein Teilnehmer 60 Talente Gold, ungefähr 200 000 Mark, investierte. Der Gewinn an diesen Unternehmungen war im allgemeinen sehr hoch, zwei- bis vierfacher Gewinn der eingeschossenen Summe ist die Regel, es kommt sogar einmal der zehnfache Einsatz als Geschäftsgewinn heraus.

Da können wir uns nicht wundern, wenn auch der Zinsfuß ein sehr hoher war — er betrug 20—25 % pro Monat. Der Geldbedarf war eben ein sehr großer, und bei Geschäften, die ins Ausland gingen, war offenbar auch die Gefahr des Verlustes nicht gering.

Die Währung scheint keine einheitlich geregelte gewesen zu sein. Wenigstens müssen wir aus dem Zusatze „Königliche Währung" bei der Aufzählung von Geldsummen schließen, daß neben der Königlichen Währung auch noch andere Währungen bekannt waren, vielleicht Währungen des Tempels oder des Handels; das wäre dieselbe Erscheinung, die uns noch heute im Orient das Reisen verleidet mit der Unterscheidung von bonne monnaie und mauvaise monnaie, = Staatswährung und Kaufmannswährung.

Denselben Unterschied wie hier bei der Währung finden wir auch bei Maß und Gewicht. „Königliches Maß" und „Königliches Gewicht" werden eigens genannt, offenbar im Gegensatze zu ander-

weitigen im Lande geltenden Einheitssystemen. Das ganze Königliche Maß- und Gewichtssystem war aufgebaut auf der Einheit des Gerstenkornes. Das war auch die Grundlage für die staatliche Währung. Die Weiterverzweigung beruhte auf der Dreier-, Fünfer-, Sechser-, Zehner- und Zwölfereinheit; die Zahl 60, die Verbindung von 6er- und 10er-Einheiten, oder 180, dreimal 60, war für das höhere Maß und Gewicht die Rechnungsgrundlage. Flächen- und Raummaß wurde nach denselben mathematischen Gesetzen berechnet, wie wir sie zur Anwendung bringen.

Durch die Regelung der Währungsfrage und die Aufstellung eines im ganzen Lande gültigen Maß- und Gewichtsystems waren alle Vorbedingungen gegeben, die ein gewaltig ausgedehntes und intensives Wirtschaftsleben erforderte.

Das Land war durchzogen von einem engen Netz von Kanälen, die das befruchtende Naß überall hintrugen.

Die großen Bewässerungsanlagen, die Hauptkanäle und die davon abgezweigten großen Berieselungsstränge waren staatliche Unternehmungen; sie wurden im Namen des Königs auf dem Wege des Frohndienstes ausgeführt. Viele Könige dieser Zeit rühmen sich großer wasserbautechnischer Arbeiten: sie haben entweder alte Kanäle ausgebaggert oder neue angelegt.

Die Zuleitung des Wassers aus diesen größeren Kanälen zu den einzelnen Feldern gehörte zur Feldarbeit des Eigentümers oder Pächters. Die Bewässerung der Felder war eine der Hauptarbeiten des altbabylonischen Landmannes, wie heute noch in Aegypten; die weitere Feldbearbeitung geschah durch Pflug und Egge mit Ochsengespann.

Das Dreschen geschah entweder durch den Dreschschlitten oder durch die Hufe der Ochsen auf einer mitten auf dem Felde improvisierten Tenne; die war womöglich auf einer Anhöhe gewählt, damit der darüber streichende Wind beim Worfeln die Spreu von der Frucht scheiden konnte.

Angebaut wurde vor allem Weizen, Gerste, Sesam, Hirse, Mais (?) und in kleineren Quantitäten Abarten dieser Hauptfrüchte, die wir mit heutigen Körnerfrüchten noch nicht indentifizieren können.

An Gemüsen wurde hauptsächlich kultiviert: Bohnen in verschiedenen Arten, Menschenkorn, Futterrüben, Zwiebel und Knoblauch und daneben eine Anzahl von Gemüsesorten, die wir noch nicht kennen.

An Obstbäumen wurden gezüchtet: Palmen — die Dattel und andere Produkte der Palme spielten im Export des Landes eine große Rolle —, Weinreben, Feigen- und Granatapfelbäume und vielleicht der Oelbaum.

Der Ertrag von Grund und Boden war ein sehr ergiebiger. Zahlreiche Texte ermöglichen uns eine Vergleichung des Ernte-Erträgnisses mit der Aussaat von einem und demselben Grundstücke; daraus ersehen wir, daß im Durchschnitte der Feldertrag der altbabylonischen Bodenwirtschaft das Sechzigfache der Aussaat betrug.

Grund und Boden Babyloniens war also ein Wunder der Fruchtbarkeit. Bei uns beträgt der Bodenertrag im Mittel das Acht- bis Zehnfache der Aussaat; recht viel höher läßt sich dieses Verhältnis kaum mehr steigern, trotz aller Verbesserungen in der landwirtschaftlichen Produktion.

Die Viehzucht spielte, wie das gar nicht anders zu erwarten ist, im Verhältnis zur Bodenkultur keine große Rolle. Gezüchtet wurden Esel (vielleicht auch das Pferd?), Hornvieh, Schafe und Ziegen. Die Ziege, das Böckchen, war das eigentliche Zinstier und das Haustier der kleinen Leute. Auf dem Geflügelhof wurden Gänse, Enten, Hühner und Turteltauben gehalten.

Mit den landwirtschaftlichen Betrieben waren Brennereien verbunden zur Destillation der verschiedenen Liköre. Die Sorten der Alkoholika, die konsumiert wurden, waren ziemlich zahlreich — meine Sammlung enthält 17 verschiedene Wein- und Likörsorten. Der Unterschied bestand, den Namen nach zu schließen, nur in den Säften der verschiedenen Kräuter, die mit dem Branntwein verbunden wurden. Es wurde viel Wein getrunken — der kam auf dem Handelswege in großen Krügen aus den Bergen des Ostens auf den babylonischen Markt; andere Getränke wurden verfertigt aus dem Safte des Getreides und der Dattel mit verschiedenen Zumischungen.

Die Fischerei war eine wichtige Erwerbsquelle; es werden Meer-, See- und Flußfischer genannt.

Die selbständigen Fischer, die die Fischerei als Gewerbe ausübten, waren in kleinere Gruppen organisiert und brachten unter Führung eines Sekretärs ihre Beute in gewaltigen Mengen von Meer- und Süßwasserfischen auf den Markt der Städte. Große Betriebe hatten ihre eigenen Fischer.

Die Forstwirtschaft hatte im Lande nichts zu bedeuten. Nur die Dschungeln an den Strömen und an den größeren Kanälen konnten als Ausbeutungsobjekt in Frage kommen. Nach Schiffsbauholz für die zahllosen Barken, die die Kanäle des Landes durchkreuzten, und nach Werkholz für die landwirtschaftlichen Geräte war im Lande selbst große Nachfrage; darum wurde viel Holz als Rohmaterial importiert.

Ueber die gewerbliche Produktionsfähigkeit werden wir in unseren Texten nicht so genau unterrichtet wie über die landwirtschaftlichen Verhältnisse, und deren Bedeutung im altbabylonischen Wirtschaftsleben ist für uns klarer umrissen als die von Handwerk und Gewerbe.

Es gab einen eigenen Handwerkerstand im Gegensatz zum Stande der Berufsarbeiter.

An Handwerkern gab es, soweit wir bis heute die Namen verstehen: Anstreicher, Architekt, Schreiner, Zimmermann, Parfümeriefabrikant, Gerber, Metallgießer, Bildhauer, Steinschneider, Töpfer, Schneider, Schuhmacher, Mützenmacher, Gold- und Silberarbeiter, Beilfabrikant, Schlächter, Bäcker, Müller, Weber, Baumeister, Maurer, Schmied, Barbier.

Die Handwerker nahmen Lehrlinge auf, um sie in ihrer Branche auszubilden. Diese Lehrlinge scheinen keine Bezahlung erhalten zu haben, während jugendliche Arbeiter schon vom ersten Tage ihrer Einstellung an eine Entlohnung erhielten.

Die Zahl der Lehrlinge, die ein Handwerker annehmen durfte, scheint beschränkt gewesen zu sein. Jedenfalls findet man nicht über fünf in einem Handwerkerbetriebe beschäftigt. Desgleichen muß der Preis für die fertige Ware ein feststehender gewesen sein; denn in Texten der verschiedensten Herkunft findet sich für ein und dieselbe Ware immer derselbe Preis.

Einzelne Handwerkerbetriebe hatten sich zu großen industriellen Unternehmungen ausgebildet, namentlich die Betriebe, in denen Ton, Asphalt, Schilf, Tierhäute und Wolle als Rohmaterialien verarbeitet wurden. Auch das Wesen des modernen Industriebetriebes, die Arbeitsteilung, war hier eingeführt, wie uns allein schon die Namen der in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiterklassen beweisen.

Die größten industriellen Unternehmungen waren die Webereien. Es sind uns Lohnlisten erhalten für 40—500 Arbeiter und Arbeiterinnen, die in solchen Webereien beschäftigt waren. Aus

diesen Texten erfahren wir, welche Mengen von Rohmaterialien aus den Magazinen in die Arbeitsräume geliefert wurden und welche fertigen Produkte aus den Fabriken herausgingen.

Die in diesen Fabriken beschäftigten Arbeiter — männliche und weibliche — bildeten eine eigene Organisation, die der gelernten Berufsarbeiter, und unterschieden sich sowohl von den Handwerkern als auch von den ungelernten Arbeitern, den Tagelöhnern.

Wo das Handwerk für den Luxus arbeitete, wurde es zum Kunsthandwerk. Das konnte sich hauptsächlich bei den Königlichen Bauten entfalten. In diesen Bauten konnte vor allem die Architektur ihr Können erproben, und wir staunen heute noch an den Ueberresten ihre Leistungsfähigkeit an. Die Grundgesetze der heutigen Baukunst, der wirkliche Bogen und die Säule, war den altbabylonischen Architekten bekannt, ebenso die Verjüngung der Mauer nach oben. Die Gliederung der Frontmauer durch vortretende und ausgesparte Steinreihen spricht für die künstlerische Erfassung ihrer Aufgabe.

Das Baumaterial war der gebrannte und der ungebrannte Ziegelstein. Gewachsener Stein war im Lande äußerst selten, er mußte, ebenso wie das Bauholz, aus den Nachbarländern geholt werden. Zu verschiedenen Malen lesen wir von kriegerischen Expeditionen, die von altbabylonischen Königen unternommen worden sind, um das Stein- und Holzmaterial für ihre Palastbauten zu gewinnen oder wenigstens die Wege offen zu halten, auf denen dieses Material importiert werden konnte. Die Ziegelsteine, die für Königliche Bauten verwendet wurden, für Palast und Tempel, wurden vielfach mit Inschriften versehen, die in den weichen Ton gepreßt wurden. Die Matrizen für diese Inschriften — es sind uns deren eine große Anzahl erhalten — waren ursprünglich im Holz geschnitten und dann in Ton ausgegossen. Diese Negative — wir müssen in ihnen eigentlich die ersten Vorgänger der Buchdruckerpresse ersehen — wurden dann auf eine beliebige Anzahl von Steinen abgedruckt. Diese Inschriften enthalten für gewöhnlich nur den Namen und den Titel des königlichen Bauherrn und die Bestimmung des betreffenden Gebäudes, für uns sind sie aber von der größten historischen Bedeutung, weil wir schon aus den Steinen mit Sicherheit ablesen können, in welche Zeit die Erbauung oder Restaurierung irgend eines hervorragenden Bauwerkes fällt.

Die Mauern werden aus ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt und nur an der Außenseite mit glasierten gebrannten Ziegeln ver-

kleidet; sie waren infolgedessen sehr dick. Weil das Baumaterial in der Regenzeit sehr viel Feuchtigkeit aufnehmen mußte, waren die Mauern mit feinen Drainageröhren durchsetzt, die wie kleine Adern das ganze Mauerwerk durchzogen und die Feuchtigkeit nach unten in die Kanäle ableiteten.

Die königlichen Bauten gaben natürlich auch dem Kunsthandwerk allerhand Aufträge. Wir finden fast jede Art der künstlerischen Technik im Lande vertreten, vor allem die Plastik, Metallarbeiten, Metallguß und getriebene Arbeiten, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Stein- und Ziegelmosaik.

Die Technik der letzteren ist besonders hervorragend. Geradezu herrlich sind die Lasuren, die den Lehmziegeln eingebrannt wurden in Metall- und Lapislazulifarben. Die Arbeiten der Steinplastik erregen noch heute das Staunen der Kunstkenner. Welche Meisterwerke der Kunst sind zum Beispiel die weltbekannten Gudea-Statuen oder der Torso der altbabylonischen Königin im Louvre! Diese Arbeiten sind mit porträtähnlicher Realistik meisterhaft ausgeführt, und zwar in Dioritstein, einem der härtesten Materialien, und mit Instrumenten, mit denen unsere heutigen Künstler kaum zu arbeiten verstünden.

In der Kleinkunst sind vor allem die Erzeugnisse der Steinschneiderei hervorragend. Welche entzückenden Gravierungen zeigen die meisten der bekannten Siegelzylinder aus dieser Zeit! Und diese Gravierungen sind auf dem härtesten Edelstein wie spielend ausgeführt. Selbstverständlich setzt diese Technik, die wir schon aus der Zeit des alten Sargon in vollendeter Ausbildung kennen, eine jahrhundertlange Entwickelung voraus.

Die Holz- und Elfenbeinschnitzerei betätigte sich in der Herstellung der in Inventartexten häufig erwähnten Prunkmöbel und bei der Fertigung kleiner Götterfiguren und Nippessachen.

Hervorragend sind auch die Töpferarbeiten dieser Zeit. Allerdings lieferte das Land für diese Kunstgattung das vorzüglichste Rohmaterial. Der Ton, der ohnehin schon durch die Flüsse und Kanäle fein geschlemmt war, wurde noch eigens gemahlen. So war es möglich, Tontäfelchen herzustellen von solcher Feinheit, daß man sie mit Keilschriftzeichen beschreiben konnte, die wir heute nur mehr [illegible] der Lupe erkennen können.

[illegible] Tongruben und -mühlen zählten übrigens, wie schon gesagt, zu [illegible] rentabelsten industriellen Unternehmungen des Landes.

Es ist selbstverständlich, daß dieses intensive Erwerbsleben im Lande eine rege Handelstätigkeit hervorrufen mußte.

Der Außenhandel ging hauptsächlich nach dem Osten, nach Susa und anderen bedeutenden Städten. Exportgegenstände waren die Produkte der Bodenkultur und die Erzeugnisse der Industrie; importiert werden mußten viele Rohmaterialien, namentlich Stein, Metall, Holz, Elfenbein und große Quantitäten Wolle; an diesen Dingen war das Land arm. Das Land war sicher für den Handel vom Mittelmeer nach dem Indischen Ozean ein wichtiger Transitplatz und seine Magazine waren angefüllt mit den kostbarsten Waren.

Das ganze Handelsgeschäft im Inlande und außerhalb des Landes lag in den Händen des „Kaufmanns“ oder des „Großkaufmanns“, einer der wichtigsten Persönlichkeiten der altbabylonischen Gesellschaft. Er kaufte im Lande die Vorräte auf, entweder auf eigene Rechnung oder für einen Großunternehmer, und ließ sie beim Produzenten lagern, bis er sie unter Ausnützung der günstigsten Marktkonjunktur benötigte. Die Tätigkeit dieser „Kaufleute“ scheint nicht immer einwandfrei gewesen zu sein, denn sie waren sehr oft in Prozesse verwickelt.

Die Ausdehnung des Handels war wesentlich begünstigt durch die Leichtigkeit des Transportes auf den zahlreichen Kanälen, die das Land durchzogen. Ueberall an den größeren Kanälen waren Lagerhäuser errichtet, Silos, in denen das Getreide bis zur Versendung aufgespeichert wurde. In Lieferungsverträgen auf Getreide ist sehr oft als Lieferungsziel irgend ein Lagerhaus an einem Kanale vertraglich festgesetzt.

Neben der großen Zahl der Angestellten, der großen und kleinen Beamten in Königlichen oder Privatdiensten und den selbständigen Handwerkern waren im altbabylonischen Wirtschaftsleben große Scharen von Arbeitern tätig.

Die ganze Arbeiterwelt der altbabylonischen Gesellschaft gehörte, ohne Unterschied des Geschlechts, drei großen Klassen an: Diener, gelernte Berufsarbeiter und ungelernte Arbeiter, Tagelöhner.

Wo immer in den einschlägigen Texten eine größere Zahl von Arbeitern — Diener, Berufsarbeiter oder Tagelöhner — in Beziehung zu einem Arbeitgeber kommen, treten sie in geschlossenen Organisationsformen auf, in kleineren oder größeren Verbänden. Diese Organisationen waren sicher eigentliche Berufsverbände, ob es aber staatliche Zwangsorganisationen waren oder freie Verbände, das

entzieht sich unserer Kenntnis. Wir wissen nur, daß an der Spitze einer bestimmten Arbeitergruppe ein Sekretär stand, durch dessen Vermittlung die Verdingung, Vermietung der Arbeitskräfte und auch die Lohnzahlung stattfand. In welchem rechtlichen Verhältnis der Sekretär zu den Arbeiterverbänden stand, wissen wir auch nicht. Gewisse Angaben berechtigen uns aber zu dem Schlusse, daß ein Teil des erhaltenen Lohnes an ihn abgeliefert werden mußte. Der dem Sekretär übergeordnete und, wie es scheint, der höchste Beamte innerhalb der Arbeiterorganisationen war der Verwalter.

Diese Arbeiterbeamten verhandeln wegen Arbeiteranstellung, Lohnzahlung, Arbeitssistierung unmittelbur mit dem Oekonomieverwalter oder einem andern jeweiligen Ressortchef.

So wenig geklärt heute noch unser Wissen über die altbabylonischen Arbeiterverbände ist, so unsicher ist auch die Antwort auf die Frage nach dem Rechtsverhältnisse der Arbeiter: Waren es freie oder halbfreie Arbeiter oder waren es Sklaven?

Zur Unterscheidung zwischen freien und halbfreien Arbeitern fehlt uns jede Grundlage. Aber zwischen freien Arbeitern und Sklaven, glauben wir, machen die Texte einen Unterschied. Nicht nur in der Aufzählung in den Arbeiterlisten, sondern auch in der Bezahlung glauben wir den unfreien Arbeiter vom freien unterscheiden zu können; die freien Arbeiter werden entlohnt, die unfreien aber gemietet — die Höhe des Lohnes ist aber immer gleich.

Sind diese Beobachtungen richtig, so müssen wir sagen, daß weitaus die größte Anzahl der Arbeiter freie Persönlichkeiten waren, und daß die Zahl der Sklaven sehr gering war. Dieselbe Wahrnehmung machen wir auch aus Erbverträgen — der Sklave wurde ebenso vererbt wie die Immobilien der Erbmasse. Mehr als drei Sklaven dürfte man in solchen Erbverträgen nicht leicht finden.

Der Preis für einen Sklaven war gering, er entsprach etwa dem Kaufpreis für einen Esel. Natürlich war der Preis kein fester, er richtete sich nach der Arbeitskraft, die der Besitzer in Kapital umsetzen konnte.

Die Arbeitslöhne wurden größtenteils in Naturalien ausgezahlt.

Wir kennen für jede Arbeiterklasse und für jede Arbeitsart die Höhe des Normallohnes, des Höchst- und Mindestlohnes. Am schlechtesten bezahlt waren die Diener, eine mittlere Lohnhöhe er-

reichten die Taglöhner, und den höchsten Lohn erhielten die gelernten Berufsarbeiter. Dann war in den einzelnen Lohnklassen differenziert zwischen vollwertigen Arbeitskräften, Arbeitern, die nur die Hälfte, und solchen, die nur ein Drittel der Normal-Leistung zu Wege brachten.

Weibliche Arbeitskräfte erhielten durchschnittlich die Hälfte des Lohnes der männlichen Arbeiter in den betreffenden Branchen und außerdem noch für jedes Kind einen kleinen Unterhaltungsbeitrag. Jugendliche Arbeiter erhielten als Höchstlohn den Mindestlohn der Diener. Verwaiste jugendliche Arbeiter (deren Mutter gestorben war) bezogen bis zu einem gewissen Alter auch noch einen Anteil des Arbeitslohnes ihrer Mutter.

Das sind die großen Richtlinien, in denen sich heute unsere Kenntnis der altbabylonischen Arbeiterverhältnisse bewegt; es wäre eine ganz dankenswerte Aufgabe, durch Umrechnung der an die Arbeiter in der Form von Naturalien gezahlten Lohnbezüge in Geldwert — die Texte geben genug Material für diese Untersuchung — und durch die Festsetzung des Verhältnisses des damaligen Geldwertes zum heutigen die hier angegebenen relativen Daten so zu verarbeiten, daß sie als Vergleichungsmaterial mit unseren heutigen Verhältnissen benützt werden können.

Interessant ist ein Vergleich der Lohnskala der Arbeiter mit den Gehältern der Beamten und Funktionäre. Dieser Vergleich ergibt die Einheit des Tarifs in der Bezahlung der Arbeitsleistung bei diesen und jenen. Der Gehalt des höchsten Beamten, den die Texte kennen, beträgt nicht mehr als der Höchstlohn des bestbezahlten Berufsarbeiters. Die Gehälter der mittleren Beamtenklassen und der Funktionäre bewegten sich in der Höhe des mittleren Lohnes der Berufsarbeiter. Es gab damals sicher mehr Arbeiter als Beamte, die den höchsten Lohntarif erhielten. Ob es bei dieser Wertschätzung der Arbeit damals auch eine soziale Frage gegeben hat?

Bemerkenswert in der Lohnskala ist auch das soziale Verständnis, das sich in der Gepflogenheit zeigt, der Arbeiterin für ihre unversorgten Kinder noch eigenen Lohn zu bezahlen und den verwaisten jugendlichen Arbeitern noch einen Anteil an dem Lohne ihrer verstorbenen Mutter zu gewähren.

Weibliche Arbeitskräfte finden wir hauptsächlich in der Hausindustrie beschäftigt, mit Weben und Spinnen. Auch die Destillation und der Ausschank von Spirituosen gab zahlreichen Frauen Gelegenheit zu selbständigem Erwerb (Animierkneipen). Außerdem

wurden in einzelnen Zweigen der landwirtschaftlichen Betriebe viele Frauen verwendet, abgesehen von den Berufen, die auf weibliches Material angewiesen sind: Köchinnen, Hausmädchen, Arbeiterinnen in der Parfümerie, an der Mühle, die Coiffeuse, Hierodule, Konkubine und Amme. Ein solch komplizierter Apparat des staatlichen und geschäftlichen Lebens konnte nicht funktionieren ohne ein bis ins kleinste ausgebildetes Rechtsleben. Die Quellen für unsere Kenntnis der altbabylonischen Rechtsverhältnisse sind die zahlreichen Rechtsakten, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, Verträge aller Art und Prozeßakten. Von der Existenz eines geschriebenen Gesetzes in dieser Zeit haben wir noch keine Spur gefunden; der Hamurabi-Kodex stammt ja aus viel späterer Zeit. Aber die Beobachtung ist sehr interessant, daß die richterlichen Entscheidungen in den zahlreichen Prozeßakten so getroffen sind, wie sie das spätere babylonische Rechtsbuch vorsieht; es bleibt uns für diese Tatsachen nur die Erklärung übrig, daß entweder das Hamurabi-Gesetz schon in der früheren, sumerischen Zeit als Sammlung des bürgerlichen Rechtes bekannt war, oder daß Hamurabi als erster das vor ihm im Lande geübte Recht sammeln und kodifizieren ließ.

Bei Prozessen wurden die Parteien in das Haupttor des Tempels geladen; hier wurde, wenn möglich, das Streitobjekt **in natura** niedergelegt oder symbolisch, z. B. bei Terrainstreitigkeiten eine Handvoll Erde.

Bei wichtigen Verhandlungen mußten die Beteiligten beim Namen des Hauptgottes der Stadt, des Landes und des Königs den Eid leisten. Um einen Vertrag bindend zu machen, waren auch Zeugen notwendig, die sich auf Verlangen des Gerichts durch ihr Siegel legitimieren mußten. Die Entscheidung des Richters wird ohne Berufung auf das Gesetz gegeben. Vom Urteil des Erstrichters gab es die Möglichkeit, an die höhere Instanz zu apellieren, die das erstrichterliche Urteil umstoßen oder bestätigen konnte. Für die Ausfertigung der Urkunde, sowie für jedes Duplikat mußte eine ziemlich hohe Taxe bezahlt werden.

Als Richter fungierten fast immer Priester — sie waren wohl die einzigen, die imstande waren, Prozesse zu protokollieren und Urkunden auszufertigen.

Wenn uns bei gewissen Rechtshandlungen, z. B. Eheschließungen mit vertraglicher Festsetzung der Mitgift, als standesamtliche Funktionäre Laien, nicht Berufsrichter in den Texten begegnen, so dürften das wohl Ausnahmefälle sein, die in irgendwelchen uns unbekannten

Verhältnissen ihren Grund hatten. Die Welt von damals vermochte noch nicht das Recht von der Religion zu trennen.

Ueber die Lebenshaltung und Lebensführung der altbabylonischen Gesellschaft können wir nur auf indirektem Wege bruchstückartige Kenntnisse gewinnen. Die Nahrung scheint einfach gewesen zu sein, Fleisch, Brot und Gemüse. Mit der Kleidung scheint, den Tuchrechnungen nach zu schließen, großer Aufwand getrieben worden zu sein.

In der Familie war der Mann der absolute Herr. Vielweiberei war bekannt und beliebt; neben der legitimen Frau hielten sich die Männer Konkubinen; die bildeten einen eigenen Organisationszweig unter den weiblichen Berufsarbeitern. Das Eheband war nicht besonders fest; wenn aber der Mann der Frau den Scheidebrief gab, mußte er ihr die ganze Mitgift herauszahlen, und das schob doch leichtfertigen Ehescheidungen einen Riegel vor. Ehescheidungsprozesse und die damit zusammenhängenden Streitigkeiten wegen der Mitgift machten den babylonischen Gerichten sehr viel Arbeit.

In der Ehe war die Frau ziemlich rechtlos — Vergehen der Kinder gegen die Mutter wurden durch das Gesetz viel leichter geahndet, wie die gleichen Vergehen gegen den Vater —, aber im Geschäfts-, Erwerbs- und Wirtschaftsleben war sie frei. Die Ehefrau konnte, ohne durch ihren Mann vertreten zu sein, auf eigenes Risiko Geschäfte abschließen, ja sich mit anderen Männern zu Gesellschaftsunternehmungen zusammenfinden. Das setzt das Selbstverwaltungsrecht ihres Vermögens voraus und das Bestimmungsrecht über ihr Eigentum.

Viele Errungenschaften dieses altbabylonischen Kulturvolkes der Sumerer haben als Erbgut ihren Weg zu späteren Kulturvölkern des vorderen Orients gefunden; die sumerische Kultur war eigentlich die Grundlage der gesamten Kultur des vorderen Orients in der geschichtlichen Zeit. Wie tief das sumerische Kulturerbe das spätere semitische Herrschervolk im Lande beeinflußt hat, haben wir schon erwähnt. Wahrscheinlich durch die Vermittelung der Babylonier kamen diese Kulturwellen auch zu den Juden, deren bürgerliches Recht, um nur einen Punkt zu erwähnen, so zahlreiche greifbare Anklänge an das altbabylonische Recht aufweist. In gewissem Sinne zehrte die ganze nachfolgende Welt von dem Kulturerbe des ältesten Babyloniens. Die Astrologie der klassischen Zeit und des Mittelalters war nichts weiter als eine Repristinierung altbabylonischer Gedanken; und das Maß- und Gewichtssystem aller Völker, das vor

der Einführung des reinen Dezimalsystems auf dem Duodezimalsystem aufgebaut war, führt auf dem Wege der Vermittlung durch spätere orientalische Völker, hauptsächlich der Phönizier, zurück auf das älteste Kulturvolk des vorderen Orients, auf die Sumerer.

Durch die fortschreitende Aufhellung dieser ältesten Zeit babylonischer Geschichte wird die Tatsache sich immer schärfer herausarbeiten, daß nicht die semitische Rasse, bis vor wenigen Jahrzehnten für uns noch die älteste Kulturrasse der Menschheit, die eigentlichen Schöpfer der Grundwerte der menschlichen Zivilisation sind; sie spielten in der Geschichte nur die Rolle der Kulturvermittler. Schon manches Lorbeerblatt ist aus dem Ruhmeskranze der „erfinderischen" Phönizier herausgenommen worden, für so manche Kulturerrungenschaft, die sie nach dem barbarischen Westen gebracht haben, mußte die neuzeitliche Forschung ihnen das Verdienst der Erfindung absprechen, und für viele andere wird die künftige Forschung auch noch frühere Erfinder aufweisen.

Vielleicht wird die weitere Erforschung des ältestens babylonischen Kulturbodens auch noch die Brücke schlagen hinüber zu einem anderen, uralten Kulturvolke des ferneren Orients, nach China, das heute noch Kulturelemente aufweist, die geradezu zu einem Vergleiche mit dem ältesten babylonischen Kulturvolke herausfordern. Aber wer da die Gebenden und wer die Empfangenden waren, darüber kann man heute auch nicht einmal eine Mutmaßung aussprechen.

Die christlichen Kirchen und der europäische Krieg.

Von

J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep, Rheinland.

I.

Die christliche Kulturgemeinschaft?

Wenn wir die in und seit dem siebenjährigen Kriege bis zum Jahre 1914 zwischen Staaten der christlichen Völker geführten blutigen Kämpfe betrachten, so fällt uns als gemeinsamer Zug auf, daß über allen Greueln, welche das Ringen als solches im Gefolge hat, ein versöhnendes und verbindendes geistiges Etwas schwebt: was war es doch nur? das Völkerrecht? die Menschlichkeit? die Kulturgemeinschaft? was war es doch nur? — Der Nichtkämpfer wurde möglichst geschont. Land und Menschen wollte man erwerben, gewinnen, aber nicht verderben. Mitleid fand der Ueberwundene, der Verwundete, das Kind. Und wenn von den Bemitleideten doch verhältnismäßig so viele zugrunde gingen, so lag das an der Unentwickeltheit der ärztlichen Kunst und der Hygiene, und nicht etwa am Fehlen barmherziger Gemütsstimmung. Ganz selbstverständlich war es, daß der Kriegsgefangene so gut behandelt wurde, als das mit der Natur einer Gefangenschaft vereinbar war. Das Ehrenwort des Offiziers genügte, um ihm volle Freiheit zu gewähren, und das Ehrenwort ward im Durchschnitt gehalten. Und ähnlich, wie der Krieger, empfand der Bürger. Nicht als Schwäche galt es, sondern als gut, auch dem überwundenen Feinde, oder dem nicht kämpfenden Feinde, menschlich, freundlich, entgegenkommend zu begegnen. Dem Arzte und seinen Pfleglingen ward der Schutz auch des Feindes zu teil. Und über die Kriegsschrecken spannte sich dann in die folgende Friedenszeit hinein die Regenbogenbrücke der Freundschaft

Anmerkung. Verfaßt unter dem Eindrucke der Wegnahme eines deutschen Hospitalschiffes durch die Engländer.

von Menschen verschiedenen Stammes, die einander [illegible] gelernt hatten. Mit den Freundschaften gingen die K[illegible] Hand in Hand, welche es ermöglichen sollten, [illegible] der Menschen zu heilen, das Leiden zu vermindern.

Ist das nun alles erloschen? Wird sich die [illegible] meinschaft wieder in dauernd getrennte Lager a[illegible] wieder die Hand eines jeden gegen jeden gerichtet [illegible] ist alle Gesittung und damit alle Aufwärtsentwicklung [illegible] es langsam auseinander in der Menschheit? [illegible] in schonungslosem regellosem Kampfe? Wo ist das [illegible] über jenen Kriegen schwebte, wie eine gewaltige [illegible] Wohin? ach, wohin?

Es waren ja Zeiten, unvordenkliche Urzeiten, da [illegible] Horden der Menschen wie die der Tiere. Ja [illegible] Tiere. Mit Weib und Kind und jeglicher Erinnerung [illegible] die Rotte, Stamm den Stamm. Nichts verband sie, [illegible] den Wolf und den Leoparden ein Gemeinsames verbindet. [illegible] klügere Zeiten; da ward der Besiegte Sklave. [illegible] blieb er. Und die Gemeinsamkeit war gering. [illegible] wie Perser und Römer, morden wie die Herden [illegible] das war jenes, was zwischen den Menschen stand. [illegible] Schauerliches, Hoffnungsloses. — Gegen dieses [illegible] rang etwas in den Menschen, eine Art von Ahnung [illegible] Ziele. Im Griechentum stand es auf, heller und [illegible] konnte noch nicht zur sieghaften Macht werden. [illegible] das lebendige Etwas, das Bewußtsein der tragenden [illegible] staatliche Leben des großen Friedens des gewaltigen [illegible] bereitete da manches in der Stimmung der Völker vor.

Und dann kam die Erscheinung, welche uns die [illegible] das All als ein einiges Leben streckende Hand zeigte: Jesus [illegible] Sei es nun der geschichtliche, oder der rein seelisch zu er[illegible] Jesus, sei es der göttliche Heiland, auferstanden und [illegible] der edle Mensch, hilfreich und gut, der uns jenes [illegible] Wesen" glauben heißt. Jesus, der uns Gott [illegible] Vater aller Menschen, und der uns zugleich damit [illegible] Lebens zeigt. „Ein einiges, ewiges, glühendes Leben [illegible]

Hölderlin, Hyperion Schluß.

So wölbte sich denn über allen Menschen [illegible] Menschheit drang, ja darüber hinaus, über alle, denen [illegible] Einfluß zukam, ein Himmel, ein Geist zog ein und [illegible]

über Zeiten und Raum hinweg für das Gute, für Gottes Reich, gegen das Böse, das Schlechte, das Chaotische. Und, wenn sich auf der Erde, im engen Raume, noch so gewaltig die Dinge stießen und die Kämpfe andauerten, so war doch in ihnen das geistige Band enthalten, das unräumlich alle Denkenden umspannte und durchdrang. Der Gemeinschaftsgedanke, der den Begriff „Menschheit“ überhaupt erst zu etwas Faßlichem machte, entwickelte sich weiter über die Reihen der Christgläubigen hinaus. Als „Menschlichkeit“ und „Völkerrecht“ drang er zu anderen Gott- und Buddhagläubigen, zu Heiden und zu Wilden.

Er schien auch von seinem Urgrunde losgelöst bestehen zu können. Als „Friedensgedanke“ bemächtigte er sich der Gemüter. Und auf den Ruf einer Frau: „Die Waffen nieder!“ vereinten sich die Seelen von Millionen, sowohl beherrschter wie herrschender Menschen. Internationale Kongresse für alle Gebiete der Wohlfahrtspflege, internationales Zusammenwirken in der Wissenschaft, in wirtschaftlichen Unternehmungen und in den sozialen Bestrebungen. Not und Entartung die einzigen, und zwar gemeinsamen Feinde, alle Menschen aber immer vertrauter werdende Freunde. So schien es, und wurde immer mehr geglaubt. Und ein Strom des Glückes schien sich über die arme, mühsame Erde hereinzuwälzen, ein Bau zu erwachsen, der auch alle „Mühseligen und Beladenen“ bergen möchte. Gewiß Krankheit, Leid und Tod blieben auch in diesem Bau. Menschen jedoch brachten einander kein Leid, so war der Glaube, so ragte der Bau. — Aber der Baugrund war hohl! Nichts, und auch kein Gedanke, kann, von seinem Urgrunde losgelöst, bestehen. Für Tausende, vielleicht für Millionen, war die alle segnende Hand nicht da, für Tausende, vielleicht für Millionen, war sie entschwunden. Und damit gewannen in manchen dieser Menschen die chaotischen Stimmungen und Mächte wieder die Oberhand. Und das lauerte in ihnen, wie eine beutegierige Giftschlange hinter den Stauden. Selbstsucht, Machtgier und Neid bestimmten Gedanken und Taten. Und wo uns eben noch freundliche Menschen die Hand reichten, wo sie ernst und zukunftsfroh mit uns Dinge gemeinsamen Nutzens, gemeinsamer Emporentwicklung berieten, — da stieren uns wutverzerrte Fratzen an, und da werden Handlungen begangen, zu denen sich kein Tier herabwürdigen läßt. Der Gedankenbau ist eingestürzt und die ausgereckte Hand der Edelfühlenden findet keine Hand — wenn nicht die Hand Gottes. Der Unterschied zwischen dem „Vorher“ und dem „Jetzt“ ist so groß, wie der

zwischen Hugo Grotius dem Schöpfer des modernen Völkerrechtes, und den Befehlshabern, welche am Kampfe unbeteiligte Menschen ungerecht erschießen lassen. Das Schwert und der Haß machen für die Verwilderung erfolgreich Propaganda. Und die Seele des Barmherzigen gleicht jenen Bildnissen der Gottesmutter, deren Brust von unzähligen Schwertern durchbohrt ist. Er findet keinen Schlaf. Und überkommt ihn die Ruhe der Betäubung, so hört er im Traum die Schreie von Millionen Müttern und Bräuten, so daß er auffährt mit Entsetzen. Dann schaut er morgens in den Spiegel und staunt, daß sein Haar noch nicht schneeweiß ward vor Gram über die Vergeblichkeit aller Arbeit an der „Aufwärtsentwicklung" der Menschen. Er flüstert sich zu: „ich Thor! das Gottesreich ist nicht allein nicht von dieser Welt! Es ist auch nicht für diese Welt!" Sittliche Werte, mühsam in Jahrhunderten aufgerichtet, errungen mit Martyrien und in herrlichem Ansturm, sinken in Nichts vor dem Bilde des zähnefletschenden Wolfs, der nun Sinnbild von Menschen wird, Sinnbild auch der „Menschheit". Und wer vermag es, den Wolf zu lieben? Oder liebt der Allbarmherzige auch dieses Wesen als sein Geschöpf? als sein Kind? oh, Rätsel! ewiges Rätsel!

II.

Die Universalkirche.

In der Tat hat die Kirche, auch als der Katholizismus am mächtigsten war, es nicht vermocht, den Krieg unter ihren Angehörigen zu verhindern. Das kam zum Teil daher, daß die Menschen, welche die Herren in dieser Kirche waren, oft selbst in kriegerischem Geiste befangen, den Kern dessen, was Jesus gebracht, nicht leben konnten oder mochten. Andere wieder sahen wohl das Ziel. Das Mittel aber war dennoch Gewalt und Unrecht. Eine dritte Gruppe kehrte durch die Kreuzzüge die Gewalt und Schärfe nach außen, hoffend, dadurch ihre Heerde im Innern zu verbinden. Nicht ganz ohne Erfolg. Abstrakt genommen ist der Gedanke einer Universalkirche als des Gottesreiches auf Erden ein großer und schöner, mag man ihn auch für unmöglich im Sinne der Verwirklichung halten. Und wenn Papst Gregor der Große darüber sinnend saß, so erschien ihm wohl das Bild eines großen Friedensreiches, in dem unbestechliche Geistliche die Menschen zum irdischen und ewigen Heile führten, wo es keine Kriege gab, sondern Rechtspruch durch Beauftragte der Kirche. Nie wurde es so. Und was in der Folge

der Kirchenstaat war, das war weitab von Gregors Traum. Dennoch schuf diese Kirche gemeinsame Werte für die Völker, die ihr ergeben waren. Und sie würde ihrer noch weit mehr geschaffen haben, wäre Gregors Traum beharrlich von seinen Nachfolgern so wie eben angedeutet geschaut worden und wäre nicht die Organisation zeitweise erschlafft gewesen. Im Mittelalter war das Gemeinsamkeitsgefühl, das die Kirche benutzen konnte, gleichzeitig geistig verankert in dem Gedanken an das römische Reich, dessen materielle Zerstörung noch nicht des Römerstaats als gedanklichen Wertes Untergang herbeigeführt hatte. Und das Latein als Sprache der Kirche und der Weisheit, zeitweise auch des Rechtes, vereinigte Romanen und Germanen, so wie die katholischen Slaven und Ungarn. Es war also nicht Rassengemeinschaft, sondern eine Gedankengemeinschaft, nennen wir es einmal Kulturgemeinschaft. Mit diesen Grundlagen zusammenhängend gestaltete sich auch anderes: z. B. die Rittersitte. Ritter bekämpften einander unter Beobachtung gewisser Gebräuche. Den gefangenen Ritter erwartete kein Gefängnis, sondern „ritterliche Haft". Seine Ehre blieb unangetastet. Als Ehrenmann blieb er anerkannt, obwohl er „Feind" war. Das „Nationale" spielte längst nicht die Rolle wie heute. Und die Christenheit war eine gedankliche Einheit über alle Länder hin. Die Menschen dachten umfassendere Gedanken, als die Gedanken des Volkstums, welche letztere Gedanken an sich keinen Fortschritt bedeuten, es sei denn, daß ein Volkstum wirklich besser und edler ist als die anderen und sie daher alle zum Heile führen kann. Dann ist es recht, diesem heilbringenden Volkstum zu dienen; denn damit dient man der Menschheit. Also nochmals: Nationales als an sich wertvoll und Vorzug kannte das Mittelalter und seine Kirche nicht. Es waren also in dieser Kirche Ansätze zu einer Entwicklung, deren Fortsetzung unsere Zeit verlassen hat. Die Kulturgedanken gingen über die Grenzen von Sprach- und Wirtschaftsgemeinschaft. Und so war die Möglichkeit angebahnt, daß auch eine wirkliche, lebendige Gemeinschaft aller kulturfähigen, von der Universalkirche ergriffenen Völker (Menschheit, Christenheit) entstehen konnte. Die Universalkirche beging Fehler, die zum Scheitern der wohleingeleiteten Entwicklung führen mußten. Einmal kämpfte sie mit dem Schwert um ihre teils nebensächlichen Ziele. Sodann sperrte sie sich gegen innere geistige Entwicklung und gegen Entwicklung ihrer Anhänger durch Belehrung. Nur was das Geistesleben fördert, hat aber das Fortschrittselement in sich, und nur das Fortschreitende, Bildende hätte

einer Menschheitsentwicklung der Kirche zur Grundlage dienen können. So kam die Universalkirche nicht weiter. Es gelang ihr nicht, die Menschen so zu durchdringen, daß die Grausamkeit, und was zu ihr führt, überwunden werden konnte. Und als dann später durch Jesuiten und andere ein neuer Antrieb in die Kirche kam, da war es zu spät für den Gedanken der Kulturgemeinschaft. Denn gerade in diesem Augenblicke zerfiel der äußere Bau der Universalkirche in den wichtigsten Ländern durch die Reformation und durch den der Reformation geleisteten Widerstand. Mit der Reformation zugleich kamen die Gedanken der Nationalkirche. Und damit war ein Erfolg der Universalkirche so sehr ausgeschlossen, daß vielmehr die nächstfolgenden Jahrhunderte die greuelvollsten Kriege sahen, gerade durch den Gegensatz der Universalkirche zu den anderen. Aber eigentümlicherweise wirkten nun mit dem Rückgange der Macht der Universalkirche zugleich die Gedanken der Evangelien über die Menschheit wieder stärker auf bahnbrechende Männer ein. Nun sann und schrieb Spinoza, nun Hugo Grotius, der Schöpfer des neuzeitlichen Völkerrechtes. Nun wurden die „Menschenrechte“ verkündet und begründet. Und für diese Menschenrechte in Krieg und Frieden setzten sich die Besten ein. Der äußerlich sichtbaren Universalkirche schien eine geistige, innerliche, unsichtbare Kirche nachzufolgen, die den Adel der Gotteskindschaft und Brüderlichkeit jedem mitteilt, was Menschenantlitz trägt. Die segnende Hand ragte über Alle. Haß und Rache war abgetan. Verzeihung selbst dem Frevler. Und an Stelle der Vergeltung gedachte man der Heilbehandlung. Ganze Staaten schrieben die „Menschenrechte“ auf ihre Fahne, und ihre Führer gedachten, sie auf der ganzen Erde durchzusetzen. Der weltliche Universalstaat auf der Gedankengrundlage und an Stelle der Universalkirche. So wie aber der Gedanke das Schwert nahm, kam er durch das Schwert um.

Denn, wenn er auch bei den Höchstgebildeten reiner als je vorhanden war, in die Menge war er noch nicht gedrungen. Sie nannte die Worte, ernannte sie zur Losung, aber ihren Herzen waren die Gemütswerte fremd, welche die innerliche Universalkirche voraussetzen muß, um zu herrschen. Und der Staat mußte kämpfen, um zu bestehen. Er gewann auch Siege. Ueber diese Siege aber stieg bei seinem Volk, wie bei den bekämpften Völkern, mächtig empor das Nationalempfinden, verbunden mit Mißachtung des Fremden, mit Haß und Neid, kurz mit Tugenden und Fehlern, welche der Gedankenwelt der innerlichen Universalkirche Abbruch tun

mußten. Das alte Testament siegte über das neue. Nicht vollständig, aber doch auf Zeit.

Das Ergebnis: weder die äußere noch auch die innere Universalkirche kann erbaut werden durch Gewalt. Je mehr Gewalt, desto mehr von ihr geht verloren.

III.

Wiederaufrichtung der inneren Universalkirche durch die christlichen Kirchen.

Wir stehen unter Flammen und rauchenden Trümmern, über uns brechen Gewölbe zusammen, und unter unseren Füßen wankt der Boden. Und dennoch wird der Tag kommen, da der Qualm und Blutdunst sich verzogen hat, da über den Schutt Blumen und Waldbäume wuchern, da friedliche Menschen wieder schaffend und hoffend langsam von der entstellten Erde ihrer Heimat Besitz ergreifen. Staaten werden gestürzt sein, und Werte, die den Menschen der Gegenwart noch teuer sind, werden vergessen sein. Weder du, mein heutiger Leser, noch auch ich, der ich dies schreibe, werden vielleicht diesen sonnigen Morgen sehen. Aber er wird da sein.

„Staaten werden gestürzt sein", sagte ich. Auch Gemeinschaften werden zerrissen sein, Zusammenhänge, mit denen Herzen verwachsen waren. Zusammenhänge vielleicht auch der Kirchen ... Was aber bleiben und von den sonst verlassenen Menschen um so zäher und liebender festgehalten werden wird, das ist das Heilandsideal, das ist die Hand Gottes. Und es wird weiter gepredigt werden in Kirchen. Und sollte das Unglück zutreffen, daß Deutsche zeitweise und teilweise losgesprengt sind von ihrem Volke, so wird ihr Gotteshaus ihr Heim sein, die Predigt ihre Zuflucht. Daran werden sie sich klammern. Und je weniger sie von Menschen erwarten können, um so inniger werden sie sich anklammern an die ewigen Güter, die der Rost nicht frißt und von denen zuletzt doch alles kommt, was unsere Nöte heilen kann. So würde es abgesprengten Deutschen gehen, so aber auch jedem anderen Volke, das von seinen altgewohnten Zusammenhängen getrennt ist und eine Sehnsucht hat und pflegt. Bei wieder anderen zudem, denen dieses Aeußerste nicht widerfährt, wird gleichfalls die Sehnsucht stark werden nach der verlorenen *inneren* Universalkirche. Und diese Sehnsucht, richtig gefördert, wird die Mutter einer neuen inneren Universalkirche sein.

Die innere Universalkirche dringt dann tief in das Volk, tief bis zum Grunde in alle Gemüter. Und daraus erwächst aufs neue die verloren gewesene Menschlichkeit, der Menschheitsgedanke, die Kulturgemeinschaft. Sache der äußeren Kirchen ist es, diese Entwicklung zum Siege zu führen. Sie können es, wenn sie ihr Amt wirklich von der segnenden Hand Gottes nehmen, von ihm auch, der den barmherzigen Samariter über alle stellte, als das verbindende Höchste für alle Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Gott.

Daraus ergibt sich, daß stets das zu betonen ist, was die Menschen verbindet, in den Hintergrund zu drängen, was sie trennt. Das ist bei der Wortverkündigung nicht immer leicht. Aber es muß erreicht werden. Man muß weiter sich nicht damit begnügen, die „Schrift" darzulegen. Vielmehr muß das Gute überall, wo es offenbart ist, gefunden und vor die Menschen gebracht werden: aus den Schriften der Jugendrichter, der Philosophen, der Dichter. Eine richtige Darlegung der Iphigenie ist ein herrlicher Gottesdienst. Die Edeltaten von Kämpfern sind zu betonen, Hunnentaten sind mit Schweigen zu bedenken:

„ihren Namen melde kein Lied, kein Heldenbuch,
Versunken und vergessen . . . . ."

Es gibt des Guten, das Jesus als unser Zeitgenosse uns wie den Samariter aufweisen würde, so viel, daß ein Leben nicht ausreicht, es erschöpfend zu bringen und zu hören. Edles Heldentum darf ja nicht zu kurz kommen und muß schon des Gegensatzes gegen Räubertum wegen hervorgehoben werden. Das Heldentum reiner Menschlichkeit ist aber stets noch weit höher zu stellen.

Wichtiger noch als das Wort ist die Tat. Und eine der besten Taten, die eine christliche Kirche leisten kann, ist die ärztliche Mission. Aerztliche Mission nicht nur bei Wilden und Heiden, sondern auch in kulturell zurückgebliebenen christlichen Ländern.

Der Arzt, welcher nicht des bloßen Gewinnes wegen arbeitet, muß den Menschen wieder als etwas Unantastbares hingestellt werden. Und das geht am besten durch sein Wirken in Friedenszeit in Gegenden, die der ordnungsgemäßen Pflege sonst entbehren. Nicht immer ist es leicht. Unverständige Behörden werden sich sperren und Bedingungen stellen. Aber Beharrung und Vielseitigkeit führen auch hier zum Ziel. Unverstand und Haß werden schließlich durch die Barmherzigkeit und Pflichttreue überwunden.

Die Kirchen und Gemeinschaften aber müssen es immer mehr lernen, ihr Wirken rein nur auf die Tat in diesem Sinne abzustellen. Unablässig sind da Willige vorzubereiten und auszusenden. Und sollte darüber auch einmal ein Kunstbau versäumt werden. Die Tat ist wichtiger. Und aus der einen Tat werden tausendfältige Taten erwachsen.

Der Baum wird emporschießen, lebendig und schattenspendend. Unter seinem Schatten ruhen die Völker, vereint durch den seelischen Drang, hilfreich und gut zu sein. Und über allem schwebt wieder die unsichtbare, segnende Hand.

Kunstgeschichte in der höheren Mädchenschule.

Von

Dr. Theodor Hoenes.

Man hat der Schule immer schon das Recht bestritten und wird es ihr auch noch weiterhin bestreiten, sich mit ästhetischer Erziehung zu befassen. Am schärfsten hat wohl Arthur Bonus in seiner Schrift „Vom Kulturwert der deutschen Schule" diese Vorwürfe formuliert. Die Schule verdirbt durch ihre Art der Behandlung alles, was sie in ihre groben Hände nimmt; es ist ein großer Fehler, daß wir ihr die klassischen Dichter ausgeliefert haben; es ist schade, daß sie Religionsunterricht erteilt, sie täte besser daran, sich auf die Vermittlung rein tatsächlichen Wissens zu beschränken. Es kann sich hier nun nicht darum handeln, diese Vorwürfe zu widerlegen. Es ist ja überdies gar nicht daran zu denken, daß die Schule diese Arbeitsgebiete -- in Religion und Literatur — preisgäbe oder preisgeben dürfte, auch wenn sie wollte. Auch ist ohne weiteres zuzugeben, daß viel Berechtigung in diesen Anschuldigungen des „Verekelns" steckt oder vielmehr richtiger steckte. Denn die ältere Generation bedenkt zu wenig, wieviel besser es schon geworden ist, da sie unter dem Druck der üblen Erfahrungen ihrer Schulzeit steht. Daß z. B. für die Ausbildung des Deutsch-Lehrers ein rein philologisches Wissen nicht ausreicht, sondern eine gründliche philosophisch-ästhetische Schulung nötig ist, diese Erkenntnis hat sich gerade in letzter Zeit in weiteren Kreisen Bahn gebrochen.

Was nun den Unterricht in Kunstgeschichte betrifft, so werden sich die warnenden Stimmen um so lauter vernehmen lassen. Wenn es schon unvermeidlich ist, daß die Schule in Literatur unterrichtet, so soll sie doch dies ihr ferner liegende Gebiet lieber unberührt lassen, damit nicht auch noch die bildende Kunst dem Schüler „verekelt" werde. Wer wirklich Kunstinteresse habe, der werde schon

selbst später den Weg zu diesen Quellen des höchsten Genusses finden, aber die Schule möge doch ihre Hände von Raffael und Michel Angelo lassen. Darauf ist zu erwidern, daß es eben doch nicht gar zu viele sind, die den Weg zu jenen Quellen selber finden, und daß manchem ein großer Dienst geleistet wird, wenn man ihm diesen Weg zeigt. Sind wir doch selbst auch unseren Führern herzlich dankbar! Aber es ist gewiß, daß es sich hier um ein besonders gefährliches Gebiet handelt, wo viel gesündigt werden kann und auch schon viel gesündigt worden ist. Wenn dieser Unterricht dazu benutzt wird, um Namen und Zahlen auswendig lernen zu lassen, dann ist es schlimm. Und vorgekommen ist das wohl auch schon, wie sich mancher mit einem gewissen Unbehagen erinnern wird. Die Sache liegt hier eben so, daß nur durch Lehrer mit spezifischer Empfänglichkeit für künstlerische Werte etwas Ersprießliches geleistet werden kann, während etwa beim deutschen Unterricht noch manches andere in Betracht kommt, Sprachliches, Nationales, Kulturgeschichtliches usw. Hier aber handelt es sich nur um das rein Künstlerische; archäologische Kenntnisse dienen doch nur als Mittel zum Zweck. Aber das Ziel ist um so schöner, wenn es erreicht wird. Es ist einer der besten Dienste, den man jungen Menschen leisten kann, wenn man sie in diese Welt einführt. Und daß man es kann, hat die Erfahrung gelehrt. Es wird nur eben von der stillen guten Arbeit weniger geredet, als von den grotesken Irrtümern und Fehlgängen. Wir berufen uns getrost auf das Urteil späterer Generationen, die von diesem Unterricht etwas gehabt haben und die uns dann dafür danken werden.

Es soll hier von den Knabenschulen, wo dieses Fach doch nur gelegentlich getrieben werden kann, keine Rede sein. Dagegen lohnt es sich wohl einmal, von dem kunstgeschichtlichen Unterricht in den Bildungsanstalten für die weibliche Jugend zu reden. Hier besteht dieses Fach als obligatorisches in Klasse I des Lyzeums und als fakultatives in der Frauenschule, dem Aufbau für die Mädchen, die sich nicht der Studienanstalt (Gymnasium) und nicht dem Oberlyzeum (Lehrerinnen-Seminar) zuwenden wollen.

Ein Bedenken ist vor allem zu beseitigen. Die Angst vor der Stoffüberlastung. Das Vielerlei ist ja überhaupt einer der wunden Punkte der Frauenschule. Aber man hat diesen Uebelstand schon angefangen zu bekämpfen, indem man die Fächer in bestimmte, innerlich zusammengehörige Gruppen teilt, unter denen die Mädchen dann nach Neigung wählen können, oder man läßt neben einer

Reihe pflichtgemäßer Kurse einige andere wahlfrei; zu diesen wird natürlich immer die Kunstgeschichte gehören. Es wäre ein Unsinn, irgend jemand dazu zwingen zu wollen, und es werden sich natürlich nur Schülerinnen dazu melden, die Lust und Interesse daran haben. Was man aber gerne tut, empfindet man nicht als Last, selbst wenn einige Arbeit dabei gefordert wird.

Für die Großstadt kommt noch ein Gesichtspunkt in Betracht. Der Bewohner wird hier mit einer solchen Fülle von Kunsteindrücken überschüttet, daß er ihnen gar nicht mehr ausweichen kann, von der Fassade eines neuen Warenhauses an bis zum Schaufenster eines Kunstsalons, der durch einen ausgestellten Hodler oder van Gogh die Vorübereilenden zum Stehenbleiben nötigt. Außerdem geht „man" ja doch in Museen und Ausstellungen. Da ist es geradezu eine Erleichterung, wenn man dem allen, was sich einem entgegendrängt, nicht fassungslos, sondern einigermaßen gewappnet gegenübersteht. Gerade, wie es auch eine Erleichterung ist, durch einen guten Literatur-Unterricht Direktiven zu bekommen für das, was man lesen soll. —

Also wir lassen uns den Gedanken nicht rauben, daß durch geeignete Persönlichkeiten eine gute, ja notwendige Arbeit für die jungen Mädchen geleistet werden kann. Aber wie ist es anzugreifen?

Wenn die Begriffe Kunst und Schule in Verbindung miteinander gebracht werden, so denkt man zunächst unwillkürlich an das klassische Altertum. Das war ja seit jeher die Domäne des Lehrers. Und wenn man auch sonst nicht viel von Kunst in der Schule hörte, so lernte man doch die griechischen Säulenordnungen und erfuhr etwas von Phidias und Polyklet. Für das alte humanistische Gymnasium war das auch ganz berechtigt und selbstverständlich. Jetzt liegen aber die Verhältnisse wesentlich anders, und das namentlich für die nicht humanistisch vorgebildeten Mädchen. Ohne auf den prinzipiellen Streit zwischen den Humanisten und ihren Gegnern einzugehen, muß doch schon hier sehr energisch betont werden, daß wir im allgemeinen der deutschen Kunst noch immer nicht ganz gerecht werden. Davon wird aber nachher noch die Rede sein.

Was den Anfangsunterricht in Kunstgeschichte betrifft, so ist — namentlich bei Mädchen — mehr auf die psychologischen Umstände Rücksicht zu nehmen. Ohne Zweifel sind für die Malerei die günstigsten Vorbedingungen gegeben, besonders in der Großstadt; sie liegt dem modernen Empfinden am nächsten. Bei Mädchen ist auch noch der meist gut entwickelte Farbensinn zu berücksichtigen.

Daß die Plastik uns von Natur ferner liegt, empfinden wir alle; es fehlen eben die Möglichkeiten des Vergleichs mit der Natur. Natürlich ist daraus kein Gesetz zu machen. Die örtlichen Verhältnisse sind zu berücksichtigen; für eine Stadt wie Hildesheim oder Nürnberg ist der Weg gegeben, man geht von der heimischen Architektur aus. Es wäre dort doppelt falsch, mit griechischen Tempeln oder Götterfiguren zu beginnen, oder mit italienischer Malerei. Alles in allem: es kommt auf die Umstände an; es kann schließlich jeder Weg der geeignete sein zum Ansetzen.

Bei den reiferen jungen Mädchen des Frauenschulalters kann man übrigens gute Erfahrungen machen, wenn man die neueste Zeit, also das 19. Jahrhundert, im Unterricht behandelt. Man mag einwenden, daß man sich da auf umstrittenem Gebiet befinde, daß eine Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts überhaupt noch nicht geschrieben sei usw.

Allen diesen Einwänden steht aber doch gegenüber, daß diese neueste Zeit das lebhafteste Interesse erweckt. Hier ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Das Jahrhundert setzt ein mit der Antithese von klassischem und romantischem Kunstempfinden: das ist ein Gegensatz, der heute noch lebendig ist. Mit den Nazarenern tritt eine neue eigentümliche Gedankenkunst*) auf: auch dieser Zug geht über Feuerbach bis zu Klinger und in die Gegenwart herein und ist eines der Probleme unserer deutschen Kunstentwicklung. Auf Schritt und Tritt treffen wir die Fragen, die auch uns noch bewegen, fast nirgends haben wir es mit *nur Historischem* zu tun, auf das wir den Blick und das Verständnis der Mädchen erst einzustellen hätten. Und gerade diese sind für alles Aktuelle ohne weiteres zu haben. Das braucht ja gar nicht mehr erst gesagt zu werden, daß es sich für uns nicht um Vermittlung von kunsthistorischem Wissen handelt, sondern um Erziehung zu künstlerischer Empfänglichkeit. Kunst ist nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Kunst*geschichte*, wenn auch der moderne Gebildete nach Wölfflins trefflichem Ausspruch diese beiden Begriffe gerne miteinander verwechselt. Wenn auf diesem modernen Gebiet weniger feste Resultate geboten werden können als bei anderen Epochen, so schadet das gar nichts. Eine Einführung in die lebendigen Probleme ist wertvoller. Beschäftigung mit den gleichzeitigen Literaturen und mit allgemeiner Kulturgeschichte wird den Erfolg eines solchen Kurses wesentlich erhöhen.

*) Vergl. Karl Scheffler: Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert.

Auf einem Gebiet, das man überhaupt bei Mädchen nie außer acht lassen sollte, ist das 19. Jahrhundert ganz besonders instruktiv, auf dem des Kunstgewerbes. Keine Zeit ist jemals durch solche Irrwege der Stilimitation hindurchgegangen und hat soviel Unechtes hervorgebracht, wie diese; aber um so mehr ist anzuerkennen, wie sie sich schließlich nach alledem aufmacht, um mit einem energischen Ruck den Ballast von sich zu werfen und ihren Stil zu suchen. In dieser Bewegung stehen wir noch mitten drin; was könnte es Dringlicheres geben, als unseren jungen Mädchen hier die Augen zu öffnen. Lichtwark hat gesagt, wir brauchen in Deutschland vor allem ein kunstverständiges Publikum. Vergessen wir nicht, daß die Frau in erster Linie die Käuferin ist. Es hängt ein Stück deutscher Kultur daran, daß die Mädchen, die ihre Aussteuer einkaufen, gut und künstlerisch verständig einkaufen. Hier ist wirklich ein Stück Kulturarbeit in der Frauenschule zu leisten. —

So fruchtbar der Gedanke einer Behandlung des 19 Jahrhunderts in dem Unterricht sein kann, so ist dies doch nicht die einzig mögliche Methode. Es gibt auch andere Wege. Für eine erste Einführung in dieses Gebiet der bildenden Künste ist auch eine vergleichende Betrachtung sehr geeignet, wie sie etwa Paul Brandt in seinem Buche „Sehen und Erkennen“ geübt hat. Man muß durchaus nicht immer rein historisch vorgehen, eine Kombination von historischen und systematischen Gesichtspunkten ist oft recht lehrreich. Auch Wätzolds Buch, „Einführung in die bildende Kunst“, ist gut zu verwenden.

Damit sind wir auf eine sehr brennende Frage gestoßen, auf die des „Leitfadens“; das ist ein Wort, bei dem gewiß manchem wieder recht unangenehme Erinnerungen an trostlose Langeweile und öde Schulmeisterlichkeit auftauchen werden. Und hier ist auch viel gesündigt worden, wenn auch von vornherein gern zugegeben werden soll, daß es auch gute Leitfäden gibt. Eine fast nicht zu überwindende Schwierigkeit liegt schon darin, daß diese Bücher sich bemühen, die ganze Kunst vom alten Orient bis zu Ferdinand Hodler und Messels Warenhaus zu behandeln. Das ist von vornherein abzulehnen. Wer denkt daran, dem Schüler etwa einen Katechismus der Weltliteratur in die Hand zu geben! In der Beschränkung liegt hier das Heil allein. Vor allem muß die künstlerische Entwicklung an einer genauen Analyse einzelner Kunstwerke gezeigt werden, damit der Leser zur Vertiefung in das Einzelne genötigt wird, so wie etwa die große, von Ludwig Justi herausgegebene

Kunstgeschichte angelegt ist. Eine Beschränkung ist aber weiter in dem Sinne zu wünschen, daß möglichst nur eine Periode eingehend behandelt wird. Ist hier Verständnis und wirkliches Erleben der künstlerischen Werte erreicht worden, so kommt das auch allen anderen Zeiten und Perioden zugute. Wie die Wahl zu treffen ist, davon war oben schon die Rede; der eine mag mit dem 19. Jahrhundert beginnen, den anderen weisen die Verhältnisse vielleicht auf die deutsche Vorzeit. Wir sollten kunstgeschichtliche Leitfäden haben, die heimatkundlich orientiert sind, oder wenigstens heimatkundliche Anhänge zu einem allgemeinen Leitfaden, so wie wir sie jetzt auf literarischem Gebiet den Lehrbüchern beigeben. Wo wäre die deutsche Stadt oder Provinz, die nicht lehrreichen Stoff genug dazu böte! Bauernhaus und Bürgerhaus, alte Straßen- und Platzanlagen, gute und leider so oft auch schlechte Neubauten, Zerstörung und falsche oder richtige Wiederherstellung alter Partien, ein ganzes Bilderbuch der instruktivsten Beispiele und Gegenbeispiele. Hier liegt gewiß noch Arbeit genug für Schule und Lehrer, von der der bisherige „Leitfaden" nichts gewußt hat.

Bei Durchblättern von mehreren solchen Werken stellt sich aber noch ein Fehler heraus, an dem sie fast alle kranken und der ganz besonders gerügt werden muß, weil er mit einem Notstand unserer künstlerischen Kultur und unseres Kunstempfindens aufs innigste zusammenhängt. Diese populären Knnstbücher nehmen ihren Maßstab alle bewußt oder unbewußt von der Kunst der Antike und der damit wesensverwandten Renaissance.*) Schön ist für sie wie für den kunstfremden Durchschnittsmenschen alles, was dem Formenideal dieser Zeilen entspricht, natürlich in mehr oder weniger starker Verdünnung und Verflachung. Daraus entspringt dann ein verständnisloses oder doch wenigstens kühles Verhalten zur deutschen Kunst. Das ist eine nationale Schwäche. Die Forschung ist zum Glück nun eben im Begriff, diesem großen Mangel abzuhelfen. Die Berliner Jahrhundertausstellung hat ungeahnte Schätze aus der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts ans Licht gebracht, und die große Düsseldorfer Kunstschau von 1915**) wird diese Arbeit für das weniger beachtete westdeutsche Gebiet vervollständigen. Diesen Sommer zeigt uns Darmstadt die verkannten Schätze des deutschen Barock, der Kunstperiode, der man bis jetzt am wenigsten

*) Vergl Wilhelm Worringer, Formprobleme der Gotik.
**) Die nun leider des Krieges wegen aufgehoben oder doch wenigstens aufgeschoben ist.

gerecht geworden ist. Um nur eines noch zu nennen: [illegible] Plastik des Mittelalters wird mehr und mehr in ihrer [illegible] schätzt und fängt an, gleichwertig sich neben die Antike zu [illegible] Der Leitfaden der Schule aber bleibt beängstigend zurück. [illegible] ist mit der italienischen Kunst gar zu oft das eigentlich [illegible] Wertvolle abgeschlossen, was nachher kommt ist Entartung. [illegible] Dürer natürlich findet er große Worte, die aber [illegible] an Verständnis verraten; Grünewald wird mit ein paar [illegible] ledigt, wo Raum zu einem Lobeshymnus für Thorwaldsen [illegible] handen ist. Einen Konrad Witz vermißt man ganz, [illegible] liener zweiten Grades sogar mit Abbildungen bedacht werden. [illegible] Beispiele sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern [illegible] einem vor kurzem erschienenen Buche einer Oberlehrerin, [illegible] an Schulen benutzt wird als Ergänzungsband zu einem [illegible] Geschichte. Wer unsere jungen Mädchen kennt, der [illegible] es ist, sie zu einem Verständnis des charakteristisch [illegible] ziehen. Das ist aber gleichbedeutend mit einer Erziehung [illegible] schen Kunst, hier liegt eine der wichtigsten Aufgaben der [illegible] es ist dringend notwendig, daß sie in Angriff genommen [illegible] daß unser Kunstunterricht in diesem Sinne erteilt wird. [illegible] sich hier nicht um Hereintragen eines überspannten [illegible] in das Gebiet der Kunst. Das Formenideal der [illegible] bleibt in seiner ganzen Größe und Würde bestehen, [illegible] Forderung der Gerechtigkeit und der nationalen [illegible] endlich einmal der deutschen Kunst den ihr gebührenden [illegible] zuweisen und zu zeigen, daß bei einer bloßen [illegible] Formen nie etwas Lebendiges, Kräftiges [illegible] herauskommen kann.

— — — —

Die ganze Reformbewegung auf pädagogischem [illegible] letzten Grunde darauf hinaus, die Schule aus ihrer [illegible] Isolierung herauszureißen und mit dem Leben in [illegible] bringen. Darum handelt es sich auch auf diesem [illegible] Daß hier Aufgaben vorliegen, glauben wir [illegible] auch, in welcher Richtung diese Lösung zu suchen [illegible] kein Zweifel, daß sich im deutschen Oberlehrerstande [illegible] Kräfte für dieses Arbeitsfeld finden werden.

Die Bekämpfung der Kurpfuscherei.

Von

J. Kraft, Landrichter in Bonn.

Der „Pfuscher“ bezeichnet den Gegensatz zum „Meister“. „Wer nie ein Schüler war, der gab auch nie einen Meister, sondern bleibet ein Hümpler, Störer oder Pfuscher“ (Mathesius Syr. 2, 136a). „Das lehrt Dich den Pfuscher vom Meister unterscheiden“ (Goethe 15, 2). „So in einer Kunst, von der sie nicht die ersten Elemente kennen, Pfuscherei treiben“ (Kant 3, 399) [Aus Grimms Wörterbuch]. Kurpfuscher ist hiernach derjenige, der die ärztliche Kunst ohne ärztliche Vorbildung, die Heilkunst ohne vorherige Erlernung ausübt, denn „kein Meister ist vom Himmel gefallen“.

Die Kurpfuscherei ist ein Krebsschaden am Körper des deutschen Volkes, ein Schaden, der von Jahr zu Jahr an Umfang und Gefährlichkeit zunimmt. Es muß wundernehmen, daß bisher alle Bestrebungen und gesetzgeberischen Versuche zur Abstellung oder Eindämmung des Uebels gescheitert sind, — nicht aus Mangel an gutem Willen auf seiten der Regierung!

Die Neigung, Kurpfuscher aufzusuchen, erklärt sich wohl zum Teil aus komplizierten, schwer zu enträtselnden Vorgängen in der Volksseele. Wie soll man den Glauben des Volkes an die Frau eines Fabrikarbeiters verstehen, die nur Dorfschulbidung genossen und zufällig die wunderbare Heilkraft ihrer Hand entdeckt hatte, die sie in hartnäckigen Fällen durch Auflegen von Honig und möglichst heißem Kuhmist unterstützte; als sie ein 10jähriges Mädchen zu Tode kuriert und bei einem 13jährigen Knaben hinter dem Rücken des gleichzeitig behandelnden Arztes eine Knochenentzündung so verschlimmert hatte, daß ein monatelanges Leiden daraus wurde, wurde sie vom Landgericht Dresden am 29. 4. 1912 zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt; zahlreiche Entlastungszeugen

priesen die Heilkraft der Angeklagten! Gerade der Deutsche dürfte für Kurpfuscher aller Art ein besonders günstiges Objekt darstellen. Er geht allem auf den Grund, auch dem, von dem er nichts versteht. Er ist geneigt, ärztliche Vorschriften nicht zu befolgen, sondern zu tun, was er selbst sich ausgeklügelt hat. Vertrauensseligkeit paart sich mit leicht zu erweckendem Mißtrauen. Wenn ihn alle Aerzte von der Unheilbarkeit eines Leidens überzeugt haben, verfällt er doch wieder darauf, daß er durch besondere Mittel geheilt werden könne, sei es auch durch solche mystischer Art oder durch einen Schäfer. Der Schäfer Ast in Radbruch bei Winsen empfängt seit Jahren täglich Hunderte von Menschen; er gibt vor, aus dem mitgebrachten Nackenhaar jede Krankheit erkennen zu können; er ist mehrfacher Millionär geworden und besitzt die größten Rittergüter der Gegend. Es ist schwer, das zu begreifen. Ein zufälliger Heilerfolg wiegt aber, aufgebauscht und überall herumgetragen, hundert Mißerfolge auf, von welchen jeder sich hütet, etwas verlauten zu lassen, um sich nicht lächerlich zu machen. Das Steigen der Kultur und des Wohlstandes, der höhere Rechtsschutz, den das Individuum im heutigen Staate genießt, die Arbeiterbewegung und die soziale Fürsorge lassen die Achtung vor den Organen desselben Staates — und als solche sind Aerzte ebensowohl wie auch Rechtsanwälte zu betrachten — sinken; sie scheinen, wie dem patriarchalischen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, auch dem Vertrauensverhältnis zwischen Hilfesuchenden und Arzt und Rechtsanwalt nicht günstig zu sein. Die an sich zu billigende Bildung, die der Staat seinen Mitgliedern gibt, ist, soweit sie Halbbildung bleibt, nur geeignet, die Kluft zwischen dem Volk und den wissenschaftlich Gebildeten zu vergrößern.

Auch der Umstand spielt bei der Ausbreitung des Kurpfuschertums eine Rolle, daß der Mann aus dem Volke sich leichter entschließt, eine ihm sozial näher stehende Person zu seiner Beratung aufzusuchen, ferner auch wohl, daß er glaubt, an Kosten zu sparen.

Diese Neigung weiter Volkskreise zur Inanspruchnahme des Kurpfuschertums könnte man wohl als etwas Gegebenes oder Unabänderliches hinnehmen, sofern und solange nicht wesentliche Interessen des Staates und des Volkslebens dadurch beeinträchtigt werden. Ergibt sich aber die Gefahr einer solchen Beeinträchtigung, dann tritt an die Regierung und das Land die Frage der Abwehr heran, einer Abwehr indes, die sich eben mit Rücksicht auf die Imponderabilien der Volksseele auf das Notwendigste beschränken

muß, wenn sie Aussicht auf Billigung und Durchführbarkeit haben will. An der Nichteinhaltung dieser Schranke ist meines Erachtens der Regierungsentwurf „eines Gesetzes gegen Mißstände im Heilgewerbe" des Jahres 1908 — der allerdings den Aerzten noch nicht weit genug ging — gescheitert. Außer einigen polizeilichen Kontrollvorschriften (Pflicht der Gewerbeanmeldung, der Auskunftserteilung, der Führung von Geschäftsbüchern), die wohl unbeanstandet durchgegangen wären und auch ohnedem schon ziemlich allgemein auf Grund von Polizeiverordnungen galten, enthält er in seiner wesentlichsten Bestimmung (§ 3) das Verbot der Behandlung von gemeingefährlichen und Geschlechtskrankheiten sowie des Krebses, ferner das Verbot besonderer Behandlungs*methoden* — wie Fernbehandlung, Behandlung mittels mystischer Verfahren, Hypnose, Narkose oder Injektionen durch Nicht-Approbierte; außerdem sah er ein gewerbepolizeiliches Untersagungsrecht vor für den Fall, daß Tatsachen vorliegen, welche die Annahme begründen, daß durch die Ausübung des Gewerbes das Leben der behandelten Menschen oder Tiere gefährdet oder deren Gesundheit geschädigt wird oder Kunden schwindelhaft ausgebeutet werden. Belastet war der Entwurf außerdem mit dem Verbot einer nicht in wissenschaftlichen Fachkreisen erfolgenden Ankündigung oder Anpreisung von Gegenständen, Heilmitteln und Methoden zur Verhütung, Linderung oder Heilung von Geschlechtskrankheiten u. dergl. oder zur Verhütung der Empfängnis oder Beseitigung der Schwangerschaft, sowie mit einem Verbot der Ankündigung oder Anpreisung von Geheimmitteln, endlich auch mit einer ziemlich weitgehenden Vollmacht an den Bundesrat zum Erlaß von Ausführungsvorschriften.

Diese Belastungsprobe, die noch durch das Gewicht der mit allem Nachdruck sich wehrenden, ebenfalls beteiligten Berufsstände der Presse, der Fabrikanten chemisch-pharmazeutischer Präparate, Apotheker, Drogisten erschwert wurde, konnte der Entwurf nicht aushalten. Dazu kamen Erwägungen grundsätzlicher Art, die, dem damaligen Zuge der Zeit folgend, einer übermäßigen Einschätzung der Naturheilkunde (Kneipp, Prießnitz, Thure-Brandt, Hessing, Schroth) entsprangen, und, geblendet durch deren Erfolge (oder Scheinerfolge?), in der beabsichtigten Einschränkung der Kurierfreiheit einen Eingriff in das Persönlichkeitsrecht des Einzelnen sahen, der sich behandeln lassen könne, wo, wie und von wem er wolle; in gewissen Kreisen befürchtet man auch die Unterbindung der Krankenbehandlung durch Pfarrer und Kranken- und Ordens-

schwestern oder durch Handaufleger, Besprecher und Gesundbeter. Nicht zuletzt war das Schlagwort von der Hochhaltung des Prinzips der Gewerbefreiheit entscheidend.

So wurde denn dem Entwurf in der Reichstagssitzung vom 30. November und 1. Dezember 1910 ein Begräbnis bereitet, wie es selten einer Regierungsvorlage zuteil geworden ist; seine formelle Ablehnung in zweiter Lesung wurde nur durch den Schluß des Reichstags verhindert.

Andere Nationen, die kühler und verstandesmäßiger denken und handeln, betrachten die Frage von ganz anderen Gesichtspunkten aus, nämlich von dem allein maßgebenden Gesichtspunkt der Volksgesundheit und des Volkswohlstandes aus. Auch Frankreich hatte als Errungenschaft der Revolution 1792 die Kurierfreiheit eingeführt; schon nach zehn Jahren sah es sich genötigt, sie aufzuheben. Bemerkenswert sind die Worte, mit denen der Staatsrat Fourcroy die Aufhebung begründete:

„Der von mir vorgelegte Gesetzentwurf hat keinen anderen Zweck, als den Unordnungen und der Anarchie, welche seit mehr als 10 Jahren auf dem Gebiete der Heilkunde herrschen, ein Ende zu machen. Der Gesetzentwurf wird der Unwissenheit, dem gewinnsüchtigen Charlatanismus die Mittel benehmen, dem Gesundheitswohle der Bürger ferner zu schaden; er befiehlt, nur diejenigen die Heilkunde ausüben zu lassen, welche von einem gründlichen Studium dieser Wissenschaft zureichende Beweise abgelegt haben, und erteilt einem ehrenwerten Stande diejenige Würde, ohne welche sein heilsamer Zweck nicht erreicht werden kann; er gibt dem französischen Volke eine Gewähr für die Wahl der Männer, die nach strenger Prüfung auf die Liste der Heilkünstler gesetzt werden; er wird endlich den Uebeln wehren, die durch mangelhafte Gesetze über diesen wichtigen Gegenstand der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt sich in ganz Frankreich verbreitet haben. Die Regierung zählt mit Zuversicht darauf, daß der gesetzgebende Körper gleich ihr von der Notwendigkeit überzeugt sei, Ordnung in diesem Zweige der Verwaltung herzustellen, und einem Gesetzentwurfe die Genehmigung erteile, welcher das Wohl der Menschheit so wesentlich berührt.“

Die daraufhin angenommene Gesetzesbestimmung besteht ihrem Inhalte nach noch heute in der Fassung des französischen Gesetzes über die Ausübung der Heilkunde vom 30. November 1892, dessen wesentliche Bestimmungen lauten:

§ 1. Niemand kann die Heilkunde in Frankreich ausüben, wenn er nicht mit dem Diplom eines Doktors der Medizin versehen ist, ausgestellt von der französischen Regierung auf Grund von Prüfungen, bestanden an einem höheren medizinischen, staatlichen Unterrichtsinstitute

§ 16. Gesetzwidrig übt die Heilkunde aus, wer nicht, mit einem Doktor-Diplom versehen, gewohnheitsmäßig oder fortlaufend sich an der Behandlung von Krankheiten und chirurgischen Eingriffen beteiligt, ausgenommen in dringenden Notfällen.

§ 18. Die illegale Ausübung der Heilkunde wird mit einer Buße von 100—500 Francs, im Wiederholungsfalle von 500 bis 1000 Francs und 6 Tagen bis 6 Monaten Haft oder einer dieser beiden Strafen bestraft.

Aehnlich ist auch in fast allen übrigen europäischen Ländern und in zahlreichen außereuropäischen Ländern, z. B. in Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien, Schweden, Norwegen, Belgien, Holland, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien, die Ausübung der Heilkunde durch nicht-approbierte Personen verboten. Eine Ausnahme machen nur England und die schweizerischen Kantone Appenzell und Glarus; zweifelhaft ist die Frage für Spanien, Portugal, Dänemark und Bulgarien. (Lion „Die strafrechtliche Behandlung der Kurpfuscherei", Diss. 1910.)

Nun läßt sich nicht leugnen, daß ein Land einen derartig hohen Kulturstand, oder vielmehr das Volk eine derartige Reife des Urteils und ein derartiges Maß von selbständiger Lebensauffassung und Selbstbewußtsein erlangen kann, daß solche Maßnahmen als überflüssige Bevormundungen erscheinen; als Beispiel könnte da in erster Linie England, das Land der Leute mit dem nüchtern wägenden Verstande, genannt werden, das ja auch die Kurierfreiheit anscheinend ohne bisher ärgernis-erregende Folgeerscheinungen genießt.

Auch in Deutschland hat man auf das Maß der Einsicht und Reife der Bevölkerung gebaut, als man 1869 die Kurierfreiheit einführte; von den Rednern der Mehrheit, der sich die Regierung schließlich beugte, wurde die geforderte Kurierfreiheit damit verteidigt, daß ihre Beschränkung durch Gesetze unwirksam, überflüssig und für die Bildungsstufe und die Urteilsfähigkeit des Volkes unwürdig sei; das Volk bedürfe nicht mehr solcher gängelnden Maßregeln, außerdem habe der Staat auch nicht die Aufgabe, für die Gesundheit des Körpers seiner Bürger oder für den kranken Körper zu sorgen.

Wie es mit der hier vorausgesetzten Mündigkeit des Volkes bestellt ist, davon sich zu überzeugen ist seit dem Erlaß der unglücklichen Bestimmung in Stadt und Land mannigfach Gelegenheit gewesen für jeden, der Augen und Ohren und vor allem sein nationales Gewissen offen hält. Nicht von Hunderten, nein von Tausenden und Abertausenden von Fällen, in denen die Behandlung durch Kurpfuscher — sei es unmittelbar, sei es durch Verzögerung der sachgemäßen ärztlichen Behandlung mittelbar — dauernden Körperschaden, Siechtum oder Tod zur Folge hatte, berichten die Zeitungen und Zeitschriften, namentlich die ärztlichen. Daß leider nur ein kleiner Teil von ihnen vor die Gerichte kommt, hat seinen erklärlichen Grund teilweise in der die Patienten beherrschenden Scheu vor der Oeffentlichkeit, teilweise in der Schwierigkeit des positiven Nachweises des Kausalzusammenhanges, der in der Praxis der Gerichte verneint wird, wenn nicht die Frage, ob der nachteilige Erfolg beim Kranken auch eingetreten wäre, oder ob der Kranke sicher geheilt wäre, wenn der Kurpfuscher ihn nicht behandelt hätte, bestimmt verneint wird. Die 99 prozentige Wahrscheinlichkeit, die in der Regel für die Verneinung dieser Frage vorliegt, genügt nicht; auch die Masse der gleichen Erscheinungen ist hier nicht zur Ergänzung des Wahrscheinlichkeitsbeweises zu verwerten, da sie einzeln von einander unabhängig sind.

„Wir haben es im Kampfe gegen das Kurpfuschertum leider nur zu deutlich gesehen, daß die Bestrafung der Kurpfuscher selbst bei ganz eklatanten Fällen von Körperverletzung und fahrlässiger Tötung nur ganz ausnahmsweise durchzusetzen ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einem so komplizierten Organismus, wie es der Mensch ist, das ursächliche Verhältnis zwischen der zur Anwendung gekommenen Behandlungsweise und der Schädigung des Körpers fast niemals in einer auch den Laien überzeugenden Weise darzulegen ist. Wir sehen nur das post hoc; ob es ein propter hoc ist, bleibt bis zu einem gewissen Grade immer unbeweisbar, und viele Wahrscheinlichkeitsgründe, die uns Aerzten zwingend erscheinen, können nicht in einer auch für den Richter zwingenden Weise im Gerichtssaal entwickelt werden. Insbesondere haben wir die Erfahrung machen müssen, daß die ungeheure Zahl der verhängnisvollsten Unterlassungsfehler fast immer, auch wo es zu gerichtlichem Verfahren gekommen ist, straflos blieben. Es ist viel leichter, a priori zu induzieren, daß ein völlig Unwissender, der in die Heilungsvorgänge der Natur voreilig eingreift oder das rechtzeitige

Eingreifen unterläßt, Schaden anrichten muß, als daß und wie dieser Schaden im einzelnen Falle zustande gekommen ist. Und eben diese Ueberlegung ist es, die Präventivmaßregeln auf diesem Gebiet viel wertvoller erscheinen läßt als Strafgesetze!"

(Prof. Dr. Koßmann, Berlin, D. J. Z. 1903, 289).

Auch die *Fahrlässigkeitsfrage* findet häufig eine außerordentlich laxe Beantwortung durch die Gerichte, nicht im Einklang mit den Intentionen der seinerzeitigen Befürworter der Kurierfreiheit, die, als man auf die von den Kurpfuschern der Gesundheit und dem Leben der Einzelnen drohenden Schäden hinwies, antworteten, beim Nachweise der Schädigung werde den Kurpfuscher schon die gerichtliche Strafe ereilen. Die Bestrafung setzt aber Fahrlässigkeit voraus, und Fahrlässigkeit liegt nach Ansicht des Reichsgerichts nicht vor, wenn der Beschuldigte nach *dem Maße seiner Kenntnisse und nach seiner sonstigen Einsicht und Erfahrung* bei Anwendung gehöriger Sorgfalt die schädlichen Folgen nicht voraussehen konnte. Wie groß ist die Zahl der Kurpfuscher, die trotz erwiesener schwerer Schädigungen durch dieses Hintertürchen dem Arm der Gerechtigkeit entwischt sind.

Eine für ihre Inhaber besonders fruchtbare Oase haben die sogenannten Dentisten besiedelt, d. i. der sich mit der Behandlung von Zahnkrankheiten befassende Teil der Kurpfuscher. Ihre Zahl wird gegenüber etwa 4000 Zahnärzten in Deutschland auf nicht weniger als etwa 8000 angegeben, von denen 70 Prozent dem Barbiergewerbe, 20 Prozent dem Zahntechnikergewerbe und 10 Prozent allen möglichen anderen Berufen entstammen; eine — allerdings nur technische — Lehrzeit haben nur die 20 Prozent Zahntechniker genossen, die übrigen sind Autodidakten, — und denen wird nicht gewehrt, über ein so wichtiges Nationalgut wie die Gesundheit der Zähne*) und damit die Gesundheit der Verdauungsorgane und des

*) Ministerialdirektor Professor Dr. Kirchner (Schulzahnpflege, erster Jahrgang, 1910, Nr. 3) weist auf die nationale Wichtigkeit dieses Teils der Gesundheitspflege mit folgenden bemerkenswerten Ausführungen hin: „Eine Reihe von Krankheiten hat zwar keine Sterblichkeit, richtet aber doch große Verheerungen an, dazu gehört die Zahnverderbnis oder Karies. An ihr ist noch kein Mensch gestorben, aber nicht nur die Sterblichkeit zeigt die Verheerungen an, die durch die Krankheit hervorgerufen werden, sondern Störungen der Erwerbsfähigkeit, der Genußfähigkeit, der Ausbildungsfähigkeit und der Wehrfähigkeit werden durch sie bedingt. und die sind hoch anzuschlagen bei der Zahnverderbnis. Man braucht sich nur unter den arbeitenden Klassen umzusehen, so findet man, daß sie früh altern. Personen von 50, 60 Jahren sind schon alte Leute, ihre Erwerbsfähigkeit ist zu Ende, und sucht man den Grund für ihren körperlichen und geistigen Verfall, so findet man, daß sie schlechte oder keine Zähne mehr haben. Das ist auch

ganzen Organismus mit Berserker-Fingern herzufallen! Geradezu haarsträubend sind Einzelheiten, die der Altonaer Zahnarzt **Baden** — Mitglied der preußischen Zahnärztekammer — in der verdienstvollen Broschüre „Rechtsstaat und Kurpfuschertum“ (Berlin 1913, Schmitz und Bukofzer, Seite 42—61) unter Nennung von Namen oder Quelle aufzählt und gebührend beleuchtet. Er gibt eine Fülle drastischer Beispiele der Behandlung von Kieferkrankheiten (Kieferkrebs) durch Zahnausreißen, der Uebertragung von Krankheiten, namentlich Geschlechtskrankheiten, durch ungereinigte Instrumente oder infolge mangelnder Kenntnis der Gesetze der Asepsis und Antisepsis, der Verletzung, Vergiftung und Tötung durch Anwendung von stark wirkenden Mitteln bei Zahnfüllungen und Nervtötungen (Arsenik), namentlich bei unmittelbarer Einspritzung in die Blutbahn zwecks Schmerzlinderung (Kokain, Novokain, Nebennierenpräparate, Adrenalin). Er erzählt von einem Falle, in dem ein Zahnbehandler, der mit einem erkrankten Zahn auch ein großes Stück des Oberkiefers abgerissen hatte und dieserhalb vor die Strafkammer Duisburg gestellt wurde (Strafe 80 Mark!), als Beweis für seine Tüchtigkeit anführte, daß in der von ihm geführten Praxis in 4 Jahren 20 000 Zähne gezogen seien, in den letzten 3 Tagen allein 70—80! Weitere Beispiele und Aeußerungen von Aerzten, Krankenkassen und Anstalten beweisen, daß für das Gros der Zahnbehandler das Zahnziehen das Allheilmittel ist, während das Bestreben der Zahnheilkunde auf Erhaltung der Zähne gerichtet ist. In dem vorerwähnten Falle berechnet Baden, indem er von der nach Maßgabe der vorliegenden Erfahrungen wohlberechtigten Annahme ausgeht, daß von den 20 000 Zähnen durch richtige Behandlung wenigstens die Hälfte zu erhalten gewesen wäre, und den Wert eines Zahnes an der Hand ziffermäßiger Berechnungen auf mindestens 50 Mark bemißt, die Vernichtung gesundheitlicher Werte in 4 Jahren auf eine halbe Million Mark. Welche Schädigung nationalen Gutes allein durch einen solchen Zahnbehandler! Lehrreich ist auch ein Bericht der allgemeinen Ortskrankenkasse zu Barmen, in dem es heißt: „Die Tätigkeit der Zahntechniker wurde einer nicht günstigen Kritik unterzogen. So wie es jetzt gehe, könne es nicht weiter

vielfach in besseren Ständen der Fall. Leute, die in anstrengender Berufstätigkeit stehen und schwierige geistige Aufgaben zu erfüllen haben, werden zuweilen von geistiger Leistungsunfähigkeit, der Neurasthenie oder von Arteriosklerose befallen. Untersucht man sie, so findet man fast als einzigen Grund des Verfalls ein mangelndes Gebiß. Hierauf die Aufmerksamkeit der Bevölkerung gerichtet zu haben, ist ein Verdienst der allerneuesten Zeit.“

gehen. Die Zahntechniker zögen möglichst viele Zähne aus, um möglichst viele künstliche Gebisse machen zu können, anstatt dafür zu sorgen, daß kranke Zähne wieder lebensfähig gestaltet würden". Noch tiefer in das Treiben hinein leuchtet folgende Aeußerung des Leiters der Zahnärztlichen Klinik des Orts-Krankenverbandes Stuttgart: „die Mundverhältnisse der Versicherten sind infolge früherer Behandlung seitens gewissenloser Zahnbehandler zu einem großen Teil sehr traurige. Es bedarf noch jahrelanger Arbeit, um das, was früher an den Patienten, besonders durch Anfertigung von Ersatzstücken auf eiternder oder faulender Wurzel, gesündigt worden ist, wieder in Ordnung zu bringen." Dieses Streiflicht wird ausreichen, um die Größe der von den Zahnkurpfuschern der Volksgesundheit und dem Volkswohlstande drohenden Gefahr erkennen zu lassen. Die besondere Gefährlichkeit dieser Spezialität von Kurpfuschern ist unschwer einzusehen, wenn man nur daran denkt, daß die Zahnbehandlung, d. h. die Behandlung von Zahn- und Kieferkrankheiten, fast stets operative Eingriffe erfordert, für die den nicht geprüften Zahnbehandlern die unbedingt notwendigen anatotomischen*) und medizinischen Kenntnisse vollständig abgehen, Kenntnisse, die dagegen den Zahnärzten in zunehmendem Maße durch die zahnärztliche Wissenschaft vermittelt werden. „In den letzten 20 Jahren ist die Zahnheilkunde eine medizinische Wissenschaft geworden, die unzweifelhaft als ein Spezialfach der Medizin angesehen werden muß, da sie tief in die Gebiete der Pathologie, Rhinologie, Chirurgie, Hygiene und Röntgenologie hineingreift" (Dr. med. Stebba im ärztlichen Vereinsblatt für Deutschland, 1913, Nr. 938).

Die Zahl der Kurpfuscher ist seit 1869 ständig und rapid im Steigen begriffen, wie des Näheren die Begründung zum Entwurf des Gesetzes gegen die Kurpfuscherei aus dem Jahre 1908 dartut. Das Endergebnis ist, daß für das Jahr 1907 die Zahl der nicht approbierten Krankenbehandler in Deutschland auf nicht weniger als 11—12 000 Personen angegeben wird, von denen allein 1349 in Berlin tätig sind. Und mit der Zahl ist auch ihre eigene Ueberschätzung gestiegen! Es gibt kein medizinisches Gebiet, dessen sie sich nicht bemächtigt haben; ohne Unterschied behandeln sie innere und äußere Leiden, — mit welchem Erfolge, darüber verbreitet die

*) Ein wegen fahrlässiger Tötung durch unrichtige Behandlung von Kieferkrebs zu zwei Monaten Gefängnis verurteilter Zahnbehandler hatte vor Gericht angegeben, er habe ein Semester Anatomie studiert Es wurde festgestellt, daß das Studium darin bestanden hatte, daß er als Barbier eine Stunde wöchentlich einen Heilgehilfenkursus besucht hatte.

Sammlung gerichtlicher Entscheidungen auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege, Band VI (Kurpfuscherei) — Beilage zu den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes — ein nur zu betrübendes Licht. Besonders kehren immer die traurigen Fälle wieder, in denen die Kurpfuscher Krebserkrankungen der weiblichen Geschlechtsorgane solange der ärztlichen Behandlung entziehen, bis auch das Eingreifen des Arztes keine Rettung mehr bringen kann. Mit Vorliebe wenden sich die Kurpfuscher, namentlich Schäfer, auch der Behandlung von Bruchleiden, Knochenbrüchen und Verrenkungen zu, nachgewiesenermaßen in vielen Fällen mit der Folge schwerer dauernder Schädigungen oder gar des Todes, teilweise durch unmittelbare Einwirkung der Kurpfuscher, teilweise durch Verzögerung einer sachgemäßen ärztlichen Operation. Bei schnell sich entwickelnden Krankheiten wie Diphteritis, Scharlach und dergl. ist häufig als Folge der durch Kurpfuscher verschuldeten Verzögerung ärztlicher Hilfe Siechtum oder Tod eingetreten. Einen großen Bestandteil der Bestrafungen von Kurpfuschern bildet die falsche Behandlung von Wunden, Eiterungen, Blutvergiftungen. Am unheilvollsten ist ihre Rolle bei der Abtreibung und der Tötung des keimenden Lebens.*)

Neben diese unmittelbaren Folgen für das bedauernswerte Individuum treten die Schädigungen der Allgemeinheit. „Die Staatsgewalt hat es von jeher als ihre Aufgabe und ihre Pflicht erachtet, die Volksgesundheit zu schützen und die Allgemeinheit vor Schaden an Leib und Leben zu bewahren. Aus dieser Rücksicht sind die Seuchengesetze, das Nahrungsmittelgesetz, das Fleischbeschaugesetz und andere entstanden. Gemeingefährliche, ansteckende Krankheiten, verheerende Seuchen können wirksam nur durch ein bei ihrem Ausbruch sofort einsetzendes energisches Eingreifen bekämpft werden; dies hat zur Voraussetzung, daß die Krankheiten gleich bei ihrem Entstehen erkannt und wissenschaftlich festgestellt werden. Eine solche Erkenntnis ist grundsätzlich nur dem wissen=

*) Fortwährend neue Einzelheiten und Beispiele zu diesem Thema bringt jede Nummer der populär-medizinisch-hygienischen Monatsschrift „Gesundheitslehrer", die von Dr. Kantor in Warnsdorf und Dr. Neustätter in Dresden als offizielles Organ des Vereins zur Bekämpfung der Kurpfuscherei herausgegeben wird. Auch der Geschäftsausschuß der Kurpfuschereikommission des deutschen Ärztetages hat reichhaltiges Material gesammelt und auf dem diesjährigen Ärztetage in München am 26. Juni zum Vortrage gebracht, aus dem hervorgeht, mit welcher Skrupellosigkeit und Gerissenheit die Kurpfuscher beim Betriebe ihres Gewerbes vorgehen. Die Verhältnisse wurden als in manchen deutschen Bezirken geradezu unerträglich geworden bezeichnet.

schaftlich geschulten Ärzte möglich. Die Maßnahmen zur Bekämpfung von Seuchen und Krankheiten können deshalb solange keine volle Wirksamkeit entfalten, als Kurpfuscher ohne jede staatliche Aufsicht und Kontrolle solche Krankheiten ausnahmslos und unbeschränkt behandeln dürfen. Außerdem ist das Publikum allzu bereit, die zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten usw. erlassenen Bestimmungen als behördliche Belästigungen aufzufassen und infolgedessen leicht geneigt, sie zu umgehen oder außer Acht zu lassen. In dieser Neigung findet es die wirksamste Unterstützung bei den sogenannten Kurpfuschern. Je strenger und eingreifender die behördlichen Vorschriften sind, um so leichter wendet sich das Publikum dem seine Wünsche fördernden Pfuscher zu. Durch solches Entgegenwirken gegen die gesundheitlichen Vorschriften wird deren Durchführung erheblich beeinträchtigt und damit der Gesundheit sowohl des Einzelnen wie der Allgemeinheit empfindlichst geschadet." (Begründung zum „Entwurf des Gesetzes gegen Mißstände im Heilgewerbe", von 1908).

Gegenüber solchen Erscheinungen drängt sich mit aller Macht die Frage auf: Ist das ein Zustand, würdig eines auf sich selbst haltenden Staates und Volkes? Gibt es keine Abwehr gegenüber solchen immensen Schädigungen von Volksgesundheit und Volkswohlstand durch großenteils gewissenlose Pfuscher? Ist das eine notwendige Folge des so viel gepriesenen Ideals der Gewerbefreiheit? Oder sollte es nicht vielmehr auf eine Ueberspannung dieses Prinzips hinauslaufen? „Alle Befähigungsnachweise abschaffen, nur damit jeder Mann das Recht habe, sich auch von Schwimmlehrern unterrichten zu lassen, die nicht schwimmen können, von Droschkenkutschern fahren zu lassen, die kein Pferd lenken können, Dampfer zu benutzen, die von einem Barbier gesteuert werden usw., hieße die Segnungen des geordneten Staatswesens für eine Phrase hingeben und jene Freiheit herbeiwünschen, die nur bei wilden Völkerschaften existiert" (Prof. Dr. med. Koßmann, D. J. Z. 1903, 289). Aber davon abgesehen ist es überhaupt grundsätzlich bedenklich, die Ausübung der Heilkunst als Gewerbe aufzufassen. Bekannt und berühmt geworden ist das Urteil des Reichsgerichts III Ziv.-S., vom 11. Juni 1907 — III 21/07 —, das mit vortrefflicher Begründung die Annahme, die Ausübung der Heilkunde auf Grund einer staatlichen Approbation sei ein gewerbliches Unternehmen, ablehnt: „Nach den Sittenanschauungen nicht nur der Aerzte (und Rechtsanwälte) selbst, und nicht nur der sonst

höher gebildeten Volkskreise, sondern des gesamten deutschen Volkes stehen die allgemeinen Interessen dienenden Berufe des Arztes (und des Rechtsanwaltes), über dem Niveau einer Gelderwerbstätigkeit und dürfen auf die Stufe eines gewerblichen Unternehmens nicht herabgezogen werden. . . Das eigentümliche und entscheidende Gepräge beider Berufe liegt darin, daß sie fundamentale, allgemeine, öffentliche Zwecke, nämlich die der Gesundheitspflege (und der Rechtspflege) auf Grund staatsseitig geforderter und gewährleisteter wissenschaftlicher Vorbildung unter besonderer Verantwortung zu erfüllen haben. So bemerken die Motive zum I. Entwurf der Gew.-Ordn., durch Verzicht auf den ärztlichen Befähigungsnachweis würde die Gesetzgebung in tiefen Widerspruch treten mit dem öffentlichen Bewußtsein und mit den berechtigten Anforderungen, welche an die Staatsgewalt im Interesse der Sorge für Leben und Gesundheit der Staatsangehörigen gestellt werden. . . . Hiernach ist der Arztberuf nicht nur und nicht entscheidend die Betätigung einer wirtschaftlichen Kraft, es sind vielmehr Aerzte (und Rechtsanwälte) Träger geistiger Kräfte im Dienste des Gemeinwohls. . . ." Das Entscheidende hierin ist nicht, wie es dem dem konkreten Tatbestand angepaßten Wortlaute nach den Anschein hat, der Titel „Arzt" oder die staatliche Approbation, sondern doch die Bedeutung der Heilkunde für das öffentliche Leben, ihre weit in den Interessenkreis des Staatszweckes hineingreifende Wichtigkeit für das Staats- und Volksleben, und darum ist zu schließen, daß nicht nur der ärztliche Beruf, sondern die Ausübung der Heilkunde überhaupt dem Begriff des Gewerbes nicht untersteht und nicht unterstehen kann und soll. Mit dem Volksgewissen, mit den allgemeinen sittlichen Anschauungen verträgt es sich nicht, der für das nationale Gut der Volksgesundheit so außerordentlich wichtigen Ausübung der Heilkunde den Stempel einer in der Hauptsache von Privatinteressen beeinflußten gewerblichen Tätigkeit aufzudrücken und damit das von ihr maßgeblich berührte öffentliche Interesse hinter das private zurücktreten zu lassen.

Wie in so manchen anderen Beziehungen sich die Bestimmungen der Gewerbeordnung von 1869 als verbesserungsbedürftig erwiesen haben, — man denke nur an das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, an die Wucher- und Sonntagsruhegesetze, an die Handwerker-Schutzbestimmungen mit der Wiederbelebung des Innungsgedankens und Einführung des Lehrlings- und Gesellenprüfungswesens und Meistertitels, an die Arbeiter-Schutzgesetzgebung, und

andere, — so ist auch, das kann man jetzt ruhig behaupten, die auf dem fascinierenden Schlagwort von der absoluten Gewerbefreiheit beruhende Einführung der Kurierfreiheit weit übers Ziel hinausgeschossen.

Und nunmehr heißt es, dieses Ziel wieder zu finden und erkennbar abzustecken. Am Ende des Weges steht die Volksgesundheit; sie zu erhalten und zu fördern gilt es. Dem Ziel entgegen wirkt die Existenz und das Treiben der Kurpfuscher. Zahlreiche Versuche, Abhilfe im Wege von Verwaltungsmaßnahmen und an der Hand der bestehenden Gesetze zu erreichen, haben sich als unwirksam herausgestellt. Das Ausbleiben des Erfolges und die im Gegenteil überall beobachtete Zunahme der Kurpfuscher haben den Beweis erbracht, daß der Kampf mit kleinen Mitteln aussichtslos ist. Hilfe kann also nur ein Radikalmittel bringen, sei es das gänzliche Verbot der Kurpfuscherei und der Androhung von Strafen, sei es ihre allmählige Unterdrückung durch Untersagung besonders gefährlicher oder offensichtlich trügerischer Behandlungsarten oder der Behandlung besonders gefährlicher Krankheiten. Den letzten Weg hat der Entwurf von 1908 gewählt, m. E. in schwächlichem Zurückweichen vor der öffentlichen Meinung. „Es muß damit gerechnet werden, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Heilbeflissene ohne wissenschaftliche Ausbildung gegeben hat, und daß von jeher in weiten Volkskreisen die Neigung bestanden hat, sich gerade von diesen behandeln zu lassen. Eine falsche Erscheinung läßt sich nicht ohne weiteres durch gesetzliche Vorschriften beseitigen. Ein allgemeines gesetzliches Verbot würde höchstens dahin führen, die Ausübung der Kurpfuscherei der Oeffentlichkeit noch mehr zu entziehen und sie in verborgene Winkel hinein zu treiben, wo sie dann, weil unbeaufsichtigt, um so üppiger gedeihen und um so größere Schädigungen hervorrufen würde. Gerade die heimliche Ausübung umgibt allzuleicht die Kurpfuscherei mit einem Nimbus, der ihr Ansehen in den Augen der Menge gibt und ihren Geschäftskreis erweitert. Ein allgemeines Kurpfuschereiverbot würde daher nicht nur in weiten Kreisen auf Widerstand stoßen, sondern auch in der Praxis sich nur mit großen Schwierigkeiten durchführen lassen." So lautet die Begründung des Entwurfs von 1908. Mit Recht wird ihr entgegen gehalten, daß sich dieselbe Begründung für eine Aufhebung der Wuchergesetze, des Glücksspielverbots, des Lotterieverbots, der Strafbarkeit der Päderastie und der Kuppelei und mancher anderen lichtscheuen Handlung verwenden lassen würde.

Allein richtig und vollwirksam wäre daher nur der erstgenannte Weg des gänzlichen Verbots der Kurpfuscherei. Doch läßt sich nicht leugnen, daß auch der zweite Weg eine gewaltige Einschränkung und auf die Dauer vielleicht auch die gänzliche Ausrottung der Kurpfuscherei zur Folge haben würde, da er dem Giftzahn der Kurpfuscherei den Hauptnerv, die besten Kraft- und Nahrungszuleitungen, abschneiden würde.

Von größerer Wichtigkeit sind indeß mehrere andere Einschränkungen. Das ist einmal die Vermeidung jeglichen, auch nur scheinbaren, Eingriffs in religiöse Vorstellungen. Der Wunderglaube muß unter allen Umständen, stehe man persönlich zu ihm wie man will, respektiert werden, es sei denn, daß der Wundertäter mit zweifelloser Klarheit als Betrüger entlarvt würde. Stets wird einer solchen Betätigung der religiöse Charakter genommen, wenn sie gewerbsmäßig betrieben wird, denn Religionsausübung und Gewerbeausübung sind unvereinbare Gegensätze. Als Gesetzesform würde etwa vorzuschlagen sein; „Ausgenommen ist, sofern sie nicht gewerbsmäßig betrieben wird, die Behandlung von Krankheiten, Leiden oder Körperschäden unter der nach der religiösen Ueberzeugung der Beteiligten stattfindenden Mitwirkung übernatürlicher (göttlicher) Kräfte."

Ferner wäre zu erwägen, ob nicht die nicht gewerbsmäßige Krankenbehandlung überhaupt auszunehmen wäre. M. E. könnte dies ohne großen Schaden für die Wirkung des Gesetzes geschehen, da, wenn der Antrieb der Gewinnerzielung wegfällt, für den Regelfall auch die Anlockung zur Ausübung der Kurpfuscherei überhaupt wegfallen würde. Außerdem würde man dadurch wirksam dem Bedenken begegnen, daß auch Nothilfsfälle Gefahr liefen, unter das Gesetz zu fallen, z. B. wenn der Holzfäller dem verletzten Kameraden im Walde Carbolwatte auf das verletzte Glied bindet, wenn der zum Samariter ausgebildete Schutzmann an dem Erhängten durch Ziehen der Zunge Wiederbelebungsversuche anstellt, wenn die Krankenschwester in Abwesenheit des Arztes dem Herzkranken eine Einspritzung von Kampfer macht, wenn der Ertrunkene frottiert, dem Verblutenden ein Taschentuch auf die Wunde gedrückt wird und dergl. (Flügge, D. J. Z. 1903, 185).

Ferner würden auszunehmen sein die in der Hauptsache nur technisches Geschick erfordernden manuellen Betätigungen (Handfertigkeiten), die zur Ausübung der wissenschaftlichen Heilkunst in einem ähnlichen Gegensatz stehen wie das Kunstgewerbe zur Kunst.

Es liegt kein Grund vor, derartige Betätigungen zu untersagen und damit z. B. die ganze große Berufsklasse der Zahntechniker zu unterdrücken. Schwierig ist es allerdings, hier die Grenze zu ziehen. Zu weitgehend erscheint es aber jedenfalls, wie es namentlich die Zahnärzte verlangen, die Betätigung am lebenden Körper überhaupt zu untersagen, denn auch die Zahnärzte werden nicht leugnen, daß es sich bei der großen Mehrzahl der Zahnbehandlungen um die einfachen Betätigungen des Zahnziehens, Zahnfüllens und Zahnersatzes handelt, und daß im allgemeinen einem geschulten Zahntechniker die Erkenntniß zugetraut werden kann, ob ein Schaden vorliegt, zu dessen Beseitigung lediglich eine dieser technischen Manipulationen einerseits ausreichend, anderseits aber auch erforderlich ist, oder aber ein Schaden, der eine nicht ohne weiteres ersichtliche innere Ursache oder in anderer Weise einen komplizierteren Untergrund hat und daher einer eingehenderen, ärztlichen Behandlung bedarf.

Wenn eine derartige Duldung der Heiltechniker, namentlich der Zahntechniker, vom Gesetze ausdrücklich ausgesprochen wird, so ist auf der anderen Seite erforderlich, daß möglichst weitreichende Garantien für ihre moralische Zuverlässigkeit und technische Tüchtigkeit geschaffen werden. Dies geschieht dadurch, daß

I. ebenso wie bei anderen Gewerben, auch bei diesem Gewerbe eine Lehr- und Gehilfenzeit nebst entsprechenden Abschlußprüfungen vorgesehen wird,

II. die Beweislast und Verantwortung dafür, daß lediglich ein mechanisch-technisch zu behandelnder Fall und kein des ärztlichen Eingriffs bedürftiger Fall vorgelegen hat, unter allen Umständen dem Techniker unmittelbar durch das Gesetz auferlegt wird, sodaß also der bei dem jetzigen Rechtszustand häufig zur Freisprechung führende Umstand, daß der Techniker nach dem Maße seiner Kenntnisse und nach seiner sonstigen Einsicht und Erfahrung bei Anwendung gehöriger Sorgfalt die Notwendigkeit ärztlichen Eingreifens nicht erkennen konnte, unbeachtlich ist. Dadurch wird vermieden, daß die Techniker die Grenze zwischen Handwerk und Kunst bewußt oder fahrlässig überschreiten, und erzielt, daß sie in Zweifelsfällen den Fall als ärztlichen ansehen müssen und werden.

Diese Regelung würde etwa in folgender Form zu erfolgen haben:

„Ausgenommen ist ferner die rein technische (handwerksmäßige) Heilbetätigung am menschlichen Körper durch Personen, die nach

3jähriger Lehre und 3 jähriger Gehilfenzeit die Meisterprüfung im Gewerbe des Heiltechnikers abgelegt haben. Als Fahrlässigkeit ist es stets anzusehen, wenn der Heiltechniker die Grenze zwischen rein technischer Betätigung und ärztlich wissenschaftlicher Betätigung nicht erkennt oder überschreitet."

Daß die letztere Bestimmung unter Umständen nicht wirkliches Verschulden, sondern bloß den Erfolg mit Strafe belegen würde, kann kein Bedenken erregen, denn es handelt sich hier gegenüber dem nun einmal statuierten Grundsatz der Gewerbefreiheit um Ausnahmen nicht grundsätzlicher Art, sondern lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen; daß die Festsetzung der Erfolghaftung an sich nicht neu sein würde, beweist der § 224 Str.-G.-B.

Die hier vorgeschlagenen Grenzen im Gesetze vielleicht noch bestimmter zum Ausdruck zu bringen, wird Sache der Ueberlegung und Erwägung der beteiligten Berufskreise sein; hier genügt es, das Grundsätzliche der Sache dargelegt zu haben.

Endlich ist noch notwendig, der oben erwähnten, im Effekt zu engen Auslegung des Begriffs „Kausalzusammenhang" vorzubeugen; nicht allgemein, denn sonst würde man dem Begriff als solchem Gewalt antun; aber nichts verschlägt es, gerade für die hier in Frage stehende Anwendung im Anschluß an den § 252 B. G. B. einen Erfolg für den Fall als Folge einer strafbaren oder verbotenen Handlung gesetzlich zu fixieren, daß nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge eine hohe oder an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, daß dieser Erfolg der betreffenden Handlung entsprungen ist bezw. zu ihr in ursächlicher Beziehung steht. Die Gesetzesformel würde etwa zu lauten haben: „Die bei der Behandlung durch einen Kurpfuscher eingetretene Schädigung eines Patienten gilt — vorbehaltlich der Zulassung des Gegenbeweises für den Einzelfall — als zu verantwortende Folge dieser Behandlung, wenn nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist."

Auch hier könnte man einwenden, daß eine nicht wünschenswerte Durchbrechung eines Prinzips stattfände. Aber auch hier wiederum müssen die Zweckmäßigkeitserwägungen ausschlaggebend sein, sowie der Gedanke, daß es sich bewußtermaßen um ein Kampfgesetz gegen die als gemeinschädlich erkannte Kurpfuscherei handelt.

Mir ist bewußt, daß diese Vorschläge den idealen Bestrebungen der Aerzte und Zahnärzte nicht weit genug gehen, oder vielmehr

daß die Einschränkungen zu weitgehend sind. Andererseits glaube ich aber auch, daß diese Vorschläge noch für lange Zeit das von unseren gesetzgebenden Gewalten Höchsterreichbare darstellen. Zudem bin ich aber auch der Ansicht, daß eine weitere Einschränkung der Kurierfreiheit durch die Sachlage nicht unbedingt geboten ist, daß namentlich nicht die völlige Unterdrückung auch des Heiltechniker-, namentlich des Zahntechnikergewerbes, durch das Staatswohl gefordert wird, vielmehr möchte ich mich in dieser Beziehung der Meinung anschließen, daß es dem Publikum nicht zugemutet werden kann, wegen jedes an sich gesundheitlich harmlosen Körperschadens zum Arzt zu laufen, wo der Techniker schneller und billiger zu erreichen ist, und außerdem ist doch auch mit der viel verbreiteten und nach der Erfahrung einer gewissen Grundlage nicht entbehrenden Ansicht des Publikums zu rechnen, daß es in rein technischen Dingen vom Handwerker besser bedient werde als vom Künstler, vom Heiltechniker besser als vom Arzt oder Zahnarzt. Was speziell die Zahnheilkunde angeht, so ist es gewiß nicht zu widerlegen, wenn die Zahnärzte darauf hinweisen, daß die Beziehungen zwischen Krankheiten und Unvollständigkeiten des Gebisses und dem allgemeinen körperlichen Gesundheitszustande von der ärztlichen und zahnärztlichen Wissenschaft und Praxis mehr und mehr erkannt und gewürdigt werden, daß die Wichtigkeit der Zahnpflege nicht für sich losgelöst von der Beschaffenheit des ganzen Verdauungs-Traktus und dem gesamten körperlichen Zustand, betrachtet werden könne, daß ferner die Beschaffenheit des Gebisses dem Zahnarzt oft einen Fingerzeig zur Erkennung von Zuständen pathologischer Art gebe, daß m. a. W die Ausübung der Zahnheilkunde ebensowenig wie die der Chirurgie (man denke hier an die früheren Wundärzte und Feldscherer, Personen mit geringerer Allgemeinbildung und einem weniger auf die Wissenschaft als die Praxis gerichteten Fachstudium) vornehmlich an ein technisches Können gebunden sei. Alle diese Momente müssen sich aber vor der Gewalt der Tatsache beugen, daß sie nur in wenigen Ausnahmefällen praktisch werden und daß diese wenigen Ausnahmefälle nicht eine gänzliche Unterdrückung eines Berufstandes zu rechtfertigen vermögen, namentlich nicht, wenn dieser Berufstand selbst durch geeignete Maßnahmen — Einführung einer Lehr- und Gehilfenzeit und einer Abschlußprüfung — gehoben und gleichzeitig, was nicht zu bezweifeln ist, in seinem Verantwortlichkeitsgefühl gestärkt wird. Und wenn die Zahnärzte den theoretisch gewiß nicht anfechtbaren

Satz aufstellen, daß die Behandlung auch der einfachsten Zahn-Caries wesentliche Kenntnisse der Cariesforschung, der Diagnostik, der Bakteriologie und der Arzneimittellehre voraussetzen, so schließt das nicht aus, daß ein nach Maßgabe vorstehender Vorschläge ausgebildeter Zahntechniker in diesen Disziplinen wenigstens soweit Umschau gehalten hat, daß er erkennen kann, ob eine bloße Behandlung des Zahnes ausreichend ist oder ob eine ärztliche Behandlung des Zahnsystems einzutreten hat. Außerdem ist aber auch die Warnung hier angebracht, daß durch eine übertriebene Betonung der theoretischen Erfordernisse zur Ausübung der Zahnheilkunde eine Gegenprobe der Zahntechniker daraufhin, in wie vielen Fällen zahnärztlicher Behandlung denn trotz aller dieser theoretischen Kenntnisse oder Kenntnismöglichkeiten die tatsächliche Behandlung des Einzelfalls unsachgemäß gewesen ist, geradezu herausgefordert wird.

Im großen und ganzen wird der Aerztestand in der Zulassung eines in vorstehend dargelegter Weise in seinem Wirken begrenzten und beschränkten Heiltechnikerstandes keinen Eingriff in seine Rechte, vielmehr eine wünschenswerte Entlastung von handwerksmäßigen Arbeiten erblicken dürfen. Jedenfalls aber muß er damit rechnen, daß die Unterdrückung jeglichen Heiltechnikertums jeder Aussicht auf Durchsetzung beim Reichstag sowohl wie bei den einzelnen Landtagen bar ist. Lehrreich ist ja in dieser Hinsicht die Geschichte des § 123 der Reichsversicherungsordnung: „Bei Zahnkrankheiten mit Ausschluß von Mund- und Kieferkrankheiten kann die Behandlung außer durch Zahnärzte mit Zustimmung des Versicherten auch durch Zahntechniker gewählt werden. Die oberste Verwaltungsbehörde bestimmt, wie weit auch sonst Zahntechniker bei solchen Zahnkrankheiten selbständige Hilfe leisten können. . . . Sie bestimmt ferner, wer als Zahntechniker im Sinne dieses Gesetzes anzusehen ist."

Alle Anstürme der Aerzte und Zahnärzte haben nicht vermocht, für die Ablehnung dieser Bestimmung eine nennenswerte Anhängerschaft im Reichstage zu schaffen, vielmehr ist diese Bestimmung mit überwiegender Mehrheit zur Annahme gelangt, trotzdem durch die Einführung der Mund- und Kieferkrankheiten eine Unterscheidung in das Gesetz hineingebracht ist, die nach der Behauptung der Aerzte wissenschaftlich unhaltbar und praktisch undurchführbar ist.

Auch die — durch obige Vorschläge indeß erheblich abgeschwächte — bloße Möglichkeit, daß die zugelassenen Heiltechniker

durch Ueberschreitung der ihnen gezogenen Grenzen in den ärztlichen Wirkungskreis eingreifen, dürfte zur grundsätzlichen Ablehnung dieser Vorschläge ebensowenig ausreichend sein wie die nicht seltenen Anmaßungen ärztlicher Kenntnis und Betätigung durch Hebammen ausreichend sind, um ein Verlangen nach Aufhebung dieses Berufstandes auch nur aufkommen zu lassen, geschweige denn zu rechtfertigen; hat doch im Gegenteil der 40. deutsche Aerztetag am 27. Juni v. J. in München die Notwendigkeit betont, den Stand der Hebammen auf eine höhere soziale und gesellschaftliche Stufe zu heben und zu dem Zwecke neben dem Einkommen insbesondere auch die Vorbildung und Ausbildung der Hebammenschwestern unter staatlicher und ärztlicher Mitwirkung zu heben und zu bessern. Zudem besteht die Möglichkeit, solchen Ueberschreitungen wirksam zu begegnen; jedenfalls bei der hier vorgeschlagenen gesetzlichen Sanktionierung und Kontrolle der Heiltechniker in weit höherem Maße als jetzt, wo sich das Kurpfuschertum als Wildwasser, unfaßbar, über das ganze Land ergießt und sich mit Vorliebe in den Winkeln festsetzt, und um so gefährlicher wird, je mehr es in die Winkel dringt, und umgekehrt um so lichtscheuer wird, je gemeingefährlicher sein Treiben wird.

Zahnärzte und Dentisten in den höheren Schulen.*)

Von

Otto Perthes, Professor, Gymnasialoberlehrer a. D.

Nachfolgender Aufsatz war bereits geschrieben, als von Kriegsunruhen noch nicht die Rede war. Meine Absicht war nach dem Druck aus den Kreisen von Vertretern der höheren Schulen und Freunden des humanistischen Gymnasiums und ebenso aus den Kreisen der Vertreter der Gewerbeschulen Unterstützung durch zustimmende Urteile zu gewinnen. Auf Grund von bereits getroffenen Verhandlungen und früher gemachten Erfahrungen glaube ich annehmen zu dürfen, daß ein solcher Versuch bei den nötigen Anstrengungen Erfolg gehabt hätte. Zur Zeit sind nun die Interessen durch ganz andere Dinge in Anspruch genommen. Nichtsdestoweniger habe ich geglaubt die Redaktion um baldigen Druck bitten zu dürfen. Die zuständigen Behörden werden auch mitten in den Kriegsunruhen weiter arbeiten; vielleicht finden sie doch manches in diesem Aufsatz, was sie der Beachtung für wert halten und es wäre immerhin möglich, daß schon bald Entscheidungen getroffen werden sollen, gegen welche ich in diesem Aufsatz Bedenken zu begründen suche.

Dazu kommt noch ein anderer Grund, der mich bestimmt möglichst bald die Behörden auf die in diesem Aufsatz erörterten Fragen hinzulenken. Das ist das hocherfreuliche Auftreten der Arbeiterpartei. Die patriotische Haltung, welche sie in diesem entscheidungsvollen Augenblick bewiesen hat, darf ihr nicht vergessen werden. Manche ihrer Forderungen werden zwar auch in Zukunft unerfüllt bleiben müssen und zwar in ihrem eigenen Interesse, aber um so ernstlicher sollten alle vorhandenen Unbilligkeiten, die in

---

*) Abdruck mit Angabe der Quelle erwünscht.



unseren öffentlichen Verhältnissen liegen, aus dem Wege geräumt werden. Dazu gehört, daß zur Zeit den unteren, weniger besitzenden Ständen viele Bildungswege und die befriedigenden Lebensstellungen, zu denen sie führen können, durch unser gesamtes Berechtigungswesen mehr versperrt sind als von den Verhältnissen gefordert ist. Hier Abhilfe zu schaffen wäre eine Dankespflicht, deren Erfüllung wir den Arbeitern für ihre Hingabe, die sie im Kriege für das Vaterland bewiesen haben, schuldig sind. Einen Weg dazu glaube ich in diesem Aufsatz gezeigt zu haben, besonders mit der Forderung, die bis jetzt nicht erfüllt ist, jedem Bildungsweg dasjenige Maß von Berechtigungen zu gewähren, welches ihm seinem inneren Werte nach zukommt.

Ueber den ungesunden Zudrang in die höheren Schulen hat der Kultusminister am 4. Mai v. J. eine Rede gehalten, die einerseits den wärmsten Dank aller, die auf dem Gebiete des Schulwesens tätig sind, hervorrufen muß; andererseits aber auch lebhaften Widerspruch. Er sagte dort:

„Es ist von den Hindernissen die Rede gewesen, die einem erfolgreichen Schulbetrieb entgegenstehen. Da ist vor allem die Ueberfüllung der Schulen überhaupt und damit auch die der Universitäten hervorgehoben worden. M. H., das ist völlig zutreffend. Unter dieser Ueberfüllung leidet der Schulbetrieb ganz außerordentlich, durch diese Ueberfüllung wird er in seiner vollen Entfaltung sehr erheblich gehemmt. Aber die Schulverwaltung ist außerstande, auf diese Erscheinung einen ausschlaggebenden Einfluß auszuüben. Diese Erscheinung ist nicht auf Maßnahmen der Schulverwaltung, sondern auf ganz andere Dinge zurückzuführen, die außerhalb des Einwirkungsgebietes der Schule liegen. Nehmen sie doch die ganze Entwickelung unserer Verhältnisse, die gerade die Eltern dazu treiben, ihre Kinder, ihre Söhne in die höheren Schulen zu schicken. Heutzutage wollen alle Beamte werden. (Sehr richtig! und Rufe: Leider!) Jeder Vater denkt für seinen Sohn an ein zukünftiges Amt, wo er in Ruhe und Behaglichkeit ein gesichertes Leben und Alter findet. (Sehr richtig! und Rufe: Leider). Darin liegt eine große Gefahr für unsere allgemeine Entwickelung, und der Vaterlandsfreund kann dieser Entwickelung nur mit großer Besorgnis gegenüberstehen (Sehr richtig!). Dabei ist nun wieder das Bestreben in allen Berufen, die Anforderung an die Ausbildung der Bewerber zu steigern. Wer früher mit der Bescheinigung, eine Sekunda besucht zu haben, angenommen wurde, muß heute das

Primanerzeugnis vorlegen, und wer früher ein Primanerzeugnis vorlegen mußte, muß heute das Abiturientenexamen bestanden haben. Das sind Maßnahmen, die wieder die einzelnen Stellen, und nicht nur die einzelnen Behörden — im Privatleben ist es gerade so — (Sehr richtig!) anwenden, um sich vor der Flut der Bewerber zu schützen, um aus ihnen die Auswahl leichter treffen zu können. Daß für viele Stellen ein solches Zeugnis nicht der geeignete Gradmesser für die Beurteilung der Frage ist, ob der Bewerber Primaner oder Sekundaner gewesen ist, ist wohl unbestreitbar. Aber, wie gesagt meine Herren, das sind Dinge, auf die die Unterrichtsverwaltung keine Einwirkung hat. Soweit mir die Möglichkeit gegeben ist, mich bei den Behörden gegen ein solches Steigern der Anforderungen zu wenden, habe ich schon von ihr Gebrauch gemacht und ich werde wohl noch weiter davon Gebrauch machen. Es müssen sich unsere Verhältnisse im allgemeinen verändern, wenn hier wirklich eine Besserung der Dinge eintreten soll. Das aber möchte ich noch einmal mit aller Schärfe hervorheben: es ist einfach unmöglich, daß von der Unterrichtsverwaltung innerhalb des Schulbetriebes Maßnahmen getroffen werden, die den übertriebenen Zufluß zu den höheren Schulen einzudämmen vermögen."

So sprach der Kultusminister am 4. Mai v. J. unter lebhafter Zustimmung des Hauses der Abgeordneten und derselbe Minister hatte drei Tage vorher am 1. Mai bei den Verhandlungen über den von den Zahnärzten erstrebten Titel Dr. med. dent. ebenfalls allem Anschein nach unter Zustimmung, jedenfalls ohne kräftigen Widerspruch aus der Mitte des Hauses gesagt: „Es wird sich fragen, ob nicht überhaupt in den Kreis der Erörterungen der medizinische Doktor zu ziehen sein wird, und ob nicht auf diese Weise auch den Studenten der Zahnheilkunde ihr Recht verschafft werden kann." Das konnte nach dem Zusammenhang nichts anderes heißen, als: es sollen Mittel gefunden werden, durch welche die Dentisten im Vergleich mit den Zahnärzten vor dem Publikum als minderwertig dargestellt werden sollen. Es entspricht diese Stellung ganz derjenigen, welche in den letzten Jahren die Behörde insbesondere die preußische und dann der Bundesrat eingenommen hat, welche was in ihren Kräften stand, getan haben, den Stand der Dentisten niederzuhalten, den der Zahnärzte auch äußerlich möglichst zu Ansehen zu erheben.

Damit haben die Behörden eine vorzügliche Gelegenheit verpaßt, bei der sie sehr wirksam zunächst in einem einzelnen Fall auf

die vom Kultusminister als unüberwindlich bezeichneten Verhältnisse hätten einwirken können. Das ergibt sich aus folgenden Erwägungen:

1. Sollen die Verhältnisse, welche zurzeit den ungesunden Zudrang in die höheren Schulen zur Folge haben, sich bessern, so müssen alle Bildungswege, die es außer den höheren Schulen gibt, möglichst gepflegt werden und ihnen dasjenige Maß von Wertschätzung und Berechtigungen zu Teil werden, das ihnen nach ihrem inneren Wert zukommt.

2. Dies gilt insbesonders von der frühzeitig begonnenen Fachbildung. Im vorigen Jahrhundert ist sie namentlich in Preußen über Gebühr gering geschätzt, man verkannte die bildenden Kräfte, die in ihr liegen. Johann Wichern stellte bei der Organisation der der Jugend zuzumutenden Arbeiten die Forderung, die Aufgaben so zu gestalten, daß der Zögling sie als den Ausdruck der dienenden Nächstenliebe erkennen könne. Der Zögling soll fühlen, daß von seiner Arbeit etwas für das Wohl und Wehe anderer Menschen abhängt. Dies ist bei jeder sorgfältig gepflegten Fachbildung weit leichter zu erreichen als bei den Schulen mit der sogenannten allgemeinen Bildung. Die entspricht also nahezu vollständig der Forderung des Kaisers, mit der er die Mängel unseres höheren Schulwesens charakterisierte: Mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lebens, mehr Bildung des Charakters! Dazu kommt bei der frühzeitigen Fachbildung, daß bei einiger Pflege Theorie und Praxis sich leicht gegenseitig befruchten.

3. Wenn für irgend einen Beruf als Vorbedingung der erfolgreiche Besuch einer höheren Schule oder das Abiturientenexamen gefordert wird, so ist sorgfältig zu prüfen, ob diese Forderung gestellt wird um eine größere Tüchtigkeit für den Beruf zu erzielen oder ob andere Gründe wie z. B Schutz gegen Ueberfüllung, äußerliche Hebung des Standes mitwirken oder gar dabei entscheidend gewesen sind. In diesem Falle ist eine solche Forderung möglichst nachdrücklich zu bekämpfen.

4. Der ungesunde Zudrang zu den höheren Schulen ist die Folge einer Geschichte von Jahrhunderten und steht daher im Zusammenhang mit dem gesamten öffentlichen Leben unseres Volkes. Es ist darum, wie der Kultusminister mit Recht sagt, sehr schwierig Abhilfe zu schaffen und die gesamten Verhältnisse umzugestalten. Um so notwendiger ist es jeden einzelnen Fall, mag er auch zunächst nur sich auf einen ganz kleinen Kreis beziehen, zu benutzen. An

ihm können die entscheidenden Gesichtspunkte klar erkannt und damit die Kraft gewonnen werden, dann auch weitere nnd folgenreichere Schritte zu tun.

Mit jeder dieser einfachen Forderungen steht die Absicht den Stand der Dentisten als minderwertig im Vergleich mit dem der Zahnärzte darzustellen in denkbar schärfstem Widerspruch.

Die Dentisten suchen sich für ihren Beruf ohne den Umweg des Abiturientenexamens und des Besuches einer höheren Schule vorzubereiten. Sie beginnen frühzeitig mit dem Erlernen ihres Berufes, haben sich bemüht sich die wissenschaftlichen Kenntnisse durch Vorlesungen von Universitätslehrern anzueignen, nach dem Urteil ihrer Lehrer haben sie das mit Erfolg getan. Als ihnen vom Staat der Besuch von Vorlesungen auf der Universität verboten wurde, haben sie sich mit erheblichen Opfern Fachschuleu eingerichtet, in denen die unentbehrlichen wissenschaftlichen Kenntnisse gelehrt werden. Sie haben in Elsaß-Lothringen eine Prüfungsordnung für Ausübung ihres Berufes von der dortigen Behörde erlangt. Bis jetzt ist meines Wissens von ihren Gegnern nicht einmal der Versuch gemacht zu zeigen, daß die dort geforderten wissenschaftlichen Kenntnisse nicht ausreichen.

Die Dentisten gehen den Weg, den bis vor wenigen Jahren im wesentlichen alle die gegangen sind, welchen die Zahnheilkunde und die dazu gehörige Technik die großen Fortschritte verdankt; denn, wie der Professor der Zahnheilkunde in München, Walkhoff in München, nachdrücklich hervorhebt, verdankt die Zahnheilkunde ihre großen Fortschritte nicht den Aerzten, sondern den Zahnärzten, er vergißt aber dabei zu bemerken, daß diese Zahnärzte nicht Zahnärzte im heutigen Sinne sind, sondern Dentisten, denn der einzige Unterschied zwischen den Zahnärzten im heutigen von den Zahnärzten selbst erst seit kurzem geschaffenen Sinne und den Dentisten besteht eben darin, daß die Zahnärzte den Umweg des Abiturientenexamens geben, die Dentisten ohne diesen Umweg dasselbe Ziel einer gründlichen Ausbildung in der Zahnheilkunde erstreben. Auch die schärfsten Gegner der Dentisten müssen zugeben, daß viele unter ihnen in ihren Leistungen denen der Zahnärzte nicht nachstehen*), und wer sich die Mühe gibt im Publikum umzuhören, wird Urteile zu hören bekommen, die dies günstige Urteil bestätigen oft noch weit übertreffen.

*) Eine Zusammenstellung solcher Urteile habe ich meinem Aufsatz: Mehr Pflege der Nachbildung, zugleich eine Verteidigung der Dentisten gegen die Angriffe der Zahnärzte S. 20, 21 gegeben.

Und das ist der Fall, obgleich den Dentisten von Seiten des Staates für ihre Ausbildung gar keine Unterstützung gewährt werden, wohl aber ihnen alle erdenklichen Schwierigkeiten gemacht worden sind. Vor allem fehlt ihnen jedes äußerliche Mittel sich von den Pfuschern zu unterscheiden, sie sind lediglich auf ihre guten Leistungen angewiesen, durch welche sie sich das Vertrauen des Publikums erworben haben.

Der Bildungsweg, den die Dentisten einzuschlagen begehren, vereint in hohem Maße die bildenden Kräfte in sich, die die frühzeitige Fachbildung bei sorgfältiger Pflege haben kann. Der Zögling tritt sofort in die Gemeinschaft eines Standes, dessen Bedeutung für Linderung von Schmerzen sofort einleuchtet, und bei seinen Arbeiten fühlt er sich ganz von selber als ein kleines, aber doch unentbehrliches Glied in der ganzen Gemeinschaft; hier sind daher alle Vorbedingungen zur Erziehung zu staatsbürgerlicher Gesinnung gegeben. Für das Verständnis seiner Arbeiten ist eine Reihe von Hilfswissenschaften notwendig, wie Chemie, Physik, Anatomie usw.; Theorie und Praxis befruchten sich gegenseitig ganz ungesucht. Wenn in dem Zögling auch nur eine Spur wissenschaftlicher Anlage ist, muß dadurch notwendig der Trieb zu weiteren Studien angeregt werden; der Trieb zu wissenschaftlicher Arbeit ist wohl ein noch wichtigeres Mittel zu erfolgreicher, wissenschaftlicher Arbeit, als alle formale Schulung des Geistes, die den höheren Schulen nachgerühmt wird. Aber auch an letzterer fehlt es nicht. Die Zahnärzte behaupten, daß ihr Studium so schwierig ist, daß es ohne die vorangegangene Schulung einer höheren Schule gar nicht zu bewältigen sei. Wenn dies Studium so schwierig ist, so wird ja auch wohl sein ernstliches Studium die nötige Schulung gewähren können, und man wird an ihm dieselbe Erfahrung machen, die man seinerzeit an den alten Sprachen gemacht hat. Als man sie in die Schulen einführte, geschah es nicht um der Schulung willen, die sie dem Geiste gewähre. Dann machte man aber die Entdeckung, die man bei jeder ernstlichen Anstrengung machen kann, daß die beim Erlernen der Sprachen geleistete Arbeit zugleich zu anderen geistigen Anstrengungen befähigte.

So liegt also hier neben den höheren Schulen ein nach vielen Seiten hin wertvoller und erfolgreicher Bildungsweg vor. Die Behörden hätten ihn, wenn sie den ungesunden Zudrang zu den höheren Schulen bekämpfen wollten, möglichst pflegen und schützen müssen. Das haben sie nicht getan, und zwar infolge des Drängens

der Zahnärzte. Der Besuch von Vorlesungen an der Universität wurde versperrt; zum Schutz gegen die Mißachtung, welcher sie infolge des Pfuschertums ausgesetzt waren, baten sie um eine staatliche Prüfung; sie ist ihnen abgeschlagen worden und soll nach einer Erklärung der Regierungsvertreter in der sächsischen Ständekammer auch in Zukunft im Deutschen Reich nicht gewährt werden. Bei ihrer Ausbildung sind sie fast ganz auf eigene Kraft angewiesen, in letzter Zeit ist insofern eine kleine Wendung zum Besseren eingetreten, als in den Fortbildungsschulen auch Fachschulen für Dentistenlehrlinge eingerichtet werden, aber das reicht natürlich nicht aus. Fast alles, was von seiten der Behörden, dem Bundesrat und seinen Beratern geschehen konnte, um unserem Volke diesen Bildungsweg zu versperren, ist geschehen.

Jetzt wird von neuem auf ein Mittel hingearbeitet, welches den Stand der Dentisten als minderwertig darstellen soll. Das ist wie aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses und anderem klar hervorgeht, der Doktortitel für die Zahnärzte und der Ersatz, welchen der Kultusminister zu suchen in Aussicht gestellt hat.

In Wahrheit kommt es darauf hinaus, daß im Publikum die irrtümliche Meinung erweckt werden soll, daß der Zahnarzt mit seinem Abiturientenexamen unbedingt jedem Dentisten überlegen ist, was doch nach dem Urteil der Zahnärzte selber nicht der Fall ist. Das alles geschah nicht, weil die vom Kultusminister als unabänderlich bezeichneten Verhältnisse dazu drängten; die verlangten vielmehr, und verlangen auch heute noch eine möglichste Pflege und Schutz des Bildungsweges der Dentisten. Es ist von der Regierung selber anerkannt, daß in absehbarer Zeit die Zahl der Zahnärzte nicht ausreichen wird, um das vorhandene Bedürfnis zu befriedigen. Der Stand der Dentisten ist also einfach unentbehrlich, dann aber verlangt das Bedürfnis eine möglichste Pflege dieses Standes. Die Behörden können sich also nicht, wie der Kultusminister in seiner Rede vom 4. Mai sagte, damit entschuldigen, daß sie, durch die Verhältnisse gezwungen, ohnmächtig wären, Abhilfe zu schaffen, im Gegenteil, die Verhältnisse forderten Pflege dieses Bildungsweges der Dentisten, aber die Behörden haben ihn nach Kräften zerstören helfen, indem sie dem Drängen der Zahnärzte nachgaben und die Verirrung unterstützten, welche der Kultusminister als eine Quelle der großen Schäden unseres Schulwesens bezeichnete, das Bestreben, in allen Berufen die Anforderungen an die Vorbildung der Bewerber zu steigern. „Wer früher mit der Bescheinigung, eine Se-

kunda besucht zu haben, angenommen wurde, muß heute das Primanerzeugnis vorlegen, und wer früher ein Primanerzeugnis vorlegen mußte, muß heute das Abiturientenexamen bestanden haben." Diese Worte passen ganz genau auf die Bestrebungen der Zahnärzte, welche von den Behörden und dem Bundesrat unterstützt worden sind und noch unterstützt werden. Und weshalb?

Der Professor der Zahnheilkunde in München sagt über die Bestrebungen der Zahnärzte:

„Die Zahnärzte hatten das allzu eifrige Streben, den Stand zu heben, und wollten ihn am liebsten in der Medizin aufgehen lassen, ohne seine Bedürfnisse zu berücksichtigen und die Anforderungen an ihn seitens der Mitmenschen vor allem in nähere Erwägung zu ziehen." Walkhoff sieht sich veranlaßt, den Zahnärzten die einfache Wahrheit auszusprechen: „Ein Stand wird nur gehoben, wenn er für die übrige Welt etwas leistet, und zwar mehr leistet als vorher." Er bemerkt: „Jenes Streben hatte vor der neuen Prüfungsordnung ziemlich weite Kreise ergriffen." Er sagt dann weiter, daß in dieser Studienordnung den Studierenden vieles zugemutet werde, was mit ihrem eigentlichen Beruf nichts zu tun habe, infolgedessen behielten sie nicht Zeit und Kraft genug, sich den eigentlichen Aufgaben, die ihnen in ihrem Beruf gestellt werden, zu widmen. Das sagt Walkhoff von dem auf Betreiben der Zahnärzte geforderten Studiengang auf der Universität. Inkonsequenterweise spricht er gar nicht von der Forderung des Abiturientenexamens, und doch gilt alles, was er gegen den gegenwärtigen Studiengang der Zahnärzte sagt, in gesteigertem Maße von dem Abiturientenexamen, welches die Regierung nach langem Sträuben den Zahnärzten bewilligt hat. Zwar heißt es in der Antwort, welche der Vertreter der Regierung in der Kommission des Abgeordnetenhauses gegeben hat: Im Laufe der Jahrzehnte habe sich herausgestellt, daß das Zeugnis für Prima als Vorbedingung zum Studium der Zahnheilkunde nicht genüge. Leider gibt er nicht die Gründe an, welche zu diesem Urteil geführt haben. Den wirklichen Grund aber hat bereits Professor Busch, der zuerst die Forderung eines längeren Schulbesuchs als Vorbedingung des zahnärztlichen Studiums durchsetzte und für sie kämpfte, mit dankenswerter Offenheit im Jahre 1886 in der Deutschen medizinischen Wochenschrift (21. Oktober, S. 739) gesagt: „Es handelt sich dabei um die gesellschaftliche Stellung jedes einzelnen und somit des ganzen Standes", so schließt er die Begründung seiner Forderung des

Abiturientenexamens, welches auch den Weg zum Doktortitel bahnen soll.*)

Im Gegensatz dazu ist der Bildungsweg, den die Dentisten erstreben, lediglich bestimmt von der Rücksicht auf ihren Beruf; alle anderen Nebenrücksichten fallen fort. Außerdem haben sie vor den Zahnärzten den großen Vorsprung, daß sie 4 Jahre früher die Vorbereitung für ihren Beruf beginnen können. Es ist daher sehr begreiflich, wenn trotzdem, daß ihnen bisher große Schwierigkeiten gemacht worden sind, viele unter ihnen in ihren Leistungen die Zahnärzte übertreffen.

Es fragt sich nun, was zu tun ist:

Große Anstrengungen werden notwendig sein, da es gilt, große Schwierigkeiten zu überwinden.

Der Bundesrat hat die jetzt bestehende Studienordnung der Zahnärzte genehmigt. Es gilt, in weiten Kreisen und vor allem bei ihm selbst die Ueberzeugung zu wecken, daß er damit einen überaus verhängnisvollen Mißgriff begangen hat. Wie die Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhaus und in der sächsischen Ständekammer gezeigt haben, ist diese Ueberzeugung noch keineswegs Gemeingut in den einflußreichen Kreisen. Von seiten der Zahnärzte wird immer wieder nachdrücklich gesagt: Zur Ausübung der Zahnheilkunde gehört eine gründliche wissenschaftliche und technische Ausbildung, eine Behauptung, der niemand widersprechen kann und der auch die Dentisten nicht widersprechen. An diese Behauptung schließt sich nun aber ein Gewebe von Trugschlüssen, durch welche die öffentliche Meinung irregeführt wird. Es wird von seiten der Zahnärzte mit großem Geschick stets verschwiegen, daß es sich im Streit zwischen Zahnärzten und Dentisten gar nicht um das Maß der Ausbildung für den bestimmten Beruf handelt, sondern lediglich um den Weg, auf dem dieses Ziel zu erreichen ist, ob mit oder ohne den Umweg des Abiturientenexamens. Meine Bemühungen, die Zahnärzte zu veranlassen, auf diese Frage einzugehen, sind bis jetzt vergeblich gewesen; ich hatte den Zahnarzt Baden um eine Anzahl seiner Aufsätze, mit denen er durch diesen Trugschluß das Publikum und die Behörde zu gewinnen sucht, gebeten, um seine Schrift mit der meinigen zu versenden, damit die Leser beide Ansichten prüfen können und entscheiden, auf welcher Seite das Recht liege. Ich hatte mich zu einer gleichen Gegengabe bereit erklärt.

*) Die Stelle ist vollständig abgedruckt in meiner Schrift: Mehr Pflege der Fachbildung, S. 29.

Er hat dies Anerbieten mit der Bemerkung abgelehnt, meiner Schrift würde damit eine Bedeutung zugemessen, die ihr nicht zukomme. Ich vermute, die Ablehnung wird wohl andere Gründe haben. Er wird die richtige Ansicht haben, daß doch mancher Leser von der Richtigkeit meiner Beweisführung möchte überzeugt werden. Aber vorläufig ist es den Zahnärzten gelungen, weite Kreise mit ihrem Gewebe von falschen Schlüssen irrezuführen, sie gelten in den verschiedenen Korporationen als die Sachverständigen, und daher ist ihr Einfluß groß. Hat doch selbst der Vertreter der Regierung bei der Beratung einer Petition an das Abgeordnetenhaus erklärt, der Minister stehe auf dem Standpunkt, daß die Behandlung durch einen wissenschaftlich und praktisch durchgebildeten Zahnarzt sowohl im Interesse des Kranken, wie im Interesse der Volksgesundheit der Behandlung durch einen Zahntechniker vorzuziehen sei. Also ist es den Zahnärzten gelungen, auch den Minister durch ihre Trugschlüsse irrezuführen und bei ihm die Ansicht zu erwecken, daß Zahntechniker und gründliche wissenschaftliche und praktische Durchbildung unvereinbar sei. Das zeigt, wie große Schwierigkeiten noch zu überwinden sind. Das einfachste Mittel dazu möchte wohl sein, alle die, die auf diese Weise das Publikum und die maßgebenden Behörden irreführen, um Antwort auf folgende Fragen zu bitten: Sind die Forderungen in der Prüfungsordnung für Dentisten, welche in Elsaß-Lothringen jetzt von der Regierung aufgestellt und genehmigt ist, ausreichend? Nach von berufenen Personen ausgesprochenen Urteilen ist schwerlich zu fürchten, daß diese Frage zu verneinen ist; dann fallen aber alle sachlichen Gründe gegen die Prüfung und den Bildungsweg der Dentisten weg, es bleibt nur die Rücksicht auf äußerliche Standesehre und auf die zukünftige weitere Entwicklung des Standes der Zahnärzte übrig.

Die weiter zu tuenden Schritte ergeben sich dann von selbst:

Zunächst müssen die Bildungswege der Dentisten möglichst gepflegt werden; der Staat muß die besten Lehrkräfte bei den Schulen für Lehrlinge und dann für die höheren Fachschulen heranzuziehen suchen. Es sind früher bereits Universitätslehrer dagewesen, die diese Aufgabe mit Freuden und Erfolg versucht haben. Dann ist mit Nachdruck immer wieder zu fordern, daß den Dentisten die Möglichkeit gegeben wird, durch eine Prüfung ihre Fähigkeit zu beweisen.

Schon jetzt muß immer wieder nachdrücklich ausgesprochen werden, daß es sich bei dem Kampf zwischen Zahnärzten und

Dentisten nicht um ein verschiedenes Maß von der zu erstrebenden wissenschaftlichen oder technischen Ausbildung handelt, sondern lediglich um den verschiedenen Weg, ob mit oder ohne den Umweg des Besuchs der höheren Schule und des Abiturientenexamens. Es muß darum jeder Schritt vermieden werden, durch welchen die Dentisten als minderwertig im Vergleich mit den Zahnärzten bezeichnet werden. Aus diesem Grunde sind gegen den Doktortitel oder irgend einen Ersatz desselben nachdrückliche Bedenken geltend zu machen. Spricht man davon, den Studiosen der Zahnheilkunde müsse zu ihrem Recht verholfen werden, so ist demgegenüber nachdrücklich an das Recht der Dentisten zu erinnern, die selbst nach dem Urteil ihrer Gegner, der Zahnärzte, manchesmal mindestens eben so Gutes leisten wie viele Zahnärzte, aber durch den Doktortitel als minderwertig gekennzeichnet werden sollen.

Dann würde es sehr zweckmäßig sein, wenn die Eltern die dazu neigen, ihre Söhne die höheren Schulen besuchen zu lassen obgleich ein anderer Bildungsweg besser für sie wäre, auf den Beruf der Dentisten hinzuweisen. Es kann ihnen schon jetzt gesagt werden, daß manche auf Grund hervorragender Leistungen als Dentisten das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst erhalten haben und daß wahrscheinlich bei größerer Pflege dieses Bildungswesens in Zukunft dies noch häufiger stattfinden wird. Abiturienten sind darauf hinzuweisen, daß ihnen zwar, wenn sie ganz besondere Neigung zum Studium der Zahnheilkunde haben, dieses Studium offen steht, und man kann ja nur wünschen, daß ab und zu auch ein Abiturient dieses Studium ergreift, aber er muß darauf hingewiesen werden, daß eine ganz besondere Anlage und Geschicklichkeit dazu gehört um den Vorsprung, den die Dentisten durch ihr sehr viel frühzeitiger begonnenes Studium vor ihm haben, wieder einzuholen.

Was wird dann voraussichtlich die Folge sein?

Der von dem Professor der Zahnheilkunde gerügte Mangel in dem gegenwärtigen Studiengang der Zahnheilkunde ist überwunden. Es werden von den Zöglingen beim Studium der Zahnheilkunde nicht mehr Arbeiten lediglich zur Hebung der äußeren Standesehre gefordert. Sie können ihre ganze Kraft auf die eigentlichen Aufgaben ihres Berufes wenden, auch beginnen sie damit in weit früherem Lebensalter. Der Bildungsweg ist nicht nur besser, sondern auch wohlfeiler, infolgedessen können sich weit mehr diesem Beruf zuwenden; der bis jetzt viel erörterte Mangel an tüchtigen Kräften wird je länger desto mehr überwunden, dann kann mit Erfolg der

Kampf gegen das Pfuschertum geführt werden, jetzt ist er aussichtslos, weil er ungerecht ist, da mit den untüchtigen auch die tüchtigen getroffen werden.

Wichtiger aber ist, das in einem einzelnen Fall der Kampf gegen die vom Minister so scharf gerügten Mißstände, der ungesunden Forderung der höheren Schulbildung für viele Berufsarten begonnen werden kann, in ihm Erfahrungen gesammelt werden, die dann dem weiteren Kampf zu statten kommen. Neue Bildungswege werden unserem Volke erschlossen. Wie groß ihre Zahl ist, welche weitere Entwicklung möglich sein wird, ist vorläufig unberechenbar, es handelt sich zunächst nur darum, das zu tun, was von den Verhältnissen zweifellos geboten ist.

Und was wird aus dem jetzigen Stand der Zahnärzte, deren unterscheidendes Merkmal das Abiturientenexamen ist? Ob er sich als eigentümlicher Stand wird halten können, ob ihm nicht der Nachwuchs unter den Dentisten, wie an Zahl so auch an fachmännischer Bildung sich überlegen erweisen wird, mag der Erfolg zeigen, wenn beide sich bemühen in freiem Wettbewerb ihr Bestes zu leisten. Wenn der Stand der Zahnärzte, in der Form in der er jetzt besteht, verschwindet, so würde das kein Verlust, sondern ein großer Gewinn für unser ganzes Volk und insbesondere für unser Schulwesen sein, denn der Stand der Zahnärzte, wie er sich in den letzten Jahrzehnten gestaltet hat, muß seiner ganzen Geschichte nach den Bildungsweg, den die Dentisten erstreben, als minderwertig erscheinen lassen und bis jetzt ist es ihm gelungen, durch seinen Einfluß bei den Behörden, ihn in Mißachtung zu bringen. Wenn auch die Verdienste der Zahnärzte um Pflege der Zähne sehr viel größer wären, als es nach ihrer Meinung und der Meinung ihrer Freunde der Fall ist, würde doch der Schaden, welchen sie durch Zerstörung oder Hemmung des Bildungsweges der Dentisten unserem Volke zufügen, unendlich viel größer sein, als der Nutzen, den sie schaffen. Dieses Urteil ist hart aber wahr, und es müßten ihm alle lebhaft zustimmen, welche etwas von dem Weh erlebt haben, welches entsteht, wenn den Eltern gesagt werden muß, daß für ihre Söhne ein anderer Bildungsweg besser wäre, ein solcher aber mit einigermaßen befriedigenden Zielen nicht angegeben werden kann. Es hätten also vor allem die Lehrer an den höheren Schulen, die immer wieder sich genötigt sehen solches Wehe in die Familien zu bringen, den Beruf kräftig für den Schutz der Dentisten einzutreten. Diesen müßten sich dann alle anschließen, die den Lehr-

gang der höheren Schulen, insbesondere den des humanistischen Gymnasiums erhalten und fruchtbarer machen möchten, da die Ueberfüllung der höheren Schulen mit ungeeigneten Elementen eines der größten Hindernisse einer kräftigen Entwickelung insbesondere des humanistischen Gymnasiums ist. Aber ebenso müßten sich ihnen dann alle anschließen, welche einen Blick für die bildenden Kräfte haben, die in einer frühzeitigen Fachbildung liegen. Bisher ist diese Erkenntnis noch lange nicht in dem Maße Gemeingut, wie zu einem erfolgreichen Kampfe gegen das Vorgehen der Zahnärzte notwendig ist. Zweck dieser Zeilen ist Anregung zu geben, daß diese Frage noch einmal in möglichst weiten Kreisen erwogen wird.

Was Amerikaner glauben.

Von

Hans Delbrück.

Ende Oktober vorigen Jahres erhielt ich ein Schreiben von der Redaktion der „Atlantic Monthly" in Boston, einer der angesehensten Monatsschriften in den Vereinigten Staaten, worin ich aufgefordert wurde, den deutschen Standpunkt in der Frage des Kriegsgrundes und des Kriegsausbruchs darzulegen; der überwiegende Teil der amerikanischen Bürger und auch die Redaktion selbst seien der Auffassung, daß Deutschland in diesem Kriege im Unrecht sei, aber um der Unparteilichkeit willen wünsche man doch einen Vertreter der deutschen Auffassung zu Worte kommen zu lassen. Ich habe darauf den Aufsatz geschrieben, und er ist im Februarheft der „Atlantic Monthly" erschienen. Ob er Wirkung gehabt hat, ist mir nicht bekannt geworden; da er aber die Londoner „Times" zu einem Wutausbruch gegen mich gereizt hat, so schöpfe ich daraus einige Hoffnung, daß ich nicht ganz vergeblich gearbeitet habe.

Der Punkt, wo die Ausländer, namentlich die Amerikaner, das Richtige verfehlen, ist immer gleich im Anfang das Verhältnis Oesterreichs und Rußlands zu Serbien. Sie sehen in Serbien einen souveränen Staat, den Oesterreich bei Gelegenheit des Prinzenmordes zu vergewaltigen versuchte, was das großmütige Rußland nicht dulden wollte. Bei dieser Voraussetzung sind wir natürlich grob im Unrecht. Erst wenn man sich klar macht, daß Serbien keineswegs als souveräner Staat seine eigene Politik machte, sondern unter der sicheren Führung der russischen Diplomatie seit Jahren an der Auflösung Oesterreichs arbeitete, daß Oesterreich also nicht in der Offensive, sondern in der Defensive handelte und gar nicht anders handeln konnte, als, nachdem die serbische Agitation sich bis zu einer Verschwörung gegen das Leben des Thronfolgers gesteigert

hatte, das Uebel an der Wurzel packen und den tollen Hund an seiner Grenze an die Kette legen — erst dann sieht man ein, daß das Recht in Wahrheit auf unserer Seite war, daß das österreichische Ultimatum nicht zu schroff, die kurze Frist zur Entscheidung begründet war.

Hiervon hängt wieder das Urteil über die englische Politik ab. Da die wahre Natur des serbischen Problems wenig bekannt und nicht so leicht zu durchschauen war, so hatte es Eduard Grey leicht, die Miene des wohlwollenden, unparteiischen Vermittlers anzunehmen, und er hat seinen Zweck so vollkommen erreicht, daß man es wagen konnte, das englische Blaubuch und das deutsche Weißbuch, beide zusammengebunden, in Amerika verbreiten zu lassen, damit jeder unparteiische Bürger sich sein eigenes Urteil bilden könne, wer im Recht sei. Wer sich erst zu dieser Fragestellung hat verleiten lassen, der merkt es gar nicht, wo eigentlich Greys Schuld am Kriege liegt: er hat sich ja bis zuletzt Mühe gegeben, zu vermitteln. Was will man mehr? Was er aber hätte tun müssen, ist, einzusehen, daß Rußland mit seinem angemaßten Protektorat über Serbien eine Offensivpolitik betrieb, die aufs unerträglichste nicht nur in Oesterreichs Interessensphäre, sondern in seine Lebensbedingungen eingriff und notwendig früher oder später zu einem kriegerischen Zusammenstoß und damit zum Weltkrieg führen mußte. Wollte Grey diesen Krieg nicht, so mußte er das befreundete Rußland auf das Ungerechtfertigte seines Anspruchs aufmerksam machen und es wissen lassen, daß ihm englische Hilfe dabei fehlen würde. Statt dessen hat er umgekehrt Rußland auf dem Wege über Paris wissen lassen (am 29. Juli), daß England nicht neutral bleiben würde, und das erst hat der russischen Kriegspartei die Oberhand gegeben. Diesen Zusammenhang jetzt von neuem und namentlich in der Datierung aus dem Vergleich der englischen, französischen und russischen Buntbücher nachgewiesen zu haben, ist das große Verdienst der auch sonst vortrefflich geschriebenen Schrift des Staatssekretärs Helfferich.

Mit dieser Feststellung ist auch zugleich der Beweis erbracht, daß die Verletzung der Neutralität Belgiens für die englische Regierung nur der Vorwand, nicht der Grund der Kriegserklärung war, da das Versprechen an Frankreich und Rußland der Entscheidung über die belgische Neutralität nicht nachfolgte, sondern ihr fünf Tage vorherging. Da im englischen Blaubuch von diesen Dingen nichts zu finden ist, umgekehrt aber die freimütige Erklärung des deutschen Reichskanzlers vorliegt, daß wir mit der Verletzung der

belgischen Neutralität ein Unrecht begangen, so ist es wohl nicht so unnatürlich, daß amerikanische Bürger, die sich nicht tiefer in den eigentlichen Zusammenhang hineinarbeiteten, deutlich zu erkennen glaubten, daß wir im Unrecht seien, indem wir kleine Nationen, wie die Serben und die Belgier, vergewaltigten, Rußland und England aber die kleinen Nationalitäten schützten.

Für den Amerikaner ist es auch nicht so ohne weiteres klar, daß wir gezwungen sind, auf der Stelle zuzuschlagen, sobald Rußland gegen uns mobil macht; noch weniger, daß wir gezwungen waren, gegen Frankreich loszuschlagen, als Rußland mobil machte, am allerwenigsten, daß wir zu dem Zweck zuerst durch Belgien marschieren mußten. Bei uns war es selbst für den rötesten sozialdemokratischen Arbeiter leicht, sich diesen Zusammenhang, den die unmittelbare Anschauung lehrte, klarzumachen. Für einen Amerikaner gehörte eine sehr genaue Kenntnis Europas und eingehendes Studium dazu, ihn zu verstehen.

Ganz ähnlich steht es mit der grundfalschen Vorstellung, die man in Amerika von dem Wesen unserer Verfassung hat, der Vorstellung von den liberalen Westmächten und dem militaristisch-autokratischen Preußen.

Daß wir uns unter dem zwar oft strengen, aber korrekten und parlamentarisch wohlkontrollierten Beamten-Regiment freier fühlen als unter einem korrupten Demagogen-Regiment, wie es die gewählten Obrigkeiten so oft zeitigen, versteht der Amerikaner nicht, und ist er gar Pacifist, so glaubt er damit eine edlere Weltanschauung zu besitzen, ohne daß es ihm auch nur einfällt, daß es schwer ist, Pacifist zu sein, wenn man die Kosacken so nahe sitzen hat, wie wir.

In dem Vorstehenden habe ich mir selber klarzumachen gesucht, weshalb so ziemlich die ganze Welt, im besonderen aber die große Mehrheit der Amerikaner, in diesem Kriege Partei gegen uns erergriffen hat. Dazu aber sah ich mich getrieben, als mir das Heft der „Atlantic Monthly" zugesandt wurde, in dem mein eigener Aufsatz erschienen ist, und ich nun las, was diese hochangesehene Zeitschrift daneben veröffentlichte.

Ein angesehener Rechtsanwalt, Paul Fuller, verlangt, daß der Amerikaner zwar die legale Neutralität bewahre, zugleich aber moralisch für das Recht, d. h. für die Verbündeten gegen uns, eintrete. Er ist bereit, zurückzuhalten mit seinem Urteil bis zu späterer Untersuchung über die zahlreichen Beschuldigungen, die gegen uns wegen inhumaner Kriegführung erhoben werden. Als solche zählt

er auf: die Verwüstung von Belgien; die Einbringung und Beschlagnahme seiner Ernte; die Zerstörung französischer Weinberge, um auch die zukünftige Generation arm zu machen; die Verstümmelung und in einzelnen Fällen die Entmannung von Knaben; militärische Exekutionen vor der Kriegserklärung; die rücksichtslose Auslegung treibender Minen, die zur Zerstörung neutralen Eigentums und neutraler Reisender führt; die Verwüstung aus bloßer Zerstörungslust, die für immer mit den Namen Rheims, Löwen und Mecheln verbunden sei; die Befehle aus dem Hauptquartier zur Tötung von Gefangenen.*) Alles das soll später einmal untersucht werden; eins aber sei schon jetzt völlig klar und sei über jeden Zweifel erhaben, das sei die ruchlose Verletzung der Neutralität des unschuldigen kleinen Belgien. Hiergegen ruft Herr Fuller in flammenden Worten auf, sich sittlich zu empören.

Ich will Herrn Fuller darin folgen, daß ich die Beweisführung für alle jene Beschuldigungen der Zukunft überlasse, und bitte nur, die Reihe noch um folgende Behauptungen verlängern zu dürfen: die Engländer haben nachgewiesenermaßen die Absicht gehabt, ihrerseits die Neutralität Belgiens zu verletzen; sie haben in ihrem amtlichen Blaubuch eine entscheidende Stelle gefälscht; sie haben das von ihnen selbst als gültig anerkannte Seekriegsrecht nicht nur verletzt, sondern nahezu aufgehoben und auch in den Handel der Neutralen aufs schwerste eingegriffen, um die Deutschen und Oesterreicher systematisch aushungern zu können; die Engländer und Franzosen haben das deutsche Privateigentum in ihrem Machtbereich, ohne daß irgend ein Kriegszweck damit verbunden gewesen wäre, zerstört, indem sie die deutschen Geschäfte zwangsweise liquidierten und dann sogar die Geschäftsbücher und Abrechnungen verbrannten, um jede Kontrolle und jeden späteren Wiederaufbau zu verhindern; die Engländer haben die Frauen der deutschen Beamten und Kaufleute in Westafrika, die in ihre Hände fielen, nicht nur als Gefangene behandelt, sondern sie unter die Aufsicht von Negern gestellt — ein Verfahren, das Amerikaner ganz besonders zu würdigen wissen werden.

*) Uebrigens keineswegs alle Amerikaner lassen sich von solchen Schauermären einfangen. In der Zeitschrift „The worlds work“ (Nov. 1914) finde ich einen Artikel „Atrocities in war“, worin in einer, man möchte sagen, spaßhaften Weise, wenn es sich um so Schreckliches handelt, nachgewiesen ist, daß die Klagen über die barbarische Kriegführung des Gegners von je dieselben gewesen sind. Als Motto ist ein Ausspruch des Lord Roberts vorangesetzt: „Wenn wir die Beschuldigungen gegen die deutschen Soldaten lesen, erinnern wir uns, daß grobe und absolut unwahre Anklagen gegen unsere eigenen braven Soldaten in Süd-Afrika vorgebracht worden sind.“

Der englische Gesandte Findley in Norwegen hat im Namen seiner Regierung versucht, einen Meuchelmörder zu dingen, um den Iren Sir Roger Casement beiseite zu schaffen.

Noch viel schöner als die Reihe der Anklagepunkte, die Herr Fuller gegen uns zusammengestellt hat, scheint mir ein Artikel, in dem ein bekannter englischer Journalist, Sidney Brooks, mit einer wahrhaft bewundernswerten Phantasie das deutsche Spionagesystem behandelt. Soll man dergleichen Schilderungen widerlegen? Das ist schwer möglich. Wer solche Dinge überhaupt zu glauben fähig ist, auf den werden noch so feierliche Ableugnungen keinen Eindruck machen. Das einzige Mittel, ein solches Machwerk in seiner ganzen Lächerlichkeit bloßzustellen, ist, es auch dem deutschen Volke vorzuführen, damit es sieht, was gebildete Amerikaner imstande sind, sich heute über Deutschland aufbinden zu lassen, und diese wiederum sich überzeugen können, daß solche Anklagen zu widerlegen uns überflüssig erscheint, weil wir sie nicht ernst nehmen. Der Artikel lautet:

Das deutsche Spionagesystem.

Von **Sidney Brooks**, übersetzt von **Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.**

I.

Ein besonders charakteristisches Merkmal in dem jetzigen Kriege in Europa war die außerordentliche Vollkommenheit des deutschen Spionagesystems und der Haß, mit dem man seine Urheber und Leiter verfolgte. Da alle Staaten Spione haben, sollte man denken, daß keiner berechtigt ist, deswegen auf den anderen mit Steinen zu werfen. Aber die Regeln der Logik haben wenig Einfluß auf die Launen menschlicher Natur. Der Gebrauch von Spionen ist durch die Kriegsregeln in gleicher Weise erlaubt wie der Gebrauch von Explosivstoffen, und es dürfte nicht schwer fallen nachzuweisen, daß die Anklage gegen die Deutschen, weil sie den Spionagedienst in größerem Umfange und mit besserem Erfolge anwenden als irgend ein anderer der kriegführenden Staaten, kaum eine vernünftige Unterlage hat. Nichtsdestoweniger hat ein großer Teil dieses wirklich großen Hasses, der sich gegen die preußischen Regierungsorgane erhoben hat, seine Wurzeln in der vollendeten Organisation ihres Spionagedienstes; es ist ein Haß, dem weder die heutige noch die kommende Generation vermutlich wird entrinnen können. Seit Ausbruch des Krieges habe ich mit Angehörigen aller Staaten gesprochen, die gegen Deutschland Krieg führen. In jedem Falle wurde mir dieser Zweig des deutschen Militarismus als Herd des über-

großen Hasses gegen Deutschland genannt. In den Ländern, die bei weitem am meisten durch die Spionage gelitten haben, in Belgien und Frankreich brennt der Gedanke an diese Einrichtung wie Vitriol im Herzen der Leute; und selbst in dem kaltblütigen England beginnt dieser Haß stärker zu werden.

Aber es ist doch ganz einleuchtend, daß wenn man einen Spion haben darf, daß man dann auch 1000 oder 20 000 haben darf. Wenn es erlaubt ist, in Friedenszeiten eine einzelne Person damit zu betrauen, Erkundigungen über Ausrüstung und Mannschaftsbestand der Armee und Marine einer befreundeten Macht einzuziehen, warum sollte man es für ein Verbrechen erklären, wenn ein Staat in allen Ländern ständig ein ganzes Lager von verborgenen Spionen unterhält? Es ist kein Verbrechen gegen die anerkannten militärischen Sitten und Gebräuche, Untertanen, Beamte, Soldaten und Matrosen einer anderen Nation in seinem eigenen Interesse zu bestechen, und die meisten von denen, die bestechen und bestochen werden, kann man nicht von dem Unmoralischen dieser Art Geschäfte überzeugen. Wenn man näher hinsieht, so ist die wahre Beschuldignng gegen die Deutschen die, daß sie sich mit unvergleichlicher Wirksamkeit einer Waffe bedient haben, die ihre Gegner nur halb so tüchtig zu handhaben verstanden. Sie haben alle Möglichkeiten entwickelt; sie haben hierzu dieselbe Methode angewandt, dieselbe Voraussicht bewiesen und die gleiche mikroskopische Gründlichkeit an den Tag gelegt, die sie allen übrigen Kriegswerkzeugen gewidmet haben; in ihrer Hand ist der Spionagedienst derartig ausgebaut worden, daß man glauben könnte, etwas ganz Neues vor sich zu haben. Vielleicht ist dies auch der Fall. Es ist jetzt mehr Aussicht vorhanden, daß man auf Grund einer allgemeinen Uebereinkunft diese verhaßte Gewohnheit aufgibt, wo man ihre Widerwärtigkeit im hellsten Lichte gesehen hat. Spionage ist stets ein Uebel gewesen, mag es nun ein notwendiges Uebel sein oder nicht; aber die Deutschen haben sie zu einer bösartigen Krankheit ausgearbeitet. Es gibt viele Sports, bei denen eine gewisse Taktik, die in der Praxis erlaubt ist, gegen den Geist des Spieles verstößt. Wenn ein Spieler oder eine Partei, erpicht auf den Sieg, plötzlich anfängt, sich auf diese Taktik zu legen, sie bis zum Aeußersten anzuwenden, sie zu einer Wissenschaft zu erheben und sie zu einem wesentlichen Bestandteil von Angriff und Verteidigung zu machen, dann vermag keine Gesetzgebung ihre Anwendung zu ändern oder zu verhindern, oder aber das Spiel ändert seinen ganzen Charakter und hört allmählich auf gespielt zu werden. Ebenso steht es mit den Deutschen und ihrem Geheimdienstsystem. Sie haben dieses System derartig ausgedehnt, daß die internationale Höflichkeit Gefahr läuft vergiftet zu werden. Wenn andere Nationen ihrem Beispiel folgen, so würde die Welt ein Tollhaus voll Schrecken und Mißtrauen sein.

Trotzdem haben die Deutschen in diesem Kriege wenig oder nichts ...n, was sie nicht schon im Kriege von 1870 getan haben. Wenn wir ...e darüber bestürzt sind, so ist dies nur, weil wir das frühere vergessen

haben. Seit den Tagen Friedrichs des Großen, der „mit einem Koch und hundert Spionen“ in den Krieg zog, hat man in Preußen stets den Spionagedienst nicht nur als militärische Notwendigkeit, sondern auch als einen ehrbaren Beruf angesehen. „Man darf sich beim Bezahlen von Spionen keine feste Grenze setzen“, hat Wilhelm I. zu Bismarck gesagt. „Man muß ihnen auch Ehrungen zuteil werden lassen, wenn sie es verdienen“; mit seiner Zustimmung geschah die ständige und zeitgemäße Einrichtung dieses Zweiges des Generalstabes, und der Geheimpolizeidienst, der zur Ueberwachung der Polen, Sozialdemokraten und Revolutionäre von 1848 errichtet war, wurde systematisch auf fremde Länder ausgedehnt.

Ein Genie von Spion — „den König der Spürhunde“, wie ihn Bismarck nannte — entdeckte man in der Person Stieber's. Er stand noch in den Zwanzigern, als er berufsmäßiger „agent provocateur“ wurde, indem er sich beim Volke als Führer der „sozialen Revolution“ ausgab und seine Kollegen Tag für Tag der Polizei verriet. Er kannte jeden Trick, um das Volksgefühl soweit aufzureizen, daß die Behörden, ohne daß es zu einem wirklichen Aufstand kam, Grund genug hatten, um Unterdrückungsmaßregeln zu ergreifen; in den unruhigen 40er und 50er Jahren erwies er seinem Könige manchen großen Dienst. Aber erst als er mit Bismarck bekannt geworden, dessen Vertrauen gewonnen hatte und damit beauftragt worden war, den Weg für eine deutsche Invasion nach Oesterreich zu ebnen, erst da wurde er eine internationale Persönlichkeit. Zwei Jahre lang reiste er in Böhmen und Mähren und setzte Spione an die strategisch wichtigen Punkte. Selbst Moltke, der anspruchsvollste Mann, erkannte den Wert seiner Arbeit an. Wohin die deutschen Armeen auch kamen, überall fanden sie einen von Stieber's Agenten, der sie über Stärke und Stellung der feindlichen Streitkräfte informierte, sowie über die Volksmeinung am Ort und über die Hilfsquellen und alles Bemerkenswerte in der Umgebung. Als der Krieg zu Ende war, fragte man ihn, ob die Organisationskosten seines Dienstes sehr hoch gewesen waren. In seinen Memoiren hat er die stolze Antwort auf diese Frage gegeben: „Man kann weder den Wert des vermiedenen Blutvergießens noch der gesicherten Siege in Talern angeben.“

Nach Königgrätz wandte er seine Aufmerksamkeit Frankreich zu. Zwischen 1866 und 1870 setzte er eine ansässige Armee von nicht weniger als 30 000 Spionen in die vierzehn französischen Departements, durch die die deutschen Truppen eventuell durchmarschieren wollten. Nachdem er sich den Boden angesehen hatte, der natürlich schon vorbereitet war, machte er über das, was er brauchte, eine Aufstellung in großen Umrissen. So brauchte er: 1) 4000—5000 Landleute, Handelsgärtner, landwirtschaftliche Arbeiter, Weinpflanzer, deren Anstellung im voraus von seinen Agenten sichergestellt war; 2) 7000—9000 weibliche Dienstboten und Kellnerinnen in Restaurants, Kafees und Hotels, von denen die hübschesten und jüngsten in die Garnisonstädte kamen; 3) 600 oder 700 pensionierte

und unbeschäftigte Offiziere, für die man Stellungen bei Handelshäusern oder industriellen Unternehmungen finden mußte; 4) 1000 kaufmännische Reisende; 5) ebenso viel deutsche Erzieherinnen, die in den Häusern der französischen Gesellschaft untergebracht wurden. Mit Recht konnte er, als ein Generalstabsoffizier in seiner und Bismarck's Gegenwart bemerkte: „Unsere Armee ist unbesiegbar“, ausrufen, daß der Satz richtig heißen müsse: „Unsere Armeen“; „die Feldarmee“, fuhr er fort, „die Sie führen, kommt hinter Ihnen. Meine Armee hat bereits Stellungen inne, die sie in aller Stille bereits vor vielen Monaten besetzt hat.“ Und Bismarck stimmte dieser Antwort bei, indem er dem Meisterspion schweigend die Hand drückte. Als die Preußen nach Versailles kamen, waren 9000 von Stieber's Leuten in den Straßen an der Arbeit; und in ihr offizielles Hauptquartier, in dem Stieber persönlich damals anwesend war, geriet der arglose Jules Favre, als er wegen der Uebergabe von Paris verhandeln kam. Stieber selbst erwartete den französischen Minister in der Verkleidung als Kammerdiener, brachte ihm jeden Morgen seine Tasse Kaffee und stöberte systematisch seine Taschen, Koffer und Papiere durch.

II.

Alles dies und vieles Andere sind historische Tatsachen, die in einem halben Dutzend lehrreicher Memoiren und Sammlungen aufgezeichnet sind.*) Was der gegenwärtige Krieg gezeigt hat, ist, daß das System, das Stieber vor 25 Jahren auf wissenschaftlicher Grundlage organisiert hat, nicht nur beibehalten, sondern sogar noch erweitert worden ist. Viele Jahre lang hat Deutschland 3—4 Millionen für seinen Geheimdienst ausgegeben, d. h. etwa fünfmal so viel als Frankreich und 12 bis 15mal so viel als Großbritannien. Der Zweck, für den diese Fonds hauptsächlich bestimmt sind, ist die Anstellung und Unterhaltung von Spionen in festen Stellungen in voraussichtlich feindlichen Ländern. In Frankreich, wo dieser heimliche Kriegsdienst am vollkommensten durchgeführt ist und deshalb am besten studiert werden kann, sind die Hauptagenten selten Deutsche. In der Regel sind es Schweizer, Belgier, Elsässer und ein paar bestochene Franzosen. Sind es Deutsche, so beeilen sie sich, sich naturalisieren zu lassen und sich durch Loyalitätsbezeugungen ihrem Adoptivvaterlande gegenüber hervorzutun. In allen Fällen sind sie angewiesen, ihre Aufgabe als Spion unter dem Deckmantel gewöhnlicher Geschäfte zu erledigen. Sie eröffnen Geschäftslokale, Grundstücksagenturen, Hotels, Versicherungsbureaus usw. Sie gehen ihrem Berufe wie jeder andere am Platze nach.

*) Anm. d Herausg.: Leider ist keines von diesen lehrreichen Werken genannt. In erster Linie müßten die schönen Geschichten wohl in den Memoiren Stiebers (herausgegeben von Auerbach 1884) selbst stehen. Ich habe sie nachgelesen und mich überzeugt, daß Münchhausen ein Stümper war verglichen mit Herrn Sidney Brooks, wenigstens in anbetracht, daß dieser beansprucht, daß man seine Geschichten glauben sollte, jener aber nicht.



Sie ziehen weder durch zuviel noch durch zu wenig Geld die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Geschäfte beruhen auf einer gesunden Grundlage und sind in der Lage, den Erfordernissen der Nachbarschaft gerecht zu werden. Die Kosten für die Instandsetzung werden ihnen aus dem Fond für den Geheimdienst gezahlt, und aus derselben Quelle werden die etwaigen Defizits in der Jahresbilanz ausgeglichen. Der Beauftragte paßt sich seiner Umgebung ganz an, sitzt in Komitees mit, sucht so viel Freundschaften zu schließen, wie nur irgend möglich, zeichnet freigebig Beiträge für die Wohltätigkeitsanstalten des Ortes und läßt sich nicht selten in einige der öffentlichen Aemter wählen. Er wird für seine Dienste als Spion entweder durch einen Inspektor bezahlt, der ihn in der Verkleidung eines Geschäftsreisenden besucht, und dem er seine Berichte aushändigt, oder mit Banknoten, die ihm in einem eingeschriebenen Briefe zugeschickt werden mit einem aus Brüssel, Lausanne oder einer ähnlichen unschädlichen Stadt — niemals aber aus einer deutschen Stadt — datierten Briefe, dessen Schreiber sich als naher Verwandter oder guter Freund bezeichnet, der mit bestem Dank seine pekuniären Verbindlichkeiten erfüllt. Hierdurch wird der Spion in die Lage gesetzt, anständig und unabhängig zu leben, als sein eigener Herr, gegen Verdacht gesichert, oder jedenfalls gegen den Beweis, und in einer Stellung, die ihm die Erledigung der ihm von seinem Auftraggeber gestellten Aufgaben ermöglicht.

Diese Klasse von Spionen ist es, die den deutschen Namen in ganz Europa verhaßt gemacht hat. Der Spion, der im Krieg oder Frieden in einer Vertrauensache in ein fremdes Land geschickt wird, hat noch etwas Romantisches an sich. Dr. Armgaard Karl Graves hat beschrieben, wie er, bevor er in den Dienst des deutschen Marine-Nachrichtendepartements trat, fünf Monate lang „auf bestimmte Dinge ordentlich eingepaukt“ wurde. Er mußte seine trigonometrischen Kenntnisse auffrischen, Topographie lernen und etwas mehr als die Elemente des Schiffsbaus beherrschen und Zeichnen können. Er wurde von Sachverständigen über alles belehrt, was man über die verschiedenen Typen von Kriegsschiffen, Torpedo- und Unterseeboote und Minen wissen muß; ferner über die verschiedenen Rangklassen der Offiziere in den Marinen aller Länder der Welt und ihre Uniformen, über die Bemannung eines Kriegsschiffs und über die Systeme der Flaggensignale und die Schlüssel hierzu. Mit diesen Kenntnissen wurde er ausgeschickt, um die Geheimnisse der englischen Marine zu durchdringen, wobei seine Freiheit in seiner Hand lag und er seine Kenntnisse und Kniffe denen der Bureaukratie anpassen mußte. So ein Spion ist rechtmäßig. Man mag ihn einen Schurken nennen, wenn er auf der anderen Seite ist, aber man bewundert ihn, wenn er auf unserer Seite ist. Ebenso steht es mit den Männern und Frauen, die die Aufgabe haben, etwas zu studieren und die Bekanntschaft von Befehlshabern in Heer und Marine einer feindlichen Macht zu suchen. Sie spielen wenigstens ein Aufsehen erregendes Spiel, von dem selbst der Romanschriftsteller noch nicht allen Glanz genommen hat.

Aber man hat, vielleicht zu Unrecht, ein anderes Gefühl gegenüber den Scharen deutscher ansässiger Spione. Sie mischen sich unter das Volk, deren Gastfreundschaft sie die ganze Zeit über mißbrauchen. Dem Anscheine nach werden sie ihre Freunde, erhalten Zutritt zu ihren Häusern und arbeiten doch immer gegen ihre Sicherheit. Das ist eine Lage, die — wenn sie entdeckt werden oder in Verdacht der Spionage kommen — nichts weniger als verhängnisvoll für das normale Vertrauen im Verkehr zivilisierter Völker untereinander wird. Die Spionenfurcht, über die sich, ich darf wohl sagen, viele Amerikaner in den letzten Monaten lustig gemacht haben, ist eine Krankheit, die denen unverständlich ist, die selbst niemals ihre Verwüstungen erfahren haben. Es ist eine Krankheit des Schreckens und der Verdächtigung, die die ganze Atmosphäre verpestet, die zur Folge hat, daß Städte und ganze Nationen sich unter ihrem Schlangenbiß winden. Aber diese Krankheit hat ihren guten Grund.

Wenn eine deutsche Armee auf Long Island landete, und die New Yorker entdeckten einen deutschen Manager in Fifth-Avenue-Hotel, der einen Apparat für drahtlose Telegraphie auf dem Dache seines Hauses hätte, wie würden die New Yorker wohl dann darüber denken? Wenn man Landhäuser in der Umgegend finden würde, bei denen der Boden unter der Verkleidung von Tennisplätzen für die Aufstellung schwerer Artillerie vorbereitet ist; wenn angesehene Leute in den Dörfern auf Long Island, deren Loyalität niemals auch nur im geringsten angezweifelt wurde, dem Feinde entgegengehen, ihm als Führer dienen und ihm alle ihre Lokalkenntnisse zur Verfügung stellen; wenn nachgewiesen wird, daß scheinbar ganz harmlose Briefe — sagen wir, von Governor's Island abgestempelt — militärische Dinge, die sehr wichtig sind, unter die Briefmarken geschrieben enthalten, sowie zwischen harmlos aussehenden Photographien und dem Karton; wenn ein Landbesitzer auf Long Island an der Spitze der vorrückenden Truppen einen Mann sieht, der jahrelang bei ihm in Stellung war, und dieser Mann jetzt zu ihm kommt und ihm eine Liste der Farmen, der Erzeugnisse und Vorräte vorlegt, die er sofort an die eindringenden Truppen zu liefern hat; wenn sich herausstellt, daß wohlhabende und angesehene Kaufleute, Fabrikanten und Einwohner mit dem Feinde in Verbindung stehen, wenn unverdächtige Bauernhäuser sich plötzlich als Farmen, im voraus vorbereitete Arsenale entpuppen; wenn das Feuer der feindlichen Geschütze auf New York ganz offensichtlich durch Signale aus der Stadt selbst geleitet würde; wenn Eisenbahnbrücken auf mysteriöse Weise in die Luft flogen; wenn Spione in der City Hall und in Brooklyn Navy Yard auf frischer Tat abgefaßt würden, und wenn jeder Tag zu den Schrecken des Krieges, noch neue Beweise dafür lieferte, daß die Vorhut der Armee in Wirklichkeit lange vor Ausbruch der Feindseligkeiten nach einem bestimmten System auf amerikanischem Boden sich eingenistet hatte.

Ich bin überzeugt, selbst die Amerikaner, die doch ein sehr humanes Volk sind, würden unter diesen Umständen vor keinem Mittel zurückscheuen.

Alle diese Voraussetzungen sind seit letztem August entweder in Frankreich oder Belgien tatsächlich eingetreten. Und zweifellos hätten diese Ereignisse noch weitere zur Folge gehabt, die dann aber nicht eingetreten sind, und die Befürchtungen waren berechtigt, wenn sie auch nicht verwirklicht worden sind. Jeder bekannte Spionagefall lenkt den Verdacht auf hundert andere Fälle, die noch nicht entdeckt sind. Die ganze Luft wird verpestet. Leute, die in den ersten Kriegstagen in Brüssel waren, haben mir versichert, daß der geradezu ansteckende Haß, der Schrecken und das Mißtrauen, das durch die ganze Stadt ging, als die Verwegenheit und Allgegenwart der deutschen Agenten anfing, sich bemerkbar zu machen, daß dies schlimmer war als irgend eine Schlacht. Ueberall sahen die Bürger Spione und Verräter und warfen sie ohne Unterschied ins Gefängnis. Sie waren von der Angst erfaßt, nervös von dem Demoralisieren, dem Gefühl des Verrates, in Panik versetzt durch die unerträglichen Verdächtigungen. Die Belgier werden ihre zerstörten Städte wiederaufbauen und von neuem ihre jetzt verwüsteten, trostlos aussehenden Felder bestellen, aber ich bezweifele, daß sie jemals die harte und bittere Erfahrung vergessen und vergeben werden, die sie mit den deutschen Spionen gemacht haben. Für sie ist es nichts weniger gewesen als Verrat an der Menschheit.

III.

Aber es gibt noch eine vornehmere Art von Spionage, welche die Deutschen ebenfalls mit sichtbarer Kühnheit und mit sichtbarem Erfolge durchgeführt haben. Sie haben sich in der Tat als Meister in allen Kriegslisten gezeigt. Als die Franzosen in den ersten Kriegstagen ihre ersten Einfälle nach Elsaß-Lothringen machten, spielten ihnen die Deutschen einen klugen und rechtmäßigen Streich, indem sie die Franzosen durch die Lokalbehörden und Notabilitäten des Ortes in außerordentlich liebenswürdiger und einnehmender Weise begrüßen ließen. Die Franzosen wurden vollkommen getäuscht; erst als sie entdeckten, daß die Gebäude, in die man sie voll Begeisterung geleitet hatte, in direkter Telefonverbindung mit dem deutschen Hauptquartier standen, erst da begannen sie an der Aufrichtigkeit des Empfanges zu zweifeln.

Etwas später entdeckte man wieder in deutschen Diensten stehende Spione in und hinter den französischen, englischen und belgischen Linien. Einen von diesen, der neun Jahre lang in London, einen Teil dieser Zeit als Kellner im Hotel Cecil, gelebt hatte, fand man als Landarbeiter verkleidet im englischen Lager. Aber ein großer Teil des Spionagedienstes hinter der Front wurde nicht von Deutschen, sondern von Franzosen, Schweizern und Belgiern in deutschem Sold versehen. So ausgezeichnet die Franzosen gekämpft haben, so groß und fest das Nationalbewußtsein ist, der Krieg hat unleugbar eine beunruhigende Menge von Verrat und Bestechung unter der französischen Landbevölkerung ans Licht gebracht. Es gibt sogar Fälle, wo dem Bürgermeister eines Ortes nachgewiesen

wurde, in deutschen Diensten zu stehen. Mehrere zufällige Erfolge sind auf das Konto dieser Agenten im Felde zu schreiben. Sie treiben sich hinter den Schützengräben umher und signalisieren den Deutschen die Stellung des Feindes durch [illegible] von Windmühlen, oder sie treiben eine Schafherde vor sich her, um die Feuerlinie zu bezeichnen; sie malen Zeichen auf Gitter und Mauern, um den Feind von der Stärke und der Stellung der verbündeten Armeen in Kenntnis zu setzen; man fand sie in Kirchtürmen, von wo aus sie vermittels der Uhrzeiger mit den Deutschen in Verbindung traten; sie übermitteln Nachrichten, indem sie bunte Laternen schwingen oder Rauchwolken aus dem Schornstein aufsteigen lassen; ab und zu fand man sie mit Feldtelephonen in der Tasche. An der Ostgrenze wurde ein Fischer entdeckt, als er von einem Boot aus eine Brücke scharf beobachtete, über die die russischen Streitkräfte hinübermußten; man fand, daß er vermittels eines elektrischen Klingelknopfes, der durch einen Draht durch das Wasser hindurch mit einem unterirdischen Kabel am Ufer verbunden war, dem zwei Meilen entfernten deutschen Hauptquartier die Zahl der die Brücke passierenden Truppen meldete. In einem anderen Falle wurde ein Telephonübersender im Futterbeutel eines Pferdes gefunden, das vor einem Wagen angespannt war, den zwei Bauern mit Kartoffeln beluden. Der Draht ging durch den Wagen, dann durch das Gras zu einem nahegelegenen Bauernhause, in dem eine vollständige Telephonanlage eingerichtet war.

Die Gewandtheit in diesen Kunstgriffen hat den Offizieren der verbündeten Armeen manche Anregung gegeben. Aber die Deutschen sind ebenso gewandt gewesen; sie haben kühne Kriegslisten ausgeheckt und versucht, für die man Zivilisten nicht verwenden kann, und die nur mit dem persönlichen Mut und mit der Scharfsinnigkeit der Offiziere ausgeführt werden können. Ein bei ihnen sehr beliebter Trick ist der, in den feindlichen Linien in belgischer, französischer oder englischer Offiziersuniform zu erscheinen. Sie sind unvergleichlich sprachkundiger als die Leute, die ihnen gegenüberstehen, und manchmal haben sie auch Erfolg, und zwar nicht nur, wenn sie sich als Engländer bei den Franzosen oder als Franzosen bei den Engländern ausgeben, sondern selbst wenn sie in der Nationalität derer auftreten, mit denen sie sprechen. Es ist häufig vorgekommen, daß, wenn die Verbündeten eine Truppenabteilung in einiger Entfernung sahen, daß dann in ihre Reihen gerufen wurde: „Schießt nicht! Das sind ja unsere Verbündeten." Während ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich einen Brief von einem englischen Offizier aus der Front, der dieselbe alte Geschichte erzählt. Er schreibt: „Plötzlich bewegt sich vor uns etwas in der Dunkelheit, — Schatten erscheinen 400 Yards von uns entfernt auf einer Bodenerhebung. Ein Infanterieangriff. Im Nu waren wir fertig und feuerten auf die wandelnden Schießscheiben, so gut man mit verschlafenen Augen und mit vom Graben müden Händen konnte. Und dann hörte man Zurufe die Front entlang, man sollte nicht schießen, die Leute vor uns seien Eng-

länder und nicht Deutsche, wir feuerten in unsere eigenen Leute hinein. Aber es war Schwindel. Unsere Leute waren wiederum hinters Licht geführt wie schon hundertmal zuvor in diesem Kriege. Die Offiziere riefen und befahlen, das Feuer fortzusetzen. Mittlerweile hatte jedoch der Feind die Feuerpause benutzt und eine gedeckte Stellung vor uns besetzt, von der aus er uns mit Geschossen überschüttete."

Eins der dramatischen Ereignisse des Krieges war die Fortnahme einer deutschen Roten-Kreuz-Abteilung in Amiens, die Waffen, Munition und Sprengstoffe bei sich führte und aus 48 Aerzten bestand. Der französische Befehlshaber gab sich mit der Erklärung zufrieden, die man ihm bezüglich der Mitführung des gefundenen Kriegsmaterials gab, und am Abend tauschten die deutschen Aerzte und ihre französischen Kollegen in freundschaftlicher Unterhaltung die von ihnen gemachten Erfahrungen aus. Beim Essen als das Gespräch ganz natürlich aufs „Geschäft" kam — die Wirkung des Granatfeuers, die Behandlung von Wundbrand und Starrkrampf usw. — bemerkte man, daß einige von den deutschen Aerzten eine eigenartige Abneigung dagegen zeigten, ins Gespräch gezogen zu werden. Man schöpfte Verdacht. Sie wurden einzeln in einen Nebenraum geführt und einem elementarischen Kreuzverhör unterworfen. Von den 48 „Aerzten" hatten elf überhaupt keine Ahnung von Medizin. Sie wurden am nächsten Morgen erschossen; die richtigen Aerzte schickte man nach Genf.

Eine häufig von den Deutschen gebrauchte Verkleidung ist die als Priester. In Brüssel pflegten die Priester sich in lateinischer Sprache zu begrüßen, um die Betrüger herauszufinden. Während des Rückzuges der Deutschen von Paris drang ein französisches Bataillon in ein Dorf ein, das bis vor kurzem vom Feinde gehalten worden war. Wie ein Wunder fanden sie die Kirche und das nebenstehende Wohnhaus des Priesters völlig unversehrt. Der ehrwürdige Curé empfing sie mit offenen Armen. Er wurde aufgefordert, an dem Essen der Offiziere teilzunehmen und das Tischgebet zu sagen. Er erhob sich und murmelte ein lateinisches Gebet, durch das jeder Laie hätte geprellt werden können. Aber zufällig war einer von den französischen Offizieren kein Laie, sondern ein Abbé. Mit immer wachsendem Erstaunen horchte er auf die Worte des Geistlichen, und als er fertig war, legte er ihm einige fachwissenschaftliche Fragen vor. Der Mann im Priestergewande konnte sie ihm nicht beantworten. Er war ein Spion, der von den Deutschen zurückgelassen worden war, während sie den richtigen Pfarrer als Geisel mitgenommen hatten. In Mecheln wurden Deutsche gefunden, die als Nonnen verkleidet waren. In Le Mans wurden zwei von ihnen ergriffen, der eine als Priester, der andere als Frau verkleidet, als sie versuchten, eine Eisenbahnbrücke in die Luft zu sprengen. In St. Dié fand man vier in französischen Offiziersuniformen, als sie versuchten, mit einem Automobil durch die französischen Linien hindurchzurasen. Fünf, mit Roten-Kreuzbinden am Arm, wurden festgenommen, als sie gerade im Begriff standen, auf einem mit Bomben und Sprengstoffen beladenen Wagen

nach Paris hineinzufahren. An anderer Stelle legten sie Drähte und Batterien an eine Brücke, sodaß jeder, der den Fuß auf die Brücke setzte, ein automatisches Signal an die drei Meilen entfernt stehenden Kanoniere gab. An einem andern Orte banden sie auf der Wiese bei einem Hause, in das die anrückenden Franzosen voraussichtlich ihr Hauptquartier legen werden, eine weiße Ziege an, die den Fliegern und ihren Bomben als Führer dienen sollte.

Der Scharfsinn und die Kühnheit dieser Kriegslisten, von denen ich nur solche Beispiele angeführt habe, die ich mit einigermaßen sicheren Belegen beweisen kann, sind von selbst einleuchtend. Und fraglos haben sie sich, wie ich bereits betont habe, bei Gelegenheit als nützlich erwiesen und haben den Deutschen geholfen, ein paar Erfolge zu erringen. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob sie, sofern sie einen wesentlichen Bestandteil des Spionagesystems bilden, überhaupt irgend einen militärischen Gegenwert für die aufgewandte Mühe, Energie und das ausgegebene Geld einbringen. Im Generalstabsgebäude in Berlin hat man mit vieler Mühe Personalakten über alle Generäle und über die meisten Offiziere derjenigen Armeen gesammelt, die voraussichtlich Deutschlands Feinde sein werden. Sie sind geschickt vorbereitet und enthalten nicht nur die Schwächen und Stärken des Charakters und der Persönlichkeit des betreffenden Offiziers, sondern auch seine pekuniären Verhältnisse, seine Freunde und Freundinnen, seine Gewohnheiten und Marotten. Manchmal setzt zweifellos dieses so gesammelte Material einen gewandten Spion in die Lage, einige unglückliche oder unvermögende Leutnants zu fangen und zu bestechen, und gelegentlich mag es sich als Vorteil zeigen, über das Temperament des Kommandeurs, der einem unmittelbar gegenübersteht, gut informiert zu sein. Aber selbst dann müssen die direkten Vorteile dieser ausgearbeiteten „Taubenschlagsöffnungen“ in lächerlichem Mißverhältnisse stehen zu der Sorgfalt und der beharrlichen Arbeit, die man auf sie verwendet hat.

Was die ständigen Spione und die Täuschungsmittel betrifft, die man im Felde anwendet, so steht ihr Wert im umgekehrten Verhältnis zu der Dauer des Krieges. Bei einem kurzen Kampfe, wie es die Kriege Preußens gegen Oesterreich im Jahre 1866 und gegen Frankreich im Jahre 1870 waren, mag ihr Wert ein recht großer sein; und es bedarf kaum der Erwähnung, daß in dem jetzigen Feldzuge die Deutschen bei ihrem Vormarsch auf Paris und bei ihren Operationen gegen die Belgier durch ihre Spione wirklich unterstützt worden sind. Aber je länger der Krieg dauert, um so mehr verlieren sie regelmäßig an Wirksamkeit. Ein Geheimagent nach dem anderen wird entdeckt und erschossen. Eine Kriegslist nach der anderen wird herausgefunden, und es wird ihr vorgebeugt. Bei einem kurzen erfolgreichen Feldzuge mit rasch aufeinander folgenden Siegen und schnellem Vorrücken mag man einem klug ausgearbeiteten Spionagesystem viel verdanken; aber in einem langhingezogenen Kriege mit eingegrabenen Stellungen, wie es der Kampf in Frankreich während der letzten vier

Monate war, „schwindet der Wert aller dieser „Nebensachen“ mit jeder Woche mehr. Eine Zeitlang war es für die Deutschen sehr gut, einige ihrer Leute in Khakiuniformen zu stecken und sie gegen die englischen Linien vorzuschicken mit dem Rufe: „Schießt nicht, wir sind englische Gefangene“, währenddessen sich der Angriff der Deutschen unter ihrem Schutze entwickelte. Aber selbst bei einem so wenig behutsamen und so arglosen Gegner, wie es der englische Durchschnittsoffizier ist, kann man einen Trick wie diesen nicht sehr oft wiederholen. Die Franzosen haben mit einem neuerdings ausgearbeiteten Gegenspionage-System Erfolg gehabt, das mit jedem Tag schwerer zu durchbrechen ist.

Im allgemeinen möchte ich mein Urteil dahin zusammenfassen, daß sowohl Spione als auch Späher Ueberbleibsel sind aus den Tagen, wo es noch keine Flieger in den Armeen gab, daß sie durch die Luftschiffahrt weit überholt sind und jetzt wenig mehr Einfluß auf den Erfolg großer Operationen haben, als der ähnliche Fetisch einer „Wahlkampagne-Literatur“ auf den Ausgang politischer Wahlen. Es ist doch recht zweifelhaft, ob die Kolonien von ansässigen Geheimagenten irgend einen militärischen Vorteil einbringen, der die heftige Verwünschung und diesen bitteren Haß ersetzt, der sich über das Haupt derjenigen zusammenzieht, die diese Geheimagenten aussenden.

IV.

In einer etwas schwächeren Form hat sich die deutsche Spionage auf dem Festlande auch in England fühlbar gemacht. Seit fünf oder sechs Jahren wußte man, daß Deutschlond einen ausgedehnten Geheimdienst durch ganz Großbritannien aufbaute. Die englische Regierung sagte keinen Ton, machte sich jedoch zum Grundsatze, alles zu beobachten. Ein Special Intelligence Department („Nachrichtenabteilung“) wurde errichtet für die Beobachtung der Spione, und wenn irgend welche Pläne oder Dokumente so weit waren, um ins Ausland geschickt zu werden, wurde der Spion verhaftet und verurteilt. Diese Nachrichtenabteilung hatte so gut gearbeitet, daß wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges alle bekannten Spione ins Gefängnis gesetzt und über 200 Personen, die im Verdacht standen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, interniert waren. Deutschen und Oesterreichern wurde der Aufenthalt in gewissen Distrikten längst der Ostküste verboten; ihre Briefe und Depeschen wurden geöffnet und gelesen, es wurde ihnen untersagt, Waffen, drahtlose Telegraphie- oder Signalapparate, sowie Brief- oder Haustauben zu besitzen; sie waren verpflichtet, sich bei der Polizei zu melden; etwa neuntausend Untertanen der feindlichen Staaten im militärpflichtigen Alter wurden sogleich als Kriegsgefangene in Detentionslagern festgehalten.

Die Mobilmachung des englischen Expeditionskorps vollzog sich ohne jegliches Hindernis; kein einziger Gewaltakt wurde von deutschen Agenten in Großbritannien ausgeführt; die vielen verwundbaren Punkte in London

— z. B. wichtige Eisenbahnbrücken und ungeschützte oder leicht zu beschädigende Ueberführungen — blieben nicht nur unbeschädigt, sondern wurden nicht einmal angegriffen; und der Staatssekretär des Innern scheint recht gehabt zu haben, wenn er bereits im Oktober erklärte, das deutsche Spionagesystem sei zusammengebrochen.

Die öffentliche Meinung war jedoch noch lange nicht zufrieden. Als der große Zufluß von belgischen und französischen Flüchtlingen einsetzte, wurde die Furcht noch einmal so groß. Die Presse forderte stürmisch die Internierung aller feindlichen Staatsangehörigen ohne Ausnahme, und die Behörden gaben gegen ihren Willen im gewissen Umfange dieser Bewegung nach.

Die eine Partei wies auf die in Antwerpen, Brüssel und Nordost-Frankreich gemachten Erfahrungen hin, um die strengsten Vorsichtsmaßregeln zu rechtfertigen; die andere Partei konnte dagegen anführen, daß keine einzige Entdeckung, kein einziges Verbrechen gegen den Staat bisher als Tat eines deutschen Spions habe nachgewiesen werden können, und daß es ganz unwahrscheinlich wäre, daß ein deutscher Geheimagent vier Monate nach Kriegsausbruch noch die deutsche Staatsangehörigkeit besäße. Auf der einen Seite stand die Furcht, auf der anderen sprachen Tatsachen; und wie gewöhnlich war die Furcht vielleicht berechtigter. Vielleicht wird erst ein Einfall der Deutschen nach England oder die Landung von Zeppelinen bei London zeigen, was das Richtigere war. Mittlerweile hat die Regierung die Aufsicht in den größeren Häfen bedeutend verschärft, und in aller Stille ist weit mehr getan worden, um die etwaigen lecken Stellen zu dämmen, als das Publikum weiß. Es ist eine außerordentlich schwierige Sache, und ich glaube nicht, daß man daran zweifelt, daß zwischen der Ostküste von England und Schottland aus deutschen oder neutralen Schiffen in deutschem Sold auf hoher See Signale gewechselt werden. Bis jetzt hat man noch nichts nachweisen können, aber der Verdacht, der absolut nicht ohne Grund zu sein scheint, die Angst und das Gefühl der Unsicherheit, das die Folge dieser Verdächtigungen und der Furcht ist, sind nicht stärker, als die gegenwärtige Lage es erfordert. Dort, wenn überhaupt irgendwo, liegt die Gefahr. Die nur für Fachleute erkennbaren Unterkunftsplätze für Zeppeline, die deutschen Fabriken mit dem für die Aufstellung schwerer Geschütze hergerichteten Boden, die mysteriösen Steinbrüche und Bohrlöcher sind alle zur Genüge geschildert worden. Wenn man aber an den ungemein hohen Wert denkt, den Heimlichkeit und Ueberrumpelung im Seekriege haben, so ist die Flaschenpost die — wie gut verbürgt ist — zwischen der deutschen Flotte und den deutschen Agenten in Großbritannien besteht, zweifellos von ernster und beunruhigender Bedeutung.

Wellington war der Ansicht, daß „bei dem sog. militärischen Nachrichtendienst ein großer Teil Marktschreierei ist." Der jetzige Krieg hat die Wahrheit dieser Worte bewiesen. Trotz der von ihnen angestellten Spione ·gen die Deutschen scheinbar in diesen Krieg in völliger Unkenntnis von

Dingen, deren Kenntnis für sie äußerst wichtig gewesen wäre. Die ungeheure Verzweigtheit des deutschen Spionagesystems ist auch nicht ein bischen klarer als seine Dummheit. Es ist sehr geeignet, um Informationen zu sammeln und sie zu ordnen. Man weiß genau, mit wie viel Geschützen diese oder jene Festung armiert ist, und dergleichen mehr. Man hat alle Einzelheiten über Bewaffnung, Verteidigungswerke, Ausrüstung und Stärke der belgischen, französischen, englischen und russischen Streitkräfte ganz genau an der Hand. Aber wie es überhaupt ein Mangel in der deutschen „Kultur" ist, daß sie so oft fälschlicherweise Tatsachen für Wissen hält, so scheint auch das deutsche Spionagesystem stets den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Es hat einen geringen militärischen Wert; politischen Wert besitzt es überhaupt nicht. Es läßt nichts außer Acht, und doch versteht es nichts. Es spürt alle Kleinigkeiten aus und läßt die großen Sachen vollständig unbeachtet. Wenn zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ein Krieg auszubrechen drohte, so kann der Generalstab mit einer genauen Zusammenstellung aller amerikanischen militärischen Vorbereitungen zu Wasser und zu Lande rechnen; aber er wird nicht zu entscheiden vermögen, ob die Vereinigten Staaten überhaupt zu den Waffen greifen werden, um — nehmen wir an — eine Verletzung der Monroe-Doktrin zu verhindern, oder nicht.

In dem gegenwärtigen Kriege waren die zahllosen Mittel der deutschen Spionage nicht imstande, die deutsche Regierung darüber zu informieren, daß Belgien zu den Waffen greifen würde, wenn eine feindliche Armee sein Land betrete, daß Großbritannien aufs Entschiedenste gegen jede Verletzung der belgischen Neutralität einschreiten, daß Italien vom Dreibund abbröckeln würde, und daß Frankreich sowohl als Rußland alle inneren Spaltungen beiseite liegen lassen und als einheitliche Nationen in diese Krise eintreten würden. Deshalb kann man von der deutschen Spionage sagen, daß sie ebenso von Grund aus dumm, wie außerordentlich gewandt ist, und daß sie keine Vorteile bietet, die in irgend einem Verhältnisse stehen zu dem bitteren Haß, den sie hervorruft.

Die englischen Historiker und die deutsche Politik.

Von

Emil Daniels.

In der Politischen Korrespondenz des vergangenen November besprach ich das Buch, das sechs Geschichtsforscher der Universität Oxford herausgegeben haben, um den Angriff ihrer Regierung auf Deutschland zu rechtfertigen. Wissenschaftlich waren es **dii minorum gentium**, aber das Buch verband mit einer gewissen advokatischen Geschicklichkeit eine reichliche Dosis jener Trivialität, die Bücher dem Verständnis der großen Menge nahe bringt, und der Lohn dafür ist nicht ausgeblieben; die Publikation konnte bisher in drei Auflagen achtmal gedruckt werden; ein Erfolg, der zum namhaften Teil auch dem Lesepublikum in den Vereinigten Staaten zu verdanken ist. Wie lebhaft das Interesse der Angloamerikaner an der englischen Kriegsliteratur ist, geht auch aus der Tatsache hervor, daß eine besondere amerikanische Ausgabe des Buchs von **J. A. Cramb: „Germany and England"***) erschienen ist. Die Crambsche Veröffentlichung gibt Vorlesungen wieder, die der Verfasser, Professor der neueren Geschichte am **Queens College** in London, im Frühjahr 1913 gehalten hat und dann in Buchform herauszugeben beabsichtigte. Professor Cramb starb, bevor er diesen Plan auszuführen vermochte, aber seine Witwe ließ, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, die Vorlesungen drucken. Sie haben binnen dreier Monate nicht weniger als elf Auflagen erlebt. Der amerikanischen Ausgabe hat der gewesene Botschafter der Union in London, Josef Choate, eine Einleitung beigegeben, in der er äußert, das Buch Cramb erkläre in klassischer Vollkommenheit die tieferen Ursachen Krieges, zu dem die Gelegenheit von Deutschland so begierig

*) London. John Murray 1914.

ergriffen worden sei. Es lasse sich nicht verhehlen, daß die Sympathien und Hoffnungen der großen Mehrzahl aller englisch sprechenden Menschen mit England und seinen Alliierten seien. Deutschland habe durch sein feindseliges Betreten belgischen Bodens zugestandenermaßen alle Verträge grob verletzt.

Professor Crambs Buch beruht auf dem Grundgedanken, daß aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen England und Deutschland ein Krieg um die Weltherrschaft ausbrechen werde. Es handelt sich dabei um die Hegemonie auf dem gesamten Planeten. Sie erscheint Cramb nicht als teilbar. Wilhelm II. muß mit England kämpfen, sonst bleibt er wohl immer ein Imperator ohne Imperium. Die beiden Völker, die jenem furchtbaren Schicksal entgegengehen, sind, das eine wie das andere, sehr edel. Man mag sich vorstellen, wie die alte, mächtige Gottheit der germanischen Rasse, über den Wolken thronend, gelassen auf das blutige Ringen der Nationen herabschaut, auf seine Lieblingskinder, die Engländer und Deutschen, befangen im gegenseitigen Todhaß, und wie sich seine Züge verklären bei dem Heldentum jenes Kampfes, dem Heldentum der Odinskinder.

Die Hochachtung vor Deutschland, die in diesen Worten zum Ausdruck kommt, durchweht das ganze Buch Crambs, der die deutsche Bildung bis zu den Tiefen Hegelscher Philosophie hinab zu durchdringen bestrebt gewesen ist. Dennoch stellt er, wie das ja auch gar nicht anders erwartet werden kann, das eigene Volk hoch über den Nebenbuhler jenseits der Nordsee. Das englische Reich, obwohl nicht ohne den Gebrauch von Gewaltmitteln errichtet, hat sich seit Cromwell in immer wachsendem Maß als die Verwirklichung der Idee bewährt, daß Staaten am besten auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet werden. Dagegen trägt die Geschichte Preußens schon seit der Schlacht von Fehrbellin den Stempel der Hinterlist und hat diesen Charakterzug unausrottbar bewahrt bis zum heutigen Tage. Heute wollen die Hohenzollern nicht etwa bloß die Kolonien Englands erobern, sondern ihr Ehrgeiz geht auf die Errichtung eines großen europäischen Zentralstaats, dessen gewaltsam einverleibte Provinzen oder Dependenzen die britischen Inseln, Holland und Belgien sein würden. Diese Pläne des Kabinetts von Berlin machen der britischen Regierung unmöglich, die größte Aufgabe zu lösen, die unser Zeitalter der inneren Politik Großbritanniens stellt, nämlich die Schaffung einer größerbritischen Bundesverfassung. Solche gewaltigen gesetzgeberischen Probleme können nur von Staatsmännern gelöst werden, deren Geist frei und nicht von derartigen

kolossalen Sorgen eingenommen ist, wie sie die deutsche Gefahr mit sich bringt.

Die britische Demokratie versucht, sich die verlorene Ruhe des Gemüts wiederzuverschaffen durch immer eifrigere Betätigung pazifistischer Tendenzen. Daß sich England zu einer Weltanschauung bekennt, die die Schwerter in Sicheln, die Kasernen in Kornspeicher und vielleicht die Haubitzen in Feuerzangen verwandeln will, ist nicht etwa bloß eine harmlose Farce, sondern ein großer politischer Fehler. Die Mächte des Kontinents erblicken in Großbritannien den erfolgreichen Hallunken, der nach Ansammlung eines ungeheuren Vermögens sich vom Geschäft zurückgezogen hat, und nachdem er über jedes menschliche und göttliche Gesetz hinweggeschritten ist, jeden Instinkt der Ehre und Treue verletzt hat, auf jeder See und in jedem Land, und der nun den Schutz der Polizei verlangt. Der britische Pazifismus macht auf die Deutschen nur den Eindruck, daß sie glauben, England sei unkriegerisch geworden und die Weltherrschaft ihm um so leichter zu entreißen. Wie Professor Delbrück lehrt, ist die Tapferkeit der modernen britischen Armee so zweifelhaft, daß die Soldaten im südafrikanischen Kriege Burenfrauen zusammengebunden und als Wall gegen die Kugeln ihrer Gatten und Väter gebraucht haben. Während England um Frieden betet, sitzt jenseits der Nordsee ein eisenharter Laurer, schlaflos, ruhelos, sein eigenes Schicksal erfüllend, sein eigenes fernes Ziel verfolgend, unentwegt, unerschütterlich, jede Handlung Englands genau erwägend, spähend nach jeglichem Anzeichen englischer Schwäche. Deutschlands Wille zur Macht kommt in tragischen Konflikt mit Englands Friedenswillen. Hier ist das Element der Zwietracht.

Das Buch von Cramb ist nichts weniger als ein abgerundetes literarisches Kunstwerk. Was er selber von seinen Vorlesungen aufgezeichnet hat, ist ungenügend, und die Niederschrift eines Zuhörers, die der Veröffentlichung zum Grunde gelegt wurde, versagt oft, weil Cramb in mancher Vorlesung das angeschlagene Thema nicht zu Ende brachte und auch in der folgenden Stunde nicht auf den Gegenstand zurückkam. Trotzdem ist die Wirkung, die unter dem Einfluß des von Cramb prophezeiten und dann sofort ausgebrochenen Krieges von dem Büchlein ausgegangen ist, unermeßlich. Nicht zum wenigsten mußte Cramb Macht über die Denkweise seiner akademischen Berufsgenossen in England gewinnen. Auf ihn gehen alle die Erörterungen in den Schriften der Historiker, und übrigens auch in der sonstigen angelsächsischen Literatur zurück, die Treitschke — die Ame-

rikaner nennen ihn wohl auch Trietschke —, Nietzsche und den General von Bernhardi als die literarischen Urheber der Europa verwüstenden Feuersbrunst hinstellen. Wenn jetzt die britische Publizistik auch noch Professor Delbrück mit jener Schuld zu belasten anfängt, so geht das gleichfalls auf Cramb zurück. Wir sahen, wie unsinnig Professor Delbrück die englische Armee verleumdet hat. Im übrigen gehört er zu der Gruppe von Historikern, die sich neben Treitschke und ihm aus Droysen, Sybel, Häusser usw. zusammensetzt. Die Größe Preußens und die providentielle weltpolitische Mission Deutschlands unter der geheiligten Dynastie der Hohenzollern ist der Gedanke, der alle diese Männer begeistert. Wie stark Cramb durch alles dies seine Kollegen in der historischen Wissenschaft auch angeregt haben mag, die englischen Geschichtsforscher gehen in der Beurteilung der nach Crambs Tode eingetretenen gewaltigen Ereignisse doch auch wieder ihre eigenen Wege.

Großen Beifall hat in England das Buch von J. W. Allen: „Germany and Europe" hervorgerufen*), und sogar die beschränkten Kreise des deutschen Lesepublikums, die Kenntnis von der Allenschen Publikation erlangt haben, sind nicht imstande gewesen, sich eines gewissen Eindrucks zu erwehren. Das macht, der Verfasser ist ohne Frage eine geschlossene Persönlichkeit. Charaktervolle literarische Erscheinungen üben eine bedeutende Wirkung aus, wenn auch der Geist, der von ihnen ausgeht, das Niveau der Mittelmäßigkeit kaum übersteigt. Auf jeden Fall verlohnt es sich, zu betrachten, was dieser Gelehrte, der am Bedford College in London Geschichte lehrt, im vorigen Oktober seinen Hörern über unser Vaterland vorgetragen hat.

Nach Allen vertreten die deutsche Nation und Regierung eine besondere Theorie vom Staate, und diese Lehre ist die Ursache, weshalb das Deutsche Reich mit so vielen anderen Staaten in Krieg geraten mußte. Die Deutschen halten nämlich an der veralteten Anschauung fest, daß der Staat etwas Organisches sei. In Wahrheit jedoch ist der moderne Staat nichts als eine Assoziation, wie andere auch. Er besteht nur um der Individuen willen, die sich in ihm zur Erreichung bestimmter Zwecke koaliert haben. Der Staat als solcher ist nichts Lebendiges, sondern bloß eine tote Rechtsform; lebendig sind lediglich die Menschen, denen es beliebt, sich politisch zu vergesellschaften. Man sagt in Deutschland, der Staat sei un-

*) London 1914. G. Belland sons.

sterblich. Das ist eine trügerische Metapher. Zwar werden aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Kinder und Enkel auch noch staatliche Genossenschaften bilden, aber in den letzten hundert Jahren haben sich alle Völker Europas wirtschaftlich, finanziell und geistig dermaßen miteinander verschmolzen, und dieser Prozeß geht so reißend schnell seiner Vollendung entgegen, daß den staatlichen Schranken schon für die Gegenwart geringe moralische Bedeutung zukommt, während eine nahe Zukunft ihre künstliche und konventionelle Natur noch vollkommener erfaßt haben und in ihnen kaum mehr sehen wird als allerdings nötige Veranstaltungen zur Befriedigung gewisser praktischer Bedürfnisse.

Ein Volk, urteilt Allen, das dem Wahn nachstrebt, in seinen Staat mehr Seele hineinlegen zu wollen, als in einer bloßen Genossenschaft sein kann, schadet sich selbst und bedroht Europa. So handelt Deutschland. Die deutsche Lehre vom Staat macht aus dem Gemeinwesen ein Gefängnis und eine Kaserne. Ein Gefängnis, weil sie den Geist der Deutschen in die Grenzen des nationalen Ideals bannt, das sich längst überlebt hat und dem europäischen gewichen ist, eine Kaserne, weil jene Doktrin die höchste Funktion des Staates im Kriege erblickt. Nun kann aber unter den Bedingungen des modernen europäischen Lebens der Krieg nie mehr eine Ursache des Fortschritts sein, wenigstens nicht, wenn er zu rein nationalen Zwecken geführt wird. Für Nationales kämpfen aber die Deutschen; daß sie das dürfen, ja müssen, davon sind sie alle durchdrungen, und daß die Reichsregierung jene Empfindung der Nation teilt, steht sogar beinahe mit ausgesprochenen Worten im deutschen Weißbuch. Wenn der Krieg sich die Aufgabe stellt, die Vertreter einer derartigen politischen Denkweise niederzuschlagen, dann, nur dann dient er in dem gegenwärtigen Europa noch dem Fortschritt. Diese ewigen Konflikte zwischen den Staaten müssen endlich für immer aufhören. Sie sind geradezu eine Tollheit. Heraus aus dem Käfig! Staaten sind keine Persönlichkeiten, und es kommt ihnen folglich auch kein Ehrgeiz zu.

Durch ihre eigentümliche nationale Ansicht, daß die Staaten von Natur immer im Kriegszustand gegeneinander seien, wenn der Kampf auch nicht allemal mit dem Schwert, sondern zeitweise durch unblutige Waffen, wie Zolltarife u. dgl., fortgesetzt werde, glauben die Deutschen anderen Völkern an politischer Weisheit überlegen zu sein. Sie sind überhaupt sehr eingebildet. Ihrer Meinung nach haben sie nach der Entartung der Römer durch ihr Blut und ihren

Geist die Menschheit erneuert. Im 16., 17. u. 18. Jahrhundert erfüllten sie diese Mission zum zweitenmal durch ihre Theologie und Philosophie, während sich das übrige Europa in einem unedlen Streben nach Handel und Reichtum verloren hatte. Heute sind die Deutschen wieder das auserwählte Volk Gottes. Sowohl wegen ihrer tieferen Lehre vom Staat, als auch in Anbetracht ihrer sonstigen geistigen Ueberlegenheit halten sich die Deutschen für berufen, die moderne Welt von der Entartung und der Barbarei zu erlösen. So predigen die ausgezeichneten deutschen Geschichtsschreiber. Zwar den Namen Ranke scheint Allen nicht zu kennen, auch ist er in der Chronologie der deutschen Geschichtsschreibung schlecht bewandert. Droysen, Giesebrecht, Häusser und Sybel nennt er Nachfolger Treitschkes. Ebenso Houston Chamberlain, der wohl ein Nachfolger ist, aber kein Historiker. Immerhin hat er sich aus dem Studium dieser Schriftsteller eine geschlossene Anschauung von der Eigenart des deutschen Genius gebildet. Der deutsche Geist, bemerkt Allen, ist sehr umfassend. Er besitzt eine außerordentliche Fähigkeit, verwickelte Einzelheiten zu begreifen, und eignet sich für weit ausgreifende Verallgemeinerungen. Dagegen fehlen ihm durchaus die Feinheit des Verständnisses, ferner der Scharfsinn und der Sinn für Humor. Die Ansichten, die die deutschen Historiker von den Verdiensten des Deutschtums um die Gesittung der Menschheit entwickelt haben, sind ganz phantastisch. Eher könnte man eine gewisse Wahrheit in der Auffassung finden, daß der Deutsche als solcher ein stupider, unfruchtbarer Barbar ist, den der Einfluß Roms und des Südens langsam und dabei noch unvollkommen genug zivilisiert hat.

Hier kommt unserem Freunde plötzlich der Gedanke, daß er, der Angelsachse, mit solchen Invektiven doch eigentlich sein eigenes Nest beschmutzt. Aber er ist um eine Auskunft nicht verlegen. Die Engländer, sagt er im schroffen Gegensatz zu Cramb, sind gar keine Germanen; nur eine abgestandene Theorie rechnet sie noch dazu. Darum haben die Engländer auch keinen Anteil an den intellektuellen Mängeln des Deutschtums, die so groß sind, daß sie jene Anlage für umfassendes Wissen beinahe wertlos machen. Geradezu grotesk ist die Stupidität, die fast jede geistige Arbeit der Deutschen aufweist. Der deutsche Geist ist kraftvoll und dumm zugleich. Daß diese kühnen Behauptungen unmöglich ganz richtig sein können, entgeht Allen nicht, denn da er ja das Glück hat, Nichtgermane zu sein, kann es ihm an Feinheit und Scharfsinn so leicht nicht fehlen.

Er sagt also, er sei eigentlich einer Versuchung erlegen, als er von deutschem Nationalcharakter geredet habe. In Wahrheit gebe es keine Nationen; nichts existiere wirklich als das Individuum, und jedes Individuum sei einzig in seiner Art: „Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim!“ Allen entzieht sich einem exaltierten Nationalismus nur, um dem wüstesten Anarchismus zum Opfer zu fallen. Denn seine politischen Doktrinen, die er den Staatstheorien der deutschen historischen Schule entgegenhält, sind durch und durch anarchistisch, nicht etwa nur im übertragenen Sinne des Wortes, sondern vollkommen so, wie die Partei der Anarchisten sie verficht. Auch Fürst Peter Krapotkin will an die Stelle des Staatsgedankens das genossenschaftliche Prinzip gesetzt wissen.*) Es hat seinen tiefen, ideellen Grund, wenn Allen, ein pazifistischer Manchestermann, und Krapotkin, der Erfinder der „Propaganda der Tat“, in ihrer Todfeindschaft gegen den preußisch-deutschen Staat übereinstimmen und seine Zerschmetterung durch die Waffen der Tripelentente für ein Bedürfnis der Menschheit erklären. Hat doch Krapotkin bei seiner internationalen Agitation immer vermieden, den Boden Deutschlands zu betreten, weil er sich bewußt war, von seiten unserer Sozialdemokratie nicht Unterstützung, sondern Feindschaft zu verdienen. Gähnte doch eine schier unüberbrückbare Kluft zwischen Anarchismus und deutscher Sozialdemokratie hinsichtlich der Anschauung vom Werte des Staats für die kommenden Generationen der Menschheit. Von demselben radikalen Individualismus erfüllt wie Allen, verwarf Krapotkin den Zukunftsstaat Bebels mit voller Entschiedenheit, denn er sollte ein allmächtiger Staat werden, Krapotkin aber will, genau wie Allen, die historisch gegebenen Staaten zu dem Schattendasein nationaler und regionaler Assoziationen herabdrücken.

Unsere Arbeiter kämpfen also, wenn sie gegenwärtig neben den Bourgeois in Reih und Glied stehen, nicht nur für die gemeinsamen Interessen, sondern auch für Ideen, die ihnen zusammen mit ihren Volksgenossen von den besitzenden Ständen eigentümlich sind. Der deutsche Staatsgedanke ist dermaßen national, daß er sogar die Sozialdemokraten mit den übrigen Parteien zu einer höheren Einheit zusammenfaßt. Wahrlich! Die feierliche Verbrüderung vom 4. August hatte tiefe Wurzeln in der politischen und geistigen Geschichte der Nation! Wenn wir auch sonst keinen Humor haben, sollten wir doch Allen aufrichtig dafür danken, daß er unfreiwillig

*) Vgl. in dieser Zeitschrift, Band 102, Seite 313, meinen Aufsatz: „Fürst Peter Krapotkin“.

unseren Blick für den inneren Zusammenhang des deutschen Volkes geschärft hat. Um dieses Verdienstes willen wollen wir ihm gern vergeben, daß er behauptet, Deutschland habe der Welt kein einziges Kunstwerk geschenkt, das einer der großen Statuen an der Westfront der Kathedrale von Rheims gleichkomme. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Unsere mittelalterlichen Dome erscheinen Allen als bloße seelenlose Kopien. Daß Deutschland in den neueren Jahrhunderten große bildende Künstler hervorgebracht hat, erkennt er nicht an; auch unsere Dichter hält er nicht für der Rede wert; fast macht es den Eindruck, daß er Goethe so wenig kennt wie Ranke; denn er äußert, nur auf dem Gebiet der Musik habe sich die deutsche Bildung mit Hilfe der Juden wahrhaft bedeutend und original gezeigt. Die Verwerfung deutschen Wesens durch diesen Schriftsteller geht in ihrer Kraßheit weit hinaus über Macaulay und Gladstone, die unsere Literatur und Mentalität gleichfalls nicht lieb zu gewinnen vermochten, aber durch die Gediegenheit ihrer historischen und klassischen Bildung doch ein gewisses Verständnis für die Leistungen unserer Denker und Dichter erwarben.

Natürlich sind die Maßlosigkeiten Allens zum Teil Ausgeburten der blinden Wut, die der Krieg bei allen Völkern gegen die Feinde hervorgerufen hat. Aber andererseits kann kein Zweifel daran sein, daß die wissenschaftliche und politische Denkweise unseres Autors schon vor dem August 1914 im Wesentlichen fixiert gewesen ist. Das Buch Allens zeigt uns den englischen Nationalismus, den einst so ruhmreichen, nachdem er von Stufe zu Stufe gesunken ist, in seinem tiefsten Verfall. Einst waren die Briten weit entfernt, den Staat zu negieren, stolz auf ihre „Happy constitution“. Sie glaubten, wenn auch nicht den idealen, so doch den praktisch möglichst vollkommenen Staat geschaffen zu haben, der Macht der Regierung und Freiheit des Volks in seinem Schoß vereinige. Von dem nicht immer ganz stichhaltigen, aber vielfach höchst geistvollen und fruchtbaren Lehren altenglischer Politiker bis zu den wüsten Harspaltereien des Repräsentanten der genossenschaftlichen Staatsidee — welch ein Sturz! Ein weiteres Herabsteigen als bis zu den Theorien des russischen Nihilismus ist schlechterdings undenkbar. John Stuart Mill und Herbert Spencer waren vor dem Kriege die untersten Sprossen der Leiter. Ich will Allen jenen beiden Männern an Talent nicht gleichstellen, aber insofern gehört er mit ihnen zusammen, als er in dem Prozeß ideeller Selbstzersetzung die letzte Phase einleitet. Die deutsche historische Schule wird über ihre Gegner triumphieren wie die deutsche Armee.

Da moderne Staaten nach Allen weiter nichts sind als Vereine gegenüber denen der souveräne Einzelmensch nach Gutdünken von seinem Eintritts- und Austrittsrecht Gebrauch macht, kann er ebensowenig wie dem deutschen dem österreichisch-ungarischen Staatsgedanken gerecht werden. Seiner Meinung nach hätte die Doppelmonarchie eigentlich die Hauptmasse ihrer südslavischen Provinzen freiwillig Serbien abtreten müssen. Er ist nicht so von aller Vernunft verlassen, daß er eine solche Staatskunst von der Hofburg geradezu verlangt, aber immerhin — Oesterreich-Ungarn ist in seinen Augen durch die Festhaltung seiner serbokroatischen Besitzungen in „eine schiefe Lage" gekommen. Mit Rußland freilich ist es eine andere Sache. Dieser Staat darf sich nach Allen Zwecke setzen, die über die Aufgaben einer Genossenschaft weit hinausgehen. Es ist Rußlands Mission, die Slaven außerhalb seiner Grenzen unter seinen Schutz zu nehmen. Das russische Volk würde zur Auflehnung gegen seine Regierung berechtigt gewesen sein, wenn diese unterlassen hätte, für Serbien mobil zu machen. Die Niederwerfung der Serben durch die Hofburg hätte Oesterreich und Deutschland nicht nur in Serbien, sondern am ganzen Balkan die Vorherrschaft verschafft. Nun ist freilich Vorherrschaft nach Allen bloß ein leeres Wort, aber innerhalb der Habsburgischen Monarchie würde Wien durch seinen Triumph über das Serbentum des Königreichs sämtlicher slavischer Volksstämme, von den Serbokroaten im Süden, bis hin zu den Tschechen und Slovaken im Norden, eigentlich erst jetzt vollkommen Meister geworden sein. Alle diese Zweige der slavischen Rasse hätten sich als von den Russen verraten und verkauft angesehen. Darauf konnte sich Rußland, obwohl ein dem Pazifismus zuneigender Staat, unmöglich einlassen. Wenn es in dem Kriege gegen Deutschland siegt, wird es im Namen der allslavischen Idee Polen erhalten, hoffentlich mit weitgehender Autonomie für diese Nation. Das Großherzogtum Posen muß jedenfalls russisch werden, vielleicht auch Galizien und Westpreußen mit Danzig. In Anbetracht der galizischen und westpreußischen Nationalitätsverhältnisse, sagt Allen, würde er bedauern, wenn Rußland hier unter Stämmen ruthenischer und deutscher Zunge erobernd um sich griffe, denn das sei ja gegen die individualistische Staatstheorie, aber allerdings vielleicht unvermeidlich.

Wie man sieht, mißt Allen den deutschen und den russischen Staat mit zweierlei Maß. Vom deutschen wird gefordert, daß er jeglicher hohen Politik entsagen, sich krapotkinisieren soll, während

dem russischen hegemonische Bestrebungen von schier unbegrenztem Ehrgeiz teilweise nachgesehen, teilweise geradezu zur Pflicht gemacht werden. Aber wie hat sich auch Deutschland an Rußland versündigt! Deutschland hat Rußland jene zentralisierende Bureaukratie aufgedrängt, die Nikolaus I., dieser Vorgänger der Revolution von 1905, mit allerdings ziemlich ungeschickt gewählten Mitteln zu brechen suchte. Die durch und durch unrussische, germanisierte Bureaukratie blieb in Petersburg obenauf, bemühte sich mit stupider Brutalität, Polen und Finnländer zu russifizieren, und trat die Juden mit Füßen. Noch immer ist die russische Regierung von jenen Gesellen nicht ganz gereinigt, aber die Mehrzahl der heutigen Machthaber repräsentiert doch die Ideen von 1905. Die Revolution dieses epochemachenden Jahres war gegen das innere Deutschtum gerichtet, das seit Peter dem Großen Rußland beherrschte und seine große Seele entweihte. Nur Ignoranten, zu schlecht, um Klippschüler zu unterrichten, können behaupten, daß England in dem gegenwärtigen Kriege einen Absolutismus gegen den anderen unterstütze. In Wahrheit ist Rußland schon heute demokratischer als England; ja vielleicht überhaupt das demokratischste aller Länder. Und in dem Grade, in dem Rußland das deutsche Wesen ausstößt und echt russisch wird, wird sich dort zu Lande ein wunderbarer Aufschwung des Geistes und der öffentlichen Zustände vollziehen. Ueber nichts dürfen sich die Engländer in diesem Kriege mehr freuen, als daß sie mit Rußland zusammenstehen. Frankreich ist zwar auch Deutschland sonst in jeder anderen Hinsicht überlegen, aber das Quantitative mangelt ihm dermaßen, daß es wohl kaum eine Zukunft hat. Nur Rußland und England haben eine Zukunft.

Als Resultat des Krieges, den er mit unbeugsamer Energie bis zum bitteren Ende durchgeführt wissen will, malt sich Allen eine vollständig neue Landkarte von Europa aus. Oesterreich muß zerfallen. Deutsch-Oesterreich denkt Allen uns zu, als Entschädigung für Westpreußen, Posen und Elsaß-Lothringen, so daß wir arithmetisch vielleicht gar kein schlechtes Geschäft machen würden. Aber die militärische Macht und das Ansehen des deutschen Kaisertums müssen zerstört werden. Sehr gern würde Allen Deutschland in eine Republik verwandelt sehen, denn Kaiser Wilhelm II., sagt er, ist die Verkörperung der deutschen Idee vom Staat und zugleich ihre **reductio ad absurdum**. Allen meint es auf seine Art gut mit uns. Er gibt zu, daß die Deutschen ein großes Volk sind, wobei freilich einigermaßen im Dunkeln bleibt, ob er das Adjektivum groß mehr

im qualitativen oder im quantitativen Sinn braucht. In ihrem eigenen Interesse muß den Deutschen der nationale Ehrgeiz ausgetrieben werden. Die antideutsche Koalition hat die allerdings verzweifelt schwere Aufgabe zu lösen, die Deutschen zu guten Europäern zu machen. Denn Deutschland mit seiner „partikularistischen“ Staatsgesinnung ist das einzige unüberwindliche Hindernis, das der Konstituierung der Vereinigten Staaten von Europa mit obligatorischem Schiedsgericht und internationaler Militärmacht zur Erzwingung des Respekts für seine Wahrsprüche noch im Wege steht. Dieses Mal soll Deutschland noch schonend behandelt werden, insbesondere keine Kriegsentschädigung zahlen, ausgenommen an Belgien, denn die Deutschen als Englands beste Kunden dürfen nicht ruiniert werden. Ueberhaupt ist eines der besten Mittel zur Anbahnung des paneuropäischen Gemeinwesens die Pflege der wirtschaftlichen Interessen, die allen Ländern des Weltteils gemeinsam sind. Wenn die englisch-französisch-russische Friedensliga nach dem Kriege weiter besteht, muß sie sich die Niederreißung aller Tarifschranken in Europa zur Aufgabe machen.

Man verachte diese Gedanken wegen ihrer Verschwommenheit und Armseligkeit nicht gar zu sehr. Bei allen hochgesitteten Nationen, die unsere nicht ausgenommen, regen sich heute Tendenzen der auswärtigen Politik, die den Mann mit echter Bildung durch ihre Unklarheit und die Dürftigkeit ihres geistigen Gehalts abstoßen, die aber bei der großen Masse auch der eines höheren Unterrichts teilhaftigen Menschen Glauben finden und Begeisterung hervorrufen. Einer der erheblichsten Irrtümer, den wir begehen könnten, wäre, wenn wir die moralische Macht des Pazifismus unterschätzten, den Allen, im Gegensatz zu Cramb, glorifiziert. Man sollte meinen, daß nur völlig entgeistete Völker sich in die fürchterliche Langweiligkeit solcher konfusen Gedankengänge hätten verlieren können, anstatt dessen sehen wir einflußreiche Engländer, Franzosen und Amerikaner vielfach durchdrungen von pazifistischen Ueberzeugungen, und die öffentliche Meinung jener Länder bekennt sich zu den Lehren von der wechselseitigen Abrüstung und dem ewigen Frieden manchmal mit förmlichem Fanatismus. Wenn irgendeine Persönlichkeit den „Militarismus“ im Herzen trägt, so ist es Expräsident Roosevelt, der Oberst der Rough riders. Aber trotz seiner höchst unpazifistischen Vergangenheit veröffentlicht Roosevelt eine Schrift nach der anderen, um seine Landsleute zum Eintritt in den Krieg zugunsten der pazifistischen Tripelentente und gegen das militaristische Deutsch-

land fortzureißen. Vor mir liegt ein Artikel: „**Utopia and hell**", den Roosevelt am 4. Januar im „**Independent**" publiziert hat. Roosevelt, der bekanntlich zur republikanischen Partei gehört, wirft dem demokratischen Präsidenten Wilson und seinem Staatssekretär des Auswärtigen, Bryan, „den Kultus der Feigheit" vor, weil sie nicht mit dem Schwert in der Hand Deutschland zur Unterwerfung unter die Jurisdiktion eines internationalen Schiedsgerichtshofs zwängen. Daß die Mächte der Tripelentente für eine unkündbare Friedensliga aller zivilisierten Regierungen mit ausgelosten inappellabeln Schiedsrichtern zu gewinnen sein würden, bezweifelt Roosevelt kaum; der Widerspruch gegen ein solches System „des Friedens in Redlichkeit" wird nach der Behauptung des Expräsidenten immer nur von Deutschland ausgehen, dem ruchlosen Vergewaltiger Belgiens. Der Friede in Redlichkeit müßte den territorialen Statusquo eines bestimmten Moments als für immer bindend sanktionieren: „denn das Bestreben, alles historische Unrecht wieder gut zu machen, würde uns in das Chaos zurückschleudern".

Mit dem Frieden in Redlichkeit hört also die Weltgeschichte auf. Die historische Schule Deutschlands kann in der Tat derartigen abgeschmackten Theorien nur ebenso energische Opposition machen wie der deutsche Staat. Aber noch einmal muß vor einer Unterschätzung der Macht des pazifistischen Gedankens gewarnt werden. Der bornierte Allen glaubt ehrlich an den ewigen Frieden, der kluge Roosevelt, der von den ungesunden Seiten des Humanitariertums sich innerlich ohne Zweifel angewidert fühlt, will den pazifistischen Wind in die Segel seiner Neubewerbung um die Präsidentschaft fangen. An allen Ecken und Enden Westeuropas stoßen wir auf Pazifisten: „Kein einziger Westeuropäer", sagte wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges ein französischer Offizier zu Allen, „glaubt noch an den Krieg als Institution; die Deutschen glauben nach wie vor daran." Daß Allen nicht allzu stark übertreibt, wenn er jene Aeußerung als repräsentativ für die Gesinnung von Heer und Volk auffaßt, habe ich im September vorigen Jahres in dieser Zeitschrift nachgewiesen, als ich das Buch des Heinianers Hermann Fernau über die französische Demokratie kritisierte. Allerdings muß man sich hüten, nur die Eine Seite der Sache zu sehen. Die Pazifisten à la Allen sind auch wieder die rabiatesten Kriegshetzer. Man kann sagen, daß in Frankreich, England und Amerika die Demokratie dem Kriege gegenüber eine doppelpolige Stellung einnimmt. Pazifismus und Kriegslust galten

schon den Jakobinern nicht als Richtungen, die einander ausschließen. Auch der große Herzenskündiger Frankreichs, Béranger, ist sich jenes Widerspruchs, der uns so schreiend vorkommt, niemals bewußt geworden. Derselbe Dichter, der den napoleonischen Kriegsruhm verherrlichte und zur Eroberung der natürlichen Grenzen aufreizte, prophezeite nach der Julirevolution, die Fahne der französischen Demokratie werde nunmehr kampflos überall die legitimen Monarchien stürzen und die Runde um die Welt machen, bis sie nach Sankt Helena komme:

En paix voguant de royaume en royaume,
A Saint-Hélène en sa course il atteint,
Napoléon, Gigantesque fantôme,
Paraît debout sur ce volcan éteint.

A son tombeau la main de Dieu l'enlève:
„Je t'attendais, mon drapeau glorieux.
Salut! Il dit, brise et jette son glaive
Dans l'Océan et se perd dans les cieux.

Dernier conseil de son génie austère!
Du glaive en lui finit la royauté.
Le conquérant des sceptres de la terre
Pour successeur choisit la liberté.

Diese poetische Vision ist gewiß großartig, und die Verse, in denen sie sich verkörpert, sind von unnachahmlicher Schönheit, aber eine Doktrin ist etwas anderes als eine Vision, und als Lehre ist der Pazifismus einfach jeder Ausbildung unfähig. Aber die Franzosen und die beiden angelsächsischen Völker glauben nun einmal an jenes starre politische Dogma. Ebenso wie im französischen, zählt es auch im englischen Offizierkorps viele Anhänger. Ich besprach an dieser Stelle einmal die Broschüre eines höheren angloindischen Offiziers, Hanna, der den Briten auseinandersetzte, daß ihre Furcht vor der Landung eines deutschen Heeres in England eine leere Panik sei. Auch dieser gescheidte Militär meinte, derartige Sorgen würden nicht sehr lange mehr praktisch sein, weil der siegreiche Pazifismus die Gewalt aus den Beziehungen der Nationen zu einander verbannen werde. Auf einen Mann, dessen Denken von der Geschlossenheit aber auch Beschränktheit eines Allen ist, kann man den Vers in Heines „Atta Troll" anwenden: „Kein Talent doch ein Charakter." Dagegen wäre es wohl nicht angebracht, ganz so über das Buch von Ramsay Muir hinwegzugehen, das, „Britains

case against Germany betitelt*) und von einem Professor der neueren Geschichte an der Universität Manchester geschrieben, gleich der Allenschen Publikation die Ueberzeugung verficht, daß in diesem Krieg der pazifistische Staatsgedanke Englands und der militaristische Preußens in einen Kampf auf Tod und Leben geraten seien. Muir ist ein geistreicherer Mann als Allen, und wenn auch seine historischen Behauptungen nicht immer ganz zuverlässig sind, kann er doch im Großen und Ganzen als ein leidlicher Kenner der preußischen Geschichte gelten. Aber freilich gehen schon in ruhigen Zeiten Gelehrsamkeit und Urteilsvermögen nicht immer Hand in Hand; noch weniger natürlich inmitten einer so furchtbaren Erschütterung wie der gegenwärtigen, wo die steigenden nationalen Leidenschaften auch die stillen Studierstuben umbranden und überschwemmen. Muir stellt sich mit Vergröberung eines Gedankens von Cramb die Aufgabe, zu beweisen, daß die preußische Geschichte eine ganz eigenartige ist. Als ihre Quintessenz kann bezeichnet werden, gewissenlose, gewalttätige Intelligenz. Schon der Große Kurfürst hat Gewalt und Betrug als die Mittel gewählt, durch die er seinen kleinen, armen und zersplitterten Staat groß zu machen beschloß. Er galt als der unzuverlässigste Regent seiner Zeit. Von allen Parteien nahm er Subsidien und tat mit dem Geld doch nur, was für seinen eigenen Staat nützlich war. In einem Netz verwickelter Intriguen fing er nach einander Schweden, Polen und Ludwig den Vierzehnten.

Aber die Perfidie dieses Fürsten wird weit übertroffen durch die Geschichte seines Urenkels, Friedrich des Großen. Er schrieb an Maria Theresia nach ihrer Thronbesteigung, er wolle mit seiner Armee die Pragmatische Sanktion verteidigen helfen. Drei Monate nachher überfiel er die in Sicherheit eingelullte Herrscherin und entriß ihr Schlesien durch Gewalt und Betrug. Die Koalition, die den König Friedrich im Siebenjährigen Krieg bekämpfte, hatte sich auf Grund des schwerlich unbegründeten Verdachtes gebildet, daß die preußische Eroberungspolitik auf eine neue Verräterei ausgehe. Friedrich II. ist auch der Urheber der zynischsten Untat der neueren Geschichte, der ersten Teilung Polens. Unleugbar erhöhte Friedrich Preußen und indirekt Deutschland gewaltig durch Schlauheit, Skrupelfreiheit und zynische Geringschätzung der Verpflichtungen, die diplomatisches Ehrgefühl auferlegt. Das Verbrechen erschien

*) 1914. Manchester at the University press. November 1914.

diesem König als erlaubt, wenn es erfolgreich war. Dies war die preußische Moral der Periode, in der die Monarchie sich gebildet hat. Allerdings zeigt die innere Politik ein anderes Bild. Wohlfahrts- und Rechtspflege wurden von Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohn so einsichtig geregelt, daß Preußen für das 18. Jahrhundert als derjenige Staat Europas gelten muß, der am intelligentesten verwaltet wurde. Aber diese ganze Blüte wurde dadurch vergiftet, daß sie nicht Zweck, sondern Mittel war; Mittel zur Erhaltung einer unverhältnismäßig großen Armee. Der scheußliche Zweck des Friederizianischen Staates war die Macht als solche, die Macht um der Macht willen.

Nach dem Tode des großen Königs, dessen Heroismus nicht bestritten werden kann, dessen Charakter aber von den preußischen Geschichtsschreibern ganz ungebührlich vergöttert wird, verharrte die Staatskunst der Monarchie, obwohl sie geistig stark verlor, sittlich in der einmal eingeschlagenen Richtung. Zu Beginn des Zeitalters der Revolutionskriege versuchte sich die preußische Ländergier an Frankreich; als hier keine Gewinne erreichbar erschienen, verriet Preußen, ohne einen Augenblick zu zögern, seine Bundesgenossen und den deutschen Nationalgedanken, indem es im Separatfrieden von Basel das linke Rheinufer den Franzosen überließ. Dafür breitete es sich ungestört in Norddeutschland und Polen aus. Nachdem auch dieser Raub verdaut worden war, alliierte sich Preußen mit Napoleon, um auch noch Hannover zu verschlingen, aber der korsische Eroberer konnte sich auf die Dauer nicht dazu entschließen, eine so unzuverlässige Macht zu stärken. Als die Preußen einsahen, daß sie Napoleon gegenüber mit dem betrügerischen Spiel, das sie zu treiben pflegten, nicht mehr weiter kamen, versuchten sie es mit ihrer anderen Waffe, der Gewalt. Sie wurden zu Boden geschlagen; Jena war die Strafe für ihre Ehrlosigkeit.

Unter den Ueberlieferungen des zusammengebrochenen Staates hatte das Gefühl der Freiheitsliebe keine Stätte finden können, behauptet Muir, im Grunde genommen mit der gleichen extremen Uebertreibung, von der seine früheren Ausführungen strotzten, denn nicht allein durch seine gute Verwaltung hatte das alte Preußen die meisten anderen Gemeinwesen des Weltteils übertroffen, sondern auch durch seine Verdienste um Aufklärung und geistige Freiheit. Um nun seinen Lesern begreiflich zu machen, daß jener von ihm als Sklavenstaat geschilderte öffentliche Organismus sich nach seinem Sturz plötzlich mit liberalen und nationalen Gedanken erfüllte, muß

Muir zu der irreführenden Halbwahrheit seine Zuflucht nehmen, daß die Reformer von 1807 eigentlich keine Preußen gewesen seien. Nur dadurch wurden nach Muir die Freiheitskriege möglich, daß der darniederliegende Preußische Staat in der Verzweiflung sich seine alten schlechten Traditionen mit eigener Hand abschnitt, daß er nach Edlem zu streben anfing, als die bloße Macht ist, nämlich nach Freiheit und Gerechtigkeit. Aber leider dauerte diese Aera der preußischen Geschichte nicht lange. Der Charakter des Staates hatte sich schon vor Hardenberg, Scharnhorst und Stein gebildet; er ließ sich nicht mehr wesentlich verändern; obwohl die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und die Einführung der Selbstverwaltung den Staat verjüngten und durch die Begründung der Universität Berlin eine ziemlich vollständige Aufnahme der klassischen deutschen Bildung in das preußische Wesen herbeigeführt wurde, so erwiesen sich doch schon nach ein paar Jahren wieder anstatt der landfremden Idealisten die Junker und Bureaukraten, auf die sich die Könige des 18. Jahrhunderts gestützt hatten, als tonangebend für die preußische Politik. Sie bekämpften bis aufs Messer die politischen Professoren, die nach dem Ablauf der Kulturperiode von Weimar, die unpolitisch gewesen war in Deutschland emporkamen und der Nation neuen intellektuellen Ruhm brachten, denn diese Gelehrten waren bei allem Patriotismus und Unitariertum doch auch wieder Kosmopoliten. Sie wollten eine Familie freier europäischer Nationen, die in Frieden miteinander lebten und einander nur bekämpften im ehrenhaften Wettstreit um die Ausdehnung der Herrschaft des Geistes. Als die Zwecke, um derentwillen der Staat besteht, sahen sie Gerechtigkeit und Freiheit an, nicht Macht; Krieg war für sie nicht etwas, was an sich selber gut ist, sondern ein notwendiges Uebel, das die Menschheit, regiert und geleitet durch Vernunft und Gerechtigkeit, eines Tages die Mittel finden würde, zu beseitigen.

Im Gegensatz zu den deutschen Liberalen, wie sie damals waren, betrachteten die preußischen Junker und Bureaukraten Freiheit und Selbstregierung als pestilenzialischen Unsinn. Sie glaubten an Disziplin, nicht an Freiheit, an die feste Hand eines obersten Kriegsherrn, nicht an die Weisheit des Stimmzettels. Aber was sie mehr als alles andere fürchteten, wenn Preußen in Deutschland aufging, das war die sentimentale Denkweise von der Brüderlichkeit der Nationen und dem ewigen Regiment des Friedens. Wenn man diese Richtung hörte, war Krieg der normale Zustand zwischen den Völkern und das Schwert der wahre Schiedsrichter zwischen ihnen.

Aber nach der Niederlage, die ihnen die kosmopolitisch-nationale Professorenpartei im Jahre 1848 beigebracht hatte, fanden die alten Preußen, zumal sie in Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. ganz unpreußisch schwache und ganz unpreußisch ehrliche Könige über sich hatten, den Glauben an die Zukunft ihres Staates nicht so recht wieder, und mancher guter Junker gestand sich seufzend, daß die eisernen Traditionen des Großen Königs nicht mehr existenzfähig zu sein schienen.

Da, gerade da, trat der Staatsmann auf, der als Vertreter spezifisch preußischer Regierungskunst größer ist als der Große König selbst, Otto von Bismarck. Bismarck war ein Genie, das die alte Politik den Zeitverhältnissen anzupassen verstand. Er hat nicht nur Kriege geführt, die die Aktionen Friedrichs in den Schatten stellten, sondern auch die Intellektuellen Deutschlands gezähmt und an die Räder des preußischen Triumphwagens gefesselt. Wie Bismarck Preußen zum Meister von Deutschland machte, ist mit das erstaunlichste Vollbringen in der neueren Geschichte, und es wurde vollbracht durch die Mittel des alten Preußen, Gewalt und Betrug. Bismarck interessierte sich für deutsche Einheit nur, weil und insofern jene Idee, gewandt benutzt, Preußen die Herrschaft in Deutschland verschaffte; aus diesem Grunde war er bereit, nachdem er die deutschen Patrioten bis 1866 seine Macht hatte fühlen lassen, fort an im Sinne der besten Männer der Partei Worte zu machen. In seinem Herzen aber blieb Bismarck der junkerhafteste aller Junker. Niemals hat er Vertrauen zum parlamentarischen Regime gefaßt. War doch in der Konfliktszeit seine Laufbahn davon ausgegangen, daß er die Militärmonarchie, die durch das Eindringen des Geistes der 1848 ihr aufgenötigten Verfassung in die Bevölkerung, zum Teil auch in die Bureaukratie, schwer erschüttert worden war, für immer zur Siegerin über die liberalen Prinzipien machte. Nach der Schlacht von Königgrätz, die Preußens Herrschaft über die kleinen deutschen Staaten begründete, erlosch der Widerstand der parlamentarischen Opposition. Der militärische Erfolg hypnotisierte die öffentliche Meinung dermaßen, daß Bismarck die demokratischen Bestandteile der preußischen Verfassung zur Nichtigkeit herabzudrücken vermochte. Doch Bismarck war zu klug, um zu weit zu gehen. Ebenso wie er sich in der auswärtigen Politik einer Annexion österreichischen Gebiets enthielt, so behandelte er auch in der inneren den Konstitutionalismus, nachdem er seine Macht gebrochen hatte, schonend. Er pflegte die Künste der parlamentarischen Beeinflussung.

Ja, mit hoher, taktischer Geschicklichkeit ging dieser Verächter repräsentativer Institutionen sogar soweit, neben den preußischen Landtag, den die reichen Klassen beherrschen, den deutschen Reichstag mit erzdemokratischem Wahlrecht zu stellen. So tat er äußerlich schön mit dem Parlamentarismus, der wenigstens im außerpreußischen Deutschland noch immer eine moralische Macht war. Wirklich zu sagen aber hat der von Bismarck geschaffene Reichstag so wenig wie der Landtag; höchstens gewisse Hindernisse vermögen jene Körperschaften der Regierung in den Weg zu legen.

Jeden seiner drei Kriege hat Bismarck nach sorgfältiger Vorbereitung mit kaltem Blute provoziert. Das Schlachtopfer wurde erst immer isoliert, so daß es keine Hilfe fand. Bismarck führte nie einen Krieg, ohne zu wissen, daß er ihn gewinnen würde. Seine Gleichgültigkeit gegen moralische Bedenken entsprach seiner gewaltsamen Gesinnung. Das sind, zumal auch alle Machtmittel des Staats aufs Rationellste organisiert wurden, genau dieselben Methoden, die die preußische Politik im 18. Jahrhundert anwendete. Aber Bismarck zeigte eine ungeheure Ueberlegenheit über alle seine Vorgänger, nicht allein in diplomatischer Kunst, sondern auch dadurch, daß er den Wert der Faktoren zu würdigen wußte, die er Imponderabilien nannte. Im eigenen Lande wie auswärts wollte er die öffentliche Meinung für sich haben. Ein Hasser der Preßfreiheit und rücksichtsloser Verfolger von Zeitungen, die ihm unbequem waren, wußte er doch, daß die Anwendung solcher Mittel eigentlich nicht zeitgemäß war, und daß es bessere gab. Bismarck ist der in aller Geschichte ohne Gleichen dastehende Meister jener Künste, die sich zur Aufgabe stellen, in unauffälliger Weise die Publizistik zu beeinflussen und die öffentliche Meinung zu machen. Letztere mobilisierte er förmlich für seine auswärtige Politik, und war der Erfinder dieses für die preußische Staatskunst charakteristisch gewordenen diabolisch schlauen Verfahrens. Seit seiner Zeit ist die öffentliche Meinung Deutschlands, die vorher so disharmonisch und undenksam war, wenigstens in bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten ein dem Taktstock der Regierung gehorchendes Orchester.

Was die Imponderabilien im Auslande betrifft, so entging dem gescheidten Manne nicht, daß Gerechtigkeitsgefühl, Mitleid mit dem Schwachen, Unwillen bei dem Anblick brutal gebrauchter, roher Gewalt, und ein Vorurteil zu Gunsten ehrenhafter Handlungsweise weit unter den Menschen verbreitet sind, und wenn auch in seinen eigenen Augen jene Dinge keine Bedeutung für das Verhältnis der

Staaten zu einander hatten, so würdigte er sie doch in vollem Maße als Quellen ungeheurer Kraft für den, der sie auf seiner Seite hatte. In bewundernswürdiger Weise entfremdete er nach dem Ausbruch des Krieges von 1870 dem Kaiser Napoleon die Sympathien Englands, indem er die Aufzeichnungen Benedettis über die französischen Ansprüche an belgisches Gebiet in der „Times“ publizierte. Benedetti hatte jenes Schriftstück Bismarck ganz im Vertrauen übergeben und der Kanzler es vor seinen Augen in den Papierkorb geworfen. Daß Bismarck es, nachdem sich Benedetti empfohlen hatte, wieder herausnahm und drei Jahre später veröffentlichte, ist die Handlungsweise eines Falschspielers, als welcher sich der große Staatsmann nicht nur bei dieser Gelegenheit entpuppte. Im übrigen sind wir jetzt orientiert über seine Art, die Imponderabilien zu behandeln, sowie über seinen Ehrbegriff. Betrug und Gewalt schienen von ihm und vor ihm von den Begründern des preußischen Staates als die besten Werkzeuge politischer Größe nachgewiesen worden zu sein. Infolgedessen vollzog sich eine Umwälzung in der Denkweise der deutschen Nation. Sie wendete sich von den Idealisten, die 1848 die nationale Einheit nicht hatten zustande bringen können, vollständig ab. Preußische Traditionen fingen an, die Gesamtheit des deutschen Lebens zu durchdringen und auch den Geist der kleineren Staaten umzuformen. Die Staatskunst eines Bismarck und eines Friedrich galt fortan als selbstverständliche Politik für jeden gesunden, wohlgeordneten Staat. Das Evangelium der Macht, das Produkt der zweihundertjährigen geschichtlichen Entwickelung eines Partikularstaats, nahm Herz und Gemüt aller Nachkommen von Kant und Goethe gefangen, eine Verpreußung, die die größte, aber auch die schrecklichste Tat des eisernen Kanzlers ist.

Deutschland lebte fortan unter einer Verfassung, wie England unter den Tudors, aber der Tudor-Despotismus verfügte über kein stehendes Heer, während das moderne deutsche Kaisertum sich hauptsächlich auf die Armee stützt. Obwohl die Fürsorge zu Gunsten der Volksmasse noch immer so energisch ist wie im 18. Jahrhundert und erfolgreicher als in England zu Werke geht, bleibt es beinahe noch ebenso wahr, wie im Friederizianischen Zeitalter, daß nach preußischen Begriffen der Staat für das Heer da ist, und das Heer ist da für die Ausbreitung der Macht. Zwar Bismarck trieb keine energische Vergrößerungspolitik mehr, nachdem er Preußen zur herrschenden Macht in Deutschland erhoben hatte. Die Kolonien, die er erwarb,

waren unbedeutend und befriedigten den inzwischen erwachten weltpolitischen Ehrgeiz der Nation nicht. Welches auch die Gründe der vorsichtigen auswärtigen Politik Bismarcks nach 1871 gewesen sein mögen, er geriet dadurch in Widerspruch mit den historisch verwachsenen leitenden Prinzipien der preußischen Regierung, die er selber zum Kredo des deutschen Volkes gemacht hatte. Darum konnte auch Wilhelm II. im Jahre 1890 den Diktator so leicht beseitigen. Dieser Fürst vereinigte in sich die alte verwerfliche Denkweise seines Hauses von Gewalt und Betrug als den notwendigen Mitteln der Politik mit den zügellosen Aspirationen des jungen Deutschland, das die Weltpolitik bald nicht mehr im Sinne des bloßen Kolonisierens verstand, sondern die Universalherrschaft nach Art der Römer erstrebte. Wilhelm II. verwandelte durch unablässige Land- und Seerüstungen, denen die übrigen Mächte folgen mußten, Europa in ein Heerlager. Seine Ländergier warf ihre begehrlichen Blicke zunächst auf Südamerika. Aber die Vereinigten Staaten traten mit der Monroedoktrin dazwischen und die Zeit, ihnen den Krieg zu erklären, war für Deutschland noch nicht gekommen. Zwar sind die Nordamerikaner im streng militärischen Sinn des Wortes eine gering zu schätzende Macht, aber von einer europäischen Basis aus sind sie doch schwer anzugreifen, zumal solange die britische Flotte unbeschädigt ist. Deshalb ließ Wilhelm nach dem Venezuelakonflikt und dem spanisch-amerikanischen Kriege seine Absichten auf Südamerika bis auf Weiteres fallen und begann nun im Gegenteil, sich geflissentlich um die Freundschaft der Union zu bewerben.

Zugleich wendete die deutsche Politik ihre Spitze gegen England. Ebenso wie Allen bestreitet Muir die Ansicht Crambs, daß die Engländer Germanen sind, und zwar legt er auf die Ehre der Stammesverwandtschaft mit den Deutschen um so weniger Wert, als er, hierin im Einklang mit Cramb, Deutschland im Verdacht hat, die Vorherrschaft über die ganze germanische Rasse an sich reißen zu wollen. Jedenfalls suchte er nach der Behauptung des englischen Historikers Wilhelm unter dem Vorwande der Vetternschaft die Buren von Deutschland abhängig zu machen. Erst die Eröffnung der Archive für kommende Geschlechter werden zeigen, wie nahe schon 1899 ein englisch-deutscher Krieg gewesen sei. Nur die Einsicht in die Schwäche seiner Marine hielt den deutschen Kaiser schließlich doch von einer aggressiven Politik zurück.

In China, wo die deutsche Politik gleichfalls nach großen Landerwerbungen strebte, hat sie nichts erreicht als den Besitz von

Kiautschou, den sie mit der erbitterten Feindschaft Japans und überhaupt damit bezahlen mußte, daß die Welt von nun an die einzige Grenze für die deutsche Angriffslust in der Grenze der deutschen physischen Kraft erblicken. Um so besser glückten die grandiosen türkischen Projekte Wilhelms II. Im Jahre 1889 reiste er als der erste von allen großen Herrschern der Christenheit nach dem türkischen Konstantinopel, und er wiederholte diesen Besuch 1898, nach den Armeniermetzeleien. Von Stambul ging er nach Palästina und Damaskus, wo er sich in einer Rede, obwohl die Mehrzahl der Mohammedaner englische, russische und französische Untertanen sind, für den Schutzherrn des gesamten Islam erklärte. Die Mißbräuche der Türkenherrschaft aufrechtzuerhalten machte ihm keine Gewissensbisse. Seine großen wirtschaftlichen Erfolge im Orient, die, insoweit sie nur wirtschaftlicher Natur waren, von England und den anderen Rivalen des deutschen Reichs Deutschland gegönnt wurden, waren für ihn nur wichtig als Hebel der Macht. Sein Ziel war, in Gemeinschaft mit den Türken und gestützt auf Oesterreich, dem er die Hegemonie am Balkan versprach, nach Indien vorzudringen. Der Vorstoß nach Indien mit der Hilfe aller Mohammedaner — das war die Weltherrschaft. Darum schlossen sich die Mächte der Tripelentente gegen die deutsche Regierung zusammen. War letztere doch eine ununterbrochen fließende Quelle der Unruhe und machte einen vernünftigen diplomatischen Verkehr beinahe unmöglich, da sie es schlechterdings ablehnte, im europäischen Konzert ein ehrliches Spiel zu treiben. Wie im Osten die Türkei, so suchte der deutsche Kaiser im Westen Marokko für seine Machtsphäre zu gewinnen, indem er sich in Tanger noch einmal zum Protektor des Islams proklamierte. Er würde für die Eroberung Marokkos 1911 gegen die Tripelentente losgeschlagen haben, wenn die Vertiefung und Verbreiterung des Nordostseekanals schon durchgeführt gewesen wäre. Diese Maßregel, die letzte, die deutscherseits noch ergriffen werden mußte, um für den Kampf um die Weltherrschaft gerüstet zu sein, wurde im Frühsommer 1914 perfekt. Wenn Erzherzog Franz Ferdinand nicht ermordet worden wäre, würde Deutschland, anstatt Oesterreich den allgemeinen Krieg herbeigeführt haben. Aber freilich, es war vorteilhafter für Deutschland, wenn eine andere Macht die Verantwortung für die internationale Katastrophe zu tragen schien: „In der Tat, so im richtigen Moment ereignete sich der Mord (von Serajewo), daß manche geglaubt haben, er sei angezettelt worden, da der Erzherzog viele Feinde in

Oesterreich hatte. Der Verdacht ist zu furchtbar, als daß er ohne erdrückende Beweise für begründet erachtet werden dürfte, aber es liegen Tatsachen vor, die für ihn sprechen. Der Erzherzog wurde unbeschützt gelassen. Verschiedene von den Verschwörern waren österreichische Untertanen. Die österreichische Regierung war vor einem von ihnen von der serbischen gewarnt worden. Und der wirkliche Mörder, Prinkip, ist nicht zum Tode, sondern nur zu Gefängnis verurteilt worden.

Das ist die Natur der Politik, die Deutschland während der letzten zwanzig Jahre am Balkan befolgt hat......"

Nachdem Deutschland die Gelegenheit zur Offensive ergriffen oder sie vielleicht durch Meuchelmord erst herbeigeführt hatte, überfiel es Belgien mit derselben zynischen Frechheit und Ehrlosigkeit, mit der einst der Heros der preußischen Geschichte, der heute von allen Deutschen stolz so genannte Friedrich der Große, Maria Theresia überfallen hatte. Deutschland hat Belgien annektiert, zu einer deutschen Provinz gemacht. (Ist kein lapsus calami, sondern wird in dem Muirschen Buche mehrfach wiederholt). Das mag in den Augen von Deutschen etwas Gutes sein, anderen Leuten erscheint die Einverleibung in eine entehrte Nation als die denkbar schwerste Beleidigung. Der Angriff auf Belgien, eine Untat, wie wenn ein großer starker Kerl ein unschuldiges Kind blutig schlägt, entfremdete Deutschland alle ehrlichen Leute in der ganzen Welt; er machte klar, daß dem Wort der deutschen Regierung, so wie sie heute konstituiert ist, nie wieder geglaubt werden kann. Der so begonnene Krieg ist in dem gleichen Geist schamloser Verletzung von Vertragspflichten durchgeführt worden. Starke und gehäufte Beweise lassen sich dafür beibringen, daß die Deutschen Frauen und Kinder vor ihren Feuerlinien hergetrieben haben.*) Löwen wurde geplündert, eine ganze Menge Löwener Frauen und Kinder wurde von der brutalen Soldateska geschändet. Nicht einmal in der preußischen Geschichte gibt es eine Parallele zu diesem unerhörten Verbrechen. Tillys Plünderung von Magdeburg ist nichts dagegen. Alarichs Plünderung Roms verblaßt daneben zu einem Schatten. Der Nation, die

*) Dieses gemütlose taktische Manöver spielt, wie wir auch oben, S. 500 sahen, in der Phantasie englischer Historiker eine große Rolle. Es ist ein alter Ladenhüter kritisch undurchforschter geschichtlicher Ueberlieferung (Vgl. übrigens S. 484); schon die Türken sollen im 16. und 17. Jahrhundert bei der Erstürmung von Festungen Christensklaven vor sich her getrieben haben. Freilich, Muir würde sagen, umso würdigere Bundesgenossen sind die Türken für die Deutschen.



sich in ihrem Größenwahn einbildet, daß ihre Kultur den Beruf zur Vorherrschaft über die anderen in sich trage, blieb es vorbehalten, die schlimmsten Erinnerungen des Menschengeschlechts an Babarentaten durch ihre eigene Handlungsweise zu überbieten. In dem Schloß La Baye geruhte sogar der deutsche Kronprinz, die Gemälde und anderen Wertgegenstände der abwesenden Baronin als seine Beute einpacken zu lassen.

Das mühsam erbaute Werk der Hager Konferenzen geht durch Deutschlands Schuld über Bord. Warum verfahren die Deutschen so? Sie werden nicht durch ihre Leidenschaften dazu angetrieben, durch bloße niederträchtige Freude an Zerstörung und Tyrannei, obwohl diese Leidenschaften nach und nach bei dem schlechteren Teil der deutschen Soldaten wirksam entfesselt worden sein müssen. Aber für die Leiter ist es eine Angelegenheit vorbedachter und berechneter Politik. Der Zweck ist, Schrecken einzuflößen, im Sinne der berühmten Hunnenrede des Deutschen Kaisers an seine Truppen, als sie sich nach China einschifften. Das Land, das die deutschen Heere durchziehen, soll so unterjocht werden, daß seine Einwohner, welchen Abscheu und welche Verachtung auch immer sie gegen die Eroberer empfinden mögen, doch nicht wagen, auch nur eine Hand gegen sie aufzuheben. Diese Politik hat militärisch ihren Nutzen, und sie bringt auch noch einen anderen Vorteil mit sich. Sie ist für andere kleine Völker ein Beispiel, das zu denken gibt, etwa für Holland, wenn es einmal die Unverschämtheit an den Tag zu legen geneigt sein sollte, seiner im Interesse der Verbreitung der deutschen Kultur notwendigen Okkupation Widerstand entgegenzusetzen. O! Es ist schon eine zweckmäßige Politik! Aber es ist auch die Politik der Hölle, und da ein gerechter Gott das Weltall regiert, so wird sie nicht straflos bleiben.

An anderen Stellen seines Buches führt Muir aus, die Politik der Berliner Regierung, wie sie von Beginn der preußischen Geschichte an bis in den gegenwärtigen Krieg hinein immer wieder getrieben worden sei, stehe niedriger als Hunnenpolitik; sie müsse bezeichnet werden mit dem Worte Politik der Dschungeln. Trotz dieser und der anderen traurigen Verirrungen seines Urteils über die deutsche Politik und seiner ebenso empörenden Verunglimpfungen unseres Heeres und seiner Führer kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß Muir subjektiv ehrlich ist. Er erlaubt sich die oben berührten Verleumdungen gegen Kaiser Wilhelm II., aber dann schlägt ihm gleich sein Gewissen, und er wirft die Frage auf, ob

nicht die immer wieder von neuem betonte Friedensliebe dieses Fürsten, an die alle Völker der Erde geglaubt hätten, vielleicht wirklich doch aufrichtig gemeint gewesen sei.*) Aber die Zwangsjacke der pazifistischen Theorie, in die er die preußische Geschichte gepreßt hat, öffnet Muir darum doch nicht. Ein friedliebender Hohenzoller wird nach ihm zu einer problematischen Natur; ob er will oder nicht, die Raubtiernatur seines Staates zwingt ihn, in Bahnen zu wandeln, deren Blutspuren er nicht gern sieht, aber die Beute macht er doch. Preußen ist und bleibt eben ein Gewaltstaat; wie England, trotz einer nicht ganz unbefleckten Vergangenheit, ein Gerechtigkeitsstaat. Die leitenden Gedanken der auswärtigen englischen Politik lassen sich für die heutige Zeit in die Worte zusammenfassen: Europäisches Konzert, Sicherheit der kleinen Staaten, Fortschritt der internationalen Schiedsgerichte, Abrüstung, Humanisierung des Kriegsrechts. Diese Prinzipien sind nicht spezifisch englisch, sondern beherrschen das politische Denken der ganzen zivilisierten Welt, mit Ausnahme der Deutsch sprechenden Völkerschaften. Das Deutschland Goethes, Steins und Dahlmanns ist einem moralischen Vergiftungsprozeß zum Opfer gefallen. Ueberhaupt das ganze europäische System trägt seit 200 Jahren und länger einen Giftstoff in sich, Preußen. Es ist auch die Ursache des gegenwärtigen Krieges, der die beteiligten Staaten und auch unbeteiligte mit Schulden für unproduktive Zwecke überbürden wird. Diese zermalmende Last wird für Generationen die Hebung des Status der unteren Klassen erschweren. Ueberhaupt ist der Fortschritt der europäischen Zivilisation durch den Krieg vielleicht schon um Generationen zurückgedrängt worden. Und was auch immer das Ergebnis des Ringens sein möge, eine Saat des Hasses ist ausgestreut, die die internationalen Beziehungen möglicherweise auf Generationen hinaus vergiften wird. So ist die Sache des Pazifismus aufs äußerste bedroht. Gegen seine brutalen deutschen Verhöhner müssen alle waffenfähigen Engländer ins Feld ziehen, und die neutralen Staaten, Amerika an der Spitze, sind moralisch verpflichtet, ihre sträfliche Gleichgültigkeit, die sie gegenüber dem Schicksal Belgiens bewiesen haben, wieder gut zu machen, indem sie an dem Kampf auf Leben und Tod für die allen nichtdeutschen Kulturvölkern gemeinsamen politischen Ideale und gegen die deutscherseits vertretene Moralität der Dschungeln aktiven Anteil nehmen.

*) Die Ehrenhaftigkeit und Friedensliebe unseres Kaisers wird auch von den Oxforder Historikern anerkannt. Vgl. Seite 366 im 158. Bande dieser Zeitschrift.

Ich denke, wir haben jetzt von der englischen Geschichtsschreibung unserer Tage, diesem jüngsten Zweig am vierteltausendjährigen Baume des britischen Rationalismus, eine vollkommen klare Anschauung gewonnen. Es heißt, daß über den Schlachtfeldern die Geister der Völker miteinander in den Lüften kämpfen. Dann ist der Genius, zu dem die Epigonen Herbert Spencers um Hilfe in ihren irdischen Nöten aufschauen, jedenfalls kein besonders erleuchteter und hehrer. Aus Pazifismus haben die Engländer Deutschland angegriffen, sagen die englischen Historiker. Wenn ihr Landsmann Cramb noch lebte, würde er als Kenner Hegels die Herren Allen und Muir sowie die dii minorum gentium aus Oxford darauf aufmerksam machen können, daß in jener Politik des Kabinetts von St. James ein Widerspruch liegt, ein Umschlagen ins Gegenteil, wie es für die historische Bewegung charakteristisch ist.

Rußland und Frankreich schwankten, ob sie um Serbiens willen Krieg führen sollten, da traten die englischen Liberalen aus Nibelungentreue in schimmernder Wehr neben die beiden ihnen befreundeten Regierungen, schwenkten ihre pazifistische Oriflamme und — der Weltteil schwamm in Blut und Tränen. Das ist die List der Idee und der Humor des Weltgeistes.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Berthold von Kern: Die Willensfreiheit. Vorträge, gehalten in der Gesellschaft für positivistische Philosophie in Berlin im November und Dezember 1913. — Berlin 1914, Verlag von Aug. Hirschwald.

Der in Anerkennung seiner Schriften von der Berliner Universität durch Verleihung des philosophischen Doktortitels ausgezeichnete Verfasser, Obergeneralarzt a. D., ist von den Naturwissenschaften her zur Philosophie gekommen. Man meint dies an der Art seines Philosophierens zu spüren. Er entwickelt seine Gedanken mit einer Sachlichkeit und Ruhe, einer Besonnenheit und nichts außer acht lassenden Sorgfalt, wie sie dem experimentierenden Forscher eigen zu sein pflegt, dem jedes kleinste Versehen, jede Hast und Unachtsamkeit die Rechnung fälscht und den Erfolg zerstört. Und dieser Art seines Denkens entspricht die sprachliche Darstellung vollkommen. Es ist ein wahrer Genuß zu sehen, mit welch vornehmer Sicherheit sich Kern auf dem schwierigen Boden dieser völlig abstrakten Untersuchungen in leichtem, oft geradezu anmutigem Andante vorwärts bewegt.

Kern beantwortet die alte Doktorsage nach der Willensfreiheit durchaus im deterministischen Sinne. Der Indeterminismus ist schon deshalb zu verwerfen, weil es den von ihm vorausgesetzten, über den gefühlsbetonten Denkvorgängen, den „Motiven", schwebenden Willen gar nicht gibt. Der Wille, wie man das Wort gewöhnlich faßt und wie es in dem Streit um die Willensfreiheit auch nur gemeint sein kann, ist nicht ein psychisches Element neben dem Denken und Fühlen, sondern „der begriffliche Repräsentant für den inneren Zusammenhang des handelnden Ich". Eine vortreffliche Definition, die jede gründliche psychologische Analyse der inneren Vorgänge beim Zustandekommen eines Entschlusses bestätigt. Wir fassen in der Tat mit dem Begriff „Wille" die Energien der verschiedenen mit oder gegen einander wirkenden Motive, die die Handlung verursachen, zur Einheit zusammen, ein Verfahren, das so alt und so notwendig ist, wie das Denken überhaupt. Der Mensch ist sich selbst der nächste — auch

in der Entwickelung seines Denkens. Das bunte Vielerlei seiner inneren Zustände faßt er zu allererst zum „Ich" zusammen, und das, was ihn zum Handeln drängt und oft erst nach langem inneren Kampf und Ausgleich der Kräfte zur Tat führt, nennt er vereinfachend und vereinheitlichend Wille. Diese Bedeutung des Begriffs bestätigt der praktische Sprachgebrauch alle Tage. Willensstark nennen wir den Menschen, dessen Handeln die Einheitlichkeit seines inneren Seins verrät, wogegen ein Hin- und Hergezogenwerden von entgegengesetzten Antrieben, die Unfähigkeit, zwischen den einander entgegenstrebenden Motiven einen Ausgleich zu finden, uns als Willenlosigkeit erscheint.

Daß das Freiheitsgefühl des handelnden Menschen nicht für den Indeterminismus spricht, macht Kern deutlich, indem er auf die entgegengesetzten Gesichtspunkte hinweist, unter denen wir uns selbst betrachten, den subjektiven und den objektiven Gesichtspunkt. Von jenem aus gesehen, erscheint uns unser Handeln als Aktion oder Reaktion unseres Ich, während wir es unter dem objektiven Gesichtspunkt in seiner Bedingtheit durch das Gegebene, als einen Teil des Weltgeschehens erkennen. Beide Betrachtungsweisen sind gleich notwendig und ergänzen einander. Solange wir unseren Wünschen und Grundsätzen gemäß handeln, fühlen wir keinerlei Zwang. Ganz dem Zukünftigen zugewandt, das durch uns werden soll, achten wir nicht der bedingenden Zusammenhänge unseres Seins mit der Vorwelt und Umwelt, wir isolieren uns geistig und werfen gleichsam die Kausalketten ab, die uns binden. Sobald wir aber unser Handeln zum Gegenstande einer Untersuchung machen, reiht sich Glied an Glied, die Ketten schließen sich wieder, und wir sehen uns selbst in notwendigen Zusammenhängen. Welcher von beiden Gesichtspunkten der übergeordnete ist, das kann in einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht zweifelhaft sein. Wo es auf Erkenntnis abgesehen ist, führt das Erkenntnisinteresse die Alleinherrschaft, und der subjektive Gesichtspunkt muß sich dem objektiven unterordnen. Daß dies geschehen kann, ohne daß von den Werten, die bei dem Freiheitsproblem in Frage kommen, etwas preisgegeben wird, zeigt Kern in der umsichtigsten und überzeugendsten Weise. Während der Indeterminismus jede Erforschung menschlichen Tuns und Seins und damit auch jede Erziehung, alles vernünftige, auf Erfahrung begründete Einwirken auf Menschen grundsätzlich unmöglich macht, indem er sie jeder Sicherheit beraubt, steht die deterministische Betrachtungsweise keineswegs in Widerspruch mit der richtig verstandenen Willensfreiheit. Diese hat nämlich zu ihrem Gegensatz nicht die Unbedingtheit, sondern den Zwang. Frei ist nicht der, dessen Handeln überhaupt nicht determiniert ist — ein Ungedanke! —, sondern der, der in seinem Tun nicht durch etwas determiniert wird, das seinem eigenen „Dichten und Trachten" nicht entspricht. Diese Freiheit verwirklicht sich mit der Entwicklung der Lebewesen und dem Fortschritt der Kultur in immer höheren Stufen. Die biologische Freiheit, die Bestimmtheit durch die dem Organismus eigene innere Gestaltungskraft, wird im Menschen

zur sittlichen Freiheit, die eine Ueberlegenheit der höheren Motive über die niederen bedeutet, „die Vorherrschaft unseres geistigen Erwerbs an sittlichen Grundsätzen und Einsichten“. Sie widerspricht so wenig der Kausalgesetzlichkeit, daß sie vielmehr ein Ergebnis der vom Kausalgesetz beherrschten Entwicklung ist. Ein Konflikt zwischen Determination und Freiheit entsteht nur dadurch, daß man die oben gesonderten Gesichtspunkte bei der Behandlung des Problems nicht auseinanderhält. Kern schärft immer wieder ein, daß beide Begriffe ganz verschiedenen Gedankensystemen angehören und daher einander gar nicht berühren. Die Freiheit des Willens ist keine psychologische Realität, sondern ein „logischer Unterscheidungsbegriff“. Um sie zu erfassen, treiben wir nicht „Genealogie der Moral“, untersuchen wir nicht das Zustandekommen unserer Entschlüsse und Handlungen. Dieses lassen wir vielmehr völlig außer acht, betrachten unser inneres Sein gleichsam nur im Querschnitt und fragen, wieweit wir in unseren Motiven, Entschlüssen und Handlungen durch unser geistiges Ich und durch die Außenwelt bestimmt sind. Soweit unser inneres Wesen, die Eigengesetzlichkeit unseres Geistes, gleichviel, wie sie entstanden ist, uns bestimmt, fühlen und nennen wir uns frei, während wir jede Beherrschtheit durch die Außenwelt, wozu wir unseren eigenen Körper rechnen, als Unfreiheit empfinden. Es ist klar, daß die so verstandene Freiheit des Willens eine Aufgabe ist, die wir niemals restlos erfüllen können. Wir kommen ihrer Erfüllung um so näher, je mehr Einheit unser geistiges Wesen gewinnt. Sicherlich, jede Disharmonie der inneren Strebungen stellt das Freiheitsgefühl in Frage. Müssen wir doch im Falle eines inneren Widerstreits uns selbst, einen Teil unseres Wesens, bekämpfen und unterdrücken. Ich würde indessen nicht eine Moral, die Opfer fordert, deshalb verwerfen, weil „ein Opfer immer auf eine Unstimmigkeit in den inneren Bedingungen unseres Handelns bedeutet“. „Schöne Seelen“ sind selten, sehr selten, die meisten Menschen haben ihr Leben lang an inneren „Unstimmigkeiten“ zu leiden. Wenn es aber in diesen Kämpfen zu „Opfern“ kommt, so ist das immer ein Beweis dafür, daß das höhere Prinzip über das niedere gesiegt hat.

Im letzten Abschnitt seiner Vorträge bespricht Kern die fatalistischen Einwände, die stets gegen den Determinismus gemacht worden sind. Er begegnet ihnen durch die Unterscheidung von Wirklichkeit und Erkenntnis, die der Fatalismus übersieht. Unsere Erkenntnis ist ein gänzlich subjektives Denkgebilde, von dem die Wirklichkeit so unabhängig bleibt, „wie der Lauf eines natürlichen Stromgebietes von den Strichen, Zeichen und Farben einer Landkarte, die wir entworfen haben, um uns einen Ueberblick zu verschaffen über jenen Stromlauf und seine Beziehungen zum Gelände“. Wer um der Determiniertheit alles Geschehens willen glaubt, die Hände in den Schoß legen zu müssen, der vergißt, daß unser eigenes Streben in den Ursachenkomplex, um dessen Erfolg es sich handelt, mit hineingehört und daß wir den Weltlauf ändern, wenn wir es an unserem Mitwirken fehlen

lassen. Der Begriff des Schicksals hat, wie der des Willens, nur logische Berechtigung und „darf nichts anderes bedeuten als eine gedankliche Zusammenfassung aller das Wirklichkeitsgeschehen bedingenden Ursachen". Der Fatalismus erwächst ja auch in Wahrheit nicht auf dem Arbeitsfelde der Wissenschaft. Er ist religiösen Ursprungs und wurzelt, wie alles Religiöse, im Gefühls- und Willensleben. Den Determinismus benutzt er nur vielfach als Mantel, um sein eigentliches Wesen dahinter zu verstecken. Dies ist meist, oder doch sehr häufig eine gewisse Willensschwäche und Unlust zu handeln. Man legt in Wahrheit nicht die Hände in den Schoß, weil man Fatalist ist, sondern man ist Fatalist, weil man die Hände in den Schoß legen möchte. Fatalistische Anwandlungen findet man daher fast immer bei Menschen, denen die rechte Freiheit des Willens, wie sie Kern versteht, mangelt. Wir beobachten es immer wieder: wenn der willensstarke, mit sich einige Mensch einmal entgleist, so macht er dafür sich selbst verantwortlich und verzeiht sich den Fehltritt nicht leicht; der moralisch schwache, vielspältige, sich selbst nicht beherrschende Mensch macht für seine Sünden und Gebrechen die Verhältnisse oder seine „Natur" verantwortlich und „wälzt die größre Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu".

Kerns ganze Behandlung des Problems der Willensfreiheit ist vom Standpunkte der Wissenschaft aus unanfechtbar. Es sind religiöse Gründe die zum Widerspruch gegen den Determinismus treiben. Mit der überlieferten Vorstellung einer absoluten, metaphysischen Verantwortlichkeit des Menschen ist die deterministische, d. h. die wissenschaftliche Betrachtungsweise sicherlich nicht in Uebereinstimmung zu bringen. Wer an ihr festhält, hält auch am Indeterminismus fest, der Wissenschaft zum Trotz. Für ihn hat in den menschlichen Dingen nicht die Wissenschaft das letzte Wort, sondern der Glaube. Martin Havenstein.

Festschrift für Alois Riehl, von Freunden und Schülern zu seinem 70. Geburtstage dargebracht. — Halle, Max Niemeyer, 1914.

Einer schönen akademischen Sitte gemäß ist Alois Riehl zu seinem 70. Geburtstage am 27. April 1914 als vornehmste Gabe eine Festschrift überreicht worden, die eine Reihe wertvoller Abhandlungen enthält.

Eröffnet wird die Sammlung durch eine Charakteristik der Dichtungen Rainer Maria Rilkes von Heinrich Scholz. Der Verfasser gibt ihr den Untertitel: Ein Beitrag zur Erkenntnis und Würdigung des dichterischen Pantheismus der Gegenwart. Wir haben es darin mit einer feinsinnigen Studie von tiefem poetischen Nachempfinden zu tun; und das Beste, was ich darüber zu sagen habe, ist vielleicht dies, daß es mich von Zeit zu Zeit immer wieder einmal lockt, diese Blätter von neuem durchzulesen. Es wird uns hier gezeigt, wie der geheimnisvolle Sangesquell der deutschen Mystik in dem versonnenen Schauen Rilkes abermals und doch in ganz eigener,

neuer Weise hervorgesprudelt ist. Wenn ich noch etwas gewünscht hätte, so wäre es nur dies, daß die Eigentümlichkeit des deutschen Pantheismus mit seinem Gegensatz zu alle dem, was man sonst so nennt, durchsichtiger gemacht worden wäre. Aber worauf es hierbei ankommt, das wird man schließlich doch auch so irgendwie aus dem Ganzen herausklingen hören.

Einen eindrucksvollen Beitrag zu der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts liefert sodann Hans Lindau mit seinem Essay „Ein Heiliger von Port-Royal und Kardinal Richelieu". Wir werden hier in eindrucksvoller Weise mit einer Persönlichkeit, dem Abbé von Saint-Cyran, bekannt gemacht, die uns den christlichen Humanismus jenes Zeitalters in einem edlen Typus vergegenwärtigt. Auch in der reinen Seele dieses Mannes fand die Bewegung der erlauchten Geister jener Tage einen lebendigen Wiederhall, durch die an Stelle der Kirche und des Dogmas unmerklich „Tugend und Frömmigkeit" zu vorherrschenden Lebensmächten erhoben wurden. — Friedrich Kuntze bietet einen „Versuch über die Probleme der „„Kritik der Urteilskraft"" in einem System des transszendentalen Realismus". Nach dem Vorgange Eduard v. Hartmanns, aber doch in einem anderen Sinne, bedient sich der Autor dieser Abhandlung eines Prinzips, das „transszendentaler Realismus" genannt wird. Kantisch ist es jedenfalls nicht; und darum wird es auch fraglich bleiben, ob man auf diesem Wege die tief verborgene Triebkraft des Kantischen Kritizismus faßbar zu machen vermag. Aber wie es auch damit bestellt ist, so liegt doch der unverkennbare Wert der Ausführungen Kuntzes darin, daß sie jene Gedankenmassen Kants unter eine neue, eigenartige Beleuchtung rücken. Es wird förderlich sein, die dritte der „Kritiken" Kants auch einmal unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. — In die individuelle Bestimmtheit eines anderen Denkers sucht Gustav Theodor Richter einzudringen. Seine psychologische Charakteristik „Spinozas Lebensgefühl" ist ein anregendes Unternehmen, von dem Werk aus in die innere Natur der schöpferischen Persönlichkeit einzudringen. Alle Freunde des niederländischen Philosophen werden daran ihren Gefallen haben. — Die Untersuchung Frischeisen-Köhlers „Zur Erkenntnislehre und Metaphysik des Thomas Hobbes" zeichnet sich durch das Bestreben aus, die Philosophie jenes englischen Denkers aus ihrer historischen Bestimmtheit zu begreifen. Wenn hierbei auch noch manches zu erledigen bleibt, manches wohl auch anders gefaßt werden muß, so kann die vorliegende Arbeit doch als ein verdienstvoller Beitrag zur Hobbes-Forschung bezeichnet werden.

Einen sehr interessanten Gegenstand der Aesthetik hat Johannes Eichner mit seiner Auseinandersetzung über „Das Problem des Gegebenen in der Kunstgeschichte" behandelt. Dieser methodologische Versuch, das Objekt der Kunstgeschichte mit Hilfe der Begriffe des optischen Bildes und des historischen Gegenstandes zu bestimmen, wird auch da, wo er auf Widerspruch stößt, eindringlicher Beachtung für würdig befunden werden. — Mit der methodischen Frage nach dem wissenschaftlichen Charakter der

Geschichtserkenntnis beschäftigt sich die Abhandlung Ernst Sauerbecks „über die Bedeutung der reaktionären Bewegung in der formalen Geschichtsphilosophie". Diese Darlegungen sind reich an Zitaten, aber nicht ebenso reich an klaren, durchgreifenden Gesichtspunkten. Vor allen Dingen vermisse ich eine scharfe Unterscheidung der beiden Erkenntnisreiche der Natur und der Geschichte; denn die hier gegebenen Bemerkungen treffen nicht das Wesen der Sache. Der Verfasser ist von dem anerkennenswerten Streben ergriffen, die scharfen und einseitigen Gegensätze, die gegenwärtig in der Behandlung jener Theorien hervorgetreten sind, in einer höheren Einheit aufzuheben; aber dazu wird er einen anderen, als den hier verfolgten Weg einschlagen müssen.

In der Hauptsache eine polemische Auseinandersetzung mit dem Phänomenologismus Husserls ist der Aufsatz Heinrich Maiers: „Logik und Psychologie". Ich habe nicht den Eindruck, daß hier die geschichtliche Bedeutung Husserls für den Fortschritt der Erkenntnisbewegung in unserem gegenwärtigen Zeitalter zureichend gewürdigt wäre, und ich habe mich auch nicht davon überzeugen können, daß die philosophische Position dieses Forschers durch die vorgebrachten Gegenargumente erschüttert wäre. Nicht hierin also liegt mir der Wert der Maierschen Ausführungen, sondern vielmehr in der durch diese Polemik erweiterten Darlegung seines eigenen Standpunktes und der durch ihn vertretenen Auffassung von der psychologischen Fundierung der Logik.

Abgeschlossen wird dieser Band durch eine Art Vorstudie zu einer Theorie der Geisteswissenschaften von Eduard Spranger, der er die Aufschrift „Lebensformen" gibt. Wenn ich den Verfasser richtig verstanden habe, so will er die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Individualitäten dadurch wissenschaftlich faßbar machen, daß er ihre Grundformen an der Hand der geistig-sittlichen Hervorbringungen des Menschengeschlechts zu entwickeln und zu begreifen sucht. Da wir es hier noch mit einem vorbereitenden Entwurf zu tun haben, so kann auch noch kein Urteil darüber abgegeben werden, ob dieser Weg zu einem bedeutungsvollen Ergebnis führen wird. Jedenfalls aber wird man in dieser Darbietung die trefflichen Charakteristiken des theoretischen, des wirtschaftlichen, des sozialen Menschen, ferner des Machtmenschen, des Phantasiemenschen und des religiösen Menschen mit regem Interesse aufnehmen.

In der Ansprache, die bei Ueberreichung dieser Riehl-Festschrift gehalten wurde, heißt es: „Es ist das Vorrecht der Wissenschaft, sich durch sich selber auszuzeichnen und das, was sie Führern und Meistern verdankt, in eigener Werkstatt zu erhellen. Sie gleicht darin jenen edlen Steinen, die ihren echtesten Glanz erst dadurch erlangen, daß sie in ihrem eigenen Staube geschliffen worden. So haben wir versucht, den herzlichen Dank, den wir gegen Sie empfinden, durch eine Reihe von Arbeiten und Abhandlungen zu bezeugen, in denen Sie, wie wir hoffen, die Spur des

Geistes, der uns mit Ihnen zusammengeführt hat und dauernd mit Ihnen zusammenhält, nicht ganz vermissen werden.“ Man wird sagen können, daß uns die Gesinnung, die in diesem Wort ausgedrückt ist, aus jedem der gelieferten Beiträge lebendig anspricht.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Emanuel Hirsch, Fichtes Religionsphilosophie im Rahmen der philosophischen Gesamtentwickelung Fichtes. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1914. Gr. 8°, 132 S.

Eine scharfsinnige Untersuchung über die immer noch nicht völlig geklärte Entwicklung der Fichteschen Religionsphilosophie. Der Verfasser unterscheidet drei Epochen, von denen die erste, die Kantische, jedoch nur periodische Bedeutung hat. Es bleiben demnach für die eigentliche Entwicklung der Fichteschen Religionsphilosophie nur die bekannten zwei Hauptabschnitte, die Zeit der früheren und die der späteren Wissenschaftslehre, die Zeit des Werdens und die der Vollendung. Den Wendepunkt bildet das Jahr 1800 mit der „Bestimmung des Menschen“, die den Uebergang darstellt von der Religionsphilosophie des persönlichen Entschlusses zur Religionsphilosophie der mystischen Hingebung.

Das Dokument der ersten, Kantischen Periode ist die Kritik der Offenbarung. Der erste Entwurf einer Religionsphilosophie auf dem Boden des strengen Kritizismus, mit echt Kantischen Resultaten. Pädagogische Deduktion des Offenbarungsglaubens aus der sittlichen Schwäche der menschlichen Natur, mit Umgehung der Wirklichkeitsfrage. Offenbarung ist möglich; ob sie wirklich geworden ist, steht dahin. In jedem Falle kann sie nur der sittlichen Erziehung der Menschheit dienen und wird zum mindesten überflüssig, sobald die Menschheit so weit gekommen ist, daß sie das Gute aus Einsicht tut.

Die Offenbarungskritik ist ein Anfang ohne Folgen. Fichte ist nie wieder auf sie zurückgekommen, er hat sie später sogar sehr nachdrücklich abgelehnt; und der Verfasser hat recht, wenn er das Werk als eine Episode in Fichtes Denken bezeichnet. Die Religionsphilosophie der Atheismusschriften bedeutet einen ganz neuen Ansatz, der mit dem Standpunkt der Offenbarungskritik durch keine Brücke verbunden ist. Zwischen beiden liegt die Wissenschaftslehre mit der Entdeckung des absoluten Ich, die dann auch eine neue Gestaltung der Sittenlehre zur Folge hatte. Das religiöse Problem tritt in den Schriften von 1794—1798 ganz außerordentlich zurück, und es bedarf eines besonderen Scharfsinnes, um seine Spuren aufzufinden. Die Grundstimmung Fichtes in dieser Zeit ist ein begeisterter sittlicher Idealismus, der alles in Tat und Handlung auflöst und für religiöse Empfindungen kaum einen Raum hat. Das religiöse Ergebnis der neuen Ge-

sinnung hat Schelling in seinen „Briefen über Dogmatismus und Kritizismus“ 1795 gezogen, und es hätte sich wohl gelohnt, dieses religionsphilosophische Echo der „Wissenschaftslehre“ stärker heranzuziehen, als der Verfasser es getan hat. Die neu entdeckten Vorlesungen über Gott und Unsterblichkeit waren ihm noch nicht bekannt. Umso wichtiger ist das Ergebnis seiner eindringenden Analyse, daß die Gottheit im System der ersten Wissenschaftslehre die Stelle eines Grenzbegriffs einnimmt, ähnlich der Rolle der intellektuellen Anschauung in Kants Kritik der Urteilskraft. Die Gottheit ist die Veranschaulichung des absoluten Ich, bleibt aber als solche Ideal, da dieses Ich uns in keiner, auch nicht in der sittlichen Erfahrung, gegeben ist. Diese Erkenntnis halte ich für den wichtigsten Ertrag der ganzen Untersuchung. Dagegen ist der Standpunkt der Atheismusschriften m. E. verzeichnet. Schon die moralische Weltordnung, und nicht erst der sittliche Weltwille der „Bestimmung des Menschen“ ist eine neue Realität neben und über dem sittlichen Ich. Fichte hat ausdrücklich bemerkt, daß die Erhaltung der sittlichen Arbeit, um derentwillen die sittliche Weltordnung geglaubt wird, die Kräfte des sittlichen Ichs übersteigt und niemals von diesem erwirkt werden kann. Damit fallen dann auch die angeblichen Veränderungen, die der religiöse Beziehungspunkt in der Zeit zwischen den Atheismusschriften und der „Bestimmung des Menschen“ erfahren haben soll. Jedenfalls liegen sie nicht auf dem Gebiet der Umwandlung des Ideals in die Realität, da diese schon in den Atheismusschriften vollzogen ist.

Am wenigsten gelungen scheint mir die Analyse des letzten religiösen Standpunktes, den Fichte in der Fortbildung der Gedanken von 1800 gewonnen hat. Der Verfasser hat sich krampfhaft bemüht, die Wendung zur Mystik, die sich hier anbahnt und die den Schlüssel zu allem weiteren enthält, zu übersehen. Er hat damit aber nur gezeigt, daß er die innere Struktur von Fichtes letzter Religion nicht erfaßt hat; und die überlegene Kritik, die er an meinen Andeutungen über die neuplatonische Stimmung der „Anweisung zum seligen Leben“ glaubt üben zu müssen, steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Richtigkeit. Ich muß diese Kritik umso nachdrücklicher ablehnen, als der Verfasser in seinem Eifer mich einmal das Gegenteil dessen sagen läßt, was ich wirklich gesagt habe (S. 119 Anm. 7). Ich gönne ihm gern sein Selbstbewußtsein; er hat in der Tat etwas Tüchtiges geleistet. Aber es ist nicht nötig, daß man Andere verdunkelt, um selber desto heller zu leuchten. Ich mache mir nichts aus solchen Entgleisungen; aber andere könnten es tun, und der Verfasser wird lernen müssen, in Zukunft hierin vorsichtiger zu sein.

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, die Entwicklung der Fichteschen Religionsphilosophie unter Ausschließung aller religiösen Motive aus den Wandlungen seiner Spekulation zu erklären. Dieser Versuch mußte einmal gemacht werden, und hier ist er gründlich gemacht. Aber das Ganze umspannt er nicht. Die äußeren Anstöße sind übersehen, die Selbstbewegung

des Fichteschen Denkens ist überschätzt. Man merkt es dem Verfasser an, daß er die Uebersicht über die religiöse und metaphysische Gesamtentwicklung des Zeitalters noch nicht besitzt, ohne die man auch Fichtes geistige Wandlungen nicht vollständig analysieren kann.

Berlin. Heinrich Scholz.

Pädagogik.

Akademische Berufsbildung für Zeitungskunde.

Seit einer Reihe von Jahren haben ehemalige Kollegen, die im praktischen Dienste der Presse stehen, mich zu veranlassen gesucht, Einrichtungen zur Verbesserung der wissenschaftlichen Ausbildung künftiger Journalisten zu treffen. Sie wiesen darauf hin, daß diese Ausbildung mindestens die gleiche Bedeutung in Anspruch nehmen kann, wie die Berufsvorbereitung der Theologen, Juristen oder Mittelschullehrer und daß dieselbe gegenwärtig fast ganz dem Zufall anheim gegeben sei. Zwar widmeten sich auch seither schon dem Dienste der besseren und leistungsfähigen Presse vielfach vortrefflich beanlagte Kräfte, die ihre Studien mit der Doktorprüfung abgeschlossen hätten und bald als Historiker, bald als Philologen, Nationalökonomen oder Juristen ausgebildet seien. Aber ihre Studien hätten der Konzentration entbehrt, sie seien vielleicht sehr in die Breite gegangen, versagten aber doch nur zu oft, wenn es sich um ihre Anwendung für Zeitungszwecke handle. Die Eigenart dieser Arbeit, wie sie sich im Berichterstatten, Redigieren und der selbständigen literarischen Produktion zeige, müsse bis zu gewissem Grade lehrbar sein. Ueberdies könne di Bekanntschaft mit Geschichte, Organisation, Technik und Statistik des Zeitungswesens durch Lehrvorträge vermittelt werden. Endlich lege das Bedürfnis besserer Zeitausnutzung den Gedanken nahe, denen, welche die Journalistik als Lebensberuf erwählen wollten, das unsichere Herumtasten in verschiedenen Wissenschaften zu ersparen und ihre Studien auf solche Fächer zu konzentrieren, welche für den erwählten Beruf wirklich von Bedeutung seien.

Dem Gewicht dieser Gründe habe ich mich zwar niemals verschlossen, hielt aber doch die Schwierigkeiten einer Verwirklichung ihrer Absicht für viel zu groß, als das ich sie zu überwinden mir zutrauen konnte. Ich kannte die Versuche, welche von einigen schweizerischen und amerikanischen Universitäten in der gleichen Richtung gemacht worden waren, und sie hatten nicht überall meinen Beifall.*) Eine ähnliche Veranstaltung an einer deutschen Universität hatte wegen ihres reklamehaften Charakters eher abschreckend gewirkt, und sie ist dann auch schließlich den Weg aller unausgetragenen Projekte gegangen. Dazu kamen gutgemeinte Uebertreibungen. Man sprach von „Professuren der Journalistik“, die errichtet

*) Vgl. meine „Hochschulfragen“ (Leipzig 1912), S. 71—92.

werden müßten, und man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese neue Wissenschaft im Kreise der alteingelebten Universitätsdisziplinen machen mußte.

Tatsächlich giebt es denn auch eine derartige *Wissenschaft* nicht. Man kann die Geschichte des Zeitungswesens als einen Teil der allgemeinen Kulturgeschichte behandeln. Es lassen sich die Tatsachen der Organisation und Technik des heutigen Zeitungswesens geordnet zusammenstellen. Auch über die Stellung des Annoncenwesens in der modernen Volkswirtschaft wird der Nationalökonom sich klar zu werden suchen, und die Statistik der Zeitungen wird innerhalb der Kulturstatistik nicht übergangen werden dürfen. Aber aus diesen Elementen eine besondere Wissenschaft der Journalistik zu bilden, die auf systematischen Charakter Anspruch hätte, liegt doch keine Veranlassung und Möglichkeit vor, und so habe ich seit dem Jahre 1884 die Vorlesungen, welche ich in Basel und in Leipzig über den Gegenstand gehalten habe, nur als eine Uebermittlung nützlicher Kenntnisse angesehen wissen wollen, nicht als Eröffnung einer besonderen Wissenschaft. Möglich, daß künftig die soziologische Behandlung des Zeitungswesens, welche noch kaum begonnen hat, die Bausteine zn einer solchen liefern wird; heute sind wir noch weit davon entfernt.

Trotzdem habe ich seit dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig den Gedanken einer besonderen Berufsbildung für Journalisten wieder näher treten müssen. Damals hat Herr *Edgar Herfurth*, der Eigentümer der Leipziger Neuesten Nachrichten, eine *Stiftung für journalistische Lehreinrichtungen an der Universität Leipzig* gemacht, deren Kapital er im Jahre 1912 beträchtlich erhöht hat. Im Auftrage des Vorstandes dieser Stiftung habe ich den Plan zur Verwirklichung der ihr zugrunde liegenden Gedanken entworfen. Das Staatsministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat als Aufsichtsbehörde der Universität den Plan genehmigt und leistet zu seiner Verwirklichung einen einmaligen und einen jährlichen Zuschuß. Bereits mit Beginn des nächsten Sommersemesters wird ein Teil der zu treffenden Einrichtungen ins Leben treten; der Rest wird zu Anfang des Wintersemesters folgen.

Der Plan geht von der Grundauffassung aus, daß die zur *wissenschaftlichen* Ausbildung von Journalisten gehörigen Fächer an den deutschen Universitäten bereits vertreten sind und daß es im Einzelfalle nur auf eine zweckmäßige Verbindung dieser Fächer ankommt, die je nach der einzuschlagenden Studienrichtung verschieden sein kann. Es ist deshalb ein besonderer *Studienplan* — derselbe wird durch die *Akademische Auskunftsstelle zu Leipzig, Schillerstraße 7* auf Verlangen gern übersandt — zur berufsmäßigen Ausbildung in der Zeitungskunde entworfen worden, der für die drei in Betracht kommenden Richtungen (politische Journalistik, Handelsjournalistik und Feuilletonistik) die Fächer angibt, denen die wissenschaftliche Beschäftigung sich besonders zuzuwenden

hat. Für die Studierenden aller drei Richtungen werden Vorlesungen über Geschichte, Organisation und Technik des Zeitungswesens und besondere Uebungen vorgesehen, die in einer eigenen Abteilung der Vereinigten Staatswissenschaftlichen Seminare abgehalten werden.

Diese Uebungen zerfallen in einen Hauptkursus, in welchem die Quellenkunde und Arbeitsweise der Zeitungen behandelt werden und Anleitung zu eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen gegeben wird, und vier Fachkurse, die von Praktikern der Presse geleitet werden sollen. Einer derselben ist für politische Journalistik bestimmt, ein anderer für Handelsjournalistik, ein dritter für Feuilletonarbeit und ein vierter für Herstellungstechnik und Kostenberechnung. Der Gedanke, welcher bei der Einrichtung dieser Kurse maßgebend war, geht dahin, daß bei dem raschen Wechsel der Zeitungstechnik nur Personen, welche aus unmittelbarer täglicher Erfahrung schöpfen, im Stande sind, beruflich Brauchbares zu lehren, während meine weit älteren Beobachtungen zusammen mit meinen wissenschaftlichen Studien wohl ausreichen könnten, um den Hauptkursus zweckmäßig auszugestalten. Eine der vornehmsten Aufgaben dieses Kursus wird darin bestehen, die wissenschaftliche Untersuchung des modernen Zeitungswesens zu organisieren und methodisch durchzubilden.

Vielleicht könnte die gegenwärtige Kriegszeit für das Inslebentreten einer derartigen Veranstaltung nicht als besonders günstig erscheinen. Alle Universitäten sehen sich auf eine stark verminderte Studentenzahl beschränkt, und die Lücken, welche die furchtbaren Kämpfe um unsere nationale Existenz in unser jüngeres Beamtentum reißen, eröffnen den Uebrigbleibenden und den in der Berufsvorbereitung Begriffenen Aussichten auf ein rasches Vorwärtskommen in den altgewohnten Geleisen. Aber auf der anderen Seite gilt Aehnliches doch auch von der Presse; auch sie wird neuer Arbeitskräfte bedürfen, wenn einmal die Schwierigkeiten dieser Zeit, die sie besonders schwer treffen, überwunden sind. Es wäre vielleicht nicht wohlgetan, die Frage zur Erörterung zu stellen, ob sie sich den Anforderungen der Gegenwart überall gewachsen gezeigt hat. Das aber kann ohne jedes Bedenken gesagt werden, daß ihre Macht niemals so augenscheinlich sich aufgedrängt hat wie in der Gegenwart. Alle Welt spricht von dem Unheil, welches der Lügenfeldzug des Reuter-Bureaus und der Agence Havas seit anderthalb Jahrzehnten in der öffentlichen Meinung fast aller Kulturländer gegen uns angerichtet hat. Und welcher ernsthafte Leser könnte heute ein Zeitungsblatt aus der Hand legen, ohne aufs tiefste niedergedrückt zu sein von all dem Haß, der Niedertracht und Gemeinheit, die sich in der Presse unserer Feinde bis tief in die „neutrale" Tagesliteratur hinein gegen uns kund gibt!

Darin wird nach dem Wiedereintritt friedlicher Verhältnisse Wandel geschaffen werden müssen. Das ist eine unserer größten und schwierigsten Kulturaufgaben. Soweit es dabei auf die Zuführung vertrauenswürdigen Nachrichtenstoffes ankommt, kann nur ein internationaler Zusammenschluß

der Presse selbst helfen, der für alle Kulturvölker das leistet, was die Associated Preß für die Vereinigten Staaten von Amerika erreicht hat. Soweit aber die Erziehung eines Journalistenstandes in Frage steht, der in wissenschaftlicher, technischer und sittlicher Hinsicht seinen großen Aufgaben gewachsen ist, wird der Weg zur Reform auf der Grundlage einer Verbesserung des akademischen Berufsbildungswesens zu suchen sein. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der seitherige Weg, der den talentvollen Mann nahm, wo er ihn fand, sich als unzureichend erwiesen habe. Ich weiß recht gut, daß auf ihm eine Reihe der hervorragendsten Kräfte für die Tagespresse gewonnen worden ist, und welcher Einsichtige wird ihn für die Zukunft ausschließen wollen? Aber auch darüber dürfte unter allen Sachkundigen kein Zweifel sein, daß sich manche Lebensumwege durch eine zweckmäßige, direkt aufs Ziel gerichtete Ausbildung ersparen lassen und daß der Journalistenberuf heute bedeutsam genug geworden ist, um eigene Veranstaltungen für die akademische Vorbereitung auf denselben zu rechtfertigen. Hätten die dafür an der Universität Leipzig demnächst ins Leben tretenden Veranstaltungen nur die eine Wirkung, daß ungeeignete Elemente rechtzeitig den einzuschlagenden Weg als für sie ungangbar erkennen würden, so würde das bereits ein Gewinn sein. Daß aber die wirklich Berufenen zu einer soliden, den Forderungen der Praxis angepaßten Berufsvorbereitung Gelegenheit finden, kann ihnen und dem Stande, dem sie später angehören wollen, gewiß nur willkommen sein.

Beobachtungen, die sich dem akademischen Lehrer von selbst aufdrängen, gehen dahin, daß schon jetzt eine gewisse Zahl von Studierenden ihren Lebensweg von vornherein auf eine spätere Tätigkeit als Journalist, Redakteur oder Zeitungsverleger einrichtet. Diesen zu helfen ist ein Bedürfnis, daß auch schon durch die Beweggründe anerkannt ist, welche die obenerwähnte Stiftung hervorgerufen haben. Auch der Reichsverband der deutschen Presse hat 1913 auf seiner Düsseldorfer Tagung nach einem Referat von Dr. M. Mohr sich auf eine Reihe von Resolutionen geeinigt, die in der Richtung der Leipziger Veranstaltungen liegen. Bei einer solchen Uebereinstimmung der nächstbeteiligten Kreise darf erwartet werden, daß das, was jetzt geschaffen werden soll, nicht der Vergänglichkeit anheimfallen, sondern dauernd Nutzen und Segen stiften werde.

Karl Bücher.

Kunstgeschichte.

Deutsches Barock und Rokoko, herausgegeben im Anschluß an die Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst 1650—1800 in Darmstadt 1914 von Georg Biermann. 2. Bände. Fürstenausgabe Subskriptionspreis je M. 100. Buchausgabe je M. 40. Leipzig. Verlag der weißen Bücher.

Es war mir vor wenigen Wochen gestattet, an dieser Stelle einen

Bericht über die Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst von 1650—1800 zu veröffentlichen. Ich betonte damals, daß uns durch diese Ausstellung zum ersten Mal ein Ueberblick über die Malerei der deutschen Barock- und Rokokoperiode geboten worden ist. Professor Georg Biermann, der Leiter dieser Ausstellung, gibt uns heute in einem reich illustrierten Werke die erste erschöpfende Geschichte der deutschen Malerei dieser Epoche. Für die Wissenschaft ist diese erste kritische und zusammenfassende Bearbeitung einer hochwichtigen Phase des deutschen Kunstlebens auf Grund des auf der Darmstädter Ausstellung angesammelten Materials von weittragender Bedeutung. Wie für die Ausstellung selbst, so war auch für dieses Werk über das deutsche Barock und Rokoko der Wunsch maßgebend, eine Uebersicht über das gesamte Kunstschaffen und das Stilgefühl der Epoche zu geben. Im 17. und 18. Jahrhundert trat die Malerei keineswegs in der Loslösung von der übrigen Kunst auf, in der wir sie seit dem 19. Jahrhundert zu betrachten gewohnt sind. Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe gehören in Barock und Rokoko organisch zusammen. Es ist das Verdienst Professor Biermanns, uns sowohl auf der Darmstädter Ausstellung wie in seinem neuesten Werke diese sämtlichen Künste (mit selbstverständlicher Ausnahme der Architektur) der in Frage kommenden Periode als organische Einheit gezeigt zu haben. Wie es von vornherein im Programm der Ausstellung lag, einen möglichst vollständigen Einblick in den Stilcharakter und das künstlerische Wesen der Zeit zu geben, so ist auch ferner im Aufbau des Werkes „Deutsches Barock und Rokoko“ dieses Programm eingehalten worden. Silhouetten, Aquarelle, Skizzen, Werke der Goldschmiedekunst, das alles ist so weit es irgend Aufschluß über die Besonderheit der Zeit gibt, mit einem wahren Bienenfleiß zusammengetragen und in mustergiltiger Weise reproduziert. Die Kunstgeschichtsschreibung wird von jetzt ab mit diesem Buch zu rechnen haben; welche Folgen die zu einem übersichtlichen Katalog verarbeiteten Forschungsresultate für die Ausgestaltung unserer Galerien haben werden, läßt sich noch nicht voraussagen. Neue Gesichtspunkte haben sie bereits eröffnet. Es kann hier nur andeutungsweise auf die Ergebnisse hingewiesen werden, welche durch Prof. Biermanns Werk als Ausgangspunkt einer neuen kunsthistorischen Bewertung der Barock- und Rokokoperiode dauernd festgelegt sind. Künstlerische Erscheinungen des frühen 19. Jahrhunderts, welche seit der Berliner Jahrhundert-Ausstellung 1906 als Anfang der modernen Entwicklung betrachtet wurden, zeigen sich jetzt als Ausläufer einer schon im Zeitalter der Barocke angebahnten Richtung. Der ununterbrochene Zusammenhang der Kunst des 19. Jahrhunderts mit der des 17. und 18. liest sich aus den Abbildungen überraschend mühelos ab.

Buchtechnisch sind die beiden Ausgaben ein Meisterwerk, das jeden Bibliophilen begeistern wird. Robert West.

Hans Tietze, Die Methode der Kunstgeschichte. Verlag E. A. Seemann in Leipzig, 1913.

In ihrer mit Winkelmann anhebenden ersten Periode war die neuere Kunstgeschichte in erster Linie das Selbstbekenntnis einer Bildungsepoche. So ernst ihr Forschen war, war sie doch vor allem bemüht, dem Klärung heischenden künstlerischen Interesse ihrer Gegenwart zu dienen. Dann aber bemächtigte sich ihrer derselbe Geist, der auch in den anderen Wissenschaften lediglich auf Feststellung von Tatsachen ausging und dem es theoretisch und in neuerer Zeit auch oft genug praktisch gleichgültig war, welchen geistigen Gewinn die Zeit aus den Resultaten seiner Bemühungen zu ziehen vermochte. Je mehr nun diese Wissenschaft sich ausbreitete, je zahlreichere neben wenigen richtunggebenden Geistern nach Betätigung drängende Jünger sie gewann, desto umständlicher wurde ihr Apparat. Dokumente auf Dokumente wurden veröffentlicht, Denkmäler über Denkmäler aufgenommen, registriert und gesammelt, in immer fernere Weiten, in immer engere Lokalkreise vertiefte sich der nach neuen Tatsachen spürende Geist. Da aber die überwiegende Mehrheit dieser Tatsachen und Denkmäler dem allgemeinen Zeitinteresse fernlag, die Zahl der Forscher jedoch, mit der Zahl der Akademiker überhaupt, unverhältnismäßig zunahm, so geriet die Kunstgeschichte in einen immer trockeneren und öderen Betrieb, der sich im Uebermaß einer gleichgültigen, unnötig aufgeschwellten Bücherproduktion, im üppigen, dem allgemeinen Bildungsbestreben aber gleichgültigen, ja es durch seine ungeordnete Fülle verwirrenden Sammeleifer der Museen kundgab und endlich in immer größeren und peinlichen Mißkredit geriet. Neues Interesse gewann diese Wissenschaft dann erst, als die Aesthetik sich ihrer annahm und die vorgefundenen Resultate für ihre Zwecke zu verwerten suchte. Da aber die Aesthetik ihrer Natur gemäß, statt wie die Geschichte das Besondere zu suchen, das Besondere als Ausnahme des von ihr gesuchten und zum wirkenden Gesetz erhobenen Allgemeinen zu erfassen bestrebt ist und deshalb nur wenige Forschungsresultate der Kunstgeschichte brauchen konnte, ja nicht selten beim Suchen in einem Wust von für sie unwesentlichen Tatsachen zu ersticken in Gefahr war, so begann sie zum begreiflichen Aerger der Historiker die Resultate der historischen Forschung zu verachten, für ihre Systeme zu vergewaltigen und oft willkürlich genug Tatsachen und Daten umzuinterpretieren, um nur das System zu erhärten. Auf diese Weise entstanden innerhalb der Kunstgeschichte Mißtrauen und unfruchtbare Fehde und sieht sich die scheinbar in ihrer Hochblüte stehende Wissenschaft vor ihrer inneren Auflösung.

Schon aus diesem, natürlich nur in seiner Allgemeinheit gültigen und deutlich hervortretende Ausnahmen und Uebergänge unberücksichtigt lassenden kurzen Ueberblicke über die gegenwärtige Situation geht hervor, wie notwendig wir eine Methode der Kunstgeschichte brauchen, wie heilsam sie wirken kann. Und als ein nicht hoch genug zu würdigender Glücksfall muß es angesehen werden, daß dieser verdienstvollen Aufgabe nicht ein in

einer natürlich immer nach einer Seite individuell gefärbten Methode durch lange Tätigkeit befestigter Forscher, sondern ein relativ junger sich unterzog, der freilich durch tüchtige Arbeiten bekannt geworden, dessen Unbefangenheit aber noch von keiner grundlegenden eigenen Leistung getrübt wird. Und wenn er gerade wegen dieses Umstandes auch bei manchen eigenwilligen Größen, die in seinen notgedrungen allgemeinen Ausführungen sicher nicht alles billigen werden und es ihrer Natur nach vielleicht auch nicht mehr können, Anstoß erregen wird, so wird sich das klar und kräftig geschriebene, umsichtig und auf einer geradezu erstaunlichen Literaturkenntnis aufgebaute Werk doch ganz von selber durchsetzen und gerade den Anfängern und denen, die sich noch nicht zu alt zum Umlernen oder Revidieren der eigenen Anschauung fühlen, die größten Dienste leisten und sie vor manchen Fehlern bewahren.

Wie schon ein Blick auf das völlig an Bernheims grundlegendes Lehrbuch der historischen Methode angelehnte Inhaltsverzeichnis lehrt, ist Tietze in erster Linie Historiker und hält an der historischen Grundlage der Kunstgeschichte fest. Das ist nicht nur sympathisch, sondern auch in seiner Einfachheit nützlich und richtig. „Ich wollte", heißt es im Vorwort, „nicht eine neue, auf theoretischem Wege gewonnene Wissenschaft konstruieren, sondern die Praxis einer längst bestehenden Disziplin zu einer Methode verdichten." Das kennzeichnet den Ton des ganzen Buches. Es ist Tietze, so oft er auch Fehlgriffe berühren muß, nicht um Polemik zu tun, nicht um Verherrlichung oder Stabilisierung der eigenen Forschungsresultate, sondern um die Sache, die er zugleich mit warmer Begeisterung und schlichter Sachlichkeit behandelt.

Unter Kunstgeschichte will er verstehen: „Eine Erforschung und Darstellung aller Tatsachen, die die Entwicklung des menschlichen Kunstwollens erkennen lassen in ihrem kausalen Zusammenhang." Da diese Definition, wie auch Tietze hervorhebt, im Grunde nur das ausspricht, was seit langem in der Kunstgeschichte geübt wird, so werden sich Bedenken dagegen nicht erheben. Ihr einzig schwacher Punkt ist jener neuerdings so beliebte (aber auch gern mißbrauchte), in der Tat ein wenig schemenhafte Ausdruck des „Kunstwollens". Denn folgerichtig erhebt sich nun sogleich die Frage: was ist Kunst? Hier ist wirklich das schwache Mauerstück in der Definitionsburg der autonomischen Kunstgeschichte, in die die Aesthetik sogleich Bresche zu schießen beansprucht, ist doch sie es, die da meint, die Bestimmung darüber, was als Kunst zu gelten habe und was nicht, zu geben. Aber Tietze wendet mit Recht ein, daß, da die Aesthetik es noch nicht fertiggebracht hat, sich über eine Definition der Kunst zu einigen, der Historiker dadurch, daß er sich einem System verschreibt, sich notwendig eine Beschränkung auferlegt, die bei der notgedrungen einseitigen Orientierung der Aesthetik für die Erkenntnis des Kausalzusammenhanges, für den ja bei der überwiegenden Menge der Kunstwerke eine Menge außerästhetischer Momente in Betracht kommen, falsche oder zum mindesten sehr verzerrte Bilder ergeben dürfte.

Von vornherein verzichtet also Tietze auf eine ästhetische Umgrenzung des Materials und will darunter kurzerhand alle von Menschenhand geformten Dinge verstanden wissen oder, wie es Conze ausgedrückt hat, auf „alle in räumliche Formen hineingeschaffenen Menschengedanken, aus denen eine neue Welt um uns entsteht und deren kein Volk je ganz entbehrt“.

Nach dieser, wie man sieht, notwendigen und eindeutigen Feststellung des Materialumfanges erhebt sich sogleich die für den Historiker unumgängliche Frage nach der Auswahl des Materials. Für eine Kunstgeschichte kann ja nicht alles von Menschenhand geformte Material, wesentlich ästhetisches und weniger ästhetisches, gleichmäßig herangezogen werden. Das kann höchstens da geschehen, wo die etwa vorhandenen ästhetischen Tendenzen noch mit anderen außerästhetischen untrennbar verbunden sind, also in prähistorischen Zeiten. Ueberall aber, wo der Umfang des Materials wächst und sich differenziert, werden wir dem deutlich und vorzugsweise ästhetisch akzentuierten Material vor anderem weniger deutlichen, weniger überzeugenden den Vorzug geben.

Auch dann aber sind der ästhetischen Tatsachen noch zu viele, als daß sie gleichmäßig zur Betrachtung herangezogen werden könnten. Vielmehr entspricht es dem Charakter der Kunstgeschichte als einer Wissenschaft, daß unter diesen Tatsachen eine Auswahl nach der Wichtigkeit getroffen werden muß.

Das grundlegende Prinzip dieser Auswahl kann nun nicht sowohl durch die Ansicht von der „Größe“ der betreffenden Kunstwerke gefunden werden, denn in bezug auf sie besteht keine Einigung, auch nicht durch den Wert für die „Entwicklung“, da Entwicklung, falls es sich nicht um monographische Darstellung eines Einzelproblems oder einer technischen Neuerung handelt, ein einseitig ausschneidender Begriff ist, sondern in der allein faßbaren extensiven Wirkung. Zu dieser extensiven Wirkung muß aber nicht nur die Wirkung auf die Zeitgenossen des betreffenden Künstlers gerechnet werden — schon Deri hat hervorgehoben, daß die Geschichte der zu ihrer Zeit beliebten Kunstwerke ganz anders aussehen würde, als die Geschichte der „wahrhaft“ großen Künstler und Werke —, sondern vor allem die Wirkung auf uns. „Das, was heute noch oder wieder lebendig ist, ist das historisch Bedeutsame.“ (S. 28.)

Es ist ohne weiteres klar, daß mit dieser mutigen Feststellung dem — sagen wir: reinen Gelehrten, dem Theoretiker nicht Genüge getan werden wird. Wird doch auf diese Weise, so sehr sich Tietze auch dagegen verwahrt, daß man dies sein Auswahlprinzip mit einem Reflektieren laufender Kunstansichten, einem Hineintragen der eigenen Kämpfe in die Vergangenheit verwechselt („es gibt etwas in höherem Sinne Zeitgemäßes, dessen Klang der Kunsthistoriker in seiner Erforschung der Vergangenheit mitschwingen lassen soll“. S. 28), die Kunstgeschichte immer nur eine Geschichte von im höchsten Sinne aktuellen Problemkomplexen bleiben und damit letzten Endes immer subjektiv und zeitlich bedingt bleiben wird, daß

also jede Zeit ihre eigene Kunstgeschichte besitzen muß. Aber dieser theoretische Einwand ist praktisch ohne alle Bedeutung. Denn erstens ist eine allseitige historische Behandlung der Vergangenheit gar nicht möglich, da gewissen Zeiten das Verständnis für gewisse ästhetische Probleme immer abgehen wird, unser ästhetisches Verständnis also auch nicht allseitig orientiert werden kann. Zweitens aber würde bei der Möglichkeit einer derartigen ästhetischen Allseitigkeit die Geschichte der Kunst nur einmal geschrieben und von da ab höchstens, aber auch nur bis zu einer gewissen Grenze, vervollständigt und detailliert werden können. Gerade die Beziehung auf die Gegenwart sichert der Kunstgeschichte die ewig neue Lebendigkeit und das heute vielfach verloren gegangene allgemein menschliche Interesse.

Hierdurch klärt sich nun auch das Verhältnis der Aesthetik zur Kunstgeschichte. Sie arbeitet der letzteren in bezug auf eine klarere Erkenntnis des künstlerischen Tatsachenkomplexes vor. Nur auf Grund der analytischen Arbeit der wissenschaftlichen Aesthetik wird es dem Kunsthistoriker gelingen, den Charakter seines Sprachgebietes in wissenschaftlich brauchbare Begriffe zu bringen. Trotz dieser Annäherung bleibt die Grenzlinie zwischen psychologischer Aesthetik und Kunstgeschichte völlig klar: diese erforscht das Besondere, jene legt das Hauptgewicht auf das Allgemeine. Die Kunstgeschichte braucht vom Allgemeinen nur soviel, um das Besondere eines historischen Einzelfalles zu erklären. Was die normative Aesthetik betrifft, so wird der seiner Natur nach skeptische Historiker einer Reduzierung des ganzen ästhetischen Wirkungskomplexes auf ein einziges Erklärungsprinzip a priori mit Bedenken gegenüberstehen und jenen ästhetischen Richtungen näherstehen, die der Vielheit der Erscheinungen nur durch eine Vielheit der Erklärungen gerecht zu werden vermeinen. Auf den Wert der normativen Aesthetik als geschichtliche Quelle wird ausdrücklich hingewiesen.

Was sodann das Verhältnis zur Geschichte, genauer zur Kulturgeschichte, betrifft, so warnt Tietze an der Hand trefflich ausgewählter Beispiele vor jener von Schnaase ausgehenden, noch heute und nicht bloß in populären Kunstgeschichten fortspukenden Methode, aus bloßen kulturgeschichtlichen Analogien eine Scheinerklärung des kunstgeschichtlichen Verlaufes zu bieten, da selbst der konsequenteste Vorkämpfer, Lamprecht, der die absolute Koinzidenz der einzelnen Stufen der parallel laufenden Entwicklungsreihen verschiedener Kulturelemente behauptet, sich zu wesentlichen Einschränkungen genötigt gesehen hat. Eine konkrete Erklärung bestimmter künstlerischer Erscheinungen ist auf diesem Wege nicht zu erzielen. Der Kunsthistoriker hat vielmehr Tatsachen der Kulturgeschichte nur soweit heranzuziehen, als sie Vorgänge innerhalb der Kunstentwicklung zu *erklären* vermögen.

Endlich wendet sich Tietze, nachdem er das Verhältnis der Kunstgeschichte zur Philologie gestreift hat, gegen jene bekannte, naturwissenschaftlich beeinflußte Tendenz, in den Verlauf der Kunstentwicklung eine Gesetzmäßigkeit hineinzutragen, die, wie Tietze auseinandersetzt, nicht nur schwer beweis-

bar sein dürfte, sondern deren Aufsuchen auch gar nicht die Aufgabe der **Kunstgeschichte** sein kann, die nur in Tatsachenreihen gefaßt werden kann.

Es kann nicht davon die Rede sein, die folgenden Kapitel, die Quellenkunde, Kritik, Auffassung und Darstellung behandeln, hier auf beschränktem Raume ausführlich zu würdigen. Nur soviel sei allgemein gesagt: wer immer das Buch zur Hand nehmen wird, wird aus der durchweg vortrefflichen, mit gediegener, jede geistige Koketterie vornehm vermeidender Allgemeinbildung geschriebenen Darstellung reiche Anregung und Belehrung schöpfen und sich freuen, daß hier einmal wieder eine Leistung vorliegt, die nicht nur einem brennenden Bedürfnis Genüge tut, sondern auch alle Ansprüche, die man gerechterweise an sie stellen kann, erfüllt.

R. Schacht.

Recht.

„Vom künftigen Staatsanwalt."

Eine Entgegnung von Staatsanwalt Walter-Stettin.

Die unter der obigen Ueberschrift im Novemberhefte des vorigen Jahres (Seite 286—311) in dieser Zeitschrift von Julius Dankwerth*) veröffentlichten Anregungen zu einer Reform der Staatsanwaltschaft in Preußen sind dem Fachjuristen zwar nicht gerade neu, dennoch aber meines Erachtens so wichtig, daß man an ihnen nicht achtlos vorübergehen darf. Es sei deshalb mir, der ich seit meinem Assessorexamen der Staatsanwaltschaft angehöre und den Geschäftsbetrieb bei sieben Behörden kennen gelernt habe, gestattet, zu den Dankwerthschen Forderungen kritisch Stellung zu nehmen, was um so leichter geschehen kann, als ich den Wünschen des Verfassers im Wesentlichen zuzustimmen vermag, zumal sie eingehend und mit erfreulicher Sachlichkeit selbst da begründet sind, wo Verfasser Grund zu einem abfälligen Urteil zu haben glaubt und man ihnen anmerkt, daß nicht Nörgelei und Eifersucht sie diktiert haben, sondern Liebe zu unserm Berufe, dem Rechte unseres Volkes zu dienen und mit den uns zu Gebote stehenden Kräften dafür einzutreten, daß dieses Recht allzeit im Einklang stehe mit dem Rechtsbewußtsein unseres Volkes.

Deshalb wird man dem Verfasser insbesondere darin beistimmen, daß eine Reform der Staatsanwaltschaft in der Tat dringend nötig ist, aber, — (um dies gleich vorweg zu nehmen!) — eine wirklich wirksame Reform auf diesem wichtigsten Gebiete unseres Rechtslebens ist lediglich eine **Geld- und Machtfrage**. Darauf laufen im Endziel auch die Dankwerthschen Vorschläge hinaus, wenn er dies auch weniger scharf betont.

---

*) Es handelt sich anscheinend um einen Decknamen, denn weder der preußische Terminkalender noch die „Dienstlaufbahn der Preußischen Richter und Staatsanwälte" enthalten diesen Namen. Die Sachkenntnis des Verfassers spricht indessen dafür, daß er preußischer Richter ist (s. auch S. 288 des Aufsatzes).

Er geht bei seinen interessanten Ausführungen davon aus, daß nach seiner Ansicht die „Vorbereitung der Strafsachen heute in einer viel zu großen Zahl diejenige Gründlichkeit vermissen läßt, die von einem Volke mit so ausgeprägtem Rechtssinne, wie dem deutschen, die in einem solchen Rechtsstaate wie Deutschland, billig verlangt werden kann". Der größte Teil dieser mangelnden Gründlichkeit müsse „der Staatsanwaltschaft zugerechnet werden. Ich vermeide ausdrücklich die Worte „als Schuld", denn wie kann man von Schuld sprechen, wo so viel Umstände zusammenwirken, um dies unerwünschte Ergebnis herbeizuführen? Wer soll denn aber als derjenige genannt werden, der, um mich juristisch auszudrücken, den Umstand der mangelnden Vorbereitung zu vertreten hat, wenn nicht die Staatsanwaltschaft?*)

Aber wie kommt Dankwerth zu diesem harten Urteil?

Er führt dafür nur einen einzigen, aber nach seiner Ansicht „untrüglichen" Beweis an: Die übermäßigen Freisprechungen.

Dem vermag ich nicht beizustimmen, wenngleich auch Fachjuristen von hoher Bedeutung**) schon häufiger diesen Vorwurf gegen die Staatsanwaltschaft erhoben haben, indem sie sich, ebenso wie Dankwerth, darauf berufen, daß die Reichskriminalstatistik***) selbst lehre: „Freisprechungen werden um so seltener sein, je sorgfältiger bereits im staatsanwaltschaftlichen Ermittelungsverfahren auf die Ermittelung aller wesentlichen Umstände Bedacht genommen, je häufiger von der Möglichkeit einer Voruntersuchung Gebrauch gemacht wird und je strenger der Maßstab ist, den die Gerichte bei Eröffnung des Hauptverfahrens hinsichtlich der Frage, ob hinreichender Verdacht vorliegt, anwenden."

Daß dies im Großen und Ganzen richtig ist, wer wollte es leugnen? Ich glaube aber doch die Beobachtung gemacht zu haben, daß man der Statistik bei uns einen Uebermert beimißt. Keiner kann ihre Bedeutung mehr erkennen, wie ich, der ich selbst seit über zehn Jahren für mich über die von mir bearbeiteten Sachen eine Sonderstatistik führe, — was ich schon zur Selbstkontrolle für sehr nützlich halte, — aber warnen möchte ich doch, zu weitgehende und auch einseitige Schlüsse aus der Statistik zu ziehen, wie es meines Erachtens Dankwerth tut, ganz abgesehen davon, daß auch die sorgfältigste Statistik vor Ueberraschungen nicht bewahrt.

Ein seit einigen Jahren verstorbener, sehr bekannter, oberschlesischer Jurist pflegte in dieser Beziehung die niedliche und lehrreiche Geschichte von einem auf dem Gebiete der Statistik sehr stark arbeitenden Präsidenten zu

*) S. 290 a. a. O.

**) Vgl. z B. „Deutsche Juristenzeitung" (Verlag von Liebmann-Berlin); Schwoerer: „Das Vorverfahren und die Zahl der Freisprechungen (1906, Sp. 687/690); Grosch: „Die Angriffe gegen die Staatsanwaltschaft" (ebenda Sp. 1291/1296); Supper: „Die staatsanwaltliche und richterliche Laufbahn in Preußen" (1913, Sp. 249/253).

***) Vgl. Bd. 257 der Statistik des Deutschen Reiches Kriminalstatistik für 1911. Erörterungen zur Tabelle I; ferner Kriminalstatistik 1901, I 13.

erzählen, der ihm gegenüber einmal sein Befremden und Erstaunen ausgedrückt habe, daß in einem kleinen Amtsgerichtsbezirke 50 % auswärtige Termine in Zwangsversteigerungssachen stattgefunden hätten. Des Rätsels Lösung war indessen sehr einfach, indem in dem betreffenden Gerichtsbezirke überhaupt nur zwei Zwangsversteigerungstermine abgehalten worden waren, einer am Gerichtsorte selbst und einer außerhalb desselben. Hieraus ergaben sich dann naturgemäß die ominösen 50 %.

Diese „Statistik der kleinen Zahlen" ist es auch, die für uns Staatsanwälte so ungünstig ist und dazu beiträgt, uns dem Vorwurfe nicht genügender Vorbereitung auszusetzen.

Aber selbst zugegeben, daß die Staatsanwaltschaft an den Freisprechungen ein größeres Maß von Verschulden träfe, vermeiden lassen werden sich Freisprechungen niemals, selbst wenn die Staatsanwaltschaft nach allen Richtungen hin ihre Pflicht täte. In Oberschlesien, wo ich jahrelang tätig war, wurde von einem Ersten Staatsanwalt mit Nachdruck darauf hingearbeitet, jede Freisprechung zu vermeiden. Es kam schließlich fast soweit, daß man nur „in ganz sicheren Sachen" Anklage erhob und es wurde auch tatsächlich eine Herabminderung der Freisprechungen erzielt. Aber dieser Zustand kann als befriedigender meines Erachtens nicht angesehen werden, denn wieviele Gesetzesfrevler gingen dabei straffrei aus, nur weil ihre Verurteilung nach den Vorermittelungen zweifelhaft war und man sich nicht die Statistik verderben wollte! Man glich einem Jäger, der nur die ganz sicheren Hasen schoß, andere aber ruhig laufen ließ, aus Furcht, sie zu fehlen, obwohl die Kugel aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Ziel erreicht haben würde. Aber von einem Aufhören der Freisprechungen war nicht nur nichts zu merken, nein, auch die Statistik blieb weit hinter den Erwartungen zurück. Wenn nämlich mehrere Angeklagte desselben Vergehens angeklagt waren, und man glaubte den Belastungszeugen nicht, dann konnte es gar zu leicht vorkommen, daß die Freisprechungsziffer plötzlich gewaltig in die Höhe sprang und der Prozentsatz sich ganz außerordentlich zum Nachteile verschob, trotz der gründlichsten Vorbereitung der Sache durch den Dezernenten. Und dies wird sich auch eben niemals aus der Welt schaffen lassen, auch wenn der Staatsanwalt selbst die Zeugen vernehmen sollte: Auf ihn macht der Zeuge einen glaubwürdigen Eindruck, auf das Gericht nicht; oder man glaubt ihm auch dort, ist aber der Ansicht, daß sich der Zeuge in einem Irrtum befindet. Wer lange im Strafrecht gearbeitet hat, der weiß, daß solche Fälle an der Tagesordnung sind, verfehlt aber ist es, dann der Staatsanwaltschaft aus der Freisprechung einen Vorwurf machen zu wollen, ganz abgesehen davon, daß in den letzten Jahren „die Verjüngung des Richterstandes" auch viel zu der Zunahme der Freisprechungen beigetragen haben dürfte, indem meines Erachtens gerade die jüngeren Richter in neuerer Zeit häufig den viel zu weitgehenden Forderungen der modernen Strafrechtsschule in der Praxis Geltung zu verschaffen bemüht sind und so, meist unbewußt, die Rechtspflege schwer schädigen.

Der wichtigste Grund für die Freisprechungen liegt zweifellos darin, daß der Staatsanwalt bei Erhebung der Anklage auf die Mitarbeit anderer Organe zu sehr angewiesen ist und sich auf diese verlassen muß. Es ist aber nur zu bekannt, wie sehr diese Organe in der Praxis, oft trotz des besten Willens versagen. Die Polizeibehörden der kleineren Städte sind meist mit ganz ungenügenden Kräften besetzt, da die Gemeinden oft gar nicht in der Lage sind, für teures Geld zuverlässige und tüchtige Beamte anzustellen, ganz abgesehen davon, daß diese neben den polizeilichen noch so und so viel andere Funktionen haben und häufig überbürdet sind. Die Folge ist, daß die Erledigung der Ermittelungsversuche in bedauerlicher Weise verzögert wird, namentlich wenn die Ermittelungen so dürftig vorgenommen sind, daß sich mehrfache Rückfragen als nötig erweisen.

Die Tätigkeit der Gendarmen ist eine so anstrengende, daß sie über das Ergebnis ihrer Ermittelungen der Staatsanwaltschaft nur kurze Berichte zu erstatten haben, bei denen häufig die subjektive Auffassung des Beamten einen größeren Raum einnimmt, als das für den Staatsanwalt wichtige Tatergebnis.

Die Amtsvorsteher, die meist nur ehrenamtlich angestellt sind, überlassen es oft den Amtssekretären, die Vernehmungen, um die sie seitens der Staatsanwaltschaft ersucht sind, vorzunehmen und begnügen sich damit, späterhin das fertiggestellte Protokoll zu unterschreiben und mit der Begleitverfügung zurückzusenden. Ja, es kommt sogar vor, daß sie das Ersuchen der Staatsanwaltschaft ihrerseits an den Gendarmen zur Erledigung weiterreichen, ohne sich zu überlegen, daß dies schon der Staatsanwalt selbst hätte tun können, wenn er es für wünschenswert erachtet haben würde, die Requisition durch den Gendarm erledigen zu lassen.

Ja, meint Dankwerth, wenn dies der Staatsanwalt weiß, dann muß er eben gerichtliche Vernehmungen oder eine Voruntersuchung beantragen, am besten aber selbst die Vernehmungen vornehmen. Theoretisch sehr richtig, praktisch nicht durchführbar! Der Grund ist allgemein bekannt und wird auch von Dankwerth als stichhaltig anerkannt. Die Ueberlastung der genannten Beamten erweist sich in allen Fällen als unüberwindliches Hindernis. Soll man wirklich um eine Bagatelle willen, z. B. einer Körperverletzung unter zwei streitenden Nebenbuhlern, den ohnehin durch seinen Beruf über Gebühr in Anspruch genommenen Amtsrichter bemühen, umfangreiche Vernehmungen zu veranstalten, nur, weil die polizeilichen Organe unzuverlässig arbeiten? Soll man dem stark überlasteten Untersuchungsrichter noch mehr Arbeit machen, indem man auch in weniger wichtigen Sachen die Voruntersuchung beantragt, um ein zuverlässiges Ermittelungsergebnis zu erzielen? Ich fürchte, das Gegenteil, wie bezweckt, wird eintreten. Die ohnehin überlasteten Richter werden dann weniger gründlich arbeiten und der gleiche Minuserfolg schließlich eintreten, wie jetzt, denn die Ueberlastung der Staatsanwaltschaft und eine un-

genügende Aufsicht sind die beiden Gründe, die nach Dankwerth das Versagen der Staatsanwaltschaft erklären.

Um den letzteren Punkt voran zu nehmen, so basiert auch die nach Dankwerths Ansicht nicht genügende Aufsicht in einer Ueberlastung des Ersten Staatsanwalts, des Oberstaatsanwalts und des Justizministers. Er schlägt daher Schaffung eines besonderen Aufsichtsorganes, eines „Generalstaatsanwaltes“ vor und meint, dies könnte der für Strafsachen zuständige Ministerialdirektor sein. „Die Schaffung eines solchen Titels für den Funktionär würde aber anzeigen, daß hier eine wirkliche Generalsstelle für Staatsanwälte geschaffen werden soll, ein „Generalstabschef“, der diesen Namen mit Recht trägt.“ *) Insbesondere müßte von allen übergeordneten Stellen die Anklagetätigkeit besser überwacht werden, um die Zahl der Freisprechungen zu vermindern. Dankwerth ist nämlich der meines Erachtens unzutreffenden Ansicht,**), daß die Staatsanwälte sich leichter zur Anklage als zur Einstellung des Verfahrens entschließen, da der Einstellungsbescheid der Gegenzeichnung bedürfe und der Staatsanwalt Gefahr laufe, seine Tätigkeit unlieb kritisiert zu sehen und vielleicht zu einer Anklageerhebung veranlaßt zu werden.

Zum Beweise für das Gegenteil sei Herrn Dankwerth, der sich ja für Statistik sehr interessiert, aus meiner Privatstatistik mitgeteilt, daß ich in den letzten fünf Jahren durchschnittlich nur 25% Anklagen erhoben habe und der Prozentsatz der Freisprechungen erheblich unter dem Reichsdurchschnitt war. Gleichwohl will ich Dankwerth zugeben, daß er in Einzelfällen Recht hat, daß namentlich die Amtsanwälte in der Erhebung von Anklagen vorsichtiger sein könnten. Ich glaube auch, daß die Freichsprechungsstatistik gleich ein ganz anderes Aussehen bekommen würde, wenn man die vor den Schöffengerichten abgeurteilten Sachen ausscheidet. Wenn z. B. der Oberlandesgerichtsbezirk Stettin nach der Kriminalstatistik mit zu denjenigen zählt, in denen verhältnismäßig viel Freisprechungen vorgekommen sind, so trifft dies für den Landgerichtsbezirk Stettin, insbesondere für die vor den Strafkammern und Schwurgerichten verhandelten Strafsachen nicht zu, denn wie ich festgestellt habe, beträgt hier der Prozentsatz der Freisprechungen noch nicht 15 vom Hundert. Auch in einigen anderen Punkten fand ich, daß Dankwerth die Staatsanwaltschaft nicht richtig beurteilt, so, wenn er ihr eine übertriebene Angst vor der „Dreimonatsliste“ und dem „Restezettel“ unterlegt ***) Doch dies nur nebenbei, da ich im übrigen den Verbesserungsvorschlägen des Verfassers nur zustimmen kann.

Daß eine Reform nottut, wird niemand bestreiten, und zahlreiche Wege sind ja auch schon von Fachjuristen öfters gewiesen worden. Bei weitem der beachtenswerteste Vorschlag ist der, den Exzellenz Dr. Hamm in seinem

*) a. a. O. S. 307 ff.
**) a. a. O. S. 299.
***) a. a. O. S. 300.

Aufsatze: „Staatsanwalt und Richter“ *) und der jetzige Berliner Generalstaatsanwalt Supper in seinem Aufsatze: „Die staatsanwaltliche und richterliche Laufbahn in Preußen“ **) gemacht haben. Letzterer bestreitet, daß die vielgepriesene Geschlossenheit der Staatsanwaltschaft ein Vorzug für sie sei, will vielmehr mit ihr brechen, da der Staatsanwalt den Zusammenhang mit dem bürgerlichen Rechte verliere, sein Ueberblick über das Ganze beeinträchtigt, der Staatsanwalt zu einseitig werde. Hamm sowohl wie Supper schlagen daher einen Austausch zwischen Richtern und Staatsanwälten vor, wie er in Süd-Deutschland schon seit Jahren mit befriedigendem Erfolge bestehe, und zwar Supper mit der Verschärfung, daß kein Staatsanwalt auf Beförderung solle rechnen dürfen, der nicht eine Zeitlang Richter gewesen sei und sich als solcher bewährt habe.

Den Dankwerthschen Ausführungen ***) zu dieser Frage ist indessen meines Erachtens der Vorzug zu geben. Ich halte es für durchaus richtig, wenn er sagt: „Der Austausch würde wohl bei der preußischen Staatsanwaltschaft, abgesehen von einzelnen Fällen, die es immer gegeben hat, auf unfruchtbaren Boden fallen. Es liegt das wohl letzten Endes in dem Unterschied zwischen norddeutscher und süddeutscher Art. Hat sich der Norddeutsche in einen Beruf mit all seinen Fasern hineingelebt, so vertauscht er ihn nicht gern mit einem anderen, wenn auch verwandten. Ich halte es auch nicht für richtig, unter Verheißung von Vorteilen oder auf anderem Wege auf diesen Austausch hinzuarbeiten. In den Interessen eines Berufes geht man doch erst dann ganz auf, wenn man weiß, daß man ihm fürs Leben angehört. Es liegt also im staatlichen Interesse, daß die beiden Laufbahnen getrennt bleiben.“

Ich halte aber den Supperschen Vorschlag auch noch aus einem anderen Grunde für recht bedenklich. Auch unter den Richtern gibt es „Spezialisten“, insbesondere auf dem Gebiete des Zivilrechts. Diese können als Vormundschaftsrichter beispielsweise völlig ungeeignet sein; ihre Aussichten auf Beförderung dürften darunter kaum leiden. Aber, gesetzt, ein in seinem bisherigen Berufe durchaus tüchtiger Staatsanwalt tritt zur Richterlaufbahn über, bewährt sich aber dort aus irgend welchen Gründen nicht, so würde es ihm bei den jetzigen Verhältnissen kaum gelingen, wieder bei der Staatsanwaltschaft unterzukommen. Er muß dann zeitlebens in einer Tätigkeit ausharren, die ihm womöglich gar nicht „liegt“ und die Folge wäre dann nur zu leicht Arbeitsunlust und Unzufriedenheit. Diese aber aufkommen zu lassen, oder auch nur die Möglichkeit dazu zu schaffen, wäre ein nie wieder gut zu machender Fehler der Justizverwaltung. Im Gegenteil möge diese

*) S. Deutsche Juristen-Zeitung 1908, Sp. 103/109.
**) s. DJZ. 1913, Sp. 249/253.
***) a. a. O. S. 310.

es sich möglichst angelegen sein lassen, die Arbeitsfreudigkeit der Beamten zu erhöhen und die großen Pflichten und schwere Verantwortung der Staatsanwaltschaft mehr, wie bisher anzuerkennen.

Denn wer will es bestreiten, daß die Beförderungsaussichten gerade bei dieser Behörde sich in erschreckendem Maße verschlechtert haben?! Ganze Reihen von unter normalen Verhältnissen durchaus brauchbaren Staatsanwälten wurden in letzter Zeit übergangen. Die eigenartige Organisation der Behörde läßt es ja wohl als nicht wünschenswert erscheinen, daß jüngere Kräfte, die sich bewährt haben, außer der Reihe zu Ersten Staatsanwälten befördert werden, aber dann mache man mehr von der Befugnis Gebrauch, sie zu Landgerichtsdirektoren zu ernennen! Bei den Gerichten läßt sich im allgemeinen das Verjüngungsprinzip leichter durchführen, da hier jüngere Kräfte außer zu Landgerichtsdirektoren noch zu Oberlandesgerichtsräten ernannt werden können. Aber auch bei der Staatsanwaltschaft muß die Möglichkeit geschaffen werden, dem Stillstande in der Beförderung wirksam entgegenzutreten. Das einzige, wirklich durchgreifende Mittel besteht aber meines Erachtens nur in der Schaffung neuer gehobener Stellen, und die einzige Möglichkeit, die sich da bietet, kann nach meiner Ansicht nur nach der Richtung erfolgen, daß man nicht nur die Zahl der Abteilungsvorsteher erhöht, sondern ihnen auch größere Machtbefugnisse zulegt. Durch sie könnten dann die Ersten Staatsanwälte wieder erheblich entlastet werden. Eine völlige Gleichstellung der Abteilungsvorsteher mit den Ersten Staatsawälten läßt sich bei dem eigenartigen Charakter der Behörde ja allerdings wohl nicht erreichen, denn die Oberaufsicht muß immer bei dem eigentlichen Vorsteher der Behörde sein, aber man könnte den neuen Abteilungsvorstehern ja, um sie schon äußerlich aus der Menge der übrigen hervorzuheben, den Titel „Kronanwalt" verleihen, wie im früheren hannoverschem Rechte die Staatsanwälte ganz allgemein genannt wurden. Und wenn dann bei einer Reform weiterhin der unschöne Titel des „Staatsanwaltschaftsrates" verschwinden würde, so würde man dies seitens der Staatsanwaltschaft sicher nicht bedauern. Jedenfalls dürfte man in die neuen, gehobenen Abteilungsvorsteherstellen, die auch im Gehalt von den der übrigen Staatsanwälte aufgebessert werden müßten, nicht — wie bisher üblich —, nach dem Dienstalter aufrücken dürfen, vielmehr müßten diese Stellen ausgeschrieben und der freien Bewerbung zugänglich gemacht werden. (Bei den Amtsgerichten führt ja auch nicht der älteste Richter regelmäßig die Dienstaufsicht, sondern derjenige, der sich nach seinem Wissen und Tüchtigkeit am besten für diese Stellung eignet.)

Sehr zu wünschen wäre auch im übrigen eine erhebliche Stellenvermehrung, denn daß die Staatsanwaltschaft fast überall überlastet ist, wird wohl allgemein anerkannt, doch haben sich alle Versuche, hierin bisher Abhilfe zu schaffen, als unzureichend erwiesen, zumal die Sekretariate infolge des chronischen Mangels an dem nötigen Kanzleipersonal gleichfalls überbürdet sind, ganz abgesehen davon, daß man es, wie Dankwerth

richtig bemerkt, fast stets den Anklagen ansieht, ob ein Sekretär oder der Staatsanwalt selbst sie entworfen hat.

Viel würde aber wohl schon gebessert werden, wenn die Hilfsmittel der modernen Technik in weitgehendstem Maße der Staatsanwaltschaft zur Verfügung gestellt würden. Es müßte auf dem Schreibtische jedes Staatsanwalts ein Fernsprecher stehen, um ihm die Gelegenheit zu geben, sich jederzeit unmittelbar mit der Kriminalpolizei in Verbindung zu setzen. Höchst wünschenswert wäre auch, wenn jedem Staatsanwalt eine Sprechmaschine (Parlograph) zur Verfügung stände. Welche Unmenge Zeit für die jetzt nötige Schreibarbeit ließe sich dadurch gewinnen!*) Und diese Zeitersparnis könnte dann in viel nutzbringenderer Weise angewandt werden, insbesondere wenn dadurch, wie es auch Dankwerth wünscht, für den Staatsanwalt die Gelegenheit geschaffen werden könnte, selbst die ihm nötig erscheinenden Ermittelungen durch persönliche Vernehmungen vorzunehmen. Unter den jetzigen Verhältnissen ist dieser Idealzustand so gut wie ausgeschlossen, es gibt aber wohl niemanden uuter uns, der dies nicht schon wiederholt bedauert hätte, und in der Kommission für die Reform des Strafprozesses war ja auch bereits die Forderung erhoben worden, daß der Staatsanwalt in Zukunft die im Vorbereitungsverfahren erforderlichen Ermittelungen in der Regel selbst vornehmen solle.**) Bei den Militärgerichten hat sich diese Einrichtung vorzüglich bewährt und ihr Vorteil liegt klar zutage. Nicht allein, daß der Staatsanwalt die Ergebnisse des Vorverfahrens voll und gründlich beherrscht, es erleichtert auch „der Eindruck, den der Staatsanwalt durch die eigenen Vernehmungen der Beschuldigten und Zeugen gewinnt, in hohem Grade eine sachgemäße Entscheidung über die Erhebung der öffentlichen Klage.***)

Dagegen wird natürlich wieder von vielen Seiten der alte Vorwurf gegen die Staatsanwaltschaft erhoben werden, es mangele ihr die erforderliche Objektivität, um solche Protokolle aufzunehmen, eine ebenso unverdiente wie ungerechte Verdächtigung, deren Haltlosigkeit bereits Grosch in seinem oben erwähnten Aufsatze: „Die Angriffe gegen die Staatsanwaltschaft" nachgewiesen hat.†)

Wenn aber gewünscht wird, daß sich der Staatsanwalt auch richterlich betätige, dann räume man ihm ein Gebiet ein, auf dem er sich heimisch fühlt, auf dem er sich auszeichnen kann. Die Untersuchungsrichter wähle man aus ihnen, ihnen erteile man häufiger den Vorsitz in den Schwurgerichten und Strafkammersitzungen, um die Gelegenheit zur Prüfung zu haben, ob sich der Staatsanwalt für einen Direktorposten eigne. Man

---

*) Die meisten Landratsämter sind im Besitze dieser genannten technischen Hilfsmittel. Sollten für die Staatsanwaltschaft nicht die gleichen Hilfsmittel beschafft werden können, wie für die Regierungsorgane?

**) Siehe Protokolle der deutschen Strafprozeßkommission II 64.

***) Siehe Schwoerer a. a. O., Sp. 689, vgl. Prot. D Str.-P.-Komm. I 163.

†) a. a. O., Sp. 1292/1294.

wird hierbei sicher nicht schlecht fahren, ich habe wenigstens die Erfahrung gemacht, daß bei weitem tüchtigste aller Untersuchungsrichter, die ich kennen gelernt habe — (es sind dies mehr denn ein Dutzend gewesen) —, ein Landgerichtsrat war, der als Assessor viele Jahre bei einer Berliner Staatsanwaltschaft gearbeitet hatte und daher genau wußte, worauf es uns bei der Entscheidung darüber ankomme, ob Anklage zu erheben oder ein Antrag auf Außerverfolgungsetzung zu stellen sei.

Wenn man aber vor diesen Versuchen zurückschrecken sollte, so gestalte man die Staatsanwaltschaft zu einer reinen Verwaltungsbehörde um und unterstelle ihr die gesamte Kriminalpolizei, die auch sachgemäß zu reformieren wäre, sowie die Gefängnisverwaltung, die man von der Verwaltung des Ministeriums des Innern endgültig abtrenne. In dieser Hinsicht sei es mir gestattet, auf die interessanten Ausführungen des Gerichtsassessors Dr. Mettgenberg in Heft 10/11 des 1. Jahrganges der deutschen Strafrechtszeitung zu verweisen.*) Auch Dankwerth macht darauf aufmerksam,**) daß das „Musterländle“ Baden um deswillen eine um so zuverlässigere Strafrechtspflege besitze, weil dort die Kriminalpolizei mit der Staatsanwaltschaft in einer ganz anders nahen Verbindung arbeite, als in Preußen und anderen Ländern.

Freilich läuft alles, wie man sieht, in letzter Linie auf eine Geldfrage hinaus. Selbstverständlich werden größere Geldmittel bereit gestellt werden müssen, insbesondere auch für Büchereizwecke. Die meisten staatsanwaltschaftlichen Büchereien sind kläglich dürftig; lediglich aus Mangel an Geldmitteln. Kaum, daß diese zur Anschaffung der allernotwendigsten Fachzeitschriften und Kommentare reichen! Für Monographien, für kriminalistische, psychologische Werke ist nur in den allerseltensten Fällen Geld vorhanden! Auch die Reisefonds werden nicht mehr so ängstlich gehütet werden dürfen! Alles muß anders, großzügiger gehandhabt werden, soll die Staatsanwaltschaft ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, „das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft an der Entdeckung der Verbrechen und an der Bestrafung der Schuldigen zu vertreten.“

Gewiß, ich gebe zu, der Zeitpunkt, solche Forderungen zu erheben, ist nicht sehr glücklich gewählt. Wenn aber, wie jeder von uns heiß und zuversichtlich hofft, der jetzige gewaltige Krieg günstig für unser Volk ausgehen wird, dann werden sich hoffentlich nicht unschwer die Mittel beschaffen lassen, die Staatsanwaltschaft in zeitgemäßer Weise zu reformieren. Dann spare man gerade hier nicht, denn die Rechtsprechung in Strafsachen ist für die Allgemeinheit zweifellos der wichtigste Zweig der Rechtspflege!

---

*) a. a. O. Sp. 589/592.
**) a. a. O. S. 301.

Literatur.

August Sperl: **Burschen heraus!** Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. München 1914. Verlag von Oskar Beck.

Sperl ist ein guter Erzähler und verdient die Beliebtheit beim großen Publikum, deren er sich erfreut. Er kennt die Geschichte seiner fränkischen Heimat genau und hat Phantasie genug, um alte, versunkene Tage dichterisch wieder lebendig zu machen. Freilich, neue Entdeckungen im ewig geheimnisvollen Seelenlande verdanken wir ihm nicht — seine Gestalten sind in der Zeichnung konventionell und zum Teil nur schattenhaft —, auch fehlt seinem Stil die tiefe Eigenart, die das Merkmal des literarisch wahrhaft Bedeutenden ist, aber er schreibt flott und gefällig, mit Wärme und Schwung und ohne die anspruchsvollen Gesuchtheiten, denen man in modernen Romanen so häufig begegnet.

In dem neuen, umfangreichen Roman lernen wir am genauesten das Studentenleben auf deutschen Universitäten vor hundert Jahren kennen. Was ein „honoriger Bursch" damals war und wie das Ideal der „Honorigkeit" auch einem tüchtigen jungen Menschen verhängnisvoll werden kann, das macht uns der letzte Teil des Romans sehr anschaulich. Mir will nur scheinen, neben den Gefahren tritt der Nutzen der Erziehung, die die jungen Leute in den schlagenden Verbindungen einander zuteil werden lassen, etwas zu wenig hervor. — Im ersten Teil des Werkes erhalten wir ein deutliches Bild davon, wie ins westliche Deutschland die französische Revolution mit ihren politischen Idolen herüberleuchtete und den Leuten eine Zeit lang die Köpfe verwirrte. Die guten Bürger des Städtchens, aus dem der Held des Romans stammt, nehmen in ihrer Einfalt die gedruckten phrasenhaften Verheißungen des „Bürgergenerals Jourdan" ernst, heißen die heranziehenden französischen Truppen als ihre Befreier willkommen und müssen dann zu ihrer bitteren Enttäuschung erfahren, daß diese Befreier dreiste Räuber und Mädchenschänder sind, die kein Recht achten als das, welches ein scharfer Säbel oder eine gute Büchse dem Manne verleiht. Die ersten bewegten Szenen des Romans, in denen dies geschildert wird, sind vortrefflich, und wir bedauern nur, daß dieser vielversprechende Anfang nicht die Fortsetzung findet, die wir erwarten. Es ergeht uns mit dem Titel und dem Eingang der Dichtung ein wenig wie den braven Bürgern mit den Versprechungen der Franzosen: wir werden ein wenig enttäuscht. Wir spitzen uns darauf, daß uns das Schicksal des deutschen Volkes vor hundert Jahren in einem kleinen Ausschnitt gezeigt werde, und bekommen schließlich eine Studentengeschichte vorgesetzt, die ja gewiß nicht uninteressant ist, die aber ihrem wesentlichen Gehalte nach ebenso gut zu einer anderen Zeit, z. B. auch in der Gegenwart, hätte spielen können. Napoleon tritt auf, und wir meinen, der Kampf gegen ihn müsse die Mensuren der „Franken" in den Hintergrund drängen, aber es wird nur ein Schuß auf ihn abgegeben, der ihn verfehlt. Mir deucht,

wer die Zeit vor hundert Jahren, die Zeit „vor dem Sturm“, dichterisch heraufbeschwört, der muß ihr auch ihr Recht geben und sie mehr sein lassen als einen immer blasser werdenden Hintergrund.

Ueberhaupt liegt die Schwäche des Romans in der Komposition. Die drei Teile, in die er zerfällt, setzen einander nicht fort, wie die Akte eines Dramas. Es wird so mancher Faden darin angesponnen, der in dem Fortgang der Erzählung nicht wieder zum Vorschein kommt.

Willy Seidel: Der Sang der Sakije. Roman. — Leipzig 1914. Insel-Verlag.

Willy Seidel hat in seiner hier auch von mir besprochenen schönen Novelle „Der Garten des Schuchan“ bewiesen, daß er es versteht, ferne Länder und ihre Bewohner vor dem inneren Auge wahrhaft lebendig werden zu lassen. Die dort geschilderte Oase, die — eine grüne Insel in dem gelben Ozean der Wüste — mit dem sie furchtbar umklammernden, mörderischen Sandmeer einen schweren Kampf ums Dasein kämpft, in dem sie schließlich unterliegt, sie ist mit einem Farbenglanz gemalt, daß man sie nicht wieder vergißt. „Der Sang der Sakije“, der zuerst im „Berliner Tageblatt“ erschienen ist, verleugnet diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht. Sein Schauplatz liegt nicht weitab von dem „Garten des Schuchan“, und es ist, als ob von den glühenden Farben, in denen dieser strahlt, etwas in den Roman herüberleuchtete. Der Sang der Sakije ist das eintönige, nie rastende Knarren und Aechzen der von Büffeln gedrehten Räderschöpfwerke, das an den Ufern des Nils unter dem heißen Himmel Aegyptens ertönt. Was die Sakije singt, ist „die Zeit, die unersättliche Zeit, die uns alle frißt: Gott ist groß! Gott ist sehr groß! Nichts neues entsteht; und was man erntet, vergeht; Weizen wird Brot und Kleie, und Ful wird gemahlen oder wandert in den Schmortiegel, alles nach Gottes Willen!“ Ein muhammedanischer Sang, wie man sieht, orientalisch, fatalistisch, der Sang eines Landes, das in üppigster Fruchtbarkeit eingebettet liegt zwischen zwei Wüsten. Den Atem dieser Wüsten spürt man den ganzen Roman hindurch. Er weht über dem bunten, lärmenden Treiben in den Straßen von Luksor und Kairo, über dieser tollen Jagd nach Lust und Sinnenrausch, wie der Sang der Sakije hinschallt über die üppigen Weizenfelder am Nil.

Die Hauptperson des Romans ist ein Aegypter, das unselige Erzeugnis der Vergewaltigung einer vornehmen Orientalin durch einen rohen Fellachenfuhrknecht. Er wird das Opfer der Blutmischung, der er sein Dasein verdankt. Denn wenn ihn, der im Schmutze einer Fellachenhütte, in die man ihn für Geld gebracht hat, als Daûd-ibn-Zabal unter dem Sang der Sakije heranwächst, wenn ihn auch die hellere Hauptfarbe, die Schönheit und Intelligenz, die er von der Mutter geerbt hat, über die niedrige Sphäre seiner Pflegeeltern bald hoch emporheben, so hindert ihn das seelische Erbe seines Vaters zeitlebens, sittlich höher zu steigen und die Selbstachtung

zu gewinnen, die einem Manne der herrschenden Klassen das Glück und die Achtung der anderen sichert. Mit tiefem Neide sieht er die selbstbewußte Sicherheit der Weißen in Aegypten, der „Inglîz", deren kühler Blick nichtachtend über ihn hinweggeht, er mag sich noch so eifrig bemühen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen und sich womöglich ihnen gleichzustellen. Er fühlt es selbst, er bleibt diesen Herrenmenschen gegenüber auch als reicher Bankier und als Bey im Grunde der Fellachenjunge, als der er einst eine englische Familie bedient hat. Diese Empfindung und die Niederlagen, die er in dem Kampf um die Achtung der Engländer erleidet, treiben in ihm einen wahnsinnigen Haß hervor, der ihn selbst zerstört, ehe er an den Gehaßten Rache nehmen kann.

Man lernt das Leben und Treiben der eingeborenen Aegypter aus dem Roman nicht übel kennen. Am gelungensten ist m. E. die Schilderung eines schlemmerhaften Gastmahls, zu dem der Schuhhändler Abu-Katkûs seine Freunde geladen hat und bei dem es ganz ägyptisch zugeht. Ich meine nur, es hätten einige ägyptische Ausdrücke, die mehrfach vorkommen, dem Leser erklärt werden sollen. Wenn man nicht am Nil gewesen ist oder ein ausführliches Werk über Aegypten gelesen hat, wie soll man wissen, was Falaki, Fellucke oder Bauwab ist?

Die Darstellung ist nach meinem Empfinden zum Teil etwas schwülstig und gesucht. Es fehlt ihr an Klarheit und Schlichtheit. Man wird auch nicht so gepackt wie im „Garten des Schuchan". Dieser steht überhaupt in jeder Beziehung doch ein gutes Stück höher als „Der Sang der Sakije".

M. Havenstein.

Parsifal-Märchen von Houston Stewart Chamberlain. München 1913. Fr. Bruckmann. 4°. 84 S.

Vom Märchen hat die erzählende Dichtung eigentlich nur den Namen, um so leichter, als die äußere Handlung in Uebereinstimmung gebracht ist mit dem mittelalterlichen Sagenstoffe. Trotzdem aber kann man sie ihrem Wesen nach nicht rechnen zu der Gruppe der literarischen Märchen in dem uns geläufigen Sinne; sie gehört vielmehr ihrer ganzen Eigenart nach völlig zu der Gattung der Kunstmärchen. Ich will nicht sagen, daß der Begriff des Kindermärchens ganz fehlte, die Dichtung ist ja ursprünglich für ein Kind geschrieben, aber er ist doch trotz seiner gelegentlichen Verbindung mit dem Tiermärchen in einer Weise zurückgedrängt, daß er neben den andern überhaupt kaum aufkommen kann.

Die Handlung der Erzählung ist auf ein Mindestmaß eingeschränkt: Parsifal wird auf der Suche nach dem Gral durch einen wunderbaren Traum (Tiermärchen) und die Erscheinung der drei Weisen neu bestärkt in der Liebe zu Gott und seiner Mitwelt, im Glauben und in der Hoffnung auf die Erfüllbarkeit seiner Aufgabe. Auf dieses Christmärchen, Parsifals Christbescherung, folgt ein Ostermärchen: innerlich gereinig

kommt der Ritter zu Ostern zur Gralsburg und tritt diesmal sein Gralkönigtum an. Noch wird die innere Wandlung in ihm vollkommener während seiner zehnjährigen, oft von Kämpfen gegen die Ungläubigen ausgefüllten Regierungszeit, bis er endlich, völlig geläutert, zur ewigen Anschauung Gottes gelangt. Sein Wirken gleicht einem verzehrenden Feuer, dessen Glut sich steigert in der Erkenntnis des eigentlichen Wertes gegenüber Gott und der Welt. Sein Tod ist ein Pfingstmärchen.

Man sieht, äußerlich erhält die Dreiteilung der Erzählung ihre Berechtigung in der Anlehnung des inneren Läuterungsvorganges in Parsifal an die Grundtatsachen der christlichen Heilslehre, deren vornehmster mittelalterlicher Streiter er ist, und ihre symbolische Darstellung: diese Anspielung wurde erleichtert durch den Hinweis auf den Gral und sein geheimnisvolles Wirken. In der Einzeldurchführung gemahnt die Darstellung vielfach an die Tiefe der Auffassung Wolframs, in der äußeren Form des Beiwerks und der Schilderung an seine Nachahmer, viel hat der Verfasser auch aus eigener Anschauung eingeflochten. Ihren eigentlichen Inhalt aber bekommt die Dichtung durch die vertiefende Durchdenkung in der Darstellung des inneren Läuterungsvorganges, und darin liegt auch ihr Wert. Diesem Hauptzweck dient auch die oft ins einzelne berechnete Ausdeutung scheinbar nebensächlicher Züge des Beiwerks. Wie in allen Werken Chamberlains erkennt man auch hier die Feinheit der Linienführung in der psychologischen Entwicklung.

Düsseldorf. H. Gürtler.

Berichtigung.

In meinem Aufsatz „Der Geist von 1914“ (Dez.-Heft 1914 S. 386) habe ich in einer Anmerkung gesagt, daß nach einer Anweisung des jetzigen Papstes in den katholischen Kirchen nicht mehr um den Sieg dieses oder jenes Volkes, sondern nur um den Frieden gebetet werden dürfe. Die Anmerkung ging zurück auf eine Notiz der „Chronik der Christl. Welt (1914 Nr. 43), die sich dafür auf Nr. 33 der inzwischen eingegangenen modernistischen Zeitschrift „Hochland“ (von Prof. Schnitzer herausgegeben) berief. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß es sich dabei um ein Mißverständnis handelte, für das aber nicht die Redaktion des „Hochland“ verantwortlich ist. In gewissen Kreisen hatte man eine Anweisung des Papstes, um den Frieden zu beten, in dem Sinne mißdeutet, als ob nur um den Frieden und nicht auch um den Sieg eines der kämpfenden Völker gebetet werden dürfe, und glaubte danach verfahren zu müssen. Ich stelle demgegenüber mit Genugtuung fest, daß das Mißverständnis beseitigt ist und in den katholischen Kirchen nach wie vor um den Sieg der deutschen Waffen gebetet wird. Auch die „Chronik der Christl. Welt“ hat auf meine Veranlassung in 1915 Nr. 7 ihre Mitteilung widerrufen.

Osnabrück. Lic. E. Rolffs.



Politische Korrespondenz.

Weiteres über die Genesis des Krieges.

Die Vorgeschichte des Krieges, fünf Vorträge von Dr. Friedrich Luckwaldt, Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Danzig. Preis 1,50 M. Danzig 1915 Verlag und Druck von W. Kafemann G. m. b. H.

Professor Dr. Arnold Oskar Meyer: Worin liegt Englands Schuld? Politische Flugschriften 18. Heft herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.

Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte von Dr. Karl Helfferich. Preis 80 Pf. Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Unter den zahlreichen Schriften, die sich mit dem Ursprung des Krieges beschäftigt haben, sind mir die drei genannten besonders aufgefallen.

Prof. Luckwaldts Schrift zeichnet sich dadurch aus, daß sie weit zurückgreift und dem Ursprung des allmählichen Wachsens der Stimmungen und Spannungen nachgeht, bis sie sich endlich in der ungeheuren Explosion entluden. Man hat den Eindruck, daß diese Explosion unvermeidlich gewesen sei, und wundert sich fast, daß es noch Deutsche gegeben hat, die an die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens glaubten; der Mord von Serajewo verschwindet beinahe in der Stärke der allgemeinen Gegensätze. Ich sage: die Schrift erweckt diesen Eindruck, aber ich will nicht sagen, daß der Verfasser selbst es unbedingt so meint. Die Kraft seiner Linienführung drängt zu dem Schluß: der Krieg war unvermeidlich. Aber Herr Dr. Daniels hat an dieser Stelle einmal sicher mit Recht ausgeführt, daß man das doch keineswegs sagen dürfe; wenn der Prinzenmord nicht gekommen wäre, so hätte sich die Situation, so gespannt sie war, vielleicht doch noch gehalten und irgend welche anderen Zwischenfälle hätten anderen Kombinationen herbeiführen können. Luckwaldt unterstützt diese Betrachtung selbst durch eine Feststellung, worin er sich mit der zweitgenannten Schrift von Professor Meyer trifft: daß nämlich der Minister Grey den Krieg zwar herbeigeführt habe, aber doch nicht, indem er ihn wirklich wollte, sondern weil er zu ungeschickt war oder weil er nicht wußte, wie er sich helfen sollte. Luck-

waldt legt mit ganz guten Gründen dar, daß ein [illegible] Jahren für England sehr vorteilhaft gewesen wäre.

Daß England in diesem Kriege nicht wohl neutral [illegible] sondern ihn entweder verhindern, oder wenn er doch [illegible] deutschfeindliche Seite treten mußte, ist eine Auffassung [illegible] Anfang an vertreten habe. In dem Nicht-Verhindern des Krieges [illegible] Englands eigentliche Schuld, und namentlich Meyer will [illegible] Willen sehen, als Mangel an Voraussicht und Mangel an [illegible] keitsgefühl, als man die Bahnen der Politik einschlug, wo England [illegible] lich seiner selbst nicht mehr Herr war, sondern der [illegible] folgen mußte. So ganz möchte ich dieser Auffassung [illegible] Der letzte Grund, weshalb trotz langen Schwankens im [illegible] schließlich doch mit Rußland gehen mußte, ist, daß es [illegible] von ihm loslösen, sich mit Deutschland [illegible] Seegeltung hätte anerkennen müssen, und das ist es, was es [illegible]

Das Verdienst der Helfferichschen Schrift beruht auf der [illegible] ordentlich sorgsamen Vergleichung der französischen, englischen [illegible] amtlichen Publikationen. Drei Erscheinungen werden dabei [illegible] schaulichkeit herausgearbeitet. Zunächst daß die deutsche [illegible] letzten Augenblick an der Vermittlung zwischen [illegible] gearbeitet hat, und daß diese Vermittlung ganz gute [illegible] hatte, als sie durch die russische Mobilmachung [illegible] wurde. Die russische Regierung war gewarnt und wußte, daß [illegible] machung den Krieg bedeute. Weshalb hat sie sie trotzdem [illegible] Antwort ist ganz klar. Wie der Kompromiß auch [illegible] eine schwere Beeinträchtigung des russischen [illegible] deutet, und das wollten die Russen nicht auf sich nehmen. [illegible] nicht, daß seit der Einführung einer Verfassung die [illegible] nicht mehr rein autokratisch war, sondern unter dem [illegible] chauvinistisch [illegible] erregten öffentlichen Meinung stand.* [illegible] der Duma hat, wie hier von Anfang an [illegible] weniger eine liberale, als eine nationalistische Bewegung [illegible] kelt. Wenn der Zar trotzdem bis zum 31. Juli [illegible] Mobilmachung gezögert hat, so geschah es, weil man [illegible] französischen und englischen Beistandes [illegible] ist die Meldung, daß Frankreich [illegible] treten, und dieser Entschluß Frankreichs war wieder [illegible] redung an demselben Tage zwischen dem Minister Grey und dem [illegible] Botschafter Cambon in London, aus der dieser [illegible]

*) [illegible]

England Frankreich nicht im Stich lassen werde. Daß diese Tatsache den Ausschlag und der russischen Kriegspartei die Oberhand gegeben hatte, wußte man bisher nur aus dem von uns in Brüssel gefundenen Bericht des belgischen Gesandten de l'Escailles; in dem englischen und französischen Buntbuch ist sie sorgfältig unterdrückt, aber in dem russischen Orangebuch kommt, wie Helfferich sagt, die am Morgen in London abgeschossene Kugel am Abend zum Vorschein.

Vortrefflich widerlegt Helfferich endlich aus dem russischen Orangebuch die Ausrede, daß die russische Mobilmachung wegen deutscher militärischer Vorbereitungen erfolgt sei: nicht ein einziges Mal hat der russische Minister nach seinem eigenen Zeugnis sich über solche angeblichen Vorbereitungen beim deutschen Botschafter beschwert oder sich sonst wie auf sie berufen.

Seit man durch die sorgsame Nachprüfung des englischen Blaubuchtextes in der „Eiche" (Nov.-Heft, Verlag Fr. Zillessen, Berlin) weiß, daß eines der wichtigsten Aktenstücke dieser Publikation in der gröbsten Weise gefälscht ist, könnte man fragen, ob solche Publikationen überhaupt ein so sorgsames Studium verdienen. Aber nein — wir haben gesehen, wie nützlich es werden kann, sich darein zu vertiefen. Delbrück.

Hat Deutschland Oesterreich zum Kriege gedrängt?

An einer anderen Stelle dieses Heftes wies ich die Angriffe der englischen Historiker Allen und Muir auf den Charakter des preußisch-deutschen Staates zurück. Hier will ich noch eine Behauptung der beiden britischen Gelehrten niedriger hängen und beleuchten, die sich auf den unmittelbaren Ursprung des Krieges bezieht und uns im neutralen Ausland großen Schaden getan hat. Den englischen Geschichtschreibern zufolge hat Oesterreich nicht geglaubt, daß Rußland mit dem Eintreten für Serbien Ernst machen würde. Nachdem aber russischerseits die 13 südlichen Korps mobilisiert worden waren, beschloß man in Wien, einzulenken. Die österreichische Regierung erklärte sich nun bereit, in ihrem Konflikt mit dem Kabinett von Belgrad die vorher abgelehnte Vermittlung der vier unbeteiligten Mächte zuzulassen. Diese Nachgiebigkeit mißfiel Deutschland, das den Krieg wollte. Um Oesterreich mit sich fortzureißen, stellte es Rußland das Ultimatum mit zwölfstündiger Frist, das in Petersburg unmöglich angenommen werden konnte.

Allen und Muir sind national befangene, aber nicht unwahrhaftige Gelehrte. So haben sie auch jene Darstellung der deutsch-österreichischen Beziehungen am 30. und 31. Juli, so falsch sie ist, nicht aus der Luft gegriffen. Ihre Quelle ist der sehr ausführliche Bericht, den der englische Botschafter in Wien, Sir Maurice de Bunsen, dem Staatssekretär Grey über die Entstehung des Krieges, wie diese, von dem Posten an der Donau aus betrachtet, aussah am 1. September, also lange nach den Ereignissen

der kritischen Tage, erstattet hat.*) Hier heißt es: „Herr Schebeko (der russische Botschafter in Wien) bemühte sich am 28. Juli, die österreichisch-ungarische Regierung zu überreden, daß sie den Grafen Szapary (österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg) unbedingt bevollmächtige, in St. Petersburg die hoffnungsvollen Besprechungeu fortzusetzen, die zwischen dem Letzteren und Herrn Sasonow stattgefunden hatten. Graf Berchtold lehnte damals ab, aber zwei Tage später (am 30. Juli), empfing er Herrn Schebeko wieder, und zwar, obwohl inzwischen Rußland gegen Oesterreich eine partielle Mobilmachung angeordnet hatte, mit vollkommener Freundlichkeit, und gab seine Zustimmung dazu, daß die Besprechungen in St. Petersburg fortgesetzt werden sollten. Von nun an war die Spannung zwischen Rußland und Deutschland viel größer als zwischen Rußland und Oesterreich. Zwischen den letzteren war eine Einigung beinahe in Sicht, und am 1. August wurde ich von Herrn Schebeko in Kenntnis gesetzt, daß Graf Szapary endlich in dem Hauptstreitpunkt nachgegeben hätte (hat at last conceded the main issue), indem er Herrn Sasonow mit der Erklärung entgegengekommen wäre, daß Oesterreich bereit sei, die Punkte in der Note an Serbien, die mit der Aufrechterhaltung der serbischen Unabhängigkeit unvereinbar erschienen, der Vermittlung zu unterbreiten. Herr Sasonow, so fügte Herr Schebeko hinzu, habe jenen Vorschlag unter der Bedingung angenommen, daß Oesterreich von der Invasion Serbiens Abstand nähme. In der Tat, Oesterreich hatte schließlich nachgegeben, und daß es selber in diesem Augenblick vertrauensvoll einer friedlichen Schlichtung entgegensah, geht aus der Mitteilung hervor, die Graf Mensdorff (österreichischer Botschafter in London) Ihnen am 1. August gemacht hat, in dem Sinne, daß Oesterreich weder einem Kompromiß die Tür verschließen, noch die Besprechungen abbrechen wolle. Herr Schebeko arbeitete bis zum Schluß schwer zugunsten des Friedens . . . . Ohne Zweifel ging Rußland zu weit, wenn es erwartete, Oesterreich würde seine Heere (aus Serbien) fernhalten, aber diese Sache würde wahrscheinlich durch Unterhandlung haben geregelt werden können, und Herr Schebeko bemerkte mir wiederholt, daß er bereit sei, jedes vernünftige Kompromiß anzunehmen.

Unglücklicherweise wurden diese Besprechungen in St. Petersburg und Wien dadurch abgeschnitten, daß sich der Streit auf den gefährlicheren Boden eines direkten Konflikts zwischen Deutschland und Rußland versetzte. Deutschland intervenierte am 31. Juli durch sein zwiefaches Ultimatum an St. Petersburg und Paris. Die Ultimatums waren von einer Art, auf die nur Eine Antwort möglich ist, und Deutschland — erklärte Rußland am 1. August und Frankreich am 3. August den Krieg. Ein paar Tage Aufschub würden aller Wahrscheinlichkeit nach Europa vor einer der unheilvollsten Wendungen in seiner Geschichte gerettet haben . . ."

In Anbetracht dieses Dokumentes kann man es von einem Historiker englischer Nationalität verstehen, wenn Allen die Mitteilungen Sir Maurice

*) Englisches Blaubuch Nr 161.

de Bunsens vergröbernd, sagt, Oesterreich sei infolge der drohenden Haltung Rußlands ängstlich geworden und habe vom Obstbaum herunterklettern wollen, aber Deutschland habe es festgehalten. Andererseits läßt sich durch eine objektive Untersuchung an der Hand der veröffentlichten amtlichen Urkunden nachweisen, daß Sir Maurice de Bunsen das Verhältnis, das zwischen dem Wiener und dem Berliner Kabinett am 30. und 31. Juli obwaltete, vollkommen falsch beurteilt; weder den österreichischen noch den deutschen Intentionen wird er irgendwie gerecht. Daß wir imstande sind, jenen Beweis zu führen, ist zum großen Teil das Verdienst der bereits oben (Seite 482) von Professor Delbrück gewürdigten Schrift des Staatssekretärs Helfferich. Aber diese behandelt die Entstehung des Weltkrieges „im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte"; das österreichische Rotbuch*) zieht sie noch nicht heran. Für die Aufgaben, die Helfferich sich gestellt hat, ist das auch nicht erforderlich; dagegen wird die vollständige Widerlegung der englischen Historiker erst durch jene Publikation der österreichischen Regierung möglich gemacht.

Zunächst redet Sir Maurice von „hoffnungsvollen Besprechungen" (hopeful conversations), die in Petersburg zwischen dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Grafen Szapary, und Herrn Sasonow stattgefunden haben sollen. Ueber diese Besprechungen haben wir den Bericht des Grafen Szapary.**) Der russische Minister des Auswärtigen empfing ihn am 24., nach dem Erlaß des österreichischen Ultimatums an Serbien, und äußerte, er wisse, um was es sich handle; Oesterreich wolle Serbien mit Krieg überziehen, und jenes solle der Vorwand sein. Am lebhaftesten erklärte sich Sasonow gegen die Auflösung der Narodna Odbrana, die Serbien niemals vornehmen werde. Außerdem widersprach Sasonow heftig der Beteiligung k. und k. Beamten an dem Vorgehen gegen die österreichfeindlichen Agitationen auf dem Gebiet des Königreichs Serbien. Serbien werde dann nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause sein: „Sie werden dann immer wieder intervenieren wollen, und welches Leben werden Sie da Europa bereiten!"

Graf Szapary fährt in seinem Bericht an den Grafen Berchtold fort: „Den an die Mitteilung der Note angefügten Kommentar hörte der Herr Minister ziemlich ruhig an; bei dem Passus, daß wir uns in unseren Gefühlen mit jenen aller zivilisierten Nationen eins wissen, meinte er, das sei ein Irrtum. Mit allem mir zu Gebote stehendem Nachdruck verwies ich darauf, wie traurig es wäre, wenn wir in dieser Frage, bei der alles im Spiele sei, was wir Heiligstes hätten, und (das), was immer der Herr Minister sagen wolle, auch in Rußland heilig sei, kein Verständnis in Rußland fänden. Der Herr Minister suchte die monarchische Seite der Angelegenheit zu verkleinern . . . .

---

*) Erschienen 1915; im Verlage von Manz, Wien.
**) Oesterreichisch-ungarisches Rotbuch, S. 27 u. ff.

„Herr Sasonow . . . stellte die Sache so dar, als ob es uns darauf ankomme, unbedingt mit Serbien Krieg zu führen. Ich erwiderte, wie seien die friedliebendste Macht der Welt; was wir wollten, sei nur Sicherrung unseres Territoriums vor fremden revolutionären Umtrieben und unserer Dynastie vor Bomben . . . . .

„Trotz der relativen Ruhe des Herrn Ministers war seine Stellungnahm eine durchaus ablehnende und gegnerische . . . .“

Wie wenig die Gesinnung der Russen schon am 24. einen aufrichtigen Freund des Friedens, der der Ritter von Bunsen wirklich gewesen zu sein scheint, zu „hoffnungsvollen“ Empfindungen berechtigte, geht aus einer Depesche des englischen Botschafters am russischen Hofe von jenem Tage hervor. Sir George Buchanan meldete nämlich nach Hause, daß gemäß einer Erklärung des russischen Ministers des Auswärtigen, die dieser in einer Konferenz mit ihm und dem Vertreter Frankreichs abgegeben habe, die russische Mobilmachung würde unter allen Umständen ausgeführt werden müssen (would at any rate have to be carried out).*) Am Abend dieses Tages fand in Petersburg ein fünfstündiger Ministerrat statt, nach dem noch der deutsche Botschafter von Sasonow empfangen wurde. Der Minister bemerkte dem Grafen Pourtalès, dasjenige, was Rußland nicht gleichgültig hinnehmen könne, sei die eventuelle Absicht Oesterreich-Ungarns, „de dévorer la Serbie.“ Graf Pourtalès erwiderte, er nähme bei Oesterreich-Ungarn eine solche Absicht nicht an, da ja dies dem eigensten Interesse der Monarchie zuwiderlaufen würde. Jedoch Sasonow blieb bei seinem feindseligen Mißtrauen. Er sagte, daß es ihm zweifelhaft erscheine, ob Oesterreich-Ungarn, selbst wenn es hierüber Erklärungen gäbe, sich daran genügen lassen würde.**)

Noch am 24. erschien auch das Communiqué des russischen Amtsblattes, das in drohendem Tone der Welt erklärte, die kaiserliche Regierung könne in dem Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien nicht gleichgültig bleiben.

Gegenüber diesen aggressiven Tendenzen zeigte Graf Berchtold von Anfang an die größte Festigkeit. Das österreichisch-ungarische Ultimatum hatte Serbien nur 48 Stunden Zeit für die Antwort gelassen. Sasonow forderte Verlängerung dieser Frist, damit die Mächte die Wiener Note an Serbien und das Dossier über den Zusammenhang der großserbischen Propaganda mit dem Fürstenmord studieren könnten. Aber das Kabinett von Wien erwiderte dem von St. Petersburg, es habe durch Mitteilung der betreffenden Aktenstücke an die Mächte diese keineswegs einladen wollen, ihre Auffassung des Gegenstandes bekanntzugeben, sondern nur durch Erteilung von Informationen eine Pflicht internationaler Höflichkeit zu erfüllen beabsichtigt. Im übrigen betrachte Oesterreich-Ungarn seine Aktion

*) Englisches Blaubuch Nr. 6.
**) Rotbuch Nr. 14.



als eine nur die Doppelmonarchie und Serbien berührende Angelegenheit.*) Oesterreich-Ungarn sei territorial saturiert und trage nach serbischem Gebiet kein Verlangen. Auch die Souveränität des Königreichs Serbien gedenke das Kabinett von Wien nicht anzutasten: . . . . Wir wollten keine „Politik gegen das Aufstreben der christlichen Balkanstaaten machen und haben daher, trotzdem uns der geringe Wert serbischer Versprechungen bekannt war, nach der Annexionskrise vom Jahre 1908 zugelassen, daß sich Serbien beinahe um das Doppelte vergrößerte . . . . weil wir stets der Ansicht waren, daß das Erstarken der Balkanstaaten zur staatlichen und politischen Selbständigkeit unseren Beziehungen zu Rußland zum Vorteil gereichen würde, auch alle Möglichkeit eines Gegensatzes zwischen uns und Rußland beseitigen würde . . . ."

Es ist zu beachten, daß Oesterreich-Ungarn hier Rußland verspricht, nicht nur die Integrität, sondern auch die Souveränität Serbiens respektieren zu wollen. Man kann fragen, ob nach dieser Selbstbeschränkung das Vorgehen der Habsburgischen Monarchie gegen das Save-Königreich überhaupt noch eine hochpolitische Bedeutung gehabt habe, oder ob es nicht vielmehr dadurch zu einer sozusagen kriminalpolitischen Prozedur herabgesunken sei. Der Ritter von Bunsen hat offenbar so gedacht. In meiner vorigen Politischen Korrespondenz aber habe ich die 1913 erschienenen „Considérations d'un diplomate russe" und den Frühjahr 1914 gehaltenen Vortrag des serbischen Wirtschaftspolitikers Dr. Bajkitsch besprochen, Publikationen, aus denen hervorging, daß Serbien durch Natur und Geschichte ein Bestandteil der österreichischen, nicht der russischen Interessensphäre ist. Wenn König Peter den Nacken beugte und das Ultimatum annahm, kam in Belgrad die austrophile Partei, zu der Dr. Bajkitsch gehörte, für immer ans Ruder, und das Weitere tat die Vernunft, die, nach Rosen und Bajkitsch, für Oesterreich-Ungarn arbeitend in den Balkandingen liegt. Graf Berchtold konnte deshalb ohne Bedenken wiederholt an der Newa beteuern lassen, daß er die Souveränität und Unabhängigkeit Serbiens nicht anzutasten gedenke. Wenn die Forderung der Note, daß k. u. k. Beamte bei der Unterdrückung der Nationalisten in Serbien mitwirken sollten, den besonderen Widerspruch des Herrn Sasonow hervorrufe, so möge der russische Herr Minister streng vertraulich wissen, daß man in Wien nur an ein geheimes bureau de sûreté denke, das nach dem Muster des russischen in Paris in Belgrad errichtet werden und mit der serbischen Polizei zusammenwirken solle. Was die von Oesterreich-Ungarn geheischte Entlassung serbischer Offiziere und Beamte anbetraf, so leugnete der Vertreter Oesterreich-Ungarns an der Newa nicht, daß jene Forderung mit der serbischen Souveränität schwer zu vereinigen sei, aber sie sei notwendig, und eine Absicht, die Unabhängigkeit Serbiens zu verletzen, liege österreichischerseits keineswegs vor.**)

*) Graf Berchtold an Graf Szapary. 25. Juli. Rotbuch Nr. 21.
**) Rotbuch Nr. 27 und 31.



Graf Berchtold hegte übrigens geringe Hoffnung, den Frieden mit Rußland dadurch erhalten zu können, daß er sich damit begnügte, in Belgrad bloß indirekt die Herrschaft für Oesterreich-Ungarn zu ergreifen. Er schrieb dem Grafen Szapary schon am 25. Juli, es sei „immerhin denkbar", daß Rußland noch mit sich zu Rate ginge und den Willen zeige, sich von den kriegslustigen Elementen nicht mitreißen zu lassen, aber für wahrscheinlicher hielt der österreichische Minister des Auswärtigen doch, daß Rußland den Moment für die große Abrechnung mit den europäischen Zentralmächten für gekommen ansah und von vornherein zum Krieg entschlossen war.*) Die Tatsachen bewiesen, daß man am Ballplatz dem europäischen Frieden die richtige Prognose gestellt hatte. Es scheint, als ob jene amtliche Verlautbarung, daß der serbisch-österreichische Konflikt die russische Regierung nicht gleichgültig lassen könne, publiziert worden sei, nachdem vom Kronprinzen Alexander von Serbien, dem Regenten des Königreichs, in Petersburg ein Telegramm eingelaufen war, das das „großmütige slavische Herz" des Kaisers Nikolaus um Hilfe gegen Oesterreich-Ungarn anflehte. Der Zar antwortete dem Kronprinzen mit einem Telegramm, in dem er aussprach, solange noch die geringste Hoffnung bestehe, daß das Blutvergießen eines abermaligen Krieges vermieden werden könne, müßten Serbien und Rußland gemeinsam aus Kräften diesem Ziel zustreben. In keinem Falle aber werde Rußland Serbien in Stich lassen. Als in Nisch Ministerpräsident Paschitsch den Inhalt jener kaiserlichen Depesche erfuhr, bekreuzigte er sich und sagte: „Herr! Der Zar ist groß und milde!" Dann umarmte er, seiner inneren Bewegung kaum mächtig, den russischen Geschäftsträger.**)

Allerdings hütete sich Kaiser Nikolaus sorgfältig, für die Ablehnung des österreichisch-ungarischen Ultimatums durch Serbien die direkte moralische Verantwortung zu übernehmen. Der telegraphische Hilferuf Alexanders erging am 24., der Zar aber antwortete erst am 27., nachdem die durch die Habsburgische Monarchie dem Kabinett von Belgrad gesteckte Frist längst verstrichen war. Inzwischen mußte die serbische Regierung sich entscheiden. Sie tat es, ohne zu schwanken. Auf das österreichisch-ungarische Ultimatum erteilte sie eine unbestimmte Antwort, die auf Verschleppung berechnet war: „Wenn der Krieg unvermeidlich ist — nun gut, wir führen ihn", sagte Paschitsch zu dem russischen Geschäftsträger. Das österreichische Ultimatum beantwortete das Kabinett von Belgrad am 25. Juli knapp vor dem Ablauf der ihm gestellten Frist, wenige Minuten vor 6 Uhr abends, nachdem es schon um 3 Uhr nachmittags die Mobilmachung der gesamten serbischen Armee angeordnet hatte.***) Kurz — sowohl nach den österreichischen als

*) Graf Berchtold an den Grafen Szapary. Wien, 25. Juli 1914. Rotbuch, Seite 95.

**) Russisches Orangebuch. Englische Ausgabe, London. Die Nummern 6, 10, 40, 57.

***) Russisches Orangebuch Nr. 9, Oesterr. Rotbuch Nr. 39

auch nach den russischen Quellen hatten die Serben von Anfang der Krisis an dieselbe Auffassung, die in der Aeußerung Sasonows zutage tritt, daß die russische Mobilmachung werde durchgeführt werden müssen. Daß der Entschluß Rußlands, die Gesamtheit seiner Streitkräfte auf den Kriegsfuß zu setzen, den Krieg mit Deutschland und Oesterreich bedeutete, hat man in Petersburg und Belgrad natürlich gewußt. Aber seit der Ueberreichnng der österreichisch-ungarischen Note in Belgrad war man gewillt, ihn zu führen. Daß die Doppelmonarchie in der Notwehr handelte, wenn sie gegen die Fortdauer der großserbischen Umtriebe im Save-Königreich unbedingt zuverlässige Garantien forderte, ließen die Russen nicht gelten; sie gaben den Oesterreichern und Ungarn Schuld, sie wollten mit dem Ultimatum: „einen Vorstoß auf den Balkan unternehmen und den Marsch nach Salonich oder gar nach Konstantinopel antreten. . . . Andere wieder gingen so weit, unsere Aktion nur als den Auftakt eines Präventivkrieges gegen Rußland zu bezeichnen." *) . . .

Was der österreichisch-ungarische Botschafter am Zarenhofe dort jetzt zu hören bekam, war nur das Echo der Beschlüsse der maßgebenden Persönlichkeiten. Helfferich wird Recht haben, wenn er meint, daß die Durchführung der russischen Mobilmachung schon seit dem 24. Juli im Gange war; am 26. gab Sasonow „vorbereitende Maßnahmen" in den Militärbezirken Kiew und Odessa, „vielleicht auch" Kasan und Moskau zu. Die Tonart aber, die der russische Minister des Auswärtigen gegenüber dem Grafen Szapary anschlug, wurde nur um so ruhiger und freundlicher. Wenn das Wiener Kabinett es ablehne, die österreichische Note an Serbien offiziell mit der russischen Regierung zu diskutieren, so möge das Graf Szapary privatim mit ihm tun. Als der österreichische Botschafter in der Tat hierauf einging, fand Sasonow von den zehn Punkten des Ultimatums nunmehr sieben ohne allzu große Schwierigkeiten annehmbar; nur die drei, welche die Aktion österreichischer Beamter auf serbischem Territorium und die Absetzung serbischer Staatsdiener und Offiziere betrafen, fand er „in dieser Form" nach wie vor unannehmbar. Allerdings konnte es wohl kaum einen großen Eindruck auf den Grafen Berchtold machen, wenn der russische Minister des Auswärtigen durch Botschafter Schebeko ihm vorstellen ließ, ein Beharren auf jenen beiden Forderungen könne die Gefahr mit sich bringen, daß gegen die Mitglieder des serbischen Königshauses und den Ministerpräsidenten Paschitsch terroristische Handlungen ausgeübt werden würden.**) Eben darum wollte ja Oesterreich-Ungarn in Belgrad das Regiment der okzidentalisch gesinnten Serbenpartei etablieren, damit im Save-Königreich die blutigen Methoden halbasiatischer Staatskunst für alle Zeiten unmöglich

*) Graf Szapary an Graf Berchtold, St. Petersburg 27. Juli 1914. Oester Rotb. Nr. 31.

**) Oesterr Rotb., Szapary an Berchtold, 27. Juli, S. 101. Russ. Orangeb., Sasonow an Schebeko, 13. (26.) Juli, Seite 16.

werden sollten. Immerhin kann man es Sir Maurice de Bunsen nachfühlen, wenn er von seinem Standpunkt aus, nach Maßgabe seiner Kenntnis der allgemeinen Lage die österreichisch-russischen Beziehungen keineswegs als hoffnungslos ansah.

Aber auch in seinen Augen verschlechterte sich die Situation plötzlich sehr bedeutend. Als Sasonow scheinbar versöhnlich die österreichische Note an Serbien mit Szapary besprach, befand sich die ausweichende Antwort des Kabinetts von Belgrad bereits in seinen Händen. Im scharfen Kontrast nun zu seinem Benehmen gegenüber Szapary telegraphierte Sasonow gleichzeitig an Schebeko, die serbische Note übertreffe durch ihre Mäßigung und ihr Entgegenkommen alle Erwartungen Rußlands. Dieses sehe nicht, was Oesterreich-Ungarn noch mehr verlangen könne, wofern es nicht einen Vorwand zum Kriege mit Serbien suche. Mit dieser doppelzüngigen Sprache Rußlands fiel zeitlich und sachlich der Vorschlag Englands zusammen, daß der österreich-serbische Streit durch eine Konferenz der unbeteiligten Mächte, Deutschland, Italien, Frankreich und England geschlichtet werden solle. Da Italien kaum verhehlte, daß es die Errichtung der indirekten österreichischen Herrschaft über Serbien ungern sehen würde, so wäre auf einer Vierer-Konferenz sicher eine den berechtigten österreichischen Bestrebungen ungünstige Majorität entstanden. Deshalb beschloß das Kabinett von Wien, nachdem es nach der Ablehnung seines Ultimatums noch drei Tage gezögert hatte, den gordischen Knoten zu durchhauen. Am 28. Juli erging die österreichisch-ungarische Kriegserklärung an Serbien, motiviert damit, daß serbischerseits auf die Grenzsoldaten in Ungarn geschossen worden sei.*) Als Botschafter Schebeko, in offenbar recht zurückhaltenden Worten, seinem Auftrag nachkam, vor dem Grafen Berchtold die Billigung der serbischen Antwort durch Rußland auszusprechen, replizierte der österreichische Minister des Auswärtigen scharf aber angemessen, eine Unterhandlung mit Rußland über den Text der serbischen Note würde kein Oesterreicher billigen, geschweige denn verstehen können. Damit erledigte sich, wie Berchtold den Vertreter Oesterreich-Ungarns an der Newa wissen ließ, auch die „privaten“ Besprechungen zwischen Szapary und Sasonow über die der serbischen vorangegangene österreichische Note als nunmehr veraltet. Zum Ueberfluß machte Berchtold dem Grafen Szapary noch eine leise Andeutung, daß er in seiner Bereitwilligkeit zu „privaten“ Diskussionen gegenüber dem Herrn Sasonow vielleicht schon etwas zu weit gegangen wäre.

So riß denn, zur Verzweiflung Sir Maurice de Bunsen und des Botschafters Schebeko, der Draht zwischen Wien und Petersburg gerade in dem Augenblick ab, in welchem das Zarenreich, nachdem die Habsburgische Monarchie die Mobilisation von acht Korps gegen Serbien verfügt hatte, angeblich zur Wiederherstellung des gestörten militärischen Gleichgewichts seinerseits dreizehn Armeekorps mobil machte. Das Kabinett von Wien

*) Russ. Orangebuch, Sasonow an Schebeko 14. (27.) Juli Seite 22. Oest. Rotb, Berchtold an Szapary 28. Juli Seite 120.

wurde durch diesen Schachzug des mächtigen moskowitischen Rivalen keineswegs, wie Allen ihm imputiert, in die Stimmung des Straßenjungen versetzt, der sich beim Stehlen von Aepfeln abgefaßt sieht. Die russischen Maßregeln waren am Ballplatz schon am Tage vor ihrer Veröffentlichung bekannt. Demgemäß telegraphierte Graf Berchtold bereits am 28. an den österreichischen Botschafter in Berlin, Grafen Szögyény, er möchte: „das Berliner Kabinett dringend ersuchen, der Erwägung näherzutreten, ob nicht Rußland in freundschaftlicher Weise darauf aufmerksam gemacht werden sollte, daß die Mobilisierung obiger Bezirke (Kiew, Odessa, Moskau und Kasan) einer Bedrohung Oesterreich-Ungarns gleichkäme und daher, falls sie tatsächlich erfolgt, sowohl von der Monarchie als vom verbündeten Deutschen Reich mit den weitestgehenden militärischen Gegenmaßregeln beantwortet werden müßte.

„Um Rußland ein eventuelles Einlenken zu erleichtern, schien es uns angezeigt, daß ein solcher Schritt vorerst von Deutschland allein unternommen werden sollte; doch wären wir natürlich bereit, den Schritt auch zu Zweien zu machen.

„Eine deutliche Sprache schien mir in diesem Augenblick das wirksamste Mittel, um Rußland die ganze Tragweite eines drohenden Verhaltens zum Bewußtsein zu bringen."

Diese inhaltschwere Depesche zeigt, daß Oesterreich-Ungarn schon am 28. Juli auf die einstweilen nur partielle russische Mobilmachung „mit den weitestgehenden militärischen Gegenmaßregeln" hat antworten wollen, d. h., wie die Dinge lagen, mit dem Krieg.*) Deutschland ist in Petersburg nicht gleich so weit gegangen, wie das Kabinett von Wien vorschlug, sondern hat zunächst nur die russische Regierung darauf aufmerksam machen lassen, daß die Mobilisation der Truppen von Kiew, Odessa, Kasan und Moskau den Frieden des Zarenreichs nicht nur mit Oesterreich, sondern möglicherweise auch mit Deutschland ernsthaft gefährde. Das Kabinett von Berlin hat durch diese Handlungsweise seine Friedensliebe unwiderleglich dargetan, denn Deutschlands beste strategische Chance für den Fall des Krieges lag darin, daß sich seine Gegner nur verhältnismäßig langsam schlagfertig machen konnten. Von diesem Vorsprung Deutschlands ging aber mit jedem Tage, den die Krisis länger dauerte, ein unschätzbar großes Stück verloren.

Als dem Minister Sasonow mitgeteilt wurde, daß man in Wien sich in keiner Form mehr auf eine Erörterung der beiden Noten mit ihm einlassen wolle, war er sehr aufgeregt. Er äußerte zu Szapary, die Aufzwingung der österreichischen Bedingungen würde für Serbien die Vasallität bedeuten. Damit wäre aber das Gleichgewicht am Balkan aufgehoben; das sei das in Frage kommende russische Interesse. Nur in Einer Hinsicht

*) Vgl. auch die Depesche an den Grafen Szögyény vom 29. Juli Oesterr. Rotbuch Seite 130.

lauteten die Bemerkungen Sasonows etwas freundlicher; er gestand zu, daß er allmählich zu der Ueberzeugung gelangt sei, Oesterreich wolle Serbien kein Gebiet abnehmen. Derselben Ansicht war auch in London Sir Edward Grey, und er baute darauf seinen zweiten Vermittelungsvorschlag, den er am 29. Juli machte. Rußland sollte gemäß dem Vorschlage des britischen Staatssekretärs des Auswärtigen zunächst ruhig zusehen, wie Oesterreich-Ungarn Belgrad und das benachbarte Gebiet besetzte. Die Donaumonarchie andererseits sollte sich verpflichten, nicht weiter vorzurücken und das besetzte Territorium wieder zu räumen, nachdem es den Mächten gelungen sein würde, von Serbien eine ausreichende Genugtuung für Oesterreich-Ungarn zu erwirken.*) Diese Proposition des Kabinetts von St. James ist von Deutschland in Wien am 30. Juli befürwortet worden. Die Spannung zwischen dem Ballplatz und dem Newsky-Prospekt hatte inzwischen ihren Höhepunkt erreicht. In Nisch war am gleichen Tage die Skuptschina mit einer Thronrede eröffnet worden, in der das telegraphische Versprechen des Zaren, Serbien niemals in Stich lassen zu wollen, den Ehrenplatz einnahm: „Bei jeder Erwähnung des Namens Seiner Kaiserlichen Majestät und Rußlands erschütterte ein furchtbares, fieberhaftes „Zivio!“ den Sitzungssaal.“**) Inzwischen war in Wien auch die Mobilisierung der vier südlichen russischen Militärbezirke, von der man bisher nur außeramtlich Kenntnis erlangt hatte, offiziell mitgeteilt worden. Sofort ließ Graf Berchtold, für Oesterreich zu den äußersten Schritten fest entschlossen, zum zweiten Male auch in Berlin zu den schärfsten Gegenmaßregeln raten: „Ich ersuche Eure Exzellenz“, schrieb er dem Grafen Szögyény, „unverzüglich zur Kenntnis der deutschen Regierung zu bringen . . ., daß, wenn die russischen Mobilisierungsmaßnahmen nicht ohne Säumen eingestellt werden, unsere allgemeine Mobilisierung aus militärischen Gründen unverzüglich veranlaßt werden müßte.

Als letzten Versuch, den europäischen Krieg hintanzuhalten, hielte ich es für wünschenswert, daß unserer und der deutsche Vertreter in St. Petersburg, eventuell auch in Paris sogleich angewiesen werden, den dortigen Regierungen in freundschaftlicher Weise zu erklären, daß die Fortsetzung der russischen Mobilisierung Gegenmaßregeln in Deutschland und Oesterreich-Ungarn zur Folge haben würde, die zu ernsten Konsequenzen führen müßten. . . .“***)

Wie man sieht, hat es dieser Monarchie, die von Deutschland aufgehetzt worden sein soll, an spontaner kriegerischer Energie mitnichten gefehlt. Wenn aber Sir Maurice de Bunsen am 30. Juli glaubte, die Beziehungen zwischen dem Wiener und dem Petersburger Kabinett hätten plötzlich und unerwartet eine Wendung zum Besseren genommen, so konnte das für den weniger Eingeweihten in der Tat so scheinen. Graf Berchtold nahm nämlich den von Deutschland befürworteten Greyschen Vermittelungsvorschlag

*) Vgl. Helfferich S. 10.
**) Russ Orangebuch Nr. 59.
***) Depesche vom 29. Jul. Oesterr. Rotbuch, Seite 129.

an. Das wäre an sich nicht allzu bedeutungsvoll gewewesen. Bezeichnete doch Sir Edward selber seine Proposition sehr pessimistisch als: „A slender chance of preserving peace". Nun gab jedoch der k. u. k. Minister des Auswärtigen dem englischen Vorschlage eine Wendung, die als das allerletzte Mittel, für den europäischen Frieden etwas wirklich Nützliches zu tun, bezeichnet werden muß. Graf Berchtold ließ dem Herrn Sasonow in der unzweideutigsten Art und Weise mitteilen, daß er trotz der Annahme der englischen Vermittelung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien sich materiell vom Ultimatum nichts würde abhandeln lassen; wohl aber sei das Kabinett von Wien bereit, einer Anregung des Herrn Schebeko entsprechend, die nicht Serbien berührenden Fragen, die zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland schwebten, einer freundschaftlichen, vertrauensvollen Aussprache zu unterziehen. Mit anderen Worten: Oesterreich-Ungarn stellte Rußland anheim, ob es für die Opferung Serbiens irgendwo anders Kompensationen fordern wollte. Das war in der Tat vielleicht noch ein Weg zum Frieden. Aber sehr im Gegensatz zu den rosigen Erwartungen, mit denen Bunsen und Schebeko die unverhoffte Konnivenz der österreichisch-ungarischen Diplomatie hinsichtlich des zweiten englischen Vermittlungsvorschlages begrüßten, stand die von Berchtold gegen Rußland geführte, in diesem Moment ganz besonders resolute Sprache. Nicht nur, daß der Minister dem Botschafter Schebeko zu verstehen gab, an den wüsten Zuständen in Serbien sei die russische Diplomatie schuld: „wenn auch gewiß gegen den Willen der leitenden Faktoren", sondern vor allem erklärte Berchtold Schebeko rund heraus, daß die Mobilmachung der Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau und Kasan: „einen hostilen Charakter gegen die Monarchie trage". Deshalb nähme Oesterreich-Ungarn die Mediation Englands nur unter der Voraussetzung an, daß Rußland seine Truppen auf den Friedensfuß zurückführe.*) Dann, nur dann werde Oesterreich davon abstehen, die Mobilisation eintreten zu lassen, die es in Galizien gegen Rußland vorzunehmen soeben beschlossen habe.

Das war die Lage an jenem 30. Juli, an dem, wie Bunsen und die englischen Historiker sich einbilden, Oesterreich-Ungarn endlich erkannte, daß sich Rußland nicht würde bluffen lassen, worauf man in Wien nachgeben wollte und lediglich durch Deutschland in den Krieg gestürzt wurde! In Wahrheit aber sind die Dinge so verlaufen, daß Oesterreich an Energie seiner auswärtigen Politik hinter Deutschland nicht im mindesten zurückstand und unsere Regierung einige Male sogar zurückhaltender gegenüber der trotzigen moskowitischen Angriffslust auftrat als der Ballplatz.

Der Leser weiß, daß die entschlossenen Forderungen und versöhnlichen Andeutungen, die Graf Berchtold am 30. Juli nach der Newa hin gelangen ließ, die einen wie die anderen, hier keine günstige Aufnahme ge-

*) Oesterr. Rotb. Vorwort Seite 7. Dann die Depeschen von Seite 130 bis 133.

funden haben. Serbien und der allslavische Gedanke gingen den Russen über Alles, was sie im Einvernehmen mit der Doppelmonarchie möglicherweise hätten erlangen können. Sasonow hatte inzwischen das Versprechen beider Westmächte, Rußland Waffenhilfe zu leisten, erhalten.*) Da Rußland den allgemeinen Krieg schon am 24., d. h. von der Stellung des österreichischen Ultimatums an, gewollt hat, so beschloß das Kabinett von St. Petersburg am 31. nicht die von Oesterreich-Ungarn geforderte Abrüstung und die Umleitung der Unterhandlungen zwischen den beiden Kabinetten auf ein anderes Objekt als Serbien, sondern die allgemeine Mobilmachung, also den Krieg.

Daniels.

Der Krieg im Februar.

Von Osten und Westen, vom russischen wie vom französischen Kriegsschauplatz werden unausgesetzt Kämpfe gemeldet, aber sie tragen einen sehr verschiedenen Charakter. Die Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz haben zwar eine sehr erhebliche moralische. aber bisher kaum eine positive strategische Bedeutung gewonnen. Bald in den Vogesen, bald in der Nähe von Verdun, bald im Zentrum, in der Champagne, bei Reims und Soissons, bald am äußersten rechten Flügel an der Nordseeküste spielen sich Angriffe und Gegenangriffe ab, ohne daß sich in der Hauptlinie der Aufstellung bedeutsame Veränderungnn vollzögen. Unser siegreicher Vorstoß bei Craonne hat doch nicht weiter als bis vor die Wälle von Soissons geführt, aber wenn es richtig ist. wie die russischen Zeitungen gemeldet haben, daß erhebliche Truppenteile vom westlichen nach dem östlichen Kriegsschauplatz gezogen worden sind, so ist damit indirekt gesagt, daß dieser Stillstand in Wahrheit für uns einen großen Erfolg bedeutet. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, wie die russische Regierung mit der größten Lebhaftigkeit in Paris und London in diesen Wochen darauf gedrungen hat, daß man die Schwäche unserer Westarmee benutze, um Vorteile zu erringen und die Russen dadurch zu entlasten. Am Willen dazu wird es den Franzosen und Engländern auch nicht gefehlt haben; schon am 17. Dezember hat ja der General Joffre seinen Soldaten die neue Offensive verkündigt — nun sollten die Deutschen gar die Frechheit gehabt haben einen Teil ihrer Truppen von da wegzunehmen? Wenn je, so war jetzt wirklich der Augenblick gekommen, — aber über leicht abgewiesene Anläufe ist man nicht hinausgelangt. Als sich die bei Lodz geschlagene russische Armee hinter der Bzura-Rawka-Linie etwa 40 Kilometer vor Warschau wieder gesetzt und sich soweit befestigt hatte, daß ein direkter Angriff nicht mehr durchdringen konnte, da schien es einen Augenblick, als ob auf dem östlichen wie auf dem westlichen Kriegsschauplatz sich dieselbe Art Positionskrieg entwickelt hätte. Die Russen waren in Galizien schon

---

*) Helfferich, Seite 23.



bis vor die Tore Krakaus gelangt, aber durch das Vordringen der Deutschen bei Lodz in ihrer Flanke bedroht, zogen sie sich auch im Süden, etwa 50 Kilometer hinter leicht zu verteidigende Flußläufe, den Dunajetz und die Nida zurück und nahmen auch hier schwer zu bewältigende Defensivpositionen ein, die sich an die der Hauptarmee bei Warschau anschlossen. Nach Norden verlängerte sich diese Linie etwas zurückgebogen bis an die Ostsee, im Süden ging sie im stumpfen Winkel auf den Karpathenpässen entlang bis an die Grenze von Rumänien, den größten Teil von Galizien und die Bukowina einschließend. Die Aehnlichkeit war also da. Aber zwischen dieser Aufstellung der Russen im Osten und der Franzosen und Engländer im Westen waltet doch auch ein sehr großer Unterschied. Die Länge der Westaufstellung von der Schweiz bis zur Nordsee beträgt etwa 600 Kilometer, von der russischen Aufstellung ist allein der eine nach Westen gerichtete Flügel 800—900, der nach Süden sich an den Karpathen entlangziehende etwa 450 Kilometer lang, das Ganze also mehr als doppelt so lang, als im Westen. Umgekehrt dürfte die vereinigte französisch-englische Armee numerisch stärker sein, als die russische. Die russische Linie war also sehr viel dünner und schwächer, vermutlich sehr ungleichmäßig besetzt und ebenso konnten auch die Feldbefestigungen nicht so gleichmäßig stark, namentlich nicht so gut mit Artillerie besetzt sein, wie im Westen. Boten die Karpathen zum Ausgleich einen gewissen Schutz, so hat eine Gebirgsverteidigung doch auch wieder die bekannte Schwäche, daß die Besatzungen der verschiedenen Pässe sich gegenseitig nicht unterstützen können und wenn eine überwältigt ist, die anderen im Rücken bedroht werden.

Auch auf unserer Seite konnte man nicht wie in Frankreich dem Feinde eine allenthalben gleichmäßig starke Defensive entgegensetzen, und so war für die Feldherren im Osten hüben und drüben die Möglichkeit geschaffen oder gelassen, ihren Genius in groß angelegten Unternehmungen zu offenbaren.

Auch die Russen haben sich keineswegs auf die Defensive beschränken wollen, sondern suchten noch im Norden wieder gegen Ostpreußen, im Süden über die Karpathenpässe in Ungarn einzudringen.

Gerade das erleichterte für die deutsche Führung die Aktion: Truppen, die in der Bewegung sind, sind nicht in vorbereiteten Defensiv-Stellungen, bieten also in jeder Beziehung die Möglichkeit, daß eine überlegene Führung sie durch Schnelligkeit, Kühnheit, Kombination, Ueberraschung überwältige.

Nach den ersten großen Hindenburg-Siegen Anfang September waren die Preußen bis über Suwalki hinaus in Rußland eingedrungen. Dann gingen sie langsam wieder zurück, weil Hindenburg seine Hauptarmee nach Schlesien versetzt hatte, um von da (Anfang Oktober) den ersten Angriff gegen Warschau vorzutreiben. Dieser Angriff blieb erfolglos, und die große russische Offensive setzte ein (Mitte November), die durch den Flankenstoß von Norden, von Thorn aus, gebrochen und wieder bis auf die Bzura-Rawka-Linie vor Warschau zurückgetrieben wurde. In Ostpreußen aber

hatte die Verteidigung mittlerweile wieder ein Stück der Provinz freigeben und bis auf die Linie der masurischen Seen und die Angerapp zurückgehen müssen. Um alle erreichbaren Kräfte für die Hauptentscheidung bei Lodz verwenden zu können, hatte man die Verteidigung dieser Linie fast nur Landwehr- und Landsturm-Bataillonen mit ganz wenig Linientruppen überlassen. Volle drei Monate haben sich diese hier gegen eine große russische Armee behauptet, die bald hier bald da mit ihren Angriffen ansetzten, aber immer wieder an der vorzüglich vorbereiteten und tapfer durchgehaltenen Verteidigung abprallten.

So standen die Dinge, als Hindenburg zusammen mit seinem Generalstabschef Ludendorff seinen neuen strategischen Plan entwarf und ins Werk setzte. In der Bzura-Rawka-Linie wurden die Angriffe allmählich schwächer (gegen Mitte Januar) und die Deutschen bauten ganz wie die Russen ihnen gegenüber eine starke Verteidigungslinie aus. Ende Januar aber bemerkte man, daß deutsche Truppen mit den Oesterreichern vereinigt, in den Karpathenpässen und auf dem alleräußersten Flügel in der Bukowina erschienen. Etwa eine Woche später erkannten die Russen zu ihrer höchsten Ueberraschung, daß auch in Ostpreußen eine neue deutsche Armee auf den Plan getreten sei. Es sind die deutschen Eisenbahnen, mit denen uns dieser Streich gespielt worden ist, hat der russische Generalstab verkündigt, in ähnlichen Tönen wie damals, als er jammerte, daß er die deutschen Truppen auf dem Rückzuge von Warschan nicht habe verfolgen können, weil sie so niederträchtig gewesen seien, hinter sich die Brücken und Wege zu zerstören. Gewiß sind es die deutschen Eisenbahnen, die uns ein so gewaltiges Moment der Ueberlegenheit gewähren, aber auch beiläufig gesagt, die Kunst sie zu benutzen. Es ist die ungeheuerste Umfassung, die die Kriegsweltgeschichte kennt. Woher hat Hindenburg dazu die Truppen genommen? Es steht fest, daß in Ostpreußen einige neugebildete Armeekorps gefochten haben; die Russen nehmen an, daß auch aus Frankreich Truppen herangezogen worden seien.

Im Norden ist ein vollkommener Erfolg bereits erreicht. Hier wurde, so zu sagen, ein besonderer Schlachtabschnitt, etwa 200 Kilometer lang, gebildet. Von Tilsit aus packte der Generaloberst von Eichhorn den äußersten rechten Flügel der Russen, im Süden bei Johannisburg der General Litzmann den linken. Innerhalb des großen Cannä wurde so zu sagen, ein kleineres formiert. Bei schwerstem Winterwetter, Schneetreiben und eisigem Nordost gingen die Deutschen am 8. und 7. Februar plötzlich zum Angriff vor. Die großen Forsten, durch die die Russen sich gedeckt glaubten, wurden in einem Gewaltmarsch durchschritten, und Ueberraschung wie auch wohl totale Ueberlegenheit gaben den Deutschen den Sieg. Die Aufgabe des Generals Litzmann war besonders schwierig dadurch, daß er nicht eigentlich umfaßte, sondern zunächst die russische Front zu durchbrechen hatte, bei weiterem Vorgehen wurde er also seinerseits in seiner rechten Flanke von den Russen bedroht und angegriffen. Er schlug aber diesen

Angriff zurück und nun bewegten sich die beiden Flügel von Norden und Süden gleichmäßig rechts- und linksschwenkend vorwärts, um den Feind in ihrer Umarmung zu erdrücken. Als die deutsche Armee den Vormarsch antrat, waren die beiden Flügel 200 Kilometer von einander entfernt; am 9. Tage traten sie den Kreis schließend in Fühlung miteinander. Die Russen verteidigten sich teilweise sehr zähe, namentlich bei Lyck (12. bis 14. Febr.), um den Rückzug ihres Gros gegen die Truppen des deutschen Zentrums, die sich nunmehr auch in Bewegung gesetzt hatten, zu decken. Auf dem rechten russischen Flügel aber begab sich das Flügelkorps so schnell auf den Rückzug, daß es dadurch die Flanke des nächstfolgenden entblößte und es so dem völligen Verderben auslieferte. Eine Armee von mindestens 200000 Mann ist so gut wie vernichtet, bei sehr mäßigem Verlust der Deutschen. Ueber die Richtung, die die siegreiche Armee nunmehr einschlagen wird, ist in diesem Augenblick noch nichts in die Erscheinung getreten.

Auch über die Umgehung von Süden ist noch nicht viel zu sagen; die vereinigten Armeen sind vorgedrungen, haben viele Gefangene gemacht und der äußerste rechte Flügel hat die Bukowina, die schon ganz im Besitz der Russen war, wieder befreit, und ist in Ostgalizien eingedrungen. An den Karpathenpässen haben die Russen einen äußerst zähen Widerstand geleistet und sind vielfach selbst zur Offensive übergegangen. Welch unermeßlichen Aussichten sich hier uns eröffnen, wenn es gelingt, schließlich einen ebensolchen taktischen Erfolg zu erringen wie es in Ostpreußen, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Auch wenn dem Deutsch-Oesterreichischen Südangriff kein voller Erfolg beschieden sein sollte, — einen wirklichen Rückschlag haben wir schwerlich zu besorgen. Worauf beruhen also noch die Siegeshoffnungen unserer Gegner? Gelänge es ihnen die Dardanellensperre zu sprengen und Konstantinopel zu nehmen, so wäre das gewiß ein gewaltiger Erfolg und würde die Russen zur äußersten Kraftanstrengung anspornen, um den Krieg durchzuhalten. Aber die Aussicht auf diesen Erfolg ist sehr gering und die Absendung einer großen Landarmee, um die Flotte zu unterstützen, wird man kaum in Aussicht zu nehmen wagen.

Es bleibt also nur der englische Aushungerungsplan, dem wir jetzt durch die Aktion der Tauchboote den offensiven Gegenzug gegenübergestellt haben. Vor der Aushungerung fürchten wir uns nicht, und was der Unterseeboots-Handelskrieg leisten kann, wird sich zeigen. Der dunkle Punkt ist für uns darin die mögliche Schädigung der Neutralen, die uns bereits die Beschwerde der Vereinigten Staaten eingebracht hat. Aber meisterhaft hat unser viel gescholtenes Auswärtiges Amt diesen Schlag pariert: lassen die Engländer ihren nur mit Verletzung aller völkerrechtlichen Bestimmungen durchführbaren Aushungerungsplan, so sind auch wir bereit die Folgerungen zu ziehen, das heißt: keine Handelsschiffe zu torpedieren, ehe sie nicht untersucht sind. Nehmen die Engländer das an, nunwohl, so haben sie auf ihre letzte Siegeshoffnung verzichtet; eben deshalb

werden sie es ablehnen und dann wissen alle Neutralen, wem sie die Gefährdung ihrer Schiffahrt zu verdanken haben. Die gesamte deutsche Presse sollte hier wirklich einmal einig sein, um der Leitung unserer auswärtigen Politik ihren Dank für die Geschicklichkeit dieses politisch-strategischen Manövers zu bezeugen.

28. 2. 15. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bartsch, Rud. Hans. „Schwammerl", ein Schubert-Roman. Verlag L. Stackmann, Leipzig.

Beth Religion und Magie bei den Naturvölkern. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig und Berlin. B G. Teubner.

Buchner, Eberhard. Kriegshumor. Langen's Kriegsbücher, Band 2. Preis M. 1,—.

Carnegie Endowment for International Peace. Publication No. 4. Report of the international Commission to inquire into the causes and comduct of the Balcan Wars. Published by the Endowment, Washington 1914.

Carriere, Mory. Lebenserinnerungen, herausgegeben von Wilhelm Diehl. Darmstadt 1914. Verlag des Hess. Vereins für das Grossherzogtum Hessen.

Christ Lena Unsere Bayern anno 14. Langen's Kriegsbücher, Bd. 1. Preis M. 1,—. Albert Langen Verlag, München

Strutz, G. Einkommensteuerpflicht und Einkommensteuerveranlagung während des Krieges. Preis M. 1,60. Verlag von Julius Springer, Berlin 1915.

Everling, Dr. Friedrich. Der Preussische Beamteneid. Preis M. 3, —. Berlin, Trowitsch & Sohn.

Falke, Gustav Hoch Kaiser und Reich! Kriegsdichtungen, 1 Heft. Preis 20 Pf. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt.

Fendrich, Anton. Der Krieg und die Sozialdemokratie. Politische Flugschriften, Heft 25. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.

Friedrich, Dr. Fritz. Die Ursachen des Weltkriegs. Preis 60 Pf. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.

Geissler, Dr. Ewald. Was ist deutsch? Versuch einer Selbstbesinnung im deutschen Kriege. Halle a. S. Pädagogischer Verlag, Herm. Schroedel.

Germanus Britannien und der Krieg. Heidelberg, 1914. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Goebel, Dr. Julius. Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika. Aufsätze und Vorträge zur deutsch-amerikanischen Bewegung. Preis M. 3,—. Leipzig 1914. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Grünberg, Walther. Der Ausgang der pommerellischen Selbständigkeit. (Teildruck.) Dissertation, Berlin 1914. Berlin. Emil Ebering.

v. Habicht, Dr. Curt. Deutschland! Vollend' es! Ein Zukunftsbrevier. Preis M. 1,—. Hannover, Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftlicher Verlag.

Häring, Oskar. Der Märtyrer. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Verlag von Carl Curtius in Berlin W.

von Harnack, Dr. Agnes. Der Krieg und die Frauen. Preis 60 Pf. Berlin, Julius Springer.

Höcker, Paul Oskar. An der Spitze meiner Kompagnie. Drei Monate Kriegserlebnisse. Preis M. 1,—. Verlag Ullstein & Co, Berlin u. Wien.

Hoetzsch, Otto. Russland als Gegner Deutschlands. Preis 80 Pf. Leipzig, S. Hirzel,

Jäckh Ernst. Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft. Politische Flugschriften. Heft 24. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.

v. Schroeder, Leopold. Arische Religion. Preis M. 10,—. Leipzig, H. Hassel Verlag.

Schröder, Dr ing. F. Die gotischen Handelshallen in Belgien und Holland. Preis M. 12,—. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.

Schultze, Ernst. Die politische Bildung. Vortrag der Gehe-Stiftung. Band 6. 1914. Preis Mk. 1,—. Verlag B G. Teuber, Leipzig u. Dresden.

Schwemer, Richard. Geschichte der Freien Stadt Frankfurt a. M. III. Bd. 1. Teil. Frankfurt a. M., Josef Baer & Co

Sellin, Dr. Gotthilf. Burchard II., Bischof v. Halberstadt, 1060—1088. Preis M. 4,— München u. Leipzig, Duncker & Humblot.

Sintenis Felicia Die Zusammensetzung des Senats unter Septimus Severus und Caracalla. Dissertation, 1914. Neustrelitz, Herm Bohls Nachf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

)reußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertsechzigster Band.

April bis Juni 1915.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1915.

Inhaltsverzeichnis

des

160. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Bismarck als religiöser Charakter.

Von

Otto Baumgarten.

Es ist bekannt, daß Bismarck selbst großen Wert darauf legte, als religiöser Mensch gewertet zu werden. Zwar hat er in den „Gedanken und Erinnerungen“ nur ganz gelegentlich auf das Gebiet des religiösen Lebens Bezug genommen; sie stehen aber auch wesentlich im Dienste der politischen Selbstrechtfertigung. Dagegen waren bereits die Briefsammlungen, die zu seinen Lebzeiten und unter seinem eigenen Betreiben veröffentlicht sind, insbesondere die Briefe an seine Schwester und an seine Frau, reich an Zeugnissen für seine lebendige Religiosität. Ob mit oder gegen seinen Willen veröffentlicht, richtig wird sein, was Moritz Busch als Aeußerung des Kanzlers im Kreise der Seinen in Versailles berichtet hat: „Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler nicht erlebt haben ... Hätte ich die wundervolle Basis der Religion nicht, so wäre ich dem ganzen Hofe schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen .....“ Und in seinen politischen Reden, besonders gelegentlich des Kulturkampfes und der sozialen Gesetzgebung, hat sich der Minister stets zu einem positiven Christentum, als christlicher Staatsmann zu „den Ausflüssen der christlichen Religion“ bekannt.

Nichtsdestoweniger hat noch kürzlich in einer sehr wertvollen populären Darstellung Bismarcks Veit Valentin das Urteil ausgesprochen: „Er war keine religiöse Natur.“ Und die ganze Darstellung Klein-Hattingens beruht auf der Skepsis an der Echtheit und Absichtslosigkeit der religiösen Zeugnisse Bismarcks, die zum Teil als Anpassungen an den Lebenskreis, in dem und auf den er zu wirken hatte, zum Teil als bewußte Verwertung religiöser Sprache

im Dienste der politischen Ziele beurteilt werden. Mehr als in der Literatur kann man in Unterhaltungen den religiösen Charakter, den der große Staatsmann sich beilegt, als Kulisse für einen ungeheuren persönlichen Trotz bezeichnen hören: er versteckt mit einem dem Uebermenschen und Menschenverächter eigenen Zynismus die maßlose Herrschsucht hinter die vorgeschobenen Forderungen des höchsten Herrn und des christlichen Gewissens, um den Widerstand der kleinen Geister oben wie unten zu brechen. Das völlige Zurücktreten der religiösen Zeugnisse in der Zeit nach der Entlassung, wo sie keine Wirkungskraft mehr ausgeübt hätten, wird dann als Rückkehr zu der rein egozentrischen Natur beurteilt, die in der Amtszeit nur monarchisch-christlich verkleidet war. Auch Gustav Frenssens Darstellung des Bismarckschen Charakters in seinem „epischen Gedicht“ liegt in dieser Linie: der „christliche“ Staatsmann erscheint da ganz als der grimme, „verschlagene“ Hagen, der mit der christlichen Forderung nie wirklich ins Reine gekommen. Von alldeutscher Seite gar redet man von einer Unterwerfung des germanischen Recken unter den Christengott, wogegen der Abschluß seines Lebens die endliche Emanzipation des trotzigen germanischen Helden von der Fremdherrschaft des in der „Bekehrung“ aufgezwungenen Christengottes darstellen soll. Und gerade die geflissentliche Verwertung seiner Christlichkeit im politischen Kampf muß dieser Auffassung zur Stütze dienen.

So entsteht nun das Problem, das auch Erich Marcks in der Jugendgeschichte Bismarcks (Bismarck, 1. Band) mit der ganzen Feinsinnigkeit und durchdringenden Seelenanalyse, die ihm eignet, aufgenommen hat. Er findet „das immer wieder frische Problem“ des gesamten und auch des religiösen Daseins Bismarcks in der Auseinandersetzung der beiden Richtungen, die sich all sein Leben lang in ihm stoßen und vertragen müssen: der riesigen selbstherrlichen Gewalt seines Ichs und des Dranges nach Anerkenntnis des Allgemeinen, Höheren, zumeist des Göttlichen. Marcks findet die Lösung des Problems in der „Selbsteinordnung Bismarcks in ein planvoll gebautes lebendiges Ganzes“. Das berührt mich als etwas zu sehr systematisch, nach der Seite der einheitlichen Weltanschauung liegend, wovon wir bei dem großen Realisten und Lebenskünstler wenig entdecken. Aber im Kern trifft es zu. Ich selbst habe in einer eingehenden Analyse aller religiösen Zeugnisse Bismarcks, die ich soeben bei Mohr, Tübingen, habe erscheinen lassen unter dem Titel „Bismarcks Glaube“, den Ausgleich der in der Tat sehr zwie-

spältigen Eindrücke in der schlechthinnigen Unterordnung seines starken Ichs unter eine absolute Macht gefunden, die seine Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit nicht fesselte, aber an höchste Normen, Verantwortlichkeiten und Selbstverleugnungen band, welche er aus der Tiefe seiner edlen sittlichen Natur bejahte.

Es ist mir durchaus bewußt, daß diese positive Lösung zum großen Teil auf persönlichen Eindrücken von dem ganzen Ethos des Mannes beruht. Die meinigen, die auf eindringender Versenkung in seine sämtlichen Lebenszeugnisse beruhen und auf Beobachtung des von dem Undank der maßgebenden Kreise und von der ungeheuren Anhänglichkeit des Volkes tief erregten Helden, als er 1892 auf der Rückkehr von Wien und Kissingen in Jena weilte, gehen dahin, daß der kolossale willens- und geistesstarke Mann sich selbst ein Schicksal war. So hat er vor mir gestanden als der ungebrochene Held einer Tragödie, die eben aus dem Widerstreit der Größe der Anlagen und Aufgaben mit der Begrenztheit der Selbstbeherrschung erwächst. Aus dem persönlichen Eindruck der Aufrichtigkeit und Innerlichkeit seines tiefsten Wesens trotz aller Verschlagenheit seiner Politik und aller klugen Verwertung seines inneren Besitzes im politischen Interesse bildet sich denn auch das Vertrauen zu seinen brieflichen Zeugnissen seiner Braut und Gattin, seinem König, seinen Freunden von Gerlach und Roon gegenüber. Es ist doch auch ungeheuerlich, hinter den warmherzigen, impulsiven Aeußerungen seiner Briefe an die Vertraute seines Herzens noch den Zyniker und Kulissenschieber zu wittern Freilich bleibt den Zweiflern die Berufung auf die letzte Phase seines Lebens, wo — so scheint es — die christlich-demütige Maske völlig abgeworfen und der Titanentrotz unverschleiert bekundet wird. Aber gerade aus dieser Zeit stammen meine positiven Eindrücke. Sie lassen sich dahin zusammenfassen, daß in diesem tragischen Ende des gewaltigen Dramas das Unzulängliche Ereignis wird, nicht ohne daß dem Helden diese Unzulänglichkeit schmerzlich zu Bewußtsein gekommen wäre.

Man wird gut tun, bei der Untersuchung des uns vorschwebenden Problems die drei Lebensabschnitte auseinanderzuhalten: Bismarck vor dem Antritt des Amts, den Staatsmann und den Entlassenen. Es ergeben sich aus der total verschiedenen Lebenslage naturgemäß sehr verschiedenartige Reizungen des religiösen Triebes.

Aus den „Briefen an die Braut und Gattin" ist jedermann die entscheidende Bedeutung seiner religiösen Bekehrung für sein tiefstes, auch berufliches Glück bekannt. Die Bezweiflung

der Ursprünglichkeit und Wurzelechtheit dieser „Bekehrung“ und ihre Herleitung aus der Anpassung an den „christlich-germanischen Kreis“, in den er eintrat und dem er seine Gattin entführen sollte, und aus dem Liebesglück, von dem er korbbeladen hätte Abschied nehmen müssen, wenn er nicht sein Stehen auf wesentlich gleichem Glaubensgrund hätte bezeugen können, ist von Marcks in ihrer Unhaltbarkeit erwiesen. Mag hier das sehnsuchtsvolle Suchen nach religiöser Gemeinschaft, ohne welche die eheliche und freundschaftliche Beziehung undenkbar war, unbewußt stark mitgespielt haben — es liegt nicht der geringste Anlaß vor, an der Wahrhaftigkeit dieser Bekehrung von einer wesentlich negativen, hoffnungs- und zwecklosen, öden und leeren Lebensanschauung zu einer durchaus positiven, das eigene Leben und Wirken in den Dienst letzter, höchster Ziele stellenden, warmen und vollen Lebensanschauung zu bezweifeln. Der Werbebrief an den Schwiegervater erweist sich eindringendster Analyse als in allen wesentlichen Punkten zuverlässig: Bismarck hat tatsächlich vor seiner Verlobung gebrochen nicht bloß mit einer ideal- und glaubenslosen Weltanschauung, sondern auch mit einem disziplin- und normenlosen wilden Triebleben; er hat dadurch das volle Recht gewonnen, nicht zwar als einer, der es schon ergriffen hätte, aber als ein von Christus Ergriffener um die Hand der Tochter eines streng christlichen Hauses zu bitten.

Zweifellos sprechen seine Briefe an die Geschwister, zumal an den Bruder, über den religiösen Charakter des Elternhauses seiner Braut und über seine eigene religiöse Stellung recht erheblich anders als die Briefe an den Kreis, dem er sich eben eingliederte. Ebenso lautet sein Bericht über seine Verlobung an den positiven Herrn Senfft v. Pilsach, gar anders als der Bericht an einen alten skeptischen Jugendfreund. Aber es ist für jeden, der nicht auf Anzweiflung des religiösen Charakters Bismarcks versessen ist, unzweifelhaft, daß diese Verschiedenartigkeit der Zeugnisse gegenüber den Genossen des alten Kreises, den er mit der Bekehrung verläßt, und des neuen Kreises, in den er eben dadurch eintritt, eben durch die begreifliche Rücksicht auf beide und durch die Scheu vor Selbstenthüllung vor Verständnislosen, durch Feinfühligkeit und Keuschheit veranlaßt ist. Es ist dem Bekehrten eben durchweg jener Fanatismus der Neophyten fremd geblieben, der zur Zeit und zur Unzeit Konfessionen vorträgt, um andere mitzureißen in die neue Glaubensfreudigkeit. Aber wunderbar tiefe Töne gläubiger Liebe, der Entdeckerfreude an den ungeahnten Schönheiten der heiligen Schrift, der Klarheit neuer

symbolischer Lebenseinsichten klingen heraus aus den klassischen Zeugnissen des erweckten Sinnes.

Vor allem aber: Bismarck hält mitten in der Glut der neuen Liebe zu Gott und zur Geliebten, mitten in dem erlösten Rückblick auf eine öde, liebe- und glaubenslose Vergangenheit doch entschlossen und klar fest an der eigenen Denk- und Gefühlsart. Er läßt sich von der Braut keinen Augenblick hineinreißen in den Strudel einer pietistischen Gefühligkeit, in das Uebermaß einer die natürlichen Mittelursachen überspringenden Vertrauensseligkeit zu der speziellsten Vorsehung, in das fröhliche Aburteilen über die totale Ungläubigkeit solcher, die am Sündenfall, an Dreieinigkeit und Gottessohnschaft Christi zweifeln. Er bekennt sich stets offen als ein Suchender und Unfertiger, der nicht fertig werden will. Dem „stillsitzenden Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung, aber ohne das, was mir die rechte Liebe scheint", stellt er sein wesentlich männliches, tätiges, in Pflicht- und Verantwortungsgefühl mündendes Gottvertrauen entgegen. Und doch ist er wieder bei allem freien, auch in der täglich traktierten Bibel frei wählenden Eklektizismus durchaus rechtgläubig seiner Absicht nach, d. h. durchaus gebunden an das Grunderlebnis des Christentums von Sündenerkenntnis und Gnadengewißheit, verteidigt Wunder und Gottheit Christi und verläßt sich für sein ewiges Heil allein auf das Verdienst Christi. Aber diese gläubig übernommenen christlichen Dogmen wertet er wesentlich nach ihrer Einwirkung auf den Willensmenschen, wie ihm denn sein ganzes Erlebnis der Bekehrung in der Erneuerung seines ganzen Lebens- und Berufsgefühls angelt. So muß die Bekehrung Bismarcks als ein durchaus aufrichtiges, innerlich befreiendes, auch im tätigen und Berufsleben spürbares Ereignis gewertet werden. Wir haben hier den gesunden religiösen, überweltlichen und doch zur Arbeit in der Welt drängenden Grundzug des Bismarckschen Wesens in reinster Ausprägung.

Es versteht sich für einen besonnenen Beurteiler von selbst, daß das religiöse Leben, die wundervoll stimmungsreichen Beziehungen zum verborgenen Grund des Lebens, bei dem aktiven Staatsmann mehr und mehr zurücktreten mußten hinter die verantwortliche Beeinflussung der Welt in der gebietenden Stunde. In der Zeit seines Frankfurter Wirkens wächst seine Entfernung von den Velleitäten der junkerlichen Reaktion, von den legitimistisch-pietistischen Engigkeiten des Kreises um Friedrich Wilhelm IV. Der „Kreuzzeitung" in ihrer Geburtsstunde nächststehend, wie Stahl und Lud-

wig v. Gerlach ein Vorkämpfer des „christlichen Staates", dessen Verteidigung seine erste große parlamentarische Rede galt, wie der ganze altlutherische Kreis von den patriarchalischen Rechten und Pflichten der Grundherrschaft überzeugt, erkennt er in der räumlichen Entfernung vom reaktionären Zentrum immer freier und klarer die Lebensbedingungen des modernen Staats. Seine wundervollen Briefe an den General von Gerlach sind wesentlich Dokumente dieser Ablösung seiner beweglichen Christlichkeit von den engen, katholisierenden und romantischen Beimischungen der preußischen Kamarilla. Die energische Ablehnung der Einmischung christlicher Maßstäbe und Gerichtssprüche in den Verkehr mit anderen Nationen, mit dem „widergöttlichen" Usurpator Napoleon obenan kündigt den werdenden Meister der Realpolitik an. Dabei verraten die Briefe aus dieser Zeit einen tiefen Einblick in das entgegengesetzte Wesen protestantischer, vor dem eigenen Gewissen nur bestehender und katholischer, vor dem Richterspruch des Beichtstuhls und des Vorgesetzten bestehender Politik. Hier in Frankfurt steht vor uns der Staatsmann der protestantischen, innerlich freien, nur im Gewissen gebundenen Persönlichkeit. Zugleich freilich kündigt sich der immer wachsende Konflikt an zwischen dem Realpolitiker, der nur den Vorteil seines Staates im Auge haben darf, und zwischen dem an die Gebote der Bergpredigt gebundenen Christen, der unvermeidliche Hiatus zwischen dem Vertreter des Staatsegoismus und dem Bekenner des christlichen Altruismus.

Naturgemäß*) begegnen uns die Zeugnisse seiner Religiösität in der Zeit seiner Ministerpräsidentschaft seltener. In den wenigen Briefen an die Frau findet sich zwar noch immer die selbstverständliche Rückbeziehung auf Gottes Gnade und Vorsehung für sein öffentliches und häusliches Leben. Aber die furchtbare Gewohnheit unausgesetzten Arbeitens, die angenommen zu haben er selbst beklagt, ließ nur selten Zeit zu Rückblicken und Enthüllungen seines Innenlebens, mit denen er uns bis 1862 verwöhnt hat. Er selbst erklärt sein Verstummen einmal damit, daß so viel Müssen in seinem Leben ist, daß er selten zum Wollen komme. Aus diesem Fehlen darf gewiß kein Rückschluß auf das Versiegen des inneren Zustroms gezogen werden. Aus dieser Zeit stammen so wundervolle Trostbriefe an seine Geschwister, so innige religiöse Aufmunterungen seiner schwerlebigen Gattin, daß auch den durchaus gläubigen Glückwunsch-

*) Ich gebe auf den beiden nächsten Seiten wörtlich meine Darstellung in genanntem Buch wieder.

schreiben an seinen König die absoluteste Aufrichtigkeit zuzutrauen ist. Wir dürfen wahrlich dem Zeugnis trauen, das in der Selbstverteidigung gegen Andrae-Roman begegnet, daß er seinen schweren Dienst im täglichen Aufblick zu Gott und in Demütigung vor seinem Angesicht verrichte. Damit verträgt sich durchaus das ergreifende Bekenntnis, das er seiner Schwester 1869 ablegt: „Ich finde mich recht undankbar gegen Gott, daß ich zu dieser Stimmung des Behagens niemals gelange und doch nach meiner eigenen Einsicht so viel Grund dazu hätte, wenn ich an Frau und Kinder denke, und vor allem an meine Schwester, und an so manches andere in Staat und Haus Erstrebte und, wenn es erreicht war, nicht Gewürdigte. Ich hoffe, daß ich besser werde, wenn ich nicht mehr Minister bin; darauf muß ich alle vertrösten, die an mir zu tragen haben".

Gewiß lag seiner steigenden Unkirchlichkeit nicht bewußte Abwendung von der kirchlichen Verkündigung, sondern teils mangelnde Zeit und Gesundheit, teils auch mangelnde Bedürftigkeit zugrunde. Ein Mann von so starkem eigenen Fonds an religiösen Anschauungen und Stimmungen und von biblischen Bildern und durchlebtem biblischen Stoff kann nicht wie durchschnittliche Kirchgänger sich den religiösen Kundgebungen mittelstarker Erlebnisse unterstellen. Vor allem aber lebte der Staatsmann, der die unendlichen Verantwortlichkeiten für die Ereignisse von 1862—1882 wesentlich auf seinen Schultern trug, in einer Vereinzelung, die auch die Beziehung zu Gott aller sozialen Gemeinschaft entkleiden mußte. Aber sein religiöses Glück und sein unmittelbares Gottesgefühl litt unter diesem Verzicht auf Aeußerung und regelmäßige Stärkung. Und vor allem erwies sich der politische Kampf als Feind des religiösen Friedens. Es ist auch für den edelsten, gehaltvollsten Staatsmann unendlich schwer, sein Innenleben ungetrübt zu erhalten. Die Kämpfe mit den reaktionären Jugendfreunden, späterhin mit der Hofpredigerpartei haben Bismarcks Seele tiefe Furchen eingeschnitten. Während er aber Senfft v. Pilsach mit echt protestantischem Stolz das angemaßte Gericht über seinen Glauben verwies, zeugt seine berühmte Antwort an Andrae-Roman mit ihrer Betonung der schweren Verantwortung seines diplomatischen Verhaltens von echter Demut und Willigkeit, sich strafen zu lassen durch Gottes Wort. Je mehr und mehr fanden alle Legitimisten, aber auch weitherzige Bibelchristen Bismarcks vor keinen Mitteln zurückschreckende Gewaltpolitik gegen die Ultramontanen unvereinbar mit positiver Christlichkeit. Immer unmöglicher wurde für den Vertreter des resoluten Staatsegoismus

die direkte Befolgung der christlichen Individualethik. Nachdem er in dem gewaltigen Kriege von 1866 noch einmal die ganze Größe seiner protestantischen Selbstverantwortung, während des französischen Krieges mit seinen verbitternden Erfahrungen die Gewalt seines in Gott ruhenden Selbstvertrauens bekundet hatte, führten die inneren Kämpfe der Friedensjahre um die Staatshoheit gegenüber der Kirche und der Arbeiterschaft und die immer stärker empfundene Einsamkeit auf der Höhe der Beherrschung einer Welt wenig geachteter Menschen unleugbar zu einer Verkapselung des religiösen Lebens.

Auch jetzt begegnen noch immer ergreifende Zeugnisse seines in der biblischen Anschauungs- und Sprachwelt atmenden Gemüts. Aber es scheint jede Regelmäßigkeit und Stetigkeit in der Erneuerung des religiösen Lebens gewichen und manche einst gehegte positive Anschauung wie von der Erlösung durch das Verdienst Christi völlig verblaßt zu sein, nicht ohne daß die Verkennung derer, die diese Anschauungen in abstoßender Form vertraten, mitschuldig daran wäre. Als ihm gar unter dem jungen Kaiser eine christlich-soziale Fronde das Vertrauen seines Herrn zu rauben suchte -- Stöckers Scheiterhaufenbrief! —, da scheint ihm mit positiver Kirchlichkeit auch alle exklusive Christlichkeit innerlich entfremdet zu sein. Zum mindesten wird man sagen müssen, daß seine Erfahrungen mit der Berliner Bewegung und Aehnlichem ihn nicht bloß in seiner Abneigung gegen ein starkes evangelisches Kirchentum, gegen die Bildung eines evangelischen Zentrums, in seiner Indifferenz gegen die Kirche als Heilsanstalt bestärkt, sondern auch in der freien und frohen Bezeugung seines evangelischen Christentums beeinträchtigt haben.

So scheint sich für mein Urteil an Bismarcks innerem Leben die Tragik des politischen Charakters zu erfüllen: die notwendige Ausschaltung des Persönlichen im Dienst des Staatsgedankens führt zur Vereinsamung und Erkaltung der persönlichen, inneren Beziehungen.

Für die Zeit nach der Entlassung wird aber die Behauptung seines religiösen Charakters noch unsicherer. Hier wird der Herrschaftstrieb des gestürzten Weltherrschers alles bestimmend. Wir erleben den bitteren Kampf eines tragischen Helden mit dem Unabänderlichen. Der Gegensatz des Genies, das seine eigenen Gesetze hat und befolgt, zu der Allgemeinheit, die es ihren Naturgesetzen unterwerfen will, spitzt sich tragisch zu, und wenn das Ungeheure, das in ihm zur Tat und Wirkung drängt, auch sich bis

ans Ende beugen wollte unter das höchste Gesetz, den heiligen Willen, so bäumt es sich doch täglich neu auf gegen die gemeine Wirklichkeit des Erdenlebens. Wir wissen, wie in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ und in den Antworten auf Huldigungsansprachen seiner ihn umfeiernden Verehrer der Titanentrotz, die Hybris des verkannten Genius sich aussprach. „Bei nichts,“ klagte sein Gehilfe Lothar Bucher, „was mißlungen ist, will er beteiligt sein, und niemand läßt er neben sich gelten als etwa den alten Kaiser und den General v. Alvensleben.“ Und wiederum bekennt er sich undankbar gegen soviel Liebe und Anerkennung, weil der Zorn gegen die, die ihn zu Fall gebracht, im Vordergrund seiner Seele steht. Mag an dieser dauernden Verstimmung, die sich mit religiösem Charakter so wenig verträgt, auch die Mattigkeit und Verdrießlichkeit abnehmender Kraft ihren Anteil haben — das Entscheidende ist der Verlust aller weichen, vertrauenden, hinnehmenden Gefühle und die Verhärtung des männlichen Christentums zu titanischem, übermütigen Trotz.

Aber es bleiben diesem negativen Eindruck gegenüber genug Zeugnisse einer tiefen, nur verborgeneren Treue wie gegen die monarchische, so gegen die christliche Weltordnung, daß wir urteilen dürfen, der einst so urkräftig betonte christliche Charakter verbirgt sich mehr nur unter der Decke der Verbitterung, als daß er verloren wäre, was Charakter gar nicht kann. Ich erinnere nur an das Wort bei seinem 80. Geburtstag: „Ich bemühe mich, zufrieden zu sein, und das Gebet im Vaterunser: Dein Wille geschehe! ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehen, aber verstehen tue ich ihn nicht immer.“

Wer möchte nicht ehrerbietig schweigen vor diesem Kampf des tief verwundeten Helden mit dem unverstandenen Geschick! Wir freuen uns demgegenüber eines Zeugnisses, das wir einem seiner nächsten Freunde, Graf Keyserling, verdanken. Der hat ihn 1890 aufs Gewissen gefragt, ob er noch die glaubensvolle persönliche Stellung zu Christus als dem Sohne Gottes und unserem Heilande einnehme wie in früheren Tagen. Darauf hat Bismarck erwidert: Leider sei er während der Kämpfe der letzten Jahrzehnte dem Herrn ferner gerückt; gerade jetzt in der schweren Zeit, die er durchlebe, empfinde er diese Ferne schmerzlichst. Er habe Gott gebeten, ihn nicht von der Erde zu nehmen, ohne ihm die innige Stellung zu Christo wiedergegeben zu haben; er hoffe in der Zurückgezogenheit den alten, kostbaren Besitz im Zusammenleben mit seiner Johanna

zu erlangen. Diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen, schon deshalb nicht, weil es zu solcher Zurückgezogenheit nicht kam, auch Johanna nicht mehr die alte, friedevoll in Gott ruhende war. Aber wer wird nicht dies Sehnen des Alters nach dem, was es in der Jugend in Fülle besessen, als ein Zeugnis des latenten religiösen Charakters achten?

* * *

Wenn wir nun die Frage wieder stellen, ob Bismarck als religiöser Charakter anzusprechen ist, so ist uns die Antwort darauf kaum erleichtert.

Jedenfalls wird Bismarck nach seinen religiösen Zeugnissen, die ich in meinem Buche lückenlos zu sammeln versuchte, dauernd zu den Klassikern deutscher, protestantischer Frömmigkeit gerechnet werden; denn sie besitzen eine ganz einzige Kraft eigenartiger, völlig ungezwungener und doch erschöpfender Formulierung, eine Fülle und Geschlossenheit an durch vieles Bibelstudium gesättigter religiöser Bildsprache und bei aller uns so besonders sympathischen Zurückhaltung eine Fähigkeit, im Augenblick des Bekennens die Tiefen der Seele aufzuschließen, die nur von Augustin und Luther übertroffen wird. Vergegenwärtigen wir uns nur einige Proben:

„Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbraust und schale Neigen zurückließ . . , wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem soviel Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestalt hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inwendigen Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind . . .! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemd; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben."

„Ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Ueberlaufen voll Wehmut und Reue über die träge Gleichgiltigkeit und die verblendete Genußsucht, in der ich alle meine reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zweck- und erfolglos verschleuderte, bis ich dir, mein Herz, zumutete, das Wrack, dessen reiche Ladung ich im Uebermut mit vollen Händen über Bord geworfen habe, in den Hafen deines unentweihten Herzens aufzunehmen."

„Vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt seine Zeichen doch."

„Wenn es mir mit Gottes Hilfe gelänge, den jähen Zorn aus meinem Herzen zu bannen und die Unfreundlichkeit zu bemeistern, die zufälliger Verdruß leicht in meinem äußeren Wesen zutage treten läßt . . . aber nur Gottes Gnade kann aus den zwei Menschen in mir Einen machen und sein erlöstes Teil an mir so kräftigen, daß es des Teufels Anteil totschlägt; kommen muß es endlich, sonst stände es schlimm mit mir. Aber glaube mir, der Mann Gottes in mir liebt dich innig, wenn dich der Knecht des Teufels auch anfährt, und der erstere ist von Dankbarkeit für alle deine Güte, Treue und Versöhnlichkeit voll, wenn der andere sich auch anstellt wie ein Eiszapfen. Gott wird ja seinem Teil beistehen, daß er Herr im Hause bleibt und der andere sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er auch da mitunter tut, als ob er der Wirt wäre."

„Ueber die Kinder, äußere und innere, wie über die kleinen Bäume im Walde geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschichten hinein, und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen . . . Wenn Bäume im Sturm Risse erleiden, so quillt das Harz wie lindernde Tränen aus ihnen und heilt; wenn sie aber gegen derlei Risse nicht Schutz in eigener Festigkeit, sondern immer wieder das Zeitmittel der Harzträne (welcher zufällige Doppelsinn!) suchen, so erschöpfen sie den Quell und trocknen aus."

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein — was ich mir so erläutere in meiner Art:

In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig."

„An Grundsätzen hält man nur fest, solange sie nicht auf die Probe gestellt werden; geschieht das, so wirft man sie fort wie der Bauer die Pantoffeln und läuft, wie einem die Beine von Natur gewachsen sind."

„Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht."

Genug. Wer so sein innerstes Erleben zur vollen Plastik typisch-symbolischer Sprache zu gestalten weiß, der ist zum Klassiker der Religion geschaffen, zumal, wenn er seine Muttersprache so meistert wie Bismarck. Unvergeßlich bleibt mir, wie ich ihn im Schwarzen Bären zu Jena mühsam, aber mit steigender Schöpferfreude das Bild seines im Verhältnis zu dem Verdienst der Vorsehung an den das Reich gestaltenden Ereignissen also gestalten hörte: „Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Ueberhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen oder vorbereitet hätte. . . . Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam." Es ist ein ungemeiner Gewinn, daß solch ein Sprachgenie sich des religiösen Erlebnisstoffes bemächtigt und ihn siegreich ausgestaltet hat.

Aber freilich, es bleiben die Schranken seiner religiösen Folgerichtigkeit. Aber es sind die notwendigen Schranken, die seine staatsmännische Lebensaufgabe der konsequenten Durchbildung seines religiösen Charakters setzten. Vielen ernsten Christen will es nicht gelingen, mit dem Bilde des an Gott gebundenen und im Vertrauen auf Seine Leitung freien Helden die Rücksichtslosigkeiten und Skrupellosigkeiten der Bismarckschen Machtpolitik zu vereinigen, die auch auf das Gebiet der inneren Politik ausgedehnt wird. Bismarck war sich der Gefahren der Politik für das Innenleben wohl bewußt. Be-[redacted] 1865 antwortete er auf Andrae-Romans Vorhaltungen: „Als

Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feige, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen". Und immer bestimmter erfaßte er die Prinzipien seiner Real- und Machtpolitik, die lediglich das Interesse des Staats, keinerlei moralische Richterrolle im Auge haben darf, die Rache und Vergeltung Gott überlassen, auch den Moralkodex in der auswärtigen Politik völlig beiseite legen muß. Es tut heutzutage blutnot, uns Sätze gegenwärtig zu halten wie: „Gemütliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handels . . . die Begriffe Strafe, Lohn, Rache gehören nicht in die Natur politischer Dinge". Das war ja das größeste Verdienst Bismarcks um unser Volk, daß er diese Einmischung moralischer Instinkte in die auswärtige Politik, z. B. nach Niederwerfung Oesterreichs, zunächst bei seinem geliebten königlichen Herrn bekämpfte, um ihn darauf meist widerwillig vor den Wagen seiner zielsicheren, lediglich am Vorteil seines Landes orientierten Politik zu spannen.

Daran haben wir uns ja nun gewöhnt, so weit wir bewußt in Bismarcks Schule gegangen sind. Anders liegt es mit der inneren Politik, in die der gewalttätige Mann die Grundsätze der auswärtigen Politik vielfach übertragen hat. Man erinnere sich daran, wie Bismarck das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht, den Kulturkampf und des Kulturkampfs Ende, die Zivilehe, die Staatshoheit über die Schule u. s. f., lauter Dinge, die wir als erfüllte Forderungen des Ideals des Kulturstaats, der Grundsätze der Toleranz und Gesinnungsbildung gefeiert und behauptet haben, uns hinterher wesentlich als Forderungen der nationalen Machtpolitik auffassen und also auch als vorübergehende Kampfmittel unter Umständen wieder zurücknehmen gelehrt hat. Man besinne sich darauf, wie er auch die sozialen Reformen, die wir als Forderungen der sozialen Gerechtigkeit anzusehen gewöhnt waren, uns wieder wesentlich als Mittel der Ueberwindung staatswidriger Tendenzen aufzufassen veranlaßt hat, wie er vor allem die Autorität und die Wirkungssphäre des nationalen Staates zu stärken beflissen war, deshalb auch die Arbeiterschutzgesetze in ihrer Wichtigkeit für das innere sittliche Leben des Volkes unterschätzt hat. Endlich vergesse man nicht, wie er die auf idealen Interessen begründeten Parteigruppierungen

durch rein materielle Interessengruppierungen zu ersetzen versucht hat. Wie paßt diese Uebertragung der auswärtigen Politik in das innere Leben der Nation zu seiner sonstigen christlichen Weltanschauung mit ihrer höheren Einschätzung des geistigen, seelischen, sittlichen gegenüber dem materiellen, sinnlichen, ökonomischen Leben?

Wie verhält sich überhaupt Bismarcks staatsmännisches und persönliches Leben zu den Maßstäben der Bergpredigt, die er als höchstes sittliches Gesetz des Christentums zu schätzen gewöhnt war? Es würde zu weit führen, diese Frage hier tiefer zu verfolgen. Eine genauere Analyse der einschlägigen Aeußerungen Bismarcks führt zu dem Resultat, daß er zwar in der Jugend und im frühen Mannesalter sich redlich gemüht hat, die Forderungen der Bergpredigt bezüglich der Nichtachtung des Mammons, des Verzichtes auf Rache und Rechtsbehauptung, der Feindesliebe in seinem Leben zu verwirklichen, als Staatsmann aber und im späteren Alter darauf verzichtet hat, sein persönliches und amtliches Leben damit in Einklang zu bringen. Man kann sich von vornherein dem Eindruck nicht entziehen, daß ihm Christi Forderung der Sanftmut nicht bloß gegen die Natur, ich möchte sagen: gegen das ganze Ethos ging. Es ist keine Frage: hätte der Geist der Bergpredigt über diese Natur gesiegt, so hätten wir nie diese ungebrochene Kraft des Hasses und des Zornes erlebt, die doch eines der Geheimnisse seines durchschlagenden Erfolges ist. Darin liegt das gewisse Recht der Auffassung Bismarcks mehr als Hagen denn als Siegfried. Einmal schrieb er: „Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungerte, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich's überhaupt täte. Gott besser's." Und er hat es nie getan. Er hat seine Natur nicht gezwungen, es zu tun; er hat sie, urteilen viele, nicht verunstaltet durch solchen Zwang. Er hat freilich auch nie die Abrechnung mit der Forderung der Bergpredigt innerlich beglichen oder gar die letztere ins Unrecht gesetzt. Hier blieb zeitlebens wie bei vielen christlichen Edelleuten ein non liquet im Rest. Auch in den Rededuellen im Parlament hat der Korpsstudent und weiter zurück der ostelbische Junker sich nie verleugnet; ein Sichversetzen in die innere Lage, in die pflichtmäßigen Auffassungen und Nötigungen der Gegner hat ihn nie angekränkelt. Daß das nun gerade das entgegengesetzte Ethos ist, als das von der Bergpredigt erforderte, bedarf keiner Ausführung.

Ebensowenig vermochte der gewaltige Herrenmensch das Gebot [illegible]ristentums zu erfüllen, auch in den Hemmungen durch widrige

Menschen Schickungen Gottes zu erkennen und sein Gottvertrauen auch auf das Unkraut auszudehnen, das Menschenunverstand oder andere Gewissensentscheidung zwischen die eigene Aussaat gesäet hat. Daran zerbrach sein Vorsatz, der Bitte des Vaterunsers nachzuleben: „es geschehe dein Wille!“ Da versagte eben „die Klarheit, auf deren Boden allein das Gottvertrauen“ und die Versöhnung mit dem Schicksal wachsen kann. Aber wer möchte es wagen, von diesem Ergebnis aus ein Verdikt zu fällen über die Christlichkeit eines von so übergroßen Zielen und Leidenschaften erfüllten und so übermäßig reizbaren Genies? Wem drängt sich nicht vielmehr die Frage auf, ob überhaupt die überaus freien und hohen Maßstäbe der Bergpredigt in das Staatsleben zu übertragen und ihre Befolgung von dem zu erwarten sind, dessen Beruf nun einmal die Bewältigung dieser widerstrebenden Welt der Wirklichkeit ist? Hier wird eben, wie so oft in den Tragödien der Menschheit, das Unzulängliche Ereignis. Genug, daß der Adel der Gesinnung und die Echtheit des Wesens über allem Menschlichen und Allzumenschlichem ungetrübt erhalten bleibt.

Groß bleibt doch der Grundriß seines religiösen Charakters. Ja, er gleicht dem in die Sturmschicht gewachsenen Baum, dessen Wurzeln hinabreichen in das ewige Land. Und gerade die unerfüllte Sehnsucht nach Frieden und Selbstverleugnung, nach Sichfügen in alles, was Gott fügt, läßt diese Grundzeichnung so scharf hervortreten. Was Bismarcks Frömmigkeit eigen ist, das ist einerseits sein männliches Christentum, das alle religiösen Verinnerlichungen und Vertiefungen alsbald in unendliche Pflichtleistungen umsetzt — er hat es einmal als sein spezifisches Talent bezeichnet, als Gottes Soldat gewaltige Verantwortlichkeiten auf sich zu nehmen und sie zu tragen im reinen Selbstvertrauen, das im Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit gegründet ist —, damit innigst verbunden sein klarer, fester Wirklichkeitssinn, der nicht im Trüben und Nebelhaften, nur in den Wirklichkeiten des Lebens Gott finden und ihm dienen kann; das ist andererseits aber wieder die unendliche Weichheit, fast mystische Innigkeit und zarte Reizbarkeit seiner Seele für alles, was ihn nach innen und über alle äußeren Erfolge und Mißerfolge nach oben ziehen konnte. Man denke an die fast melancholischen, jedenfalls von tiefem Heimweh nach ewigem Frieden erfüllten Aeußerungen über die Nichtigkeit all unserer politischen Intriguen, ja selbst unserer höchsten Erfolge für Volk und Vaterland: der Gedanke an die Ewigkeit und die Betrachtung auch der größten Erdendinge, wie

der unvergleichlichen Siege von 1866 und 1870 sub specie aeterni ist wahrlich mehr als momentane nervöse Ueberreizung und Abspannung. Es zieht sich durch das ganze Leben dieses gewaltigsten Welt- und Lebensbeherrschers diese Unruhe und Unzufriedenheit, die aus den unbegrenzten Ansprüchen einer nur mit dem Ganzen und Vollen zufriedenen Seele erwächst. Gewiß, man kann darin die Tragödie des Genies finden, das an der Uebergröße des Gewollten und an seiner Herrschsucht zerbricht. Man kann darin aber auch die aus den Tiefen seiner religiösen Anlage hervorbrechende Sehnsucht nach dem Ewigen, Ganzen, Göttlichen erblicken. Eben in dieser Vereinigung tätigster, durchgreifendster, in Gottes und des Vaterlandes Dienst sich verzehrender Frömmigkeit mit tiefstbohrender, über alles Erreichte unbefriedigt hinwegeilender, den Zwiespalt des Wirklichen mit dem Ideal bitter empfindender Innerlichkeit liegt die seltene Größe, der Reichtum der Bismarckschen religiösen Anlage, die eben darum nie zum letzten Ausgleich gelangte, weil die Spannungen seiner starken, gewaltigen Willens- und Gemütsenergien der Auflösung in dieser Zeitlichkeit spotteten.

Wir aber, die wir die Früchte dieser ungeheuren Lebensleistung — wir denken dabei an Goethes tiefes Wort: „Des Lebens Inhalt ist des Lebens Leistung" — in diesem Riesenkampf um seiner Schöpfung Bestand genießen, wollen Gott bitten, daß Er in diesen Zeiten, da sein großer, starker Geist unter uns greifbar wandelt, unserem Volk auch etwas einpräge von dem religiösen Charakter seines eisernen, in lebendigem Gottvertrauen wurzelnden Wirklichkeits- und Wirkungssinnes.

Der Seemann in der deutschen Vergangenheit.

Von

Walther Vogel.

Antrittsvorlesung an der Berliner Universität, gehalten am 20. Juni 1914. Belege und weitere Ausführung der Einzelheiten sind in meiner Geschichte der deutschen Seeschiffahrt zu finden, deren erster Band Ostern 1915 erscheint.

Der Seemann der Gegenwart hat nur noch wenig von der Romantik an sich, mit der die Phantasie unserer Knabenjahre das Seeleben umgab. Er ist jetzt meist als Beamter oder Lohnarbeiter abhängig von einer Aktiengesellschaft, einer vielköpfigen und unpersönlichen Macht, mit der er nur durch andere Beamte, Direktoren und Inspektoren verkehrt. Er führt seinen Dampfer nach vorbestimmtem Plane zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten, meist jahrelang auf denselben festen Linien, ohne daß ihm viel Raum zu eigener Initiative bliebe. Denn überallhin erreichen ihn die telegraphischen Befehle seiner Reederei, und von einem Lokomotivführer unterscheidet ihn, möchte man sagen, nur der Umstand, daß das Wasser bekanntlich keine Balken und Wege hat, er sich also seinen Weg selbst suchen muß. Kurz, er ist ein kaufmännisch-technischer Angestellter, wie Millionen andere im modernen industriellen Deutschland. — Eine tiefe Kluft trennt ihn von den Segelschiffern alten Schlages, wie sie noch vor ein bis zwei Menschenaltern die Mehrzahl bildeten. Diesen war ihr Schiff nicht nur eine wirkliche, jahrelang bewohnte Heimat, sondern oft ihr eigener Besitz, oder doch der ihrer Familie, ein Besitz, der ihnen fast ebensoviel bedeutete, wie dem Bauern Haus und Hof. — Auch der moderne Seemann unteren Grades, der seinen Dienst am Ruder oder auf Wache versieht, als Maschinist oder Heizer unten im finsteren Schiffsraum arbeitet, oder gar als Steward, als Kellner, Herren und Damen bedient, hat kaum noch Aehnlichkeit mit dem Jaan Maaten vergangener Tage, diesem wetter-

harten, wortkargen, priemchenkauenden Gesellen, der mit melodischem Singsang den Anker aufhievte oder die Rahe anbraßte. Dem Seemann alten Schlages galt jede Arbeit, die er verrichtete, jedes Recht, das er in Anspruch nahm, als durch uralte Tradition geheiligt. Und doch war auch bei ihm mancher Zug, der uns in seinem Charakterbild unentbehrlich erscheint, relativ neu. Denn es mag wenige Berufe geben, auf die schon in älterer Zeit technische Fortschritte und wirtschaftlich-soziale Wandlungen so gründlich umwälzend gewirkt haben, wie auf den des Seemanns. Darin gleicht der Seemann durchaus nicht den Handwerkern, die wie der Schmied, der Müller, der Schuster ihren Namen von einer seit undenklichen Zeiten fast unverändert betriebenen Verrichtung tragen. Er gehört vielmehr in eine Reihe mit den großen Ständen, die gewissermaßen Urformen oder bestimmte Lebensrichtungen der menschlichen Gesellschaft darstellen, also neben den Bauern, den Soldaten, den Priester. Seit Jahrtausenden sind die Menschen zur See gefahren, haben auf Schiffen ihren Lebensunterhalt erworben, aber freilich in recht verschiedener Art und Weise.

Solange geschichtliche Erinnerung zurückreicht — und die prähistorische Forschung hat es für noch frühere Zeiten bestätigt — haben die Deutschen und ihre germanischen Vorfahren in Berührung mit der See gestanden. In dieser ältesten Zeit existiert der Seemann als besonderer Berufsstand noch nicht. — Das Leben der germanischen Küstenanwohner spielte sich, wie das ihrer Stammesbrüder überhaupt, vorwiegend in der Genossenschaft ab. Die großen Einbäume, die in Schleswig-Holstein und England ausgegraben worden sind und den Schilderungen des Tacitus entsprechen, das Nydamer Boot, und andere Funde zeigen, daß auch die Seefahrt genossenschaftlich betrieben wurde. Es fehlen diesen Fahrzeugen die Segel, und sie können nur durch eine große Schar kräftiger, eingeübter Ruderer bewegt werden. Der Anlaß zu solchen Fahrten war mannigfaltiger Art. Tacitus und andere Quellen erzählen von den gemeinsamen Heiligtümern großer Amphiktyonien oder Kultverbände, die, wie der Hain der Nerthus oder des friesischen Fosete, auf Inseln lagen. Dorthin ruderten die Dorfgenossen zum Feste im gemeinsamen Dorfboot, wie noch heute die schwedischen und norwegischen Bauern zur Kirche. Mit dem Fest verband sich häufig ein Markt, die seefahrenden Festgenossen waren also gleichzeitig oft Kauffahrer. Auch zur Fahrt nach den Dingversammlungen der Gaue und Stämme diente das Genossenschafts-

boot im germanischen Küstenlande. Die versammelten Dinggenossen aber waren gleichbedeutend mit dem Heer. Galt es dem Angriff gegen eine feindliche Küste, so verwandelte sich das Dorfboot eo ipso in ein Kriegsschiff. Mit anderen Worten, ebensowenig wie der Krieger ist der Seefahrer in altgermanischer Zeit vom bäuerlichen Hufner und Markgenossen als besonderer Stand zu unterscheiden.

Es kam aber eine Zeit, wo der Krieg Generationen hindurch das Normale, die gewöhnliche Lebensweise wurde. In der Völkerwanderungszeit lösen sich die alten Siedelungsverbände vielfach auf, es bilden sich nach dem Muster des Gefolges der Fürsten und reichen Hofbesitzer neue Genossenschaften, die nun als Wikinger die gallischen und britischen Küsten heimsuchen. Ein gallo-römischer Dichter, Apollinaris Sidonius, hat uns diese sächsischen Seefahrer geschildert: „Es sind die grimmigsten aller Feinde", sagt er. „Schiffbrüche schrecken sie nicht ab, sondern sind ihnen eine Uebung. Mit den Gefahren des Meeres sind sie nicht nur bekannt, sondern innig vertraut. Denn da das Wetter, wenn irgendwo Sturm herrscht, die, welche überfallen werden sollen, in Sicherheit wiegt, außerdem aber das Herannahen der Feinde verschleiert, so steuern sie in der Hoffnung auf erfolgreichen Ueberfall ganz vergnügt mitten in die Brandungsklippen und Fluten." — Der Wikinger ist ein Mann, der als seefahrender Krieger seinen Unterhalt erwirbt, sei es nun durch Plünderung feindlicher Schiffe oder feindlicher Gestade. Vom Krieger der älteren Zeit unterscheidet ihn die Heimatlosigkeit. Er endet deshalb als Eroberer. Die Gründung des germanischen England, des germanischen Flandern, durch sächsische, fränkische und friesische Wikinger bildet den Schlußpunkt der Völkerwanderung für das westdeutsche Küstenland.

In den folgenden Jahrhunderten, während der Ausbildung des karolingischen Imperiums, dann des deutschen und französischen Königreiches, sind es unter allen deutschen Stämmen allein die Friesen, die seemännische Tradition aufrecht erhalten. Und hier, unter den seefahrenden Friesen, tritt der Seemann nun zum erstenmal als besonderer Berufsstand auf, in einer Form, die für die weitere Entwicklung des Berufes maßgebend geworden ist, nämlich als seefahrender Kaufmann. Der Ursprung dieses seefahrenden friesischen Kaufmanns geht wahrscheinlich noch in römische Zeit zurück. Er ist kein Städter, denn Städte gab es ja, wenigstens im rechtlichen Sinne, damals noch nicht. Er haust entweder in offenen,

marktfleckenartigen Siedelungen, wie Dorestad (Wijk by Duurstede), auch in den Hafenquartieren der rheinischen Römerstädte und Bischofssitze, oder auf dem platten Lande, besonders in den späteren Grafschaften Holland und Westfriesland und im Stift Utrecht. Sein Geschäft ist, rheinischen Wein, einige Levantewaren, auch Schwertklingen und andere Gewerbeerzeugnisse nach England und Skandinavien zu bringen, und dafür britische Wolle nach Flandern zurückzuführen, wo man die berühmten, nach den Händlern so genannten „friesischen" Tuche und Mäntel daraus verfertigte. Das Schiff — ein Segelschiff — ist sein Eigentum, er regiert es mit Hilfe seiner Familienangehörigen; auch leibeigene Knechte, servi, helfen es ihm rheinaufwärts schleppen. Er selbst ist ein freier Mann, der sich allerdings bisweilen seiner dinglichen Freiheit begibt, sein Hab und Gut der Kirche kommendiert, um einen besseren Schutz zu erlangen, als ihn der allgemeine Königsschutz gewähren konnte.

Der Normannensturm des 9. und 10. Jahrhunderts unterbricht diese Entwicklung. Von neuem geht eine Woge des Wikingertums über die Nordseeländer hinweg. Als wieder friedlichere Zeiten eintreten, sammelt sich die Kaufmannschaft in den aufblühenden westdeutschen Städten. Mit der Alleinherrschaft des friesischen Seefahrers ist es vorbei, Städter vom Niederrhein, von der unteren Maas und aus Sachsen treten mit ihm in Wettbewerb. Diese seefahrenden städtischen Kaufleute führen ihren Betrieb noch in ganz ähnlicher Weise, wie vordem die Friesen. Doch tritt, wie ich gleich zeigen werde, das genossenschaftliche Prinzip wieder stärker hervor. Zeitgenossen haben uns diese langbärtigen, braunen Kaufgesellen geschildert, die alljährlich an der Londoner Brücke erscheinen, bei der Einfahrt ihr frommes „Kyrie Eleison" singend. Im Schweiße ihres Angesichts sparen sie Pfennig auf Pfennig zusammen, wenn sie aber glücklich von der Reise zurückkehren, lassen sie beim Gildegelage auch gern etwas draufgehen, und werden deshalb von geistlichen Zeloten, wie Alpert von Tiel, als wüste Prasser und Schlemmer verdammt. Gegenüber den glänzenden nordischen Wikingergestalten, einem Oivind Urarhorn, einem Egil Skallagrimsson, erscheinen diese deutschen Seefahrer ungeheuer hausbacken und solide. Aber doch steckte noch viel abenteuerlicher Sinn, viel Wikingerhaftes in ihnen. Sie waren auf jeden Fall, was Goethe von den Berlinern behauptete, „ein verwegener Menschenschlag". Das zeigte sich namentlich, als gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Kreuzzugsidee die Gemüter zu entflammen begann. Schon vor dem ersten Kreuzzuge waren

Rheinländer und Friesen als fromme Wallfahrer und — wir können es nicht verschweigen — als Piraten nach dem heiligen Lande gesegelt. Und ihnen folgten nun im 12. und 13. Jahrhundert Tausende und Abertausende von Kreuzträgern aus Westdeutschland auf dem Seewege. Nirgendwo vielleicht hat die Kreuzzugsidee so eingeschlagen wie hier. Die Friesen stehen wieder in vorderster Linie. Unzufriedenheit mit der wirtschaftlichen Lage — mit der zunehmenden Uebervölkerung zusammenhängend — Abenteurergeist, kaufmännischer Erwerbssinn und wirkliche religiöse Inbrunst haben hier in merkwürdiger Weise zusammengewirkt. Jedenfalls sind diese langen und gefahrvollen Reisen geeignet, uns einen weit höheren Begriff von der nautischen Tüchtigkeit der deutschen Seeleute jener Zeit zu geben, als wir nach den bisherigen, bescheidenen Küstenfahrten in der Nordsee erwarten sollten.

Inzwischen hatte sich der Ausdehnungsdrang und die Missionsidee auch nach einer anderen Richtung betätigt. Die Ostsee war der deutschen Schiffahrt, dem Handel und der Auswanderung erschlossen worden, und mit beispielloser Schnelligkeit erstand hier im ostdeutschen Koloniallande jener Kranz blühender Städte, die nun in den nächsten Jahrhunderten zusammen mit den älteren westdeutschen Genossinnen unter dem Namen der deutschen Hanse Schiffahrt und Seehandel in den nordischen Meeren beherrschten.

Der hansische Seemann verleugnet seine Herkunft von dem seefahrenden Kaufmann des früheren Mittelalters nicht. Namentlich sind viele Eigentümlichkeiten seiner Stellung nur aus dem ehemaligen genossenschaftlichen Betrieb der Schiffahrt erklärlich. In der ältesten seerechtlichen Quelle Nordwesteuropas, in den **Rôles d'Oléron**, dem Grundstock des später sogenannten Wisbyschen Seerechts, ist diese genossenschaftliche Grundlage in den Verhältnissen der Schiffsbesatzung noch weit klarer erkennbar, als in der späteren hansischen Ueberlieferung. Nicht nur der Schiffer, sondern auch der gemeine Seemann steht ursprünglich nicht in einem Lohnarbeiterverhältnis zu den Reedern, sondern in einem Gesellschaftsverhältnis. Die Schiffseigentümer, die meist noch mit den Befrachtern identisch sind, geben das Kapital, d. h. das Schiff, her. Der Schiffmann seinerseits legt statt eines Geldanteils seine Arbeitskraft in die Gesellschaft ein und erhält dafür einen Anteil am Gewinn, meist in der Form, daß ihm ein gewisser Raum im Schiffe zur Verfrachtung von Waren unentgeltlich zur Verfügung

gestellt wird. Das ist der Ursprung der sogenannten „Führung“ oder „Pacotille“, eines Rechtes, das noch bis ins 17. Jahrhundert hinein eine große Rolle gespielt hat. Erst dadurch, daß die Führung später, zum Teil wenigstens, durch eine Geldzahlung abgelöst wurde, ist die Heuer aufgekommen, hat sich das Gesellschaftsverhältnis allmählich in einen Arbeitsvertrag verwandelt. Der ursprüngliche Zustand schimmert aber in den Seerechten noch vielfach durch. Auf Desertion stand ursprünglich keine Strafe, weil eben der Begriff der Desertion notwendig ein Dienstverhältnis, einen Lohnarbeitsvertrag, voraussetzt. Wohl aber konnte sich der Schiffer gegen heimliches Entweichen eine Kaution stellen lassen. Die Matrosen können sich nach den Rôles d'Oléron unter gewissen Voraussetzungen im Hafen selbst Urlaub nehmen, ohne den Schiffer zu fragen; im übrigen müssen sie nicht nur den Schiffer, sondern auch das Schiffsvolk, also die übrigen Gesellschafter, um Erlaubnis bitten; ebenso bezeichnend ist es, daß Strafgefälle zwischen Schiffer und Schiffsvolk gleimäßig geteilt werden.

Der Schiffer ist ursprünglich oft nur ein von den Befrachtern aus der Schiffsbesatzung gewählter nautischer Direktor, also den Matrosen gegenüber nur primus inter pares, und heißt als solcher in Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts gubernator navis, steremannus, Steuermann. Erst dadurch, daß er selbst Anteil am Schiffsbesitz erwarb, also Mitreeder wurde, gewann er die autoritative Stellung eines Schip-heeren, Schiff-Herren, Schiffers. In hansischer Zeit war dies durchaus die Regel. Beispiele, daß das Schiff von einem sogenannten Setzschiffer geführt wurde, d. h. einem Schiffer ohne Partenanteil, sind selten und kommen eigentlich nur als Uebergangsfälle vor, wenn etwa ein Schiffer in der Fremde gestorben war und sein Steuermann zeitweise mit der Leitung des Schiffes beauftragt wurde. Nur verheiratete Leute, die Weib und Kind zu Hause hatten und an deren Hab und Gut sich Reeder und Befrachter unter Umständen ihres Schadens erholen konnten, galten als vertrauenswürdige, solide Schiffer. Denn von der Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit des Schiffers hing das Gedeihen der Reederei vollständig ab. Er mußte nicht nur ein erprobter Seemann, sondern ein umsichtiger Kaufmann sein, der imstande war, draußen in der Fremde ohne Instruktion durch die Reeder und Befrachter rasche und geschickte Dispositionen zu treffen. Der Schiffer rangierte daher in der sozialen Rangordnung durchaus auf gleicher Stufe mit dem Kaufmann. Wir haben mehr als ein Beispiel, daß Schiffer zu

den höchsten Ehrenposten ihrer Vaterstadt aufstiegen, das berühmteste wohl **Simon van Utrecht**, der 1401 als Schiffer eines Englandfahrerkoggens an der Besiegung des Vitalienbruders Klaus Störtebeker Anteil nahm und später Bürgermeister von Hamburg wurde.

Im Gegensatz zu dem Schiffer bestand das übrige Schiffsvolk, die „Schiffskinder", wie man patriarchalisch sagte, meist aus jüngeren, noch unverheirateten „leddichen" Leuten, die deshalb auch viel mehr geneigt waren, ihr Domizil zu wechseln, wie es gerade Laune und Vorteil geboten. Die Matrosen sind schon damals ein ziemlich bunt zusammengewürfeltes, von einem Land zum andern fluktuierendes Völkchen. Ein ergötzliches Beispiel dafür bietet ein Steckbrief, der 1407 hinter dem Schiffer eines Danziger Kraiers losgelassen wurde, der mit Schiff und Ladung seinen Reedern durchgegangen war. Darin werden die Personalien wie folgt angegeben: „Der Schiffer, Arndt Ysebrandtson, hat einen Höcker vor dem Bein und hat bei sich einen alten Zeeländer namens Boldewin, sowie einen kurzen, schwarzen Gesellen, der heißt Willam und ist aus Kampen, ferner einen Schiffmann, der ist ein Schwede und spricht gebrochen und schlecht deutsch, und noch einen anderen Schiffmann, der ist aus Preußen, und der Jungknecht des Schiffes ist in Stettin geboren, schielt und hat einen kahlen Kopf."

Seit dem 14. Jahrhundert war die nautische Hierarchie an Bord vollständig ausgebildet. Unter dem Schiffer folgt zunächst der **Steuermann**, der die nautische Leitung besorgt, zugleich der Stellvertreter des Schiffers und der nächsten Anwärter auf seinen Posten ist. Dann kommt der **Hauptbootsmann**, **Hovet-Bootsmann**, d. h. der oberste und erfahrenste unter den Bootsleuten, wie man die Matrosen nannte. Ihm lag die Aufsicht über die Instandhaltung des Schiffes und der Takelung ob, als Gehilfe tritt ihm später der **Schimmann**, d. h. eigentlich der „Schipmann" par excellence zur Seite. Noch im 15. Jahrhundert bezeichnet Schipmann nicht einen einzelnen, bestimmten „Offizianten" oder Maaten, sondern jeden älteren, langbefahrenen Matrosen; später aber dehnt sich der Name Bootsmann, Boßmann, Bootsgeselle, worunter man ursprünglich nur die jüngeren Leichtmatrosen verstand, auf das gesamte Schiffsvolk ohne Rang aus. — Hierauf folgen die weiteren höher bezahlten Schiffshandwerker, der **Zimmermann**, der **Koch**, der Schiffsschreiber oder **Schrivein**, endlich das übrige Bootsvolk und die **Pütkers**, die Schiffsjungen.

Auf den durchschnittlich kleinen Koggen des 14. Jahrhunderts wird noch ein ziemlich familiärer Verkehr und Umgangston geherrscht haben, wie er auch noch später vielfach in der Küstenschiffahrt üblich war. Auf den großen starkbemannten Baienfahrern des 15. Jahrhunderts aber wurde es bald nötig, strengere Ordnung und Disziplin einzuführen. Dies um so mehr, als mit der zunehmenden Ausbreitung der Schiffahrt sich die soziale Kluft zwischen Schiffern und Matrosen naturgemäß vertiefen mußte. Denn nur ein Teil der Seeleute konnte hoffen, jemals in die höheren Grade aufzurücken, und selbst Schiffer zu werden. Im Laufe des 15. Jahrhunderts häufen sich die Klagen über Unbotmäßigkeit des Schiffsvolks.

Wir hören jetzt von den ersten Seemannsstreiks, von Zusammenrottungen zur Erzwingung höheren Lohns; denn längst war der Matrose aus einem Gesellschafter zu einem bloßen Lohnarbeiter geworden. Es kam vor, daß ein „guter Schiffer" vor seiner meuternden Besatzung flüchten und „eilends in das Topkastell klimmen mußte", und nicht einmal die Möglichkeit hatte, die Aufrührer nach Gebühr zu strafen. Es erwies sich jetzt als ein schwerer Mangel, daß die Seerechte, die unter ganz anderen sozialen und Betriebsverhältnissen entstanden waren, in die neue Zeit nicht mehr paßten.

Die Hanse sah sich wiederholt genötigt, einzugreifen und schwerere Strafen auf Desertion, Meuterei, Koalitionen zum Zweck der Lohnaufbesserung und dergleichen zu setzen. Auch darin zeigt sich die zunehmende soziale Trennung, daß sich von der Lübecker Schiffergesellschaft gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine besondere Gesellschaft der Bootsleute absonderte. Aehnlich ging es in Bremen, Emden und anderen Orten. — Diese Schiffergesellschaften waren an sich ein schönes Zeugnis für den genossenschaftlichen Sinn des Mittelalters. Sie hatten den Zweck, die Schifferarmen und Hinterbliebenen zu unterstützen, im Winter die Geselligkeit durch frohe Feste, „Schaffermahlzeiten" zu pflegen, vor allem aber, durch Stiftung von Messen für das Seelenheil der Genossen zu sorgen. Denn unter dem leichtlebigen Seemannsvolk gingen nur allzuviele ungebüßt und ungebeichtet zugrunde, und vergaßen der Mahnung, die auf dem Votivbild eines Bergenfahrers in der Marienkirche zu Lübeck an sie gerichtet war:

Och, guden gesellen, holdet nicht to licht!
Er gi to scepe gat, gat to der bicht!

Et was so kort ene tyt,
Dat wy unses lebendes wurden quid.
En paternoster vor alle cristen seelen!

Es waren ja nicht allein die Gefahren des Meeres, die sie bedrohten, sondern fast mehr noch die durch menschliche Gewalt, durch Piraten, Vitalienbrüder und feindliche Kaper. Die Wehrhaftigkeit ist deshalb ein Zug, den wir im Bilde des deutschen Seemanns alter Tage nicht vergessen dürfen. Die meisten altgedienten Matrosen besaßen ihren Harnisch, und wir haben gar manches rühmliche Beispiel, daß sie im Kampfe, wenn Degen und Handbeil schwirrten, ihren Mann standen. Es sei nur an den Bericht des Lübecker Bergenfahrers Gert Korffmaker von der Ueberwältigung des berüchtigten Seeräubers Martin Pechlin durch den alten Lübecker Schiffer Karsten Thode erinnert. Zweifellos hat diese Wehrhaftigkeit zur See dazu beigetragen, den norddeutschen Städten ihre kriegerische Tüchtigkeit länger zu erhalten, als den süd- und mitteldeutschen. Man vergleiche die Haltung Bremens im Schmalkaldischen, Stralsunds im dreißigjährigen Kriege mit der der oberdeutschen Städte!

Das 16. Jahrhundert gilt mit Recht als der Beginn einer neuen Aera im Seewesen. Zum erstenmal zog die europäische Schiffahrt ihre Kreise um den ganzen Erdball. Die glorreichsten maritimen Erinnerungen der westeuropäischen Nationen knüpfen sich an dieses Jahrhundert. Nicht so bei den Deutschen. An den Entdeckungsreisen haben deutsche Seeleute zwar zahlreich, aber nur in fremden Diensten, meist in untergeordneter Stellung teilgenommen. Denn die deutsche Hanse war auch im 16. Jahrhundert noch, im Gegensatz zu den Engländern und Franzosen, im Besitze eines gewinnbringenden und ausgebreiteten Seeverkehrs, und hatte nicht den geringsten Grund, an der Suche nach einem wirklichen oder vermeintlichen Eldorado teilzunehmen.

Trotzdem hat diese Zeit auch im Wesen des deutschen Seemanns vieles geändert. So mißtrauisch und ablehnend er anfänglich der neuen wissenschaftlichen Nautik gegenüberstand, er mußte sie schließlich doch annehmen, besonders als er seine Fahrten bis ins Mittelmeer und ins nördliche Eismeer auszudehnen begann. Die Verbindung, die er seitdem mit den mathematischen, astronomischen und physikalischen Wissenschaften unterhalten mußte, hat dem Seemannsstand sicher nicht zum Unsegen gereicht. — Ferner hat auch die hohe, komplizierte Takelung der Schiffe, die im 16. Jahrhundert

aufkam, viele jener Eigentümlichkeiten geschaffen, die für uns unzertrennlich mit dem Wesen und Leben des Seemanns verknüpft erscheinen. Die hohe Takelung hat erst zum größten Teil den Anstoß gegeben zur Ausbildung jener ebenso umfangreichen, wie für den Laien unverständlichen Fachsprache, sie erst hat auch die Matrosen zu den Kletterkunststücken gezwungen, die die Landratte mit ehrfurchtsvoller Scheu anzustaunen pflegt. Daneben aber ging noch eine andere, weit tiefer wirkende Aenderung in der Rekrutierung des Seemannsstandes vor sich.

Die Seeschiffahrt des Mittelalters, der Hansezeit, war ein ausgesprochen städtischer Betrieb. Eine Ausnahme machten nur die Friesen in Friesland und Nordholland. Im eigentlichen hansischen Gebiete aber hat der Bauer mit der See nichts zu tun, steht dem Seeleben fremd gegenüber. Ein niederdeutsches Gedicht von „Hennicke dem Knecht“ schildert, wie ein Bauernsohn durchaus vom Pfluge weg auf die See will. Als er aber an Bord kommt, wird er sogleich an seiner Ratlosigkeit als Bauer erkannt:

Als Henneke knecht quam up de see,
Stundt he als ein vorjaget ree,
Ein wordt konde he nicht spreken.
He dachte hen, he dachte her,
Syn herte wolde em tho breken.

Er ist dann froh, wieder bei seinem Bauer pflügen und Bohnen essen zu können. Seit dem 16. Jahrhundert aber ändert sich das. Seit dieser Zeit beginnen ländliche, bäuerliche Elemente in zunehmendem Grade dem Seemannsberuf zuzuströmen. Die Ursachen sind recht verschiedenartig. In Ostfriesland war Emden als eine gräfliche Stadt bei weitem nicht so scharf von ihrer ländlichen Umgebung getrennt, als die meisten Hansestädte. Die ostfriesische Landwirtschaft wieder, in der die Viehhaltung vorherrschte, war in der Lage, ein großes Menschenmaterial an männlichen Arbeitskräften abzugeben. Und als nun um 1570 die Emder Schiffahrt einen mächtigen Aufschwung nahm — Emden besaß eine Zeitlang die größte Reederei von ganz Europa — da strömten ihr zahlreiche Mannschaften aus der ländlichen Umgebung zu. Diese Bootsleute verloren aber nie den Zusammenhang mit dem Land, sie kehrten im Winter in die Dörfer zurück, behielten dort auch, wenn sie sich verheirateten, Weib und Kind. Selbst wenn sie in den Schifferstand aufstiegen, ließen sie ihre Familie vielfach des billigeren Lebens

wegen in den Vorstädten und Nachbardörfern von Emden wohnen, oder sie wanderten später aus politischen Gründen in andere Flecken und Kleinstädte ab. Dieses Beispiel aber wirkte nun überhaupt anregend auf die ostfriesische Landbevölkerung. Die Dorfschiffer, besonders von den Inseln Wangeroog, Borkum und von den im 17. Jahrhundert neu angelegten Fehnkolonien bereiteten der Emder Reederei in der Küstenschiffahrt schwere Konkurrenz, denn bei ihrer billigen Lebenshaltung konnten sie stets die städtischen Schiffer unterbieten.

Bei den nordfriesischen Insulanern, von Sylt, Föhr, Amrum, den Halligen, haben eine Reihe eigentümlicher Umstände zusammengewirkt, sie von Viehzüchtern und Ackerbauern zu Seefahrern zu machen. In Holland herrschte seit Beginn des 17. Jahrhunderts große Nachfrage nach bedürfnislosen Seeleuten, zumal die Holländer selbst sich vielfach bequemeren und einträglicheren Berufen zuwandten. Gleichzeitig wurde durch die furchtbare Sturmflut von 1634 das Wirtschaftsleben des friesischen Insellandes fast ruiniert, und da kam die neue Arbeitsgelegenheit in Amsterdam wie gerufen Amsterdam wurde seitdem sozusagen die wirtschaftliche Hauptstadt der nordfriesischen Inseln. Es ist allmählich dahin gekommen, daß die holländische Grönlandfahrt ganz überwiegend von nordfriesischen Kommandeuren und Matrosen betrieben wurde. Das Beispiel der Aelteren und die Unmöglichkeit, anderswo auskömmlichen Erwerb zu finden, haben diese Tradition bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhalten.

Anderswo ist es nicht, wie hier, die Armut, sondern, wenn ich so sagen darf, gerade der Reichtum gewesen, der die Bauern der Seeschiffahrt zugeführt hat. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat die Getreideerzeugung im norddeutschen Küstenlande erheblich zugenommen. Das hing mit dem wachsenden Getreidebedarf in den Niederlanden, Spanien und Italien zusammen. Die Bauern hatten nun den großen Verdienst vor Augen, den die städtische Kaufmannschaft und Schiffahrt aus der Getreideverschiffung zog. So sind sie selbst vielfach dazu übergegangen, Schiffe zu bauen und den Exportgewinn in die eigene Tasche zu leiten. Besonders Dietmarschen, die Insel Fehmarn, auch pommersche und mecklenburgische Landstriche betrieben umfangreiche Reederei. Dieser Prozeß, die Ausbreitung der Seemannschaft und Reederei auf das platte Land, hat erst im 18. und 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht. Das mecklenburgische Fischland, die schmale Landenge zwischen der Ostsee und

dem Saaler Bodden, ist erst im 18. Jahrhundert das Hauptrekrutierungsgebiet für die Rostocker Schiffahrt geworden. Hier — wie übrigens auch anderswo — hat auch der zunehmende Betrieb der Seefischerei eine Rolle gespielt. Die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges zwangen die verarmten Bewohner, sich mehr als bisher von der Seefischerei zu ernähren. Als nun gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Landwirtschaft sich wieder erholt hatte, begannen die Fischländer selbst Korn zu exportieren, zunächst auf ihren Fischerfahrzeugen, dann auf eigens zu diesem Zweck erbauten Frachtschiffen. — Natürlich hörten auch die Städte nicht auf, ihr Kontingent an Seeleuten zu stellen. Es handelt sich überhaupt mehr um eine Vermischung städtischen und ländlichen Wesens. Die Fischländer Schiffer hatten in der Regel ihre Korrespondentreeder in Rostock und fuhren unter Rostocker Flagge. Die Eingliederung vieler Seestädte in die fürstlichen Territorien seit dem 16. und 17. Jahrhundert leistete dieser Verbindung von Stadt und Land Vorschub. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß parallel mit diesem Eindringen bäuerlicher Elemente und vielleicht nicht ohne Zusammenhang damit ein Sinken des Schifferstandes auf der sozialen Stufenleiter stattfindet. Seit dem 17. Jahrhundert betrachten die führenden Kaufmannskreise in Lübeck, Emden und anderen Städten die Schiffer nicht mehr als ebenbürtig, lassen sie nicht mehr zu den höheren städtischen Aemtern zu.

* * *

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat die deutsche Segelschiffahrt ihre letzte Blütezeit erlebt. Die Segelschiffreederei hat damals ihr Erwerbsgebiet auf den Ozean, besonders nach der Südsee und Ostasien verlegt, und den deutschen Segelschiffskapitänen war noch einmal die beste Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was an Wagemut, Rührigkeit und Tüchtigkeit in ihnen steckte. Der Untergang der Segelschiffreederei seit den 80er Jahren ist auch für den Seemannsstand von wahrhaft verhängnisvoller Bedeutung gewesen. Mitte der 70er Jahre betrug die Zahl der deutschen Schiffskapitäne in großer Fahrt rund 2800, zwanzig Jahre später nur noch etwa 1600. Denn mit dem Bau großer Dampfer von fünf- bis zehnfacher Tragfähigkeit sank natürlich die Zahl der Schiffe. 1200 Männer an der höchsten Stelle der seemännischen Laufbahn brauchte das Gewerbe weniger. Seitdem hat sich die Zahl wieder gehoben,

aber die jetzigen Dampferkapitäne und Schiffsoffiziere sind sämtlich, wie ich schon vorhin bemerkte, nicht mehr selbständige Partenbesitzer, sondern Reedereibeamte. Die rasche Entwertung der Segelschiffe stürzte die Familien der Partenbesitzer vielfach in schwere finanzielle Verluste. Dadurch und durch andere Umstände sind weite Kreise der ländlichen Küstenbevölkerung der Seefahrt entfremdet worden. Die Seeleute rekrutieren sich heute wieder in höherem Grade aus den Städten, namentlich auch aus dem Binnenlande.

Gewiß ist die Gegenwart in ihren technischen Leistungen und in allem, was sich mit Zahlen messen läßt, reicher und großartiger. Aber darin stimmen alle Urteile und Schilderungen der Kenner immer wieder überein, daß für den Seemannsstand als solchen in der Aera der Segelschiffe glücklichere Zeiten waren. Nicht nur war der Beruf eines Segelschiffers in freier Frachtfahrt vielseitiger und interessanter, als der des Dampferkapitäns. Dem partenbesitzenden Kapitän galt sein Schiff, wenn ich so sagen darf, nicht als bloße Dienstwohnung, sondern als ein wirkliches Heim. War es doch z. B. auf den Papenburger Schiffen allgemein Brauch, daß die jungen Kapitänsfrauen an Bord mitfuhren, bis das älteste Kind das schulpflichtige Alter erreichte. Wirtschaftliche Selbständigkeit und Selbstbestimmung, wenn sie nicht durch finanzielle Abhängigkeit illusorisch gemacht werden, sind aber eines der höchsten bürgerlichen Güter. Ein Staat und ein Volk, die einen gesunden Nachwuchs und gesunde soziale Verhältnisse wünschen, werden nichts besseres tun können, als dieses Gut ihren Gliedern zu erhalten oder, wo es verloren gegangen ist, wiederzuverschaffen. Deshalb steht der alte partenbesitzende Seglerkapitän ebenso hoch über dem Dampferkapitän, und mag er selbst einen Schnelldampfer führen, als der Bauer und Kolonist auf eigener Scholle über dem Gutsinspektor und Pächter.

Gegenwärtig, wo die Organisation der Schiffahrt in Riesenreedereien eine Notwendigkeit im internationalen Wettbewerb zu sein scheint, sieht es ja nun weniger als je darnach aus, als ob dem Seemannsstande diese glückliche Unabhängigkeit wiedergewonnen werden könnte. Wir wollen hoffen, daß es den gewaltigen Mächten der Technik und des Großkapitals nicht gelingen möge, dem Seemannsberuf die Anziehungskraft zu rauben, die er für wagemutige und phantasievolle Freiluftnaturen bisher stets besessen hat.

Die Sozialdemokratie und der Weltkrieg.

Von

Monitor.

Welche Folgen der Weltkrieg für die innere Politik unseres Vaterlandes haben wird, läßt sich nicht voraussehen. Unzweifelhaft ist aber das eine, daß die bedeutsamsten Einwirkungen auf unsere innerpolitischen Zustände nach dem Kriege von der Sozialdemokratie ausgehen können. Auch vor dem Kriege hat die Sozialdemokratie von allen Parteien die größte Rolle in der inneren Politik gespielt, aber vorwiegend in passivem Sinne. Die Irrgänge ihrer Taktik in- und außerhalb der Parlamente beraubte sie der Wirkungsmöglichkeiten, die in dem Umstand begründet waren, daß sich etwa ein Drittel des deutschen Volkes bei den Reichstagswahlen zu sozialdemokratischen Anschauungen bekannt hat. Alle übrigen Parteien wußten diese Tatsache zweifellos besser auszunutzen, als die Sozialdemokratie. Sie ist in der Tat, wenn auch in einem anderen Sinne, als das von Kröcher gemeint hat, viel mehr Objekt als Subjekt der Gesetzgebung gewesen.

Warum dies so gekommen ist, kann in diesem Zusammenhang unerörtert bleiben. Für jeden außerhalb der Sozialdemokratie stehenden Politiker ist die Tatsache unbestritten, und auch innerhalb der Sozialdemokratie haben je länger je mehr Parteimitglieder das Unbefriedigende dieses Zustandes eingesehen, der die zahlenmäßig stärkste politische Partei an der aktiven Beeinflussung des gesetzgeberischen Apparates nahezu vollständig verhinderte. Die inneren Auseinandersetzungen in der Sozialdemokratie sind seit vielen Jahren von dieser einen Tatsache beherrscht. Wer genügend Einblick in die Verhältnisse besitzt, vermag unschwer zu erkennen, daß auch die gegenwärtigen Parteidiskussionen auf nichts anderes zurückzuführen sind, auf das Grundproblem praktischer sozialdemokratischer Arbeit:

Soll eine Minderheitspartei in der Hoffnung auf eine später möglicherweise eintretende Erringung der Mehrheit bei einer Haltung verharren, die sich nur eine Partei gestatten kann, die die Mehrheit des Volkes und des Parlamentes hinter sich hat, oder soll die praktische Politik der Partei ihrer augenblicklichen zahlenmäßigen Unterlegenheit Rechnung tragen und dem Kompromiß zwischen Parteigrundsätzen und politisch Erreichbarem die Stellung einräumen, welche es bei allen übrigen Parteien einnimmt! Dieser klare Tatbestand wird zwar bei der Sozialdemokratie dadurch verdunkelt, daß in ihr noch Leute ihr Wesen treiben, deren politisches Denken getrübt wird durch gelegentliche Anleihen bei einem Gedankenkreise, der sich mit dem Charakter der Sozialdemokratie als parlamentarisch-politischer Partei nicht verträgt. Von der Vorstellung der dem altehrwürdigen kommunistischen Manifest entstammenden Diktatur des Proletariats bis zu den letzten Offenbarungen des Syndikalismus begegnen dem Beobachter der sozialdemokratischen Agitation und dem Leser der sozialdemokratischen Literatur immer wieder Anschauungen, die vielleicht am verständlichsten bezeichnet werden, wenn man sie anarchosozialistisch nennt. Nur der Unkundige kann sich aber hierdurch über die Tatsache hinwegtäuschen lassen, daß es sich dabei um fremde Bestandteile handelt, die kaum zu dem sozialdemokratischen Lehrgebäude, sicherlich aber nicht zu dem praktischen sozialdemokratischen Handeln passen. Die Sozialdemokratie behauptet zwar von sich mancherlei, was sie angeblich von anderen politischen Parteien unterscheidet, aber dadurch darf man sich nicht darin irre machen lassen, daß in dem Bewußtsein der überwiegenden Mehrheit der Parteimitglieder das Parteiziel kein anderes ist als die Nutzbarmachung der Gesetzgebung für die Interessen der Parteimitglieder.

Das im vaterländischen Sinne einwandsfreie Verhalten der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion bei Ausbruch des Krieges hat auch überraschend nur bei den Nichtsozialdemokraten gewirkt. Abgesehen von einer kleinen Gruppe von Parteimitgliedern empfand die sozialdemokratische Anhängerschaft die Haltung der Reichstagsfraktion als eine Selbstverständlichkeit. Innerhalb der deutschen Sozialdemokratie hegten höchstens ein paar Phantasten den Gedanken, die so gern betonte internationale Gesinnung könnte zu antinationalen Handlungen führen. Die Mehrheit der Parteigenossen rechnete im allerschlimmsten Falle damit, daß die Fraktion die Kriegskredite zwar nicht bewilligen, sie aber trotzdem ungehindert und ohne jegliche

Demonstration zur Annahme gelangen lassen werde. Daß die Fraktion zugestimmt, wurde freudig begrüßt, aber überraschend wirkte dieser Vorgang nur auf außerhalb der Sozialdemokratie stehende Volksgenossen, die sich ganz falsche Vorstellungen von den Meinungen und Stimmungen der sozialdemokratischen Anhängerschaft gemacht hatten, zu ihrer Entschuldigung aber geltend machen können, daß die sozialdemokratische Phraseologie alles getan hat, um solche Meinungen hervorzurufen. So mag der Fall als weiteres Schulbeispiel dafür dienen, daß man große Worte und leidenschaftliche Publikationen um so weniger für bare Münze nehmen darf, je naiver das Empfinden derjenigen Kreise ist, auf die eingewirkt werden soll. Die hier vertretene Anschauung, die sich auf gründliche Kenntnis der Vorstellungswelt aller Parteikreise, die in zwanzigjähriger Tätigkeit innerhalb der Partei erworben wurde, stützen darf, raubt natürlich dem Vorgange vom 4. August nichts von seiner nationalen und politischen Bedeutung. In der Auffassung der Staatsbehörden und der nichtsozialdemokratischen Parteien bestand die Sozialdemokratie zum Teil aus national unzuverlässigen Elementen. Wie groß der Gewinn ist, der dem deutschen politischen Leben daraus erwachsen ist, daß diese Auffassung nun endgültig und unwiderbringlich als Irrtum dargetan wurde, braucht nicht besonders erklärt zu werden. Jeder politisch Denkende ist sich über diese Konsequenz der sozialdemokratischen Abstimmung vom 4. August 1914 klar. Wohl aber erhebt sich die Frage, ob die Sozialdemokratie die Kraft in sich fühlen wird, zukünftig auch bei der Friedensarbeit die politischen Konsequenzen aus ihrer Haltung beim Kriegsausbruch zu ziehen. Dem aufmerksamen Beobachter der politischen Tagespresse wird es nicht entgangen sein, daß innerhalb der Sozialdemokratie Auseinandersetzungen geführt werden, deren Ausgangspunkt die Bewilligung der Kriegskredite durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion bildet. Wie sind diese Auseinandersetzungen zu beurteilen? Ich will versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu ermöglichen, indem ich zunächst einige Bemerkungen über Richtung und Träger dieser Diskussion mache. Ein Urteil wird nicht schwer fallen, wenn man weiß, welchen Umfang die Erörterungen angenommen haben und wer die national entwurzelten Existenzen sind, die die Fraktionspolitik seit dem 4. August 1914 angreifen.

* *
*

In der ausländischen sozialdemokratischen Presse ist mitgeteilt worden, daß in der, der entscheidenden Abstimmung im Reichstag vorausgehenden Fraktionssitzung vierzehn Abgeordnete sich gegen die Bewilligung der Kriegskredite ausgesprochen haben. Drei in der Sitzung nicht anwesende Abgeordnete sollen erklärt haben, den Standpunkt der Minderheit zu teilen. Jedenfalls hat die sozialdemokratische Fraktion mit überwältigender Mehrheit die Pflicht auch der Partei erkannt, dem Vaterlande die Unterstützung zu leihen, wenn es im Kampfe um seine Existenz gegen eine Welt von Feinden bedurfte. Auch die vierzehn von der Minorität haben sich dem Mehrheitswillen gefügt und in der Abstimmung im Plenum Disziplin bewahrt. So kam es zu jener gewaltigen einheitlichen Kundgebung des deutschen Reichstags, die im vollsten Einklang mit dem Empfinden des deutschen Volkes stand. In jener großen Zeit der Mobilmachung wagten es die Gegner der Kriegskredite nicht, ihre abweichende Meinung in der Oeffentlichkeit erkennen zu lassen. Die sozialdemokratische Presse in den ersten Augustwochen bietet ein durchaus erfreuliches Bild. Sie ist einig in der Betonung der Notwendigkeit vaterländischer Pflichterfüllung und wenn auch hier und da ein Organ den positiven Ausdruck dieser Stimmung unterließ, jedenfalls unterblieb jede Kritik an der Haltung der Fraktion. Erst ganz allmählich erinnerten sich einige sozialdemokratische Zeitungen an das internationale Glaubensbekenntnis der Partei und suchten Vorbehalte anzubringen, zunächst ganz vorsichtig, tastend und verschleiert.

Am hurtigsten scheint das Parteiblatt in Gotha bei der Hand gewesen zu sein, internationalen Schrullen die Interessen der deutschen Arbeiter zu opfern. Bei Kriegsausbruch hatte der Vorstand des Bauarbeiterverbandes unter dem Datum des 3. August ein Rundschreiben an seine Zahlstellen erlassen, in dem den Verbandsmitgliedern allerhand Ratschläge gegeben und unter anderm darauf hingewiesen wurde, wenn Unternehmer die Situation ausnutzen wollten, um die Arbeitsverhältnisse zu verschlechtern, werde der Verbandsvorstand alles tun, um solche Angriffe auf Treu und Glauben und gute Sitten abzuwehren. Das Rundschreiben schloß mit den Worten: Unsere Kollegen bei der Fahne grüßen wir in brüderlicher Liebe; wir wünschen ihren Waffen den Sieg und ihnen allen eine glückliche Heimkehr. Das „Gothaer Volksblatt" druckte diesen Aufruf ab, begleitete ihn aber mit folgendem Kommentar:

„Wir veröffentlichen diesen Aufruf auf Wunsch des Verbandsvorstandes nur deshalb, weil der Versand „des Grundstein“ wegen der Militärtransporte nicht erfolgen kann. Rührend finden wir den „treuen Glauben“ an die „guten Sitten“ der Baukapitalisten, die in dieser schweren Zeit keine Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse oder Lohnkürzungen vornehmen werden. Köstlich ist auch die brüderliche Liebe, mit der der Verbandsvorstand allen Mitgliedern eine glückliche Wiederkehr, aber trotzdem den Sieg ihrer Waffen wünscht. Nimmt der Bauarbeitervorstand zu Ehren der französischen klassenbewußten Arbeitsbrüder im Soldatenrock an, sie werden nur Löcher in die Luft schießen, sich aber von den preussisch-deutschen Kleinkalibrigen ruhig abschlachten lassen? U. A. w. g.

Wir wünschen von Herzen allen Staaten unbedingte Ruhe der Waffen.“

Der „Grundstein“, das Organ des Bauarbeiterverbandes, hat dieser Stilübung sicherlich noch zu viel Ehre erwiesen, als er sie unter der Ueberschrift: „Alberne Anmerkung“ glossierte und dem Verfasser erklärte, seinetwegen könne er mit seinen Sympathien bei den Horden der Moskowiter oder bei den Mördern Jaures sein. Es gäbe Gesinnungen, mit denen man nicht streitet, denen man nur den Rücken kehrt. Genützt hat diese Zurechtweisung natürlich nichts. Am 20. August erklärte das „Gothaer Volksblatt“ die Anordnung des Generalstabs, an den offiziösen Wolffschen Telegrammen dürfte keine Redaktion vorgenommen werden, als einen „Franktireurkrieg gegen die Preßfreiheit“ und als ein „unerträgliches Joch“. Die Verfügung sei als „der Galgen am Grabe der deutschen Preßfreiheit“ zu bezeichnen. Die Redaktion werde, so wurde gleichzeitig angekündigt, in jedem einzelnen Fall zum Ausdruck bringen, daß man sie gezwungen habe, gegen ihre Ueberzeugung zu berichten. Das letztere ist natürlich niemals von einem Redakteur verlangt worden. Niemand wurde gezwungen, die offiziösen Wolffschen Telegramme zu veröffentlichen. Nur wenn man sie veröffentlichte, sollten sie im vollständigen Wortlaut und zwar unter genauer Kennzeichnung ihres Ursprungs mitgeteilt werden. Man kann sich aber denken, daß das „Gothaer Volksblatt“ recht bald mit den Zensurbehörden in Konflikt geriet. Nachdem wiederholte Verwarnungen erfolglos geblieben waren, wurde das Blatt zunächst auf einige Tage und schließlich ganz verboten. Es hat dann mit

Zustimmung der Militärbehörden sein Wiederauferstehen als „General-Anzeiger" gefeiert, nachdem der Verleger feierlichst versprochen hatte, die frühere Redaktion sei ihres Amtes entsetzt worden. Solange diese Redaktion amtierte, bemühte sie sich jedoch nach Kräften, den durch den Fraktionsbeschluß ausgedrückten Parteiwillen zu diskreditieren. Die Nummer, die schließlich das endgültige Verbot veranlaßte, ließ deutlich erkennen, daß nicht irgendwelche Ungeschicklichkeiten, sondern der Wille zu opponieren das Blatt in eine Richtung gedrängt hatte, die sich mit den Anforderungen der gegenwärtigen innerpolitischen Situation nicht vertrug.

Vorsichtiger verhielt sich die „Bremer Bürgerzeitung", die im August noch immer hin und her lavierte, aber im September, als sie gemerkt hatte, daß die vielgeschmähte Zensur nicht so schlimm sei, als man sich das wohl anfänglich vorgestellt hatte, ihre Stimmungsmache gegen die Fraktionsmehrheit zunächst in der Form eines Lobgesanges auf die Internationale begann. Noch am 10. September verknüpfte sie den Ausdruck ihres Schmerzes über den Zusammenbruch der Internationale mit einem Tadel an französische Gesinnungsgenossen. Acht Tage später, am 17. September wird schon der Grundsatz aufgestellt, jedes unbillige Wort gegenüber den Schwesterparteien müsse unterbleiben, weil diesen die Zertrümmerung der Internationale nicht minder das Herz zerreiße, als ihr, der „Bremer Bürgerzeitung." Und wieder sieben Tage später, am 24. September wird unter der Ueberschrift: „Komödienspiel" mit einem sozialdemokratischen Abgeordneten abgerechnet, weil er sich dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt habe. Dabei erhält dann auch gleich der im Kampfe gefallene sozaldemokratische Abgeordnete Frank den Eselsfußtritt, indem erklärt wird, die Frage, ob es sich mit den wiederholten Beschlüssen der internationalen Kongresse vertrage, daß Frank über das Maß seiner gesetzmäßigen Dienstpflicht hinaus sich als freiwilliger Kämpfer an einem Weltkrieg beteiligt habe, der seinen Ursprung imperialistischer Interessenpolitik verdanke, könne jetzt nicht diskutiert werden. Wie der Vogel an den Federn, so ist der Autor dieses Artikels übrigens an seinem Stil zu erkennen. Er residiert nicht in Bremen, sondern in einem Vorort von Berlin und wird gleich noch namentlich hier aufgeführt werden. Aus der Feder dieses Schriftstellers rührten übrigens auch Artikel her, die das Gothaer Blatt zur Veröffentlichung gebracht hat. Nachdem das Organ der Sozialdemokratie Bremens so allmählich den Ton gefunden hatte, der seiner jüngsten Parteivergangenheit angemessen ist,

blieb es ihm auch treu. Es gehört zu denjenigen Blättern, die unentwegt jede sich ihnen darbietende Gelegenheit benutzen, um gegen die Haltung der Fraktion in der gebotenen vorsichtigen Form Mißtrauen zu erzeugen und die glorreiche Vergangenheit zu beschwören, in der die Sozialdemokratie Deutschlands noch als antinationale Partei vaterlandsloser Staatsbürger betrachtet wurde.

Auch das Stuttgarter Parteiorgan der Sozialdemokratie leistete anfänglich der „Bremer Bürgerzeitung" Gesellschaft. Doch braucht hierauf nicht näher eingegangen zu werden. Die bei Kriegsausbruch in Stuttgart amtierenden Redakteure sind von den für die schwäbische Sozialdemokratie verantwortlichen Parteiinstanzen kurzerhand ihres Postens enthoben worden, als sie nach Kriegsausbruch weiter jenen unfruchtbaren Radikalismus predigten, der als landfremdes Gewächs in den letzten Jahren merkwürdigerweise auf Stuttgarter Boden gedieh. Ein kleines schwäbisches sozialdemokratisches Blatt bemüht sich noch, den von der Stätte ihrer Wirksamkeit in Stuttgart entfernten Redakteuren Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Außerdem erscheint ein Mitteilungsblatt für die kleine Anhängerschaft der Depossedierten, das als Spezialität den Kampf gegen die Fraktion pflegt. Beide Preßerzeugnisse haben aber nur ein geringes Wirkungsgebiet. Das erwähnte Mitteilungsblatt wird freilich auch außerhalb Stuttgarts verbreitet, aber nur in geringer Zahl, sein Leiter steht zudem vor der zwangsweisen Entfernung aus der sozialdemokratischen Partei.

Zu den sozialdemokratischen Parteiblättern, die der ganzen innerpolitischen Entwicklung, die nach dem Kriegsausbruch sich vollzogen hat, mit Abneigung gegenüberstehen, gehört, man möchte versucht sein zu sagen: selbstverständlich, auch die „Leipziger Volkszeitung." Dieses Blatt, das eines der wenigen sozialdemokratischen Organe darstellt, die aus der allgemeinen Schablone herausfallen und mit unleugbarem journalistischen Geschick geleitet wird, versteht es sehr gut, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die durch die bestehenden Zensurverhältnisse geschaffen sind. Die Polemiken gegen andere Parteiblätter und Parteigenossen verraten aber deutlich das Bestreben, Mißtrauen gegen die Mehrheit der Fraktion zu säen.

Die nichtsozialdemokratische Welt ist es gewohnt, den Berliner „Vorwärts" als das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei zu betrachten. Innerhalb der Sozialdemokratie wird diese Einschätzung des Blattes nicht geteilt. Es ist einfach ein Berliner Lokalblatt, in dem hier und da parteiamtliche Erklärungen veröffent-

licht werden. Einen bestimmenden Einfluß, wie er dem Zentralorgan einer so wie die Sozialdemokratie organisierten Partei mit Mitgliedern, die der Beeinflussung durch die Presse in sehr hohem Maße zugänglich sind, beschieden sein könnte, übt der „Vorwärts“ nicht aus. Das „Hamburger Echo“ hat ihn kürzlich verhöhnt als Organ für Berlin und Niederbarnim. Die in diesen Worten liegende Einschätzung wird dem „Vorwärts“ überall innerhalb der deutschen Sozialdemokratie zu teil. Leider liegen die Dinge im Ausland anders. Die ausländische Presse betrachtet den „Vorwärts“ als das Sprachrohr der deutschen sozialdemokratischen Parteimeinung. Im Ausland kann man daher leicht dazu kommen, die Meinung über Vorgänge in der deutschen Sozialdemokratie nach den Ausführungen des „Vorwärts“ zu bilden. Das muß notwendigerweise zu einer irrigen Auffassung über die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Krieg führen, denn der „Vorwärts“ vertritt unentwegt die Fraktionsminderheit. Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands sah sich genötigt, unter dem Datum des 16. November eine Erklärung in ihrem Organ zu publizieren, in der dem „Vorwärts“ folgende Vorwürfe gemacht wurden:

„1. Der „Vorwärts“ hat während der Kriegszeit, besonders aber während der ersten Wochen nach Kriegsbeginn, gewerkschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen nicht die genügende Beachtung geschenkt. Die Forderung einer umfassenden und schnellen Fürsorge für die Arbeitslosen wurde z. B. von einigen bürgerlichen Blättern früher und energischer erhoben und propagiert, als durch den „Vorwärts“. Beschwerden einiger Gewerkschaften gegen die Sparsamkeitspolitik der Verkehrsbetriebe und anderer öffentlicher Betriebe wurden von der „Vorwärts“-Redaktion nicht veröffentlicht.

Die „Volksfürsorge“, ein Unternehmen der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen, hatte der gesamten Partei- und Gewerkschaftspresse eine Notiz zur Veröffentlichung übermittelt, die den Zweck hatte, die Versicherten über die durch den Krieg herbeigeführte Veränderung der Rechtslage zu belehren und sie vor Schaden zu bewahren. Die gesamte Arbeiterpresse brachte die Notiz. Die Redaktion des „Vorwärts“ lehnte die Aufnahme im redaktionellen Teil ab und stellte der „Volksfürsorge“ anheim, den Artikel oder eine Umarbeitung desselben als Inserat aufzugeben.

2. Der „Vorwärts“ tut nichts, um die Arbeiterschaft über das Verhalten der sozialistischen Parteien und der Gewerkschaften des Auslandes zum Kriege zu unterrichten. Er hat auf

die zahlreichen Angriffe, die von sozialistischen Partei- und Gewerkschaftsblättern, ja selbst von einigen ausländischen Arbeiterorganisationen gegen die deutsche Partei und die deutschen Gewerkschaften gerichtet wurden, nichts erwidert. Dadurch muß der Eindruck erweckt werden, als ob jene Vorwürfe von uns als zutreffend anerkannt würden. Im Interesse der Würde und des Ansehens der deutschen Arbeiterbewegung müsse das Zentralorgan der Partei jene Angriffe ruhig und sachlich zurückweisen.

3. Der „Vorwärts" hat bei der Berichterstattung über Greuel, Verwundeten- und Gefangenenbehandlung in der Regel das Verhalten unserer Gegner entschuldigt, Entgleisungen einzelner Personen oder Zeitungen in Deutschland aber verallgemeinert."

Widerlegen konnte der „Vorwärts" diese Beschuldigungen nicht. Natürlich ging es auch bei ihm nicht ohne Zusammenstöße mit der Zensurbehörde ab. Er wurde am 21. September auf drei Tage und am 28. September bis auf weiteres verboten. Das Verbot wurde am 1. Oktober jedoch wieder aufgehoben, nachdem versprochen worden war, daß das Thema: „Klassenhaß und Klassenkampf" während der Kriegsdauer im „Vorwärts" nicht mehr behandelt werden sollte. Jedenfalls ist die Haltung des „Vorwärts" das bedauerlichste, was sich in der deutschen Sozialdemokratie seit Kriegsbeginn ereignet hat, besonders seines Einflusses auf das Ausland wegen. Noch in der Nr. 42 des „Hamburger Echo" vom 19. Februar 1915 konnte der Sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Lentsch von der Empörung sprechen, die das totale Versagen des „Vorwärts" während der schicksalsschweren Zeiten des Weltkrieges in den weitesten Parteikreisen geweckt hat. Lentsch behauptet in diesem Artikel, daß der „Vorwärts" erst am 16. Februar zum erstenmal seine Leser über die Haltung der französischen Sozialdemokratie eingehend unterrichtet habe. Auch die erste Kritik an der Haltung der französischen Sozialisten ist wiederum nach Lentsch erst am 16. Februar 1915 vom „Vorwärts" vorgenommen worden. Auf der gleichen Linie liegt eine Mitteilung, die Lentsch am 21. Januar 1915 wieder im „Hamburger Echo" macht. Der „Vorwärts" hat nämlich den jetzigen Leader der Arbeiterabgeordneten im britischen Parlament, Henderson, der bekanntlich Mitglied des Privy-Council geworden ist, als einen Mann gefeiert, dessen Aeußerungen klar bewiesen, wie frei die englischen Arbeiterführer von jeder Art des Hurra-Patriotismus seien. Lentsch nennt im Gegenteil dazu Henderson einen Verräter an der englischen Arbeiterklasse und spricht ahnungsvoll die Ver-

mutung aus, eine ähnliche Toleranz deutschen Parteigenossen gegenüber würde der „Vorwärts“ wohl niemals aufbringen, wenn etwa der Genosse X. oder Y. Mitglied des preußischen Staatsrats werden sollte. Selbstverständlich steht der „Vorwärts“ auf der Wacht gegen alle diejenigen Mitglieder der Sozialdemokratie, die wie Wolfgang Heine und andere, offen die nationalen Pflichten der Sozialdemokratie betonen, während er mit einer Nachsicht, die dem Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie übel ansteht, alle die Vorstöße beurteilt, die von einzelnen gegen die Fraktionsmehrheit unternommen werden, selbst wenn das demokratische Prinzip, das doch sonst vom „Vorwärts“ so hoch gehalten wird, dabei recht gründlich verletzt wird.

Noch ein Wort über die „Neue Zeit“. Auch diesem Organ wird in nichtsozialdemokratischen Kreisen zweifellos häufig eine Bedeutung beigelegt, die es nicht besitzt, wenn man auch so ziemlich überall davon abgekommen sein wird, den Anspruch, den die „Neue Zeit“ erhebt, ein wissenschaftliches Organ zu sein, anzuerkennen. Ein nennenswerter praktischer Einfluß kann der „Neuen Zeit“ nicht zugesprochen werden, weshalb es bei ihr im Grunde genommen nicht viel bedeutet, wie sie sich zum Weltkrieg und den dadurch aufgeworfenen nationalen und internationalen Problemen stellt. Die „Neue Zeit“ hat nach Kriegsausbruch eine große Anzahl Artikel über den Krieg gebracht, in denen eine offene Stellungnahme gegen die Reichstagsfraktion vermieden wurde. Das entspricht der Auffassung des Leiters der „Neuen Zeit“ Karl Kautskys, der weder für noch gegen die Kriegskredite war, sich vielmehr der Abstimmung enthalten wollte. Das „Hamburger Echo“ hat sich über diese Anschauung weidlich lustig gemacht. Ein Bekenntnis zu ihr ist auch in keiner anderen sozialdemokratischen Zeitung erfolgt. Immerhin scheint neuerdings der alte unentwegte Geist der Verneinung auch in der „Neuen Zeit“ an Boden zu gewinnen. In der Nr. 22 vom 5. März bringt es Kautsky sogar fertig, der deutschen Sozialdemokratie zu raten, bei der Neuregelung des Finanzbedarfs des Reiches nach dem Kriege ihr Hauptaugenmerk weniger auf ein, den Interessen der Arbeiterschaft gerechtwerdendes Finanzwesen, als auf die Einschränkung der Ausgaben für Heer und Flotte zu richten. Eine Auffassung, die nicht nur für den Beurteiler der internationalen Zusammenhänge, sondern auch für den politischen Taktiker Kautsky charakteristisch ist. Im übrigen wenden neuerdings Mitarbeiter der „Neuen Zeit“ die auch sonst bei den Gegnern der

Fraktionsmehrheit nicht unbekannte Taktik an, ihre von der Fraktionsmehrheit abweichende Auffassung in möglichst harmlose Form, deren wahre Absicht ein gelegentliches Zitat aus Bernhardi oder Rohrbach oder einem anderen „Imperialisten“ verrät, zu kleiden. So hat sich einer von ihnen letzthin in einem durch zwei Nummern hindurchgehenden Artikel bemüht, aus der englischen Handelsstatistik den Nachweis zu erbringen, daß es nicht die Absicht Englands sein könne, einen Handelskrieg gegen Deutschland zu führen. Schade, daß die englischen Minister und die englischen Zeitungen einen viel geringeren Respekt vor der zwingenden Beweiskraft der Zahlen der Handelsstatistik besitzen. Sie lassen sich selbst durch das wissenschaftliche Organ der deutschen Sozialdemokratie nicht davon abbringen, den Krieg als einen Handelskrieg gegen Deutschland zu führen, obwohl doch eigentlich die handelsstatistischen Ergebnisse sie zu einer ganz anderen Haltung verpflichteten.

Die sozialdemokratische Presse ist zweifellos das beste Spiegelbild der Stimmungen und Meinungen, die innerhalb der Sozialdemokratie gegenwärtig herrschen. Ich habe ihr deshalb auch eine eingehendere Betrachtung zu teil werden lassen und will sie noch kurz ergänzen durch ein paar Bemerkungen über den Personenkreis innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, von dem der Kampf gegen die Fraktionsmehrheit geleitet wird. Selbstverständlich bedienen sich diese Personen der eben erwähnten Zeitungen, soweit als das möglich ist. Daneben wird aber auch ein Kampf gegen die Fraktionsmehrheit in Versammlungen, Parteizusammenkünften, sowie durch besondere Publikationen, durch Briefe und andere Meinungsäußerungen, die nur für einen beschränkten Kreis von Parteimitgliedern bestimmt sind, geführt. Es ist interessant zu beobachten, wie schnell die verschiedenen Dokumente, die diesem unterirdischen Krieg gegen die Fraktionsmehrheit ihr Dasein verdanken, von einem bis zum anderen Ende Deutschlands verbreitet werden. Dabei dürfte diese Verbreitung jedoch in der Hauptsache von den Anhängern der Fraktion vorgenommen werden. Man bezweckt damit, das wahre Gesicht der Vertreter des Internationalismus, das in ihren der Oeffentlichkeit zugänglichen Publikationen natürlich etwas retouschiert ist, zu entschleiern. Es befinden sich unter den auf diese Weise verbreiteten Dokumenten zum Krieg in der Sozialdemokratie Exemplare, die allerdings unverfälschten Internationalismus atmen, der vaterländischem Wirken und Denken keinen Raum läßt. Insbesondere eine von einem Bildungsausschuß in Nieder-

barnim ausgehende Materialiensammlung für Referenten stellt eine ganz unglaubliche Leistung dar. Legien, der Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands hat in einer Versammlung der Berliner Gewerkschaftsfunktionäre gegen dieses Machwerk sehr entschieden Stellung genommen. Der Bericht über diese Versammlung ist auch in der Parteipresse veröffentlicht worden. Man sieht daraus, daß die Getroffenen sich gegen solche Machwerke zu schützen und ihre Wirkungen abzuschwächen verstehen. Diese Art Literatur würde gewaltig überschätzt, wenn man deshalb große Befürchtungen hegen wollte, weil irgend ein obskurer Anonymus versucht, durch Angriffe auf die Fraktionsmehrheit die deutschen Arbeiter von dem am 4. August 1914 betretenen Pfade abzulenken.

Viel bedenklicher, als diese literarische Produktion einzelner Wirrköpfe, die schlimmstenfalls Entrüstung, meistens Heiterkeit, aber selten praktische Folgen auslösen, sind Pronunziamentos und Publikationen einer kleinen Gruppe deutscher Sozialisten in der ausländischen Presse. Als Probe mag die folgende Erklärung dienen, die dem „Züricher Volksrecht" entnommen ist, aber auch in anderen sozialdemokratischen Zeitungen publiziert wurde.

„Die Genossen Dr. Südekum und Richard Fischer haben in der Parteipresse des neutralen Auslands (Schweden, Italien, Schweiz) den Versuch unternommen, die Haltung der deutschen Sozialdemokratie im gegenwärtigen Kriege im Lichte ihrer Auffassung darzustellen. Wir sehen uns dadurch gezwungen, an der gleichen Stelle zu erklären, daß wir und sicherlich viele andere deutsche Sozialdemokraten den Krieg, seine Ursachen, seinen Charakter, sowie die Rolle der Sozialdemokratie in der gegenwärtigen Lage von einem Standpunkt betrachten, der demjenigen der Genossen Südekum und Fischer durchaus nicht entspricht. Der Belagerungszustand macht es uns vorläufig unmöglich, unsere Auffassung öffentlich zu vertreten.

Am 10. September 1914.

Karl Liebknecht. Rosa Luxemburg. Franz Mehring.
Clara Zetkin."

Die gleichen Personen begegnen uns wieder in der Neujahrsnummer des **Labour-Leader**. Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Clara Zetkin versichern dorten die englischen Arbeiter ihrer Sympathien und denunzieren mehr oder minder deutlich den

englischen Sozialisten die Mehrheit der deutschen Partei als Verräter am Prinzip des Klassenkampfes und der Internationalität. Mehring ist sogar so unvorsichtig, die für ihn doch etwas bedenkliche Erinnerung an die ersten Jahre des Sozialistengesetzes aufzufrischen, indem er behauptet, wie damals, so hätten auch jetzt die Führer die Köpfe verloren. Aber bald würde es anders. In Berlin, Hamburg, Leipzig und Stuttgart gäre es mächtig unter den sozialdemokratischen Arbeitern, und in kurzem werde man sich unter der Parole sammeln: mit den Führern, wenn sie führen wollen, ohne die Führer, wenn sie tatenlos bleiben wollen, gegen die Führer, wenn sie untätig verharren. Auch ein gewisser Radeck, der auch manchmal mit dem Pseudonym Parabellum seinen wirklichen Namen Sobelsohn deckt, arbeitet in der gleichen Weise wie die eben Genannten, um in der ausländischen Presse den Eindruck hervorzurufen, innerhalb der deutschen sozialdemokratischen Partei komme es nächstens zu einer allgemeinen Auflehnung gegen die von der jetzigen Fraktionsmehrheit eingenommene Haltung.

Ein anderer Ausländer, dem die deutsche Sozialdemokratie lange Jahre Heimatsrechte und Gelegenheit zum Erwerb gab, der Holländer Pannekoek, veröffentlichte gleich nach Kriegsausbruch in der „Tribüne", einem kleinen holländischen Blatte, das als Organ der winzigen Gruppe unentwegter Marxisten in Holland ganz im Verborgenen blüht, einen Artikel über: „Die deutsche Sozialdemokratie und der Krieg". In diesem Artikel wird die gesamte deutsche Sozialdemokratie beschimpft, die sozialdemokratischen Führer werden als „beschränkte Bürokraten und Parlamentarier" bezeichnet und den deutschen Arbeitern wird Feigheit und Unfähigkeit vorgeworfen, weil sie den Kriegsausbruch nicht mit dem Massenstreik beantworteten. Der Biedermann, der diesen Artikel natürlich im sichern Holland schrieb, erklärt, die Arbeiter hätten auf die Straße gehen und Revolution machen müssen. Es hätte dann zwar Opfer zu Tausenden gegeben, aber was bedeuteten diese Opfer verglichen mit den Hunderttausenden, die im Krieg selbst fallen müßten! Denselben Faden spinnt der gleiche Schriftsteller in einem Artikel weiter, der im Oktober in der „International Socialist Review" in Chikago erschienen ist.

Die größte Freude bereitet sämtlichen Gegnern Deutschlands aber Herr Liebknecht, der in der englischen und französischen Presse, und nicht nur der sozialdemokratischen Presse dieser Länder, mehr als ein Heiliger gefeiert wird, was wohl die beste Charakteristik ist,

die dem Verhalten dieses deutschen Volksvertreters zuteil werden kann. Auch Herr Ledebour, schon lange eifersüchtig auf den Ruhm Liebknechts, hat nach seinem Verhalten in der Reichstagssitzung vom 20. März, begründete Aussicht auf die Verehrung der Leute vom „Matin". Einige kleinere Geister treiben außerdem noch in Deutschland ihr Wesen. Zu internationalem Ruhme hat ihnen ihre Opposition gegen die Fraktionsmehrheit noch nicht verholfen, und ich verzichte auf die Nennung ihres Namens an dieser Stelle, weil das schützende Dunkel, das ihre Tätigkeit verbirgt, durchaus im Einklang mit ihrer Bedeutung steht.

Damit mag die Aufzählung der Quertreiber und Quertreibereien gegen die augenblicklich in Deutschland herrschende Auffassung über die politische Situation bei der Sozialdemokratie beendet sein. Sie ist zwar nicht vollständig, berücksichtigt aber die bedeutsamsten Erscheinungen. Die Frage erhebt sich nun, wie diese Vorgänge zu beurteilen sind.

* * *

Es ist zweifellos, jeder vaterländisch gesinnte Mann kann nur mit Entrüstung die hier geschilderten Versuche, die Einigkeit des deutschen Volkes bei der Abwehr des Attentats auf seine Existenz, seine Kultur und seine Stellung im Rate der Völker zur Kenntnis nehmen. Soweit die Kenntnis von diesen Dingen ins feindliche Ausland dringt, oder gar von den national Entwurzelten selbst ins Ausland getragen wird, können solche Erscheinungen direkt kriegsverlängernd wirken. Man weiß aus den Vorgängen kurz nach Kriegsausbruch, daß das Syndikat zur Aufteilung Deutschlands zu den für seine Pläne günstigen Voraussetzungen auch das Vorhandensein der deutschen Sozialdemokratie gerechnet hat. Dieses deshalb, weil man annahm, das deutsche Volk werde dadurch an der zur erfolgreichen Abwehr notwendigen Einstimmigkeit und Geschlossenheit verhindert. Durch die Haltung der deutschen Sozialdemokratie innerhalb und außerhalb des Parlamentes wurde diese Hoffnung zu schanden. Wenn nun aber Angehörige der Sozialdemokratie im Ausland die Fabel verbreiten, die Mehrzahl der Mitglieder der deutschen sozialdemokratischen Partei sei nicht einverstanden mit der Haltung ihrer Führer, so muß das zur Folge haben, daß die begrabenen Hoffnungen wieder aufflammen und zu der Spekulation

über die Wirkung des Hungers die Hoffnung auf innere Zwistigkeiten im deutschen Volke hinzutritt. So sind es in der Tat seltsame Schützer des Proletariats, die gewollt oder ungewollt falsche Vorstellungen über die innerpolitische Situation Deutschlands hervorrufen und am Ende dazu beitragen, daß das Kriegsende hinausgeschoben und die Zahl der Kriegsopfer vermehrt wird. Es ist auch keineswegs erfreulich, daß aus Frankreich keine Kunde von ähnlichen Vorgängen innerhalb der französischen Sozialdemokratie zu uns dringt und daß in England und Rußland nur kleine, einflußlose Gruppen innerhalb der sozialistischen Welt Opposition gegen den Krieg machen, die zudem mehr als aufgewogen wird durch den geradezu fanatischen Eifer, mit dem die übergroße Mehrheit der Sozialisten aller uns feindlichen Länder die „Befreiung Europas vom deutschen Militarismus“ predigt. Aber alle berechtigte Empörung über das Verhalten dieser, im wirklichen Sinne des Worts, vaterlandslosen Gesellen darf doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die deutschen Arbeiter nichts gemein mit ihnen haben. Sofern ihr Verhalten nicht, was bei dem einen oder andern dieser Herrschaften durchaus möglich ist, im Empfang von Subsidien aus irgend einer dunklen Quelle seine Begründung findet, wird man es auf die Enttäuschung darüber zurückführen dürfen, daß am 4. August 1914 ihre bisherigen Hoffnungen auf die Richtung der sozialdemokratischen Politik zusammengebrochen sind. Mir scheint, es ist nicht nur der Haß des Fanatikers, sondern mehr noch die Einsicht in die Erfolglosigkeit langjähriger Arbeit zum Zwecke der Revolutionierung der deutschen Arbeiterschaft, die diesen Vorkommnissen zugrunde liegt. Der 4. August 1914 bedeutet einen Wendepunkt in der Stellung der Sozialdemokratie zu den Problemen der praktischen Politik, wenn von allen Seiten daraus die richtige Nutzanwendung gezogen wird. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solches Ereignis katastrophal auf die Anschauungen solcher Elemente wirken muß, die jahrzehntelang ihre Aufgabe darin gesehen haben, zwischen der Arbeiterschaft und den übrigen Volksgenossen unüberbrückbare Gräben zu ziehen und die Idee zu nähren, nicht auf dem Wege mühsamer sozialer Reformarbeit, sondern nur durch das Mittel der Diktatur des Proletariats sei eine Lösung der vorhandenen sozialen Schwierigkeiten denkbar. Es ist die Sprache der auf das Tiefste Enttäuschten, die aus den Proklamationen der Wortführer der Parteiminderheit ertönt. Das erklärt mancherlei an diesen unerfreulichen Vorgängen.

Dann muß aber auch darauf hingewiesen werden, daß es eine geradezu hoffnungslose Minderheit ist, die sich in diesem Sinne betätigt. Unter 87 sozialdemokratischen Tageszeitungen können keine zehn namentlich aufgezählt werden, die planmäßig gegen die Fraktionspolitik arbeiten. Unter den übrigen mag sich hier und da ein Organ finden, welches den bewußten Uebergang in die neue Situation noch nicht vollzogen hat. Opposition gegen die Fraktionsmehrheit ertönt aber auch aus den Spalten dieser Blätter nicht und die überwiegende Mehrzahl der sozialdemokratischen Blätter, an ihrer Spitze das bis zum Kriegsausbruch durchaus in radikalem Sinne geleitete „Hamburger Echo", nimmt zum Krieg und den Kriegsfolgen eine Stellung ein, die jeden national empfindenden Deutschen befriedigen muß. Gegen das „Hamburger Echo", haben einige fragwürdige Existenzen einen örtlichen Entrüstungssturm anzufachen versucht. Das klägliche Resultat dieser Minierarbeit ist der beste Beweis dafür, daß das Blatt sich durchaus im Einklang mit den Anschauungen seiner Leser, man darf ruhig sagen, der gesamten sozialdemokratischen Arbeiterschaft, befindet. Und genau das gleiche stellen die übrigen Blätter fest, die die Notwendigkeit des Durchhaltens predigen.

Auch die zahlenmäßige Stärke der neben den frondierenden Organen zu nennenden sozialdemokratischen Schriftsteller und Agitatoren, die systematisch die Haltung der Fraktion zu diskreditieren versuchen, ist gering. Bekanntere Namen wird man noch nicht drei Dutzend zusammenbringen können. Wenn einige von ihnen bisher in der Oeffentlichkeit so gewertet wurden, als besäßen sie großen Einfluß auf die Willensbildung der Partei, so war das schon ein Irrtum. Aber selbst diejenigen unter den Frondeuren, die Einfluß gehabt haben, verloren ihn infolge ihrer Wühlarbeit gegen die Fraktion. Man braucht nur einen Blick in die Parteipresse zu werfen, um zu sehen, wie einflußlos die Helfer unserer Feinde geworden sind. Das sind keine Führer mehr, es sind ein für alle mal erledigte Querulanten, die früher besessenen Einfluß nur dann zurückgewinnen könnten, wenn die politischen Parteien es nicht verständen, die Chancen auszunutzen, die für unser innerpolitisches Leben aus der Haltung der deutschen Sozialdemokratie entspringen.

Am bedeutsamsten ist die Tatsache, daß sich überall die **Organisationen** zustimmend zur Haltung der Fraktion äußern. In einem prächtigen Artikel, der am 22. Januar 1915 im „Hamburger Echo" erschien, gab das Parteivorstandsmitglied Scheidemann eine program-

matische Erklärung darüber ab, weshalb die deutsche Sozialdemakratie an dem Programm festhalten müßte: Durchhalten, bis das Ziel der Sicherung des Vaterlandes erreicht ist! Scheidemann spricht dabei im Namen der Partei; höchst bezeichnend ist, daß er seinen Artikel nicht im Zentralorgan der Partei veröffentlichen konnte oder wollte. Ueber die Wirksamkeit der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands will ich mich an dieser Stelle nicht weiter verbreiten. Eine Aufzählung aller ihrer, die wirtschaftliche Mobilmachung unterstützenden Maßnahmen würde einige Seiten dieser Zeitschrift füllen. In der entschiedendsten Weise wird von dieser Seite der Minierarbeit gegen die Fraktionsmehrheit entgegengewirkt und hinter ihr stehen die Vorstände aller gewerkschaftlichen Zentralverbände. Der Zentralverband deutscher Konsumvereine, auf dessen Genossenschaften häufig die Bezeichnung: sozialdemokratische Konsumvereine angewandt wird, eine Bezeichnung übrigens, die der genannte Verband selbst ablehnt und die auch deshalb nicht zutreffend ist, weil die Konsumgenossenschaften rein wirtschaftliche Organisationen ohne politische Nebenzwecke sind, deren Mitglieder sich aber in ihrer Mehrheit politisch zur Sozialdemokratie bekennen, erließ am 31. Juli, also noch vor der Mobilmachung, einen Aufruf an die Verbandsgenossenschaften, der mit den folgenden bezeichnenden Worten begann:

„Das deutsche Volk steht vor folgenschweren Ereignissen. Drohender denn jemals in den 43 Jahren friedlicher Entwicklung, die uns glücklicherweise vergönnt waren, ist die Gefahr eines Krieges nähergerückt. Wenn nicht noch in letzter Stunde geradezu ein Wunder geschieht, muß in kurzer Zeit Europa in ein großes Schlachtfeld verwandelt sein und ein blutiges Ringen anheben, bei dem über das Schicksal ganzer Völker und Nationen entschieden wird.

Es ist in dieser Situation überflüssig, zu prüfen, ob das Furchtbare, das wir demnächst durchleben müssen, vermeidbar war oder nicht. Der Krieg steht vor der Tür und mit ihm die Schicksalsstunde des deutschen Volkes und des deutschen Vaterlandes.

Gewollt hat ihn sicherlich das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit nicht; aber wenn das russische Zarentum und seine echtrussischen Spießgesellen Deutschland in den Staub treten wollen, dann haben alle Erwägungen darüber, weshalb es so gekommen ist, zurückzutreten hinter der gebieterischen Pflicht, die nationale Existenz, das deutsche Volkstum und damit zugleich Kultur und Gesittung vor dem menschheitsschändenden russischen Knutenregiment zu schützen. . . . .“

Dieser Ton, der in der ersten Veröffentlichung des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine angeschlagen wurde, ist beibehalten worden in seiner Presse, darunter einem Blatt, das alle Monat zweimal an über 500 000 Arbeiter und Arbeiterfrauen verteilt wird. Ebensowenig, wie aus den Reihen der Gewerkschaften gegen die Haltung der Generalkommission, ist aber aus den Reihen der Konsumgenossenschafter gegen die Haltung ihrer Zentrale Protest erhoben worden. Auch diese Tatsache wiegt doch zweifellos viel schwerer, als alle literarischen Erzeugnisse der paar Internationalen. Denn sie beweist, daß nicht die letzteren, sondern diejenigen die Masse der Partei hinter sich haben, die den Grundsatz vertreten, daß in der Stunde der Gefahr dem Vaterlande zu geben ist, was des Vaterlandes ist.

Demgegenüber wiegt die Tatsache leicht, daß die Sozialdemokratie sich nicht dazu entschließen kann, das Beispiel der übrigen Parteien zu befolgen und ihre Redelust in den Parlamenten zu unterdrücken. Das sind Aeußerlichkeiten, in der Hauptsache der Tatsache entsprungen, daß die Sozialdemokratie nicht nur das Reden anders einschätzt wie die übrigen Parteien, sondern auch glaubt, ihre frühere Haltung zwinge sie gegenwärtig zum Reden, das gleichzeitig ein Erklären der veränderten Stellungnahme sein soll.

Nennenswerte Bestandteile der sozialdemokratischen Organisationen haben sich noch an keinem Orte gegen die Mehrheit der Fraktion erklärt. Es wird behauptet, daß in Berlin einzelne Bezirke fraktionsgegnerisch gesonnen seien. Das nimmt nicht Wunder, da in Berlin anscheinend der gesunde Menschenverstand oft größere Hindernisse zu überwinden hat und längere Zeit hierzu gebraucht, als im übrigen Deutschland. Einzig und allein die Jugendorganisationen, die vor einiger Zeit seitens der Sozialdemokratie gegründet worden sind, scheinen an manchen Orten unter dem Einfluß der Fraktionsgegner zu stehen. Das ist kennzeichnend für diese Organisationen und stärkt das ablehnende Urteil, das ihnen vom Anbeginn ihrer Tätigkeit seitens vieler Sozialdemokraten entgegengebracht worden ist. Andererseits haben aber gerade die Jugendlichen auch manche Entschuldigungsgründe für sich, die man älteren Personen mit reifem politischen Urteil nicht zubilligen wird. Praktische Bedeutung hat natürlich die Stellungnahme der Jugendorganisationen für die Entschlüsse der Sozialdemokratie nicht. Die Besorgnis, daß die an die Oberfläche des deutschen politischen Lebens dringenden Aeußerungen eines oppositionellen Geistes gegen die

Haltung der Fraktionsmehrheit eine starke Resonanz im eigentlichen Parteikörper besäßen, ist unbegründet. Wenn es so bleiben soll, haben natürlich auch die Nichtsozialdemokraten ihr Teil zu leisten und über diesen Punkt möchte ich einige abschließende Bemerkungen folgen lassen.

* * *

Soll der 4. August 1914 neben so manchem anderen auch das Gedenken daran wach erhalten, daß an diesem Tage der Regenerationsprozeß in der deutschen Sozialdemokratie seinen sichtbaren Anfang nahm, dann ist vor allem notwendig, der Sozialdemokratie selbst die Neuordnung der Dinge zu überlassen. Natürlich besitzen alle Nichtsozialdemokraten ein objektives Interesse an Tempo und Richtung des sozialdemokratischen Entwicklungsganges, aber man unterlasse um des Himmels willen die aufdringlichen Belehrungen, die, von recht unangenehm anmutender Schulmeisterei nicht mehr weit entfernt, jetzt schon hier und da der Sozialdemokratie von außerhalb ihren Reihen Stehenden erteilt werden. Es ist, rund heraus gesagt, taktlos von allen Nichtsozialdemokraten, den Standpunkt des Beobachters der Vorgänge in der Millionenpartei zu verlassen und ihr Ratschläge darüber zu erteilen, was sie tun müsse um als gleichberechtigtes Glied in den Parteiverband aufgenommen zu werden, in den das nichtsozialdemokratische Deutschland sich gliedert. Noch bedenklicher würde es allerdings sein, wenn gar diejenigen Mitglieder der Sozialdemokratie, die gegenwärtig die Opposition gegen die Parteimehrheit führen, durch Maßnahmen der Behörden oder auch durch unangebrachte Behandlung in der Presse zu Verfolgten würden, deren Schicksal das Solidaritätsgefühl ihrer Parteigenossen wachrufen müßte. Man schaffe um Gotteswillen keine Märtyrer! So unerfreulich auch die Wirksamkeit mancher dieser Literaten im Augenblick sein mag, die taktisch allein richtige Behandlung wird ihnen zu teil, wenn man ihren Fall als eine innere Angelegenheit der Sozialdemokratie betrachtet. Jedes, irgendwie geartete Eingreifen von Außen kann nur den Gährungsprozeß, durch den die zur Anpassung an die neuen Verhältnisse unfähigen Bestandteile der Sozialdemokratie unschädlich gemacht werden müssen, stören.

Selbstverständlich haben unsere sozialdemokratischen Mitbürger durch die Erfüllung vaterländischer Pflichten keinen Anspruch auf besondere Entschädigungen erworben. Daß sie nach ihren Kräften

für den Bestand des gemeinsamen Vaterlandes Opfer bringen, geschieht in Befolgung eines für alle Deutschen gleichen Gebotes, dem sich willig alle Klassen und Stände, alle Parteien und Bekenntnisse gebeugt haben. Das Unvergeßliche, das wir seit den Tagen der Mobilmachnng durchlebten, ist ja gerade diese einmütige, zu jedem Opfer bereite Stimmung des gesamten Volkes, das einen gleich erhebenden Eindruck vordem niemals geboten hat. Da wäre jedes Wort von Belohnung eine Entweihung, es ist auch in keiner den Weltkrieg betreffenden Erklärung der Sozialdemokratie gefallen. Was sie getan, empfand sie als ihre Pflicht und sie handelte nach dem schönen Wort des (alten) Liebknecht: Mehr kann, weniger darf man nicht tun, als das, was die Pflicht gebietet!

Aber vor dem 4. August 1914 war es Gebrauch, wenn man damit politische Geschäfte machen konnte, der Sozialdemokratie den nationalen Sinn und das Bewußtsein für vaterländische Pflichten abzusprechen. Manches unkluge, von Sozialdemokraten geprägte Wort erklärt das, entschuldigt wird dadurch aber der allzu reichliche, oft auch bei Gelegenheiten, wo keine allgemeine Volksinteressen in Frage standen, erhobene Vorwurf mangelnder nationaler Gesinnung gegen mehr als ein Drittel unserer Volksgenossen nicht. Mit Leidenschaft und Entrüstung haben sich von jeher alle die Vertreter der Sozialdemokratie, deren reiner Charakter auch vom politischen Gegner anerkannt wurde, gegen diese Vorwürfe gewandt. Und sie kannten ihre Gefolgschaft gut genug, wußten, was das Vaterland vom deutschen Arbeiter erwarten darf. Ich glaube, daß man in nichtsozialdemokratischen Kreisen selbst heute noch die Zahl derer ganz bedeutend unterschätzt, die Liebe zu Volk und Vaterland und der Glaube gerade so am besten dem deutschen Volkstum dienen zu können, in die Reihen der Sozialdemokratie getrieben hat und vielleicht begreift man es heute, daß alle diese ein Recht dazu hatten, bis ins Innerste über die Anzweiflung ihrer Treue zu Volk und Heimat empört zu sein. Das ist der Punkt, an dem nach dem Kriege manches gutzumachen sein wird.

Wer mit sachverständigem Blick die Verhältnisse in den großen Industriestaaten prüft, der wird zu dem Schlusse geführt werden, daß keines dieser Länder eine bessere, achtungswertere Arbeiterschaft aufweist, als Deutschland. Der deutsche Arbeiter ist diszipliniert, ordnungsliebend, fleißig und mit Verständnis für die Bedeutung organisatorischer Maßnahmen erfüllt. Daß gerade ihm die Neigung zu revolutionären Tendenzen zugeschrieben wurde, muß jeden, der

ihn wirklich kennt, komisch berühren. Bedurfte es denn wirklich erst dieser Kriegserfahrungen, um zu erkennen, daß die Eigenarten der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland zu einem guten Teil darauf beruhten, daß es eben Deutsche sind, die sie machen? Finden wir nicht bei näherem Zusehen, daß die Fehler und Vorzüge unseres nationalen Charakters auch die Fehler und Vorzüge unserer Sozialdemokraten sind? Und ist nicht die Frage berechtigter, welche Ursachen gerade die im technischen Sinne so vortreffliche deutsche Arbeiterschaft in eine gewisse Verbitterung hineingetrieben haben, als die vielmehr erörterte, mit welchen äußerlichen Machtmitteln das Schreckgespenst überängstlicher Seelen, die „proletarische Revolution" zu beschwören sei?

Davor braucht bei sachgemäßer Behandlung der deutschen Arbeiter niemandem bange zu sein. Mag das Vergangene ruhen, aber Schwierigkeiten würde es nicht machen, eine lange Aufzählung von Maßnahmen vorzunehmen, die verbitternd wirken mußten. Ich will für viele von ihnen die Erklärung gelten lassen, daß Zweifel in die nationale Zuverlässigkeit der Sozialdemokratie gesetzt werden durften: ihre Haltung zu militärischen Fragen konnte so, manche publizistische Ausschreitung mußte so gedeutet werden. Aber seit dem 4. August hat niemand mehr das Recht, diese Einwände zu machen. Man darf nunmehr sogar die Hoffnung hegen, daß die Sozialdemokratie durch eine geschickte Taktik der anderen, für die Gestaltung unseres politischen Lebens maßgebenden Faktoren dazu gebracht werden kann, ihre grundsätzliche Ablehnung aller militärischen Forderungen aufzugeben. Noch leichter dürfte es sein, die Mitarbeit der Sozialdemokratie bei der Regelung des Finanzbedarfs des Reiches zu gewinnen. Ich glaube auch, daß die, von den Anhängern der Monarchie mit Recht peinlich empfundenen, übrigens mehr aus der Tradition als aus einem tieferen Bedürfnis der Partei zu erklärenden Demonstrationen gegen den Repräsentanten des Reiches nicht zum eisernen Bestand der Sozialdemokratie gehören, von dem diese nicht lassen kann. Hier wird man nicht alles auf einmal erreichen können, und der Wille zum besseren Verständnis muß natürlich gegenseitig sein, aber die Erfahrungen des Krieges haben gewiß antimonarchistische Stimmungen in der Sozialdemokratie nicht gefördert. Wer sich viel unter Sozialdemokraten bewegt, wird — und zwar in allen ihren Schichten — eher das Gegenteil feststellen können.

Zum parlamentarischen, gouvernementalen Musterknaben wird man freilich die Sozialdemokratie nicht erziehen können. Ihr Cha-

rakter als Arbeiterpartei mit sozialistischen Idealen muß von ihr behütet werden, denn an dem Tage, an dem sie diesen aufgeben würde, entstände eine neue Partei, die das verleugnete Programm in radikalerer Fassung zu dem ihrigen machen würde. Das deutsche Volk muß sich aber daran gewöhnen, daß solche Fragen im ehrlichen Streit der Meinungen zu entscheiden sind, geführt zwischen Gleichberechtigten, und nicht durch Aechtung des einen Teils als staats- und gesellschaftsfeindlich. Viel, unendlich viel für das politische Leben Deutschlands, für seine Weltgeltung und für seine wirtschaftliche Machtstellung ist aber erreicht, wenn die stärkste Partei im Reich sich entschließt, auf allen Gebieten mitzuarbeiten, und wenn dadurch die Möglichkeit gegeben wird, auch die Kräfte, die heute noch in der Sozialdemokratie gebunden sind, für unsere politische und soziale Entwicklung nutzbar zu machen. Mehr noch als auf eine zweckentsprechende Behandlung der politischen Partei kommt es bei dem Streben nach diesem Ziel auf die richtige Stellung zu den wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter, ihrer Gewerkschaften und Genossenschaften an. Wie wertvoll diese Einrichtungen bei der wirtschaftlichen Mobilmachung Deutschlands gewesen sind, braucht hier nicht näher dargelegt zu werden. Was bedeutet schon der Umstand, daß nicht viel weniger als eine Million unserer Soldaten allein in den freien Gewerkschaften organisiert waren! In sechs Monaten haben diese an Arbeitslose und Angehörige der Kriegsteilnehmer 23 963 000 Mark Unterstützung gezahlt. Und was die Arbeitergenossenschaften, vorwiegend Konsumvereine, an direkten und indirekten Aufwendungen zur Linderung der Kriegsfolgen geleistet haben, beläuft sich gleichfalls auf viele Millionen. Die Wirksamkeit der Gewerkschaften in der Kriegszeit hat sich in so glänzendem Lichte gezeigt, daß selbst ein Blatt wie die „Deutsche Arbeitgeberzeitung“, deren Hauptzweck die Bekämpfung der „Streikgewerkschaften“ ist, das folgende bemerkenswerte Urteil abgab:

„Das vom Kaiserlich Statistischen Amte herausgegebene „Reichsarbeitsblatt“ veröffentlicht fortlaufende Berichte über die Wirksamkeit der gewerblichen Organisationen (sowohl der Arbeitgeber wie der Angestellten und Arbeiter), und diese Zusammenstellungen zeigen, daß die zu Friedenszeiten entstandenen Verbände doch noch einen viel höheren Wert besitzen, als man früher anzunehmen geneigt war. Vielfach war der Glaube verbreitet, es handle sich bei der Mehrzahl dieser Organisationen nur um Kampfeinrichtungen, die man vielleicht als ein notwendiges Uebel,

aber doch immerhin als ein Uebel anzusehen habe. Nun hat der Krieg uns eines Besseren belehrt. Er zeigt uns im hellsten Lichte die ganze Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des Zusammenschlusses, und gern wollen wir zugeben, daß auch, entsprechend dem neuerwachten nationalen Bewußtsein, die gewerkschaftlichen Verbände den großen Aufgaben der Zeit zumeist ein volles und freudiges Verständnis entgegengebracht haben."

Sollten solche Erfahrungen nicht auch die Arbeitgeberverbände davon überzeugen, daß beim Austrage der wirtschaftlichen Gegensätze die Gewerkschaften nicht durch Koalitionsrechtsverschlechterungen im Lebensnerv getroffen werden dürfen! Und ebenso schön wäre es, wenn die Wirksamkeit der Gewerkschaften im Kriege den politischen Parteien, die es angeht und den Behörden als gut zu verwertendes Argument bei der Ablehnung der Forderungen der sogenannten „Scharfmacher" dienen würde, die ihre sozialpolitischen Ideale ja wieder verkündigen werden, wenn der Burgfrieden nicht mehr herrscht!

In einer der letzten Nummern des Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands hat der Leiter einer der größten Gewerkschaftsverbände sich mit den Hoffnungen beschäftigt, deren Erfüllung die Gewerkschaften von den Zeiten nach dem Krieg erwarten. Wir erwarten, so meint er, „für die Arbeiterklasse den gleichen Raum und das gleiche Recht zur Arbeit am öffentlichen Wesen, das jeder andere Deutsche hat. Wir erwarten das Aufhören jener Aechtungspolitik, die unseren Organisationen durch kleinliche Belästigungen das Leben schwer machte. Wir erwarten das Aufhören der ewigen Bedrohungen der gesetzlichen Grundlagen unserer Gewerkschaften. Wir erwarten die Anerkennung der unabhängigen Berufsvereine der Arbeiter als die gegebene Vertretung der Arbeiterklasse auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Und wir erwarten den tatbereiten Willen zum Ausbau und zur Vervollkommnung der sozialpolitischen Gesetzgebung.

Das ist es, was die Arbeiterklasse von der Zukunft erwartet.

Nicht mehr. Aber auch nicht weniger!"

Das ist nichts Utopisches, nichts Unerfüllbares, nichts, was unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verfassung an die Wurzeln greift. Wird sich in Preußen und im Reich der Staatsmann

finden, der die sich so nie wieder bietende Gelegenheit zur Durchführung der politischen und sozialen Reformen benutzt, die die Kräfte der politischen und wirtschaftlichen Arbeiterbewegung dem Staatsgedanken mehr nutzbar machen, als das bisher der Fall war?

Darüber sollte sich niemand täuschen: Die Anhänger der Sozialdemokratie sind nicht durch die Aussicht auf Belohnung zu ihrer national einwandsfreien Haltung veranlaßt worden. Aber niemand darf es ihnen übelnehmen, daß sie die Hoffnung hegen, nach dem Kriege werde manches verschwinden, über das sie sich mit Recht beschwert fühlen konnten.

Wenn aber diese Hoffnungen vergeblich gewesen sind? Eine sehr das Nachdenken anregende Frage! Wer aber möchte vermessen genug sein, eine Antwort darauf zu finden?

Die Philosophie des Krieges und des Völkerrechts.

Von

Gustav Schneider, Amtsrichter in Bad-Nauheim.

Wenn wir die Geschichte der Menschheit vor unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, so müssen wir etwas als Tatsache anerkennen und einfach hinnehmen: Zu allen Zeiten haben die Völker der Erde Kriege gegeneinander geführt, waren Kriege die Knoten- und Wendepunkte der geschichtlichen Entwickelung. Je weiter wir in die vergangenen Zeiten zurückschreiten, desto häufiger treffen wir den Krieg an. Erst im letzten Jahrhundert wird dieser, wenigstens bei den Kulturvölkern, ein Ausnahmezustand, der längeren Friedenszeiten die Herrschaft abtritt.

Es ist daher begreiflich, daß sich die frühere Geschichtsschreibung vorwiegend auf Kriegs- und Staatengeschichte beschränkte. Auch hier bringt erst das 19. Jahrhundert die Wandlung. Zunächst erobert sich die Kulturgeschichte ihren Platz neben der älteren Schwester. Etwas später erwacht die große Anteilnahme an der Wirtschaftsgeschichte der Völker, die sogar zeitweilig die Herrscherin auf dem historischen Gebiete wird. Insbesondere versucht eine Abart dieser Richtung, die sogenannte materialistische Geschichtsschreibung, alles Geschehen auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen; soweit sie die Kriegsgeschichte nicht ganz übergehen kann, sieht sie doch den „Kampf um den Futterplatz" als den eigentlichen Beweggrund jedes Krieges an.

Eine kurze Besinnung zeigt, daß eine überaus große Anzahl von Kriegen um anderer Ziele willen geführt worden ist; man braucht hier nur an die vielen Religionskriege zu denken. Vor allem ist aber neuerdings Hans Delbrück in seinem grundlegenden Werke „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte" jener Ueberspannung entgegengetreten, in dem er den

Nachweis führte, daß die Stärke der kriegerischen Rüstung eines Volkes und die Güte seiner Wehrverfassung darüber entscheiden, ob es eine bedeutendere Rolle auf der Weltbühne spielen darf oder von dem geschichtlichen Schauplatz abtreten muß, und daß in allererster Linie der weiter in die Zukunft schauende Blick eines einzelnen hervorragenden Mannes und Führers, der beizeiten seinem Volke die schirmende Wehr schmiedet, die künftige Weltmachtstellung eines Staates vorbereitet und ihre dauernde Behauptung sichert und gewährleistet.

Müssen wir uns für die bisherige geschichtliche Entwicklung mit der Tatsache abfinden, daß der Krieg stets geherrscht hat, so liegt es ganz anders, wenn wir die Frage des Krieges vom philosophischen Standpunkt aus betrachten; das heißt, wenn wir uns fragen: Läßt sich der Krieg auch vor der Vernunft rechtfertigen? Ist es nicht möglich, den Krieg in Zukunft wenigstens bei den Kulturvölkern zu verhindern und durch andere friedliche Mittel zu ersetzen, oder würden dadurch nicht vielleicht schlimmere Uebel heraufbeschworen, die für die Entwickelung der Menschheit in einer oder der anderen Beziehung verhängnisvoll wären?

Seitdem diese Fragen gestellt wurden, hat man sie bis zu unseren Tagen in der verschiedensten Weise beantwortet. Neben den herbsten und vernichtendsten Verdammungsurteilen über den Krieg finden wir auch wieder eine gewaltige Anzahl von begeisterten Lobrednern; eine dritte Gruppe hat zwar den Krieg in jedem Falle für ein großes Uebel erklärt, aber gleichzeitig betont, er sei ein unaufhebbares Gesetz des Lebens; der Kampf ums Dasein unter den Völkern und Staaten der Erde sei ebensowenig auszurotten wie derjenige, der zwischen den tierischen und menschlichen Einzelwesen tobt.

Wer die Welt vorwiegend vom Standpunkt der reinen Vernunft aus betrachtet, wird leicht dazu kommen, den Krieg und seine Schrecken unbedingt zu verurteilen. Deshalb wird von den Denkern der Aufklärungszeit und den Vernunftphilosophen dem Krieg am heftigsten der Krieg erklärt. St. Pierre, David Hume, Rousseau, Herder und vor allem Kant sind am nachdrücklichsten für die Idee des ewigen Friedens eingetreten.

Die Vernunftphilosophen freilich, die noch den Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft erlebten, mußten notwendig eine andere Stellung zum Kriege einnehmen. Nie hat ein Mann flammender zum Kriege gepredigt als Fichte zu dem heiligen Kreuz-

zug gegen den korsischen Unterdrücker. Hegel erkannte in dem ewigen Frieden vor allem die Gefahr der Versumpfung und Stagnation. Er denkt das ganze Weltgeschehen als rein logischen Prozeß nach, sieht aber in dem Widerspruch das vorwärtstreibende Element; er unterschreibt daher völlig das Wort des alten Heraklit, daß der Streit, der Krieg, der Vater aller Dinge sei.

Das Hegelsche System hatte durch Schematismus die Realität, die Wirklichkeit oft vergewaltigt. So mußte ihm fast notwendig ein Gegner erstehen: Artur Schopenhauer, der das Weltwesen als blinde Naturkraft, als unvernünftigen Willen auffaßt. Indem dieser gegen sich selbst wütet und sich selbst zerfleischt, sind damit die Uebel und Leiden der Welt unmittelbar gegeben und erklärt; der Krieg ist aber eines der allergrößten. Wo Sch. die Nachtseiten des Lebens recht eindringlich schildern will, verfehlt er nicht, auf die furchtbaren Schrecknisse des Krieges hinzuweisen: die Schlachtfelder und Lazarette, die Hungersnöte und Seuchen. Sch. ist nicht nur Pessimist in bezug auf die Glückseligkeit, sondern in demselben Maße auch in bezug auf die Entwicklung. Daher werden seiner Ansicht nach auch Kriege immer geführt werden, solange die Welt besteht. Der Satz: **homo homini lupus** (ein Mensch ist ein Wolf gegenüber dem Anderen) bildet eine stehende Redensart bei ihm. Der Krieg könnte daher erst dann verschwinden, wenn der Wille zum Leben sich in sein Gegenteil wandelte; wenn er sich selbst verneinen und erlöschen würde, um in das Nichts, in das Nirwana zu versinken.

Etwa die entgegengesetzte Stellung zum Kriege nimmt Nietzsche ein. Er ist ebenso wie Schopenhauer Willensphilosoph, Voluntarist. Indem er aber im Willen zur Macht den Wesenskern der Welt erblickt, sucht er Schopenhauers Pessimismus auf seinem eigenen Gebiete zu überwinden. Nietzsche stellt die Forderung auf, daß ein Uebermensch, ein höher stehender Typus des Menschen gezüchtet werden müsse, als ihn bisher die Welt gesehen hat; da er dies für möglich hält, wird er im Gegensatz zu Schopenhauer Optimist in bezug auf die Entwickelung. Um aber jenes Ziel zu erreichen, müssen zunächst die eigentlich kriegerischen Eigenschaften ausgebildet und immer weiter gesteigert werden: der Mut, die Tapferkeit und der Gehorsam. Ihnen drohte die Gefahr, durch die einseitige Pflege der sogenannten weiblichen Tugenden, der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, der Friedfertigkeit und des Mitleids zu verkümmern und schließlich ganz erstickt zu werden. Daher auch die scharfe Gegnerschaft Nietzsches gegen das Christentum, das ebenso wie die buddhi-

stische Religion fast alles Schwergewicht auf diese weiblichen, mehr passiven Moralprinzipien gelegt hatte. Nietzsche meint dagegen, daß jene vorgenannten kriegerischen, männlichen Tugenden weit mehr große Dinge getan hätten als die Nächstenliebe. Er läßt seinen Zarathustra die Worte sprechen: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen und den kurzen Frieden mehr als den langen.“ Wenn jener weiter die Forderung aufstellt, daß wir nur Feinde haben sollten, die zu hassen sind, so klingt dies gerade umgekehrt wie der christliche Satz, daß wir auch unsere Feinde lieben sollten.

Vielleicht lassen sich diese Gegensätze in einer höheren Einheit auflösen: Wir sollen auch gegen den Feind gerecht sein, auch in ihm den Menschen sehen. Immerhin hat uns derjenige unserer heutigen Feinde gelehrt, der am meisten das Christentum im Munde führt, daß es am Scheußlichsten und am Verächtlichsten ist, wenn ein Krieg aus kühler Berechnung angezettelt wird, und daß hinter einem solchen, soll er einmal geführt werden, eher noch ein echter, rechter Haß stehen darf, als ein kalt rechnender Krämergeist.

Bei Eduard von Hartmann tritt die Weltvernunft neben den Weltwillen als gleichberechtigtes Attribut des Weltwesens, der Gottheit. Hartmann verkennt nicht das Grausame, Barbarische des Krieges und die vielen Uebel, die er im Gefolge hat. Höher als das Glück des Einzelnen und auch der Gesamtheit steht aber nach Hartmann die ungehinderte Entwickelung und Steigerung der Kultur. Der Krieg gehört nun zu den Hauptmitteln, die den Kulturfortschritt ermöglichen und begünstigen. Kriege wirken als die beste Auslese unter den Völkern der Erde; nur die kräftigsten behaupten sich, während die schwachen, zurückgebliebenen und verkommenen Völker den verdienten Untergang finden. Vor allem ist die Vorbereitung zur wirksamen Kriegführung eines der wichtigsten Bildungs- und Erziehungsmittel der Menschheit in allen Phasen ihrer Kulturentwickelung gewesen; die allgemeine Schulpflicht und die allgemeine Wehrpflicht sind die beiden Hauptstreitkräfte in dem Kulturkampf, den die Menschheit gegen die Unkultur und die Vernunft führt.

Der Krieg mit den Waffen wird nach Hartmann zwar mit der Zeit mehr und mehr verschwinden, er wird aber zunächst nur abgelöst durch eine andere Form des Kampfes ums Dasein: die wirtschaftliche Konkurrenz zwischen den Einzelmenschen, den wirtschaftlichen Gruppen und den Völkern; auch auf diesem Gebiete vollzieht sich nur unter harten Kämpfen langsam eine Entwickelung zum Besseren.

Eine fast noch größere Rolle spielt der Begriff der Entwickelung bei einem anderen Willensphilosophen: bei Wilhelm Wundt. Für ihn ist jener Begriff der fruchtbarste, den die neuere Wissenschaft geprägt hat. Daher betont auch Wundt die große Bedeutung, die der Krieg für die Entwickelung, besonders der vorgeschichtlichen Menschheit, gehabt hat, indem er dazu führe, daß der Tüchtige, Hervorragende in der Not des Krieges an die Spitze des Stammes komme und dessen Leitung und Führung übernehme. So entspringe aus dem Krieg der Stämme das persönliche Herrschertum, das — wie schon Aristoteles erkannt hat — der Anfang aller Staatenbildung ist. Auch Wundt hält die allgemeine Pflicht des Waffendienstes für das Vaterland für das beste Erziehungsmittel zur Ausbildung des patriotischen Pflichtgefühls und meint, sein Verlust wäre vielleicht höher zu veranschlagen als die Uebel, die der Krieg mit sich bringt. Deshalb wäre der Eintritt des „ewigen Friedens“ kaum wünschenswert, so lange wir nicht einen Ersatz für jenes Hilfsmittel hätten, der in ähnlicher Weise die Hingabe an das größere Ganze wecken könnte. Wundt glaubt aber nicht nur, daß das höher entwickelte sittliche Gefühl und die reifere politische Erziehung späterer Zeiten vielleicht einen solchen Ersatz bieten können, sondern daß auch die Fortentwickelung darauf hinziele, den Krieg, der stets ein Mittel äußerster Nothilfe sei, durch einen Zustand mehr dauernden Friedens zu ersetzen. Die Mittel, die diesen ermöglichen sollen, findet Wundt nicht in einem mit höchster Macht ausgestatteten internationalen Tribunal oder in einem allgemeinen Menschheitsstaat im Sinne Kants, sondern in der Unterwerfung unter freiwillig gewählte Schiedsrichter, in friedlichen Vereinbarungen und Vergleichen der Kulturstaaten. Die Voraussetzung dafür bildet eine solche Entwickelung des Völkerrechtes, daß die diesem zugrunde liegenden Gesetze der Humanität eine so starke Macht werden, daß sie einen starken Verband der Kulturstaaten schaffen, bei dem die annähernd gleich-mächtigen Großmächte vor allem die Hüter der friedlichen Interessen der Völker werden, aber auch verpflichtet sind, die Völkerkämpfe auszutragen, wenn eine friedliche Beilegung der widerstreitenden Ansprüche unmöglich wird. Wenn heute noch die Völkerrechtsnormen eine Freiheit zeigten, die in der Selbständigkeit der Rechtssubjekte, der einzelnen Staaten, begründet sei, so hätte jetzt schon eine Entwickelung eingesetzt, bei der die allgemeinen humanen Grundsätze, die den Verkehr der Staaten im Frieden wie im Kriege beherrschen, (allmählich) die Natur unverbrüchlicher Normen an-

nähmen: ein Triumph des ethischen Geistes der Rechtsbildung, der schließlich in der humanen, positiven Kulturzwecken zugewandten Gemeinschaft der Kulturstaaten gipfele.

Je mehr Kulturvölker die allgemeine Wehrpflicht annähmen, desto mehr werde der Krieg auch ein wirklicher Kampf der Völker, bei dem sie ihre ganze Kraft und Intelligenz und vor allem die in der Wehrfähigkeit zum Ausdruck gelangende politische Lebenskraft in die Wagschale der Entscheidung werfen. Dadurch werde das sog. Kriegsglück immer bedeutungsloser, wogegen die sittliche Vorbereitung alles bedeute. Das führe aber auch schließlich dazu, die Regel, daß die Macht das Recht gebe, umzukehren in ihr Gegenteil: daß das Recht die Macht gibt.*)

Hier muß man noch einer weiteren Wirkung des Krieges gedenken. Er eint den Stamm, er schweißt ihn im ganzen zusammen, weil er nur als geschlossene Einheit dem Ansturm der Feinde Trotz bieten kann. Hat sich später der Staat entwickelt, so wird fast immer der Zerfall, der ihm im Innern droht, der Bürgerkrieg, durch den Krieg aufgehalten, der gegen äußere Feinde geführt werden muß. Der Hader der Parteien, der Zwist der einzelnen Volksgruppen und Nationalitäten im Staate verschwinden mit einem Male durch den Krieg, wie wir dies auch jetzt wieder bei uns, bei Oesterreich-Ungarn, bei unserem englischen und bei unserem russischen Gegner gesehen haben. Diese staatenbildende und einigende Macht des Krieges hat schon Kant vollauf anerkannt und gewürdigt. Kant hat auch einen weiteren Umstand nicht übersehen, der neben wirtschaftlichen Ursachen stets der Hauptgrund der Kriege war und sein wird: die Verschiedenheit der Kulturformen der einzelnen Völker, wie sie sich namentlich in ihrer Sprache und Religion äußert, und die hierdurch erzeugte Kluft, die freilich leicht den Nationalhaß erzeugt. Wie dieser den Zündstoff zum Kriege bildet, in den nur der anfachende Funke hineinzufallen braucht, so wird er im Kriege und durch ihn aufs Heftigste erregt und so gesteigert, daß er mit dem Friedensschluß nicht plötzlich erlischt, sondern unter der Oberfläche des friedlichen Verkehrs weiter glimmt.

---

*) (vgl. Wundt's „Ethik", Bd. I S. 216, Bd. II S. 220, 235 ff., 356—362, sowie „Elemente der Völkerpsychologie". S. 120, 465—473). Zum gegenwärtigen Kriege hat Wundt bekanntlich in einer mannhaft schönen Rede „Ueber den wahrhaften Krieg" Stellung genommen, die der greise Denker in der Alberthalle zu Leipzig am 10. September 1914 gehalten hat. (Im Druck erschienen im Verlag von Alfred Kröner in Leipzig).



Kant ist aber der Ansicht, daß die wirtschaftlichen Unternehmungen, der friedliche Austausch der Güter, der Handelsgeist, wie er sagt, allmählich so viele und feste Fäden unter den einzelnen Völkern knüpfen, daß die Kriege allmählich seltener und seltener werden.

Vor allem ist aber nach Kant eine vollkommene Rechtsordnung nicht nur im Staate möglich, sondern auch unter den Staaten untereinander. Je höher sich dieses sogenannte Völkerrecht entwickelt, desto mehr muß auch das ungeordnete Verfahren des Krieges, das nur die Macht anruft, durch ein Rechtsverfahren ersetzt werden, das die Streitigkeiten der Staaten durch den Schiedsspruch eines Gerichtshofes erledigt und dadurch den Krieg entbehrlich macht.

Von den neueren bedeutenderen Philosophen hat besonders Paulsen ähnliche Gedanken wie Kant über den Krieg und den ewigen Frieden entwickelt. Er läßt zwar die guten Seiten des Krieges gelten: seine erziehende, Kräfte entwickelnde, den Willen stählende, das Wesen steigernde Eigenschaft; er gibt auch zu, daß es für den Staat etwas Aehnliches gibt wie für den Einzelnen das Notrecht; wenn nämlich die Lebensinteressen des Staates infolge eines ungerechten Angriffes auf dem Spiele stehen und kein anderes Mittel übrig bleibt, dann ist es Pflicht, das Schwert zu ziehen, selbst wenn unter Umständen das formelle Recht verletzt wird. Paulsen wendet sich aber mit Entschiedenheit gegen die Ansicht, daß es eine Moral und ein eigentliches Recht für die Staaten untereinander nicht gebe.

Die Anhänger dieser Lehre weisen darauf hin, daß die einzelnen Staaten sich so gegenüberstehen wie die Einzelwesen im Naturzustand, als eine Rechtsordnung noch nicht bestand. Während heute die staatliche Rechtsgewalt über die Streitigkeiten der einzelnen Glieder des Staates entscheide und dem Richterspruch nötigenfalls mit den staatlichen Zwangsmitteln Geltung verschaffe, folge aus dem Begriffe des Staates, vor allem aus seiner Souveränität, daß es weder ein Gesetz gebe, dem er sich unterordnen müsse, noch eine Macht, die ihn zwingen könne, sich einem Richter — oder Schiedsspruch zu unterwerfen, abgesehen von den kriegerischen Machtmitteln anderer Staaten, die aber dies nur vermöchten, wenn sie stark genug wären, die Heeresmacht des widerspänstigen Staates zu vernichten. Wenn man aber die Macht anrufen müsse, statt sich auf das Recht berufen zu können, wenn die Macht im Krieg entscheide und sich an Stelle des Rechtes setze, so müsse man auch einräumen,

daß das sogenannte Völkerrecht den einzelnen Staaten nur gewisse Regeln vorschreibe, die sie aus Klugheit in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse am besten hielten, wenn nicht ein Höheres auf dem Spiele stehe: nämlich das kraftvolle Fortbestehen und das blühende Gedeihen des eigenen Gemeinwesens. Aus dem Begriffe des Staates folge so schon mit Notwendigkeit, daß der Krieg ein unaufhebbares Lebensgesetz sei.

Diese Ansichten hat am geistvollsten der Hegelianer Adolf Lasson vertreten, der viele Jahre lang neben Paulsen an der Berliner Hochschule gelehrt hat und heute noch eine ihrer Hauptzierden bildet. Aehnlich wie Lasson und mit der gleichen flammenden Beredsamkeit hat sich auch Heinrich von Treitschke gegen die Idee vom ewigen Frieden gewandt. Beide betrachten den Krieg als einen Gesundbrunnen. „Kriegerische Ausbildung" — sagt Lasson in einer kleinen Schrift „Der Krieg und das Kulturideal" — ist für jedes Volk ein Bad der Gesundheit, für alternde Völker ein Bad der Verjüngung."

Beide sehen auch in der Schwärmerei für den ewigen Frieden etwas geradezu Unsittliches. So schreibt Treitschke: „Die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu vertilgen, ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich; sie müßte, verwirklicht, den Erdball verwandeln in einen großen Tempel der Selbstsucht."

Aehnlich sagt Moltke, unser großer Schlachtendenker: „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Der Soldat gibt sein Leben. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren." Dabei darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß Moltke in einem etwas früheren Zeitpunkt seines Lebens fast die umgekehrte Ansicht über den Krieg geäußert und diesen scharf verurteilt, er jedenfalls auch nie verkannt hat, daß selbst ein siegreicher Krieg ein Unglück für ein Volk sei, weil kein Landerwerb und keine Milliarden Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen könnten.

Zweifellos entwickeln sich im Kriege auch die schlimmsten Seiten des Menschen; das Tierische, das in uns steckt, kommt vielfach wieder zum Vorschein, und selbst die niedrigsten Laster stellen sich, mehr oder weniger verhüllt, oft in seinem Gefolge ein. Gedenkt man dazu noch der furchtbaren Opfer an Gut und Blut, die jeder Krieg verlangt; denken wir an die Zerreißung der Familienbande,

durch die Unzählige zu Witwen und Waisen werden; erinnern wir uns der Vernichtung so vieler hochbedeutender Männer, die in der Blüte ihrer Jahre und oft aus der Vollkraft ihres Schaffens heraus durch eine tückische Kugel oder einen Zufallstreffer weggerafft werden; denken wir an die großen wirtschaftlichen Schäden und nicht zuletzt an die furchtbaren Leiden und grausamen Martern, die so viele der tapfersten Krieger und besten, unschuldigsten Menschen im Kriege erdulden müssen: dann ist es begreiflich, daß die Freunde des ewigen Friedens in neuerer Zeit mehr und mehr Boden gewannen, und eine internationale Friedensliga entstehen konnte, die Bertha von Suttners Mahnruf: „Die Waffen nieder!“ auf ihre Fahnen schrieb.

Daß aber so verschiedene Ansichten über den Krieg, seinen Wert und Unwert, entstehen konnten, dürfte wohl in Folgendem seinen Grund haben:

Erstens: Gibt es eine große Anzahl von subjektiven Triebfedern der Sittlichkeit, von denen jede einer bestimmten Tugend entspricht. Es ist einseitig und falsch, nur eine gewisse Gruppe zu verherrlichen und die Bedeutung der anderen zu verkennen. Ich habe vorhin schon zwei größere Gruppen einander gegenübergestellt: die männlichen den weiblichen Tugenden. Beide sind für den Fortschritt der Menschheit unentbehrlich. Die männlichen Tugenden halten den stetigen Ansporn zum Vorwärtsschreiten; die weiblichen verhindern, daß die Kämpfe, unter denen sich das Neue durchsetzt, zu hart und grausam geführt werden; sie beseitigen die Gefahr, daß wir wieder auf überwundene, mehr tierische Stufen zurücksinken. Da sie schon durch die bedeutendsten Religionen genugsam und fast etwas einseitig gepflegt werden, müssen wir es dem Kriege und der kraftvollen Erziehung für ihn danken, daß hierdurch dem Absterben der männlichen Tugenden vorgebeugt wird und die Menschheit nicht in ein schlaffes Genußleben oder ein träumerisches Hindämmern versinkt.

Wenn wir ferner die objektiven Ziele betrachten, die die Sittlichkeit verwirklichen will, so sehen wir, daß unter den Philosophen Streit darüber herrscht, ob das Glück des Einzelnen oder das höchstmögliche Glück der größtmöglichen Zahl jenes Ziel bilde, oder die höchste Steigerung und Entfaltung der Kultur oder endlich noch ein anderes Moralprinzip den ersten Rang verdiene. Wer das Glück des Einzelnen als Ziel der Sittlichkeit betrachtet, landet bei dem Egoismus, hebt also damit die Sittlichkeit auf.

Anscheinend unegoistisch ist das zweite Moralprinzip, indem es das Wohl der anderen über das eigene stellen heißt. Trotzdem betrachtet es schließlich doch alles vom Standpunkt des gemeinen Nutzens, weshalb man es auch Utilitarismus genannt hat. Es ist nicht zufällig, daß es hauptsächlich von englischen Moralphilosophen begründet und verteidigt worden ist.

Kant, Eduard von Hartmann und Wilhelm Wundt, die drei deutschen Denker, aber haben, hoffentlich für alle Zeiten, den Utilitarismus treffend widerlegt. Insbesondere hat Hartmann, indem er an Gedankengänge Hegels anknüpfte, glänzend nachgewiesen, daß jenes Prinzip des Gesamtwohles nur insoweit eine Berechtigung habe, als es nicht gegen das höhere Moralprinzip der Kulturentwicklung verstoße, jedoch zurücktreten müsse diesem höheren Grundsatz gegenüber.*) Die Anhänger des ewigen Friedens und Feinde des Krieges übersehen dies nun, indem sie die Schrecken des Krieges einseitig unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß er das Glück des Einzelnen zerstört und auch kaum vom utilitaristischen Standpunkt aus verteidigt werden kann. Sobald man sich aber zu der höheren Einsicht emporschwingt, daß die Opfer, die der Einzelne und die Tausende bringen, im Interesse und zugunsten der Kultursteigerung gebracht werden müssen, dann wird auch der Krieg in seiner großen Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit nicht verkannt werden können.

„Wir sind nicht da, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun." Diesen Satz Kants haben alle unsere großen neueren Denker ihrer Ethik zugrunde gelegt. Vielleicht wird auch dieser Krieg wieder die mächtige Wirkung haben, daß wir etwas Höheres kennen lernen als das Glück des Einzelnen oder den Utilitarismus. Ueberlassen wir diesen den Engländern und lernen wir, daß wir nur Glieder eines Größeren, Ganzen sind, unseres Volkes und des Deutschen Reiches, und denken wir an das Wort unseres deutschesten Dichters, wenn unser Blut vom Staate gefordert wird, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist.

Fraglich ist nun, ob die Steigerung und Entwicklung der Kultur den höchsten Rang unter den Moralprinzipien verdiene, oder ob es etwas noch Höheres gebe. Tolstoi hat alle Kultur verdammt und die Menschenliebe im Sinne des Urchristentums für das zu verwirklichende Ideal erklärt. Auch Nietzsche hat herzlich wenig von der

*) Vgl. E. von Hartmann, „Das sittliche Bewußtsein", 2. Aufl.

Die Philosophie des Krieges und des Völkerrechts.

Von

Gustav Schneider, Amtsrichter in Bad-Nauheim.

Wenn wir die Geschichte der Menschheit vor unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, so müssen wir etwas als Tatsache anerkennen und einfach hinnehmen: Zu allen Zeiten haben die Völker der Erde Kriege gegeneinander geführt, waren Kriege die Knoten- und Wendepunkte der geschichtlichen Entwickelung. Je weiter wir in die vergangenen Zeiten zurückschreiten, desto häufiger treffen wir den Krieg an. Erst im letzten Jahrhundert wird der Krieg, wenigstens bei den Kulturvölkern, ein Ausnahmezustand, der langen Friedenszeiten die Herrschaft abtritt.

Es ist daher begreiflich, daß sich die frühere Geschichtschreibung vorwiegend auf Kriegs- und Staatengeschichte beschränkte. Auch hier bringt erst das 19. Jahrhundert die Wandlung. Zunächst erobert sich die Kulturgeschichte ihren Platz neben der älteren Schwester. Etwas später erwacht die große Anteilnahme an der Wirtschaftsgeschichte der Völker, die sogar zeitweilig die herrschende auf dem historischen Gebiete wird. Insbesondere versucht eine Abart dieser Richtung, die sogenannte materialistische Geschichtschreibung, alles Geschehen auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen. Soweit sie die Kriegsgeschichte nicht ganz übergehen kann, sieht sie doch den „Kampf um den Futterplatz" als den eigentlichen Beweggrund des Krieges an.

Eine kurze Besinnung zeigt, daß eine überaus große Anzahl von Kriegen um anderer Ziele willen geführt worden ist; man braucht hier nur an die vielen Religionskriege zu denken. Vor allem ist aber neuerdings Hans Delbrück in seinem grundlegenden Werke „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte" dieser Übertreibung entgegengetreten, in dem er den

Nachweis führte, daß die Stärke der kriegerischen Rüstung eines Volkes und die Güte seiner Wehrverfassung darüber entscheiden, ob es eine bedeutendere Rolle auf der Weltbühne spielen darf oder von dem geschichtlichen Schauplatz abtreten muß, und daß in allererster Linie der weiter in die Zukunft schauende Blick eines einzelnen hervorragenden Mannes und Führers, der beizeiten seinem Volke die schirmende Wehr schmiedet, die künftige Weltmachtstellung eines Staates vorbereitet und ihre dauernde Behauptung sichert und gewährleistet.

Müssen wir uns für die bisherige geschichtliche Entwicklung mit der Tatsache abfinden, daß der Krieg stets geherrscht hat, so liegt es ganz anders, wenn wir die Frage des Krieges vom philosophischen Standpunkt aus betrachten; das heißt, wenn wir uns fragen: Läßt sich der Krieg auch vor der Vernunft rechtfertigen? Ist es nicht möglich, den Krieg in Zukunft wenigstens bei den Kulturvölkern zu verhindern und durch andere friedliche Mittel zu ersetzen, oder würden dadurch nicht vielleicht schlimmere Uebel heraufbeschworen, die für die Entwickelung der Menschheit in einer oder der anderen Beziehung verhängnisvoll wären?

Seitdem diese Fragen gestellt wurden, hat man sie bis zu unseren Tagen in der verschiedensten Weise beantwortet. Neben den herbsten und vernichtendsten Verdammungsurteilen über den Krieg finden wir auch wieder eine gewaltige Anzahl von begeisterten Lobrednern; eine dritte Gruppe hat zwar den Krieg in jedem Falle für ein großes Uebel erklärt, aber gleichzeitig betont, er sei ein unaufhebbares Gesetz des Lebens: der Kampf ums Dasein unter den Völkern und Staaten der Erde sei ebensowenig auszurotten wie derjenige, der zwischen den tierischen und menschlichen Einzelwesen tobt.

Wer die Welt vorwiegend vom Standpunkt der reinen Vernunft aus betrachtet, wird leicht dazu kommen, den Krieg und seine Schrecken unbedingt zu verurteilen. Deshalb wird von den Denkern der Aufklärungszeit und den Vernunftphilosophen dem Krieg am heftigsten der Krieg erklärt. St. Pierre, David Hume, Rousseau, Herder und vor allem Kant sind am nachdrücklichsten für die Idee des ewigen Friedens eingetreten.

Die Vernunftphilosophen freilich, die noch den Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft erlebten, mußten notwendig eine andere Stellung zum Kriege einnehmen. Nie hat ein Mann flammender zum Kriege gepredigt als Fichte zu dem heiligen Kreuz-

zug gegen den korsischen Unterdrücker. Hegel erkannte in dem ewigen Frieden vor allem die Gefahr der Versumpfung und Stagnation. Er denkt das ganze Weltgeschehen als rein logischen Prozeß nach, sieht aber in dem Widerspruch das vorwärtstreibende Element, er unterschreibt daher völlig das Wort des alten Heraklit, daß der Streit, der Krieg, der Vater aller Dinge sei.

Das Hegelsche System hatte durch Schematismus die Realität, die Wirklichkeit oft vergewaltigt. So mußte ihm fast notwendig ein Gegner erstehen: Artur Schopenhauer, der das Weltwesen als blinde Naturkraft, als unvernünftigen Willen auffaßt. Indem dieser gegen sich selbst wütet und sich selbst zerfleischt, sind damit die Uebel und Leiden der Welt unmittelbar gegeben und erklärt; der Krieg ist aber eines der allergrößten. Wo Sch. die Nachtseiten des Lebens recht eindringlich schildern will, verfehlt er nicht, auf die furchtbaren Schrecknisse des Krieges hinzuweisen: die Schlachtfelder und Lazarette, die Hungersnöte und Seuchen. Sch. ist nicht nur Pessimist in bezug auf die Glückseligkeit, sondern in demselben Maße auch in bezug auf die Entwicklung. Daher werden seiner Ansicht nach auch Kriege immer geführt werden, solange die Welt besteht. Der Satz homo homini lupus (ein Mensch ist ein Wolf gegenüber dem Anderen) bildet eine stehende Redensart bei ihm. Der Krieg könnte daher erst dann verschwinden, wenn der Wille zum Leben sich in sein Gegenteil wandelte; wenn er sich selbst verneinen und erlöschen würde, um in das Nichts, in das Nirwana zu versinken.

Etwa die entgegengesetzte Stellung zum Kriege nimmt Nietzsche ein. Er ist ebenso wie Schopenhauer Willensphilosoph, Voluntarist. Indem er aber im Willen zur Macht den Wesenskern der Welt erblickt, sucht er Schopenhauers Pessimismus auf seinem eigenen Gebiete zu überwinden. Nietzsche stellt die Forderung auf, daß ein Uebermensch, ein höher stehender Typus des Menschen gezüchtet werden müsse, als ihn bisher die Welt gesehen hat. Da er dies für möglich hält, wird er im Gegensatz zu Schopenhauer Optimist in bezug auf die Entwicklung. Um aber jenes Ziel zu erreichen, müssen zunächst die eigentlich kriegerischen Eigenschaften ausgebildet und immer weiter gesteigert werden, der Mut, die Tapferkeit und der Heroismus. Ihnen drohte die Gefahr, durch die einseitige Betonung der sogenannten weiblichen Tugenden, der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, der Friedfertigkeit und des Mitleids zu verkümmern und schließlich ganz erstickt zu werden. Daher auch die scharfe Gegnerschaft Nietzsches gegen das Christentum, das ebenso wie die buddhi-

stische Religion fast alles Schwergewicht auf diese weiblichen, mehr passiven Moralprinzipien gelegt hatte. Nietzsche meint dagegen, daß jene vorgenannten kriegerischen, männlichen Tugenden weit mehr große Dinge getan hätten als die Nächstenliebe. Er läßt seinen Zarathustra die Worte sprechen: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen und den kurzen Frieden mehr als den langen.“ Wenn jener weiter die Forderung aufstellt, daß wir nur Feinde haben sollten, die zu hassen sind, so klingt dies gerade umgekehrt wie der christliche Satz, daß wir auch unsere Feinde lieben sollten.

Vielleicht lassen sich diese Gegensätze in einer höheren Einheit auflösen: Wir sollen auch gegen den Feind gerecht sein, auch in ihm den Menschen sehen. Immerhin hat uns derjenige unserer heutigen Feinde gelehrt, der am meisten das Christentum im Munde führt, daß es am Scheußlichsten und am Verächtlichsten ist, wenn ein Krieg aus kühler Berechnung angezettelt wird, und daß hinter einem solchen, soll er einmal geführt werden, eher noch ein echter, rechter Haß stehen darf, als ein kalt rechnender Krämergeist.

Bei Eduard von Hartmann tritt die Weltvernunft neben den Weltwillen als gleichberechtigtes Attribut des Weltwesens, der Gottheit. Hartmann verkennt nicht das Grausame, Barbarische des Krieges und die vielen Uebel, die er im Gefolge hat. Höher als das Glück des Einzelnen und auch der Gesamtheit steht aber nach Hartmann die ungehinderte Entwickelung und Steigerung der Kultur. Der Krieg gehört nun zu den Hauptmitteln, die den Kulturfortschritt ermöglichen und begünstigen. Kriege wirken als die beste Auslese unter den Völkern der Erde; nur die kräftigsten behaupten sich, während die schwachen, zurückgebliebenen und verkommenen Völker den verdienten Untergang finden. Vor allem ist die Vorbereitung zur wirksamen Kriegführung eines der wichtigsten Bildungs- und Erziehungsmittel der Menschheit in allen Phasen ihrer Kulturentwickelung gewesen; die allgemeine Schulpflicht und die allgemeine Wehrpflicht sind die beiden Hauptstreitkräfte in dem Kulturkampf, den die Menschheit gegen die Unkultur und die Vernunft führt.

Der Krieg mit den Waffen wird nach Hartmann zwar mit der Zeit mehr und mehr verschwinden, er wird aber zunächst nur abgelöst durch eine andere Form des Kampfes ums Dasein: die wirtschaftliche Konkurrenz zwischen den Einzelmenschen, den wirtschaftlichen Gruppen und den Völkern; auch auf diesem Gebiete vollzieht sich nur unter harten Kämpfen langsam eine Entwickelung zum Besseren.

Eine fast noch größere Rolle spielt der Begriff der Entwickelung bei einem anderen Willensphilosophen: bei Wilhelm Wundt. Für ihn ist jener Begriff der fruchtbarste, den die neuere Wissenschaft geprägt hat. Daher betont auch Wundt die große Bedeutung, die der Krieg für die Entwickelung, besonders der vorgeschichtlichen Menschheit, gehabt hat, indem er dazu führe, daß der Tüchtigste, Hervorragende in der Not des Krieges an die Spitze des Stammes komme und dessen Leitung und Führung übernehme. So entspringt aus dem Krieg der Stämme das persönliche Herrschertum, das — wie schon Aristoteles erkannt hat — der Anfang aller Staatenbildung ist. Auch Wundt hält die allgemeine Pflicht des Waffendienstes für das Vaterland für das beste Erziehungsmittel zur Ausbildung des patriotischen Pflichtgefühls und meint, sein Verlust wäre vielleicht höher zu veranschlagen als die Uebel, die der Krieg mit sich bringt. Deshalb wäre der Eintritt des „ewigen Friedens" kaum wünschenswert, so lange wir nicht einen Ersatz für jenes Heilmittel hätten, der in ähnlicher Weise die Hingabe an das größere Gemeinwesen könnte. Wundt glaubt aber nicht nur, daß das höher entwickelte sittliche Gefühl und die reifere politische Erziehung späterer Zeiten vielleicht einen solchen Ersatz bieten können, sondern daß auch die Fortentwickelung darauf hinziele, den Krieg, der stets ein Mittel äußerster Nothilfe sei, durch einen Zustand mehr dauernden Friedens zu ersetzen. Die Mittel, die diesen ermöglichen sollen, findet Wundt nicht in einem mit höchster Macht ausgestatteten internationalen Tribunal oder in einem allgemeinen Menschheitsstaat im Sinne Kants, sondern in der Unterwerfung unter frei gewählte Schiedsrichter, in friedlichen Vereinbarungen und Verträgen der Kulturstaaten. Die Voraussetzung dafür bildet eine solche Entwickelung des Völkerrechts, daß die diesem zugrunde liegenden Gesetze der Humanität eine so starke Macht werden, daß sie einen starken Verband der Kulturstaaten schaffen, bei dem die annähernd gleichmächtigen Großmächte vor allem die Hüter der friedlichen Interessen der Völker werden, aber auch verpflichtet sind, die Völkerkämpfe auszutragen, wenn eine friedliche Regelung der widerstreitenden Ansprüche unmöglich wird. Wenn heute noch die Völkerrechtsnormen eine Freiheit lassen, die in der Selbständigkeit der Rechtssubjekte, der einzelnen Staaten, begründet sei, so hätte [illegible] [illegible] eine Entwickelung [illegible], bei der die allgemeinen humanen Grundsätze, die den Verkehr der Staaten im Frieden wie im Kriege beherrschen, allmählich die Natur [illegible] Normen an-

nähmen: ein Triumph des ethischen Geistes der Rechtsbildung, der schließlich in der humanen, positiven Kulturzwecken zugewandten Gemeinschaft der Kulturstaaten gipfele.

Je mehr Kulturvölker die allgemeine Wehrpflicht annähmen, desto mehr werde der Krieg auch ein wirklicher Kampf der Völker, bei dem sie ihre ganze Kraft und Intelligenz und vor allem die in der Wehrfähigkeit zum Ausdruck gelangende politische Lebenskraft in die Wagschale der Entscheidung werfen. Dadurch werde das sog. Kriegsglück immer bedeutungsloser, wogegen die sittliche Vorbereitung alles bedeute. Das führe aber auch schließlich dazu, die Regel, daß die Macht das Recht gebe, umzukehren in ihr Gegenteil: daß das Recht die Macht gibt.*)

Hier muß man noch einer weiteren Wirkung des Krieges gedenken. Er eint den Stamm, er schweißt ihn im ganzen zusammen, weil er nur als geschlossene Einheit dem Ansturm der Feinde Trotz bieten kann. Hat sich später der Staat entwickelt, so wird fast immer der Zerfall, der ihm im Innern droht, der Bürgerkrieg, durch den Krieg aufgehalten, der gegen äußere Feinde geführt werden muß. Der Hader der Parteien, der Zwist der einzelnen Volksgruppen und Nationalitäten im Staate verschwinden mit einem Male durch den Krieg, wie wir dies auch jetzt wieder bei uns, bei Oesterreich-Ungarn, bei unserem englischen und bei unserem russischen Gegner gesehen haben. Diese staatenbildende und einigende Macht des Krieges hat schon Kant vollauf anerkannt und gewürdigt. Kant hat auch einen weiteren Umstand nicht übersehen, der neben wirtschaftlichen Ursachen stets der Hauptgrund der Kriege war und sein wird: die Verschiedenheit der Kulturformen der einzelnen Völker, wie sie sich namentlich in ihrer Sprache und Religion äußert, und die hierdurch erzeugte Kluft, die freilich leicht den Nationalhaß erzeugt. Wie dieser den Zündstoff zum Kriege bildet, in den nur der anfachende Funke hineinzufallen braucht, so wird er im Kriege und durch ihn aufs Heftigste erregt und so gesteigert, daß er mit dem Friedensschluß nicht plötzlich erlischt, sondern unter der Oberfläche des friedlichen Verkehrs weiter glimmt.

*) (vgl. Wundt's „Ethik", Bd. I S. 216, Bd. II S. 220, 235 ff., 356—362, sowie „Elemente der Völkerpsychologie". S. 120, 465—473). Zum gegenwärtigen Kriege hat Wundt bekanntlich in einer mannhaft schönen Rede „Ueber den wahrhaften Krieg" Stellung genommen, die der greise Denker in der Albertballe zu Leipzig am 10 September 1914 gehalten hat. (Im Druck erschienen im Verlag von Alfred Kröner in Leipzig).



Kant ist aber der Ansicht, daß die wirtschaftlichen Unternehmungen, der friedliche Austausch der Güter, der Handelsgeist, wie er sagt, allmählich so viele und feste Fäden unter den einzelnen Völkern knüpfen, daß die Kriege allmählich seltener und seltener werden.

Vor allem ist aber nach Kant eine vollkommene Rechtsordnung nicht nur im Staate möglich, sondern auch unter den Staaten untereinander. Je höher sich dieses sogenannte Völkerrecht entwickelt, desto mehr muß auch das ungeordnete Verfahren des Krieges, das nur die Macht anruft, durch ein Rechtsverfahren ersetzt werden, das die Streitigkeiten der Staaten durch den Schiedsspruch eines Gerichtshofes erledigt und dadurch den Krieg entbehrlich macht.

Von den neueren bedeutenderen Philosophen hat besonders Paulsen ähnliche Gedanken wie Kant über den Krieg und den ewigen Frieden entwickelt. Er läßt zwar die guten Seiten des Krieges gelten: seine erziehende, Kräfte entwickelnde, den Willen stählende, das Wesen steigernde Eigenschaft, er gibt auch zu, daß es für den Staat etwas Aehnliches gibt wie für den Einzelnen das Notrecht: wenn nämlich die Lebensinteressen des Staates infolge eines ungerechten Angriffes auf dem Spiele stehen und kein anderes Mittel übrig bleibt, dann ist es Pflicht, das Schwert zu ziehen, selbst wenn unter Umständen das formelle Recht verletzt wird. Paulsen wendet sich aber mit Entschiedenheit gegen die Ansicht, daß es eine Moral und ein eigentliches Recht für die Staaten untereinander nicht gebe.

Die Anhänger dieser Lehre weisen darauf hin, daß die einzelnen Staaten sich so gegenüberstehen wie die Einzelmenschen im Naturzustand, als eine Rechtsordnung noch nicht bestand. Während heute die staatliche Rechtsgewalt über die Streitigkeiten der einzelnen Glieder des Staates entscheide und dem Richterspruch notfalls mit den staatlichen Zwangsmitteln Geltung verschaffe, folge aus dem Begriffe des Staates, vor allem aus seiner Souveränität, daß es weder ein Gesetz gebe, dem er sich unterordnen müsse, noch eine Macht, die ihn zwingen könne, sich einem Richter- oder Schiedsspruch zu unterwerfen, abgesehen von den kriegerischen Machtmitteln anderer Staaten, die aber dies nur vermöchten, wenn sie stark genug wären, die Heeresmacht des widerstrebenden Staates zu vernichten. Wenn man aber die Macht anrufen müsse, statt sich auf das Recht berufen zu können, wenn die Macht im Kriege entscheide und sich an Stelle des Rechtes setze, so müsse man auch einräumen

daß das sogenannte Völkerrecht den einzelnen Staaten nur gewisse Regeln vorschreibe, die sie aus Klugheit in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse am besten hielten, wenn nicht ein Höheres auf dem Spiele stehe: nämlich das kraftvolle Fortbestehen und das blühende Gedeihen des eigenen Gemeinwesens. Aus dem Begriffe des Staates folge so schon mit Notwendigkeit, daß der Krieg ein unaufhebbares Lebensgesetz sei.

Diese Ansichten hat am geistvollsten der Hegelianer Adolf Lasson vertreten, der viele Jahre lang neben Paulsen an der Berliner Hochschule gelehrt hat und heute noch eine ihrer Hauptzierden bildet. Aehnlich wie Lasson und mit der gleichen flammenden Beredsamkeit hat sich auch Heinrich von Treitschke gegen die Idee vom ewigen Frieden gewandt. Beide betrachten den Krieg als einen Gesundbrunnen. „Kriegerische Ausbildung" — sagt Lasson in einer kleinen Schrift „Der Krieg und das Kulturideal" — ist für jedes Volk ein Bad der Gesundheit, für alternde Völker ein Bad der Verjüngung."

Beide sehen auch in der Schwärmerei für den ewigen Frieden etwas geradezu Unsittliches. So schreibt Treitschke: „Die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu vertilgen, ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich; sie müßte, verwirklicht, den Erdball verwandeln in einen großen Tempel der Selbstsucht."

Aehnlich sagt Moltke, unser großer Schlachtendenker: „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Der Soldat gibt sein Leben. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren." Dabei darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß Moltke in einem etwas früheren Zeitpunkt seines Lebens fast die umgekehrte Ansicht über den Krieg geäußert und diesen scharf verurteilt, er jedenfalls auch nie verkannt hat, daß selbst ein siegreicher Krieg ein Unglück für ein Volk sei, weil kein Landerwerb und keine Milliarden Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen könnten.

Zweifellos entwickeln sich im Kriege auch die schlimmsten Seiten des Menschen; das Tierische, das in uns steckt, kommt vielfach wieder zum Vorschein, und selbst die niedrigsten Laster stellen sich, mehr oder weniger verhüllt, oft in seinem Gefolge ein. Gedenkt man dazu noch der furchtbaren Opfer an Gut und Blut, die jeder Krieg verlangt; denken wir an die Zerreißung der Familienbande,

durch die Unzählige zu Witwen und Waisen werden, erinnern wir uns der Vernichtung so vieler hochbedeutender Männer, die in der Blüte ihrer Jahre und oft aus der Vollkraft ihres Schaffens heraus durch eine tückische Kugel oder einen Zufallstreffer weggerafft werden, denken wir an die großen wirtschaftlichen Schaden und nicht zuletzt an die furchtbaren Leiden und grausamen Martern, die so viele der tapfersten Krieger und besten, unschuldigsten Menschen im Kriege erdulden müssen: dann ist es begreiflich, daß die Freunde des ewigen Friedens in neuerer Zeit mehr und mehr Boden gewannen, und eine internationale Friedensliga entstehen konnte, die Bertha von Suttners Mahnruf: „Die Waffen nieder!“ auf ihre Fahnen schrieb.

Daß aber so verschiedene Ansichten über den Krieg, seinen Wert und Unwert, entstehen konnten, dürfte wohl in Folgendem seinen Grund haben:

Erstens: Gibt es eine große Anzahl von subjektiven Triebfedern der Sittlichkeit, von denen jede einer bestimmten Tugend entspricht. Es ist einseitig und falsch, nur eine gewisse Gruppe zu verherrlichen und die Bedeutung der anderen zu verkennen. Ich habe vorhin schon zwei größere Gruppen einander gegenübergestellt: die männlichen den weiblichen Tugenden. Beide sind für den Fortschritt der Menschheit unentbehrlich. Die männlichen Tugenden bilden den stetigen Ansporn zum Vorwärtsschreiten, die weiblichen verhindern, daß die Kämpfe, unter denen sich das Neue durchsetzt, zu hart und grausam geführt werden, sie beseitigen die Gefahr, daß wir wieder auf überwundene, mehr tierische Stufen zurücksinken. Da sie schon durch die bedeutendsten Religionen genugsam und fast etwas einseitig gepflegt werden, müssen wir es dem Kriege und der kraftvollen Erziehung für ihn danken, daß hierdurch dem Absterben der männlichen Tugenden vorgebeugt wird und die Menschheit nicht in ein schlaffes Genußleben oder ein träumerisches Hindämmern versinkt.

Wenn wir ferner die objektiven Ziele betrachten, die die Sittlichkeit verwirklichen will, so sehen wir, daß unter den Philosophen Streit darüber herrscht, ob das Glück des Einzelnen oder das höchstmögliche Glück der größtmöglichen Zahl jenes Ziel bilde, oder die höchste Steigerung und Entfaltung der Kultur oder endlich noch ein anderes [illegible] den ersten Rang verdiene. Wer das Glück des Einzelnen als Ziel der Sittlichkeit betrachtet [illegible] Egoismus, [illegible] die Sittlichkeit auf

Anscheinend unegoistisch ist das zweite Moralprinzip, indem es das Wohl der anderen über das eigene stellen heißt. Trotzdem betrachtet es schließlich doch alles vom Standpunkt des gemeinen Nutzens, weshalb man es auch Utilitarismus genannt hat. Es ist nicht zufällig, daß es hauptsächlich von englischen Moralphilosophen begründet und verteidigt worden ist.

Kant, Eduard von Hartmann und Wilhelm Wundt, die drei deutschen Denker, aber haben, hoffentlich für alle Zeiten, den Utilitarismus treffend widerlegt. Insbesondere hat Hartmann, indem er an Gedankengänge Hegels anknüpfte, glänzend nachgewiesen, daß jenes Prinzip des Gesamtwohles nur insoweit eine Berechtigung habe, als es nicht gegen das höhere Moralprinzip der Kulturentwicklung verstoße, jedoch zurücktreten müsse diesem höheren Grundsatz gegenüber.*) Die Anhänger des ewigen Friedens und Feinde des Krieges übersehen dies nun, indem sie die Schrecken des Krieges einseitig unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß er das Glück des Einzelnen zerstört und auch kaum vom utilitaristischen Standpunkt aus verteidigt werden kann. Sobald man sich aber zu der höheren Einsicht emporschwingt, daß die Opfer, die der Einzelne und die Tausende bringen, im Interesse und zugunsten der Kultursteigerung gebracht werden müssen, dann wird auch der Krieg in seiner großen Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit nicht verkannt werden können.

„Wir sind nicht da, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun." Diesen Satz Kants haben alle unsere großen neueren Denker ihrer Ethik zugrunde gelegt. Vielleicht wird auch dieser Krieg wieder die mächtige Wirkung haben, daß wir etwas Höheres kennen lernen als das Glück des Einzelnen oder den Utilitarismus. Ueberlassen wir diesen den Engländern und lernen wir, daß wir nur Glieder eines Größeren, Ganzen sind, unseres Volkes und des Deutschen Reiches, und denken wir an das Wort unseres deutschesten Dichters, wenn unser Blut vom Staate gefordert wird, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist.

Fraglich ist nun, ob die Steigerung und Entwicklung der Kultur den höchsten Rang unter den Moralprinzipien verdiene, oder ob es etwas noch Höheres gebe. Tolstoi hat alle Kultur verdammt und die Menschenliebe im Sinne des Urchristentums für das zu verwirklichende Ideal erklärt. Auch Nietzsche hat herzlich wenig von der

*) Vgl. E. von Hartmann, „Das sittliche Bewußtsein", 2. Aufl.



Kultur gehalten, die wir bisher erreicht hätten. Und Rousseau hat sogar die fortschreitende Kultur verantwortlich für alle Uebel und Leiden der Menschheit gemacht. Wenn die Steigerung der Kultur freilich die Glücksbilanz der Menschheit nicht verbessert und jene doch irgend einem Wesen zugute kommen muß, so bleibt nichts übrig, als sie in Beziehung zu dem Weltwesen, der Gottheit, zu setzen und die Moral in letzter Linie auf eine religiöse Grundlage zu stellen. Dann fragt es sich, ob der Krieg auch in Einklang zu bringen ist mit der Religion, und ob man sich nicht ein Reich Gottes auf Erden verwirklicht denken könne, in dem der ewige Friede herrscht und der Krieg aufgehört hat. Mit Recht sagt aber Lasson: „Dieses Reich Gottes ist etwas schlechthin Jenseitiges und kann kein Kulturideal genannt werden".

Andererseits hat aber dieses Reich dennoch seine Stätte auf Erden, wenn man es nur auf die innere Gesinnung bezieht nach dem Worte: „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch". Hierdurch wird zwar der Krieg nicht völlig aus der Welt geschafft; er wird aber, je mehr sich dieses Reich, das Reich der Humanität, ausbreitet, immer menschlicher geführt werden, und er wird auch um so seltener stattfinden, je mehr sich gegenüber der bloßen Machtfrage die Achtung vor dem Gerechten durchsetzt und dadurch allmählich ein wirkliches Völkerrecht begründet wird.

Wie Paulsen in einem kleinen Schriftchen „Politik und Moral" sehr fein ausführt, gibt es noch etwas Höheres als das Machtinteresse des einzelnen Staates, ein den Völkern gemeinsames Gut, ein Reich der Vernunft und der Humanität, das man auch „das Reich Gottes" nennen könne. Es ist zwar nicht die unmittelbare Quelle des gesetzten Rechtes und der Rechtsordnung, aber desjenigen, was allem gesetzten Recht zugrunde liegt: des Rechten und des Gerechten.

Gewöhnlich versteht man unter dem Recht nur die Ordnung, die der Staat festsetzt; durch diese Ordnung wird dem Einzelmenschen ein gewisser Anteil an den Lebensgütern und ein bestimmtes Machtgebiet zugeteilt; der Staat erzwingt durch seine überragende Macht die Geltung der von ihm gesetzten Rechtsordnung und bestraft ihre Verletzung.

Mag man dies vom Staat gesetzte und erzwingbare Recht auch als Recht im engeren Sinne betrachten, so ist es doch einseitig, es als das einzige Recht anzusehen und das Gerechte, die Rechtsidee dabei außer Acht zu lassen, die die Quelle jedes geltenden Rechtes

bildet und diesem gegenüber fortwährend als eine ideale Forderung dessen erscheint, was eigentlich Rechtens sein sollte.

Dieser Rechtsidee können sich auch die einzelnen Staaten in ihrem Verkehr untereinander nicht entziehen. Schon die alten orientalischen Kulturvölker erkannten über dem einzelstaatlichen Recht ein höheres Recht an, das man als ein von den Göttern unmittelbar gesetztes Recht ansah, und dem man als einem göttlichen selbstverständlich auch überstaatliche Geltung zuschrieb. Dieses höhere Recht hat man von jeher als Völkerrecht bezeichnet. Es hat schon früher die Art der Kriegsführung stark beeinflußt und auf eine Milderung der ursprünglich ganz rohen Kriegssitten hingewirkt. Auch die alten Griechen haben es ebenso wie die Römer als ein heiliges, göttliches Recht betrachtet und verehrt. Die Römer hätten es wohl noch mehr verfeinert und ausgebildet, wenn ihr Reich nicht schließlich zum Weltstaat geworden wäre, neben dem es andere gleichberechtigte Staaten nicht mehr gab. Das römische Kaiserreich deutscher Nation übernahm im wesentlichen die römischen Anschauungen einer Weltkaiseridee und eines von Gott für die gesamte Welt gegebenen Gebotes. Als aber am Ausgang des Mittelalters die einzelnen Nationalstaaten entstanden, ward die weitere Ausbildung des Völkerrechtes ein dringendes Erfordernis, sollte überhaupt ein Verkehr der Staaten unter einander ermöglicht und das Zurücksinken der Kriegsführung auf barbarische Stufen verhindert werden. Seine Beglaubigung aber empfing das erneuerte Völkerrecht nicht aus dem Willen eines göttlichen Gesetzgebers, sondern aus der Idee des Gerechten, aus dem Begriff der Humanität, der Menschlichkeit, und dem Rechtsbewußtsein der führenden und fortgeschrittensten Geister. Wird dieses überstaatliche Recht durch den Vertrag zweier oder mehrerer Staaten als für sie bindend anerkannt, so entsteht es damit als fixiertes, festgesetztes Recht, dem dann nur noch ein Erfordernis des gewöhnlichen Rechts im engeren Sinne fehlt: nämlich die Erzwingbarkeit. Es ist aber nicht richtig, deshalb dem überstaatlichen Recht die Eigenschaft eines echten Rechtes abzusprechen. Das Wesen des Rechtes bleibt völlig unabhängig davon, ob es erzwingbar ist oder nicht. Das Recht stützt sich zwar gern auf die Macht, beruht aber nicht auf ihr. Sehr schön sagt Eduard von Hartmann: „Nicht weil das Recht die Macht hat, ist es Recht; sondern weil es Recht ist, gewinnt es die Macht". Die siegreiche Macht der Idee und der Vernunft im Recht trägt doch schließlich den Sieg über brutale rechtlose Macht davon. Freilich wird das Völkerrecht oft genug mit

den Füßen getreten; wir können ja in diesen Tagen ein trauriges Lied davon singen und werden alle gestehen müssen, daß wir einen solchen Rückfall in Barbarei, Unmenschlichkeit und Grausamkeit, wie wir ihn bei den meisten unserer Gegner mit Schmerz und Scham feststellen mußten, nicht für möglich gehalten hätten. Wir müssen aber bedenken, wie jung das Völkerrecht noch ist, welch wenige Stufen das sittliche Bewußtsein der Menschheit im allgemeinen erst erklommen hat; in wie geringem Maße sich daher die Idee des Gerechten auch erst durchsetzen konnte. Was uns aber nicht irre werden läßt an einer hoffnungsreicheren zukünftigen Entwicklung, ist der Umstand, daß kein heutiger Staat schamlos eingesteht, daß ihm die Macht vor dem Rechte gehe, sondern daß jeder sich bemüht, seine Handlungen mit dem Scheine des Völkerrechtes zu umkleiden, und jeder dem Gegner fortwährend Verletzungen des Völkerrechts vorwirft. Das beweist aber, daß bei jedem Kulturstaat die Idee des Völkerrechts lebendig ist und sie nur vom Nationalhaß oder der blinden Volksleidenschaft zeitweilig gelähmt und erstickt wird.

Wenn dies bei unseren heutigen Gegnern so vielfach vorkommt, so müssen wir Deutschen das Völkerrecht um so höher stellen und Vergeltungsmaßregeln, sogenannte Repressalien, nur soweit üben, daß wir unsere Feinde von weiteren Verletzungen des Völkerrechts abhalten. Es wird später einmal zu den größten Ruhmestiteln Deutschlands gehören, daß es diese Repressalien nur notgedrungen in ganz geringem Maße angewandt und auch dabei niemals die Gebote der Menschlichkeit ganz aus dem Auge verloren hat. Würden wir unseren Gegnern mit gleicher Münze heimzahlen, so würden sie sich vielleicht dadurch nur zu noch weit grausameren Handlungen fortreißen lassen. Dann würde erst recht der erste Grundsatz des heutigen Völkerrechts verletzt, daß der Krieg niemals die Ausrottung des feindlichen Volkes bezwecken darf, sondern nur die Niederwerfung und Vernichtung seiner staatlichen Machtmittel. Hieraus folgt, daß der Krieg nur gegen den feindlichen Staat, nicht gegen seine Bevölkerung geführt wird. Nur die Organe des feindlichen Staates, die sich als Krieger und Kämpfer erweisen, sollen gefechtsunfähig gemacht werden; weiter darf aber der Kriegszweck nicht gehen. Kriegsgefangene feindliche Streiter muß der Sieger menschlich behandeln, verwundete nach Möglichkeit pflegen. Die Vernichtung der feindlichen Machtmittel erstreckt sich freilich nicht nur auf die unmittelbar zur Kriegsführung dienenden Gegenstände, sondern auch auf solche, die diesem Zweck bloß mittelbar dienen, zum Beispiel

Eisenbahnen, Luftschiffhallen, finanzielle und wirtschaftliche Vorräte des feindlichen Staates. Grundsätzlich aber bleibt, wenigstens im Landkriege, das private Eigentum ebenso unantastbar wie der Bürger, der keine Waffen trägt. Und endlich müssen alle Grausamkeiten, die nicht durch den Zweck des Krieges unbedingt erfordert werden, wie vergiftete Pfeile, Dum-Dum-Geschosse und Aehnliches streng vermieden werden.

Unsere Feinde, die uns in dieser Beziehung nichts vorwerfen können, versuchen uns aber im Bewußtsein ihrer eigenen Schande dennoch als die eigentlichen Völkerrechtsbrecher hinzustellen, weil wir die auch von uns gewährleistete Neutralität Luxemburgs und Belgiens gleich im Anfang des Krieges gebrochen hätten. Wir wissen ja jetzt freilich, daß Belgien selbst seine Neutralität zusammen mit unseren Feinden zuerst verletzt und aufgegeben hat, indem es mit diesen Jahre lang den Krieg gegen uns vorbereitete. Läge aber auch die Sache anders, so wäre hier das klassische Beispiel des sogenannten Notstandes gegeben. Ein Staat, dessen weiteres Fortbestehen auf dem Spiele steht, darf um papierener Verträge willen nicht das unterlassen, was allein ihm Rettung bringen kann. Alle bedeutenden Völkerrechtslehrer, die sonst scharf Stellung gegen die Ansicht nehmen, daß der Staat als solcher weder Recht noch Unrecht tun könne, sind doch darin einig, daß jeder Staat, dessen Lebensinteressen auf dem Spiele stehen, in Fällen dringender Not vom Vertrag zurücktreten dürfe; da kein Volk berechtigt ist, auf seine Lebensbedingungen zu verzichten, muß ein solcher Vorbehalt des Rücktrittes bei allen Völkerrechtsverträgen unterstellt werden, bei denen wichtige Lebensinteressen eines Staates in Frage kommen.

Wenn schon der Einzelmensch in Fällen unverschuldeter Gefahr für Leib und Leben straflos das tun darf, was zur Abwendung dieser Gefahr notwendig erscheint, so kann das Gleiche dem Staate umsoweniger in einem Falle, wo sein Fortbestehen auf dem Spiele steht, als Unrecht ausgelegt werden, als von ihm und seiner Existenz das Leben so vieler Tausender abhängt.

Wenn man auch nicht mit Schopenhauer, Lasson, Eduard von Hartmann und vielen anderen den Staat von jeglicher Moral oder Unmoral freispricht, so darf man doch nicht den Unterschied übersehen, der zwischen den Handlungen des Einzelmenschen und denen des Staates besteht. „Du sollst nicht töten!“ ist im Frieden ein Gebot, dessen Verletzung der Staat mit der schwersten Strafe belegt, die ihm zur Verfügung steht. Im Kriege aber fordert

und verlangt er sogar die Vernichtung von zahllosen Menschen. Auch Lasson und die Anhänger seiner Richtung geben zu, daß die Organe, durch die der Staat handelt, sittliche Personen sind oder es doch sein sollen. Hierdurch erklärt sich nach ihrer Ansicht, daß das Ethische und Rechtliche auch im Verkehr der Staaten untereinander eine gewisse Bedeutung habe, und daß infolge des allmählich erstarkenden sittlichen Bewußtseins der Kulturvölker und unter dem Einfluß der sogenannten öffentlichen Meinung die Entwicklung darauf hindränge, die Kriegsführung im Laufe der Jahrhunderte immer menschlicher zu gestalten und die Kriege mehr und mehr durch Schiedsgerichte zu ersetzen, ohne sie freilich ganz entbehrlich machen zu können. So kommt diese Richtung praktisch zu ähnlichen Ergebnissen wie die andere, die das Recht auch für den Staat, abgesehen von Ausnahmefällen, als bindend anerkennt, die wieder der ersten das Zugeständnis macht, daß der Staat von der rechtlichen Verpflichtung entbunden sei, wenn die wichtigsten seiner Lebensinteressen auf dem Spiele stehen.

Wie es sich also auch mit dem Widerstreit der philosophischen und völkerrechtlichen Doktrinen verhalten mag, unter allen Umständen wird für unser Vaterland, wenn es aus diesem Kriege, wie wir alle hoffen, siegreich hervorgegangen ist, die Pflicht bestehen, seine kriegerische Wehr und Rüstung so vollkommen, wie nur möglich, zu erhalten. Nur mit einem stets blitzblank geschliffenen Schwert werden wir in den nächsten Jahrzehnten in der Lage sein, die Früchte dieses Krieges zu verteidigen. Wir werden aber dieses Schwert vor allem zur Wahrung des Friedens führen. Deutschland ist schon seiner geographischen Lage nach das Herz Europas, das Bindeglied zwischen Ost und West, Nord und Süd und deshalb am meisten von allen Völkern berufen, der Kristallisationspunkt einer internationalen Friedenspolitik zu werden. Wir haben in fast 44jähriger Friedenszeit gezeigt, daß wir nicht kriegerische Eroberungen anstreben. Wir haben aber auch dem Ansturm einer halben Welt von Feinden, als diese uns hinterlistig überfielen, Trotz geboten kraft unseres starken Armes. Deshalb sind wir berufen, auch in Zukunft der machtvolle Hort und Schirmherr des Friedens zu bleiben und eine neue Zeit für die Menschheit anzubahnen und heraufzuführen, in der die Gefahr des Krieges zwar nicht ganz zu bannen ist, der Krieg selbst aber jedenfalls immer seltener wird.

Die innerpolitischen Mächte Italiens.

Von

Dr. E. W. Mayer.

Die Frage, welche Faktoren heute die Leitung der auswärtigen Politik Italiens bestimmen, hat für uns ein eminent aktuelles Interesse. Vor dem Krieg haben die inneren Verhältnisse des verbündeten Landes bei uns nicht die Beachtung gefunden, die wir unseren jetzigen Feinden schenkten. Es ist auffallend, daß die italienische Einheitsbewegung seit Treitschkes genialen Essays in Deutschland so wenige Historiker gereizt hat. Jenes starke Gefühl der Schicksalsverwandtschaft, das gerade Treitschke mit Italien verband, ist etwas verkümmert. Ihm schien der Parallelismus, in dem sich die Einigung des deutschen und des italienischen Volkes vollzogen hat, eines der bedeutsamsten historischen Probleme. Seit 1870 freilich haben beide Nationen nicht in allem gleichen Schritt gehalten. Gerade die innerpolitische Entwicklung zeigt wenig Verwandtschaft. Als die Italiener die nationale Einheit errungen hatten und sich in dem neugebauten Hause einzurichten begannen, übernahmen sie die wichtigsten staatlichen Einrichtungen — die Verwaltungsordnung, das Präfektensystem, den Zentralismus in allen Zweigen des öffentlichen Rechts — von Frankreich. Diesem Vorbilde haben sie auch weiterhin ihre politische Lebensform angeglichen. Weil so das italienische Staatswesen in großen Teilen doch nur als eine Nachahmung galt, erweckte es bei uns verhältnismäßig geringes Interesse. Der Italiener andererseits fand sich in unseren komplizierteren staatlichen Verhältnissen nicht zurecht. Wie oft konnte man mitleidigen Blickes bedeutet werden, daß auch Deutschland noch auf der breiten Heerstraße des westeuropäischen Parlamentarismus „nachkommen" werde. Gerade dieses mangelnde Verständnis für die innerpolitischen Verhältnisse hat dazu beigetragen, uns einander zu entfremden. Ohne das wäre

es nicht möglich, daß die Parole, es gelte den Kampf für die „Freiheit" gegen die „Despotie" in Italien verfängt.

Seien wir uns, um die Wichtigkeit dieses trennenden Momentes nicht zu überschätzen, darüber klar, daß jene Schicksalsverwandtschaft durch politischen Doktrinarismus nicht zu ertöten ist. Was auch die nächste Zukunft bringen mag, Italien wird die Verbindung mit Deutschland immer wieder suchen. Denn die Aehnlichkeit der nationalen Ziele besteht auch heute noch: beide Völker haben die Aufgabe, sich ihren Weg zu Licht und Luft zu bahnen gegen den Widerstand der alten, eingesessenen Mächte. Es gibt eben geographische und geschichtliche Beziehungen, die zwingender wirken als die Verwandtschaft der politischen Institutionen und der Rasse. Diese aller menschlichen Willkür entrückte Notwendigkeit hatte Bismarck im Auge, als er noch 1895 darauf hinwies, daß in der Jahrhunderte alten Verbindung Mitteleuropas ein „Beweis von imponderablen Verbänden und Beziehungen" zu erblicken sei, daß Deutschland und Italien immer aufeinander angewiesen sein würden.

Als der Dreibund gegründet wurde, war die Richtung der innerpolitischen Entwicklung Italiens noch nicht so festgelegt wie heute. Bismarck setzte gerade auf die Monarchie besondere Erwartungen. Er hoffte, daß das persönliche Verhältnis der Fürsten das wichtigste Unterpfand der Bundestreue sein werde. Es ist auch behauptet worden — und der Behauptung wurde bisher nicht widersprochen —, daß Kaiser Wilhelm I. und König Humbert sich gegenseitig ehrenwörtlich verpflichtet hätten, dem Bunde treu zu bleiben und in diesem Sinne auf die Entschließungen ihrer Minister einzuwirken. Zweifellos hat König Humbert, der namentlich zu Kaiser Friedrich in guten Beziehungen stand, wesentlich dazu beigetragen, daß im Wechsel der Ministerien die Stetigkeit der auswärtigen Politik gewahrt wurde. Nie wird aber die Monarchie in Italien in der Lage sein, Stütze und Träger einer selbständigen, von den Strömungen des Volkswillens unabhängigen Politik zu sein. Es ist aus ihrer Geschichte nicht mehr auszulöschen, daß sie anders als die Dynastie der Hohenzollern den Einheitsstaat nur unter kräftigster Mitarbeit der Demokratie zu gründen vermochte. Die Herrschaft über Neapel und Sizilien hat das Haus Savoyen aus der Hand Garibaldis empfangen, der auf eigene Faust mit seinen berühmten tausend Freischärlern dem morschen Staat der Bourbonen ein Ende machte. Cavour, der leitende Staatsmann, mag eine langsamere Ausbildung des nationalen Staates und eine stärkere Wahrung der

monarchischen Rechte beabsichtigt haben. Die sich überstürzende demokratische Bewegung aber hat das Königtum gezwungen, die alte Krone von Piemont einzuschmelzen in die Krone des italienischen Nationalstaates, die es empfing „durch Gottes Gnade und den Willen der Nation". Als Vittorio Emanuele II. diese Formel statt der altgewohnten „von Gottes Gnaden" im Jahre 1861 in seinen Titel aufnahm, trug er nur der Tatsache Rechnung, daß der neue König von Italien, wie es Uhland von Deutschlands Kaiser erhofft hatte, mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Oels gesalbt war. Die Dynastie hat sich dann peinlich bemüht, die ihr nach der Konstitution zustehenden Rechte nicht zu überschreiten und hat es ruhig geschehen lassen, daß die konstitutionelle Regierung Italiens sich allmählich zu einer parlamentarischen umwandelte. Oft ist diese Zurückhaltung der Krone von Italienern selbst als zu weit gehend empfunden worden. Denn dem vielfach zerrissenen Lande hätte eine stärkere leitende Hand manchen Umweg und manches Mißgeschick ersparen können Aber da die Monarchie auf einen Boden verpflanzt war, auf dem sie nicht heimisch und wurzelfest war, vermied sie es vorsichtig, sich Blößen zu geben; jeder Fehler konnte die antidynastischen Bestrebungen in gefährlicher Weise steigern. Wenn von Vittorio Emanuele II., dem Begründer der Einheit, das stolze Wort überliefert wird: „Wir Souveräne sind alle monarchisch", so hat Crispi 1891 von König Humbert gesagt, er sei zu wenig monarchisch, mehr italienisch als dynastisch. und er beobachte zuweilen seine konstitutionellen Pflichten strenger als gut sei. Sein Sohn und Nachfolger begann die Regierung unter dem traurigen Eindruck des Verbrechens von Monza. Vittorio Emanuele III., der die feine und kluge Bildung seiner Mutter, der Königin Margherita, geerbt hat, hielt es nicht für angemessen, tief umgestaltend in das Staatsleben einzugreifen, sondern er paßte sich mit vollem Bewußtsein dem nun einmal bestehenden Parlamentarismus an. Er hat selbst eine fast demokratische Auffassung seines Berufes und hat auch im Verkehr mit befreundeten Herrschern jede Betonung der monarchischen Macht vermieden. Bezeichnend für ihn ist sein Bemühen, mit den radikalen Parteien im Lande Fühlung zu gewinnen; es war ein auffallender Akt, daß der König vor vier Jahren, als es sich um eine Neubildung des Ministeriums handelte, auch Bissolati, den Führer der Reformsozialisten, zu sich berief. Heute tritt diese Partei und die benachbarte der Republikaner am entschiedensten für den Krieg ein; es ist vielfach, so auch im Senat von Barzellotti, darauf hingewiesen worden, daß sich hinter

diesen kriegerischen Bestrebungen die Hoffnung verbirgt, bei einer allgemeinen Umwälzung die Regierungsform im Sinne der republikanischen Ideale zu gestalten. Der Vorwurf, den Mancini 1883 gegen die Irredentisten erhob, gilt auch heute noch: „Was sie wollen, ist nicht Triest und Trient, sondern der Untergang der Monarchie, dieser Einrichtung, an der das Volk mit seinem Herzblut hängt.“ Daher sind heute bei der Entscheidung über Krieg oder Neutralität auch die eigensten Interessen der Monarchie in Frage. Um so vorsichtiger wird ihre Haltung sein, wenn man nach den bisherigen Erfahrungen urteilen darf. Einen entscheidenden Einfluß auf die Führung der auswärtigen Politik wird der König jedenfalls nicht ausüben, und jedes Mittel höfischer Beeinflussung mußte hier ebenso wirkungslos bleiben wie die Tatsache, daß die Königin eine montenegrinische Prinzessin ist. Das wurde vor zwei Jahren augenfällig bewiesen, als bei dem Streite um Skutari die italienische Politik getreu ihren Abmachungen Oesterreich in seinem Vorgehen gegen Montenegro unterstützte.

Nach dem Schema des westeuropäischen Parlamentarimus wird die Regierungsgewalt in Italien ausgeübt durch ein Ministerium das die Mehrheit der Abgeordnetenkammer hinter sich haben muß. Dieser ist verfassungsgemäß der Senat nebengeordnet; tatsächlich hat er aber, wie die ersten Kammern Frankreichs und Englands, keine entscheidende politische Bedeutung. Er setzt sich zusammen aus einer gesetzlich nicht beschränkten Zahl von Mitgliedern, die der König auf Lebenszeit ernennt. Diese Ernennung erfolgt aber auf Vorschlag des Ministeriums, und für solche Vorschläge sind meist die politischen oder persönlichen Interessen der Minister maßgebend. Das hat das Ansehen des Senats beim Volk vermindert, und seine politische Macht ist deshalb gering. Doch darf sein geistiger Einfluß auf die Führung der großen Politik nicht unterschätzt werden. Unter den 3—400 Senatoren findet sich die Intelligenz aus allen Berufen und Ständen, und ihre Unabhängigkeit macht es möglich, daß ruhige politische Erwägungen hier eher eine Stätte finden als in der Deputiertenkammer und in der Presse, wo die Wirkung nach außen zur Richtschnur des Handels und Redens wird. Der Senat übt daher zweifellos jenen mäßigenden und Stetigkeit verbürgenden Einfluß aus, der von ersten Kammern erwartet wird. Das haben auch seine Verhandlungen in diesem Kriegswinter bewiesen.

Das gegenwärtige Ministerium Salandra ist seit dem Frühjahr 1914 am Ruder. Damals war Giolitti, der drei Jahre lang

das Heft in der Hand gehabt und während dieser Zeit den Tripolis-krieg durchgeführt hatte, zurückgetreten, weil die radikale Partei ihm die Gefolgschaft versagte. Nach fruchtlosen Verhandlungen mit Sonnino wurde Salandra mit der Bildung des Kabinetts beauftragt; er gab seinem Ministerium eine stärkere Orientierung nach rechts, als sie den vorangehenden eigen gewesen war. Bei seinem Antritt wurde ihm ein kurzes Leben prophezeit, da es von der Gnade Giolittis, dessen Gefolgschaft immer noch die stärkste Partei in der Kammer bildete, abhängig war. Salandra hat in der inneren Politik die Zügel etwas straffer angezogen, als es Giolitti für gut befunden hatte. Dieser schärfere Kurs hat sein Teil dazu beigetragen, daß in der zweiten Juniwoche des letzten Jahres das Land durch heftige aufständische Bewegungen, namentlich in der Romagna, dem alten politischen Erdbebengebiet Italiens, beunruhigt wurde. Ihnen sowohl wie dem Versuch der Eisenbahner, einen Generalstreik zu veranstalten, ist Salandra mit Geschick entgegengetreten.

Antonio Salandra steht zum ersten Mal an der Spitze eines Kabinets, gehörte aber früheren als Finanzminister an; er ist der erste Süditaliener des Festlands, der diesen Posten bekleidet. Er zählt zu jenen professoralen Politikern Italiens, die ihre theoretische Bildung mit sicherem praktischen Blick verbinden. Wenn Salandra anfänglich als Kreatur Giolittis galt, so hat ihm seine Haltung seit Kriegsausbruch eine starke eigne Anhängerschaft erworben.

Das Ministerium des Auswärtigen wird heute geleitet von Sidney Sonnino. Der Vorname erinnert daran, daß er Sohn einer englischen Mutter ist; als solcher ist er auch zum protestantischen Glauben übergetreten. In jungen Jahren hat Sonnino die auswärtige Politik als Attaché in Madrid, Berlin, Wien und Versailles kennen gelernt. Später wandte er sich staatswissenschaftlichen Studien zu und galt nach seiner Wahl in die Kammer als Autorität vor allem in Finanzfragen. Im letzten Jahrzehnt führte er die konstitutionelle Opposition gegen Giolitti und leitete zweimal kurze Zeit das Ministerium. In der auswärtigen Politik ist er mehrfach für die Herstellung guter Beziehungen zu Oesterreich eingetreten. Gehörte er doch einst zum Kreis jener jungen Intellektuellen, die, Crispis und Quintino Sellas Führung folgend, in Italien den Boden bereiteten für den Abschluß des Dreibundes. In seinem Wahlsendschreiben von 1909 forderte er dringend, daß dem Dreibundsvertrag mehr Inhalt gegeben würde, vor allem, daß

Italiens Mittelmeerinteressen stärker berücksichtigt würden: ein Bündnis könne auf die Dauer nicht allein durch die Furcht vor den Verbündeten zusammen gehalten werden.

Diesem Ministerium ist einstweilen von der Kammer unumschränkte Handlungsfreiheit zugebilligt. Selbstverständlich ist es aber in seinen Entscheidungen nicht unabhängig von den Strömungen, die das Parlament bewegen. Deswegen verdient das Parteileben Italiens unsere besondere Aufmerksamkeit. Das Regno kennt keine großen Parteien im deutschen Sinne mit fester Organisation und bestimmtem Programm. Die italienische Parteigeschichte bietet vielmehr ein eigentümliches Bild der Zersetzung. In den 60er und den 70er Jahren standen sich zwei große Richtungen gegenüber: die konservative Rechte mit einem klerikalen Einschlag — das Ministerium der Rechten, das 1870 die Besitznahme Roms leitete, tat dies fast wider Willen und unter dem Druck der Gegner — und die Linke, die alte Bewegungspartei, in der die republikanisch und die konstitutionell Gesinnten noch ungeschieden nebeneinander hausten. Manche von den alten Republikanern stellten sich, nachdem die Einheit errungen war, ausdrücklich auf den Boden der neuen monarchischen Verfassung. Typisch für diese Entwicklung ist Crispis Wandlung vom extremen Republikaner Mazzinischer Färbung zum Verteidiger der Monarchie als der einzigen Macht, die die Einheit Italiens verbürge. Als 1876 mit Depretis das erste Ministerium der Linken ans Ruder kam, schied sich die ministeriell gesinnte, auf dem Boden der Verfassung stehende Gruppe von dem Rest, der in der Opposition verharrte. Zu Anfang der 80er Jahre unter einem neuen Ministerium Depretis trat dann eine eigentümliche Fusion der konstitutionellen Linken mit Teilen der Rechten ein, die jeder festen, auf Prinzipien beruhenden Parteipolitik den Boden entzog. Depretis schuf sich nämlich aus jenen beiden heterogenen Elementen eine Partei, deren Einheit nur auf seiner Führung, nicht auf gemeinsamen Grundsätzen beruhte. Dieses System des „Transformismus“, wie es in Italien genannt wird, hat das italienische Parteileben völlig verwirrt, ist aber seit jener Zeit nicht mehr auszuschalten gewesen. Die Minister sind nicht die Geschäftsführer einer Gruppe bestimmter Parteien, sondern sie haben eine persönliche Gefolgschaft, die weniger einem Programm als ihrer Person anhängen. Der Politiker, der den größten Kreis von Gefolgsmannen um sich zu schaaren weiß, ist der erste Kandidat für den Präsidentenposten. Für Ministerien, die sich am Leben halten

wollen, ist es deshalb die wichtigste Aufgabe, diese Anhängerschaft durch Befriedigung ihrer kleinen Wünsche gefügig und willig zu halten. Dafür waren namentlich Eisenbahnbauten in den Wahlkreisen der politischen Freunde ein beliebtes Mittel. Auf Kosten des großen Ganzen werden im Einzelnen Wohltaten erteilt, und die Folge ist eine Opportunitätspolitik, die dem Ansehen des Parlaments nicht wenig geschadet hat. Natürlich erleichtert das Fehlen einer Parteidisziplin dieses Begünstigungswesen und das Entstehen eines Cäsarismus innerhalb des Parlaments.

Im Sinne jenes Transformismus ist dann in den 90er Jahren der Marchese di Rudini dazu fortgeschritten sich auf die republikanische Linke zu stützen, — ein Vorgang, der unter den konstitutionell Gesinnten vielfach Bedenken erregt hat. Sonnino hat 1906 zwei Radikale in sein Ministerium aufgenommen, Giolitti ist ihm darin gefolgt. Gerade Giolitti hat sich gegen jeden Versuch ausgesprochen, aufs Neue feste Grenzlinien zwischen den Parteien zu ziehen: „Diejenigen, die die liberale Partei krystallisieren und ihre Pforten jeder neuen Gedankenbewegung und ihren Vertretern verschließen wollen, denken nicht daran, daß geschlossene Parteien zum Verfall und Verschwinden verurteilt sind. Sie vergessen, daß es einer der großen Kräfte unserer glorreichen Dynastie war, die Mitwirkung aller Männer anzunehmen, die bereit sind, loyal für das Wohl der Nation mitzuarbeiten, was auch ihre politische Vergangenheit gewesen sein mag." Tatsächlich hat ja das jetzige System den Vorteil, daß ein einseitiges Parteiregiment schwerer durchführbar und eine „Regierung über den Parteien" möglich ist. Nicht zu verkennen ist auch, daß das Parteileben in Italien längst nicht so vergiftet ist, wie in anderen Ländern. Auf den „ethischen Faktor in der Parteipolitik" Italiens hat kürzlich Robert Michels aufmerksam gemacht. Er ermöglicht, daß mitten im politischen Kampf Angehörige widerstreitende Richtungen sich auf einer gemeinsamen, menschlichen Grundlage zusammenfinden, daß ein Appell an das sittliche Gefühl auch die sachlich weit geschiedenen Gegner versöhnt. Es wäre überaus falsch, hier von unwahrer Phraseologie zu sprechen, wie es der nüchterne Nordländer so leicht tut. Wenn aber der italienische Politiker die menschliche Verständigung mit dem Gegner so leicht vollzieht, so rührt das nicht zum mindesten daher, daß er nicht auf Programme eingeschworen ist, daß ihm die parteimäßige Abstempelung fehlt.

Während die Verwischung der Parteiunterschiede auch in dem letzten Jahrzehnt weitere Fortschritte gemacht hat, sind doch gleich-

[illegible]

Solange die Kurie den Staat Italien nur als eine fremde Macht behandelte und ihn mit den Mitteln der auswärtigen Politik bekämpfte, hielt sie sich von der inneren Politik zurück. Den Katholiken wurde nach dem Grundsatz „Weder Wähler noch Gewählte" jede Beteiligung an den Wahlen verboten und Pius IX. prägte dieses Verbot besonders dem italienischen Klerus ein durch ein Rundschreiben vom 29. Februar 1868, in dem er das „Non expedit" (es ist nicht förderlich) verkündigte.

Unter Pius X. wurde zwar an dem prinzipiellen Standpunkt gegenüber dem kirchenräuberischen Staat nichts geändert, aber der schlichte italienische Patriotismus des Papstes hat den zugleich kirchlich und staatlich gesinnten Italienern ihre Aufgabe wesentlich erleichtert. Das Anwachsen der radikal-sozialistischen Strömungen in Italien ließ es überdies nicht als klug erscheinen, das Wahlverbot für die Katholiken in vollem Umfang aufrecht zu erhalten. In gewissen Wahlbezirken, in denen man durch ihre Fernhaltung der extremen Linken Vorschub leistete, wurde ihnen die Teilnahme erlaubt. Das machte sich zuerst geltend bei den Wahlen von 1909; in noch weiterem Umfange wurde 1913 das Non expedit aufgehoben. Inzwischen hatte sich auch das klerikale Volkselement bei dem Tripolisunternehmen als Träger einer tätigen nationalen Politik erwiesen, und die Berührungen von Klerus und Staat waren dabei freundlicher geworden.

Aber immer noch wünscht die Kirche sich nicht soweit mit dem feindlichen Staat einzulassen, daß sie die Bildung einer großen klerikalen Partei nach dem Muster des deutschen Zentrums gestattete; diese könnte ja einmal zur Regierung berufen werden und damit die Kurie zur Aufgabe aller ihrer Ansprüche zwingen. Daher ist ihr Grundsatz: Katholiken Abgeordnete — ja, katholische Abgeordnete — nein! Der Bestand derjenigen Gruppe von Abgeordneten, die sich ausdrücklich als catolici bezeichnet, ist deshalb nicht groß; sie wird in der heutigen Kammer auf 33 Abgeordnete berechnet. Aber damit ist der Kreis der Abgeordneten klerikaler Färbung keineswegs geschlossen. Bei den Wahlen von 1913 wurde das Non expedit in 330 (von insgesamt 508) Wahlkollegien aufgehoben, und in 228 wurden die unterstützten Kandidaten gewählt. Also müssen fast 200 Deputierte der sogenannten liberalen Partei unter klerikalem Einfluß stehen. Nach den Enthüllungen des Grafen Gentiloni, des Führers der katholischen Unione Elettorale haben jene 228 einen Pakt unterzeichnet, in dem sie Zusicherungen über ihre Haltung in bestimmten Schul-, sozial- und kirchenpolitischen Fragen geben. Wie groß tatsächlich die Macht des Klerikalismus ist, läßt sich daraus ersehen, daß auch in der jetzigen Kammer, wie in früheren, der Versuch, die gesetzliche Ehescheidung einzuführen, gescheitert ist, und so wird nach wie vor in diesem „liberalen" Lande die hohe Ziffer der Auswanderer noch durch jene Begüterten vermehrt, die, um die Ehescheidung durchführen zu können, eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben.

Die gegenwärtige Kammer ist aus den Wahlen des Herbstes 1913 hervorgegangen; sie ist die erste, die nach dem neuen Wahlgesetz gebildet ist, das unter dem letzten Ministerium Giolitti zustande gekommen ist. Während das Parlament früher nur $3^1/_2$ Mill. Wähler vertrat, vertritt es heute $8^1/_2$ Mill., somit 95 % der über 21 Jahre alten männlichen Bevölkerung. Der Zuwachs rekrutiert sich hauptsächlich aus dem Heere der Analphabeten, die das Wahlrecht haben, sofern sie 30 Jahre alt sind oder den Militärdienst abgeleistet haben.

Von den 508 Abgeordneten der Kammer werden 306, also $^3/_5$ als „Liberale" bezeichnet; doch ist dieser Begriff heute nur noch ein farbloser Sammelname. Es kandidieren in einem Wahlkreise oft 3 bis 4 solcher „Liberaler", und der italienische Bürger entscheidet sich für einen von ihnen weniger nach seiner politischen Stellung als aus persönlicher Zuneigung. Auch die einzelnen Gruppen jener liberalen Partei — das rechte und das linke Zentrum, das bisher unter der Führung Sonninos stand, die liberal-demokratische Gruppe und die Linksliberalen im Sinne Giolittis — sind lose Verbindungen, keine parteimäßigen Einheiten. Wie wir sahen, reicht der klerikale Einfluß weit hinein in die liberale Partei, und aus ihren Reihen läßt sich heute, wie früher, eine persönliche Gefolgschaft bilden.

Das beweist die diktatorische Stellung, die Giolitti während der letzten zehn Jahre in der Kammer besessen hat. Gebürtig aus Piemont, dem Stammland des Regno, trat er in der Kammer, der er seit 1882 angehört, zuerst hervor als Führer der Piemontesen, die immer die Bannerträger des staatlichen Gedankens in Italien gewesen sind. Als Parteidiplomat und Ministerstürzer erwarb er sich jene politische Gewandtheit, die auf dem Boden des Parlamentarismus so leicht gedeiht und die ihn deshalb zu einer so guten Schule staatsmännischer Geschicklichkeit macht. Mit dem ersten Ministerium, das Giolitti leitete (1892—1893), hatte er kein Glück. Er kam zu Fall, da ihm eine gewisse Mitschuld an den Unregelmäßigkeiten der Banca Romana vorgeworfen wurde. Erst zehn Jahre später ward er wieder zur Präsidentschaft berufen und ist seitdem der beherrschende Geist der Kammer. Man hat wohl gesagt, er übe dort einen „väterlichen Absolutismus" aus. Auch für die Wahlen von 1913 war das Programm mehr seine Person als eine festumrissene Aufgabe. Zweifellos der erfolgreichste unter den heutigen italienischen Politikern, hat Giolitti die unschätzbare Gabe,

verwickelte Fragen des staatlichen Lebens einfach und klar anzusehen. In der nüchternen und sachlichen Natur des piemontesischen Staatsmannes ist eine Garantie dafür zu erblicken, daß die offizielle Politik Italiens sich von dem Gefühlsüberschwang der öffentlichen Meinung nicht mitreißen läßt.

Einen beträchtlichen Zuwachs haben in der neuen Kammer die Parteien der Linken erfahren. Radikale, Republikaner und Sozialisten zählen zusammen 164 Abgeordnete gegen 114 im vorigen Parlament. 70 Sitze hat die radikale Partei, die wie gesagt in den letzten Jahren an der Regierung meist beteiligt war. Die Sozialisten haben sich infolge des Tripoliskrieges gespalten in die „offiziellen" Sozialisten (52) und die „Reformisten" (20), die der Machtpolitik der Regierung ihre Zustimmung geliehen und auch sonst mit ihr und den demokratischen Parteien paktiert haben; sie bilden unter der Führung Bissolatis eine selbstständige Partei. Ihr gegenüber ist nun wieder eine radikalere Richtung im Sozialismus entstanden, die streng marxistischen Syndikalisten (6) unter der Führung des neapolitanischen Nationalökonomen Labriola.

Die kleinen Gruppen der Reformsozialisten und der Republikaner — in der Kammer vertreten durch 36 Abgeordnete — sind die Kerntruppe der Kriegspartei. Ihre Anschauungen über auswärtige Politik sind von republikanisch-demokratischen Doktrinen beeinflußt. Durch die Teilnahme am Krieg gegen die Zentralmächte hoffen sie auch ihre antimonarchischen Bestrebungen zu fördern. Daß ihre Sympathien Frankreich gehören und der Dreibund ihnen ein Dorn im Auge war, haben sie nie verleugnet. Als in Rom vor ein paar Jahren der Kandidat des Blockes der Linksparteien einen Wahlsieg errungen hatte, wurde vor der französischen Botschaft eine große Sympathiekundgebung veranstaltet. Der Republikaner Barzilai, ein geborener Triester, der seit über 25 Jahren Vertreter eines römischen Wahlkreises ist, war bei den Kammerdebatten seit langem der Wortführer der Opposition gegen den Dreibund.

Der Kriegspartei gehören schließlich auch noch die Nationalisten an. Sie verzichten darauf, sich parteimäßig abzuschließen, haben aber eigene Kandidaten bei den Wahlen, und ihr Einfluß erstreckt sich über den Kreis der Abgeordneten hinaus, die sich als ihnen zugehörig betrachten. Ihr energischster Vertreter im Parlament ist Federzoni. Die nationalistische Bewegung hat erst in den letzten Jahren größeren Umfang angenommen, entfaltet aber in Presse, Versammlungen und Schriften, unter denen vor allem die-

der nüchternen Auffassung der Lage, wie sie aus diesen Worten Giolittis hervorgeht, und dem leidenschaftlichen Gebahren, das die Spalten der meisten größeren Blätter beherrscht. Der Regierung wird die Preßkampagne, auch wenn sie ihre Einseitigkeit nicht billigen sollte, doch nicht ungelegen sein, da ihr der Hinweis auf die Presse und die Volksstimmung gegen Oesterreich einen guten Trumpf in die Hand gibt. Angesichts der Aussicht auf einen Erfolg dieses Feldzuges ließ sich auch ein gewisses Einlenken mancher Blätter, wie der „**Tribuna**“ in Rom und der „**Stampa**“ in Turin, des Organs Giolittis, beobachten: was man auch ohne Krieg bekommen könne, sei doch eines Krieges nicht wert. Freilich ist diese Wendung von dem „**Giornale d'Italia**“, die dem Kabinett und namentlich Sonnino nahesteht, nicht mitgemacht worden. Der „**Corriere della Sera**“, Italiens größte Zeitung, die bis Kriegsausbruch die Dreibundspolitik vertrat, predigt den Krieg um des Krieges willen. In welchem Umfang die Presse vom Ausland beeinflußt wird, läßt sich nicht übersehen. Die Möglichkeit materieller Abhängigkeit ist damit gegeben, daß wie bei so vielen Aktienunternehmen, den Wasserleitungen, den Elektrizitätswerken, den Trambahnen u.s.w. auch bei Zeitungsgründungen ausländisches Kapital zu Hilfe genommen werden mußte, da das inländische spärlich und zurückhaltend war. Der „**Messagero**“ und der „**Secolo**“ etwa sind in den Händen französischer Kapitalisten. Gesteigert wurde gerade der französische Einfluß durch das Geschick des Botschafters Barrère, der selbst früher Journalist gewesen ist. Schon vor Jahren hat ein italienischer Abgeordneter gewarnt, Deutschland müsse diesem „gewürfelten Intriganten“ einen Intriganten gegenüberstellen — vergeblich.

Die Organe der Sozialisten und der Klerikalen befolgen natürlich die Neutralitätspolitik ihrer Parteien. Ueberhaupt dürfte die Zahl mittlerer Zeitungen, die diesen Standpunkt vertreten, nicht gering sein. Sehr wichtig ist, daß die Presse des Südens in das Kriegsgeschrei nicht einstimmt. Das bedeutendste Blatt, der Neapeler „**Mattino**“, mit seinem Leiter Scarfoglio tritt dafür ein, daß die Dreibundspolitik fortgesetzt werde und daß die englische Seeherrschaft als die größte Gefahr für Italien zu bekämpfen sei. Neugründungen mit dem ausgesprochenen Zweck, dem Einfluß der Entente und der Kriegstreiber entgegenzutreten, sind die römischen Tageszeitungen „**Concordia**“, die von dem Neffen und Mitarbeiter Crispis, Palamenghi-Crispi, geleitet wird, und die Wochenschrift „**Italia nostra**“, in der sich regelmäßig Artikel der höchsten Intelligenz Italiens, z. B.

von Benedetto Croce und Cesare de Lollis finden. Der geringe Umfang des Anzeigenteils dieser Blätter zeigt freilich, daß sie im Volk wenig verbreitet sind.

Ueber die breite Masse hat die Presse in Italien eine große Macht. Wenn man den Einfluß der Volksstimmung auf die Regierung abschätzen will, so wird man wohl sagen müssen, daß sie sich nicht halten könnte, wenn sie der Sehnsucht nach „Vollendung der nationalen Einheit“ nicht Rechnung trüge. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß dem Volke, aus dem Machiavelli hervorgegangen ist, neben der Leidenschaft ein starker Instinkt für nüchterne politische Berechnungen angeboren ist. Der Weg vom Affekt zur Verstandesklarheit ist hier kürzer als anderswo. In der Geschichte der Einigung Italiens wiederholt sich die Erscheinung, daß die Masse im dunklen Gefühl für das Richtige ihren Willen überlegenen staatsmännischen Einsichten unterordnet. In Garibaldi, der jene elementare politische Leidenschaft des italienischen Volkes am großartigsten verkörpert, ist die stille Unterwerfnng unter die Forderungen des politischen Verstandes wohl der größte Zug. Auch die Dreibundspolitik war ja nie wie bei uns getragen von dem Gesamtwillen des Volkes, sondern nur von der staatsmännischen Klugheit seiner Führer.

Wilhelm Wetz als Mensch und Shakspere-Forscher.

Von

Hermann Conrad.

W. Hofmann: Professor Dr. Wilhelm Wetz. Ein Lebensbild. Sonderabdruck aus dem Sonntagsblatt des Darmstädter Täglichen Anzeigers. 1. und 14. März 1914.

Wilhelm Wetz: Die Lebensnachrichten über Shakespeare mit dem Versuch einer Jugend- und Bildungsgeschichte des Dichters. Heidelberg, Winter, 1912.

Es ist ein opfervolles Dasein, das eines Gelehrten. Als solcher ist er kein Mensch, er lebt nicht; was von ihm lebt, sind seine gelehrten Taten, die leben vor und vielleicht kurze Zeit nach seinem Tode. Um den Menschen kümmert sich niemand, und doch ist der Mensch gegenüber dem Gelehrten die Hauptsache. Meinen verstorbenen älteren Freund Immanuel Schmidt, welcher seinerzeit der bedeutendste Kenner des modernen Englisch in Deutschland war, fragte ich einmal, wie lange er in seinen Werken nachzuleben hoffe. Er zuckte lächelnd die Achseln. Ich meinte, fünfzig Jahre; dann würde der große Muret, dessen gewaltigen deutsch-englischen Teil er in seinen letzten Lebensjahren fast vollendet hat, durch ein womöglich noch größeres Werk in den Schatten gestellt sein. Das der Erfolg eines Riesenwerkes und eines durch glänzende Anlagen und unablässigen Fleiß erreichten Wissensumfanges auf allen, auch den exakten Gebieten, der ihm in einem der Nachrufe den Namen „der letzte Polyhistor" eintrug. Der Mensch wird länger leben. Er war eine von den wenigen ganz reinen, kindlichen Seelen, denen ich auf meinem Lebenswege das Glück gehabt habe zu begegnen, und gegen andere hilfreich mit seiner Wissenskraft bis zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst. Sein absoluter, ich möchte auch sagen, kindlicher Freisinn in politischer und religiöser Beziehung hat

6*

nie einen Antipoden gefunden, der ihm nicht wohlgewollt hätte. Die Anschauung eines so guten, liebenswürdigen Menschen wird in allen, die ihn näher gekannt haben, zu einem gediegenen Seelenschatz, der nach allen Seiten sich ausgibt, zuerst unmittelbar, dann mittelbar weiter wirkend in Wellenlinien, von denen niemand weiß, wo sie aufhören.

Diese wundervolle Lehre George Eliots wird nun auch wahr an Wilhelm Wetz, einem bedeutenden Gelehrten und, was mehr ist, einem kraftvollen und edlen Manne, den wir jetzt zum erstenmal als Menschen kennen lernen in einem Gemälde von taktvoller Frauenhand, dessen vielfach durchschimmernde Grundfarbe Bewunderung ist. Ich kenne zwei Nachrufe, die dem leider viel zu früh (1910) Verstorbenen von zwei Fachkollegen gewidmet sind, von Professor Franz in Tübingen und von Professor Hecht (Basel), dem Herausgeber des oben genannten posthumen Werkes. Beide sind würdig gehalten, und Liebe und Verehrung spricht aus dem mit Wetzschem Freimut geschriebenen Aufsatz von Franz; aber sie haben vor allem den Gelehrten im Auge, der Mensch steht im Hintergrund. Wahrscheinlich haben sie ihn nicht so genau gekannt, wie diese intime Freundin seiner Schwester und darum auch die seinige, die mit lebhaft interessiertem und, wie es scheint, stolzem Auge seinen Werdegang von Anfang bis zu Ende hat verfolgen können.

Wilhem Wetz wurde 1858 in Eppelsheim als der Sohn eines Bauern geboren, freilich eines rheinhessischen, den man in anderen Gegenden Deutschlands nach seinem Vermögen und seiner gesellschaftlichen Stellung einen Gutsbesitzer nennen würde. Der Vater, ein sehr bildungsbeflissener Mann, wollte seinem Sohne eine tiefere Bildung zuteil werden lassen, als seine eigene angelesene es war, und schickte ihn im 11. Jahre auf das Progymnasium des nahen Alzey ohne auch nur den Gedanken, daß sein Sohn etwas anderes als Bauer werden könnte. Im Jahre 1871, als der Knabe 12 und seine einzige Schwester Marie 14 Jahre alt war, traf die Kinder ein harter Schlag, beide Eltern starben im Laufe von dreizehn Tagen. Aber zwei Geschwister des Vaters, die in das elterliche Haus zogen, nahmen sich der Waisen an; die Ländereien wurden verpachtet, und von den Einkünften konnten Wilhelm bis zur Erlangung eines Gehaltes und Marie ihr ganzes Leben lang unterhalten werden. Die Darmstädter Schule, welche Wetz nach Alzey besuchte, mußte der tüchtige Schüler gezwungen verlassen wegen Teilnahme an einer Schülerverbindung, eine Härte, die heute — hoffentlich überall! —

dadurch vermieden wird, daß man den erwachsenen jungen Leuten gestattet, anständige Gastlokale zu besuchen. Charakteristisch für seine damalige Geltung ist, daß ihn sein Direktor selbst seinem Bruder, der am Straßburger Lyceum wirkte, empfahl. Mit 18 Jahren bestand er hier die Reifeprüfung mit dem Prädikat „vorzüglich", wofür er sich durch eine hochinteressante, und schließlich recht abenteuerliche, weil geldlose, Wandertour in der Schweiz und Oberitalien belohnte.

Seinen Wissensheißhunger befriedigte er nacheinander an den Universitäten von Leipzig, Berlin und Straßburg mit dem Studium von „acht Sprachen" und Literaturen, wie das sein Hauptwerk über Shakspere mit seinen zahllosen Vergleichen aus nichtenglischen Dichtungen bezeugt. Für seine Charakteristik ist es notwendig zu sagen, daß er in Straßburg mit Leib und Seele Soldat war und es in dieser Nebenlaufbahn bis zum Hauptmann brachte. Hier habilitierte er sich 1887 für Englisch, obgleich die vergleichende Literaturgeschichte immer sein eigentliches Fach gewesen ist, wie die unter diesem Titel von ihm herausgegebene Zeitschrift beweist. Später, 1895 wurde er als anglistischer Professor in seine Heimat-Universität Gießen und dann, 1902, nach Freiburg i. B. berufen, wo er nach nur achtjähriger Tätigkeit gestorben ist.

Bald nach dem großen Unglück seiner Knabenjahre traf ihn ein anderes, an dem er sein Leben lang zu tragen hatte. Während er in Straßburg studierte, erkrankte seine geliebte Schwester Marie, die geistig lebhaft und temperamentvoll wie er und „das Bild der Jugendfrische und Rüstigkeit" war. Lähmungserscheinungen in Verbindung mit Muskelschwund zeigten sich plötzlich und schritten trotz aller angewandten Bade- und sonstigen Kuren über den ganzen Körper fort, so daß sie schließlich bewegungsunfähig war. Ihr Bruder begnügte sich nicht damit, ihr eine passende Wärterin zu verschaffen und alles zu veranlassen, was ihr Zustand erforderte: er übernahm selbst ihre Seelenpflege, sobald er in der Welt festen Fuß gefaßt hatte. Als Straßburger Dozent ließ er sie zu sich kommen und an all seinen geistigen Interessen wie an seinem Verkehr teilnehmen. Wer ihn besuchte — und es waren viele, die durch seinen Geist, sein Wissen und seine hervorragenden gesellschaftlichen Talente angezogen wurden —, mußte die freundliche kranke Schwester in den Kauf nehmen und bei Ausflügen in die Umgegend ihren Fahrstuhl mit bewegen. In den Ferien reiste er mit ihr nach ihrem angestammten Bauernhof, wo er sich vorwiegend

mit Obstkultur beschäftigte. Auch in Gießen lebten die Geschwister noch drei Jahre zusammen, bis Wetz die Tochter eines höheren Beamten, Ida Buisson, heimführte, worauf dann die Haushalte getrennt wurden, nicht die Wohnorte. Die Kranke hatte die Freude, die Kinder ihres Bruders um sich spielen und heranwachsen zu sehen. Als er in Freiburg die ersten Anzeichen eines ernsten inneren Leidens spürte, faßte ihn große Sorge um die Zukunft seiner Schwester, aber er hatte das Glück, eine junge, treue und geschickte Pflegerin zu finden, der er sie nach seinem Tode ruhig überlassen konnte. — Wenn wir bedenken, wie leicht wir Menschen im allgemeinen fremde Leiden ertragen; wie wir der dauernden Krankheit selbst eines Angehörigen schließlich, wie einem andern Alltäglichen, mit einer Art von Gleichgültigkeit gegenüberstehen; und daß dem hart arbeitenden und draußen kämpfenden Manne die Pflege seiner Kranken doch kaum zugemutet werden kann: so müssen wir diesen Bruder, der „die Sonne seiner Schwester war, die ihr die Kraft des Ertragens gab", als einen selten guten und sittlich kraftvollen Menschen bewundern, zumal da diesem Verhalten Züge unweicher, straffer Männlichkeit entgegenstehen.

Im Jahre 1891, als Wetz Privatdozent in Straßburg war, hielt Brink, sein älterer, berühmter Fachkollege, eine Rektoratsrede „Ueber die Aufgaben der Literaturgeschichte". Wetz, ein leidenschaftlicher Anhänger Taines, war mit den Grundanschauungen dieses Gelehrten keineswegs einverstanden und äußerte, wenn auch in rücksichtsvoller, anerkennender Form, seinen lebhaften Widerspruch in einer in demselben Jahre erschienenen Kritik dieser Rede. Alle Welt war erstaunt über diese Kühnheit des Anfängers. Franz sagt: „Für den Freimut des jungen Dozenten, der unbekümmert um etwaige Nachwirkungen seiner Ueberzeugung kühn und frohgemut Ausdruck gab, ist die Schrift ein schönes Zeugnis, aber kaum für ein hervorragendes Maß von Klugheit." Gewiß: er mochte die eigenen Ansichten behalten und stillschweigend dem bedeutenden Manne die seinigen lassen. Nur ist diese Klugheit, die den eigenen Vorteil wohl bedenkt, objektiv gewertet, eine außerordentlich kleine Eigenschaft im Vergleich zu der Tapferkeit, mit der man das, was man für wahr hält, ausspricht ohne jede Rücksicht auf die unerfreulichen Folgen, die dem doch meist sehr geliebten Ich daraus erwachsen mögen. Solch ein Schritt könnte ja auch auf großmannssüchtiger Eitelkeit, also auf einer niedrigen Sorte von Egoismus, beruhen. Davon kann bei Wetz nicht die Rede sein, der überall,

wo er beistimmen konnte und wo er ernste Tüchtigkeit sah, mit seinem Lobe nicht nur nicht kargte, sondern mitunter vielleicht es zu reichlich spendete. Außerdem war er zwar ein junger Mann, aber doch einer, der im Jahre vorher sein Werk: Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Literaturgeschichte veröffentlicht hatte, eins der bedeutendsten und darum ausgeschriebensten Bücher über den Dichter Shakspere, in dem er auf dem Wege tiefgründiger psychologischer Forschung durch die Seelen seiner Geschöpfe in die Seele ihres Schöpfers einzudringen sucht. Also der sittliche Kern dieser Handlungsweise war tapfere Wahrheitsliebe, eine sittlich sehr hoch liegende Eigenschaft. Man setze doch an die Stelle jenes großen Gelehrten einen Mann, der nicht durch seine Kraft, nicht durch eigene Leistungen, sondern durch ein weniger legitimes Streben zu einer so einflußreichen Stellung gelangt wäre, wie das auch in gelehrten Kreisen naturgemäß vorkommt; dieser Mann, zurückhaltend auf geistigem Gebiet, veröffentlicht schließlich unvorsichtigerweise eine Arbeit, die seine wissenschaftliche Unfähigkeit in das unbeirrbare Licht des Tages stellt; alles schweigt aus Entrüstung, Mitleid, Mitscham und Furcht vor unliebsamen Repressalien! Da ergreift ein furchtloser junger Gelehrter die Feder, sagt, was die anderen alle denken, nimmt den Alp von ihrem Gewissen und stellt das verletzte Recht der Wissenschaft wieder her. Oder noch ein schlimmerer Fall: ein schwerer Mißbrauch, der sich in gewisse maßgebende Gesellschaftskreise zur Schädigung der Gesamtheit eingeschlichen hat, ein offenes Geheimnis, an das niemand zu rühren wagt, weil niemand gern in ein Wespennest sticht und die Beweise für die Tatsächlichkeit des Mißbrauchs schwer zu erbringen sind, wird plötzlich an weithin sichtbarer Stelle mit Namen genannt, und der Beweis der Wahrheit durch eine Reihe beglaubigter Daten erbracht. Die Millionen des am meisten geschädigten Mittelstandes treten auf die Seite des mutigen Urhebers dieser Tat — aber schweigend; den Kampf gegen die einflußreichen Kreise, der folgen muß, hat er allein mit allen seinen Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen. Er achtet ihrer nicht in der Tiefe seiner Empörung und in dem Wunsche, der Allgemeinheit zu nützen. Und wirklich, für die Allgemeinheit ist seine Mannestat ein reinigendes Gewitter. Wie hoch die Charaktereigenschaft solcher selbstlosen Tapferkeit zu schätzen ist, das fühlt jeder Miterleber des von diesem Kriege wohl begrabenen Zeitalters.

Ich möchte von Wetz noch einen ähnlichen Fall erwähnen, der, als sehr charakteristisch für ihn, und zwar in gutem Sinne, nach seinem

Tode wohl bekannt werden darf. Meine Korrespondenz mit Wetz, die bei unserem beiderseitigen Zeitmangel nur sporadisch sein konnte, aber durch die vollkommene Rückhaltlosigkeit von seiner Seite im Urteil über Personen und Sachen mir sehr wertvoll war, begann zur Zeit meines Konflikts mit dem Vorstande der Shakspere-Gesellschaft über die Revision des Schlegel-Tieckschen Textes, wo er mir eine keineswegs bloß lobende Rezension meiner Revision sandte mit einem mich tief erfreuenden Begleitschreiben, in dem er sich ganz auf meine Seite stellte. Mehrere Jahre darauf erhielt ich von ihm einen Aufsatz, der sich gegen den von einem seiner Fachkollegen veröffentlichten Plan eines großen wissenschaftlichen Unternehmens mit seiner bekannten Unumwundenheit aussprach. Ich konnte ihm nicht beistimmen und bedauerte diesen Schritt. Dazu schrieb er, er schätze den Mann sehr hoch, halte ihn für den bedeutendsten von seinen Fachgenossen und fürchte, daß diese Schrift ihrem freundschaftlichen Verhältnis wohl ein Ende machen werde: dennoch aber könnte er nicht anders, er mußte sein ablehnendes Urteil über den Plan aussprechen. Allerdings, wenn er etwas ausrichten wollte, so mußte seine Schrift sich gegen die Idee richten, ehe sie zur Tat geworden war. Hoffentlich ist seine Befürchtung nicht wahr geworden: der betreffende Gelehrte wird doch wohl auch gedacht haben, was die anderen, die ihn kannten, dachten: Wetz muß sagen, was er für wahr hält.

Zum Schluß seines Lebens bringt seine Biographin einen rührenden Zug, den ich nicht übergehen möchte. Ein Jahr vor seinem Tode, dessen Herannahen er den Seinen mannhaft verbarg, fühlte er das Bedürfnis, die Stätte seiner glücklichen Jugend noch einmal wiederzusehen und sie seinen Kindern zu zeigen. Als er mit ihnen am Grabe seiner Eltern stand, fiel dem innigen Verehrer echter Poesie das in seiner Einfalt so ergreifende Gedicht von Mörike ein, dessen Inhalt ist: Das Tännlein grünet, das Röschen blühet schon irgendwo, die auf deinem Grabe wurzeln werden; das schwarze Rößlein springt schon auf der Wiese, das im Schritt vor deiner Leiche gehen wird. Er sagte es ihnen her mit dem Ernste der Todesgefaßtheit, und sein ältestes Mädchen (die anderen erfaßten den Sinn wohl noch nicht) brach in Tränen aus.

* * *

Die Wahrheitsliebe sollte immer der Antrieb zu wissenschaftlicher Arbeit sein, und ist es ja auch in den allermeisten Fällen.

Aber es gibt Wahrheiten, die auf dem geraden Wege bloß ernster, energischer Arbeit nicht zu erreichen sind: sie liegen verborgen unter einem solchen Wirrsal verdunkelnder Umstände, z. B. dunkler Zeitverhältnisse, unter einer Fülle so widersprechender Vermutungen und Meinungen, daß sie nicht jeden Forscher reizen können, weil zu ihrer Herauslösung ein besonders scharfer Verstand, eine hervorragende kritische Begabung neben gründlichem Wissen gehört. Solche Wahrheiten sind z. B. diejenigen, welche Shaksperes Familienverhältnisse und seine Jugendzeit betreffen, Dinge, mit Bezug auf welche unser Wissen in umgekehrtem Verhältnis steht zu der Fülle von Vermutungen, Hypothesen, Behauptungen, welche die verschiedenen Forscher über sie aufstellen. Und gerade diese Fragen reizten Wetz; es reizte ihn, durch schroffe Ausscheidung aller unsicheren Nachrichten und unbegründeten Vermutungen festzustellen, was wir sicher wüßten im Gegensatz zu den „Shakperebiographen, [die] aus dem ihnen zur Verfügung stehenden dürftigen Material gerne mehr herauslesen, als in ihm enthalten ist".

Ich möchte hierfür ein paar Beispiele geben, eins von einem wirklich bedeutenden Shakperebiographen, ein anderes von einem weniger bedeutenden. — Mary Arden, Shaksperes Mutter, wird, trotzdem sie die jüngste von sieben Töchtern ist, von ihrem Vater Robert Arden in seinem Testament sehr viel reichlicher bedacht als ihre sämtlichen Schwestern. Daraus folgt, daß sie offenbar des Vaters Lieblingstochter war. Warum war sie das? Diese Frage ist unbeantwortbar, weil wir weder ihren noch ihres Vaters Charakter kennen. Elze beantwortet sie dennoch (S. 15 f.): „Daraus (aus der größeren Erbschaft) darf wohl der Schluß gezogen werden, daß Mary Arden durch Begabung und Charakter wie durch geschäftliche Gewandtheit das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigte .... Doch ist noch ein anderer Grund für ihre Bevorzugung denkbar, der, daß sie möglicherweise dem kränklichen Vater" — so nennt er sich im Testament — „manche trübe Stunde erleichtert und manche Grille verscheucht hatte. War sie in der frohen und frischen Heiterkeit wie in der praktischen Tüchtigkeit ihres Wesens, das sich mit den Dingen dieser Welt ohne Disharmonien und Reibungen abzufinden wußte, der Frau Rat ähnlich? Erbte etwa ihr Sohn von ihr die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren?" — Nein, die Folgerung darf man aus der verhältnismäßigen Größe ihrer Erbschaft nicht ziehen, daß Shaksperes Mutter eine Frau wie Goethes Mutter gewesen wäre; ebensowenig wie etwa die gleich unberechtigte,

daß Mary ein hübsches, schmeichlerisches Ding und ihr Vater ein beschränkt gutmütiger Mann gewesen, was ja auch ein denkbares Motiv der Bevorzugung sein würde.

Lee, der, zwar nicht als selbständiger Forscher, aber vermittelst der verschiedenen Lektüre massenhafter Schriften von Forschern eine immerhin praktisch brauchbare Biographie geschaffen hat, verwendet die Resultate seiner Quellen nicht selten mit unverantwortlicher Willkür. Die durch unverbürgte und widersprechende Nachrichten verdunkelte Frage: Was war Shaksperes Vater? löst er, indem er alle einzelnen ihm zugeschriebenen Berufsarten und noch ein paar dazu zu einem Bündel zusammenfaßt und sagt, er habe gleich nach seiner Uebersiedlung nach Stratford (um 1550) „einen Handel mit allen Arten landwirtschaftlicher Erzeugnisse eröffnet; Korn, Wolle, Malz, Fleisch, Häute und Leder gehörten dazu", auch werde er oft (?) als Handschuhmacher bezeichnet. Danach hätte er also wohl eine Art von modernem Warenhaus gehabt. Das ist so unkritisch wie möglich. Getreidehändler soll er gewesen sein wegen einer Klage gegen einen Mitbürger auf Herausgabe von 18 Scheffeln Gerste. Die Umstände sind ganz unklar; aber darum braucht jemand doch nicht Getreidehändler zu sein, weil er von einem andern einen Posten Getreide haben will, zumal Gerste, die damals in jedem guten bürgerlichen Haushalt zum Bierbrauen gebraucht wurde. Wollhändler soll er nach Shaksperes erstem Biographen Rowe (1709) gewesen sein; aber dessen Autorität ist sehr fragwürdig, da er vieles vom Hörensagen hatte. Daß er Metzger war, stammt von dem sonst keineswegs unverläßlichen Antiquar Aubrey (c. 1680), der außerdem selbst früher in Stratford gewesen war. Die Nachricht erscheint aber verknüpft mit einem unerhörten und doch glaubensvoll wiedererzählten Unsinn, der ihr unser Vertrauen entziehen muß: „einige der [sehr lange nach John Shakspere lebenden] Nachbarn hätten ihm gesagt", daß auch William das Gewerbe seines Vaters ausgeübt habe; „wenn er aber ein Kalb schlachtete, so pflegte er es in einem hohen Stile zu tun und eine Rede zu halten". Es kann kein Zweifel sein, daß die Leute, die ihm diese Albernheit erzählten, ihn zum besten haben wollten und — konnten. Die Quellen, aus denen Lee den Malz-, ...und Lederhandel hat, sind unauffindbar. Wetz hat diese ...rage entschieden. John Shakspere wird in zwei städtischen ... 1556 und 1586 als Handschuhmacher bezeichnet; das ist ...anz sicher gewesen. Daß er außerdem Landwirtschaft trieb, ... anderen Ackerbürger Stratfords, ist um so selbstverständ-

licher, als seine Frau ihm ein stattliches Stück Land in die Ehe brachte; so mochte er die Schafe, deren Leder er verwandte, selbst züchten und ihre Wolle, wenn er sie nicht selbst brauchte, verkaufen. Auch wird er beim Hausschlachten gewiß öfters ein Viertel an Nachbarn verkauft haben, wie das noch heute in kleinen Städten geschieht.

Ueber die Frage: wie verlebte Shakspere seine Knabenjahre? sind die Toren, welche sich unter ihm einen ganz ungebildeten Menschen vorstellen, der Ansicht, daß sie sehr öde und ohne jede geistige Anregung dahingeflossen seien und daß das lange Leben unter ganz ungebildeten Menschen in des Knaben vielleicht von Hause aus schläfrigem, jedenfalls aber eingeschläfertem Geist einen lebhaften Bildungstrieb nicht habe erwecken können. Obwohl — der Trieb wie die innere Kraft, die ihn hervorruft, doch angeboren ist und sehr häufig im Gegensatz zu den umgebenden unbefruchtenden Verhältnissen Wachstum gewinnt; obwohl die angeborene Erkenntniskraft auch unter der stumpfesten Umwelt sich im Erkenntnisdrange zeigt. Ueberhaupt die Macht der Umwelt! Sie ist in der letzten Zeit allgemein übertrieben dargestellt worden und hält der täglichen tatsächlichen Erfahrung ebensowenig stand wie die der Vererbung. Wetz empört sich in diesem Punkte gegen seinen verehrten Taine. „Jeder Mensch", sagt er (S. 166), „wird mit seinem eigenen Charakter, seinen besonderen Anlagen und Fähigkeiten geboren und hat vor allem das Bestreben, in ihnen zu verharren und sich auch unter widrigen Verhältnissen zu behaupten. Ihm nicht gemäße Einflüsse lehnt er ab oder wird nur obenhin von ihnen ergriffen — wirklich bestimmend wird für ihn nur das, was seiner Natur einigermaßen verwandt ist, deren dunklem Sehnen und Streben entgegenkommt." So stellt er aus dem Sklaven der Umwelt, als welchen die moderne Anschauung den Menschen auffaßt, die selbstherrliche menschliche Persönlichkeit wieder her.

Unter den vielen Gaben Shaksperes war auch die des praktischen Verstandes; seine Dichtungen zeigen, daß er das praktische Leben in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit mit einer staunenswerten Vollständigkeit durchschaut und beherrscht. Und nun zeigt Wetz in dem wundervollen und ganz originalen zweiten Kapitel, wie gerade das Leben in primitiver Dörflichkeit, die noch wenig von den fertigen und darum gedankenlos hingenommenen Errungenschaften der materiellen Kultur kennt, die geistige Selbsttätigkeit anregt. Der Knabe sieht die Dinge, die ihn umgeben und die er für sein Leben

braucht, alle um sich entstehen, er kann ihr Werden verfolgen. Der Stellmacher nebenan, der im Sommer im Freien arbeitet, zeigt ihm über den Gartenzaun hinweg, wie man einfache Lastwagen macht, und der Bauernknabe geht nun unter diesem anregenden Beispiel daran, sich selbst einen kleinen Wagen zu bauen für sein Spiel. Der Großstadtjunge, der nie das Innere einer Schreiner- oder Stellmacherwerkstatt sieht, bekommt zu Weihnachten einen fertigen Wagen, denkt sich nichts dabei und spielt mechanisch mit ihm so lange, bis er ihm langweilig wird. Und nun gar der Bau eines Hauses! Der Bauernjunge verbringt seine ganze freie Zeit, um es entstehen zu sehen. Der Zimmermann muß das Balkengerüst aufstellen, die Treppen machen, der Schreiner die Türen und Fenster, der Maurer füllt das Gerüst mit Ziegeln aus, aber bei den geringeren, den Hilfsarbeiten wirkt die ganze männliche Familie mit. Der Großstadtjunge sieht die Häuser aus der Erde wachsen, bemerkt anerkennend, daß sie so schnell fertig werden, und wohnt darin: wie sie jedoch entstehen, davon hat er keine Ahnung. Und wie in dieses Handwerkschaffen, so bekommt der Landknabe einen Einblick in alle Arten von Hantierungen; er ißt nicht bloß Fleisch und Gemüse, sondern er weiß auch, wie Vieh und Frucht gezogen wird: der Ackerbau absorbiert im Sommer seine Freizeit; die Pferde weiß er zu behandeln; die Haustiere gedeihen zum Teil unter seiner Pflege. Und nun das unmittelbare Leben in der freien Natur! Das Schauen und Lernen in Wald und Feld! Shakspere's Dichtungen zeigen uns, ein wie gründlicher Kenner der einheimischen Flora und Fauna Shakspere war: das alles hatte er aus der Belehrung seiner einfachen Lebensgenossen und aus eigener Anschauung, aus keinem Unterricht; wie genau er Bescheid wußte mit Vogel-, Fischfang und Jagd. Dazu die langen Winterabende am Kamin mit ihren Erzählungen von Geistern, Feen, Kobolden, Hexen, mit ihren Märchen, Sagen und sagenhaften Historien und mit ihrem reichen Schatz von gern gesungenen Volksliedern, von denen er so viele uns überliefert hat. Und das sollte eine anregungslose, inhaltleere Knabenzeit gewesen sein? Im Gegenteil: Der Knabe hatte den ungeheuren Vorteil vor unsern Stadtkindern, daß er lernen konnte, was er lernen wollte, und nicht, was er entgegen seinem Alter und seiner natürlichen Neigung lernen mußte: und bei seinem aufgeweckten Wesen, seinem lebhaften Tätigkeitsdrange hat er von der Langenweile —serer Stadtkinder nichts gewußt. Das alles hier lebendig, aus ner Erfahrung von Wetz geschildert zu sehen, ist ein Genuß,

wenn auch manches alte Stadtkind unter den Lesern ihn um seine frische, gesunde Jugend auf dem Lande beneiden wird.

Allerdings erfordert die höhere Geistesbildung, daß neben diese wertvolle Unterweisung des praktischen Lebens zur rechten Zeit der planmäßige wissenschaftliche Unterricht tritt. Das geschah in jener Zeit etwas früher als bei uns. Spätestens von sieben Jahren, nachdem er Schreiben und Lesen gelernt hatte, mußte der junge Shakspere in die Stratforder Lateinschule eintreten, die in ihrem sechsjährigen Kursus*) den Schüler emporführte von „den Sätzen für Knaben", Fabeln, Gesprächen (denn der mündliche Gebrauch des Lateinischen war für jene Zeit selbstverständlich) zu den vornehmsten römischen Dichtern, Ovid, Virgil, Horaz, Juvenal, Persius, Terenz, Plautus, Seneca; von Prosaisten wird nur Cicero genannt. Es ist also fraglos, das Shakspere nach sechsjährigem, fast ausschließlichem Latein-Unterricht mit Leichtigkeit Lateinisch lesen konnte. Wenn also Ben Jonson sagte, daß Shakspere wenig Latein konnte, so kann das bei diesem auf seine akademische Bildung so eitlen Manne nur heißen, daß seine philologischen, literarhistorischen und archäologischen Kenntnisse nicht bedeutend waren. Aber er konnte nach dessen Zeugnis, auch zwar „noch weniger", aber immerhin etwas Griechisch. Das muß dann Shakspere wohl in einem weiteren siebenten Jahre gelernt haben.

Mit vierzehn Jahren also mußte Shakspere die Lateinschule verlassen aus dem naheliegenden Grunde, weil es dort für ihn nichts mehr zu lernen gab. Was tat er nun von 1578 bis 1585, in welches Jahr man meist seine Uebersiedlung nach London setzt? — Schon oben ist erwähnt, daß Aubrey ihn zum Lehrling eines Metzgers macht, — ein trauriger Schritt von der Beschäftigung mit klassischen Dichtern in das Schlachthaus eines Metzgers, freilich nicht so schlimm, wie wir ihn uns nach heutigen Anschauungen vorzustellen geneigt sind. Denn das Metzger-Handwerk stand damals an sozialem Ansehen vor keinem andern zurück, ein Metzgermeister war z. B. John Shaksperes Mitbewerber um die Bürgermeisterwürde. Auch hat der junge Shakspere beim Hausschlachten gewiß mitgeholfen. Indessen ist die Ausübung dieses Gewerbes ohne eine gewisse Brutalität undenkbar; und der Jüngling, der uns zehn Jahre später als Platoniker, als zierlicher Petrarkist und überhaupt als der denkbar feinstfühligste Dichter ent-

*) Das Beste hierüber bei Th. S. Baynes: Shakespeare Studies. 1894.



gegentritt, in ein so brutales Gewerbe hineinzustoßen, wäre eine noch brutalere Schicksalsfügung als diejenige, welche den großen Dickens in seiner Jugend zwang, Wichse in Töpfe zu schmieren und zu verpacken. Die Vorstellung ist widrig; und wenn es möglich ist, wollen wir sie ausschließen. Nun, Aubreys Nachricht ist, wie oben bemerkt, schon dadurch unglaubwürdig, daß sie mit der absolut sinnlosen Behauptung zusammengekoppelt ist, daß der Jüngling „im hohen Stile“ Kälber geschlachtet und, bevor er eins niederschlug, eine Rede gehalten habe; sie ist ferner unglaubwürdig, weil der andere Teil derselben positiv falsch ist. John Shakspere war nicht Metzger, sondern Handschuhmacher; und wenn diese Nachricht falsch ist, warum soll die gleiche vom Sohne richtig sein? Sie wird drittens unglaubwürdig durch die Worte, die ihr folgen: „Da dieser William von Natur zur Dichtung und Schauspielkunst neigte, ging er“ — also aus dem Schlachthaus — „nach London, ich vermute (ei, ei!), von achtzehn Jahren.“ (Dann wäre also Shakspere von 14 bis 18 Metzger gewesen). Diesen Worten widerspricht nämlich eine andere Nachricht desselben Mannes: „Er verstand Latein ziemlich gut, denn er war in seinen jüngeren Jahren Schulmeister in der Provinz gewesen — also doch nicht Metzger. Für diese Nachricht führt er als Gewährsmann den Schauspieler William Beeston († 1682, mehr als achtzigjährig) an, dessen Vater eine Zeitlang in der Truppe Shaksperes gewesen war und der selbst für den besten Kenner der Bühnengeschichte galt. Der Schulmeister ist also glaubwürdiger, und jedenfalls hat er den Metzgerlehrling aus dem Leben Shaksperes hinausgeworfen; daß er aber positiv ist, kann auf Grund dieser einzelnen Aussage aus dritter Hand — Beeston sen., Beeston jun., Aubrey — nicht geglaubt werden. Aber noch einmal erscheint Shakspere als Metzgerlehrling in dem Reisebrief eines Rechtsgelehrten Dowdall, der im Jahre 1694 Stratford besuchte; der hat die Nachricht von dem Küster der Stratforder Pfarrkirche, der „über achtzig Jahre“ alt war. Sollen wir nun diesen uralten Mann, von dem niemand etwas weiß, z. B. nicht, ob er gedächtnisschwach oder als Fremdenführer unkontrollierbar geschwätzig war, als authentische Quelle betrachten? Unmöglich. Aubrey hat seine eigene Quelle selbst widerlegt, diese ist sehr zweifelhaft. Ich kann mich daher nicht entschließen, wie Wetz, Shakspere auch nur bedingungsweise des Metzgerhandwerk zuzuweisen. Etwas besser verbürgt ist die Lehrtätigkeit, aber auch sie steht auf schwachen Füßen. Mit vierzehn Jahren konnte Shakspeare schwer-

lich Hilfslehrer an einer Lateinschule werden; in der Zeit aber, wo er es hätte sein können, hält er sich in Stratford auf: er heiratet von 18 Jahren (1582) in Stratford, und seine älteste Tochter und seine Zwillinge werden ebenfalls hier, 1583 u. 1585, geboren. Er hätte also an der Stratforder Schule selbst unterrichten müssen, was allerdings nicht unmöglich gewesen wäre.

Am ehesten könnte man noch der von Wetz nicht erwähnten Ansicht Malones, Elzes und anderer beistimmen, daß er Advokatenlehrling in Stratford gewesen, d. h. nach der in England geübten praktischen Methode, Jura studiert hätte, aber nicht auf Grund eines bekannten Ausspruchs in der von Nashe geschriebenen Einleitung zu Greenes Menaphon (1589), dessen Beziehung auf Shakspere unmöglich ist, sondern wegen der eingehenden Kenntnis der juristischen Prozeduren, Formalien und technischen Ausdrücke, die der Dichter in allen seinen Dichtungen an den Tag legt. Der Lord Oberrichter Campbell führt in seinem über diese Frage veröffentlichten Buche*) zweierlei zur Stütze dieser Hypothese an: die Vorliebe, mit der Shakspere Ausdrücke, Vergleiche und Bilder aus dem Rechtswesen in seinen Dichtungen verwendet, und die sichere Kenntnis, die ihn auf dem noch heute den Laien so dunklen Gebiet des englischen Rechtsverfahrens in allen Fällen vor irgendwelchem Fehler bewahrt hat. Aber die Möglichkeit bleibt bestehen, daß er, einem allerdings merkwürdigen Hange folgend, wie Chalmers meint, alte Rechtsbücher**) studiert habe. Kurz also: wir wissen aus der genannten Zeit nichts mehr von Shakspere, als daß er heiratete und drei Kinder zeugte — wenn nicht noch der berühmte Wilddiebstahl in Frage käme.

Wetz hält auch diese Geschichte für unbegründeten Klatsch, worin ich ihm nicht beistimmen kann. Die Geschichte wird von drei voneinander ganz unabhängigen Personen erzählt: von zweien, die in der Nähe von Stratford wohnten gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, von dem Pfarrer Davies in einem literarhistorischen Werk und von einem Mr. Jones, dessen Großvater (nach Malone) zur Zeit des jungen Shakspere in Stratford wohnte, und schließlich von Rowe 1709, der von seinen Vorgängern nichts wissen konnte, da deren Aufzeichnungen erst im späteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts bekannt wurden. Außerdem ist Rowes Bericht über Shaksperes Wilddiebstahl in dem angrenzenden Charlecote und seinen

*) Shakespeares Legal Acquirement. London, 1859.
**) In Drake: Shakespeare and his Times (Paris, 1843, S. 23) sind sie angeführt. (Erste Ausgabe London, 1817.)

Konflikt mit dem Besitzer des Gutes, Sir Thomas Lucy, so ins einzelne gehend, daß er nicht bloß zusammengefabelt sein kann: manches Beiwerk mag falsch sein, der Kern, der Wilddiebstahl, ist richtig. War es bei Stratford doch auch bekannt, daß Shakspere sich irgendwo in seinen Dichtungen an Lucy für die üble Behandlung seiner Person gerächt hatte; daß er ihn, wie Davies erzählt, als Friedensrichter Clodpate (Schafskopf) eingeführt, der sich einen großen Mann genannt, und daß er ihm drei Läuse ins Wappen gesetzt habe — also eine offenkundige Beziehung auf die erste Szene der „Lustigen Weiber". Hier ist der Friedensrichter wohl ein clodpate, aber er heißt Shallow (Flach); und er hat „ein Dutzend luces" (Hechte) im Wappen, welche der Pfarrer Evans wegen der damals gleichen oder ähnlichen Aussprache als louses (Läuse) auffaßt. Die erste Strophe des Spottgedichtes auf Lucy, von dem Rowe berichtet, hat der genannte Mr. Jones aufgezeichnet; es muß also auch seinerzeit allgemein bekannt gewesen sein; und wenn diese Strophe natürlich im Laufe eines Jahrhunderts so vielfach geändert worden ist, daß in ihr nichts von Shaksperes Kraft und Feinheit zu erkennen ist, so weist doch das in ihr gebrauchte gleiche Wortspiel Lucy : lousy auf seine ursprüngliche Urheberschaft hin. Eine kleine Stütze erhält die Erzählung auch durch die Tatsache, daß Sir Thomas Lucy 1584/5, also um die Zeit, wo der Diebstahl stattgefunden haben muß, Parlamentsmitglied war und als solches einen Antrag zur schärferen Bestrafung von Wilderern einbrachte. Daß das Wildern damals mehr als gewagter Sport denn als Verbrechen angesehen wurde, ist bekannt; im Lustigen Teufel von Edmonton von unbekanntem Verfasser brechen die Honoratioren eines Dorfes, darunter der Pfarrer, nächtlicherweile in den Wildpark ihres Gutsherrn ein, was zu nichts weiter als komischen Situationen führt.

Daß der Wilddiebstahl nicht die Ursache, sondern bloß die Veranlassung war zu der Flucht Shaksperes nach London; daß die Ursache vielmehr des Jünglings Neigung zum Theater und sein erwachter dichterischer Drang war, darin hat Wetz recht.

Von großem Wert ist das erste Kapitel des Buches: „Die Theorie vom ungebildeten Schauspieler Shaxper aus Stratford", dessen nähere Betrachtung schon wegen der Vielfältigkeit des Inhalts hier ausgeschlossen werden muß. Ausgehend — eben nur ausgehend — von der unwissenden Einbildung der Bacon-, Rutland- usw. ianer, daß Shakspere, von Hause aus ganz ungebildet

und als Schauspieler auf der untersten gesellschaftlichen Stufe stehend, unmöglich die unter seinem Namen bekannten Dramen geschrieben haben könne, widerlegt er sie eingehend unter Anführung vieler zeitgenössischer Zeugnisse. Er zeigt, daß die unter dem Schutz eines hohen Adligen, dessen Namen sie führten, stehenden Gesellschaften sozial hoch über dem namenlosen schauspielerischen Vagabundentum standen — eine seit sehr langer Zeit dem Fachmanne bekannte, von jenen nicht gewußte Tatsache; daß unter ihnen auch akademisch gebildete Männer mitwirkten; daß die hervorragenden Künstler mit den damaligen Dichtern und hochgebildeten Literaten in dauernder Berührung waren und von diesen gepriesen wurden; daß sie wegen ihrer hohen Einnahmen von diesen beneidet wurden und dementsprechend eine angesehene gesellschaftliche Stellung behaupteten; daß einige von ihnen, unter ihnen Shakspere, von den meist hochgebildeten Edelleuten geschätzt wurden. Wetz führt dann die Hauptaussprüche an, welche Shakspere als berühmten Dichter und angesehenen Bühnenkünstler zeigen, und schließt mit dem heute nicht mehr zu bestreitenden Urteil, daß „Shakespeare die Bildung seiner Zeit voll in sich aufgenommen hatte“.

Das bedeutendste ist das sehr lange letzte Kapitel über Shakesperes Literaturkenntnis und künstlerische Persönlichkeit; es ist ebenfalls viel zu inhaltreich, um hier eine auch nur summarische Behandlung zu gestatten. Nur soviel sei zur Kennzeichnung des Wetzschen Standpunktes gesagt. Farmer behauptete 1767 in seinem Essay über Shaksperes Wissen, daß seine wissenschaftliche Bildung sehr gering gewesen sei; er sollte niemals ein fremdsprachliches Buch im Urtext, sondern nur in Uebersetzungen gelesen haben, obgleich doch auch schon damals bekannt war, daß er die Lateinschule seiner Vaterstadt besucht hatte. Es lag also doch sehr nahe, anzunehmen, daß er des Plautus Menaechmi und Amphitruo, auf denen sein nach meiner Ansicht frühestes Drama, Die Komödie der Irrungen, beruht, in der Schule gelesen hatte; es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß er mit diesem (freilich in London umgearbeiteten) Drama in der Tasche an einer hauptstädtischen Bühne anzukommen suchte. Nach Farmer soll er auch die Menaechmi in einer Uebersetzung gelesen haben. — Aber es gab ja damals keine! Die erste erschien erst 1595. — Dann mußte Shakspere diese im Manuskript gelesen haben. — Also Farmer nimmt lieber etwas an, wofür jede wissenschaftliche Begründung unmöglich ist, ehe er das Selbstverständliche zugibt, daß Shakspere Plautus im Urtext gelesen

hatte. Aber trotz dieser pedantischen Durchführung eines ziemlich sinnlosen Standpunktes wurde das Buch in demselben Jahre und ferner 1789 und 1821 neu aufgelegt und hat seine verdunkelnde Wirksamkeit etwa ein Jahrhundert lang geübt; die Sage von Shaksperes Unbildung liest man bei Nichtkennern, wie Bleibtreu u. a., noch heute.

Bedauerlicherweise steht auch derjenige Mann, dessen emsiger und erfolgreicher Forschung wir nächst Malone die meisten Daten über Shaksperes Leben und seine Umgebung verdanken, auf einem von dieser Anschauung beeinflußten, veralteten Standpunkt. Halliwell gesteht Shakspere zwar eine gewisse Kenntnis des Lateinischen, auch ein bißchen Französisch und Italienisch zu, hält aber seine Gesamtbildung für unbedeutend und glaubt, daß er von seinem Abgang von der Schule ab bis zu seiner Uebersiedelung nach London, die erst 1588 stattgefunden haben soll, also zehn Jahre lang, keinerlei geistige Anregung gehabt, d. h. alles in der Schule Gelernte vergessen und als ein richtiger Bauerntölpel nach London gegangen sei. Halliwell hat von der Gabe, welche unser Elze in öfters zu reichlichem Maße zeigt, zu wenig: nämlich Phantasie. Wir befinden uns nicht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wo die Wiedergeburt des Geistes in England erst einsetzt, sondern am Ende, wo die englische Renaissance ihre höchste Blüte in London erreicht hat, Shakspere selbst ist ihre Kulmination. Wenn wir uns nun einerseits das gelehrte, sprachen- und literaturkundige, geistsprühende Literatentum Londons um 1590 vorstellen und andererseits einen von jeder geistigen Bildung entblößten, unbeholfenen Kleinstädter, der da hineintaumelt, so gehört wirklich nur geringe Phantasie dazu, um sich zu sagen, daß solch ein armer Schlucker unter diesen Großhändlern des Geistes sich wahrscheinlich niemals, bestenfalls erst nach vielen Jahren eine Stellung hätte erwerben können. Shakspere aber wird schon 1592 von einem der bedeutendsten Dichter, Greene, beneidet und darum geschmäht. Nach Halliwell sollten in Stratford überhaupt nur zwei, höchstens drei Dutzend Bücher vorhanden gewesen sein. Diese waghalsige Annahme grenzt an Selbstblendung. Der Buchdruck bestand doch schon seit 1480, und die alten Volkssagen, eine Reihe von Chroniken, massenhafte Dichtungen und Novellen, massenhafte Uebersetzungen aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen und, allerdings weniger, aus den alten Sprachen, zahlreiche Werke hoher Geistesbildung und Gelehrsamkeit lagen im Druck vor. Und in Stratford lebten etwa ein Dutzend gelehrte Männer, ein halbes Dutzend Rechtsanwälte, Aerzte, Geistliche,

klassische Philologen, und von denen sollte jeder nur drei Bücher besessen haben? Dann wäre also die Renaissance auf London und die beiden Universitäten beschränkt gewesen und hätte keinen Strahl ins Land hinausgeschickt.

Gegen diesen unhaltbaren Standpunkt macht nun Wetz bei voller Anerkennung der Bedeutung dieses Gelehrten energisch Front. Der mit der Geisteskraft angeborene Wissenstrieb nimmt nicht widerwillig die Schulbildung in sich auf, verschläft nicht die frischeste, fruchtbarste Jugendzeit, um mit 24 Jahren verspätet — wodurch? — erweckt zu werden, sondern er bricht sich durch die Ungunst der Verhältnisse und alle Hindernisse Bahn. Das zeigt Wetz an Johann Caspar Schiller, der aus der niedrigsten Lebensstellung mit der geringsten Schulbildung sich zum Major und volkswirtschaftlichen Schriftsteller emporarbeitet, und an dem noch drastischeren Beispiel von Robert Burns. Dieser ist niemals etwas anderes als Bauer gewesen und mit den schwersten, schmutzigsten Arbeiten beschäftigt und doch nach Shakspere und Byron der größte englische Lyriker geworden; sein unstillbarer Wissensdrang, der ihm auch hinter dem Pfluge keine Ruhe ließ, hat es ihm ermöglicht, in den Jahren 1786/7 in der gebildetsten und vornehmsten Gesellschaft Edinburgs ohne Anstoß und wegen seiner Intelligenz bewundert zu leben.*) So ist es auch undenkbar, daß Shakspere von 36 Jahren die geistige Höhe hätte erreichen können, auf der sein Hamlet steht, wenn sein durch geniale Anlagen unterstützter Entwicklungsdrang ihn nicht unablässig emporgetrieben hätte. Wetz verweilt dann in einzelnen (wie vor ihm Drake, Elze, Rolfe**), Anders***) auf den Werken, die er wahrscheinlich schon in Stratford gelesen hat.

Wenn wir die ruhige Kraft, die strenge Kritik, den klaren, eleganten Stil, die Fülle des Geistes und eines vielfach ganz neu verwandten Wissens bewundern, die in dieser Schrift zutage treten, so müssen wir bedauern, daß es Wetz vom Schicksal versagt war, die vielen noch übrigen strittigen Fragen von Shaksperes Leben mit der gleichen überlegenen Einsicht zu behandeln; daß dieses das letzte Werk war, das dieser reichbegabte, edle Mensch und hervorragende Gelehrte der Welt hinterlassen durfte, füllt uns mit Trauer.

---

*) Vergleiche die Darstellung dieser Situation in dem Aufsatz des 86. Bandes dieser Zeitschrift: Robert Burns' Glück und Ende.
**) Shakespeare the Boy. London 1897.
***) Shakespeare's Books. Berlin, G. Reimer. 1904.

Die deutsche Kultur im Spiegel englischer Urteile.

Von

Carl Dietz.

Ende Dezember und Anfang Januar hat die Londoner Times eine Reihe von Briefen aus ihrem Leserkreise über den Wert der deutschen Kultur und die Leistungen der Deutschen in Kunst und Wissenschaft veröffentlicht. Unter den Briefschreibern befinden sich einige hervorragende Männer Englands. Deshalb seien die Briefe in wortgetreuer Uebersetzung mitgeteilt. Sie werden sicherlich überall in Deutschland mit großem Vergnügen gelesen werden ebenso wie der Leitaufsatz, mit dem die Times die Aussprache in ihren Spalten schloß. Diesen Bekenntnissen irgend ein Wort hinzuzufügen, dürfte überflüssig sein; zur Beurteilung englischer Denkart sind sie jedenfalls sehr interessant. Sie zeigen, wie der Aufruf der deutschen Professoren jenseit des Kanals gewirkt hat, und es ist vielleicht gut, daß auch wir das Echo hören, das er hervorgerufen hat. Denn wie man auch über die Londoner Times urteilen mag, es bleibt bestehen, daß sie noch heute die einflußreichste Zeitung in der ganzen englisch sprechenden Welt ist. Die Briefe mögen nun in der zeitlichen Ordnung folgen, in der sie in der Times erschienen.

1. Times vom 22. Dezember 1914.

„Hermann ist ein Deutscher."

Ein Ueberblick über teutonische Anmaßungen.

An den Herausgeber der Times.

Geehrter Herr, Es ist erstaunlich, daß man immer noch britische Gelehrte und Politiker findet, die von „unserer geistigen Schuld an Deutschland" sprechen. Man hätte vermuten können, daß nach den Lehren des jetzigen Krieges deutsche Großmäuligkeit (**bluster**) nach

ihrem wahren Wert eingeschätzt würde. Aber Theorien, die in Deutschland aufgestellt waren (made in Germany), sind bei der Wertschätzung ihrer Urheber sowohl in England als auch im Amerika, wo ja die ganze jüngere Generation gehorsam zu den Füßen „teutonischer“ Professoren gesessen hat, so lange einfach angenommen worden, daß es schwierig geworden ist, sie in ihrem wahren Lichte zu sehen. Es ist daher der Mühe wert, einmal mit kühlem Verstande zu prüfen, was Deutschland wirklich für die Kultur und den Fortschritt der Wissenschaft geleistet hat.

Was die Musik angeht, so kann ich nichts darüber sagen, denn ich bin nicht musikalisch. In der Literatur hat Deutschland Goethe, der die erste Stelle einnimmt. Heyne (so!) war ein Jude, der die Deutschen als Barbaren ansah. Schiller, der am meisten deutsche unter den deutschen Schriftstellern, war ein Milch- und -Wasser Longfellow. In der Philosophie haben sie Kant und Hegel, aber Kant war mehr als halber Schotte seinem Ursprung nach, und es ist schwer zu sagen, was aus der Hegelschen Philosophie geworden wäre, wenn die deutsche Sprache entwickelter (more cultivated) gewesen wäre. In den Naturwissenschaften ist keiner der großen Namen deutsch. Wir sehen uns vergebens nach einem um, der Newton, Darwin, Faraday, Laplace oder Pasteur an die Seite gestellt werden könnte. Sogar in der angewandten Naturwissenschaft ist kaum eine der großen Erfindungen der neueren Zeit — die Dampfmaschine, der Telegraph, das Telephon, der Kraftwagen, das Flugzeug, die drahtlose Telegraphie — in Deutschland gemacht worden.

In meinen eigenen Studiengebieten ist es dieselbe Geschichte. Bopps indo-europäische Sprachfamilie war (wie gewöhnlich, ohne Namensnennung) dem Sir William Jones gestohlen, und die Entzifferung der Hieroglyphen und Keilinschriften verdanken wir französischen und britischen Gelehrten. Im Jahre 1881 sagte der Aegyptologe Dr. Lepsius, ein vornehm denkender Mann und Gelehrter der alten Schule, zu mir: „Wenn uns eine neue Inschrift in den Weg kommt, wenden wir uns zuerst an Dr. Birch (den Kustos der orientalischen Abteilung des Britischen Museums), um sie zu entziffern, und dann können wir sie philologisch erklären“, und was er sagte, schloß eine Welt von Wahrheit (a world of truth) ein. Die Deutschen können fleißig Silben und Worte zählen und häufen Bände von Registern an, sie können sich anderer Leute Entdeckungen im Interesse der „Kultur“ aneignen; aber darüber hinaus bekommen wir von ihnen, wie ich mich seit Jahren in dem Gebiet der orien-

talischen Archäologie zu zeigen bemüht habe, nur Theorien, die keine Rücksicht auf die Tatsachen nehmen, obgleich man uns sagt, sie müßten als unfehlbar angesehen werden, da sie ja aus Deutschland kommen.

Porson hatte wahrscheinlich recht, als er schrieb:

The Germans at Greek
Are sadly to seek;
Not one in five-score,
But ninety-nine more;
All, all except Hermann,
And Hermann's a German.

Je weniger man von der Kunst sagt, umso besser ist es. Deutscher Geschmack in der Baukunst und in der Kleidung ist sprichwörtlich. Und ebenso wenig ist man der Meinung, daß sich das deutsche gesellige Leben durch besondere Anmut auszeichne. Ein Volk, das die Kunstschätze Belgiens und Ostfrankreichs zerstört, das seine Kanonen absichtlich auf die edelsten und geheiligtsten Gebäude gerichtet, das mutwillig die Bücher und Handschriften der Vergangenheit verbrannt hat, hat sich selbst außerhalb des Kreises der kultivierten und zivilisierten Völker gestellt. Die Deutschen sind noch, was sie vor 15 Jahrhunderten waren, die Barbaren, die über unsere (!!) Vorfahren herfielen und die Zivilisation des römischen Weltreichs zerstörten. Tausend Jahre lang hing die Drohung deutscher Eroberung über Westeuropa, bis endlich die Eroberer in brudermörderischem Streit untergingen oder von der älteren Bevölkerung aufgesaugt wurden, und die „finstere Zeit" ihr Ende erreichte.

Wir müssen vertrauen, daß sie nicht wiederkehrt hinter einer Lawine von teutonischer Barbarei, und daß die Deutschen ihren alten Beruf als die geistigen „Holzhacker und Wasserschöpfer" für Westeuropa wieder aufnehmen. Deutschland hat keine alte Kultur, auf die es zurückgreifen könnte, und was das bedeutet, kann man am besten verstehen, wenn man den Gegensatz zwischen deutscher Roheit in dem gegenwärtigen Kriege und der Ritterlichkeit der zivilisierten Japaner in ihrem Krieg mit Rußland bedenkt.

Hochachtungsvoll
A. H. Sayce.

Queen's College, Oxford, Dec. 19.

Der Rev. Archibald Henry Sayce, M. A., L. L. D., D. D., Fellow von Queen's College, Oxford, seit 1869, ist jetzt 68 Jahre alt und Professor der Assyriologie in Oxford. Er hat eine große

Anzahl Bücher über orientalische und alttestamentliche Dinge geschrieben, seit der Mitte der 90er Jahre scheint aber seine erstaunliche Fruchtbarkeit allmählich versiegt zu sein. Der in dem Brief erwähnte Richard Porson (1759—1808) ist ein bekannter englischer Graecist.

2. Times vom 23. Dezember 1914.

a) Deutsche Professoren und deutsche Anmaßung.

Geehrter Herr, Herr Professor Sayce hat heute in der Times die Seifenblase der deutschen Anmaßung gründlich aufgestochen, indem er zeigt, daß Deutschlands Anspruch, der Herold der Kultur und des wissenschaftlichen Fortschritts zu sein, ebenso hohl (hollow) ist wie sein Gefühl für Ritterlichkeit und Menschlichkeit. Zu der langen Liste der Gebiete — Naturwissenschaften, Literatur, Altertumskunde, Philosophie, Astronomie, Kunst, Architektur und Archäologie — in denen, wie er sagt, keiner der führenden Namen von Deutschen getragen wird, können viele andere hinzugefügt werden, Landwirtschaft, Bewässerung, Urbarmachung, Entwässerungsanlagen, Polar- und überhaupt geographische Forschung, Gesundheitswesen und verschiedene Zweige der Chirurgie und Medizin.

Preußen ist es, das so laut und prahlerisch die Verdienste und Vorteile der deutschen Kultur verkündet, und doch würde es ganz leicht sein zu zeigen, daß sehr wenige von den Deutschen, die auf dem einen oder andern Gebiet des geistigen Lebens berühmt sind, diesem Militärstaat angehören. Z. B. ist nur einer der großen deutschen Komponisten ein Preuße — nämlich Meyerbeer, der ein jüdischer Berliner war (a Jew Berliner). Beethoven ist zwar in Bonn geboren, aber damals war Bonn noch keine preußische Stadt. Obgleich die Musik am häufigsten als das ganz besondere Gebiet teutonischer Ueberlegenheit angeführt wird, so beweist doch nichts besser als gerade die Musik die Falschheit der Behauptung der deutschen Professoren, daß „ohne den deutschen Militarismus die deutsche Kultur schon lange in der Welt vernichtet worden wäre". Von den 15 am meisten bekannten deutschen Komponisten wurde die Mehrheit berühmt zu der Zeit oder nach der Zeit, als die militärische Demütigung Deutschlands begonnen und ihren tiefsten Stand erreicht hatte; und alle außer Bach, Händel, Wagner, Brahms und Richard Strauß standen auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes in der Zeit zwischen dem Niedergang der Militärmacht nach den Großtaten Friedrichs

des Großen und den letzten Kriegen Preußens und Deutschlands seits 1864. Es ist erstaunlich, wie Herr Professor Sayce hervorhebt, daß britische Gelehrte so oft auf „unsere geistige Schuld an Deutschland" hinweisen, daß so viele Leute in England und in Amerika damit zufrieden sind, zu den Füßen teutonischer Professoren zu sitzen, und daß die Lehren dieses Krieges nicht das Ergebnis haben, daß man die Anmaßungen dieser Professoren nach ihrem wirklichen Werte einschätzt.

Der berüchtigte Aufruf über den Krieg, den die deutschen Professoren zu unterzeichnen sich kürzlich herbeiließen, war ausgezeichnet durch die schamlose (unabashed) Darlegung offenkundiger Unwahrheiten. Wenn diese „Intellektuellen" ähnliche Angaben inbezug auf irgend eine wissenschaftliche Untersuchung gemacht hätten, so würden sie ihr Ansehen für alle Zeit unrettbar geschädigt haben. Und doch sind das die Leute, mit deren Methoden und Unterrichtssystem eine Königliche Kommission die Universität London germanisieren wollte, und mit deren Hilfe einige deutschfreundliche britische Lehrer — deren Meinung über die Ausbildung der Studenten der Medizin beeinflußt und verwirrt wird durch die Gelegenheiten, die man den geprüften Kandidaten für Forschungszwecke in den vom Staate unterhaltenen Universitäten im „Vaterlande" bietet — unser eigenes ausgezeichnetes britisches System des medizinischen Unterrichts und der ärztlichen Prüfungen verdrängen wollten. (!!)

Hochachtungsvoll

Henry Morris.

8 Cavendish-square, W., December 22.

Mr. Henry Morris, F. R. C. S., M. A., ist „**Senior Surgeon**" und ehemaliger „**Lecturer on Surgery and Anatomy**" am **Middlesex Hospital**, „**Member of Council and Chairman of Court of Examiners** des **Royal College of Surgeons**".

b) Hermann ist ein Deutscher.

Geehrter Herr, Herrn Prof. Sayces Ableugnung einer „geistigen Schuld an Deutschland" darf nicht ohne Widerspruch bleiben. Man sollte meinen, es sei unmöglich an Newton zu denken, ohne gleichzeitig auch an Kepler, oder an Pasteur ohne an Koch zu denken. Laplaces Name ist den Leuten besser bekannt als der Eulers, und man kann begreiflicherweise verschiedener Meinung sein, wem von beiden der

Vorrang gebührt, aber viele würden Euler an erster Stelle nennen. In seinen eigenen Studiengebieten mag Herr Professor Sayce der Wahrheit näher kommen. (!)

Hochachtungsvoll
H. H. Turner.

University Observatory, Oxford.

Prof. Herbert Hall Turner, D. Sc., F. R. S., ist Sullivan Professor der Astronomie in Oxford seit 1903.

3. Times vom 24. Dezember 1914.

Hermann ist ein Deutscher.

Geehrter Herr, Obwohl ich im allgemeinen ganz und gar mit der Ansicht übereinstimme, die Herr Professor H. H. Turner über unsere Schuld an deutsche Gelehrsamkeit heute in der Times äußert, so möchte ich doch den Leser daran erinnern, daß der Mathematiker Euler, den Herr Prof. Turner erwähnt, nicht Deutscher sondern Schweizer war. Er wurde in Basel geboren und besuchte dort die Universität. Die meisten seiner Schriften sind nicht deutsch sondern lateinisch geschrieben, einige französisch. Wenn man demgegenüber anführen sollte, daß er 25 Jahre in der Akademie der Wissenschaften in Berlin zubrachte, so darf man darauf hinweisen, daß er 28 Jahre der „Petrograder" Akademie angehörte, und daß der größere Teil seiner Forschungen in den Berichten dieser Akademie veröffentlicht ist.

Florian Cajori.

7, Gordon-street, W. C., December 23.

In derselben Nummer der Times erhebt Herr Bernard Holland lebhaften Einspruch gegen „the wild notion of Prof. Sayce", daß die Angelsachsen bloße Seeräuber gewesen seien, die weder große noch bleibende Spuren in „unserer" Geschichte hinterlassen hätten. Darauf antwortet Sayce in der Times vom 28. Dezember, daß das englische Volk der Rasse nach zu dem frühneusteinzeitlichen Typus (early neolithic type) gehöre, woran sich noch eine weitere Erörterung dieser Frage anschließt, die hier wegbleiben soll.

4. Times vom 26. Dezember 1914.

Deutsche Ansprüche in den Naturwissenschaften.

Geehrter Herr, Ich wünsche die Angaben von Herrn Prof. Sayce zu bestätigen über die irrtümliche Ansicht, die weit verbreitet ist, als ob englische Gelehrte „zu den Füßen der Deutschen säßen" und als ob die Deutschen in naturwissenschaftlicher Forschung überlegen

seien. Dieser Irrtum beruht auf den unverantwortlichen Herzensergüssen (gush) junger Leute, die die Vorteile der zahlreichen und gut ausgestatteten Laboratorien der deutschen Universitäten genossen und die die deutsche Sprache — wie ich — auf deutschen Universitäten gelernt haben. Es ist eine Tatsache, daß die deutschen Einrichtungen für Forschungszwecke (advanced study) ausgezeichnet und zahlreich sind, hier wie in anderen Studiengebieten, die vom Staate gepflegt werden, aber es gibt, und es hat immer in Deutschland weniger Männer gegeben als in Frankreich, England oder Rußland, die mit genug Initiative und Geisteskraft begabt sind, um eine neuartige wichtige Untersuchung zu unternehmen und sie zu einem klaren und endgültigen Ergebnis zu führen. Die Deutschen leisten hervorragendes, wenn sie den Spuren der Forschung folgen, die von anderen Leuten herrühren, und wenn sie fleißig eine Fülle von Einzeluntersuchungen anstellen, die angeregt sind durch die Ergebnisse, die englische oder französische Entdecker erzielt haben. Natürlich sind einige wirklich epochemachende Entdeckungen von Deutschen gemacht worden, von denen die bedeutendste im vergangenen Jahrhundert vielleicht die Einführung der Spektralanalyse durch Bunsen und Kirchhoff war. Oft, aber durchaus nicht ohne Ausnahme (!), haben die Deutschen, besonders seit 1870, die *Geschichte der Wissenschaft gefälscht* in den umfangreichen Abhandlungen, die von ihnen geschrieben wurden und die absichtlich die Ansprüche anderer auf Entdeckungen und fruchtbare Einfälle stillschweigend übergingen, obwohl doch auf diesen ihre eigene Arbeit aufgebaut war.

Jetzt hat man ja allgemein die ruhmredige Verlogenheit des deutschen Volkes kennen gelernt. Es würde eine langwierige Aufgabe sein, einzelne Fälle zu erläutern und zu erörtern. Ich will die Frage unbeantwortet lassen, ob es der Gerechtigkeit entspricht, Kepler zu erwähnen, wenn man von Newtons Verdiensten spricht, aber mit Nachdruck muß ich darauf hinweisen, daß Herr Prof. Turner einen unglücklichen Fehler begangen hat — der zweifellos durch die Tatsache erklärt wird, daß er kein Biologe ist — als er es wagte, Robert Koch in Berlin neben Pasteur zu stellen. *Ich kannte die beiden Männer persönlich.* (!) Die einzige Art, in der man an Koch in Verbindung mit Pasteur denken kann, ist die Erinnerung an *die preußische Unverschämtheit und Unhöflichkeit*, mit der Koch den großen Franzosen angriff. Lange nachdem Pasteur festgestellt hatte, daß die Ursache der Fäulnis, der Gärung und einer Reihe von Krankheiten in der Entwicklung von Mikroorganismen

zu suchen sei, und nachdem er Methoden der Immunisierung entdeckt hatte, erschien Koch auf dem Plan. Er war Schüler des Botanikers und Bakteriologen Prof. Ferdinand Cohn in Breslau und hatte von ihm gelernt, die Methoden der Kulturenbearbeitung, wie sie Botaniker bei Versuchen mit Gartenerde anwenden, auf die Untersuchung der krankheiterzeugenden Bakterien anzuwenden. Er entdeckte den Tuberkelbaccillus, nachdem Hansen vorher den des Aussatzes entdeckt hatte, während viele andere Forscher nach dem Vorgange Pasteurs schon vorher andere krankheiterregende ansteckende Bakterien entdeckt hatten. Später beobachtete(!) er den Baccillus, der mit der cholera asiatica verbunden ist. Aber in keinem von beiden Fällen kam er zu irgend welchen Ergebnissen von allgemeiner Bedeutung. Er hatte zu einer Zeit seine Laboratorien in Berlin voll von Studierenden der Bakteriologie, die er in den Methoden der Entwicklung und Färbung der Bakterien unterwies. Durch sie wurde — auf die gewöhnliche deutsche Weise — sein Name ausposaunt und gefeiert über sein Verdienst hinaus als der eines wunderbaren Entdeckers. Er war nichts dergleichen; tatsächlich fehlte es ihm an Scharfsinn, und er war unfähig über die Beobachtung der Grundtatsachen hinauszugehen, was ihn zu Entdeckungen von allgemeinerem Wert und Bedeutung hätte führen können. Koch mit Pasteur zu vergleichen, heißt einen Deutschen, der durch Fleiß und mäßige Begabung einige einfache Beobachtungen machte, so wie sie andere auch gemacht hatten, indem sie Pasteurs Methode folgten, mit dem neuschaffenden französischen Genie selbst vergleichen, der ein neues Feld der Naturwissenschaft und ein neues Zeitalter der Heilkunst schuf und entwickelte.

Ich darf wohl noch hinzufügen, daß der verstorbene Professor Huxley mit mir oft über das übertriebene Ansehen sprach, das die Deutschen wegen ihrer Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Begabung sich selbst geschaffen hätten, und ferner, daß erst vor einem Monat in der letzten Unterredung, die ich mit meinem alten Freunde Ingram Bywater hatte, er mir ausführlich die Grundlosigkeit der Ansicht auseinandersetzte, daß deutsche Gelehrsamkeit ursprünglicher und besonders wertvoller Art sei. Er schrieb dieses Ansehen ihrer sich selbst anpreisenden Art und dem Mangel an Ehrlichkeit und gutem Geschmack in den Handbüchern zu, mit denen viele von ihnen die akademische Welt überfluten.

Hochachtungsvoll

E. Ray-Lankester.

Bei Herrn Ray-Lankester hinzuzufügen, wer er ist, dürfte fast überflüssig sein, denn er hat — nicht zuletzt durch Briefe an die Times — dafür gesorgt, daß man wenigstens seinen Namen kennt. Er ist M. A., L. L. D., F. R. S. 1875; Hon. Fellow of Exeter College, Oxford, korresp. Mitglied des Institut de France und einer Reihe russischer, böhmischer, italienischer und amerikanischer, aber, soweit ich sehe, keiner deutschen Akademie. Bis vor einigen Jahren war er Direktor der naturwissenschaftlichen Abteilung des Britischen Museums.

5. Times vom 28. Dezember 1914.

Der deutsche Geist in der Wissenschaft.

a) Geehrter Herr, Porsons Epigramm auf Hermann zeigt seinen Witz, der, nebenbei, einem griechischen Epigramm entlehnt ist. Aber es ist seltsam, daß Herr Professor Sayce es als einen ernsthaften Beitrag zur Geschichte ansieht. Sein Brief vom letzten Dienstag ist voll von tollen (wild) Theorien und Ungereimtheiten. An einer Stelle sagt er, daß die Deutschen geistige „Holzhacker und Wasserschöpfer" in der Wissenschaft sind, was doch wohl Vermittler von Tatsachen bedeuten soll; an anderer Stelle sagt er, daß sie nur Theorien aufstellen, die keine Beziehung zu Tatsachen haben. Herr Professor Sayce scheint zu meinen, daß das Verbot, Schulden an Deutsche zu bezahlen sich auch auf geistige Schulden erstreckt. Natürlich mit der Erinnerung an den Brand von Löwen und das Blutbad in Scarborough noch frisch in unserem Gedächtnis ist es schwer, unserer geistigen Schuld an Deutschland gerecht zu werden; aber fast jeder Gelehrte und Mann der Wissenschaft wird zugeben, daß sie ungeheuer ist. Es ist jetzt nicht die Zeit dabei zu verweilen. Aber diejenigen von uns, die am meisten der deutschen Bildung verdanken (die natürlich auch ihre schwächeren Seiten hat, wie alle menschlichen Dinge), haben mit dem lebhaftesten Schmerz gesehen,

[illegible] sten Zwecke benutzt worden

[illegible] n haben wir gesehen, wie

[illegible] und Gelehrsamkeit irre

[illegible] ereinst seinen wahnsinnigen

[illegible] wieder gesund werden wird.

[illegible] rordentliche Behauptungen

[illegible] Land der englischen Rasse

[illegible] hr tüchtiges Volk sind in

[illegible] erheben.

Percy Gardner.

Percy Gardner, Litt. D., F. S. A., ist Professor der klassischen Archäologie in Oxford seit 1887; korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften u. a. m.

b) Geehrter Herr, „Hermann ist vielleicht ein Deutscher", aber Forscher, in den Naturwissenschaften auf jeden Fall, werden fortfahren ihre „geistige Schuld an Deutschland" anzuerkennen, und sie können das tun, ohne Newton und Darwin von ihrem stolzen Platz zu verdrängen oder die Schuld zu verringern, die Deutschland uns schuldig ist. Ich hatte eine Liste berühmter deutscher Namen hingeschrieben, aber da sie für Ihre wissenschaftlich gebildeten Leser nicht nötig ist, und den andern doch nicht viel sagen würde, so lasse ich sie lieber weg.

Auf jeden Fall führt es nur zu endlosen und unfruchtbaren Erörterungen, wenn man einen Namen gegen den andern ausspielt. Selbst wenn wir annehmen, daß die Deutschen nicht dieselben geistigen Fähigkeiten wie die Russen, Franzosen oder Briten hätten (und darin liegt der Kern der Bemerkungen des Herrn Prof. Sayce), so bleibt die Welt doch umso reicher durch das, was sie haben; und zum Glück kann es nicht durch irgend eine Anzahl von Professoren gestohlen werden. Unsere jetzige Aufgabe ist der Kampf, und wir müssen fortfahren zu kämpfen wie Männer; wir mögen meinetwegen Einspruch erheben gegen Greueltaten, aber nicht mit gehässigen Vergleichen Zeit verlieren. Wenn der Friede wieder hergestellt ist und die wissenschaftliche Arbeit wieder aufgenommen wird, wird die Arbeit eines jeden ehrlichen Mitarbeiters willkommen sein wie bisher, ganz gleichgiltig welchem Volk er angehört; und sollte ein Genius auferstehen, so werden die weisen Männer nicht warten und überlegen, in welches besondere Land sie reisen müssen, um ihre Huldigung darzubringen.

Ihr sehr ergebener

Wimbledon. F. A. Bather.

Mr. F. A. Bather, D. Sc., F. G. S., ist Kustos in der geologischen Abteilung des Britischen Museums seit 1902.

6. Times vom 29. Dec. 1914.

Die Triumphe der deutschen Kultur.

Geehrter Herr, Es ist eine alltägliche Beobachtung, daß jemand mit dem nötigen Selbstbewußtsein andere dazu überreden kann, ihn nach seiner eigenen Wertschätzung gelten zu lassen. Die Deutschen

haben ihre „Kultur" so laut in alle Welt hinausposaunt, daß die Gedankenlosen begonnen hatten, wirklich daran zu glauben. Unter den sonstigen Tugenden der deutschen Professoren, die jene erstaunliche Kundgebung erlassen haben, findet Bescheidenheit keinen Platz. Wir sollen alle zu ihren Füßen sitzen, denn deutsche „Kultur" muß die Welt beherrschen, in der Wissenschaft, in der Literatur, in der Lebensart! und — der Himmel bewahre uns! — in der Kunst.

Die Briefe in Ihren Spalten von Herrn Prof. Sayce, Sir Henry Morris und anderen haben genügend die Hohlheit der deutschen Ansprüche auf Entdeckungen in vielen Gebieten der Wissenschaft und Literatur auseinandergesetzt. Niemand wird ihre Ueberlegenheit in der Musik bestreiten, aber ihr Anspruch auf hervorragende Leistungen in den andern Künsten ist für einen Künstler einfach erstaunlich (amazing). Deutschland hat nur zwei wirklich große Maler hervorgebracht, die beide, ausdrücklich seis bemerkt, Süddeutsche waren; keinen großen Bildhauer, das wunderbare Erzwerk des Peter Vischer ist ja nur Kleinarbeit (being on a small scale); ihre gotische Baukunst wurde von den Franzosen entlehnt und von ihnen verdorben; und ihre Renaissancearbeiten, wenn sie nicht an das Groteske streifen, sind ganz alltäglich.

Die besten Werke der Baukunst in Deutschland sind die romanischen Bauten, die denen der Lombardei nachgeahmt sind. Es fehlt ihnen an der feineren Anmut, oft sind sie plump und schlecht proportioniert, zuweilen, wie z. B. die westlichen Türme von Maria Laach, ganz häßlich, aber sie haben einen kräftigen, männlichen Charakter, der für sie spricht. Ihre Gotik wurde aus Frankreich herübergenommen, ziemlich spät, und ist nicht bodenständig entwickelt, der Kölner Dom ahmt den von Amiens nach, dessen Schwächen er wiederholt und übertreibt. Wie fast alles, was von den Deutschen kommt, leidet er an Großmannssucht. Er hat die doppelten Seitenschiffe neben dem Hauptschiff, die die Franzosen weislich bei den Domen von Chartres, Reims und Amiens aufgegeben hatten, und das Aeußere erstickt unter den vielen Bogenpfeilern, so daß man die Apsis kaum sehen kann. Das Verhältnis ist zu kurz, und das verdirbt das Innere, das sonst schön ist; aber außen scheinen die Kreuzschiffe mit ihren doppelten Seitenschiffen erdrückt zu werden durch die Türme. Je weniger man von der neueren Arbeit an dem Westende sagt, umso besser ist es.

Die Wahrheit ist, daß die Deutschen kein schöpferisches Volk sind, und daher sind sie nur in untergeordnetem Grade künstlerisch



veranlagt. Sie sind darin den Saracenen Spaniens, Siziliens und Unteritaliens ähnlich, von denen man gesagt hat, daß sie keinerlei wertvollen ursprünglichen Gedanken hervorgebracht, aber durch geduldiges Studium und eifriges Forschen die Entdeckungen anderer entwickelt und bereichert haben. Ein belgischer Fabrikant erzählt mir, daß die Deutschen die großen Fabriken Belgiens besuchen und die Warenmuster, die dort hergestellt werden, in ihr eigenes Land bringen. Die Anilinfarben, deren Gebrauch (use!) eine große deutsche Industrie ist, sind von einem Engländer erfunden worden, die drahtlose Telegraphie wurde von einem Italiener entdeckt, das Radium von einem französischen Chemiker und seiner Frau; sogar in ihrem eigenen Lieblingsstudium (study!), dem des Kriegs, haben die Deutschen unsere Fürchtenichtse nachgemacht, während Tauchboote, Flugzeuge und Kraftwagen hauptsächlich in Frankreich entwickelt wurden.

Die jetzigen Heldentaten der Deutschen in der Baukunst bestehen darin, daß sie mutwillig zu keinem militärischen Zweck die herrlichen Denkmäler der Vergangenheit zerstören. Sie haben die Zuversicht, uns zu sagen, sie würden sie durch etwas besseres ersetzen. Wessen sie heutzutage fähig sind, kann man nach den monströsen Türmen des Kölner Domes und dem häßlichen Denkmal beurteilen, das den Zusammenfluß zweier schöner Flüsse bei Coblenz verunziert. Möge der Himmel die Welt vor solchen ‚kultivierten' (cultured) Greulichkeiten bewahren.

Es ist ein Jammer, daß man das Wort „Kultur", das die Deutschen einem verekelt haben, nicht aus der englischen Sprache entfernen kann. Oder mag es auch erhalten bleiben für die Physiologen, die es brauchen zur künstlichen Züchtung von Bakterien, Fieberkeimen und andern schädlichen Dingen. Wir haben keinen weiteren Gebrauch weder für das Wort noch für die Sache im deutschen Sinn.

Ihr sehr ergebener

Thos. G. Jackson.

Eagle House, Wimbledon, Dec. 25.

Sir Thomas G. Jackson, **R A. 1896., M. A., F. S. A.**, ist Architekt und steht im ehrwürdigen Alter von fast 80 Jahren. Er hat in Oxford und Cambridge eine Reihe von Universitätsbauten restauriert und neu ausgeführt, daneben viele Kirchen und auch einige große Schulen teils neugebaut, teils restauriert.

7. Times vom 30. Dezember 1914.

a) Die Triumphe der deutschen Kultur.

Geehrter Herr, Mit Interesse habe ich den Brief von Sir Thomas Jackson in der heutigen Nummer Ihrer Zeitung gelesen. Gestatten Sie mir, daß ich eine kleine Bemerkung dazu mache. Sir Thomas sagt: „Niemand wird ihre Ueberlegenheit in der Musik bestreiten." Viele verständige Musikkenner würden russische Komponisten heutzutage an die Spitze stellen. Darf ich auch mein Bedauern aussprechen, daß Sir Thomas nicht mit einem ‚freundlichen' Worte des Berliner Domes gedacht hat?

Hochachtungsvoll
Walter Parratt.

Windsor Castle, Dec. 29.

Sir Walter Parratt; M. V. O.; Mus. Doc., war der „Private Organist" der Königin Victoria, ist „Master of the King's Music"; Professor am „Royal College of Music" und Examinator der Musik an den Universitäten Oxford, Cambridge, London.

b) Deutsche Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit.

Geehrter Herr, Darf ich über diese Sache einige Worte sagen als einer, der für sich in Anspruch nehmen kann, daß er auf einem Gebiet beträchtliche Erfahrung hat? Gerade 30 Jahre lang gebe ich 'The Indian Antiquary' heraus, eine Zeitschrift, die sich selbständiger orientalischer Forschung widmet, und in deren Spalten führende Gelehrte und Schriftsteller (leading students and writers) Monat auf Monat all diese Zeit hindurch die Ergebnisse ihrer Forschungen niedergelegt haben, über alle möglichen orientalischen Gegenstände, die sich auf die Menschheit und ihre Gedanken, Sitten und Handlungen beziehen. Es gibt kein Land in der Welt, das nicht zu der oder jener Zeit durch seine bedeutenderen Schriftsteller vertreten gewesen ist, und mit Ihrer Erlaubnis möchte ich sie für den gegenwärtigen Zweck hier aufzählen — Engländer, Franzosen, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Russen, Italiener, Norweger, Schweden, Dänen, Holländer, Schweizer, Griechen, Spanier, Portugiesen, und — last but not least — Nordamerikaner. In diesen 30 Jahren ist auch unter den eingeborenen Indern selbst eine bemerkenswerte Gelehrsamkeit in indischen Dingen entstanden. Nun ist es meine Pflicht und mein Vorrecht gewesen, für die Zwecke meiner Zeitschrift die Arbeiten dieser großen Zahl von Gelehrten

und Männern der Wissenschaft zu lesen und zu beurteilen (appraise), und gern ergreife ich die Gelegenheit, um öffentlich zu erklären — wie ich es seit Jahren privatim getan habe — daß ich niemals habe einsehen können, daß die deutsche orientalische Forschung selbständiger oder auch nur zuverlässiger ist als die von Angehörigen irgend eines der anderen Völker, die ich erwähnt habe. Kein Volk hat eben ein Monopol auf Wissenschaftlichkeit. R. C. Temple.

The Nash, Worcester, December 27.

Lieutenant-Colonel Sir Richard Carnac Temple, geboren 1850, gehörte dem englischen Heer bis Ende der 70er Jahre an und war dann in einer Reihe von Verwaltungsstellen in Indien tätig. Er hat recht viel geschrieben und scheint ein gutartiger Dilettant zu sein. Als solchen schätzt ihn offenbar auch die Times ein, denn sie bringt seinen Brief — als einzigen unter den angeführten — in kleinerem Druck.

8. Times vom 31. Dezember 1914.

Die Triumphe der deutschen Kultur.

Geehrter Herr, Der Brief von Sir Walter Parratt in der heutigen Times gibt mir Gelegenheit zu erklären: als ich sagte, niemand werde die Ueberlegenheit Deutschlands in der Musik bestreiten, dachte ich mehr an die Vergangenheit als an die Gegenwart, an Bach und Händel, an Haydn, Mozart und Beethoven, an Weber, Mendelssohn, Schumann und Schubert, nicht zuletzt an Wagner. Heutzutage scheinen die Musikkenner darin übereinzustimmen, daß die Deutschen in der Musik von anderen Völkern übertroffen werden.

Auch ich bedauere wie Sir Walter Parratt, daß ich den Dom in Berlin vergessen habe, der gewiß typisch ist für den heutigen deutschen Geschmack in der Baukunst.

Ihr sehr ergebener
Thomas G. Jackson.

Eagle House, Wimbledon, December 30.

9. Times vom 4. Januar 1915.

Spezialisierung und Kultur.

Geehrter Herr, Quod non fecerunt barbari fecerunt Barberini. Einige der Berliner Professoren, die sich auf das allgemeine Ansehen ihres Volkes wegen seiner Leistungen für die Kultur berufen,

um die Einzelanklagen wegen unmenschlicher Handlungen zu entkräften, mögen sich des alten römischen Wortes erinnern. Wir brauchen gar nicht zu genau zu untersuchen, ob die Gaben des Genius dem deutschen Volke in größerem Maße zuteil geworden sind als anderen Völkern. Es besitzt zweifellos einen sehr hohen Grad der Befähigung. Aber — und das ist meine Erklärung der Widersprüche, die viele bedrücken, die gern gut von alten Freunden denken möchten — die übertriebene Sucht etwas tüchtiges zu leisten (overweening passion for „efficiency") beschränkt die Deutschen auf enge Gebiete. Der Gelehrte bleibt bei seinem Text, der Chemiker in seinem Laboratorium, der Musiker bei seiner Partitur und der Soldat bei seiner Kriegskunst. Ihr Denken wird nicht erweitert (liberalized) durch große und allgemeine Gesichtspunkte. Ihnen allen gemeinsam ist der gleichsam transcendentale Glaube an die Aufgabe und daher auch die sittliche Unfehlbarkeit des neuen deutschen Reichs. Und so kann es denn geschehen, daß fromme Gottesgelahrte und umsichtige Geschichtsforscher sich bereitfinden lassen, feierliche Ableugnungen von Angaben zu unterzeichnen, die, wie jeder einsichtige Kenner diplomatischer Schriftstücke weiß, doch wahr sind. Es ist nicht unsere Aufgabe, Leute, die unbegrenzte Fähigkeiten in sich fühlen, deshalb zu tadeln, weil sie sich gegen die Schranken auflehnen, in die sie die harten Tatsachen der politischen Geographie gezwungen haben.

Aber wird der gegenwärtige Geisteszustand des deutschen Volkes andauern? Eine Glaubenskur scheint das bei ihnen beliebte Heilmittel zu sein. Sie sagen einander, daß sie gewinnen müssen, weil sie „Nerven" haben, den „Willen zum Sieg", die „Gabe des endlosen Hasses", und, augenscheinlich, die ausschließliche Verfügung über höhere Weisungen. Dem allen zu grunde liegt der Glaube an die unbedingte Ueberlegenheit der militärischen Maschine. Falls diese das Vertrauen, das man in sie setzt, nicht rechtfertigt, so wird der verständige Sinn und die liebenswürdige Gemütsart des Volkes sich wieder geltend machen. Unterdessen wollen wir, so gut wir können, uns der Drohungen, des Hohnes und Spottes enthalten, die uns für immer dem besseren Teil der deutschen Gesellschaft entfremden würden. Auf seine Hilfe müssen wir vertrauen, um einen dauernden Frieden zu sichern.

Ihr sehr ergebener
Richardson Evans.

The Keir, Wimbledon Common, Jan. 1.

Damit schließen die Briefe über den Gegenstand; zwar habe ich die Nummern vom 6. und 7. Januar nicht erhalten, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie noch weitere Zuschriften brachten, da die Times selbst am 5. Januar die Erörterung mit einem Leitartikel schloß. Er trägt die bezeichnende Ueberschrift: „Der gefallene Goetze" (The Fallen Idol) und lautet: Die Briefe, die wir kürzlich über die Stellung Deutschlands in der wissenschaftlichen Welt veröffentlicht haben, müssen dem einfachen Mann, der nicht den Anspruch erhebt, solche Dinge für sich zu beurteilen, ziemlich seltsam vorkommen. Einige davon schlagen eine ungewohnte, aber seinem Ohr vielleicht nicht unangenehme Note an. Mehrere Herren, die sich auf verschiedenen Gebieten geistiger Tätigkeit ausgezeichnet haben, haben den deutschen Anspruch auf Ueberlegenheit in Fetzen zerrissen und zu verstehen gegeben, daß er nicht viel mehr als Betrug ist. In Gelehrsamkeit, Chirurgie, Medizin, Naturwissenschaft, Baukunst, Kunst, und sogar in der Musik sollen die Deutschen anderen Völkern nicht nur nicht überlegen, sondern ausgesprochen unterlegen sein. Das klingt freilich ganz anders als der hergebrachte Chor der Bewunderung. Diese Umwertung ist auf zwei Weisen durch den Krieg bewirkt worden. Die Art der Kriegsführung hat die Kulturstufe, auf der die Deutschen stehen, in Verruf gebracht, und die Verteidigung dieser Kriegsführung durch die deutschen „Intellektuellen" hat dieselbe Wirkung gehabt und hat eine kritischere Schätzung ihres eigenen Wertes veranlaßt. Kurz gefaßt erklären sie — und einige von ihnen haben es mit ebensoviel Worten gesagt —: „Wir sind der übrigen Welt so überlegen, daß wir berechtigt sind sie zu beherrschen. Die Antwort darauf ist, daß sie nichts derart sind, und daß die Ueberlegenheit, die sie für sich in Anspruch nehmen, eine überhebliche Täuschung ist. Nun hat zwar der Krieg den Wert der deutschen geistigen Arbeit an sich nicht geändert. Die bleibt genau dieselbe, die sie war, und wenn unsere Wertschätzung durch den Krieg gesunken ist, so müssen wir allerdings bekennen, daß wir sie früher überschätzt oder mißverstanden haben. Und es kann gar kein Zweifel sein, daß viele von uns das taten. Nicht unsere kritischen Einsender, deren Meinung wahrscheinlich nicht durch den Krieg beeinflußt worden ist. Er hat ihnen lediglich die Gelegenheit geboten, Ansichten zu äußern, die sie schon früher hatten, aber die sie mehr für sich behielten, weil sie dem Götzendienst, der gerade Mode war, zuwiderliefen. Der geistige Hochmut Deutschlands, der die Grenzen des Gesunden ganz offen überschritten hat, ist durch fremde Schmeichelei

großgezogen worden, an der England einen hervorragenden Anteil hat. Carlyle hat damit angefangen, Matthew Arnold fuhr damit fort, die Universitäten schlossen sich an und zuletzt wurde sie allgemein. Sie hat freilich immer recht viel Gemachtes an sich gehabt. Die deutsche Sprache war eine Art literarischen Korinths — non cuivis contigit adire — und die Reisenden, die dorthin gelangten, machten möglichst viel Geschrei von den Wundern, die sie fanden. Ein Oxforder Don (ein Graduierter, im Gegensatz zu den undergraduates), der die Sommerferien dem Studium irgend einer deutschen Abhandlung widmete, während er lieber hätte versuchen sollen für sich selbst zu denken, pflegte bescheiden diese Tatsache bekannt zu geben. Studenten, die nach Deutschland gingen, um Naturwissenschaften, Philosophie, Theologie, Musik oder wer weiß was sonst noch zu studieren, pflegten mit wahrnehmbarem deutschen Akzent und einer erhabenen Geringschätzung des finsteren Landes ihrer Geburt zurückzukehren. So hat man zuviel in der Richtung getan, zuerst auf dem rein geistigen Gebiet, aber später und allgemeiner auf dem weiteren der Sozialpolitik, die allmählich anfing andere Gebiete zu beherrschen und mehr und mehr danach strebte, die Aufmerksamkeit allein für sich zu beanspruchen, in der Politik, der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Wohltätigkeit, bei geistigen Untersuchungen und Erörterungen. Soziale Reformen und Einrichtungen wurden die Hauptgegenstände einer geräuschvollen Geschäftigkeit, und Deutschland war das Land, wohin man gehen mußte, um sie zu studieren. Deutsche Einrichtungen und deutsche Methoden waren auf allen Zungen mit einer ehrfurchtsvollen Scheu vor deutscher „Wissenschaft" dahinter. Deutsches Schulwesen — und besonders jene märchenhaften technischen Schulen — Staatsversicherung, Sanatorien, Städtebau, kommunale Unternehmungen, Arbeiterbörsen, die Einrichtung von diesem, jenem oder sonst was anderem in Deutschland wurde bis in den Himmel gehoben; und man drang in uns, die Deutschen nachzuahmen oder unterzugehen.

Es ist also kein Wunder, wenn die Deutschen Ueberlegenheit für ihre Einrichtungen in Anspruch nehmen. Sie brauchten keine Ermutigung, um das Werk ihrer Hände zu bewundern, aber wenn sie sie gebraucht hätten, so haben wir sie ihnen in vollem Maße zu[illegible] werden lassen. Durch eine merkwürdige Verdrehung des Begriffs [illegible] „Kultur" jetzt nur noch materielle Güter für weite Kreise [illegible]bildeter Deutscher. Für sie umfaßt das Wort nicht mehr den [illegible] der „culture", wie andere europäischer Völker es verstehen,

sondern vielmehr den Begriff des rein nützlichen „Fortschritts“ (progress). Es schließt in sich, daß der „Drillfeldwebel“ auf jedem Gebiet des sozialen Lebens allgemein herrscht und daß die Freiheit der Einzelpersönlichkeit vernichtet ist. Ihr Ideal besteht in einem vorgeschriebenen regelmäßigen, behäbigen und bequemen Leben für jedermann ohne Unterschied, das durch planmäßige Einrichtungen sichergestellt werden soll (organisation and system). Die Menschheit soll durch Gesetze, Verordnungen und genaue Aufsicht glücklich gemacht werden, mag sie wollen oder nicht. Für das „Professorentum“ (auch im englischen Text so) und die „Intellektuellen“ hat das Wort Kultur eine viel weitere Bedeutung. In ihrem Geist umfaßt es eine „Weltanschauung“, eine vollständige Theorie nicht nur der sinnlichen Welt, sondern des Universums. Sie erstreckt sich von dem Begriff des Absoluten bis zu den geringsten Tatsachen des täglichen Lebens. Sie schließt das ganze Gebiet des Denkens und Handelns ein, soweit es vom Denken geregelt wird. Sie umfaßt nicht nur Metaphysik, Theologie, Ethik, Politik und Aesthetik, sondern auch den ganzen Kreis der Naturwissenschaften. Sie ist allumfassend wie die Systeme der mittelalterlichen Scholastiker, und sie ist im einzelnen durchgearbeitet und wird mit dogmatischer Zuversicht vorgetragen. „Sittlichkeit“, die Lord Haldane als „die geistige Kraft und die Gewohnheit des Lebens“ umschrieben hat, die von dem organischen Ganzen, das man als Volk kennt, eingegeben und erzwungen wird, bildet einen Teil dieser Weltanschauung, und dieselbe Autorität hat uns ja gezeigt, über ein wie weites Gebiet menschlicher Betätigung sich die „Sittlichkeit“ erstreckt. Sie schließt ein, sagt er, „eine durch Brauch und Gewohnheit feststehende Denkungsart und Handlungsweise“, oder, wie Fichte es ausdrückt, „jene Grundsätze, die die Leute in ihren Beziehungen zueinander leiten“, je nach der Kulturstufe, die sie erreicht haben. Diese ganze „Kultur“, in diesem weiteren Sinn, dieses System deutscher Ansichten und Lehren, seien sie metaphysisch oder ethisch, wollen die Deutschen den übrigen zivilisierten Völkern auferlegen, und ihr wollen sie die Bahn mit dem Schwert frei machen.

Jetzt ist der Götze gefallen, und wir haben die praktischen Folgen seiner Verehrung gesehen, an der wir ja auch teilnehmen sollen. Mit Schauder haben wir die Früchte der „geistigen Kraft und Gewohnheit des Lebens“ kennen gelernt, wie sie, durchtränkt vom preußischen „Militarismus“, sich in Löwen, Aerschot, Reims gezeigt haben. Mit Erstaunen und Verachtung haben wir die So-

phistereien gehört, mit denen die hervorragendsten Geister Deutschlands versucht haben, sie zu verteidigen. Diese Taten mögen zu ihren Theorien vom Weltall passen, niemals können sie mit den unserigen übereinstimmen. Wir unterschätzen die große Arbeit nicht, die von Deutschen auf allen Gebieten menschlicher Wissenschaft geleistet worden ist. Sie unterschätzen hieße in ihre geistige Ueberhebung verfallen. Die Landsleute von Kant und Goethe müssen immer einen hervorragenden Platz in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen. In der Literatur haben die Süddeutschen viele unsterbliche Meisterwerke hervorgebracht, als sie noch die Untertanen kleiner Staaten waren und in ihrer Pflege der schönen Wissenschaften durch keinen andern Ehrgeiz gestört wurden. In allen Naturwissenschaften und auf allen Gebieten der Forschung haben sowohl Nord- wie Süddeutsche eine Fülle ausgezeichneter gründlicher und zuverlässiger Arbeit geleistet, für die ihnen die Forscher überall dankbar sind. Aber das moderne Deutschland hat verhältnismäßig wenige von den bahnbrechenden Geistern in der Wissenschaft hervorgebracht, von den Männern, deren Gedanken schöpferisch und deren Scharfsinn prophetisch ist. Nichts von dem, was Deutschland getan hat oder jetzt tut, rechtfertigt seinen Anspruch auf geistige Ueberlegenheit über andere Völker. Noch weniger läßt sich in seinen sittlichen Anschauungen oder in den metaphysischen Lehren, auf denen diese beruhen, irgend etwas finden, was andere freie Nationen veranlassen könnte, diese anzunehmen, anstatt der hergebrachten Lehren, die sie ererbt oder aus einer gemeinsamen Erbschaft ihrerseits verändert haben. Der größte aller deutschen „Weltweiser“ (so!), der Genius, dessen Namen sie entweihen, wenn sie ihn anrufen, um Pläne zur geistigen Unterdrückung und die Herrschaft des Säbels zu rechtfertigen, faßte die ganze Gruppe der zivilisierten Völker als einen großen Bund für geistige und ideelle Zwecke auf, der, zu gemeinsamer Handlung verbunden, auch nach gemeinsamen Zielen streben müsse. Das war das Ideal Goethes. Seine Landsleute haben es um des engen und unduldsamen Bekenntnisses der Nietzsche, Treitschke und Bernhardi abgeschworen. Sie möchten deutsche „Kultur“, und deutsche „Kultur“ allein, der
Welt aufzwingen und vergessen dabei, daß jedes
ı eigenen Charakter hat, seine eigene „Sittlichkeit“,
nschauungen von den tiefsten Wahrheiten in bezug
und das Jenseits. Auf dieser „Verschiedenheit in
ruhen sowohl der wahre Fortschritt wie die wahre

Kultur. Sie zu erhalten gehört zum innersten Wesen aller geistigen Freiheit. Und weil wir diese Freiheit über alle andern Güter stellen, freuen wir uns über den Sturz des Götzen, dem zu dienen einige von uns beinahe verführt worden wären.

Zur gleichen Zeit ist die deutsche „Kultur“ noch von anderer Seite dem englischen Volke als Schreckgespenst vorgeführt worden, wohl nicht ganz unbeeinflußt durch diesen Briefwechsel in der Times. Am 4. Januar traten die verschiedenen Unterrichtsvereinigungen Englands (the Educational Associations) in der Londoner Universität zu ihrer üblichen Jahresversammlung zusammen. Der Bischof Welldon, Dean of Manchester, hielt dabei die Eröffnungsrede über „die Grundlagen der Erziehungswissenschaft“, in der er, wie die Times sagt, deren Bericht im folgenden wiedergegeben wird, die deutsche „Kultur“ einer eingehenden Kritik unterzog. Die Times gibt diesem Bericht die Ueberschrift: „Ein von Professoren gemachter Krieg“ (a Professor-made War).

Der Redner, der Bischof Welldon, ist ein Mann von 60 Jahren, in Eton und King's College Cambridge erzogen, der eine Reihe von Universitätspreisen (in den Augen der Engländer bekanntlich eine sehr wichtige Sache) davongetragen hat. Er war von 1885 bis 1898 Direktor (Headmaster) der berühmten Schule in Harrow, dann seit 1901 Canon der Westminster Abtei in London und ist nun Dean von Manchester, also ein hervorragender Würdenträger der englischen Staatskirche. Seine Ausführungen sind auch deshalb besonders beachtenswert, weil sie ganz offenbar die der sehr dünnen geistigen Oberschicht der Engländer darstellen und — bei der Stellung des Redners — von der großen Menge gläubig hingenommen werden. Er sagte: Der Krieg, der jetzt in Europa und über die halbe Welt wütet, werde unter anderen unvorhergesehenen Folgen auch unzweifelhaft eine erneute Prüfung der erzieherischen Werte veranlassen. In dem Gegensatz zwischen Großbritannien und Deutschland ständen sich nicht nur zwei Systeme und Methoden, sondern zwei Theorien der Erziehung als Nebenbuhler vor den Augen der ganzen zivilisierten Welt gegenüber. Daher hätten die Engländer, die Briten und alle Bürger des britischen Weltreichs die Pflicht zu fragen, ob die Erziehungsergebnisse der Schulen, Gymnasien und Universitäten in allen Teilen des Reichs mit so vollkommenem Erfolg als nur möglich die Prüfung dieses Weltkriegs bestanden hätten. Wenn er daher dem

Gegenstand seiner Ansprache einen Untertitel geben dürfe, so würde er ihn: „Culture und Kultur“ nennen.

Der Krieg beweise, wie kein Krieg in der Vergangenheit es jemals ähnlich getan habe, die Wichtigkeit, die der Erziehung zukomme. Denn das Brutbeet dieses Krieges sei in Deutschland nicht der Palast noch der Reichsrat (Senate), weder die Ratskammer (council chamber) noch die Offiziersmesse; es sei dies vielmehr die Universität und die Schule. Die deutschen Behörden hätten seit langem großen Wert auf den Einfluß des Lehrerstandes gelegt. Professoren wie Nietzsche, Treitschke und Delbrück hätten Geist und Seele Deutschlands, und vor allem Preußens, völlig mit ehrgeizigen Träumen erfüllt, um Eroberungen zu machen, die sich über Land und See bis zu den fernen Enden des bewohnbaren Erdkreises ausdehnten. Sie hätten sogar den Kaiser für sich gewonnen. Er könne sich keine Vorlesungen denken, die von irgendeinem Professor in Oxford oder Cambridge gehalten und die die Willensrichtung und die Meinung des englischen Volkes ebenso bestimmten oder auch nur ebenso mächtig beeinflußten. Man habe ihm gesagt, Lehrer und Lehrerinnen in ganz Deutschland hätten ihre Schüler planvoll mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es Deutschlands kaiserliches Recht (imperial title) sei, die Welt zu beherrschen.

Der Krieg erweise also die Gefahr einer falschen oder verderblichen Erziehung. Wie unterscheide sich „Kultur“ von „culture“? Die Erfahrung zeige, wenn die Deutschen in den jüngst vergangenen Jahren das Wort „Kultur“ gebraucht hätten, so habe es nicht Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Kunst und Literatur bedeutet, oder es habe diese Dinge doch erst in zweiter Linie einbegriffen. Die deutsche „Kultur“ sei die organisierte Leistungsfähigkeit (efficiency) im weitesten Umfang. Die unmittelbare Folge sei die Verehrung des Staates. Denn der Staat und der Staat allein sei das Organ der nationalen Leistungsfähigkeit. Der einzelne verdanke letzten Endes alles, was er habe und sei, dem Staat. Seine höchste Pflicht sei daher die Selbstaufopferung für den Staat. In der Tat gebe es keine Grenze für die Pflicht, die der Bürger dem Staat schuldig sei. Aber die Anbetung des Staates gehe noch einen Schritt weiter in Deutschland. Denn nicht nur könne der Staat, wie Treitschke und Delbrück behauptet hätten, kein Unrecht tun in irgend welcher Last, die er den einzelnen Bürgern auferlege, sondern er könne auch kein Unrecht tun mit irgendeiner Maßregel, die er seiner eigenen

Sicherheit oder Würde wegen zu treffen für richtig halte. Das Staatsinteresse werde als tatsächlich wesentlich für die „Kultur" angesehen. Wenn das Interesse des Staates jemals in Widerstreit geriete mit den Geboten Jesu Christi, so sei es Jesus Christus, der nachgeben müsse, und nicht der Staat. Der Bürger könne kein Unrecht tun, indem er dem Staat diene; der Staat könne kein Unrecht tun, wenn er seinen eigenen Vorteil suche. Das sei die Lehre der deutschen Philosophen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und sie führe geradenwegs zu jener andern, die Herz und Sinn der Christenheit in allen andern Ländern außer Deutschland mit Entsetzen erfüllt habe, zu der Verherrlichung des Krieges. Die Erziehung selbst oder (!) die Kultur seien seltsamerweise in Deutschland nicht von ihrer sittlichen, sondern von ihrer materiellen oder rein physischen Seite betrachtet worden, nicht als ein Mittel der Zivilisierung, Veredelung und Erweckung von Mitgefühl, sondern als ein Mittel zur Eroberung."

Bischof Welldon fragt dann, ob in diesem von ihm geschilderten Erziehungsideal etwas Wahres stecke, und er bejaht für sich diese Frage. Der Hauptfehler Deutschlands sei gewesen, daß es nur an seinen eigenen Fortschritt gedacht habe, und zwar nur an einen Fortschritt an Stärke und Macht über Europa und zuletzt über die ganze Welt. Vor ein paar Monaten seien die Leistungen Deutschlands in der Literatur und Wissenschaft vielleicht überschätzt worden; nach seiner Meinung sei man jetzt im Begriff sie unbillig herabzusetzen. Die Deutschen besäßen gewiß kein alleiniges Anrecht auf schöpferische Fähigkeit oder Erfindungsgabe oder Forschergeist. Aber nach seiner Meinung sei Deutschland das Land, wo die sorgfältigste und gründlichste Arbeit auf vielen Gebieten menschlicher Forschung in den letzten Jahrzehnten geleistet worden sei. Wenn überhaupt die Deutschen in der Wissenschaft nicht das höchste erreicht hätten, wie sie gewiß in der Politik und in der Diplomatie unterlegen seien, so liege der Grund darin, daß sie zu deutsch gewesen seien, sie hätten nicht genug an die Welt außerhalb Deutschlands gedacht. Er trete für Pflege der Vaterlandsliebe als eines Hauptbestandteils der englischen Erziehung ein, aber für eine weise und gesunde Vaterlandsliebe. Jeder Lehrer sollte seine Schüler und Schülerinnen mit einem Gefühl der Verantwortlichkeit für das englische Weltreich erfüllen. Es sei wohl der Mühe wert, Vaterlandsliebe durch Beispiel und Mahnung zu lehren. Die Vaterlandsliebe, von der

er spreche, erhaben wie sie sei, sei doch nur eine Stufe in dem allmählichen Aufstieg der Menschheit. Wie die Familie für den Staat vorbereite, so müsse der Staat die Vorbereitungsschule für die Welt sein. Die deutsche Vaterlandsliebe sei in die Irre gegangen, denn die Deutschen hätten den Staat und den Krieg, der den Staat schuf und bewahrte, als das Erzbild aufgerichtet, vor dem sie sich anbetend niedergeworfen hätten. Sie hätten vergessen oder schienen zu vergessen, daß größer als der Staat die Menschheit sei und größer als die Menschheit Gott. Nur wenn alle Kräfte nicht nur der Einzelmenschen, sondern auch der Völker einem göttlichen Ziele gewidmet würden, nur dann könne der wahre Fortschritt der Welt endgültig erreicht werden.

Das ist die Meinung eines hochgebildeten, wohlmeinenden und gewiß ehrlich gesinnten Engländers über unser Volk und Vaterland. Man greift sich an den Kopf und fragt, ists möglich? Uns, den Deutschen, wirft der Engländer vor, wir hätten uns nicht um das Ausland gekümmert. Irgendein Wort dazu zu sagen, ist völlig überflüssig, da jede Verständigung von vornherein unmöglich ist. Solange die Engländer, mit ganz wenigen Ausnahmen, ihre Kenntnis über Deutschland und deutsche Dinge nur ihren Zeitungen entnehmen, verlohnt es sich nicht, mit ihnen darüber zu streiten. Klar erkennt man aus diesen Ansichten den Einfluß der Stimmungsmache gegen Deutschland, die seit Jahrzehnten, besonders seit der Mitte der 90er Jahre, von den führenden englischen Zeitungen gegen unser Vaterland getrieben worden ist. Denn ist's schon Wahnsinn, hat es doch Methode.

Ein etwas anderer Nebenton klang aus der Ansprache, mit der Professor W. Ridgeway, der Vertreter der Archaeologie an der Universität Cambridge seit 1892, am 8. Januar d. J. als Vorsitzender die Versammlung der Classical Association in der Merchant Taylors' Hall in London eröffnete, wenn auch der Grundton derselbe war, wie ihn die Times in ihrem Leitartikel angeschlagen hatte. Er führte aus: Britische Lethargie habe den führenden Geistern Deutschlands den Glauben beigebracht, daß England so in Feigheit, Schwelgerei und Trägheit versunken sei, daß es für irgend ein kriegerisches Volk eine leichte Beute sein würde. Diese verächtliche Meinung sei in nicht geringem Maße der Haltung zuzuschreiben, die nicht nur englische Politiker, sondern auch englische Gelehrte, Theologen und Naturforscher, mit wenigen Ausnahmen, gegenüber allem Deutschen eingenommen hätten. Sie

hätten sich immer vor den Götzen Deutschlands gebeugt. Während der beiden letzten Menschenalter hätten britische Gelehrte, Theologen und Männer der Naturwissenschaft hauptsächlich danach gestrebt, die ersten zu sein, die das, was in Deutschland zuletzt in gelehrten Dingen gesagt worden sei, nach England einführten, und wenn es auch eine ganz wertlose These eines jungen Kandidaten bei der Doktorpromotion gewesen sei. Und was schlimmer gewesen sei, niemand habe auch nur im Traume daran gedacht zu prüfen, ob die Aufstellungen des deutschen Gelehrten zutreffend und seine Beweisführung richtig sei. Ja diese Wertschätzung aller deutschen Dinge sei sogar soweit gegangen, daß der gewöhnliche (ordinary) britische Gelehrte, Theologe oder Naturforscher irgend einen Mitforscher dem Gelächter und dem Hohne als dumm und gotteslästerlich (blasphemous) preisgegeben habe, der so verwegen gewesen sei, den in Deutschland herrschenden Ansichten zu widersprechen. Er spreche aus persönlicher Erfahrung.

Jetzt, welch ein Wechsel! Gerade einige von den Männern, die immer alles Deutsche gelobt und alles in ihrer Macht getan hatten, um eine freie wissenschaftliche Erörterung in England zu unterdrücken, und einige, die davon lebten, deutsche Gedanken zu predigen, schleuderten jetzt Anklagen (denunciations) gegen die deutsche Wissenschaft, deutsche Gelehrsamkeit und alles Deutsche in den Spalten der Times. Die Griechen hätten eine erhabene Lehre, die wichtigste Grundlage ihres ganzen Denkens und ihrer Kunst — μηδὲν ἄγαν. Möchten die britischen Gelehrten, Theologen und Naturforscher sich diesen Grundsatz in Zukunft hinter die Ohren schreiben. Möchten sie alles, was nach genauer Prüfung die Wahrheit schiene, herübernehmen, sei es von Deutschland oder sonst woher, und das auch mit voller Anerkennung des Ursprungs. Aber sie sollten auch jeden neuen Gedanken, sei er nun in dem Kopf des größten deutschen oder des bescheidensten britischen Untertanen geboren, derselben strengen Prüfung der Kritik unterwerfen, und sie alle sollten abrücken von jenen Leuten, die entweder so übermäßig gewaltsam oder so überhöflich in ihrem Auftreten seien, daß in ihren Augen jeder Deutsche entweder ein Gott oder ein Teufel sei. In seinen weiteren Ausführungen wandte sich Prof. Ridgeway der Frage zu, welche Lehren man aus der Geschichte des Altertums für die gegenwärtige Lage ziehen könne. Er verglich darin u. a. den Kampf Englands gegen Deutschland mit dem

Kampf der Griechen gegen das gewaltige Perserreich, und wie die Griechen über die persische Militärdespotie gesiegt hätten, so werde auch England siegen!

Soweit hat die Times in ihren Spalten das Thema von dem Wert der deutschen Kultur behandelt. Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, diese Stimmen hier gesammelt und für ruhigere Zeiten zugänglich erhalten zu haben. Auch für die Psychologie der Engländer sind sie nicht ganz wertlos, wenn sie auch keinen neuen Zug zu ihrem Charakterbild hinzufügen.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Oskar Walzels Ibsenbuch.

In der weitschichtigen Ibsenliteratur ist seit vielen Jahren kein so wichtiges Quellenwerk erschienen, als die „Nachgelassenen Schriften", deren deutsche Uebersetzung in vier Bänden bei S. Fischer in Berlin erschien, und keine Abhandlung von so einschneidender Wichtigkeit, als der kleine Beitrag Oskar Walzels zur Inselbücherei*). Mit diesem Büchlein beginnt geradezu eine neue Epoche im Verständnis des nordischen Dichters, denn hier wird zum erstenmal bewußt und energisch der Versuch gemacht, ihn als tief empfindenden und mächtig gestaltenden, als menschenbildenden Künstler zu verstehen. Das ungeheure Material in Briefen, Erinnerungen und Vorstudien zu den Werken, das die letzten Jahre und vor allem die erwähnte Ausgabe an den Tag gefördert haben, war die Voraussetzung für Walzels Leistung: nächstdem aber ist sie vor allem seiner unablässig geschulten und verfeinerten Methode der Interpretation zu verdanken, die gerade in den letzten Jahren den großen Dramatikern des 19. Jahrhunderts, einem Otto Ludwig, Richard Wagner und vor allem Friedrich Hebbel zu gute gekommen ist. War doch Hebbel lange Zeit in gleicher Verdammnis mit Ibsen; wurde er doch immer wieder an seinen theoretischen Aeußerungen über das moderne Drama (oder besser das Zukunftsdrama, wie er es sich träumte) gefaßt und als Künstler an seiner Aesthetik gemessen, da er denn so wenig bestehen konnte, wie etwa Wagners „Parsifal", wenn man ihn mit „Oper und Drama" in der Hand lesen wollte. Immer wieder wurde und wird der Versuch gemacht, die Anlage, Gruppierung und Führung der Charaktere in Hebbels Drama auf ein bestimmtes, weltgeschichtliches Schema zu pressen, als sollten die Figuren seiner Dramen Paradigmen für Hegelsche Bewegungsvorgänge innerhalb der Entwicklung der Menschheit sein; in Wahrheit hat natürlich Hebbel seine Gestalten gesehen und mit und in ihnen gelebt so gut wie jeder andere Dichter; und

---

*) Oskar Walzel, Henrik Ibsen. Leipzig, Inselverlag (Inselbücherei Nr. 25). 2. Aufl. 1915. 58 S.

was wir den „Ideenhintergrund" seines Dramas nennen können, mag wohl immer vorhanden gewesen sein, bei der Arbeit mitgewirkt haben und durch die fertige Dichtung noch durchblicken, aber doch beileibe nicht so, als ob nun jeder einigermaßen wichtige Schritt durch jenen Hintergrund, den wir vielleicht besser als eine ideale Grundstimmung auffassen, deutlich bestimmt worden wäre. Von diesem Wahn hat uns erst Walzels Buch „Hebbelprobleme" endgültig befreit*). Der Dichter hatte eben das Unglück gehabt, in eine nicht künstlerisch, sondern teils praktisch-materialistisch, teils noch gelehrt-intellektualistisch gerichtete Zeit hineinzutreten; gegen ihre nüchternen Forderungen und harten Druck konnten sich auch Otto Ludwig und Wagner nur durch ein unablässiges Theoretisieren behaupten, das auf die Dauer ihrem Schaffen nicht unbedingt förderlich war und Otto Ludwig schließlich zum Verhängnis wurde. Hebbel glaubte die Poesie vor ihrer Unterschätzung durch Hegel retten zu müssen und schrieb ihr eine Bedeutung für die Erkenntnis zu, die seine Kritiker und bald und auf lange hinaus auch seine Leser in eine ganz schiefe Stellung gegen seine Werke drängten; daran wurde auch durch das meisterhafte Spiel großer Bühnenkünstler nichts geändert, bis die Zeit gekommen war. Hoffentlich ist sie auch für Ibsen nun endlich angebrochen; hoffentlich wird sein Name nun nicht mehr bloß als der eines Schutzheiligen im Kampfe der ästhetischen „Richtungen" oder als Aushängeschild für irgend welche ethischen, sozialen oder gar religiösen Forderungen oder Verneinungen gebraucht und mißbraucht; hoffentlich merkt nun bald das ungelehrte und vor allem das gelehrte Leserpublikum, was große Schauspieler längst dankbar empfunden haben — daß in Ibsen, wie in Hebbel ein großer Magus seinen Stab schwingt, um aus dem Dunkel der Sage und Geschichte oder aus dem gestaltlosen Etwas, das wir „Gesellschaft" nennen, scharfumrissene und symbolisch bedeutsame, und doch vollblutige und wahrhaft lebendige Gestalten hervorzuzaubern, die uns mächtig ans Herz greifen und die Gewißheit mitgeben: „Sie sind ewig, denn sie sind".

Hebbel hat gegen die Vergewaltigung seitens seiner Kritiker lebhaft protestiert, Ibsen nicht minder; dem einen hat es so wenig genutzt wie dem anderen; vergebens versicherte der Dichter der 'Hedda Gabler' im Jahre 1890: „In der Hauptsache ist es mir darum zu tun gewesen, Menschen, menschliche Stimmungen und menschliche Schicksale auf Grund gewisser gültiger sozialer Verhältnisse und Anschauungen zu schildern" — immer wieder wird er nach einer „Tendenz" befragt, die in Wahrheit nach Walzel nur das erste und unreifste seiner Gesellschaftsdramen vertritt, „Die Stützen der Gesellschaft".

Dabei hätte Ibsen gegen eine Verballhornung seiner künstlerischen Ziele eigentlich noch besser geschützt sein sollen, als Hebbel. Denn dieser

*) Leipzig, Hässel 1909; seitdem ist eine weitere Darstellung des Verf. hinzugetreten: Friedrich Hebbel, 1913 (in „Natur und Geisteswelt", Band 408).

rang doch als Zeitgenosse Hegels tatsächlich um eine geschlossene Weltanschauung und glaubte an die Möglichkeit, fertige Ergebnisse zu gewinnen; Ibsen dagegen steht, soweit er von deutschem Geiste berührt worden ist (und er ist es in hohem Grade) ganz vorzugsweise unter dem Einfluß des jungdeutschen Geschlechts, jener Spätzeit des deutschen Idealismus, die der Frühzeit wieder die Hand reichte: wieder gerieten alle Probleme in Fluß und die Besten der Zeit hatten gleich Lessing mehr ihre Freude am Jagen nach der Wahrheit, als an ihrem Besitz. Zu diesen Jägernaturen aber gehört, wenn irgend einer, Henrik Ibsen. Er ist einer der klarsten und rücksichtslosesten Denker unter den neueren Dichtern, ja ihm ist das Denken eine Leidenschaft oder besser ein Kampf. Kein Ergebnis, über das er nicht sofort wieder mit einer Art romantischer Ironie sich zu erheben, keine These, zu der er nicht in der Art Hegels in seiner besten Zeit alsbald die Antithese zu finden suchte. „Wird Ibsen zum Thesendichter gestempelt, so gestalten sich seine Dichtungen zu einer langen Kette von Widersprüchen" sagt Walzel und erhärtet seine Behauptung durch einige kurze, schlagende Hinweise aufs Ibsens Stellungnahme im Kampf gegen die Lebenslüge und gegen die Kaufehe. „Doch Ibsen wollte ja nicht verkündigen, sondern dichten. Er sagt es selbst in immer neuen Wendungen."

Insbesondere hat man schon lange zwischen je zwei auf einanderfolgenden Dramen klaffende Widersprüche bemerkt, die den Forscher längst auf die richtige Spur hätten leiten sollen. Aber man war von gewissen technischen Berührungen zwischen Ibsen und dem französischen Thesendrama gegen die tiefgreifenden Wesensunterschiede in der künstlerischen Behandluug verblendet. Fast konnte es den Anschein gewinnen, als ob jeweils ein Paar von Ibsens Dramen seine volle Stellungnahme zu einem Problem mit pro et contra erläutern sollten; es blieben aber immer noch ungelöste Reste übrig und hinter jeder scheinbar noch so befriedigenden Lösung tauchte das Gesicht des alten Cynikers auf, der seiner gläubigen Anhänger zu spotten schien. Walzel hat die ganze Ibsenforschung auf einen neuen Ton gestimmt: in dem ewigen Wiederumwälzen der großen Lebensprobleme läßt er uns den innerlichen, zermürbenden Entwicklungsgang des Künstlers erkennen; hinter all den Tragödien, die er dichtet, taucht die große Tragödie auf, die er gelebt hat. Und um diese Tragik zu verstehen genügt es nicht, daß man auf ein spätes Liebesabenteuer verweist, worüber uns freundschaftliche Indiskretion kürzlich aufgeklärt hat; dazu muß der Mann und der Dichter als Ganzes genommen werden mit seiner menschlichen Art und seiner Bildung, mit seinen Erfahrungen und seinem Hoffen. Denn dieser große Pessimist ist im tiefsten Innern ein unverbesserlicher Optimist gewesen und durch seine düstersten Gegenwartsgemälde leuchtet als bleibende Grundstimmung der Glaube an ein drittes Reich hindurch, an „das Reich, wo der Zweiseitige herrschen soll", das „Reich, das auf den Baum der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es sie beide zugleich haßt und liebt und weil es seine lebendigen Quellen in

Adams Garten und unter Golgatha hat.“ Walzel weist eindringlicher als seine zahlreichen Vorgänger nach, wie tief dieser Glaube an den Ausgleich zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit in der Gedankenwelt des deutschen Idealismus wurzelt, wie aber die theoretischen und praktischen Bestimmungen der Romantiker und der Jungdeutschen die großen Erwartungen der Klassiker nicht eingelöst haben, sondern zumeist bei einem mit geistreichen Phrasen verbrämten Kultus der Sinne stehen geblieben sind. Auch in Nietzsches Schule mußte Ibsen bald „die Gefahren einer neuen Moral, eines zum Materialistischen neigenden Vollmenschentums“ erkennen. Er hat mit der alten Forderung wahren Ausgleichs Ernst gemacht, wie außer ihm vielleicht nur Richard Wagner. Eine spätere Zeit wird zu zeigen haben, wie diese beiden Künstler in den 80er und 90er Jahren dem scheinbar materialisierten Deutschland durch ihre künstlerischen Gebilde fruchtbare Gedankenreihen des deutschen Idealismus und nicht bloß der Romantik wieder zugeführt und zu neuem Leben erweckt haben. Ibsen hat seinen Glauben, den er bis zuletzt festgehalten hat, am klarsten in „Kaiser und Galiläer“ ausgesprochen, aber selbst da nicht „verkündet“; vielmehr geht der Kaiser Julianus bei ihm gerade an dem Versuche zugrunde, dem dritten Reich zur Unzeit schon zur Gestalt zu verhelfen; es heißt, sich gedulden und bescheiden und einstweilen abwarten, was die Entwicklung bringt. Und ebenso wenig „verkündet“ er das Adelsmenschentum in „Rosmersholm“, er nimmt die Idee als gegeben hin und untersucht ihre Wirkung auf empfindliche, wenn auch hochstehende Menschen: er leistet aus innerem Triebe dramatisch, was Zola allzubewußt mit seinem Experimentalroman leisten wollte. Dramen wie die genannten lassen nach Walzel „den charakteristischen Rhythmus erkennen, in dem die Entstehung einer Dichtung Ibsens fast immer sich vollzieht. Ibsen begegnet einem Gedanken, der ihm lieb wird. Er unterwirft ihn strengster und schwerster Prüfung, indem er die Gefahren ergründet, die im einzelnen Falle der Verwirklichung des Gedankens im Wege stehen. Die Gestalt, die den Gedanken ins Leben tragen will, wird ihm bald nur noch zum Opfer eines tragischen Irrtums. Er verfährt mit ihr um so strenger, je näher er sich im Innersten mit ihr verwandt fühlt. Den Naturen Ibsens, zu denen er selbst Modell gesessen hat, ergeht es in seiner Dichtung am schlimmsten.“

Damit sind wir endlich bei dem Nerv von Ibsens dramatischer Dichtung angelangt, wir haben ein Verständnis für seine letzten „Intentionen“ gewonnen und haben damit das allerwichtigste Hilfsmittel auch für philologisch kritische Fragen in der Hand. Alle modern gesinnte Philologie auch wo sie etwa mit älteren deutschen Dichtungen zu tun hat, ist im Grundsatz mit dieser Art des Vorgehens einverstanden; in der Wirklichkeit aber bedarf es eben eines künstlerisch veranlagten Geistes, um in das letzte Geheimnis künstlerischen Schaffens vorzudringen. Der treffliche Herausgeber von Ibsens Nachlaß, Karl Larsen, hat sich liebevoll eingehend mit epischen Urgestalt des „Brand“ beschäftigt, hat die Beziehungen zwischen

ihr und dem späteren Drama aufgezählt und bei alledem doch die tiefen Widersprüche übersehen, die zwischen den beiden Dichtungen bestehen und die sich allmählich mit Notwendigkeit ergeben mußten. Walzel ist imstande, aus dem Vollen heraus zu schöpfen und zeigt uns, daß der epische 'Brand' einen Propheten und Richter seines Volks verherrlichen wolle, mit dem sich der Dichter noch im wesentlichen gleichsetzte; die Tragödie dagegen richtet den himmelanstrebenden Idealismus selber, nachdem der Dichter innerlich damit fertig geworden ist. Und zwar ist die Stoffmasse des Epos hier nur teilweise bewältigt; der Dichter des Branddramas beschränkt sich auf die ethisch-religiösen Tendenzen und läßt ein wichtiges politisches Motiv liegen, um es dann im „Peer Gynt" in anderem Zusammenhang eingehend zu behandeln. Was da vor sich gegangen ist, erläutert Walzel umsichtig an brieflichen Aeußerungen des Dichters, der etwa am 29. V. 1870 die Aufgabe des Dichters dahin bestimmte, „für sich selbst klar das Erlebte von dem Durchlebten zu unterscheiden; denn nur das Letztere kann Gegenstand der Dichtung sein." Nur was er selbst an sich und in sich durchgekämpft und innerlich überwunden hat, vermag also Ibsen dramatisch zu gestalten. So werden seine Werke zu „Bruchstücken einer großen Konfession", in ähnlichem und doch wieder in anderm Sinne als bei Goethe. Walzel hat dies Verhältnis betont und genauer dahin zu bestimmen versucht: Goethe gestaltet Erlebtes, Ibsen Durchlebtes.

„Goethe hat ein starkes Erlebnis; um über die Tragik dieses Erlebnisses hinausschreiten zu können, um sich von dem Erlebnis zu befreien, setzt er es in Dichtung um. Sobald der Einklang, der aus dem Busen dringt, die Welt in sein Herz zurückgeschlungen, sobald das wirre und verwirrende Erlebnis durch seine künstlerische Formung in Harmonie sich aufgelöst hat, ist auch Goethe menschlich von ihm selbst befreit. Dichten wird ihm mithin zu einer Selbstbefreiung. Ibsen steht dem Erlebnis schon weit ferner, wenn er zu dichten beginnt. Zuweilen war der Akt der Selbstbefreiung auch schon ganz vorbei, wenn er ans Dichten ging. Etwas Durchlebtes lag hinter ihm, und er gestaltet es künstlerisch aus. Goethe schuf auf gleiche Weise wohl nur die endgültige Gestalt seines Tasso."

Was Walzel ausführt, ist unbedingt richtig für den „ersten Götz" von 1771; aber ob Goethe Werthers Schicksal mit so vollendeter künstlerischer Objektivität hätte gestalten können, wenn nicht das Wertherfieber 1774 schon ausgebraust gewesen wäre, wage ich zu bezweifeln: der ursprüngliche, dramatisch gehaltene Entwurf war wohl aus dem Erlebnis unmittelbar herausgeboren, die vollendete Fassung schildert Durchlebtes. Ich glaube weiter sagen zu dürfen, was ich späterhin anderswo genauer zu begründen hoffe; fast alle größeren Dramen Goethes, nicht bloß der „Tasso", verdanken ihre Konzeption einem kräftigen Erlebnis, ihre vollendete Gestalt aber haben sie erst empfangen, nachdem der Dichter den Gegenstand in eine gewisse Ferne gerückt und über durchlebte Stufen seiner eigenen Ent-

wicklung zu [illegible]. Das gilt bestimmt vom „Egmont“ und vom „Faust“.

Goethe war so wenig ein trockener Moralist wie Ibsen, aber auch er vermochte das Leben nur zu meistern, indem er es ethischen Leitgedanken unterordnete, die durchaus nicht mit den herkömmlichen Moralbegriffen zusammenzufallen brauchten.*) Auch Ibsen bekämpft, was unter Menschen als heilig und unverletzlich gilt: „Der Staat ist der Fluch des Individuums . . . . Es werden wichtigere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich . . . . Befreit die Geister vom Mönchtumsmal; entfernt das Zeichen der Borniertheit und der Kurzsichtigkeit und der Blödsichtigkeit und der [illegible] und des [illegible] Autoritätsglaubens.“ Aber auch er glaubt an etwas Positives, was die Menschen allmählich dem dritten Reiche zuführen kann. Denn er sieht in dem Ganzen des Lebens nicht ein bloßes, unruhiges Schwanken oder Wandeln zwischen zwei Polen, sondern er ahnt ein Dauerndes im Wechsel und eine Steigerung durch den Wechsel. Was er Adelsmenschentum oder Vornehmheit der Gesinnung nannte, birgt für ihn die Gewähr des kommenden Reichs in sich. Es ist im Grunde genommen ein [illegible] aufgefaßter Moralbegriff, der tief in Ibsens Natur wurzelte und dessen Zusammenprall mit den Forderungen der Wirklichkeit eben den letzten Anlaß seines tragischen Dichtens hergab.

Es ist Walzel gelungen, von hier aus die Entwicklung seiner Poesie von der „Komödie der Liebe“ an unter dem Gesichtspunkt innerer Notwendigkeit zu betrachten. In seiner Verskomödie hat der junge Dichter [illegible] seine schönsten Lebenshoffnungen zu Grabe getragen; man greift ihn aufs heftigste an, er fühlt sich einen Augenblick in dem Glauben an seinen Beruf erschüttert; er findet sich wieder zu seinem Genius zurecht, und der [illegible] ist die Frucht seines innerlichen Sieges. Von „Brand“, „Peer Gynt“ und dem Juliandrama war die Rede. Von dem „Auferstehungstage“ geht Ibsen-Rubeck zu den „Portraitbüsten“ über, wie Walzel fein bemerkt, auch ein Tendenzdrama entsteht, die „Stützen der Gesellschaft“, es hängt, meine ich, mit den folgenden Werken noch stärker zusammen, als Walzel ahnen läßt. Der Dichter legt den Finger auf das, was problematisch ist im Leben der modernen Gesellschaft, und sieht die Rettung in einer entschlossenen Umkehr von der Lüge zur Wahrheit — man denkt an Goethes „Iphigenie“, an Wagners Erlösungsglauben, an den Optimismus des Jungen Deutschland. Aber schon im „Puppenheim“ werden wir Zeugen davon, wie schwer sich die Personen, die an die Lebenslüge gewöhnt sind, zum Leben in der Wahrheit zurückfinden können, und in den „Gespenstern“ hat ein Versuch, den Widerspruch zu überkleistern,

*) Des Näheren habe ich meine Anschauungen in einem (demnächst in der [illegible] für den deutschen Unterricht erscheinenden) Aufsatz über „Goethes Egmont“ an einem konkreten Beispiel zu erläutern versucht.

die Ehe vollends „verhudelt und verschandelt“. Es folgen neue Angriffe gegen den Dichter, der bald die Kraft gewinnt, sich im „Volksfeind“ ironisch mit ihnen auseinanderzusetzen, dann aber wieder mit sich ins Gericht geht und in Gregers Werle „das grausamste Selbstporträt entwirft, das er sich je geleistet hat“. Und weiter fallen die Illusionen des „Adelsmenschentums“ und andere, bis der Dichter das ganze Leben selbst als eine große Illusion erkennt und an seinem eigenen Schaffen gründlich irre wird.

„Zu Solneß, Almers, Borkman, Rubek stand abermals Ibsen Modell. Und mit Schrecken erkennt man, daß die Zweifel an seiner künstlerischen Vollbürtigkeit, die Ibsen durchlebt und überwunden zu haben meinte, im Alter ihn mit neuer Kraft gepackt haben.“ Er zweifelt an seiner Kunst, und da er sein Alles, sein Leben an seine Kunst gesetzt hatte, scheint ihm sein Leben selbst zwischen den Fingern zerronnen zu sein. Diesen Altersdramen nun widmet Walzel noch eine besondere, eindringende Studie. Es gilt die Auseinandersetzung mit dem Vorwurf des Symbolismus, der dürren Allegorie, des Absteigens von der Höhe der Kunst, ein Vorwurf, den besonders R. Wörner in seiner ausgezeichneten Ibsenbiographie erhoben hat. Wörner scheidet in geistreicher Weise drei Stufen in Ibsens Symbolismus. In der Wildente stehe noch eine vollständige Tierfabel neben der an sich unbedeutenden Handlung, deren Allgemeingültigkeit sie erschließen solle. In der „Frau vom Meere“ werde ein Nicht-Wirkliches, wie die Anziehungskraft des Meeres (die sich Ibsen übrigens im Entwurf im Hinblick auf Darwin und Häckel phylogenetisch zu erklären suchte), in einer gespenstischen Gestalt verkörpert; doch werde in dieser „Allegorie“ das Menschliche und das Dämonisch-Mystische immerhin noch zur Einheit verschmolzen; in den letzten Werken aber, wie bei Hilde Wangel und Irene, werde das erstrebte „Ungewisse“, das Schillern in zwei Farben, nur durch ein überstarkes Betonen des symbolischen Elements erreicht. Walzel sucht Ibsen von dem Vorwurf der Allegorie zu reinigen, mit der wir gemeinhin den Begriff des „Frostigen“ verbinden . . . freilich, nicht *jede* Allegorie ist frostig und reißt uns aus der poetischen Stimmung heraus; der Abschied der „Jugend“ in Raimunds „Bauern als Millionär“ ergreift uns mit gar seltsamer Gewalt: hier herrscht kein kaltes Spiel der Gedanken, hier wird jene metaphorische Kraft unserer Seele aufgerufen, die sich seit Urzeiten in der Sprach- und Mythenschöpfung der Menschheit bewährt hat. Auf einen ähnlichen Weg leitet uns Walzels fruchtbare Beobachtung: „In letzter Linie liegt der Symbolik Ibsens das Bewußtsein jedes Dichters, vor allem des ausgereiften, zugrunde, daß der äußere Vorgang und die zu seiner Darlegung verwerteten Wortinhalte nicht hinreichen, das Leben wiederzugeben. Der Dichter möchte mit mehreren Zungen reden. Die von ihm gefundene Form spricht mit; aber auch der bildliche Charakter, den er seinen Werken verleiht. Das ist noch lange nicht „Allegorie“ und ist auch nicht in der reinen Reflexion begründet. Vielmehr leiten uns Erfahrungen, die große Dichter an sich

wahrgenommen haben (wenn z. B. Hebbel beim Epilog „Genovefa“ eine angeschossene Taube fliegen sah, wenn Schiller beim Dichten Musik zu hören glaubte, wenn Heine bei der Abfassung des „Ratcliff“ den Flügelschlag eines Vogels rauschen hörte), leiten alle solche Erfahrungen auf eine andere Fährte. „Die schöpferische Phantasie“, so faßt Walzel seine Beobachtungen zusammen, „erzeugt gerade in Naturen, deren Unterbewußtsein eine starke Kraft hat, parallele Vorstellungen bei der künstlerischen Ausgestaltung eines Stoffes“, und warum sollte der Wortdichter diese für die Stimmung so bedeutsamen Winke nicht beachten und seine Bilder so gut verwenden, wie Richard Wagner die sich ihm aufdrängenden Leitmotive? Natürlich sind derartige symbolisch-parallele Bilder bei einem Dichter von Ibsens Bildungsgrad andere als bei einem Künstler von Durchschnittskultur. Walzel darf bei Ibsens Deutung geistiger Vorgänge durch naturhistorische Phänomene an Hardenbergs Naturphilosophie erinnern. Wie weit freilich die realistische Handlung des Dramas jeweils mit den dämonischen Vorgängen zur Einheit verschmolzen worden ist und verschmolzen werden kann, ist eine andere Frage, eine Frage des Stils. Von hier aus wird sich noch manches über und auch gegen Ibsens Symbolismus sagen lassen, zunächst aber muß der richtige Gesichtspunkt eingenommen werden.

Jedenfalls hat Ibsen das Symbolische nie um seiner selbst willen gepflegt; auch die dämonischen Elemente seiner Dramen dienen nur der immer reiferen und tieferen Gestaltung des durchlebten und an ihm nagenden Konflikts zwischen der idealen Forderung und der gesellschaftlichen Ordnung, in die er hineingeboren ist. Wie Grillparzer, hat Ibsen mit den Formen des Lebens in der Wirklichkeit nicht gebrochen, ja er war noch bedeutend korrekter und steifer als sein österreichischer Kollege. Den schönen Sommertraum von Gossensaß hat er selbst mit starker Hand zerrissen. Aber wie Grillparzer eine tiefe Sympathie mit seinen glänzenden Bösewichtern verbindet, die er mit Ingrimm den Vertretern des Rechts und der Sitte aufopfert, so schließt die „christliche Zaghaftigkeit“, mit der Ibsen seinen Willen in Zucht nimmt, eine tiefe Nachsicht gegen „die Lebensbejaher mit robustem Gewissen“ nicht aus, „auch wenn sie ans Zuchtlose streifen“. Er selbst wagte sich nicht in ihre Reihe zu stellen, er ahnte das Reich der Zukunft, aber er wagte kaum hineinzublicken: er empfand sich als Uebergangsmenschen zwischen zwei Zeitaltern, und er hat die ganze Tragik solcher Uebergangszeitalter an sich selber durcherlebt.

Goethe und der Parlamentarismus.

Unsere Zeit wird bald genug berufen sein und ist es schon heute, die Grundlagen unserer Kultur und unseres öffentlichen Lebens nachzuprüfen und das unserm Volksgeist Gemäße und in unserer geschichtlichen Entwicklung Begründete von allerhand fremdem und angeflogenem zu reinigen, was in die Zukunft nicht mit hinübergenommen werden soll. Wir knüpfen dabei besonders gern an die größte Epoche unserer Vergangenheit, an die

Zeit des „Deutschen Idealismus“ an, die uns weit mehr gebracht hat als eine „klassische Dichtung“, die aber freilich in der Gedankenarbeit der Großen von Weimar, Jena und Königsberg gipfelt. Sicherlich hat nun unser Volk während des 19. Jahrhunderts, das uns von Fichte zu Bismarck, von der schwindelnden Höhe des Idealismus zur Realpolitik führte, manches mit andern Augen ansehen lernen. Und doch, je genauer wir in die Gedankengänge des 18. Jahrhunderts eindringen, um so mehr erstaunen wir über die Weitherzigkeit und Tiefe, mit der man bei aller Beengtheit der äußeren Verhältnisse schon damals die Grundlagen für eine menschlichere Lebensgestaltung gelegt hat. Das gilt selbst auf politischem und sozialem Gebiete, und die letzten Jahre haben uns auf Grund neuer Zeugnisse und vertiefter Betrachtungsweise u. a. Goethes Stellung zu Napoleon und zu den Freiheitskriegen immer besser verstehen lassen als früher. Verhängnisvoll umspinnt aber die Legende noch immer Goethes Verhältnis zur Volksvertretung. Bekanntlich war Karl August der erste deutsche Fürst, der die Verheißung von 1815 einlöste und seinem Volk eine Verfassung gab; es ist oft behauptet worden, daß Goethe, der sich wohl gegen manche Ausschreitung der Jenaer Burschenschaft wandte, diesen Schritt dauernd mißbilligt habe. Da ist es denn von großem Werte, daß C. Franke in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (Band 28, S. 823 ff.) einmal Goethes Ansichten über „Selbstregierung und Vertretung des Volkes“ im Zusammenhang gemustert hat. Als Quellen kommen vor allem Goethes Gespräche mit Eckermann und mit dem Kanzler Müller, seine „Sprüche in Prosa“ und „Zahmen Xenien“ und sein „Vorspiel“ von 1807 in Betracht. Aus ihnen ergibt sich bei aller schillernden Vielfarbigkeit seiner Aeußerungen, wie sie durch augenblickliche Stimmungen, frische Erfahrungen und bestimmte Zwecke des Sprechenden bedingt ist und uns vor unkluger Verallgemeinerung warnen muß, doch eine ziemlich einheitliche politische Grundanschauung des Dichters.

Goethe hat immer wieder versucht, Rechte und Pflichten der Herrschenden und Beherrschten gegeneinander abzuwägen. Ziehen wir, was Francke nicht getan hat, seine Dichterwerke, z. B. den „Egmont“ mit heran, so sehen wir ihn auf freier Höhe über den Parteien stehen, über einem ungestümen, optimistischen Freiheitsdrange und einem engen, grämlichen und mißtrauischen Absolutismus. Seiner ganzen Weltanschauung gemäß würde er es aber ablehnen, nun einen Mittelzustand zwischen beiden Extremen zu finden, der ein für allemal einzuführen und festzuhalten wäre. Der ewige Fortschritt der Geschichte ergibt sich ihm vielmehr aus dem notwendigen, unendlichen Widerstreben zwischen Zwang und Freiheit. Es steckt tiefe Weisheit in den Worten des greisen Dichters: „Alle Menschen, wenn sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen. Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu

werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbefreiheit, Festhalten und Zerschmettern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand der Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es nicht zu wollen" — scheint es darum nicht zu wollen, weil innerhalb der Natur wie des Menschenlebens alles durch den Kampf entsteht, wächst und wieder vergeht, um neuem Platz zu machen.

Man bezeichnet Goethes Anschauung von den mit einander ringenden gegensätzlichen Kräften als „polaren Dynamismus", und dieser beherrscht eben auch sein politisches System, soweit man davon reden kann. Auf der einen Seite also wünscht Goethe ein starkes Fürstentum, gestützt auf ein kraftvolles Beamtentum: „Die Liberalen mögen reden, denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gern zu; allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschieren lassen, und köpfen und hängen, das ist recht". Aber die Gewalt des Fürsten soll sich so unbedingt nur in der Ausübung des Rechts und dem Schutz des Staates mit der blanken Waffe bewähren. Goethe hat nie versäumt zu betonen, daß zum Regieren mehr gehört als das Befehlenkönnen, daß der Herrscher ohne Weisheit verloren ist; und wie er selber seinem Herzog als ernster Berater zur Seite stand (man denke an das Gedicht „Ilmenau"), so hat er frühzeitig das Wort geprägt:

„Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei!
Klug und tätig und fest, bekannt mit allem nach oben
Und nach unten gewandt, sei er Minister und bleib's!"

Der König kann also des Rates der Verständigen nicht entbehren, und als einen Rat der Verständigen faßt Goethe auch die Volksvertretung auf, wenigstens so weit sie ihm als Ideal vorschwebt.

In einem Xenion scheint der liberale Gedanke des allgemeinen Wahlrechts durchzuschimmern, wenn Goethe die Konstitutionalisten fragt: „Wer repräsentiert denn die Diener?" Keinesfalls aber wäre Goethe für das allgemeine passive Wahlrecht zu haben gewesen. Zum Beraten eignet sich nur, wer die nötigen Voraussetzungen mitbringt, und das tun nur die Verständigen, die Wohlgesinnten, die Reifen (nicht die Alten!), die allenthalben in der Minderzahl sind und immer bleiben werden. Wir glauben Ibsen reden zu hören, wenn Goethe zum Kanzler Müller sagt: „Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß"; und wir denken an Friedrich Nietzsches Scheidung zwischen der des Herrschers bedürftigen Herde, den Viel zu Vielen, und den wenigen

„höheren Menschen", die zum „höchsten Menschen" emporgezüchtet werden sollen, wenn wir Goethe von der „zudringlichen, oft platten, oft tückischen Menge" reden hören, die alle reine Tätigkeit lähmt. Hält man das fest, so wird man Goethes Aeußerungen über die Weimarische Volksvertretung ihrem wahren Sinne nach verstehen. Er war grundsätzlich durchaus mit Karl Augusts „vaterländisch-liberalen" Gesinnungen einverstanden, die Weimar in trüber Zeit „zum Mittelpunkt für Recht und Gerechtigkeit für Deutschland" machten, und er wußte den Segen eines rechten Parlaments zu preisen; nur schwebte ihm dabei nicht die englische Form als Ideal vor; selbst die Pariser Parteien vom Jahre 1827 schienen ihm „auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht zu stehen, als die Engländer, deren Parlament gegeneinander wirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysieren, und wo die große Einsicht eines Einzelnen Mühe hat durchzubringen, wie wir an Canning und den vielen Quengeleien sehen, die man diesem Staatsmanne macht". Auch da herrscht der „polare Dynamismus" vor, aber die Gegensätze in ihrer kräftigen Reibung erzeugen keine dauernden Werte und keine „Steigerung durch den Wechsel", wie ihn die Natur allenthalben zeigt und die Geschichte ihn zeigen soll. Von dem echten Parlament, das auch ohne den befruchtenden Streit nicht wird bestehen können, spricht Goethe die wundervollen Worte, die gerade die Gegenwart mit ihrem Opfersinn so glänzend bestätigt:

„Die mit dem Fürsten sich beraten,
Sie fühlen sich zu großen Taten,
Zu jedem Opfer sich bereit.
Je einiger sie sich verbündet,
Je sichrer ist das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit."

Und den Weimarer Landtag begrüßte er mit einem Spruch, der die Rückwirkung des guten Parlaments auf die Regierung andeutet:

„Das Wohl des einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswertester Verein!
Den guten Wirt beruft man zum Berater;
Ein jeder sei zu Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater sein!"

Dennoch ist Goethe ein schlechter Besucher der Sitzungen des Landtages gewesen und hat nicht selten voll Mißmut von der Volksvertretung geredet, die eben seinem Ideal nicht entsprach, und bei der die Schäden des Parlamentarismus bald genug hervortraten. Es waren eben nicht immer die reifsten, einsichtigsten, selbstlosesten Männer des Landes, die sich dort berieten und ihre Beschlüsse waren oft genug recht anfechtbar von jener Höhe staatsmännischer Weisheit aus, zu der sich Goethe im Laufe jahrzehntelanger entsagungsvoller Arbeit aufgeschwungen hatte. Von der nächsten Gefahr

des Parlamentarismus war schon die Rede. Goethe bezeichnet sie anderswo noch kräftiger: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will". Er hatte also schon das Ducken vor der Masse, das „Volksschranzentum" kennen gelernt, das er zum mindesten so sehr verachtete wie das Hofschranzentum. Das Beispiel Englands wies ihn auf die zweite Gefahr des Parlamentarismus hin, auf jene Parteidisziplin, welche die freie Aussprache eigener Anschauungen fesselt und, was noch schlimmer ist, Engherzigkeit und Intoleranz züchtet. Im Sinne eines echten Liberalismus des Herzens verdammt er jeden, der „von Liberalität spricht und den andern hindern will, nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen". Unübertrefflich ist seine Aeußerung: „Wo man Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüt. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht". Damit ist aber der letzte Punkt schon berührt, der der Volksvertretung gefährlich werden kann. Unzweifelhaft besitzt sie eine Macht, die so weit sie von der des Herrschers oder des verantwortlichen Ministers verschieden sein mag, doch zum Mißbrauch verführen kann: „Nicht allein der Fürst, sondern ein jeder, der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung Teil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr, den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Herkommen zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut sein, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich ins Verderben hinabziehen" — Worte, die man heute noch beherzigen kann.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß Goethe nichts weniger als ein grundsätzlicher Gegner des Parlamentarismus war; nur verwarf er von seinem Standpunkt, der eben auch noch nicht der des modernen Nationalstaates war, die durch Majoritätsentscheidung zusammengekommene, und durch Majoritätsbeschlüsse wirkende Parteivertretung; er forderte, daß „Gesetzgeber und Regent die Volkheit hören sollten, nicht das Volk", wie der Erzieher die Kindheit ins Auge faßt, nicht das einzelne Kind. Wie freilich der Weg zu dieser idealen Volksvertretung zu finden sei, wie die Weisen und Wohlgesinnten, Reifen und selbstlosen Männer auszuwählen seien, dies Geheimnis hat uns auch Goethe nicht verraten. Es wäre reizvoll, mit diesen unmittelbaren, politischen Aeußerungen des Dichters seine mittelbare, dichterisch-dramatische Erörterung politischer Fragen zu verfolgen, wie sie sich hier und da in seinen Werken findet. Nur muß man da nie vergessen, daß der Dichter durch den Mund seiner Figuren nicht er zu uns spricht, sondern die betreffenden Aeußerungen aus der Rolle

entfließen, über und hinter der ihr Schöpfer erst steht. Wir wollen Franckes wertvolle Arbeit wenigstens durch den Hinweis auf eine Dichtung ergänzen, die weiteren Kreisen kaum bekannt ist. Es handelt sich um die Entwürfe Goethes zu der Einführung Fausts am Kaiserhofe im 1. Akt des „2. Teiles". Diese Einführung ist niemals vollendet worden, in der gedruckten Dichtung erscheint der Held vielmehr ohne weiteres mit seinem höllischen Begleiter an den Stufen des Thrones. Ursprünglich aber hatte Goethe eine Aussprache zwischen Faust und Mephistopheles beabsichtigt, wofür in seinem Nachlasse wertvolle Ansätze erhalten sind. Faust will sich an den Kaiserhof begeben, aber nicht um Zauberspuk zu treiben, die Hofgesellschaft zu amüsieren oder zu äffen, wie der Teufel es vor hat, sondern um dem Kaiser und seinem Volke in ihren Nöten beizuspringen und alles mit seiner Kunst und Kraft glücklich zu machen. Er soll ein Programm entwickeln „wie er regieren und nachsichtig sein wolle", worauf Mephistopheles höhnisch erwidert: „Schade für die Nachkömmlinge", die durch solche nachsichtige Regierung zweifellos verdorben werden. Goethe ist kein Freund von unbedingter Nachgiebigkeit, noch weniger aber teilt er den Cynismus des Mephistopheles, der sich weiterhin offenbart. Dabei ist aber ganz wohl anzunehmen, daß der Dichter sich in einzelnen Augenblicken der Enttäuschung und Verbitterung ähnliche Gedanken gemacht hat, wie sie Faust von seinem höllischen Begleiter zu hören bekommt. Doch siegte auch bei ihm, wie bei Faust, schließlich das Vertrauen auf echte Menschlichkeit bei Volk und Fürsten:

Mephistopheles.

Geh hin, versuche nur dein Glück!
Und hast du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück,
Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Mit Ixion sprich von der Wolke,
Mit Königen vom Ansehn der Person,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Faust.

Auch diesmal imponiert mir nicht
Die tiefe Wut mit der du gern zerstörtest,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Gesicht.
So höre denn, wenn du es niemals hörtest:
Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget schöne Taten.
Der Mensch fühlt sein Bedürfnis nur zu sehr
Und läßt sich gern im Ernste raten.
Mit dieser Aussicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphierend wieder hier.

Mephistopheles
So gehe denn mit deinen schönen Gaben!
Mich freut's, wenn sich ein Tor um andre Toren quält.
Denn Rat denkt jeglicher genug bei sich zu haben,
Geld fühlt er eher, wenn's ihm fehlt.

Die weitere Entwicklung des Dramas hätte weder Fausts unbedingtem Optimismus, noch dem verbissenen Pessimismus des Höllengeistes Recht gegeben. Wohl ist die Menschheit zur Entwicklung bestimmt, aber ihre „Erziehung" kostet Zeit und führt durch manche Enttäuschung hindurch. Auch der zweite Teil des „Faust" ist ein Vermächtnis des Dichters an sein Volk, in dem mancher viel gewandte Politiker eigene Erfahrungen wiederfinden mag. Robert Petsch.

Wilhelm Ganzenmüller, Das Naturgefühl im Mittelalter. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausg. von Walter Goetz, Band 18.) G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914. 304 S. Gr. 8°. Mk. 12.

Zu den Erbstücken des Altertums, die im Mittelalter verloren gegangen sein sollen, pflegt auch das Naturgefühl gerechnet zu werden, und wir denken an seinen Verlust, wenn wir vom dunklen Mittelalter sprechen. Erst die Renaissance, erst Petrarca mit seiner berühmten Besteigung des Mont Ventoux, soll den Natursinn wiederentdeckt haben, und seine Tat wird als so bahnbrechend empfunden, daß die Vorstufen, auf die schon Burckhardt verwiesen hat, ziemlich unbeachtet geblieben sind.

Man wird im Ernst nicht leugnen können, daß das Mittelalter bei flüchtiger Betrachtung dem Natursinn der Renaissance nichts Gleichartiges zur Seite zu stellen hat. Es fehlte ihm die Weltempfindung, die die Voraussetzung jenes Naturbewußtseins ist, das sich im Genuß der Natur vollendet. Jenseitigkeit und Askese sind die Grundzüge der mittelalterlichen Kultur. Ein supranaturaler-Idealismus beherrscht die Empfindung der weltlichen Dinge und verschärft sich zu einer Naturkritik, die vielfach im Pessimismus endigt. Aristoteles hat einmal gesagt: „Die Natur ist nicht göttlich, sondern dämonisch." Er wollte sie damit als halbgöttlich bezeichnen. Das Mittelalter hat dieses Urteil übernommen; aber wie der Begriff des Dämonischen sich unter dem Einfluß des Christentums in den des Ungöttlichen, ja Widergöttlichen verwandelt hatte, so wirkte er nun auf die Natur zurück. Indem man die Natur für dämonisch erklärte, erlebte man sie als das Widerspiel des Göttlichen. „Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen." Wenigstens nicht zu Christen des Mittelalters.

In der Tat, es fehlt nicht an Stimmen, die diese naturfeindliche Empfindung beglaubigen. Der Verfasser der vorliegenden Untersuchung führt selbst ein lehrreiches Beispiel aus dem elften Jahrhundert an. Da finden wir einen Schriftsteller, der rund heraus erklärt: „Wir, die anders als Pythagoras und Empedokles des ewigen Lebens Erben werden wollen, machen uns auf den Weg zum Himmelreich und lassen hinter uns den Gesang der Sirenen und der Nachtigall sinnlich-üppige Melodie."

Es kommt ein zweites Moment hinzu. Zur Richtung nach oben die Richtung nach innen. Schon Augustin hat beide Richtungen in klassischer Weise zusammengefaßt. Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott sind die einzigen Gegenstände seines Denkens. Da ist für die Natur und die Naturempfindung kein Raum. „Ich fragte die Erde: Bist Du Gott? Und sie sprach: Ich bin es nicht. Und alles, was in ihr ist, bekannte dasselbe. Ich fragte das Meer und die Abgründe und alles Lebendige das da kreucht, und alles antwortete: Wir sind nicht dein Gott; suche ihn über uns. Ich fragte die wehenden Winde, und das Reich der Luft mit allen seinen Bewohnern sprach: Anaximenes irrt; ich bin nicht Gott. Ich fragte den Himmel, die Sonne, den Mond und die Gestirne, und sie antworteten: Auch wir sind nicht Gott, den du suchst. Da sprach ich zu all den Dingen, die meine Sinne umgeben: Sprecht ihr von meinem Gott! Wenn ihr es selbst nicht seid, so sagt mir etwas von ihm. Und sie riefen mit lauter Stimme: Er hat uns geschaffen." (Conf. X 6). Wenn das aber der Fall ist, so ist die Hingabe an die sichtbare Welt augenscheinlich eine Hemmung auf dem Wege zu Gott, dann ist die Aufsuchung Gottes in der Natur eine Versuchung für den Menschen. Augustin hat diese Konsequenz gezogen und kühn behauptet, daß die Hingabe an die sichtbaren Dinge den Menschen zum Sklaven des Sichtbaren mache (a. a. O.). Und noch eine zweite Gefahr ist hier nach Augustin im Verzuge. Die Gefahr, daß der Mensch nicht nur Gott verfehlt, sondern über der Welt sich selbst verliert. „Da wandern die Menschen hin und bewundern die Gipfel der Berge, die gewaltigen Wogen des Meeres, die Flüsse, die sich in breitem Strom ergießen, die Unendlichkeit des Ozeans, den Umlauf der Gestirne — und entfernen sich von sich selbst." (Conf. X 8). Es sind die berühmten Worte, auf die Petrarca stieß, als er auf dem Gipfel des Mont Ventoux seinen Augustin aufschlug, und die ihn zu sich selbst und zu Gott zurückriefen, als er über dem erhabenen Naturschauspiel, das sich seinen Blicken darbot, in Sonnenanbetung versinken wollte.

Die Augustinische Innerlichkeit hat tief auf das Mittelalter gewirkt und ein teils unsinnliches, teils übersinnliches Sehen hervorgerufen, das man als Weltblindheit bezeichnen kann. Es ist das äußerste Gegenstück zu jener Goethischen Art des Sehens, die wir heute als klassisch empfinden. Das Auge des mittelalterlichen Menschen tritt uns besonders in der Mystik entgegen. In jener Mystik, die sich streng vor der Welt verschließt, um den Gekreuzigten schauen zu können. Der große Virtuose dieser Kreuzes-

mystik, Bernhard von Clairvaux, ist es denn auch, von dem sich zufällig ein Bericht über die sinnliche Blindheit erhalten hat, mit der er sein geistiges Sehen erkaufte. Sein Biograph erzählt von ihm, er habe lange nicht gewußt, ob das Kloster ein Gewölbe besitze oder eine flache Decke; ebenso glaubte er lange, im Giebel befinde sich nur ein Fenster, während tatsächlich drei dort waren. So sehr war sein Interesse dem Vergänglichen ab- und nur dem Göttlichen zugewandt (S. 164).

Hiernach kann man das Urteil formulieren, das sich auch im wissenschaftlichen Bewußtsein über das Verhältnis des Mittelalters zur Natur und Naturempfindung festgesetzt hat. Es besteht aus zwei Sätzen, die innerlich zusammengehören: 1. Das Mittelalter hat kein Naturgefühl gehabt. 2. Der erste mittelalterliche Mensch mit wirklichem Naturgefühl ist Franz von Assisi gewesen.

Es ist das große Verdienst der vorliegenden Untersuchung, daß sie diese Anschauung berichtigt und durch eine bessere, dem wahren Sachverhalt entnommene ersetzt. Der überlieferten Ansicht stellt der Verfasser in Kürze zwei fundamentale Sätze entgegen: 1. Das Mittelalter hat in der Tat von Anfang an ein eigentümliches, nämlich ein symbolisch-transszendentales Naturgefühl entwickelt. Der Urheber dieses Naturgefühls ist Jesus selbst. Seine Höhe fällt ins elfte und zwölfte Jahrhundert. Seine literarischen Anfänge reichen bis auf Ambrosius zurück. 2. Franz von Assisi ist nur der Erbe dieses in seiner Entwicklung ein volles Jahrtausend umspannenden Naturgefühls und nicht der Vorläufer der Renaissance. Das Naturbewußtsein der Renaissance ist ein wesentlich ästhetischer Affekt, während das Naturgefühl des Franziskus sich streng in religiösen Grenzen hält. Der Uebergang von der Religion zur Aesthetik, vom Mittelalter zur neuen Zeit ist nicht bei ihm, sondern in der Goliarden- und Minnesängerdichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu suchen.

Diese Sätze hat der Verfasser durch reiche Quellenstücke belegt und so gründlich entwickelt, daß wir fortan genötigt sein werden, das Mittelalter auch hier mit anderen und besseren Augen zu sehen. Er beginnt seine Untersuchungen mit feinen Bemerkungen über das Naturgefühl Jesu und des Paulus, das die substantielle Grundlage des mittelalterlichen Naturbewußtseins bildet. Das Eigentümliche in der Naturempfindung Jesu liegt darin, „daß nur die belebte Natur ihm zum Erlebnis wurde. Nur hier fand er ein Werden, das ihn immer wieder an das große Werden erinnerte, dessen Anbruch er als erster gefühlt hat". Ebenso Paulus. Er fühlt in der Natur nur das Erlösungsbedürfnis, die zitternde Sehnsucht nach seligem Leben, die sein eigenes Leben beherrschte und von der er im achten Kapitel des Römerbriefes als einer kosmischen Sehnsucht spricht.

Wenn das Neue Testament dem Mittelalter die Substanz seines Naturbewußtseins geliefert hat, so hat das Altertum die Formen geschaffen, in

denen der neue Geist sich ausdrücken konnte. Von diesem Vermächtnis handelt das zweite Kapitel. In ihm sind drei Hauptstücke zu unterscheiden: die ideale Landschaft, der ideale Frühling und der Bezug zwischen Natur und Gemüt. Die ideale Landschaft zeigt uns den Lorbeer-, Myrthen- und Epheuhain. Der Boden mit Rosen und Veilchen bedeckt. Dazwischen ein kühler, klarer Bach, der die Blumen und Gräser netzt. Auf den flüsternden Zweigen der Bäume die Vögel mit ihren hellen Stimmen. Der Frühling, durch Schwalbe und Nachtigall angekündigt: die Hochzeit zwischen Himmel und Erde und die Geburt aller glücklichen Gefühle, die sich aus dem Anblick des verjüngten Lebens erzeugen. Der Bezug zwischen Natur und Gemüt entweder so, daß die Natur das Gemütsleben wiederspiegelt, oder so, daß sie als das Gegenspiel menschlicher Affekte empfunden wird. Namentlich in der elegischen Form, die den Kontrast zwischen der Seligkeit der Natur und der Unseligkeit des eigenen Lebens zum Inhalt hat.

Aus diesen Materialien hat sich das mittelalterliche Naturgefühl in mannigfachen Schattierungen entwickelt, und zwar so, daß die antike Form am stärksten in der Karolingischen Renaissance hervortritt, während der christliche Stimmungsgehalt im zwölften Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht. Unmittelbar darauf beginnt die Auflösung des mittelalterlichen Naturgefühls, herbeigeführt durch die ästhetische Wendung, die dem Genuß der Natur entgegenstrebt.

Diese Entwicklung hat der Verfasser in neun Kapiteln durch alle Phasen gründlich verfolgt und durch ein Anschauungsmaterial belegt, dessen Vielseitigkeit hier nur angedeutet, aber nicht reproduziert werden kann. Das Zeitalter des Ambrosius verwendet das Landschafts- und Frühlingsbild mit besonderer Vorliebe zur Schilderung des Paradieses. Sonst dient die Anschauung der Natur der eindrucksvollen Vergegenwärtigung Gottes, wie man das namentlich an den Stundenliedern des großen Ambrosius erkennt. Verdrängt ist zunächst jede Verknüpfung des persönlichen Lebens mit der Natur. Wohl sieht man im Wechsel der Jahreszeiten den Unbestand alles menschlichen Lebens wieder; aber die persönliche Akzentuierung fehlt. An ihre Stelle tritt die göttliche Heilsgeschichte. Die Hauptmomente dieser Geschichte, Geburt, Leiden und Auferstehung des Herrn, werden mit der Natur erlebt. Die persönlichen Zustände fallen aus. Hier ist eine Objektivierung vollzogen, die für die Eigenart des mittelalterlichen Naturgefühls ebenso grundlegend und charakteristisch ist, wie jene großartige Symbolisierung der Natur, die wirklich in allem Vergänglichen nur ein Gleichnis des Ewigen erblickt. Noch Dante webt ganz in dieser Stimmung. „Was nicht stirbt, und was stirbt, strahlt das nur wieder, was Gott als Schöpfer liebend sich gedacht.“ Ein eigentümliches Erzeugnis dieses symbolischen Triebes ist jene merkwürdige Tiersymbolik, die schon im zweiten Jahrhundert im sogenannten Physiologus niedergelegt

wurde und die seltsamsten Beziehungen zwischen den Lebensgewohnheiten der Tiere und allerlei religiösen Wahrheiten spinnt.*)

Der nächste selbständige Dichter des mittelalterlichen Naturgefühls ist der dem sechsten Jahrhundert angehörige Venantius Fortunatus gewesen. „Er hat, so vollkommen es überhaupt möglich war, die Ausdrucksformen des sterbenden Altertums einheitlich mit dem Geist des Christentums verbunden.“ Aber wirklich neues Leben ist erst von den irischen Mönchen und dann von den Angelsachsen ausgegangen. „Beiden Völkern gemeinsam ist das Vorwalten der Phantasie, scharfe Beobachtung der Einzelheiten, aber Mangel an bildmäßigem Ausdruck.“ Wenn in den irischen Mönchsgeschichten ein besonders herzliches und inniges Verhältnis zu den Tieren sich ausspricht, so kommt im „Beowulf“ vor allem das Charakteristische in der Natur zu seinem Recht. Das Unheimliche in ihr ist von dem Dichter des Beowulf mit erstaunlicher Schärfe empfunden worden; und wie er, gleich den irischen Mönchen, das Auffallende und Eindrucksvolle bevorzugt, so ist auch die beiden Literaturen gemeinsame Neigung zur Alliteration aus dem Bedürfnis nach charakteristischem Ausdruck zu erklären.

Das Karolingische Zeitalter hat diese Schätze begierig in sich aufgenommen. „Es gibt kaum ein Gebiet der Natur, das der liebevollen Betrachtung entgangen wäre. Sonnenauf- und -untergang, Morgen, Mittag, Abend uud Nacht wurden gepriesen so gut wie der bunte Wechsel der Jahreszeiten. Wenn man in der Landschaft im allgemeinen das Liebliche vorzog, so fehlt es doch nicht an Männern, denen Wald und Weidwerk gefiel oder die Größe der Bergwelt und das Erhebende einer weiten Aussicht. Viele Nachrichten bezeugen uns, daß man auch bei klösterlichen Ansiedlungen Rücksicht nahm auf die Schönheit des Ortes. Ein warmes Interesse hatte man nicht nur an den Tieren, sondern auch an den Pflanzen.“

Und wie sich der Blick erweitert hat, so ist auch die Kraft des Ausdrucks gewaltig gewachsen. Hier half der klassische Formenschatz, den die karolingische Epoche gleichsam wiederentdeckt hat, und durch dessen geschickte Benutzung sie die Leistungen der Iren und Angelsachsen bald genug überflügeln sollte. Ein paar Meisterstücke der Naturpoesie stammen aus dieser glücklichen Zeit. So Notkers herrliche Osterhymne (S. 85), so Alkuins prächtiges Abschiedslied an seine Zelle (S. 95), so vor allem der wundervolle Hymnus Heirics auf die Himmelfahrt des heiligen Germanus:

---

*) Noch Dante macht von dieser Symbolik einen reichen, für den ununterrichteten Leser oft geradezu beschwerlichen Gebrauch. So, um nur ein Beispiel anzuführen, im 29. und 32. Gesange des Purgatoriums, wo Christus ohne Namennennung unter der Gestalt eines Greifen eingeführt wird, der den Wagen der Kirche zieht. Der Greif nämlich ist die Identität von Löwe und Adler, der höchsten am Erdboden haftenden und der höchsten zum Himmel emporsteigenden Kraft, wobei man an die zwei in Christus zu einer Person vereinigten Naturen, die menschliche und die göttliche, dachte.

Die Himmelshöhen ihn begrüßen,
Ihr fremdes Licht bewundert er,
Schon siehet er zu seinen Füßen
Der Wolken und der Sterne Heer.
Der Sonne rosig helles Leuchten
Von ihrem Strahlenangesicht
Erblickt er drunten und den feuchten,
Den kalten Mond im Silberlicht.

Der Erde Masse kann er sehen,
Die Finsternis, die sie umhüllt,
Erkennet, wie die Winde wehen,
Wie die Gewitterwolke schwillt.
Warum der Frühling sanft und stille,
Der Sommer dörrend tritt herein,
Warum der Herbst der Trauben Fülle,
Der Winter Eis nur bringet ein.*)

Mit Recht fühlt der Verfasser sich angesichts dieser mächtigen Strophen an den Gesang der Erzengel im „Faust" erinnert.

Freilich, das Gedicht ist von einsamer Größe. Man muß schon mehrere Jahrhunderte überspringen, bis zum Sonnenhymnus des heiligen Franz, um etwas Ebenbürtiges zu finden. Das zehnte und elfte Jahrhundert hat solchen Leistungen nichts annähernd Gleichwertiges zur Seite zu stellen. Es ist eine Epoche der Gärung und des Ueberganges, in der sich als festes, greifbares Gebilde auf unserm Gebiete nur das Tierepos durchgesetzt hat. Neues Leben quillt erst wieder im zwölften Jahrhundert, im Zeitalter Bernhards und des heiligen Franz. Dieses Zeitalter ist der Höhepunkt des transszendentalen Naturgefühls. In ihm tritt das mittelalterliche Naturbewußtsein in seiner reinsten Eigenart auf. Streng symbolisch, streng religiös, die ganze Natur als ein Spiegel betrachtet, in dem die Güte und Herrlichkeit Gottes aufleuchtet. So schon bei Bernhard.

*) Hier zur Kontrolle der lateinische Text, Mon. Germ. Poet. III, 1896, p. 511 (Vita Sancti Germani l. VI v 416ff.):

Miratur placidi sublimia culmina regni,
Ignotum certe lumen miratur Olympi
Et iam sub pedibus nubes et sydera cernit.
Despectat rosei candentia lumina solis,
Despectat gelidae rorantia sidera lunae,
Et quaecumque vagos exercet stella recursus,
Telluris molem circumfusasque tenebras,
Pneumata ventorum tempestatumque tumorem,
Cur ver tranquillum, cur torrida prodeat aestas,
Autumnus uvis, faetetur bruma pruinis.

Der Dichter dieser Verse, Heiric von Auxerre, Mönch im Kloster Saint Germain zu Auxerre, ist 841 geboren und nach A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande II, 1880, S 287, schon 877 gestorben. Das versifizierte Leben des heiligen Germanus ist sein Hauptwerk gewesen.

Bekannt ist der Brief, in dem er einen gewissen Heinrich ermahnt, Mönch zu werden: „Glaube einem, der Erfahrung hat. Du wirst noch etwas mehr in den Wäldern finden, als in den Büchern. Holz und Stein werden Dich etwas lehren, was Du von Deinen Lehrern nicht hören kannst.“ Das, was Heinrich hier lernen soll ist, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Offenbarung geistiger Wahrheiten im Spiegel des Naturgeschehens. Dem Lobpreis dieser Offenbarung gilt denn auch der Sonnenhymnus des heiligen Franz. Man sieht, er ist bei aller Schönheit und Größe doch nicht so gänzlich unvorbereitet, wie er dem flüchtigen Beobachter erscheint. Aber auch das Verhältnis des Heiligen zu den Tieren, von dem uns so schöne Züge erzählt werden, ist nicht so neu, wie man glauben möchte, und wie selbst Sabatier und Thode versichern. Es hat eine ganze Reihe von Vorstufen und läßt sich bis auf Columban zurückführen. Seit dem siebenten Jahrhundert gehören Erzählungen dieser Art zur Heiligengeschichte des Mittelalters. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Liebe des Franziskus zu den Tieren eine starke Wurzel in der religiösen Tiersymbolik gehabt hat. Wenn Thomas da Celano erzählt, daß Franz die Lämmchen deswegen ganz besonders geliebt habe, weil Christus in der Schrift mit dem Lamm verglichen wird, so ist das gewiß kein Mißverständnis, sondern Aufklärung des wirklichen Tatbestandes.

Das Naturgefühl des heiligen Franz ist der Höhepunkt des mittelalterlichen Naturbewußtseins, aber doch nur in sehr beschränktem Sinne der Anfang des modernen Naturgefühls. Die eigentlichen Anfänge dieses Naturgefühls sind in der Vagantenlyrik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu suchen. Wie das intellektuelle Interesse an der Natur im dreizehnten Jahrhundert gewaltig in die Höhe kommt — man denke nur an Albertus Magnus, den ersten selbständigen Encyklopädisten der Naturwissenschaft seit Aristoteles —, wie in Briefen und Reisebeschreibungen ein bis dahin ungekanntes künstlerisches Interesse an der Landschaft aufleuchtet, so stimmt auch die Lyrik ganz neue Töne an. „Zum zweiten Male und in weit stärkerem Maß, als in der Karolingerzeit, wirkt jetzt das Altertum befruchtend auf die Form nicht bloß, sondern auf die ganze Ideenwelt der Zeit.“ „Noch nie hat man so allgemein und so verlangend nach der Wirklichkeit gesucht, noch nie hatte man die Welt der Erscheinung so allseitig betrachtet und beschrieben.“ „Noch nie ist so allgemein und mit solch offenem Bekenntnis zur Sinnlichkeit der Frühling als die Zeit der Liebe gefeiert worden.“ Der Umschwung ist klar. Man sucht in der Natur nicht mehr Erbauung, wie vordem, sondern Erholung und Genuß. Die zuverlässigsten Dokumente dieses Umschwunges sind die sogenannten Carmina Burana, die Vaganten- und Goliardenlieder des dreizehnten Jahrhunderts.

Jovis Strahlenblick zerschlug
Winterliche Bande,
Hoch und höher nimmt den Flug
Sommer durch die Lande.

Das hat uns die Sonn' beschert,
Die so freundlich wiederkehrt
Mit den warmen Tagen.
Und es macht in solcher Zeit
Venus uns die Herzen weit,
Läßt sie heißer schlagen.*)

*) Risu Jovis pellitur
Torpor hiemalis,
Altius extollitur
Cursus aestivalis
Solis beneficio,
Qui sublato bravio
Recipit teporem.
Sic ad instar temporis
Nostri Venus pectoris
Reficit ardorem.

**) Ecce gratum
Et optatum
Ver reducit gaudia,
Purpuratum
Floret pratum,
Sol serenat omnia,
Jamiam cedant tristia!
Aestas redit,
Nunc recedit
Hyemis saevitia.

Oder, um noch ein zweites Beispiel unter vielen zu nennen:

Auf, zu grüßen
Lenz, den süßen!
Freude hat er wiederbracht,
Blumen sprießen
Auf den Wiesen
Und die liebe Sonne lacht,
Nimmer sei des Leids gedacht!
Von dem jungen
Lenz bezwungen,
Weicht des Winters grimme Macht.**)

Das ist denn freilich ein neuer Ton, wie wir ihn bei Franziskus noch nicht vernehmen. Und was die Goliarden begonnen haben, das haben die Troubadours in Frankreich und die Minnesänger in Deutschland vollendet. Bernhard von Ventadorn und Walther von der Vogelweide sind die Klassiker dieses neuen Naturgefühls, das nun auch den letzten Rest von mittelalterlicher Gebundenheit abstreift, indem es sich vom Lateinischen losmacht und aus dem Quell der Volkssprache schöpft.

Man wird aus diesem Bericht erkennen, wie anders die Geschichte des Naturgefühls im Mittelalter verlaufen ist, als man sie sich gewöhnlich vorstellt. Für besonders wichtig halte ich den Nachweis, daß das Mittelalter von Anfang an ein eigentümliches, aus dem ethischen Naturbewußtsein Jesu geflossenes, symbolisches Naturgefühl gehabt hat, und daß dieses Naturgefühl in Franz von Assisi seinen Gipfel erreicht. Daß Franz mehr der Klassiker der mittelalterlichen Naturempfindung, als der Anfänger des modernen Naturgefühls ist, scheint mir gleichfalls erwiesen zu sein. Doch liegt in dieser vorsichtigen Fassung bereits eine Einschränkung jener Behauptung, die ihm jeden positiven Anteil an der Entstehung des modernen

Naturgefühls abspricht. Jedenfalls hat er den Ausdruck des neuen Naturbewußtseins in der bildenden Kunst aufs stärkste beeinflußt. Ohne Franziskus kein Giotto. Die religiöse und künstlerische Expansion hängen hier aufs engste zusammen. Die Troubadours und Minnesänger haben der bildenden Kunst keinen Stoff gegeben: die Franziskuslegende hat es getan. Insofern wird der Heilige von Assisi wenigstens indirekt zu den Urhebern des modernen Naturbewußtseins zu rechnen sein. Er hat es selbst noch nicht gehabt; aber er hat es erzeugen helfen, und zwar in einer Sichtbarkeit, die alle Grenzen seines persönlichen Bewußtseins vergessen läßt.

Eine wichtige Frage bleibt noch zurück. Woher kommt es, daß die bildende Kunst des Mittelalters so gar nichts von jenem Natursinn verrät, der sich in seinen Dichtungen spiegelt? Der Verfasser hat diese Frage nur ganz kurz im Eingang seiner Untersuchung berührt. Meines Erachtens nicht ausführlich genug; denn sie enthält ein ernstes Problem. Seine Auskunft, daß das Mittelalter in seinen religiösen Darstellungen die Natur gar nicht treffen wollte, weil ihm nur daran lag, das Göttliche sinnlich zu offenbaren, ohne es mit der Natur zu verschmelzen, trifft höchstens die eine Seite der Sache. Die andere ist die, daß das Mittelalter, selbst wenn es gewollt hätte, zu solchen Leistungen noch gar nicht imstande war. Der Vorsprung, den die Literatur hier vor den bildenden Künsten voraus hat, ist nur auf den ersten Blick befremdlich; denn es gehört eine ganz andere Kraft des sinnlichen Bewußtseins dazu, die Natur im Bilde zu wiederholen, als sie bloß zu empfinden oder anschaulich vorzustellen.

Eine schmerzliche Lücke ist dadurch entstanden, daß Dante von der Darstellung ausgeschlossen ist. Er hätte durchaus in diesem Buche einen Ehrenplatz verdient; denn die Göttliche Komödie bedeutet in dieser Hinsicht geradezu die Geburt des modernen Naturgefühls aus dem Schoße des mittelalterlichen Bewußtseins. Schon Alexander von Humboldt hat im zweiten Bande seines „Kosmos“ auf Dantes epochemachende Bedeutung für die Entwicklung des Naturgefühls hingewiesen, und es wäre sehr dankenswert, wenn der Verfasser, der wie wenige befähigt ist, Altes und Neues zu unterscheiden, sich bald entschlösse, uns ein zuverlässiges Bild von Dantes Leistung auf diesem so wichtigen Gebiete zu geben.

Berlin. Heinrich Scholz.

Die Freiheit. Ein Schillerroman von Walter von Molo. 303 Seiten. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Mit dem genannten Buche ist der dritte Band von Molos Schillerroman, (die beiden ersten: „Um's Menschentum und: „Im Titanenkampf“ sind bereits vor Jahresfrist erschienen) der Oeffentlichkeit übergeben.

Um es vorweg zu sagen: die Aufschrift „Freiheit“ dünkt uns, ist nicht ganz ernst zu nehmen; denn, wovon redet das Buch? Von all den [illegible]nen und großen Uebeln und Gebrechen des Menschen Schiller, von

seinem quälenden Brustleiden, von Last und Mühe des Alltags, von dem Frohndienst des Amtes, dem er um des Brotverdienens willen rastlos seine Kräfte widmen muß. So siecht er körperlich dahin und ringt seelisch um Licht und Freiheit, um eine Freiheit, die seiner Umgebung an Größe und Reinheit ewig fremd und unverständlich bleibt. „Der Künstler verachtet das Urteil der Zeit; er blickt aufwärts nach dem ewigen Gesetz. Glück und Bedürfnis hinnieden kümmern ihn nicht", sein ganzes Sein strebt nach Freiheit, und dennoch vermag er während endlos langer Jahre der kleinlichen Bedürfnisse des Alltags nicht Herr zu werden. Aber endlich fällt auch ihm in all die Trübsal und die Sorgen seines Menschtums ein goldener Sonnenstrahl, durchwärmt und erleuchtet seine letzten Lebensjahre. Goethe, der von aller Welt vergötterte, der bis dahin Schiller fast unfreundlich gegenüber stand, bietet ihm die Hand und es entfaltet sich ein herzliches Verhältnis zwischen beiden, das bis zum Tode Schillers unverändert und ungetrübt anhält, und für alle beide Jahre des inneren Wachsens und Weiterkommens bedeutet. Noch ein Lichtblick tritt in Schillers Leben: Cotta sagt ihm den Verlag der Zeitschrift „Die Horen" zu und verwirklicht damit einen der schönsten Träume des Dichters.

Alles in allem muß man dem Buche eine gewisse Größe des Aufbaues sowie Feinheit des Stils zuerkennen, wenngleich nicht verschwiegen werden soll, daß „die Freiheit" gegenüber ihren beiden Vorgängerinnen etwas stiefmütterlich behandelt wirkt. Aber dies ist nicht einzig Molos Verschulden; es liegt wohl zumeist an Schillers Persönlichkeit selbst, dessen geistige Spannkraft gerade in jenen Jahren durch äußere Zufälligkeiten bedeutend gehemmt war, dessen Wesen aber anderseits in unseren Gesichtskreis feierlich, um nicht zu sagen pathetisch, tritt. Im Grunde ist der Stoff im dritten Bande dieses Schillerdokumentes arm und selbst die größte Kunst des Dichters wird hier wenig vermögen. Wollen wir diesen Umstand Molo zugutehalten und ihm gerne nachsehen, daß er seine Farben etwas reichlich tönend mischte, um so den dürftigen Jahren Schillers Licht und Leben zu leihen.

Aber Fleiß und Talent des Verfassers in Ehren, wir haben noch eine Frage aufzuwerfen: sie betrifft die Wahl des Themas. Es ist entnommen der Dichtungsgattung des historischen Romans, die an sich recht problematischer Natur ist; wie reimen sich die Wissenschaft der Historie und die Poesie des Romans zusammen? Man versteht, daß der größte aller Historiker, Ranke, mehr als einmal an diesem hybriden Geschöpf strenge Kritik geübt hat. Nun stellte dieser freilich das Problem doch zu sehr auf des Messers Schneide und als er das letzte Mal seinen Widerwillen äußerte, hatten bereits zwei deutsche Poeten einen Kanon aufgestellt, der sowohl der Wissenschaft wie der Dichtkunst gerecht wird: Gustav Freytag durch seine „Ahnen", und ihn noch überragend, Conrad Ferdinand Meyer durch Roman und Novellen, die zu den Meisterschöpfungen der Weltliteratur gehören. Was sie uns lehren ist: Historiker und Romancier müssen, wollen

sie Vollendetes leisten, beide die Gaben der Erzählung, Gruppierung, Motivierung und Charakteristik haben; die entscheidende Differenz besteht darin, daß der Historiker darstellt, was sich in einem Zeitalter zugetragen, der Romancier, das, was sich hätte zutragen können. Das heißt: der Romancier entnimmt der Historie das Milieu im weitesten Sinne des Wortes, aber er muß absehen von den großen bahnbrechenden Persönlichkeiten, er muß die großen Bühnen und die großen Heerstraßen meiden. Er soll sich seine Helden entweder ganz frei gestalten oder solche wählen, die voraussichtlich seinen Lesern wenig oder gar nicht bekannt sind: wie wenige, auch unter den Gebildeten Deutschlands haben eine deutliche Vorstellung von C. F. Meyers Figuren, von Jürg Jenatsch und Rohan, Heinrich II. und Thomas Baket, Pescara und Victoria Colomna? Der Dichter konnte an ihnen die Ideen, die Sitten, die Bräuche ihrer Zeit schildern und sie doch frei reden lassen, er vermochte sie mit souveräner Gestaltungskraft in die Sphären des allgemein Menschlichen zu erheben, wo Jugend und Alter, Schönheit und Würde, Kraft und Weisheit, Hoffnung und Schrecken, Freiheit und Gnade walten. Wer diesem Beispiele folgt, handelt damit nur in seinem eigensten Interesse. Der Romancier, der sich an Luther oder Friedrich II. oder Goethe oder Schiller versucht, läuft Gefahr von allen Intellektuellen bei Seite gelegt zu werden, sie sagen sich: das wissen wir ja schon von der Schulbank her, und haben sie vollends einige Fühlung mit der Wissenschaft, so bemerken sie peinlich jede Abweichung von der historischen Wahrheit. Ganz besonders hat der historische Literatur-Roman seine Berechtigung verloren, seitdem der Briefwechsel der großen Poeten für wenige Mark zu haben sind; denn wer wird sich nach Leitungswasser umtun, wenn ihm Quellwasser zuströmt?

Wiesbaden. M. v. L.

Goethe als Persönlichkeit. Berichte und Briefe von Zeitgenossen, gesammelt von Heinz Amelang. — Erster Ergänzungsband der Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken. München 1914 bei Georg Müller.

Goethes Leben, Leisten und Leiden, in Goethes Bildersprache, von Theodor Schauffler. — Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Es liegt eine tiefe, unbewußte Weisheit darin, daß das „Volk“ sich um Namen und Persönlichkeit seiner Dichter nicht kümmert, sondern sie stets und überall in Vergessenheit geraten läßt. Bewußtere Zeiten täten oft gut, dies zu beherzigen. Die Beschäftigung mit dem Leben eines Dichters oder Künstlers ist durchaus nicht immer geeignet, den Genuß und die Schätzung seiner Werke zu erhöhen. Es gibt eben immer Menschen, deren Schaffen höher steht als ihr persönliches Sein, die im eigentlichsten Sinne „sich selbst übertreffen“. Die Werke dieser Menschen sind das Er-

gebnis ihrer besten Stunden, ein Ausdruck ihrer hoch über ihr gewöhnliches Maß hinaus gesteigerten, in der Stille gesammelten Kräfte, hinter dem ihre Persönlichkeit, wie sie sich im täglichen Leben und „im Strom der Welt" zeigt, weit zurückbleibt. Mit solchen Dichtern kann es uns ergehen wie mit einem Schauspieler, der uns als Hamlet entzückt hat und der uns völlig ernüchtert und enttäuscht, wenn wir ihn ohne den Mantel der Dänenprinzen im modernen Straßenanzug am Biertisch treffen. „Nie sollst du mich befragen" . . . müßte es hier der Forschung entgegenschallen. Aber freilich, mit demselben Erfolge wie bei dem Schwanenritter. Denn die Forschung ist nun einmal neugierig wie Elsa von Brabant.

Keinen Dichter aber gibt es — man kann kühnlich sagen: in der ganzen Weltliteratur —, bei dem eine Ernüchterung und Enttäuschung durch ein persönliches Näherkommen weniger zu befürchten wäre als bei Goethe. Sein Leben und persönliches Sein ist mehr, weit mehr als jedes seiner Werke, es verhält sich zu ihnen wie die Sonne zu den Protuberanzen, die sie aus ihrer glühenden Fülle in den Weltraum hinausschleudert. Er wartete keineswegs immer auf die Stunden der höchsten Kraft und Frische, um seine dichterischen Einfälle zu gestalten. Bei einigen seiner schönsten Dichtungen bedurfte es, wie bekannt, eines äußeren Anstoßes, um ihn an den Schreibtisch zu nötigen und dort festzuhalten. Der klugen Einwirkung seiner Schwester verdanken wir die Niederschrift des ‚Götz', und den größten Teil des ‚Egmont' hat er aufs Papier geworfen — bei ihm ist diese Wendung keine Uebertreibung —, als er vor der Uebersiedlung nach Weimar in Frankfurt schon Abschied genommen hatte und dann acht Tage auf sein Zimmer gebannt war, weil die Abreise sich verzögerte. Er schrieb diese herrliche Dichtung nieder, weil er nichts anderes — in seinem Sinne könnte man beinahe sagen: nichts Besseres — tun konnte und sich langweilte. Auch im ‚Tasso' steckt die Arbeit von Stunden, die zu allem eher geeignet scheinen als zum Dichten: er überdachte den Plan des Dramas und gestaltete ihn um, als er während der langen Ueberfahrt von Neapel nach Sizilien der menschlichen Gesellschaft entraten mußte, weil er seekrank in seiner Kabine lag. Daß er sein Dichten nicht als das Höchste in seinem Dasein empfand, erkennt man auch an der Art, wie er darüber zu reden pflegt. Nicht mit dem Ueberschwang nämlich, mit dem geringere Dichter, Dichter, die in dem oben besprochenen Sinne „sich selbst übertreffen", gewöhnlich von ihrem „Schaffen" sprechen — ihr Dichten *ist*, psychologisch angesehen, eine Uebertreibung, eine Ueberspannung ihres eigentlichen Seins, deshalb reden sie auch übertrieben davon —, sondern ganz ruhig und nüchtern, wie man eben von seinen „Arbeiten" spricht, — so nennt er sie auch meist. Nach seinen Aeußerungen zu urteilen, haben erfolgreiche naturwissenschaftliche Bemühungen sein Herz höher schlagen lassen. Nach seiner Entdeckung des Zwischenkieferknochens schreibt er an Frau von Stein: „Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen". Dergleichen hat er über eine seiner Dichtungen nie geschrieben oder gesagt.

Seltsam, daß der größte deutsche Dichter, ja, in gewissem Sinne der größte Dichter überhaupt eigentlich nie ein Dichter hat sein wollen wie andere, seltsam, und doch auch wieder natürlich. Er hat mehrfach erklärt, daß er zu bestimmten Zeiten leicht ein Dutzend gute Theaterstücke hätte schreiben können, und man hat es bedauert, daß diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit geworden ist. Allein dies „hätte können" ist ein Irrtum, der in den Umständen sucht, was in ihm selbst lag. Er hätte ein Dutzend Dramen hintereinander schreiben können, wenn er eben nicht — Goethe gewesen wäre. Er konnte — ganz abgesehen von den Verhältnissen — nicht arbeiten wie etwa Shakespeare, der seine zahlreichen Stücke, eins nach dem anderen schrieb, um es eines Tages genug sein zu lassen und sich dann zur Ruhe zu setzen. Bei ihm stand das Dichten in ganz anderer Beziehung zum Leben. Es hat sein Leben nie beherrscht oder erfüllt, sondern immer nur begleitet, dafür aber war es unzertrennlich von seinem Dasein bis zum letzten Atemzuge. Er wollte immer nur leben und wirken, aber jedes Stück seines Lebens und Wirkens brachte seine besondere dichterische Frucht, weswegen er sich auch nie wiederholt hat wie die anderen, die, sobald ihnen etwas gelungen ist, sich selbst zum Muster nehmen. Daher erfordert das volle Verständnis von Goethes Dichtungen in ganz besonderem Maße die Bekanntschaft mit seinem Wesen und Wirken. Der ästhetische Genuß, den sie gewähren, wird stark vertieft und gesteigert, wenn wir sie nicht bloß an und für sich, in objektiver Abgelöstheit von ihrem Schöpfer, betrachten, sondern sie zugleich — in einer anderen Schicht unseres Bewußtseins — als Offenbarungen seiner so unvergleichlich reichen und bedeutenden Persönlichkeit erfassen. Sein Leben und seine Persönlichkeit sind aber ebendeswegen auch abgesehen von seinen dichterischen Werken vom allerhöchsten und allgemeinsten Interesse. Er wußte es selbst und sprach es aus, ohne überheblich zu erscheinen, daß er nicht bloß als Poet, sondern zuerst und vor allem als Mensch für die deutsche Kultur etwas zu bedeuten habe, und er war daher unablässig bemüht, sich selbst zu entwickeln und zu vervollkommnen und die Pyramide seines Daseins hoch in den Himmel zu türmen.

Das Bewußtsein von der einzigartigen Bedeutung von Goethes Leben und Persönlichkeit für unsere geistige Kultur ist in den tiefer gebildeten Kreisen heute ganz allgemein, und so ist es ebenso begreiflich, wie es berechtigt ist, daß man auf immer neue Weise versucht, ein möglichst lebendiges Bild von Goethes Sein und Leben zu geben und uns so gleichsam den Wandel seiner persönlichen Gegenwart zu erleben. Die beiden eben genannten Bücher erstreben dieses Ziel und erreichen es, jedes auf seine besondere Art. Amelang stellt in dem ersten Ergänzungsbande der Propyläenausgabe Goethe im Urteil seiner Zeitgenossen dar. Er hat — zunächst für die Zeit bis 1797 — sämtliche Äußerungen von Zeitgenossen — Briefe, Gedichte, Tagebuchaufzeichnungen — gesammelt, die den Eindruck widerspiegeln, den Goethe auf die Menschen seiner Zeit machte, und

geeignet sind, diesen Eindruck auf den Leser zu übertragen. Daß man auf diese Weise ein deutliches Bild von der Persönlichkeit eines Menschen gewinnen kann, ist sicher und wird durch die Amelangsche Sammlung aufs schönste bestätigt. Sie bestätigt zugleich auch das, was oben über das Verhältnis von Goethes Sein zu seinem Dichten gesagt wurde. Es gilt, das läßt uns dies Buch fühlen, ganz besonders von dem jungen Goethe. Bei ihm, vor allem in dem Jahrzehnt von 1770 bis 1780, erscheint das Dichten wie der Schaum auf dem Champagner, wie das Ueberfließen eines übervollen Gefäßes, wie die gelegentliche Aeußerung einer Kraft, die mehr, huntertmal mehr in sich birgt, als sie gerade hier spendet. Jugend und Genialität sind verwandt, gehören zu einander. Der in Blüten prangende Baum entzückt uns mehr, läßt uns die wunderbare Schöpfungsmacht, die in ihm steckt, weit stärker empfinden als der Baum, an dessen Zweigen die Früchte reifen. Verschwenderisch in seiner leuchtenden Lebensfülle, streut er den duftenden Schnee seiner Blütenblätter weit umher, ohne seines Reichtums zu achten. Wer geniale Anlagen besitzt, der erscheint am genialsten in der Jugend. Die Genialität des jungen Goethe, wie sie sich im persönlichen Verkehr zeigte, muß etwas Erstaunliches, geradezu Unwiderstehliches gewesen sein. Dies erkennen wir aus der vortrefflichen Amelangschen Zusammenstellung am deutlichsten. Ich kann sagen, daß ich noch kein Buch über Goethe gelesen habe, das seine Genialität, die geistige Fülle und Macht seiner Persönlichkeit dem Leser so stark zum Bewußtsein brächte wie dieses. Man sagt sich beim Lesen immer wieder: wie muß dieser Mensch gewesen sein, daß er einen solchen Eindruck auf andere, und zwar die bedeutendsten Männer seiner Zeit, machen konnte! Wer sich mit Goethe eingehender beschäftigt hat, kennt die hier abgedruckten Aeußerungen von Lavater, Jakobi, Heinse, Wieland u. a. im einzelnen natürlich zu einem großen Teil, aber in der Zusammenstellung gewinnen sie eine neue, weit stärkere Wirkung, die sich auch kaum abschwächt, wenn man sich zum Bewußtsein bringt, daß die Epoche, die den jungen Goethe und seine „Götterkraft“ so bewunderte, Ueberschwänglichkeiten liebte und zu Uebertreibungen neigte. Auch wenn wir dies beherzigen und demgemäß beträchtliche Abstriche machen, es bleibt doch genug übrig, um uns wahrhaft in Erstaunen zu versetzen und uns die hinreißende Wirkung von Goethes Persönlichkeit lebhaft mitempfinden zu lassen. Man trieb einen förmlichen Kultus mit dem „deutschen Shakespeare“. „Machen wir ihn immer zu unserem Herrn Christus, und lassen Sie mich den letzten seiner Jünger sein“, schrieb Werthes an Fritz Jakobi. Von besonderem Interesse scheinen mir ein paar Sätze, die Jakobi an Wieland geschrieben hat und die ich als Beispiel anführen möchte: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist, nach Heinses Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln.

Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt". Deutlicher kann man den Eindruck der Genialität, der Naturhaftigkeit des geistigen Seins, nicht ausdrücken.

Natürlich lernen wir auch einige Stimmen kennen, die sich gegen Goethe erheben, aber sie werden verschlungen von den Dithyramben seiner Bewunderer. Es sind in der Hauptsache Aeußerungen einer frommen Philisterei, die an Werther und später an Wilhelm Meisters Lehrjahren ein uns heute nur noch schwer begreifliches Aergernis nahm. Auch der böswillige Klatsch hat ihn nicht verschont — vor allem in Weimar —, und manch einen hat Goethe durch Nichtachtung oder Angriffe gegen sich aufgereizt. Es ging ihm wie anderen Sterblichen: die aggressiven Instinkte, die den Durchschnittsjüngling zu Raufereien treiben, verlangten nach Befriedigung. „Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann", schreibt Knebel über ihn an Bertuch.

Sehr deutlich spiegelt sich in dem Buche das allmähliche Erkalten der ersten überschwänglichen Begeisterung, die Goethe in Weimar erweckte, die ernüchternde Wirkung, die es übte, daß Goethe ganz zum Manne wurde, sich aus der Geselligkeit mehr und mehr zurückzog und sich einem Leben in zweckvoller Tätigkeit ergab.

Vielleicht hätte in der trefflichen Sammlung manches fehlen können. Das wunderlich wüste „Pandämonium Germanikum" von Lenz wird schwerlich ein größeres Publikum interessieren, und auf einige Lavater Briefe hätte auch ich ganz gern verzichtet, um dafür ein paar Schiller-Briefe mehr zu gewinnen. Abgesehen von dem einen prachtvollen Briefe Lavaters an die Herzogin Luise von Weimar, in dem er ein Bild von Goethes Wesen entwirft, mit dem sich wenig messen kann, was über Goethe je gesagt worden ist, abgesehen von diesem „Wort über Goethe" verraten die aufgeregten Briefe des höchst subjektiven, seltsamen Mannes nicht allzu viel über seinen großen jüngeren Freund, der sich von ihm abwandte, sobald er sich über sich selbst ganz klar geworden war. Statt Lavaters hätte, wie mir scheint, Schiller ein wenig mehr zu Worte kommen sollen. Seine Briefe an Körner vor dem bedeutungsvollen Maitage 1794 leuchten trotz ihrer Gereiztheit hell unter den übrigen hervor. Selbst mit feindseligem Auge erkannte er, als der einzige wirklich Ebenbürtige, den großen Nebenbuhler am besten. [illegible] nach dem Freundschaftsschlusse, — ich meine, wenigstens der herrliche Brief, in dem er die Summe von Goethes Existenz zieht (nach Goethes [illegible] Ausdruck), hätte hier, so bekannt er ist, nicht fehlen sollen.

[illegible] kann man verschiedener Ansicht sein. Im ganzen ist die

Sammlung jedenfalls vortrefflich und sehr dankenswert. Sie wird jeden Goethefreund fesseln und erfreuen, wie sie mich gefesselt und erfreut hat.

Sehr anerkennenswert ist auch das Buch von Schauffler, an dem ich nichts zu beanstanden habe als den Titel. Stammt die Zusammenstellung von Leben, Leisten und Leiden auch von Goethe selbst, so nimmt sie sich darum als Buchtitel statt des einfachen ‚Goethes Leben‘ doch etwas seltsam aus, vor allem, weil nach unserem Sprachgefühl mindestens das Leiden in dem Leben enthalten und schon damit gesetzt ist. Auch den Zusatz ‚in Goethes Bildersprache‘ finde ich nicht glücklich. Gewiß, Goethes Sprache ist überaus bilderreich, aber deshalb würde ich seine Sprache an der so exponierten Stelle auf einem Buchdeckel nicht schlankweg eine Bildersprache nennen. Der Inhalt des Werkes aber verdient, wie gesagt, alles Lob. Schauffler gibt darin eine Goethe-Biographie, in der zu etwa drei Vierteln der Dichter selbst das Wort führt. Er teilt — die vortreffliche Einleitung mitgerechnet — das Ganze in 12 Hauptabschnitte, die wieder alle zusammen in 161 Kapitel zerfallen. Diese Einteilung erfolgt natürlich vorwiegend nach rein chronologischen, zu einem großen Teil aber auch nach literargeschichtlichen Gesichtspunkten. Was sich in Goethes Leben deutlich vom Vorher und Nachher abgrenzt, oder abgrenzen läßt, wird in einem besonderen Kapitel behandelt, ob es nun viel oder wenig Zeit umfaßt, z. B. ‚das akademische Leben‘, ‚Sesenheim‘, ‚die Harzreise‘, ‚die böhmischen Bäder‘. Auch was über die einzelnen Dichtungen Goethes anzuführen war, ist vernünftigerweise an einer Stelle zusammengetragen, auch wenn es zeitlich weit auseinander lag. Da Goethe sich mit seinen Stoffen meist Jahre, oft Jahrzehnte lang getragen und daran gearbeitet hat, so mußte hier der chronologische Gesichtspunkt fallen gelassen werden. Gegen Ende, wo Goethes Leben gleichmäßiger wurde, herrscht dagegen die rein chronologische Einteilung nach Jahren immer mehr vor.

Dieses Schema ist nun ausgefüllt durch ein mit großem Fleiß zusammengetragenes Mosaik aus Goethes schriftstellerischen Werken, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen, das — abgesehen von der den Hauptinhalt jedes Kapitels kurz zusammenfassenden Einleitung — von dem Herausgeber nur unterbrochen wird, wo die oft aus ihrem Zusammenhange herausgenommenen Notizen eine Einführung oder eine Erklärung verlangen. Und in diesem letzten Punkte verdient Schauffler besonderen Dank. Es gibt so manche Goetheausgaben mit erklärenden Anmerkungen, die den Anforderungen des ungelehrten Lesers, für den sie doch geschrieben sind, durchaus nicht genügen. Die Herren Kommentatoren ergehen sich in allerlei Betrachtungen über Goethe, auf die man oft gern verzichten würde, und lassen Dinge unerklärt, die der Leser nicht versteht und für die er auch nirgends eine Erklärung finden kann. So macht es Schauffler nicht. Er hat, soweit ich es zu beurteilen vermag, mit echt philologischer Gewissenhaftigkeit gearbeitet, von der ersten bis zur letzten Seite seines Buches. Ich habe nichts gefunden, was der Erklärung bedürfte und was nicht erklärt wäre,

und zwar stets mit aller Vorsicht und Skepsis, wie sie dem gründlichen Forscher eigen und Goethe, dem Freunde der Rätsel und Geheimnisse, gegenüber am Platze ist. Schon durch diese Erklärungen, z. B. der Satiren, des Märchens, des West=östlichen Divans, ist das Werk für das größere Publikum recht wertvoll. Daß es „allenfalls auch als selbständige Biographie des Dichters für sich bestehen" könne, kann ich indessen nicht zugeben. Dazu ist es doch allzu mosaikartig. Man kann es nicht fortlaufend lesen, man ermüdet dabei, da man nirgends einen Gesamteindruck erhält. Die Phantasie ist nach meiner Empfindung nicht imstande, all die Einzelheiten zu vollständigen Bildern zusammenzusetzen. In diesem Betracht ist jede Sammlung von Goethes Briefen, am meisten die bei Langewiesche erschienene schöne Sammlung von Ernst Hartung ‚Goethes Leben in seinen Briefen', der Schaufflerschen Zusammenstellung weit überlegen. Aber ein vortreffliches Werk zum Nachschlagen und Nachlesen einzelner Abschnitte ist das Buch und als solches dem Publikum aufs beste zu empfehlen. Wer eine Biographie von Goethe liest und daneben das Schaufflersche Buch, wird großen Gewinn davon haben.

Ernst Wachler: Osning. Roman. — Leipzig 1914 bei G. K. Sarasin.

Das Buch ist eine als Roman verkleidete Abhandlung eines Alt- und Alldeutschen, der mit ebenso viel schwärmerischer Begeisterung die deutsche Vergangenheit preist, wie er den gegenwärtigen Zustand Deutschlands und seiner Kinder im trübsten Lichte sieht. Nach dem Tode des großen Kanzlers scheint ihm alle Kraft und alles edle Streben aus unserem Volke geschwunden zu sein. Von der Zukunft dagegen, der er den Weg bahnen helfen will, erwünscht und erhofft er eine Wiedergeburt des Deutschtums zu erneuter, gesteigerter Macht und Herrlichkeit, deren politisches Ziel nichts Geringeres ist als die deutsche „Herrschaft der Welt". Diese Erneuerung denkt er sich als das Werk eines Bundes edler Männer, die überall im Lande das Bewußtsein unserer Bedeutung und unserer Aufgabe zu wecken suchen, neudeutsche Erziehungsanstalten und Reformschulen gründen und dem alten, durch das Christentum verdrängten Gottesdienst und Gottesglauben wieder Geltung verschaffen.

Man kennt diese Gedanken, die ja sicherlich für einen deutschen Leser eines gewissen Reizes nicht entbehren, die in der Hauptsache aber doch nur die Ausgeburt einer wirklichkeitsfremden Phantasie und einer romantischen Ungenügsamkeit sind. Hier treten sie überdies in ganz besonders nebelhafter Gestalt auf. Die Weltverbessereien der „Hermannssöhne", die in diesem „Roman" das Wort führen, sind so allgemein und ungreifbar, daß in der Wirklichkeit kein Mensch etwas damit anfangen könnte. Man mag es z. B. mit Wachler bedauern, daß der altgermanischen Mythenbildung und Gottesverehrung durch die Kirche ein so frühes, oft gewaltsames Ende bereitet worden ist. Aber da das nun einmal geschehen ist und wir uns

die fremde Kultur, die mit der Kirche kam, innerlichst angeeignet und unserem Wesen angepaßt haben, so haben wir uns mit dieser Tatsache abzufinden. Man kann eine tausendjährige Geschichte nicht einfach ausstreichen. Gewiß, wir wollen deutsch sein in Gedanken, Worten und Werken und unsere Vergangenheit lieben und ehren, aber darum können wir doch nicht wieder zu Wodan beten und ihm Menschenopfer darbringen. Es hilft nun einmal nichts: die alten Götter sind tot, und keine germanistische oder alldeutsche Begeisterung kann sie wieder lebendig machen. — Auch die Kehrseite der überschwänglichen, unklaren Zukunftshoffnungen des Buches, die Schwarzmalerei in bezug auf die gegenwärtigen Zustände, verrät wenig Tatsachensinn. Die allerneueste Gegenwart beweist das aufs Gewisseste. Es hat in Deutschland in dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts nicht so ausgesehen, wie es Wachler hier darstellt. Hätte es wirklich so ausgesehen, so ständen unsere Truppen jetzt nicht an der Aisne und vor Warschau. Man glaube doch nicht, daß ein Krieg Wunder tun und ein Volk auf einen Schlag im Innersten verwandeln könne. Der Krieg ist der große Entschleierer der Dinge. Er hat gezeigt, daß die Pessimisten Unrecht hatten und daß es mit Deutschland keineswegs so stand, wie sie glaubten. Der Herausgeber dieser Blätter hat das von jeher gesagt, und er hat mit seiner Meinung recht behalten.

Wenn nun wenigstens die dichterische Form zu rühmen wäre, in die Wachler sein alt- und alldeutsches Evangelium gekleidet hat. Aber damit steht es nicht besser. Es geht nirgends auf der Welt so zu wie in diesem „Roman", und die Menschen, die darin auftreten und sich überall treffen, als spielten sie „Begegnen" — die Leser kennen wohl das alte Gesellschaftsspiel —, verraten auch nicht eine Spur von Gestaltungskraft. Sie sind Puppen, denen der Verfasser seine Gedanken in den Mund legt und die die alldeutsche Frage diskutieren. Das Ganze schwebt dichterisch völlig in der Luft, aber nicht etwa in jener Traum- und Märchenwelt, die unwirklich ist und doch die Wirklichkeit so bedeutsam abbildet, sondern in einer Welt der Worte und Begriffe, die uns weder etwas sehen noch fühlen läßt. Das Unrealistische verlangt in der Poesie wie in aller Kunst seinen besonderen Stil. Wer diese Sphäre beherrscht, weiß den Leser mit ein paar Worten in sie emporzuheben. Wachler besitzt diesen Zauber nicht. Seine Sprache in diesem Pseudoroman ist farblos, banal und langweilig. Trotzdem wir fortwährend im Teutoburger Walde umhergeführt werden, leuchtet nirgends eine lyrische Blüte auf, die uns den Zauber des deutschen Waldes, von dem so viel gesprochen wird, wirklich sehen und empfinden ließe. Mit solchen Sprachmitteln kann man keine Geister beschwören.

M. Havenstein.

Politik.

Aloys Schulte, Dr. phil. et jur., Professor der Geschichte an der Universität Bonn, Geheimer Regierungsrat, **Von der Neutralität Belgiens**, Bonn, Marcus und Weber, 1915. Preis 2,40 Mk.

Aus nichts haben unsere Feinde ähnlich viel Kapital geschlagen wie aus der Verletzung der belgischen Neutralität. Namentlich das englische Ministerium hat dadurch nicht nur das eigene Volk einem Krieg geneigt gemacht, der sonst kaum populär gewesen wäre, sondern in der ganzen Welt Haß gegen uns erregt. Als Gewaltmenschen, denen heiligste Verträge nur „ein Blatt Papier" seien, wurden wir dem Abscheu jedes Rechtsfreundes preisgegeben. Nun hat unsere Regierung bereits durch Geheimakten, die in Belgien gefunden wurden, den Beweis zu führen versucht, daß die berühmte Neutralität des Landes durch Abmachungen mit unseren Gegnern in Wahrheit längst durchlöchert war. Der Beweis ist an sich auch gelungen. Aber auf der Gegenseite macht man geltend, daß es sich um gerechtfertigte Vorsichtsmaßregeln gegen Vergewaltigungspläne gehandelt habe, die seit Jahren für niemamd mehr ein Geheimnis gewesen seien; und auf dieser zu schmalen Grundlage wird der Streit immer unfruchtbar bleiben. Man muß, wie für den Ursprung des Krieges überhaupt, die Dinge nicht nur mit dem Abstand von gestern sehen, sondern weiter: vom Standpunkt des Politikers auf den des Historikers zurückgehen.

In sehr glücklicher Weise tut das die vorliegende kleine Schrift des bekannten Bonner Historikers A. Schulte, der weiteste Beachtung zu wünschen ist. Auf 128 Seiten verfolgt sie die ganze Entwicklung der belgischen Neutralität von ihren Voraussetzungen und ersten Anfängen an. Die Darstellung ist knapp und ruhig. Der Verfasser deklamiert nicht wie so viele Kriegsredner, sondern erörtert. Jede unnötige Schärfe, jedes Aufdrängen des eigenen Urteils ist vermieden. Die Tatsache und allenfalls — die Belgier selbst reden.

Das erste und grundlegende Ergebnis ist, daß die belgische Neutralität nicht zum wenigsten zum Schutz Preußen-Deutschlands gegen Frankreich erfunden wurde. Nach den Befreiungskriegen war aus der französischen Kriegsentschädigung eine stattliche Summe zur Befestigung der Westgrenze des neugeschaffenen Königreichs der vereinigten Niederlande ausgeworfen worden, und hatte der Aachener Kongreß (1818) bestimmt, daß im Ernstfall Preußen die Festungen Huy, Dinant, Namur, Marienbourg, Philippeville und Charleroi, England Ypern, Nieuport, Ostende und Termonde besetzen sollte. Als nun 1830 die aufständischen Belgier ihre Unabhängigkeit erklärten, kam es für die Londoner Konferenz darauf an, Preußen und England mit der Tatsache zu versöhnen, daß die Verfügung über die „Barriere"plätze von einer zuverlässigen Macht (Holland) an eine unzuverlässige überging, deren Sympathien bei Frankreich waren. Die Auferlegung immerwährender Neutralität, die weit mehr eine Pflicht als ein Recht bedeutete, sollte das Mittel dazu sein.

Der preußische Gesandte Bülow stellte den entscheidenden Antrag. Am 20. Januar 1831 beschloß die Konferenz: „La Belgique formera un Etat perpétuellement neutre. Les cinq puissances lui garantissent cette neutralité perpétuelle ainsi que l'intégrité et l'inviolabilité de son territoire.“ Die endgiltige Fassung (15. Oktober 1831) war karger: „La Belgique . . formera un Etat indépendant et perpétuellement neutre.“ Einer der ersten belgischen Staatsrechtslehrer, Ernest Nys, hat deshalb wiederholt die Meinung vertreten, daß die Unverletzlichkeit (also gegen einen Durchmarsch wie unseren) schließlich nicht verbürgt worden sei. — Frankreich erkannte die Neutralität innerlich nicht an. Talleyrand, sein Vertreter in London, hielt den neuen Staat nicht für lebensfähig und meinte, die Zukunft würde die Vereinigung mit Frankreich bringen. Vollends am Hof in Paris erstrebte man unmittelbaren Landgewinn etwa im Wege einer Teilung, bei der England Ostende und Antwerpen, Preußen Luxemburg, Maastricht, Lüttich zugefallen wären. Die Belgier betrachteten die Neutralität anfangs als eine Last. Von Helotentum, Nullität in Politik und Handel, leoninischer Gesellschaft zum Besten der Großmächte, völliger Vernichtung der eigenen Unabhängigkeit ist gesprochen worden. — England soll 1855 versucht haben, Belgien in den Krieg gegen Rußland hineinzuziehen. Im August 1870 allerdings schloß Gladstone mit Frankreich und dem norddeutschen Bund einen besonderen auf zwei Jahre beschränkten Vertrag, wonach, wenn einer der Kriegführenden die Neutralität Belgiens verletzte, England der Bundeshilfe des anderen sicher sein wollte. Begreiflich genug hat zuerst Albert Sorel und nach ihm mancher andere darin einen Beweis gesehen, daß damals die ursprünglichen Neutralitätsabmachungen als an sich nicht mehr bindend genug betrachtet wurden; tauchte doch auch die Frage auf, ob die Garantie Preußens ebenso für Bund und Reich gelte. Inzwischen hatte sich, was Belgien selbst anlangt, ein sehr wichtiger Umschwung angebahnt. Einer der Gründungsverträge (14. Dezember 1831) legte dem Staat die Verpflichtung auf, die Festungen an seiner Westgrenze in gutem Stand zu halten. Tatsächlich ließ er sie verfallen. Seit 1859 wurde eine nach der anderen geschleift. Man zog vor, statt dessen Antwerpen als Rückzugsfestung größten Stils auszubauen. Schon das war für Preußen-Deutschland eine empfindliche Verschlechterung der früheren Lage. Es verlor faktisch die Sicherheit für seine Flanke. Vollends aber 1887 begann die starke Befestigung der Maaslinie. Schulte hebt mit Recht hervor, daß sie zwar den Deutschen, aber nicht auch den Franzosen den Weg sperrte, und bemerkt weiter: „Namur und Lüttich liegen so nahe der Grenze, daß dem Lande in der ersten Stunde eines zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechenden Krieges nicht Zeit blieb, ruhig abzuwarten, es mußte in Leidenschaft und Unklarheit wählen.“ Ja, das Mißverhältnis zwischen der Fülle der Forts, die zu verteidigen waren, und der Kleinheit der Armee schloß eine starke Versuchung ein, schon im Frieden nach Bundesgenossen auszuschauen. General Brialmont, der Schöpfer des neuen belgischen Befesti-

gungswesens, bekannte sich denn auch zu der Ansicht, daß der Staat jederzeit auf die ihm aufgezwungene Neutralität (man ergänze: zu Gunsten Frankreichs) verzichten könne. Jedenfalls war der Sinn der Festsetzungen von 1831 gefälscht. Die „Neutralität“ Belgiens war für Deutschland kein Schutz mehr, sondern eine Gefahr. Selbst nach Buchstabenrecht ließe sich der Durchmarsch vom August 1914 vertreten. Alleräußersten Falles aber handelte es sich um ein sortir de la légalité pour rentrer dans le droit.

Friedrich Luckwaldt.

Zu der Berichtigung Bd. 159, S. 552.

Infolge eines unliebsamen Versehens habe ich als Quelle der Chronik der Christlichen Welt für meine ihr entnommene Mitteilung die Zeitschrift „Hochland“ genannt. Es mußte heißen „Das Neue Jahrhundert“. „Hochland“ ist nicht eingegangen und ist nicht modernistisch, wird auch nicht von Prof. Schnitzer herausgegeben. Rolffs.

Politische Korrespondenz.

Die Polen.

Wie man über die Zweckmäßigkeit unserer vor dem Kriege getriebenen Polenpolitik in innerpolitischer Beziehung auch urteilen möge — nach außen hin hat sie uns sicher manchen großen Schaden getan. Das geht u. a. hervor aus der Flugschrift des Lemberger Doctor juris und Lehrers am Exeter College in Oxford, Ludwig Ehrlich: „Poland, Prussia and culture“. Die Broschüre ist eines von den zahlreichen Oxford Pamphlets; Blätter, die die Gelehrten jener Universitätsstadt in die Welt hinausflattern lassen, um die deutsche Sache mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Das Publikum, auf das diese Apologien des englischen Präventivkriegs gegen Deutschland rechnen, wohnt nicht bloß in Großbritannien. Als Verlagsorte sind auf den Titelblättern genannt neben London, Edinburg und Glasgow noch New York, Toronto, Melbourne und Lemberg. Der billige Preis (die Ehrlichsche Publikation kostet drei Pence oder 25 Pfennige) wird gleichfalls zur weltweiten Verbreitung der Brandschriften das Seinige beitragen.

Herr Dr. Ehrlich zieht einen Vergleich zwischen polnischer und preußischer Gesittung. Er verfällt dabei, was die Bedeutung der polnischen Kultur betrifft, in starke Uebertreibungen. Gewiß haben wir gegen unsere polnischen Mitbürger Härten und Ungerechtigkeiten begangen, aber der preußische Staat hat auch um die kulturelle Hebung der Polen Posens und Westpreußens Verdienste, die das Polentum Preußens bestimmt haben, ohne Vorbehalt die Sache der Zentralmächte für die seinige zu erklären. Von dieser Tatsache erfahren Ehrlichs Leser nichts, schlechterdings nichts; im Gegenteil, sie legen das Büchlein mit dem Eindruck aus der Hand, daß unsere Polen insgeheim auf die Niederlage Deutschlands rechnen, in der Hoffnung, dann mit ihren Landsleuten aus Oesterreich und Rußland zu Einem Staate wieder vereinigt zu werden, der in Realunion mit dem Zarenreich stehen würde.

Zu den Ausländern im Oxforder Lehrkörper gehört noch ein anderer Slave, Paul Vinogradoff, einst Professor der Geschichte an der Universität Moskau, jetzt Professor der Rechtswissenschaft in Oxford. Auch er

hat ein antideutsches „Pamphlet" veröffentlicht: „Russia, the psychology of a nation." Die Flugschrift kostet sogar nur Einen Penny. Der Verfasser, der einst wegen seiner liberalen Gesinnungen von der Universität Moskau entfernt und in die Verbannung getrieben wurde, sagt: „Die Deutschen zählten auf den brudermörderischen Streit zwischen Polen und Russen, auf den Groll der Juden. . . Sie hatten zu lernen, daß die Juden für ihre Heimat eintraten, und daß die besten unter ihnen nicht glauben können, Rußland werde fortfahren, ihnen das Maß von Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu versagen, das die Leiter des russischen Gedankens längst als ihnen gebührend anerkannt haben. Wichtiger noch ist, daß die Deutschen den Appell des Großfürsten an die Polen gelesen haben und auch von der Art und Weise gehört haben müssen, wie er in Polen aufgenommen worden ist, von der begeisterten Unterstützung, die der russischen Sache angetragen wurde. Wenn diese große historische Erschütterung sonst nichts zur Folge hätte, als die Versöhnung der Russen mit ihren edlen Verwandten, den Polen, würden die Opfer, die die Krisis fordert, kein zu großer Preis für ein solches Resultat sein."

Ein Amerikaner oder Australier, der von den Veröffentlichungen Ehrlichs und Vinogradoffs mit Vertrauen Kenntnis nimmt, kann kaum daran zweifeln, daß die polnische Nationalität innerhalb aller drei Teilungsmächte dem allpolnischen Nationalstaat unter dem Zepter des Zaren sehnsuchtsvoll entgegensieht. Vielleicht die hervorragendste Veröffentlichung aus dem polnischen Lager, die das Gegenteil beweist ist: „Deutschland, Polen und die russische Gefahr" von W. Feldman.*) Der Verfasser, ein angesehener Krakauer Publizist, der beim Ausbruch des Krieges mit 47 Jahren in die polnische Legion eingetreten war, sagt allerdings auch, so einstimmig wie die Polen sich für die Zentralmächte erklärt haben würden, wenn es nach dem Berliner Kongreß zum Kriege jener Staaten mit Rußland gekommen wäre, sei sein Volk heute nicht für Deutschland und Oesterreich. Denn die Aera der preußischen Polenpolitik liege dazwischen. Rußland habe diesen Fehler der preußischen Regierung benutzt und etwa seit 1908 den Panslavismus durch den Neoslavismus zu ersetzen gesucht, der eigentlich nur auf die Polen berechnet gewesen wäre. In der Tat sei es den Russen gelungen, eine gewisse Spaltung innerhalb des Polentums herbeizuführen. Eine kleine aristokratische Gruppe, geführt in der russischen Reichsduma von Roman Dmowski, bemühe sich seit acht Jahren um eine Aussöhnung ihres Volkes mit den Russen. Wenn das nicht gewesen wäre, würden — so behauptet Feldman — die polnischen Legionen anstatt 25000 mindestens 250000 Freiwillige zählen und ein Aufstand im alten Sinne des Worts würde in Russisch-Polen ausgebrochen sein.

---

*) Mit einem Vorwort von Dr. Alexander Brückner, o. Professor a. d. Universität Berlin. Verlag von Karl Curtius Berlin 1915.

Feldman setzt, das Bestreben Dmowski entschieden verwerfend, als selbstverständlich voraus, daß das polnische Volk nicht nicht nur für die Dauer dieses Krieges sondern auf immer an die Seite der Zentralmächte gehört. Andererseits haben diese im eigenen Interesse die Pflicht, nicht nur ein ferneres Anwachsen der russischen Macht zu verhindern sondern auch vermittelst ihrer Schwerter eine bedeutende Schwächung des Zarenreichs herbeizuführen. Um diesen Satz zu erweisen geht der Verfasser von der statistischen Zahl aus, daß, unter der Voraussetzung beiderseitigen Bevölkerungszuwachses wie vor dem Krieg, Rußland schon im Jahre 1930 volle 220 Millionen Einwohner zählen würde, Deutschland höchstens 90 Millionen. Zugleich vermindert sich die mittelalterliche Rückständigkeit der russischen Verhältnisse. Moderne Gedanken dringen in das russische Volk ein, die zum Teil für die Nachbarmächte sehr gefährlich sind. Der gegenwärtige Krieg ist nicht etwa bloß das Werk einer Clique, sondern eine Manifestation des Volkswillens, der auch in der auswärtigen Politik zum Ausdruck kommt, nachdem die Industrialisierung des Zarenreichs und die Stolypinsche Agrarreform die halbasiatische Passivität aus der Seele der russischen Kaufleute und Bauern zu verscheuchen angefangen haben: „Der gelehrte Kadettenführer, der sozialdemokratische Marxist und der von seinem Popen aufgehetzte Bauer werden von demselben Strome hingerissen.“ Feldman urteilt, daß die Fähigkeit des russischen Staatswesens, Millionenheere in Bewegung zu setzen und zusammenzuhalten, ein Beweis militärischer Bereitschaft und Kraft, der vielen überraschend gekommen sei, nicht nur als materieller, sondern auch als moralischer Faktor in Rechnung gestellt werden müsse, indem jenes Phänomen mit dem Umschlagen der früher so indolenten russischen Volkspsyche in nationalistische Aktivität zusammenhänge. „Hier“, sagt der polnische Schriftsteller, „liegt eines der Geheimnisse der teilweisen Erfolge, die das russische Heer momentan auf Einer Front errungen hat (armes Galizien!) und der Kräfte, die, von genialen deutschen Feldherren geschlagen, immer wieder sich erneuern, zum Ansturm bereit. Der gegenwärtige Krieg erfreut sich in Rußland einer unerhörten Popularität, er ist eine nationale Sache . . . dem Gehirn der breitesten Volksmassen angepaßt, zur Lawine geworden. Er ist der heilige Krieg der slavischen Gemeinschaft gegen den Deutschen, den Antichristen, die Teufelssaat, wie er im Volksmunde genannt wird.“

Europa — so warnt Feldman die Kabinette von Wien und Berlin — wird auch in kommenden Zeiten dringend einer Wacht an der Weichsel bedürfen. Mit Sicherheit läßt sich voraussehen, daß Rußland auch nach einem ungünstigen Frieden ein für die anderen Staaten des Weltteils bedrohliches Uebergewicht behaupten wird. Seine Bevölkerungszahl muß ungeheuer bleiben, auch nachdem man es zu Abtretungen gezwungen hat, zumal die Losreißung der Ukraine, Finnlands usw. in diesem Kriege noch nicht gelingen dürfte. Wenn Rußland also seine quantitative Uebermacht

behaupten wird, steht andererseits sein qualitatives Fortschreiten außer Frage; es wird sich mehr und mehr zivilisieren; zwar im wesentlichen nur äußerlich, aber sein Schulwesen, sein standard of life, seine Mitbeherrschung der technischen Errungenschaften des Zeitalters sind in einem unaufhaltsamen Aufschwunge begriffen. Rußland bleibt auf alle Fälle für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn ein hochgefährlicher Nachbar. Der von dem Zarenreich auf sie ausgeübte Druck würde sich jedoch wesentlich mildern, wenn die Zentralmächte zur Friedensbedingung machten ein polnisches 20 Millionenreich, zusammengesetzt aus Kongreßpolen, Litauen, Wolhynien, Podolien und der Landschaft von Kiew. Feldman hält diese Forderungen für bescheiden, da sie Galizien, Posen und Westpreußen nicht in sich schließen. Außerdem will Feldman, wenn auch nicht unzweideutig, auf die ukrainischen Provinzen links vom Djnepr verzichten sowie auch auf den ehemaligen Gedanken der Polen, daß ihr restaurierter Nationalstaat das Schwarze Meer erreichen sollte. Da aber ein 20 Millionenstaat auf einen Seehafen kaum verzichten kann, so fordert Feldman Polangen, an der Grenze Kurlands gegen Ostpreußen.

Entschieden tritt unser Autor der weit verbreiteten Annahme entgegen, daß die polnische Industrie durch die Trennung des Landes vom Zarenreich ruiniert werden würde. Zunächst, sagt er, lasse sich nicht erwarten, daß die russische Regierung in der Lage sein werde, polnische Waren vollständig auszusperren. Denn obwohl die polnische Textilindustrie auf den russischen Markt angewiesen wäre, so beziehe sie doch andererseits 50—60 Prozent ihres Woll- und Baumwollbedarfs aus Rußland; dazu große Mengen Flachs und Seide; unmöglich könne man diesen ganzen Export in Petersburg schonungslosen Retorsionen aussetzen. Auch die Metallindustrie Polens verarbeite meistenteils Erz aus dem Gebtiet des Don, ein Absatz, den sich zu erhalten für Rußland erwünscht sein müsse: „Ein operativer Eingriff wird die Lebensfunktionen nicht unterbinden", urteilt Feldman weiter über die Zerreißung des Bandes zwischen der polnischen und der russischen Volkswirtschaft, „(sondern) bloß eine vorübergehende Krisis hervorrufen. Es werden unter ihr französische und belgische Kapitalisten zu leiden haben, die jahrzehntelang das Land aussaugten, ohne etwas für den Wohlstand und die Kultur des Arbeiters getan zu haben, viel weniger der Arbeiterstand, der von der Aenderung der politischen Lage alles zu erhoffen hat; der bedeutendste Teil der Arbeiter ist unqualifiziert, steckt halb im Bauernstande, wird vorübergehend dort (in der Landwirtschaft) sein Brot finden, dabei aber politische und soziale Rechte erlangen, von denen er unter russischem Regime nicht träumen darf. . ."

Je mehr Unterlassungssünden Rußlands der polnische Staat wird gut machen müssen, desto größer, führt Feldman weiter aus, wird sich sein Bedarf an Beamten gestalten. Infolgedessen dürfte „ein mächtiger Teil" der preußisch-polnischen Intelligenz nach dem Königreich Polen auswandern; ebenso eine Menge Posener Bauern, wegen des jenseits der Grenze so

billigen Ackerlandes. Diese Behauptungen Feldmans sind wohl mithervorgerufen worden durch den Wunsch, gegenüber polonophoben Kreisen Deutschlands eine captatio benevolentiae auszuüben, denn der Verfasser glaubt uns mit einem allerdings etwas schiefen Vergleich versprechen zu können, daß das durch Auswanderung geschwächte Polentum der preußischen Monarchie fortan in seiner Heimat so zufrieden sein würde wie das Deutschtum in der Schweiz.

Feldman denkt sich Polen als selbständiges Reich, mit Deutschland und Oesterreich verbündet. Einen anderen Vorschlag macht Wladyslow R. von Gizbert-Studnicki, der eine Flugschrift veröffentlicht hat: „Die Umgestaltung Mitteleuropas durch den gegenwärtigen Krieg. Die Polenfrage in ihrer internationalen Bedeutung".*) Der Verfasser will das durch den Hinzutritt Galiziens abgerundete Neupolen durch eine trialistische Verfassung in Realunion mit Oesterreich-Ungarn verbinden. Man kann wohl nicht sagen, daß unser Befürworter jenes grandiosen Plans, die Landkarte von Osteuropa umzugestalten ein Phantast sei; wenigstens zeigt er in manchen Einzelfragen einen sehr nüchternen Verstand. Gleich Feldman denkt er nicht daran, die Polen in Posen und Westpreußen von unserem Staat losreißen zu wollen. Er sagt mit erfreulicher Unzweideutigkeit: „Bei einem sehr geringen Uebergewicht der polnischen und einem sehr bedeutenden wirtschaftlichen Uebergewicht der deutschen Bevölkerung können diese Gebiete für den Aufbau eines polnischen Staates nicht in Betracht kommen." Im übrigen macht Gizbert-Studnicki unserer Gesetzgebung und Verwaltung noch das Kompliment, daß er dem restaurierten Polen die Aufgabe vindiziert, seine litauischen, weißrussischen und ukrainischen Provinzen „nach preußischem Vorbild" zu kolonisieren. Allerdings, so belehrt uns der Verfasser, wirft die Industrie Kongreßpolens 30 bis 35 Prozent ihrer Produktion auf den russischen Markt, aber ein großer Teil davon geht nicht nach dem eigentlichen Rußland, sondern nach den eben genannten Besitzungen des ehemaligen Königreichs Polen, die noch heute eine polnische Millionenbevölkerung aufweisen. Ihre Fähigkeit zur Aufnahme von Waren würde um so rascher den Wegfall der Ausfuhr nach dem Innern des Zarenreichs wieder gut machen, wenn man die fast unabsehbaren Landstriche im Besitz russischer Magnaten, die durch den Wandel der politischen Verhältnisse über die Grenze weggedrängt werden würden, mit Bauern aus Kongreßpolen besiedle. Genau wie Feldman fügt Gizbert-Studnicki hinzu, daß man auf dem billig zu erwerbenden und dünn bevölkerten Boden jener Territorien, auch Landleute aus Posen und Westpreußen ansetzen könne.

Auch die Bureaukratie des wiedererstandenen Polen will die hier besprochene Flugschrift, ganz im Einklang mit der Feldmanschen, zu einem namhaften Teil den Reihen des preußischen Polentums entnehmen: „Der

*) Bei Hermann Goldschmidt, Wien.

innerhalb entsprechender Grenzen erfolgte Wiederaufbau eines polnischen Staats würde einen viel stärkeren Faktor der Verschiebung der polnischen und deutschen Bevölkerung zugunsten der letzteren bilden als die ganze so sehr kostspielige, die Polen aufrührende antipolnische Politik der preußischen Regierung im Laufe der letzten 30 Jahre ..... Ein neu entstandener polnischer Staat ... würde ... die Uebersiedlung aller unternehmungslustigeren, fähigeren, auch politisch temperamentvolleren oder ehrgeizigen jungen Leute anregen." Daß eine Publikation aus dem polnischen Lager, die um unseren Beistand für die Sache Polens wirbt, sich den Deutschen angenehm zu machen sucht, ist kein Wunder. Gizbert-Studnicki erinnert sich nicht ohne eine gewisse Dankbarkeit der von ihm betonten geschichtlichen Tatsachen, daß Polen seine politische Existenz als ein Lehen des Königreichs Deutschland begonnen habe, und daß seine mittelalterliche Agrarverfassung durch deutsche Kolonisten mitgeschaffen worden sei. Die Polen hätten überhaupt den Deutschen immer gern in ihr Land aufgenommen. Nur der Hakatismus habe vorübergehend ernsthaften Streit zwischen Polentum und Deutschtum entzündet. Jetzt aber gönne Polen Deutschland die politische Hegemonie in Europa und das Emporsteigen der deutschen Nation zum ersten Bankiervolk des Weltteils, das im Königreich Polen seine Kapitalien mit ganz besonderem Nutzen anlegen würde. Ob wir daran wirklich immer klug tun würden, ist freilich sehr die Frage. Wenigstens gibt die Gleichgültigkeit, mit der Gizbert-Studnickis Stammesgenosse Feldman dem Schicksal des in der kongreßpolnischen Industrie investierten Kapitals aus Frankreich und Belgien entgegensieht, vorsichtigen Leuten zu denken.

Gizbert-Studnicki hatte schon im Jahre 1913 eine Flugschrift: „Die österreichisch-ungarische Frage" veröffentlicht, in der er die Donaumonarchie aufforderte, Rußland anzugreifen und dem Kaiser Franz Josef die polnische Krone aufs Haupt zu setzen.*) Unser Autor beschäftigte sich damals so wenig wie gegenwärtig mit der Frage, ob denn wohl die polnische Industrie die Konkurrenz der österreichischen werde aushalten können. Man muß aber bedenken, daß Kongreßpolen trotz seines blühenden Gewerbefleißes nur 98 Menschen auf den Quadratkilometer hat, während das stammesverwandte Westgalizien deren 116 zählt, obgleich Industrie dort weniger als im Weichsellande getrieben wird und andere österreichische Kronländer den Bedarf an Industrieartikeln decken. Bei der halbagrarischen Natur der Industriearbeiterschaft in Kongreßpolen ist es in der Tat wahrscheinlich, daß das dortige Wirtschaftsleben vermögen würde, sich den ökonomischen Verhältnissen der trialistischen Realunion, von der Gizbert-Studnicki träumt, anzupassen.

In seinen Ansprüchen auf Gebiet ist Gizbert-Studnicki bescheidener als Feldman, indem er das Gubernium Kiew bei Rußland belassen will, ausgenommen den Kreis von Berditschew. Diese Enthaltsamkeit motiviert

*) Vgl. meine Pol. Korr. in Band 152 Seite 370.

Gizbert-Studnicki damit, daß dem polnischen Nationalstaat nicht allzu viele Ukrainer zugeschlagen werden dürften. Ohnehin ist das Königreich Polen, wie Gizbert Studnicki und Feldman es errichten wollen, kein Nationalstaat, sondern ein aus mehreren Völkerschaften zusammengesetztes Gemeinwesen. Gizbert-Studnicki schätzt, daß in dem polnischen Staate, ausgenommen Galizien, wohnen werden 15 Millionen Polen, 6½ Millionen Weißrussen, 4½ Millionen Juden, höchstens 2 Millionen Ukrainer, gegen 2 Millionen Litauer. Das sind 30 Millionen Seelen, während Feldman, trotzdem er dem Königreich Polen das ganze Gubernium Kiew einverleibt, nur 20 Millionen herausrechnet. Beide Schriftsteller behandeln die Statistik etwas cavalièrement, aber Feldman fürchtet auch wohl noch, daß bei zu hohen Zahlenangaben die Braut des polnischen Pufferstaats dem deutschen Leser zu schön erscheinen würde.

Die politische und soziale Disharmonie jenes Völkergemischs wird nach der Behauptung Gizbert-Studnickis dem polnischen Staate niemals gefährlich werden können, weil die Weißrussen, soweit sie zu Polen kommen sollen, d. h. diejenigen in den Gubernien Grodno und Kowno sowie im westlichen Gubernium Minsk und im Dünaburger Kreise des Guberniums Witebsk der römisch-katholischen Kirche angehören. Diese Russen, so behauptet Gizbert Studnicki, beten polnisch, lassen ihre Kinder gern in der polnischen Herrensprache erziehen und befinden sich überhaupt inmitten eines Prozesses der freiwilligen Selbstpolonisierung. Noch polnischer als die Weißrussen denken nach unserem Autor die Litauer, die gleichfalls römisch-katholisch und dazu seit dem 14. Jahrhundert durch ihre Geschichte eng mit den Polen verbunden sind. Allerdings muß Gizbert-Studnicki zugeben, daß es der russischen Aufhetzung hier und da gelungen sei, Feindseligkeiten des Litauertums gegen die Polen hervorzurufen.

Nur vor den Ukrainern fürchtet sich unser Autor. In ein polnisches Gemeinwesen, das mit Galizien 40 Millionen Einwohner haben würde, will er nicht mehr als 5 Millionen Menschen jenes Stammes aufnehmen. Eben deshalb soll ja der größte Teil des Gebiets von Kiew herausbleiben. Die Bevölkerung des Polenreichs würde infolgedessen zur Hälfte aus Polen bestehen, sowie der ungarische etwa zur Hälfte aus Magyaren und Magyaronen gebildet wird. Nach Gizbert-Studnicki beträgt die polnische Diaspora in Litauen, Podolien, Wolhynien etwa 4 Millionen Seelen, ein Viertel der Gesamtbevölkerung, und sie ist nach wie vor die Trägerin von Bildung und Besitz. Feldman konstatiert, daß der in Polenhänden befindliche Grundbesitz in „Ostpolen" 80000 Quadratkilometer betrage; das ist ein Areal, so groß wie ganz Galizien oder doppelt so groß wie die schweizerische Eidgenossenschaft. Die Polen scheinen darnach den Umfang der allerdings grausamen Konfiskationen in der Aera Murawiew nicht ohne Uebertreibung dargestellt zu haben.

Es ist anzunehmen, daß die wieder zur Macht gekommenen Polen stramm „ungarisch" regieren würden; gleichwohl müßten sie mit dem Er-

wachen einer litauischen und weißrussischen Bewegung rechnen. Das Litauertum regt sich ja schon heute.*) In den Gouvernements Kowno und Suwalki ist ein Drittel der Bevölkerung ohne Grundbesitz**); wie wird sich nun die Gesinnung dieser Enterbten der osteuropäischen Gesellschaft gestalten, wenn die polnischen Machthaber, die noch immer nicht genug Grund und Boden zu besitzen glauben, gar noch eine Ansiedlungskommission nach preußischem Vorbild ins Leben rufen? Der polnische Staat der Vergangenheit wurde erschüttert durch die Kämpfe zwischen dem polnischen Herrenvolk und den unterworfenen Nationalitäten, ein Gegensatz, der damals im kirchlichen Gewande erschien. Man weiß, welche Rolle die Verfolgung der Dissidenten durch die römischen Katholiken bei der Teilung Polens gespielt hat. In modernen Formen würden diese noch immer nicht ausgekämpften konfessionellen Streitigkeiten wiederaufleben, und daß nicht blos unter Kirchenfahnen und Heiligenbildern sondern daneben auch unter den Bannern des Nationalitätsprinzips und der sozialen Frage gefochten werden würde, dürfte die aus der polnischen Geschichte bekannte Glut der Leidenschaften und ihren staatszerrüttenden Charakter wenig vermindern. Ein sanftes Ruhekissen wäre dem sorgenschweren Haupt des Habsburgers sicher nicht beschieden, der die dreifache Krone des 80 Millionen-Reichs Oesterreich-Ungarn-Polen annähme.

Daß von den Trabantenvölkern, die bestimmt sind, dem neuen Polenreich einverleibt zu werden, mindestens die Ukrainer kräftig genug sind, um als Sprengstoff wirken zu können, wird polnischerseits, wie erwähnt, zugegeben. Ich habe in meinen Politischen Korrespondenzen von dem Ukrainertum öfter gesprochen.***) Dieses Volk, von den Russen Kleinrussen, von den Polen Ruthenen genannt, beansprucht seit dem Ausbruch des Krieges durch den Mund seiner Führer die Errichtung eines besonderen Zarentums, das Südrußland bis nach Charkow hinauf und die russische Schwarzmeerküste wie auch die Gestade des Asowschen Meers umfassen soll.†) Zar der Ukrainer soll der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Polen werden. Die Zahl der Untertanen dieses Potentaten dürfte dadurch auf mindestens 105 Millionen anschwellen, meistens zu Rassen von außerordentlicher Fruchtbarkeit gehörend.

Das heutige Rußland würde damit zu einem Zarentum Moskau, wie es einst im 16. Jahrhundert unter Iwan dem Schrecklichen bestand, erniedrigt werden. Der gegenwärtige Krieg wird den Ukrainern die Verwirklichung dieses Traumes nicht bringen, und ob die Zukunftskriege zwischen Deutschland und dem Zarenreich zu einem Zerfall des letzteren im Sinne

*) Vgl. Gaigalat, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses: „Die litauisch-baltische Frage." Berlin 1915. Verlag der Grenzboten, Seite 17.

**) Gaigalat, S. 15 u. 16.

***) Wohl am ausführlichsten Jahrgang 1914 in der Aprilkorrespondenz.

†) Vgl. Dr. Eugen Lewicky: „Die Ukraine der Lebensnerv Rußlands". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. 1915, Heft 33 der Jäckhschen Flugschriften.

der Ukrainer führen werden, brauchen wir hier nicht zu erörtern.*) Was uns an dieser Stelle interessiert, sind die Beziehungen zwischen Ruthenen und Polen. Ueber diese Frage, die indirekt auch für uns Deutsche sehr wichtig ist, haben die Ruthenen jüngst eine Menge lehrreiches Material veröffentlicht, und zwar in Berlin, nicht in Wien oder Krakau, da die Ruthenen Ursache zu haben glauben, mit heftigen Klagen gegen die Polen hervorzutreten, und innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie der Burgfriede gewahrt werden muß.**)

Die ruthenischen Schriftsteller setzen dem deutschen Publikum auseinander, daß es unter ihren galizischen Stammesgenossen***) zwei Parteien gibt, die Alt- und die Jungruthenen. Diese Parteiung geht bis in die Metternichsche Zeit zurück, wo der von Kaiser Josef ausgestreute Samen der ruthenischen Nationalität zu keimen anfing. Die Jungruthenen waren westeuropäischem Wesen zugeneigte Intellektuelle, die sich der Interessen des Bauernstandes annahmen, nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen. Dadurch kamen sie in Konflikt mit den Großgrundbesitzern, die polnischer Nationalität sind. Diese stützten sich auf die Altruthenen. Ebenso entschieden wie die Jungruthenen nach Westen, gravitierten die Altruthenen nach Osten. Dem quietistischen morgenländischen Wesen ihre Sympathien schenkend, wohl verstanden nicht für sich selber, sondern für ihre Heloten, haßten sie das Bestreben der Jungruthenen, den Bauernstand Ostgaliziens in die moderne Wirtschaftsweise hineinzuziehen. Die Grundherren lobten die andere Gesinnung als „konservativ.“ Daß die Altruthenen dem Volk auch unter der Hand die Hoffnung auf „Erlösung“ durch den Zaren erweckten, glaubten die Polen, wenn ihre Bundesgenossen ihnen nur die Bauern anspruchslos und gefügig erhielten als messianische Phantasterie ignorieren zu dürfen. Und doch marschierten die Mannen des Messias 1849 durch Galizien zur Bändigung Ungarns, das Prestige ihres Herrn und Gebieters bei allen Slaven gewaltig steigernd.

---

*) Unter der antirussischen Literatur der Ukrainer, die mit der Feder sehr regsam sind, ragt hervor Dmytro Donzow: „Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland.“ Herausgegeben von der Ukrainischen Zentralorganisation. Berlin 1915. Verlag Carl Kroll.

**) Dokumente des polnischen Russophilismus. Mit einer Einleitung: Die russische Propaganda und ihre polnischen Gönner in Galizien, von Dr. jur Michael Lozynsky. Herausgegeben vom Ukrainischen Nationalrat in Oesterreich. Berlin, Januar 1915

Austriacus: „Polnische Russophilen.“ Berlin, Februar 1915.

Verax: „Der Weltkrieg und das ukrainische Problem.“ Berlin, Januar 1915.

Observator: „Maske weg! Ein Blick hinter die Kulissen der polnischen Politik.“ 2. Auflage. Berlin, März 1915.

Diese ganze Literatur ist verlegt von Carl Kroll.

***) Galizien zählt unter seinen $8^1/_4$ Millionen Einwohnern über 3 Millionen Ruthenen, die sich im Osten des Landes konzentrieren. An die Ruthenen Ostgaliziens grenzen die in Nordungarn und der Bukowina, sodaß die Doppelmonarchie im Ganzen $4^1/_4$ Millionen ruthenische Bewohner hat.

Die Hauptvertreter des Russophilentums unter den Ruthenern waren Geistliche. Die ruthenische Kirche ist griechisch-katholisch und Rom uniiert. Während aber die Polen glühende römische Katholiken sind, lebt in der Brust vieler ruthenischer Kleriker trotz der Union eine Vorliebe für orientalisches Kirchenwesen fort. Dieser Gattung Theologen, die für die „Reinheit des griechischen Ritus“ eiferte, spielten die Magnaten die reichsten Pfründen der uniierten galizischen Kirche in die Hände. Sie sahen sogar darüber hinweg, daß Rußland nach der Niederwerfung der polnischen Revolution im Jahre 1864 ruthenische Geistliche und Gymnasiallehrer aus Galizien nach der Cholmer Diözese und nach Podlachien berief, wo diese von den Polen selber gezüchteten Mikroben des Russentums bei der Bekehrung kleinrussischer*) Uniierter zur Orthodoxie energisch mitwirkten. Der galizische Statthalter Graf Alfred Potoki aber, der 1870–71 auch feudalföderalistischer Ministerpräsident in Oesterreich war, erklärte anläßlich eines Empfanges, er möge das Priesterkleid eines Altruthenen lieber leiden als den Kuttenrock eines bäuerlichen Abgeordneten aus der jungruthenischen Demokratie. Wien, wo der polnische Hochadel immer großen Einfluß besaß, billigte die Ruthenenpolitik der galizischen Aristokratie. Der Obskurantismus der Altruthenen schien trotz aller ihrer Sympathien für Moskau doch dafür zu bürgen, daß der ruthenische Volksstamm die Unterwürfigkeit, die diese gebundenen Seelen dem Grundadel entgegentrugen, auch in der auswärtigen Politik betätigen würde.

Anders zu denken fing man in der österreichischen Regierung erst an, als mit dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses die auswärtige Politik der Doppelmonarchie sich mit noch nie dagewesener Entschiedenheit und Konsequenz Rußland entgegenstellte. Inzwischen hatte die altruthenische Tendenz mit Versuchen angefangen den Unterschied vollständig zu beseitigen, der zwischen der Konfession der griechischen Unierten und der eigentlichen Orthodoxie in Galizien trotz aller Verwischungsmanipulationen weiter bestand. Ein Pater Naumowytsch, von dem seine jungruthenischen Gegner selber zugeben, daß er eine bedeutende Persönlichkeit war, führte die ersten bäuerlichen Uebertritte in Galizien herbei. Er bewirkte auch durch sein Blatt „Slovo“, daß der ruthenische Stamm, soweit er von den Altruthenen repräsentiert wurde, sich nicht mehr Ruthenen, sondern gerade heraus Russen nannte. Die Folge dieser Umtriebe war ein Hochverratsprozeß, der im Jahre 1882 gegen Pater Naumowytsch und seine Anhänger in Lemberg durchgeführt wurde, aber mit nur mäßiger Bestrafung der Angeklagten endigte, weil ihnen Hochverrat im Sinne des Gesetzes nicht nachgewiesen werden konnte. Immerhin griff der k. u. k. Minister des Auswärtigen, Graf Kalnoky 1887, als die bulgarische Frage zum Kriege zwischen Oesterreich und Rußland zu führen

*) Ich erinnere daran daß die Russen die Ukrainer oder Ruthenen als Kleinrussen bezeichnet. Es liegt darin der Anspruch, daß das moskowitische Großrussentum der Kern der beiden Stämmen gemeinsamen russischen Nationalität sei.



drohte mit einem gewissen Nachdruck in die galizische Nationalitätenpolitik ein. Graf Badeni, später als österreichischer Ministerpräsident viel genannt, war der erste Statthalter Galiziens, der die jungruthenische Partei anerkannte und förderte. Die altruthenischen Abgeordneten verschwanden aus Reichsrat und Landtag und Jungruthenen traten an ihre Stelle. Natürlich konnte dieser Umschwung nicht ohne vorteilhafte Konsequenzen für den Fortschritt des galizischen Bauernstandes bleiben. In ihrer aller politischen Arbeit abgewendeten Manier waren die Altruthenen auch insofern für das Polentum sehr bequem gewesen, als sie um die Gleichstellung der ruthenischen mit der polnischen Sprache garnicht gekämpft hatten. Dem regen Nationalismus der Jungruthenen machte Graf Badeni auch auf dem sprachlichen Gebiet einige Konzessionen.

Um 1897, als dem Tschechen Kalnoky der Pole Goluchowski in der Eigenschaft eines k. und k. Ministers des Auswärtigen folgte und zugleich der Gegensatz zwischen der österreichischen und der russischen Orientpolitik sich bedeutend milderte, erkaltete das Interesse Wiens an den galizischen Jungruthenen wieder, und die Rückwirkung auf die galizische Landespolitik blieb nicht aus. Die Polen hielten mit ihren Konzessionen an die Jungruthenen ein, und diese rächten sich, indem sie das Landvolk zu Massenstreiks aufwiegelten, die Abwanderung ruthenischer Saisonarbeiter nach Preußen, wo inzwischen der Hakatismus sein Haupt erhoben hatte, begünstigten und dem Boykott deutscher Waren entgegenarbeiteten. Zugleich trat in Rußland die Revolution ein, die die Lage des Polentums zu verbessern schien. Die Stimmung, die nun unter den Polen Galiziens um sich griff, schildert ein ruthenischer Schriftsteller folgendermaßen: „Den Russen, der für den inkorporierten Begriff des Erzfeindes galt, dem aller Haß, zu dem die leidenschaftliche sarmatische Natur des Polen fähig ist gewidmet wurde, ersetzte in der Neuzeit der Preuße und der mit ihm in den Augen der Polen verbundene Ukrainer". Wesentlich mit in Anbetracht dieser nationalen Strömung gründete Roman Dmowski, den wir aus Feldman kennen den Neoslavismus. Im Jahre 1908 war Statthalter Galiziens Graf Andreas Potocki, der Vetter des oben genannten österreichischen Ministerpräsidenten gleichen Namens, der der Gruppe der sogenannten Podolier angehörte, d. h. jener galizischen Magnaten, die auch in Rußland begütert sind. Wir erinnern uns, daß der polnische Adel im russischen „Ostpolen" Latifundien besitzt, so groß wie Galizien, doppelt so groß wie die Schweiz. Unter dem Antrieb sowohl der „podolischen" Interessen als auch der frisch aufgekommenen Russenfreundschaft führte Statthalter Potocki bei den Landtagswahlen von 1908 einen wuchtigen Schlag gegen die ukrainische Partei. Der Mechanismus der amtlichen Wahlbeeinflussung funktionierte so gut, daß in die Landesversammlung, aus der sie ganz verschwunden gewesen waren, wieder eine nicht unbeträchtliche Zahl von altruthenischen Abgeordneten eindrang. Sie bezeichneten sich als „russischer Klub" ihr Führer proklamierte bei den Landtagsverhandlungen in russischer

Sprache die Idee der nationalen Einheit aller Russen im Zarenreich und in Galizien. Die „Podolier“ gingen auf diese Denkweise der Altruthenen vollkommen ein: „Ruthenen“, behaupteten sie, „gibt es in Galizien garnicht; nur Polen und Russen“. Der Dekan der juristischen Fakultät der Universität Lemberg, Professor Dr. Budzek, bezeichnete in den Doktordiplomen jeden, der es wünschte als natione Russus: „Die Russen“, sagten die Podolier, „sind viel anständigere Leute als die sogenannten Ruthenen und bedeutend angenehmer im Umgang.“

Graf Potockis Politik, die auch in terroristischer Weise die ökonomisch sehr dürftig dastehenden Jungruthenen von den staatlichen und kirchlichen Brodstellen entfernte, zog ihm von seiten der Unterdrückten einen furchtbaren Haß zu. Kurz nach den Landtagswahlen wurde er von einem Studenten ermordert. Ich kann nicht finden, daß die vor mir liegende ukrainische Literatur den Mord sehr viel strenger beurteilt als die serbische Publizistik das Verbrechen in Serajewo. Auch Graf Potocki fiel im Kampf um große Gegenstände. Nach seinem Tode fand im Juli 1908 der neoslavische Kongreß von Prag statt, wo sich Podolier, Allpolen, russische Nationalisten und Altruthenen verbrüderten. Polnischerseits erschienen in der Hauptstadt Böhmens Reichsratsabgeordnete und Mitglieder des galizischen Landtags von Distinktion, aus dem Zarenreich aber kamen die allpolnisch gesinnten Deputierten der Reichsduma mit Roman Dmowski an der Spitze sowie die hervorragendsten Männer aus jener Galizisch-Russischen Gesellschaft, zu der orthodoxe Kirchenfürsten, hohe Beamte, Generale zusammengetreten waren, um unter der Maske der Religion die Kleinrussen Galiziens zum Anspinnen hochverräterischer Intriguen zu verführen. Nachdem öfter[illegible] Polen und nationalistische Russen in Prag unter jungtschechischer Vermittlung persönliche Fühlung mit einander genommen hatten, erschienen der Erzmoskowiter Graf Bobrinski, General Wladimirow und andere notorische Vertreter des Programms, das Galizien für das Zarenreich forderte, von Roman Dmowski geleitet, in Krakau und Lemberg. Die Elite der polnischen Aristokratie feierte sie hier in rauschenden Festen.

Natürlich muß man fragen: „Qui trompe ici?“ Die Moskowiter [illegible], wenn sie unter sich waren, sardonisch über den allpolnischen [illegible] Nationalstaat, der im freien Bunde mit dem Zarenreich [illegible] sollte. Die Polen Galiziens aber wollten mit ihren neoslavischen Demonstrationen bloß die preußische Regierung einschüchtern und glaubten [illegible] zu können, ohne solche Konzessionen an das Russentum, die ihnen [illegible] waren. Zwar hatten sie sich in Prag verpflichtet, bei [illegible] von Pfarrern ihr Patronatsrecht immer zu Gunsten „russisch“ gesinnten [illegible] zu gebrauchen, aber über die Hoffnung der Panslavisten [illegible], daß jene Bauernlümmel einmal in die hohe Politik Osteuropas [illegible] wurden, lächelten die Polen ebenso sardonisch wie die [illegible] den konstitutionellen Allpolen-Staat.

So wurden denn, gerade während die bosnische Krisis und der Balkankrieg die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich wieder ernst gestalteten, unter der Konnivenz der Podolier durch die Galizisch-Russische Gesellschaft umfassende moralische Vorkehrungen für eine Occupation Galiziens durch ein russisches Heer getroffen. Mit reichsrussischem Geld wurden in ganz Galizien nationalrussische Schülerheime und Mädchenpensionate ins Leben gerufen; auch freiwillige Feuerwehren und Schützenvereine erhielten die pekuniäre Unterstützung des Grafen Bobrinski, der als Präsident seiner Gesellschaft mehrfach in der Oeffentlichkeit äußerte, die Bearbeitung der ostgalizischen Bauern dürfte nicht aufhören, bevor die russische Fahne auf den Karpathen wehe. Eines der kräftigsten Instrumente, deren sich die moskowitische Propaganda bediente, war eine auf ein bäuerliches Lesepublikum berechnete Presse. Ihre Erzeugnisse, in Lemberg und anderen Städten gedruckt, wurden durch Insassen der Schülerheime und andere Stipendiaten des russischen Rubels zwischen der Grenze der Bukowina im Osten und Gorlice und Neusandec im Westen auf allen Dörfern verbreitet. Auch wendeten sich jetzt galizische Ruthenen, die nach Rußland emigriert und dort orthodoxe Popen geworden waren, nach ihrer Heimath zurück, verrichteten in Bauernhütten den Gottesdienst nach orthodoxem Ritus und eröffneten sogar einzelne orthodoxe Kapellen. Es scheint, als ob gegenüber diesem Treiben der Proselytenmacher mit wohlgefüllter Tasche, das ein immer engmaschigeres Netz von russischen Spionen über Galizien legte, wiederum aus dem Wiener Auswärtigen Amt ein Wink zum Einschreiten an die galizischen Landesbehörden gekommen sei. Jedenfalls verbot der Nachfolger des Grafen Potocki, Dr. Bobrzynski, den orthodoxen Gottesdienst, da die orthodoxen Russen keine in Oesterreich gesetzlich anerkannte Religionsgenossenschaft wären. Außerdem kehrte er gegen die Jungruthenen zu dem Badenischen System der Versöhnung zurück und schlug eine ihnen günstige Reform des Wahlrechts zum Landtage vor.

Podolier und Allpolen machten dem Statthalter die heftigste Opposition. Als die Popen, die von Rußland herübergekommen waren, die untersagten orthodoxen Gottesdienste heimlich fortsetzten und nun verhaftet wurden, traten die Podolier für sie ein auf Grund des Prinzips der verfassungsmäßig in Oesterreich garantierten Kultusfreiheit. Die polnische Presse meinte, ein bischen Orthodoxie könne in Galizien nicht schaden; nicht ganz unbegründeterweise; denn trotz aller Seelenverwandtschaft blieb zwischen Uniaten und Orthodoxen eine konfessionelle Spannung bestehen. Aber nicht dies kluge Divide et impera sondern der Neoslavismus war die Ursache, aus der die Polen das Wahlreformprojekt des Dr. Bobryzinski zum Scheitern brachten und den Statthalter selber zum Ausscheiden aus seinem Amte nötigten.

In zweijähriger fleißiger Arbeit hatte Bobryzinski noch das Material zu dem Hochverratsprozeß zusammengebracht, der im Frühjahr des schicksalsschweren Jahres 1914 zu Lemberg gegen vier galizische „Russen“ eröffnet

wurde. Zu gleicher Zeit wurde gegen ungarländische Ruthenen in Marmaros Sziget und gegen bukowinische in Czernowitz das Gerichtsverfahren anhängig gemacht. In Czernowitz kam der Prozeß garnicht zur Verhandlung, da irgend ein Zauberschlüssel den verhafteten drei Brüdern Gerowski das Tor des Untersuchungsgefängnisses öffnete, sodaß sie nach Rußland entfliehen konnten. In Marmaros Sziget wurde ein Teil der Angeklagten verurteilt, nachdem es sich durch die Verhandlung herausgestellt hatte, daß wegen angemessener Handhabung des kirchlichen Patronatsrechts durch die magyarischen Grundherren die panslavistische Propaganda unter den ungarischen Ruthenen nicht viel hatte ausrichten können. Der Prozeß in Lemberg aber, der vom 9. März bis 6. Juni dauerte, bildete den Höhepunkt der neoslavischen Verbrüderung zwischen Polen und Russen. Angeklagt waren der Journalist Bendusiak, ferner ein Rechtshörer und zwei Popen. Sowohl in den Warschauer als auch in den Lemberger [illegible] Zeitungen wurde für die Unschuld der zur Verantwortung gezogenen Ruthenen Lanze über Lanze gebrochen. Der neue galizische Statthalter, Herr von Korytowski, ein Mann nach dem Herzen der Podolier, äußerte beim Empfang des Wiener Spezialkorrespondenten der „Nowoje Wremja", der anläßlich des Prozesses nach Lemberg gekommen war, es würde sich doch ein Weg finden lassen, um die russische Propaganda unter dem ukrainischen Volke im Rahmen der Rechtsordnung führen zu können. Drei nationalistische Mitglieder der Reichsduma waren gekommen, um den Verhandlungen beizuwohnen; sie küßten Bendusiak und Genossen in offener Sitzung, ohne daß der Präsident ein Wort verlor. Schließlich sprachen die zwölf polnischen Geschworenen die Angeklagten einstimmig frei. [illegible] von ihnen waren jüdischen Glaubens, aber sie mußten den Freispruch mitmachen, so antisemitisch sie sein mochten, denn russenfreundlich und preußenfeindlich war die allgemeine Stimmung, der sich kein Pole und kein Jude hatte widersetzen dürfen.

Der [illegible] begeisterte sich für „die polnische [illegible]", wie die Lemberger Presse enthusiastisch den [illegible] nannte, indem er befahl, den Gesetzentwurf über den Gebrauch der polnischen Sprache in der städtischen Selbstverwaltung Russisch-Polens, den der Reichsrat aus [illegible] Beweggründen [illegible] abgelehnt hatte, den gesetzgebenden Körperschaften zum dritten Male vorzulegen. Das war eine Konzession, die, [illegible] glauben durften, daß ihre Durchführung noch unsicher war, kaum dem [illegible] der [illegible] Politik [illegible] hatte, ebenso wie die Polen in den [illegible] Parlamenten unter dem [illegible] nur einen Sturm im Glase [illegible] erblickten. Nur einen [illegible] polnischen [illegible] war unter den Polen [illegible] Stimmung gemacht worden, aber trotzdem seit dem [illegible] hatte sich infolge der [illegible] der [illegible] noch nicht [illegible]

Selbst [illegible] im [illegible] der [illegible] der Polen [illegible]

Rausch. Im übrigen stellte sich aber leider heraus, daß in dem Schachspiel mit den ruthenischen Bauern die Züge des Russen denen des Polen überlegen gewesen waren. Die vier gerichtlichen Anwälte der in Lemberg Freigesprochenen, die zurzeit im politischen Leben die eifrigsten Führer des galizischen Russentums waren, darunter Dr. Dudykewycz, der Obmann des russischen Klubs im Landtage, dokumentierten ihre hochverrätherische Gesinnung durch die Flucht nach Rußland. Dann drang die russische Armee in das östliche Galizien ein, und während Dr. Dudykewycz als Zivialadlatus des russischen Militärgouverneurs nach Lemberg zurückkehrte, nahm ein Teil der ruthenischen Bauern die feindlichen Truppen mit offenen Armen auf. Eine ukrainische Flugschrift gesteht selber: „Die Saat, welche von russischen Sendlingen ausgestreut und deren überwucherndes Aufschießen planmäßig vielfach auch von der den galizischen Verwaltungsapparat nahezu beherrschenden allpolnischen und polnisch-podolischen Seite begünstigt wurde, hat zum großen Bedauern sehr verderbliche Früche getragen, welche unsere tapfere und todesmutige Armee auf dem östlichen Kriegsschauplatz zu spüren bekam." Die ukrainischen Literaten berufen sich zur Entschuldigung ihres Volks darauf, daß auch Galizier polnischer Nationalität den Russen Spionendienste geleistet, Mobilmachungsakten ausgeliefert hätten usw. Bei der bitteren Armut unter allen Volksstämmen dieses Kronlandes, die in bezug auf die Polen auch Ehrlich in den „Oxford Pamphlets" als kulturell und politisch wichtigen Faktor scharf betont, ist es nicht erstaunlich, wenn der Landesfeind eine nicht ganz geringe Menge von Individuen erkaufen konnte. Aber es geht doch aus der ukrainischen Literatur selber hervor, daß neben den gemeinen Motiven zum Hochverrat, die Angehörige sämtlicher galizischer Völkerschaften verführten, speziell bei den Ruthenen noch Beweggründe edlerer und eben darum gefährlicherer Art irreleitend einwirkten. Die Hauptmasse des ruthenischen Volksstammes blieb allerdings treu. Die Differenz zwischen occidentalischem Uniatentum und orientalischer Orthodoxie, anscheinend so klein, offenbarte sich als breite Kluft, über die schließlich doch nur wenige hinwegkonnten.

Die in der k. und k. Armee dienenden Ukrainer zeigten sich gegen die russischen Umtriebe absolut immun, obwohl von den altruthenischen Schülerheimen aus schon vor dem Kriege Flugblätter verbreitet worden waren, in denen den galizisch-russischen Soldaten der Balkankrieg als ein Triumph ihrer eigenen Sache angepriesen wurde. Bald würde Rußland zur Befreiung der galizischen Russen von der Polenherrschaft das Schwert ziehen, und dann möchten die Rußland stammesverwandten Soldaten in Galizien sich dies wohl merken und ihre Gewehre nicht gegen die brüderlichen russischen Soldaten, sondern gegen die Schwabenoffiziere richten. Es sei höchste Zeit, das österreichische Joch abzuschütteln.

Daß diese immerhin unliebsamen Tatsachen bekannt wurden, rief mitten im Kriege in Galizien einen heftigen Nationalitätenkampf hervor. Der galizische Statthalter schritt nicht nur energisch gegen die Altruthenen ein,

die er vorher begünstigt hatte, sondern verfügte auch eine Massenverhaftung jungruthenischer Beamter, Advokaten, Aerzte, Studenten, Lehrer und Bauern. Auf die Vorhaltung, daß die Jungruthenen doch immer staatstreu gewesen seien, erwiderte Dr. von Kormowski, zwischen einem Jung- und Altruthenen sei ein Unterschied wie zwischen einem Juden und einem Israeliten. Juden seien sie alle beide. Das war offenbar eine ungerechte Charakteristik; an der Loyalität der Partei, die den Kaiser von Oesterreich zum Landesherrn in Charkow und Kiew machen wollte, konnte unmöglich gezweifelt werden. Immerhin scheint es erst einer Intervention der Zentralregierung bedurft zu haben, bevor die galizische Landesverwaltung jene falschen Schritte zurücktat, die aussahen, als ob die Gelegenheit, unter einem reichspatriotischen Vorwand mit den nationalen Bestrebungen der Ukrainer für immer abzurechnen, polnischerseits mit Begierde ergriffen worden wäre. Nachdem Dr. Lewicky, der Obmann des ukrainischen Nationalkomitees und Verfasser der oben zitierten schwarzgelben Broschüre, sich dringend bei der Zentralregierung verwendet hatte, wurden 187 ukrainische Intellektuelle, darunter 40 Geistliche, wieder freigelassen, aber über 300 Jungruthenen, hauptsächlich Bauern, blieben noch in unverschuldeter Haft. In einem leidenschaftlichen Appell an die maßgebenden Wiener Instanzen forderten die Ukrainer jene auf, durch die Freilassung der Opfer des polnischen Nationalismus zu beweisen: „daß wir in einem Rechtsstaate und nicht im Polenreiche leben“.

Man kann bei solcher Verstimmung nicht verlangen, daß die Ukrainer ein objektives Urteil über das Verhalten der Polen in dem gegenwärtigen Kriege haben sollen. Immerhin ist es sehr interessant, festzustellen, was die ukrainische Literatur darüber sagt, denn ohne Zweifel kennen diese Leute, wie befangen sie auch oft sein mögen, das Polentum gründlich. Da ist es nun für uns erfreulich zu hören, daß die Ukrainer urteilen, an der Ehrlichkeit der Staatstreue der preußischen Polen sei nicht zu zweifeln. Dieser Bruchteil des polnischen Volkstums sei aus den Verhältnissen Halbasiens herausgewachsen und wisse, daß seine Zukunft anderswo als in dem russisch-galizischen Kulturkreise liege. Dagegen, behaupten die Ukrainer, sei sowohl das russische als auch das galizische Polentum neoslavisch und allpolnisch; es wolle den Polenstaat von 1772 in Union mit Rußland; an Oesterreich habe es den Glauben verloren, Preußen hasse es grimmig. Gewiß treffe dies nicht zu auf die demokratischen und sozialistischen Parteien innerhalb der polnischen Nation, und es sei auch nicht zu leugnen, daß die Mehrzahl der Polen diesen Parteien angehörte. Aber das numerische Moment sei in Polen nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Stark mit Juden durchsetzt, bestehe die demokratisch sozialistische Richtung aus Staatsbürgern zweiter Klasse. In entscheidender Stunde werde die Demokratie nicht gefragt werden, sondern der Hochadel die Nation leiten. Die Polen seien nach wie vor ein aristokratisches Volk. Für den Hochadel aber sei maßgebend sein Interesse an den ostpolnischen Latifundien. Nicht einmal

die Grundherren Ostgaliziens wären zuverlässige Stützen der Sache der Zentralmächte. Allerdings seien die Polen bestrebt, einflußreiche Vertreter ihrer Nationalität in beiden Lagern zu haben, sowohl für den Krieg als auch ganz besonders für die Friedensverhandlungen, damit ihre Chancen auf alle Fälle gute blieben; wie aber alle diejenigen, denen wirkliche Bedeutung zukomme, nach Rußland gravitierten, lehre u. a. die Tatsache, daß nach der Besetzung Ostgaliziens durch die Russen die ostgalizische österreichische Legion sich aufgelöst habe; es gebe heute nur noch eine westgalizische Legion. Diese Taktik des ostgalizischen Großgrundbesitzes wird von seinen ruthenischen Anklägern darauf zurückgeführt, daß er auch jenseits der österreichisch-russischen Grenze begütert sei. Hierbei ist zu bemerken, daß Feldman den Wert des polnischen unbeweglichen Kapitals in Podolien, Wolhynien und Ukraine auf 1 Milliarde 120 Millionen Mark angibt. Diese Reichtümer sind in wenigen Händen und die galizischen „Podolier" partizipieren daran bedeutend. Ob sie in der Tat ihr Verhalten durch die Furcht vor Konfiskationen beeinflussen lassen, bleibe dahingestellt; jedenfalls müssen wir den ukrainischen Literaten dankbar sein, daß sie uns die Kenntnis dieser vielverschlungenen Verhältnisse vermitteln. Auch haben sie unbedingt recht darin, wenn sie uns warnen, in den neu emporgekommenen sozialen Schichten, die der Industrie und überhaupt der modernen Entwickelung ihr Dasein verdanken, die alleinigen Führer der polnischen Nation zu sehen. Der hohe Adel ist auch noch da. Und es wird auch zutreffen, daß die aristokratische Partei in Rußland mit Rußland geht, diejenige in Ostgalizien aber sich verhältnismäßig leicht mit dem Uebergang des Landes an Rußland abfinden würde. Daß die aristokratische Partei unter den Polen des Zarenreiches für Rußland ist, bestätigt ja auch Feldman. Die Russenfreundschaft der polnisch-russischen Aristokraten entspricht auch durchaus den wichtigsten Präzedenzfällen aus der polnischen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Sowohl 1830 als auch 1863 war der hohe polnische Adel loyal gesinnt. Aber 1830 schloß er sich doch der Revolution, die die demokratische Partei machte, wenn auch widerstrebend, an, und 1863 konnte er wenigstens die revolutionäre Erhebung nicht verhindern.

Die Ukrainer übertreiben also, wenn sie behaupten, die polnische Geschichte unserer Tage werde ausschließlich von der „kleinen aber mächtigen Partei" gemacht werden. Die polnische Aristokratie ist noch da, aber die Demokratie auch noch, und sie kann sich heute, nach der Industrialisierung Kongreßpolens, noch ebensowohl als treibende politische Kraft erweisen wie in den beiden großen nationalen Krisen von 1830 und 1863. Allerdings bekennen sich sowohl Demokraten als auch Aristokraten zu dem Programm, Polen in den Grenzen von 1772 wiederherzustellen, und wenn schon der preußische Anteil und Galizien aufgegeben werden müssen, so will man doch Podolien, Wolhynien, die Ukraine und Litauen, wie man sagt, unter keinen Umständen fahren lassen. Aber auch dieser Radikalismus der Ansprüche scheint der Ermäßigung in der Praxis fähig zu sein. Die preußi-

schen Polen würden es, wie man hört, garnicht ungern sehen, wenn Kongreßpolen etwa als eine Art Reichslehen, wie einst unter Boleslaw Chrobry im Mittelalter, zu einer Dependenz des Deutschen Reiches gemacht würde. Eine solche Wendung der Dinge würde ja auch direkt oder indirekt zu einer Stärkung des Polentums auf deutschem Boden beitragen. Im Gegensatz zu den preußischen Polen verwerfen die österreichischen jede Verbindung Kongreßpolens mit Deutschland, verschiedene scheinen aber einer Lösung nicht ganz abgeneigt zu sein, die das Weichselland auch ohne Ostpolen unter die Herrschaft des Hauses Habsburg brächte. Die kongreßpolnische Demokratie fordert, wie man wohl aus polnischen und ukrainischen Zeugnissen zu schließen berechtigt ist, Losreißung vom Zarenreich um jeden Preis, ausgenommen Einen, den der „fünften Teilung Polens", d. h. der Zerstückelung des Weichsellandes zwischen den preußischen und österreichischen Siegern.

Alles in allem genommen ergibt sich, daß die Schilderung, die die Oxford Pamphlets von der Denkweise der Polen entwerfen durchaus unwahr ist. Sämtliche Polen russischer Staatsangehörigkeit möchten am liebsten von Rußland los. Freilich gibt es wenige Probleme der Politik, die so kompliziert sind wie die Polenfrage. Unstreitig leben in Rußland polnische Edelleute, die sich durch ihre sozialen und wirtschaftlichen Interessen an das Moskowitertum gebunden glauben. Zu ihrem Kummer! Aber sie möchten nicht gern aufs Spiel setzen, was Murawiew ihnen gelassen hat. Und wenn ihre Standesgenossen aus Ostgalizien in das Zarenreich einträten, so würde ihnen diese Verstärkung ihrer Reihen willkommen sein müssen, wie sie umgekehrt in der Abtrennung Kongreßpolens von Rußland lediglich ihre eigene Auslieferung an den Panrussismus erblicken könnten. Die Hauptmasse der polnischen Nation aber in Rußland, Oesterreich und Preußen, das bezeugen selbst die ukrainischen Todfeinde des Polonismus, sei es bewußt, sei es so, daß es aus ihren Ausführungen wider ihren Willen hervorgeht, steht im Lager der Zentralmächte. Von ihnen erwartet das Polentum die Befreiung der von Rußland unterjochten Brüder entweder schon im gegenwärtigen Waffengange oder in den vielen Kriegen, die die Polen zwischen den germanischen und subgermanischen Rassen einerseits dem Moskowitertum andererseits noch kommen sehen. Daniels.

—

Bismarcks hundertster Geburtstag. — Die Zukunft unserer inneren Politik. — Die „Freie Vaterländische Vereinigung".

In einigen Tagen wird das deutsche Volk den hundertsten Geburtstag Bismarcks feiern, und keine Zeitung wird den Tag vorübergehen lassen, ohne ihm einen Artikel zu widmen. Wir selber bringen einen Beitrag zu dem feinsten und tiefsten psychologischen Problem seiner Individualität, seiner Stellung zur Religion, aus der Feder eines forschenden Theologen, aber keinen eigentlichen Säkular-Artikel. Denn was ich über den

Gewaltigen heute zu sagen habe, läßt sich nicht in den Rahmen eines Essays spannen, es erfordert ein Buch, und ich habe es unter der Feder; in einigen Wochen wird es erscheinen. Es wird den Titel „Bismarcks Erbe“ führen, weil es nicht als Biographie gedacht ist, wie sie jetzt in einer ganzen Reihe herausgetreten sind, sondern weil es Bismarcks Werk unter dem besonderen Gesichtspunkt seiner Fortbildung an unsern Augen vorüberzuführen sucht. Mit diesem Hinweis darf ich mich deshalb für jetzt begnügen.

*

Man soll jetzt eigentlich über innere Politik nicht reden, sondern sich nur an ihr freuen, freuen an der unvergleichlichen Einmütigkeit der Gesinnung, die nicht nur im ersten Rausch der Begeisterung verkündet worden ist, sondern ungeschwächt und unvermindert die ganze harte Kriegszeit anhält. Nicht nur die Reichstagssitzungen und die Presse sind Zeugen dafür, sondern auch der alle Erwartung übersteigende Erfolg der zweiten Kriegsanleihe, die ebensowohl die unverwüstliche Stärke unserer Volkswirtschaft, wie auch den guten Willen der Besitzenden, Groß und Klein, bezeugt, in diesem Weltkampf dem Vaterlande helfen zu wollen.

So ganz kann man sich aber der Betrachtung: wie wird es nach dem Kriegsschluß mit unserem Parteiwesen aussehen, doch nicht entziehen, und es ist bereits eine Kundgebung erfolgt, an der auch ich mitgearbeitet habe und die sich den hohen Zweck setzt, diesen Geist der Eintracht, den der Krieg geschaffen, durch den Frieden nicht wieder zerstören zu lassen. Daß das in absolutem Sinne nicht möglich und auch nicht einmal wünschenswert ist, daß Parteien, also auch Parteikampf, für ein frisch pulsierendes politisches Leben unentbehrlich sind, ist selbstverständlich und auch in dieser Kundgebung ausdrücklich ausgesprochen. Was man will und vielleicht auch wenigstens für einen gewissen Zeitraum erreichen kann, ist zunächst eine Milderung der Parteigegensätze: namentlich soll der Vorwurf des Mangels an vaterländischer Gesinnung, mit dem bisher so viel gearbeitet worden ist, nachdem jetzt alle ohne Ausnahme ihre Pflicht getan, gegen keine Partei mehr erhoben werden. Selbst wenn das nicht erreichbar sein sollte, so würde es sicher doch immer schon von hohem Wert sein, daß dieser Satz einmal von Männern, die Autorität beanspruchen können und die sofort in den weitesten Kreisen Zustimmung gefunden haben, als Ideal hingestellt worden ist. Oder sollte wirklich das Wort des Fürsten Bismarck, daß die Fraktionen sich überlebt hätten, noch in Erfüllung gehen?*) Sicher ist, daß wir einer eingreifenden Umgestaltung, sagen wir Umgruppierung, wie

*) Bismarck hat dergleichen nach meiner Erinnerung öfter gesagt. Authentisch bestätigt finde ich den Ausspruch soeben in den jüngst erschienenen „Erinnerungen an Bismarck“. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden. Gesammelt von A. v. Brauer, Erich Marcks und K. A. Müller. Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. S. 363. Ich mache bei dieser Gelegenheit auf diese sehr interessante Sammlung aufmerksam.

der neueste militärische Ausdruck lautet, der Parteien entgegenzusehen haben. Als Zeichen dessen mag es auch gelten, daß die „Preußischen Jahrbücher“ in diesem Heft einen Beitrag aus der Feder eines Sozialdemokraten haben bringen können.

An den einzelnen Sätzen des Programms der „Freien Vaterländischen Vereinigung“ Kritik zu üben, ist nicht schwer. Eine Gesinnung, wie sie hier zum Ausdruck kommt, in abstrakten Sätzen völlig unangreifbar zu formulieren, wird man schlechthin für unmöglich erklären dürfen. Nehme ich z. B. den Satz: „Dem Deutschen darf niemand in der Welt näher stehen als sein Reichsgenosse“, so ist klar, daß damit jede internationale Parteibildung abgewiesen werden soll. Weder der Katholik, noch der Protestant, noch der Jude soll seine auswärtigen Glaubensgenossen höher stellen als seine deutschen Mitbürger, noch soll namentlich die Sozialdemokratie jene Fiktion eines solidarischen internationalen Proletariats länger als ihr maßgebendes Ideal betrachten. Die realen Verhältnisse dieser Welt sind aber so kompliziert, daß der Satz, so wie er dasteht, in seinem Wortlaut angefochten werden kann. Wie? Jeder einzelne deutsche Reichsbürger, unter denen es doch viele mir gleichgültige oder sogar bösartige gibt, soll mir näher stehen, als ein mir befreundeter Schweizer? Oder ein Posener Pole soll mir näher stehen als ein Tiroler? Oder umgekehrt, kann man von einem Posener Polen verlangen, daß ihm ein Deutscher, von dem er bisher in seiner Nationalität drangsaliert worden ist, näher stehe, als sein Vetter, der etwa in Krakau lebt? Alle solche Einwendungen sind dem Wortlaut nach richtig, dem Sinne, dem Geiste des ganzen Schriftstücks nach aber durchaus falsch. Konnte man den Sinn denn aber nicht besser und und unzweideutiger ausdrücken? Die Frage ist erst beantwortet, wenn jemand wirklich eine andere und bessere Fassung in Vorschlag gebracht hat. Wer den Satz ohne jede Rabulistik liest und annimmt, der versteht, daß gemeint ist: Sozialdemokraten. Polen und Juden haben für das Deutsche Reich gefochten und geblutet, dafür soll ihnen der Dank nicht vorenthalten werden und das Reich auch ihnen eine freundliche, nicht von Argwohn umzäunte Wohnung bieten.

Ein politischer Freund schreibt mir, er vermisse bei der Betonung der Gleichberechtigung, daß diese doch nur gelten könne für Leute von gleich hochstehender Bildung und sozialer Gesittung. Ganz richtig — aber in ein Programm aufgenommen, hätte diese Forderung sicherlich einen ganz anderen Eindruck gemacht, als der Antragsteller beabsichtigte: eben weil die Forderung selbstverständlich ist, hätte ihre besondere Hervorhebung den Verdacht erweckt, daß ein tückischer Vorbehalt dahinter stecke.

Derselbe Freund vermißt, daß neben der Warnung vor der Ueberschätzung ausländischer Art nicht auch auf die Wichtigkeit der Pflege internationaler Verbindungen hingewiesen worden sei. Ich bin der Letzte, der den Wert dieses Hinweises verkennt, aber in das Programm, glaube ich,

gehörte er nicht. Auch ist der übertriebene Nationalismus ja in dem Programm (No. 2) ausdrücklich abgelehnt.

Positiv wie negativ, glaube ich, läßt sich der Aufruf in allen seinen Sätzen sehr gut rechtfertigen und begründen. Ich will aber auf die Einzelheiten nicht weiter eingehen, sondern bitte die Leser, sich mit gutem Willen selber in die Sätze hineinzulesen und sie in sich aufzunehmen. Widerspricht man in Einzelheiten, so ist das noch kein Grund, sich dem Ganzen zu versagen.

Der Punkt, wo ich selber dem Programm nicht völlig beipflichten kann, steckt nicht in irgend einer der Forderungen, sondern in der Voraussetzung: ich kann die Klagen über unsere Zerrissenheit und Verkämpfung vor dem Kriege nicht teilen und habe es nie getan. So viel Häßliches und Abstoßendes unser innerpolitisches Leben auch immer gezeigt hat (ich habe selber an üblen Nachreden genug erfahren müssen), so habe ich darin doch nie etwas anderes als Begleiterscheinungen gesehen, die bei der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur einmal leider unvermeidlich sind und hingenommen werden müssen, bis eine große moralische Aufrüttelung Besserung schafft. Die innerste Natur unseres Staatswesens wie unseres Volkstums habe ich immer für kerngesund gehalten (vergl. meine gedruckte Vorlesung „Regierung und Volkswille") und, wie die Leser sich erinnern mögen, an dieser Stelle, wenn Andere über „Reichsverdrossenheit" klagten, immer von neuem ausgesprochen, daß das deutsche Volk nicht nur nicht im Niedergang, nicht von inneren Gefahren bedroht sei, sondern vielmehr im Aufstieg und seine größte Zeit erst vor sich habe. Sollte ich deshalb etwa den jetzt vorliegenden Aufruf nicht billigen? Im Gegenteil, um so lieber und freudiger habe ich ihn unterzeichnet.

Die Vereinigung ist zunächst nur eine lokale und besteht nur aus Berlinern. Es ist aber anzunehmen und von vielen Seiten bereits angekündigt, daß im Reiche allenthalben dieselbe Gesinnung ähnliche Vereinigungen schaffen wird, die dann einen gleichmäßigen allgemeinen Druck auf das öffentliche Leben in der gewünschten Richtung ausüben werden. Wie nicht anders zu erwarten, lebt derselbe Geist auch in der Regierung; der Herr Reichskanzler hat in einem sehr schön abgefaßten Schreiben seine volle Zustimmung erklärt, und die Taten, hoffen wir, werden folgen, erst in der Verwaltung, die wohl, offen gesprochen, schon etwas mehr in dieser Richtung hätte tun können, dann auch in der Gesetzgebung.

Wie sich dieser neugeschaffene Organismus mit der Zeit gestalten, ob er zu festeren Formen übergehen, in welcher Art und wie oft er in die Fragen des Tages eingreifen wird, das hängt von den Umständen ab und von der Nachhaltigkeit der Kraft, die dieser Idealismus der nationalen Einheit zu erzeugen vermag.

Ein besonderes Verdienst wäre es, wenn die Vereinigung eine offenbare Lücke in unserem öffentlichen Leben ausfüllte, indem sie eine neue Rednertribüne schüfe. Jetzt gibt es eigentlich nur zwei Gelegenheiten für

die öffentliche Rede: Parlament (Reichstag oder Landtag) und Volksversammlung. Unsere Minister aber sprechen nicht in Volksversammlungen, und die gebildeten Klassen haben es sich nahezu abgewöhnt, sie zu besuchen. Außer der Parlamentszeit können die Minister sich also überhaupt nicht öffentlich äußern. Aber auch während der Parlamentszeit wäre es oft genug wünschenswert, unter anderen Bedingungen, als gerade des Reichs- oder Landtages, öffentlich zu reden. Die „Freie Vaterländische Vereinigung" wäre in der Lage, Versammlungen einzuberufen, die nach der Art wissenschaftlicher Kongresse, frei und doch wieder einigermaßen umgrenzt, öffentliche Aussprachen für Minister und Parlamentarier, aber nicht bloß für diese, sondern auch sonst für hervorragende Persönlichkeiten ermöglichten. Manche Kreise, die sich jetzt von der praktischen Politik etwas zurückgezogen haben, würden sich ihr dann wieder zuwenden.

Der Aufruf hat seinen Wert nicht nur in sich, sondern namentlich auch in der Zusammensetzung der Unterschriften. Da der Abdruck in den Zeitungen leicht verloren geht, so will ich ihn hier, wo man ihn immer wiederfinden kann, noch einmal mit allen Unterschriften ebenfalls vollständig zum Abdruck bringen und den an den Vorsitzenden, Professor Kahl, gerichteten Brief des Herrn Reichskanzlers hinzufügen.

26. 3. 15. **Delbrück.**

Freie Vaterländische Vereinigung.

In voller Einmütigkeit führen den uns frevlentlich aufgezwungenen Krieg Kaiser und Reich, Volk und Fürsten. Haß und Hader zwischen den Volksgenossen sind zum Schweigen gebracht, alte Schranken zerbrochen, eingerostete Vorurteile aus dem Wege geräumt. Mit unwiderstehlicher Macht ist uns aus Not und Tod das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aufs neue erstanden.

Wir wissen nicht, wann der Krieg beendet sein wird. Aber das Ende des Krieges, wann auch immer es eintreten mag, darf nicht auch das Ende der aus ihm erwachsenen inneren Einheit unseres Volkes bedeuten. Der Friede wird vieles wieder aufbauen müssen, was der Krieg zerstört hat; er darf nicht zerstören, was der Krieg geschaffen.

Um das zu verhüten, um uns die große innere Errungenschaft dieses Krieges zu erhalten, um uns dagegen zu sichern, daß die Sonderinteressen der einzelnen, der politischen Parteien, der religiösen Richtungen, der Berufe, Stände und Klassen das Gemeinschaftsgefühl ungebührlich zurückdrängen und die gemeinschaftliche Arbeit erschweren, haben wir uns — in der Erwartung des Anschlusses gleichgesinnter Männer aus dem ganzen deutschen Vaterlande — zu einer „Freien Vaterländischen Vereinigung" zusammengetan.

Sie soll den Strom der nationalen Einheit aus der Zeit des Krieges in die des Friedens überleiten. Sie soll den Gedanken dieser Einheit so

lebendig erhalten, daß er uns auch im Frieden beherrscht und leitet, unser ganzes Leben durchdringt und der Entwicklung unseres Volkes auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Daseins die Wege weist. Gewiß gilt es, im Frieden andere Ziele als im Kriege zu erreichen; aber sie müssen aus demselben Geiste entsprossen, von derselben Gesinnung getragen sein.

Die Ziele, deren Verwirklichung sich die „Freie Vaterländische Vereinigung" zunächst angelegen sein lassen will, sind in folgenden Sätzen enthalten:

1. Dem Deutschen darf niemand in der Welt näher stehen, als sein Reichsgenosse. Wer sich dazu bekennt, hat auf die rückhaltlose Anerkennung seiner nationalen Gesinnung Anspruch. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das geltende Recht seiner Durchsicht zu unterziehen.
2. Unbeschadet der durch Natur und Kultur gegebenen Gemeinschaftsaufgaben der Völker und Staaten ist die Geschlossenheit des deutschen Volkstums stärker zu betonen und durchzuführen, die Ueberschätzung ausländischer Art abzustellen, Betätigung deutschen Wesens in allen seinen Erscheinungsformen zu pflegen.
3. Alle Aemter sind nicht nur verfassungsrechtlich, sondern auch tatsächlich den für sie geistig und sittlich Befähigten zugänglich zu machen. An den Gaben der Wissenschaft und Kunst ist allen Kreisen eine gesteigerte Teilnahme zu ermöglichen.
4. Die Anforderungen der nationalen Sicherheit und Wehrhaftigkeit sowie der Fürsorge für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger sind von einem Standpunkt zu prüfen, der über die Unterschiede der Parteien hinausragt.
5. Was zur Erhaltung und Steigerung unserer Volkskraft dient, ist überall zu pflegen und zu fördern. Die in dieser Richtung bereits erprobte, auch der inneren Festigung des Reiches dienende soziale Fürsorge ist bei gebührender Rücksicht auf die Tragfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft stetig fortzuentwickeln und noch stärker im Sinne der Schadensverhütung auszugestalten. Der heimische Boden ist dichter zu besiedeln, seine Ergiebigkeit zu steigern, und die wirtschaftliche Erfahrung der Kriegszeit für die künftige planmäßige Versorgung des Reiches im Interesse ebenso der Erzeuger wie der Verbraucher nutzbar zu machen.
6. Das Verhältnis zwischen der Regierung und Volksvertretung in der inneren wie der äußeren Politik ist mehr als bisher auf Offenheit und Vertrauen zu gründen und dadurch die Arbeit beider zu heben, zu entlasten und zu vereinfachen.
7. Endlich ist die Einheitlichkeit unseres Volkes auch im gesellschaftlichen Zusammenleben und im freien Verkehr nicht zu vergessen und durch die Ueberwindung jeder Art von Kastengeist, von Mißtrauen und Gehässigkeit zu betätigen.

Die „Freie Vaterländische Vereinigung“ will keine neue Partei bilden noch sich in das Gefüge der Parteien überhaupt einreihen. Sie will vielmehr ein besonderes Organ der öffentlichen Meinung sein, nach allen Seiten frei und unabhängig, jederzeit bereit, wo es not tut, aus ihrer Eigenart heraus ihr Ausdruck zu verleihen und Geltung zu verschaffen. Sie glaubt, Verständnis, Anerkennung und tatkräftige Unterstützung überall erwarten zu dürfen, wo man mit ihr der Meinung ist, daß es die Aufgabe des künftigen Friedens sein muß, das Heil unseres Vaterlandes in der von der Liebe zu ihm getragenen und umgrenzten Selbstbetätigung unseres Volkes zu suchen.

Berlin, den 28. Februar 1915.

Professor D. Dr. Kahl,
Geh. Justizrat, 1. Vorsitzender.

Ernst von Borsig,
Geh. Kommerzienrat, 2. Vorsitzender.

Dr. Ehlers,
Handelskammersyndikus, M. d. A.

Professor D. Dr. von Harnack,
Generaldirektor der kgl. Bibliothek,
Wirkl. Geh. Rat.

Schiffer,
Oberverwaltungsgerichtsrat, M. d. R. u. d. A.

Dr. Schlutius,
Oberverwaltungsgerichtsrat.

Dr. Paul von Schwabach.

Eduard Arnhold, Geh. Kommerzienrat, M. d. H. Justizrat Dr. jur. Carl Bachem. Behrens, M. d. R. Josef Bernard, Bäckerobermeister. Dr. phil. Eduard Beiemfelder, Diplomingenieur. Professor Dr. Karl Brunner. Professor Dr. E. Bumm, Geh. Medizinalrat. Bernhard Buschmann, Verwaltungsdirektor. Professor Dr. David Coste, Gymnasialdirektor, Geh. Studienrat. Professor Dr. Hans Delbrück, Geh. Regierungsrat. Professor Dr. Eltzbacher, Rektor der Handelshochschule. Erzberger, M. d. R. Professor Dr. Emil Fischer, Wirkl. Geh. Rat. Professor Dr. Friedberg, Geh. Regierungsrat, M. d. A. H. Friedrichs, Kommerzienrat. Giesberts, M. d. R. von Gwinner, M. d. H. Fr. Hahn, Vors. des Direktoriums der Optischen Anstalt C. P. Goerz. Gustav Hartmann, Generalsekretär der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Dr. Gerhart Hauptmann. Professor Dr. Heckner. Dr. Herz, Senatspräsident des Reichsmilitärgerichts, Wirkl. Geh. Rat. Hilger, Geh. Bergrat, General-Direktor der Vereinigten Königs- und Laurahütte A.-G. Johann Hinsch, Geh. Rechnungsrat, Vorsteher des Zentralbureaus im Ministerium des Innern. Holtz, Präsident der Oberrechnungskammer, Wirkl. Geh.-Rat. Dr. Maximilian Horwitz, Justizrat. Professor Dr. Engelbert Humperdinck. Dr. Ernst Jäckh. Just, Ministerialdirektor a. D., 1. Vorsitzender des Verbandes Deutscher Beamtenvereine, M. d. A. Professor Kammerer. Professor A. Kampf. Dr. jur. et med. Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamts, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. D. Dr. Paul Kirmß, Pfarrer. Koffka, Senatspräsident des Kammergerichts, Geh. Oberjustizrat. Dr. Paul von Krause, Geh. Justizrat, Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. Adolf

Kriesche, Obermeister der Fleischer-Innung. Carl Laux, Oberpostschaffner, Vorsitzender des Verbandes der unteren Post- und Telegraphenbeamten. Professor Hugo Lederer. Walter Lisco, Geh. Justizrat. Meinert Lornsen, Hauptlehrer, Vorsitzender des Berliner Lehrervereins. Paul Mamroth, Direktor der A. E. G., Kommerzienrat. Dr. Adolf Matthias, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. Paul Marx, Vorsitzender des Reichsverbandes der deutschen Presse. Franz von Mendelssohn, M. d. H. Robert von Mendelssohn. Paul Michelet, Stadtverordneter. Dr. Metz, Präsident des Oberlandeskulturgerichts, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. Wilhelm Neynaber, Rechnungsrat. von Oettingen, Oberlandstallmeister. Franz Pape, Oberstadtsekretär. Dr. von Richter, Großherzogl. Sächsischer Staatsminister z. D. Dr. med. Bernhard Riedel, Geh. Sanitätsrat, 1. Vorsitzender des Verbandes der Kriegsfreiwilligen 1870/71. Professor Dr. Rießer, Geh. Justizrat. Heinrich Rippler, Vorsitzender des Vereins Berliner Presse. Dr. Paul Rohrbach. Dr. Heinrich Rose, Generaldirektor. Dr. Ruhbaum, Oberverwaltungsgerichtsrat, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. Dr. Arthur Salomonsohn, Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft. Hugo Scharfenort, Oberbahnassistent, Vorsitzender des Eisenbahnassistentenverbandes. Max Schönknecht, Vorsitzender des Werkvereins der Siemenswerke. Schurig, Gutsbesitzer und Domänenpächter. Carl Friedrich von Siemens. Seiffert, Rechnungsrat, Geh. exped. Sekretär im Reichsjustizamt. Professor Dr. Max Sering, Geh. Regierungsrat. Dr. James Simon. Georg Streiter, Gewerkschaftssekretär. Dr. Strutz, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. Dr. Springer, Geh. Finanzrat. Chr. Tischendörfer, Krankenkassenverwalter. Professor Dr. Adolf Wagner, Wirkl. Geh. Rat, M. d. H. Professor Dr. med. Wilhelm Waldeyer, Wirkl. Geh. Obermedizinalrat, M. d. H. Wermuth, Oberbürgermeister, Wirkl. Geh. Rat, M. d. H.

Zuschriften sind an die Geschäfsstelle der Feien Vaterländischen Vereinigung in Berlin W 8, Behrenstraße 63, zu richten.

Die Antwort des Herrn Reichskanzlers auf die Mitteilung von der Gründung der „Vereinigung“ lautet:

„Für die Mitteilung, die Sie mir von der Gründung der Freien Vaterländischen Vereinigung und ihrem Ziele machen, sage ich Ihnen aufrichtigen Dank. Sie wollen den Strom nationaler Gesinnung, den der Krieg gesammelt hat, in die Friedenszeit hinüberleiten. Die Bewahrung des großen Erlebnisses, daß dieser Krieg das deutsche Volk in allen seinen Gliedern und Schichten geeint gezeigt hat, soll uns ein heiliges Vermächtnis sein. Ich begrüße es daher mit Freude und Dank, wenn führende Männer aller Richtungen sich in dem warmen Bemühen einigen, dieses Vermächtnis zu sichern. In einem Augenblick, da um das Ziel des Krieges, die Niederwerfung unserer Feinde, noch gerungen wird, und da die Deutschen draußen und zu Hause ein einziger Wille ganz beherrscht, der Wille zum

Siege, können wir nicht schon im einzelnen alle Fragen erörtern, die bei und nach dem Friedensschluß zu lösen sind. Möge der Tag bald kommen, da die Fesseln des freien Meinungskampfes gelöst sind, denn es wird zugleich der Tag sein, an dem das blutige Ringen zu Ende geht. Einstweilen aber mögen wir den Geist vorbereiten, in dem unser Volk die Bedingungen seines zukünftigen Lebens mitzuschaffen haben wird. In den Leitsätzen dieser Vereinigung glaube ich diesen Geist zu erkennen. Gewiß, der Parteienstreit wird wieder anheben. Aber wie sich alle Schichten des Volkes in der Stunde der Not so recht verstehen lernten, so müssen auch die neuen innerpolitischen Kämpfe von der gegenseitigen Beachtung beherrscht sein, die alle Schichten des Volkes vom Fürsten bis zum Arbeiter umschließt. Sie haben zusammen geblutet, alle ihr Bestes gegeben und haben erfahren, wie Großes ein von heiliger Liebe zur Heimat beseeltes Volk leisten kann, wenn es einig ist. Wenn uns alle die Liebe zu einem tüchtigen, schaffenden Volk, und die Achtung vor jeder ehrlichen Gesinnung leitet, sehe ich mit freudigem Vertrauen der Aufgabe entgegen, die der Friede uns stellen wird, der Aufgabe, ein nach außen stärkeres Deutschland innerlich im Geiste der Freiheit und der gemeinsamen Vaterlandsliebe weiter auszubauen."

Die Kriegsereignisse im März. Konstantinopel. Japan.

Der Monat März hat wieder eine Reihe von Kriegsereignissen gebracht, die in sich sehr bedeutend, doch die allgemeine Situation bisher nicht wesentlich zu verändern vermocht haben. Dem großen Siege Hindenburgs in der Winterschlacht in Masuren folgte ein sehr merkwürdiges strategisches Nachspiel. Die deutsche Armee gelangte auf ihrer Verfolgung bis vor die Wälle der Festung Grodno am Niemen und die von dort ausgehende nach Südwesten verlaufende befestigte Bobrlinie. Hier und da gab man sich schon der Hoffnung hin, daß diese Linie durchstoßen werden könne. Aber nicht nur erwiesen sich die vorbereiteten russischen Verteidigungslinien als sehr stark — ausbetonierte Schützengräben — sondern hinter diesen Linien zeigte sich auch eine neue russische Armee. Man erinnert sich, wie vor vielen Wochen in der russischen Presse dunkle Andeutungen erschienen über einen neuen sich vorbereitenden, gewaltigen russischen Angriff, dem große Kavalleriemassen vorangehen sollten. Da nun mit großen Kavalleriemassen im Felde schlechterdings nichts mehr auszurichten ist, so konnte man zweifeln, ob hinter dieser Ankündigung wirklich etwas ernsthaftes stecke; aber siehe da, die russische Offensivkraft war wirklich noch nicht erschöpft. Hinter der in Masuren geschlagenen Armee war bereits eine zweite im Anmarsch und nur der Schnelligkeit und der Plötzlichkeit des deutschen Angriffs ist es zu danken, daß die erste Armee geschlagen war, ehe die zweite sich mit ihr vereinigte.

Was war zu tun? Man hätte sich vielleicht auch vor der oben beschriebenen Niemen-Bobrlinie eingraben und befestigen können, und dann wäre hier im Osten der Positionskrieg fertig gewesen wie im Westen. Der Feldmarschall gedachte es nicht so zu machen; plötzlich trat die deutsche Armee den Rückzug an, so plötzlich, daß die Russen es garnicht bemerkten, sondern noch einen Tag lang aus ihren Befestigungen heraus die Stellungen, die die Deutschen bis dahin innegehabt hatten, kanonierten. Als sie endlich bemerkten, daß die Deutschen abgezogen seien, stürmten sie ihnen siegesfreudig nach. Aber wo waren die Deutschen geblieben? Hindenburg hatte einen sogenannten exzentrischen Rückzug angeordnet; die deutsche Front war nicht gleichmäßig zurückgegangen, sondern der nördliche Flügel, die Armee Eichhorn, hatte eine nordwestliche Richtung eingeschlagen, indem die Russen nun vorwärts gingen und wieder ganz nahe an die preußische Grenze kamen, gingen sie wie in eine Falle hinein: plötzlich stand Eichhorn an ihrer rechten Flanke und fiel mit stürmischer Offensive über sie her. Es fehlte nicht viel, daß dieser zweiten russischen Armee dasselbe Schicksal bereitet wurde, wie vier Wochen vorher der ersten, aber das Sprichwort: durch Schaden wird man klug, gilt auch im Kriege und da ganz besonders. Sobald die Russen den Flankenangriff bemerkten, traten sie den erneuten Rückzug mit solcher Geschwindigkeit an, daß sie diesmal mit einem mäßigem Verlust an Menschen entkamen, freilich an Material, was für sie fast noch wichtiger ist, als Menschen, wieder eine ungeheure Menge in den Händen der Deutschen lassen mußten.

In den Karpathen und in der Bukowina steht dagegen die Entscheidung noch aus. Die Masse der Russen ist noch immer so groß, daß sie auf dem südlichen Kriegsschauplatz mit Ueberlegenheit haben auftreten können, und nicht nur an den Karpathen, wo die Schwierigkeiten der Gebirgsübergänge im Winter das Vorgehen der Oesterreicher und Deutschen behinderten, sondern auch in Ost-Galizien schon an den Grenzen der Bukowina unsere Offensive zum Stehen gebracht haben; ja, sie haben sogar selber die Offensive ergriffen, die ihnen freilich vorläufig nichts als gewaltige Verluste eingebracht hat, zum Schluß aber doch einen indirekten Erfolg, nämlich die Kapitulation der großen Festung Przemysl, die nur für vier Monate mit Lebensmitteln versehen war. Das Weitere dürfte nun davon abhängen, wo die Russen die hier frei gewordene Belagerungs-Armee einsetzen.

Im Westen hat ein mit ungeheurer Ueberlegenheit bei Neuve Chapelle angesetzter Angriff den Engländern von neuem gezeigt, wie unzerbrechlich heute eine wohl bereitete Defensive ist. Zwar sind die Engländer ein kleines Stück vorgedrungen, dann aber war ihre Angriffskraft erschöpft. Die Generale sahen ein, daß ein mit solchen Verlusten erkaufter Erfolg den Preis nicht wert sei.

Was die große Masse der Russen betrifft, so ist nie zu vergessen, daß sie nicht etwa in demselben Verhältnis zu dem deutschen und österreichischen Aufgebot steht, wie die Volkszahlen hüben und drüben. Wohl haben auch

die Russen die allgemeine Wehrpflicht, aber daneben die dreijährige, für die fünf asiatischen Korps und die Spezialwaffen die vierjährige Dienstzeit. Seit 1913 war die Dienstzeit sogar auf 3½ und 4½ Jahre erhöht. Trotz des enormen Friedensstandes (1850000 Mann i. J. 1914) bot also doch die Armee nur etwa der Hälfte der völlig tauglichen jungen Männer für die Ausbildung Raum, und die Zahl der Reservisten und Landwehrmänner ist daher relativ sehr viel geringer als bei uns. Noch viel geringer aber ist das Material für Reserve- und Landwehroffiziere. Ein Volk, das zu 80% aus fast lauter analphabeten Bauern besteht, über denen der gebildete Mittelstand nur einem ganz schmalen Rand bildet, kann deshalb keine Heeresorganisation haben wie die Deutschen mit ihren zahllosen Neuformationen sowohl bei der Mobilmachung wie auch noch nachher während des Krieges. Freilich an Ersatzmannschaften kann es in Rußland nie fehlen, desto mehr aber an Ersatz für den Offizierverlust. Auch die Feldwebel-, Leutnants- und Offizierdiensttuer, die bei uns eine so wesentliche Rolle spielen, dürften sich in Rußland kaum finden, und selbst das Material für Unteroffiziere ist so gering, daß die russischen Kompagnien nur halb so viel etatsmäßige Unteroffiziere haben wie wir; diese aber sind zum nicht geringen Teil aus dem mehr schreib- und lesekundigen städtischen Arbeiterstand entnommen, der von revolutionären und antimilitaristischen Ideen erfüllt ist. Die lange Dienstzeit gibt der russischen Armee freilich ein außerordentlich festes Knochengerüst, gleicht die beschriebenen Mängel zum großen Teil wieder aus und erklärt die noch immer anhaltende Offensivkraft.

Fast noch mehr als auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz sind in diesen Wochen die Blicke auf Konstantinopel und die Dardanellen gerichtet gewesen und wahrscheinlich ist auch die Entscheidung, die hier bevorsteht, von größerer Bedeutung, als was auf jenen Kriegsschauplätzen vorerst zu erwarten ist. Fiele Konstantinopel, so wäre das auch für die Kämpfe in Mitteleuropa von direkter, höchster Bedeutung, indem den Russen die Zufuhr an vielerlei Bedürfnissen, an denen bei ihnen jetzt großer Mangel herrscht, eröffnet und gleichzeitig durch die Ausfuhr ihres aufgespeicherten Getreides eine große wirtschaftliche Erleichterung zu teil würde. Gelingt es aber den Türken alle Angriffe, sei es zu Wasser, sei es zu Lande, definitiv abzuschlagen, so ist das für die Verbündeten eine garnicht wieder gutzumachende Niederlage. Wie mag man in London und Petersburg hin und her erwogen haben, ob und wie viel Landtruppen man hier einsetzen und dadurch der direkten Niederkämpfung der Zentralmächte entziehen dürfe?

Noch wichtiger als die militärische, dürfte die politische Frage „Konstantinopel" sein; Rußland und England müssen notwendig irgendeine Abmachung darüber getroffen haben. Sollte England wirklich die beiden Meerengen dem Zaren ausliefern wollen? Vor einigen Jahren besuchte mich einmal Mr. Walter, der Mitbesitzer der „Times", und sagte mir, als ich das Gespräch darauf lenkte, England würde nichts mehr dagegen

haben, wenn Rußland die Meerengen okkupiere, denn die Herrschaft über das Mittelmeer habe England ohnehin und für immer verloren; es könne ihm also nur recht sein, wenn möglichst verschiedene Seemächte in dem Mittelmeer nebeneinander aufträten, damit man nötigenfalls mit den Kombinationen wechseln und eine gegen die andere ausspielen könne. Ich weiß nicht, ob Sir Eduard Grey ebenso denkt, aber wenn er es tun sollte, ist es doch recht fraglich, ob die öffentliche Meinung ihm darin beipflichtet. Als England in den Krieg gegen uns eintrat, hatte man sich in London doch wohl eingebildet, daß die große Uebermacht ziemlich bald mit uns, die man sich von innerem Zwiespalt zerrissen vorstellte, fertig sein werde. Jedenfalls hat man nicht geglaubt, daß unsere Kraft sich groß genug zeigen würde, um auch die Türkei in den Kampf fortzureißen. Das war deutlich zu erkennen an der unerhörten Sanftmut, mit der die Diplomaten der Westmächte vom August bis Oktober alle Ausgriffe der Hohen Pforte ertrugen. Je peinlicher man aber die endliche Kriegserklärung der Türkei in London empfand, mit desto größerer Freude nahm man sie entgegen in Petersburg. Um Konstantinopels willen hat man ja schließlich den Krieg gegen Oesterreich unternommen; denn selbst Serbien war ja in den Augen der Russen wesentlich nur ein Außen- und Deckungsposten für Konstantinopel. Wenn noch irgend ein Zweifel darüber sein könnte, so hat der russische Außenminister Sassonoff es ja jetzt mit der wünschenswertesten Deutlichkeit ausgesprochen, daß Konstantinopel das eigentliche Ziel des Zarenreichs in diesem Kriege ist. Erobert die englische Flotte Konstantinopel, so erobert sie es für Rußland, oder muß sich nachher mit Rußland darum schlagen. In welche Lage ist die englische Politik geraten? Aus Furcht vor der deutschen Konkurrenz um die Seeherrschaft, die sich bis zu dem Aberglauben an ein deutsches Weltherrschaftsgelüst steigerte, haben sich die Engländer in den Krieg mit uns gestürzt. Wären wir unterlegen, so hätte die englische Diplomatie ihre Bemühungen sicherlich darauf gerichtet, uns als Seemacht ganz zu vernichten, als Landmacht aber einigermaßen zu erhalten, um noch ein gewisses Gegengewicht gegen Rußland zu besitzen. Jetzt ist es dahin gekommen, daß England, um Deutschland niederzuringen, Rußland helfen soll, Konstantinopel und damit eine unabsehbare Exspectanz auf die Ausdehnung seiner Herrschaft in Asien zu erwerben.

Selbst wenn die öffentliche Meinung in England sich damit abfindet, was sagen Italien, Griechenland, Bulgarien und Rumänien dazu? Griechenland, das bis dahin sehr zum Dreiverband neigte, ist schleunigst abgesprungen, als der Angriff auf Konstantinopel ansetzte. Italien ist höchst mißtrauisch nach allen Seiten. Von Bulgarien und Rumänien sollte man meinen, daß, ehe sie die Festsetzung der Russen in Konstantinopel dulden, sie zu den Waffen greifen und auf die Seite der Zentralmächte treten müßten. Wo die letzten Gründe liegen, weshalb sie das nicht tun, ist nicht so sicher zu sagen. Die Entscheidung liegt offenbar bei Rumänien. Vielleicht rechnet man dort mit Sicherheit darauf — ebenso wie wir —,

daß Konstantinopel sich ohnehin halten werde und der Hilfe Rumäniens nicht bedürfe. Vielleicht ist es auch die Politik der Furcht vor Rußland.

Kehren wir aber noch einmal zurück zu England. Der innere Zwiespalt, in den es mit seiner Politik geraten ist, ist mit der türkischen Frage nicht erschöpft. Weit hinten im Osten richtet sich Japan auf und schickt sich an, nicht weniger als die Suzeränität über ganz China in Anspruch zu nehmen. Beherrschen England, Rußland, Frankreich riesige Kolonialreiche, warum nicht auch Japan? Korea war ein bloßer Brocken. Wenn England auf so große Entfernungen hin Aegypten und Indien regieren und ausbeuten kann, weshalb Japan nicht China, das ihm unmittelbar vor der Tür liegt? Die Japaner als Herrscher über 400 Millionen Chinesen, das will etwas sagen, und könnte den 350 Millionen Indern und Aegyptern unter der Herrschaft Großbritanniens die Wage halten. Japan ist arm, und in der an Entfaltung der ihm innewohnenden kriegerischen Kraft infolge seiner Armut zurückgehalten worden. Die Reichtümer Chinas könnten das ersetzen. Warum nicht zugreifen in dem Augenblick, wo die europäischen Mächte, ineinander verbissen, es nicht hindern können? Amerika ist froh, wenn die überschüssige Kraft Japans nach dieser Seite abgelenkt wird.

Wie man hört, glauben in England und Frankreich immer noch weite Kreise an den sicheren Sieg, wenn nur die neuen Armeen Kitcheners erst auf dem Kriegsschauplatz angelangt seien; sollte aber nicht schon vielen Engländern über den Fernwirkungen dieses Krieges an den Ufern der Nordsee im nahen und fernen Orient recht schwül zu Mute geworden sein?

28. 3. 15. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Apelt, Dr. Otto. Platons Dialog. Politikos oder Vom Staatsmann. M. 3,—, geb. M. 3,60 Leipzig, Felix Meiner.

—„— Platons Dialog. Sophistos. M. 3,—, geb. M. 3,60. Leipzig, Felix Meiner.

—„— Platons Dialog. Meson oder Ueber die Tugend. M. 1,80, geb. M. 2,40. Leipzig, Felix Meiner.

Backhaus, Dr. Der Krieg, eine Notwendigkeit für Deutschlands Weltstellung. Preis M 0.60. Berlin. Karl Curtius.

Baumgart, Otto. Bismarcks Glaube. M. 2,80, geb. M. 4,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Belger, Erwin. Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. Preis M. 0,60. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt Concordia.

Bennet. Was ich auf dem Kriegsschauplatz sah. Preis 50 Pf. Berlin, Georg Reimer.

Binz, Arthur. Die chemische Industrie und der Krieg. Ein Kapitel aus der Weltmachtstellung deutscher Wissenschaft. — Politische Flugschriften, 28. Heft. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Bischoff, Diedrich. Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot grosser Zeit. Tat-Flugschriften, No. 2. Preis 80 Pf. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Bismarck, 200 wertvolle Bilder aus dem Leben des Kanzlers. Montanus-Bücher, jeder Band 2 Mark. Siegen u. Leipzig, Hermann Montanus.

Böttger, Dr. Hugo. Das Geld im Kriege. Politische Flugschriften, Heft 26. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Preis 50 Pf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Borcharard, Dr. Lunig. Allgemeine Dienstpflicht. Die natürliche Folge der allgemeinen Wehrpflicht. Preis 50 Pf. Berlin, Karl Curtius.

Braun, Friedrich Edlen von. Kann Deutschland durch Hunger besiegt werden? Eine Kriegsbetrachtung. M. 3,—. München 1914, Verlagsanstalt Carl Gerber.

Buchenau, Arthur. Grundprobleme der Kritik der reinen Vernunft. M. 3,—, geb. M. 3,60. Leipzig, Felix Meiner.
Buchner, Eberhard. Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. I. Band. Verlag Albert Lange, München.
Cassen, Theodor. Die Konsumvereinsbewegung in Grossbritanien. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 140. Verlag Duncker & Humblot, München-Leipzig.
Cauer, P. Das Altertum im Leben der Gegenwart. Aus Altertum und Geisteswelt. Geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Cehelskyi, Dr. L. Der Krieg, die Ukraine und die Balkanstaaten. Wien 1915. Druck Vorwärts, Rechte Wienzelle.
Class, Heinrich. Denkschrift betreffend die national-, wirtschafts- und sozialpolitischen Ziele des deutschen Volkes im gegenwärtigen Kriege. Anlagen: zwei Kartenskizzen und eine Zahlentafel.
Cohen, Hermann. Ueber das Eigentümliche des deutschen Geistes. — Philosophische Vorträge, No. 8. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Berlin 1914. Verlag Reuter & Reichard.
Deutsche Reden in schwerer Zeit, gehalten von den Professoren: Litzmann, Bonn; Delitzsch, Berlin; Kahl, Berlin; Seeberg, Berlin; Leonhard, Breslau; Hoetzsch, Berlin; Brandl, Berlin; Kohler, Berlin; Herkner, Berlin; Brückner, Berlin; und dem Präsidenten des Reichsversicherungsamts Kaufmann. Herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern. Zweiter Band. Carl Heymanns Verlag, Berlin 1915.
Donzow, Dmytro. Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Russland. Herausgegeben von der ukrainischen Zentralorganisation. Preis M. 1,—. Berlin, Januar 1915. In Kommission bei Karl Kroll.
Falke, Gustav. Unsere Helden. Kriegsdichtungen 1914. 2. Heft. Preis 80 Pf. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt.
Fester, Richard. Die Genesis der Emser Depesche. M. 4,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Fischer, W. Die deutsche Sprache von heute. Aus Natur- und Geisteswelt. Geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Die Grundstücksaufnahme vom 15. Oktober 1910 sowie die Wohnungs- und die Bevölkerungs-Aufnahme vom Dezember 1910 in der Stadt Berlin und 44 Nachbargemeinden. Herausgegeben vom Statitistischen Amt der Stadt Berlin. M. 6,—. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht.
Gruner, C. G. W. Germany and the war, as seen by a German. Hamburg, Verlag C. Boysen.
Gruntzel, Dr. Josef. Wert und Preis. M. 5,50. Leipzig, Duncker & Humblot.
Hall, Stanley. Die Begründer der modernen Psychologie (Lotze, Fechner, Helmholz, Wundt) M. 7,50, geb. M. 8,50. Leipzig, Felix Meiner.
Hallendorff, Carl. Illusioner och Verklighet. Stockholm, Hugo Gebers.
Hartung, Fritz, Dr. phil. Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Geh. M 3.,40, geb. M. 4,—. Verlag B. G. Teubner in Leipzig.
Marcks, Erich. Otto von Bismarck. Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis. 1.—10. Aufl. Verlag der J. G Cotta'schen Buchhanglung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. Gehettet M. 4,—. In Leinenband nach Entwurf von J. V. Cissarz M. 5,—.
Spaeth, Dr. ing. Karl. Die Umgestaltung von Alt-Brüssel. Preis M. 3,—. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.
Spiridion Gopcevic. Geschichte von Montenegro und Albanien. Mit fünf Stammtafeln und drei Karten. Preis M. 8,—. Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha, 1914.
Springer, Dr. Max. Die Coccejische Justizreform. Preis M 10,—. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.
Stapp, Dr. Karl. Die Vorgeschichte und der Ausbruch des Krieges von 1914. Breslau, J. N. Kerns Verlag.
Ein Tagebuch über den Weltkrieg 1914 von Prof. Dr. Eduard Engel. Lieferung 1 und Folge. Jede Lieferung 50 Pf. Verlag George Westermann, Braunschweig.
Traub, Gottfried. Kampf und Frieden. Geb. M. 4,—. Stuttgart, 1914. Verlag von J. Engelhorns Nachf.
Veröffentlichungen der Handelshochschule München. III. Heft. Die Balkanfrage. Preis M. 6,—. Herausgegeben von Prof. Dr. M. J. Boom. München u. Leipzig, Duncker & Humblot.
Was soll Rumänien tun? Ernste Fragen in grosser Zeit. Preis 80 Pf. Berlin, Karl Curtius.
Welt-Kalender für das Jahr 1915. 89. Jahrgang. Preis 40 Pf. Hamburg, Verlag von Aur & Co.
v. Wilamowitz-Moellendorf. Zwei Reden: Krieges Anfang. Die geschichtlichen Ursachen des Krieges. Preis 30 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Winterstetten, Dr. K. v. Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. 7. Auflage. J. F. Lehmanns Verlag, München 1914.
***. Die Schöpfung der Vereinigten Staaten von Europa. Eine Phantasie von 1910 und eine Betrachtung von 1914. Preis 50 Pf. Verlag Neues Vaterland, 1914.

Immanuel Kants Werke Band V-VI. Berlin, Bruno Cassirer.
Kaplun-Kogan. Der Krieg. Eine Schicksalstunde des jüdischen Volkes. Preis 80 Pf. Bonn, A Marcus & E. Weber's Verlag.
Kautzsch, Dr. Karl. Die Philosophie des alten Testaments. Praktische Bibelerklärung VI. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, No. 6. Preis 50 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Köster, Adolf. Der Tod in Flandern. Langen's Kriegsbücher, Band 4. Preis M. 1,—. Albert Langen Verlag, München.

Kriegsfürsorge in Gross-Berlin. Preis 50 Pf. Berlin, W. & S. Löwenthal.
Krupp, Friedrich, der Gründer der Gusstahlfabrik in Briefen und Urkunden. Preis M. 4,— br. Essen a. d. Ruhr, G. D. Baedeker.
Marcks, Erich. Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges. Politische Flugschriften, Heft 19. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.
Meinecke, Friedrich. Die deutsche Erhebung von 1914. Vorträge und Aufsätze. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung.
Müller, Dr., M. d. R. (Meiningen). Weltkrieg und Völkerrecht. Eine Anklage gegen die Kriegführung des Dreiverbandes. Berlin 1915. Verlag von Georg Reimer.
Nell, Dr. Martin. Die Landsknechte. Entstehung der ersten deutschen Infanterie. Berlin, 1914. Verlag von Emil Ebering.
Nötzel, Karl. Das heutige Russland. Eine Einführung in das heutige Russland an der Hand von Tolstoi's Leben und Werken. München u. Leipzig, Georg Müller.
Paquet, Alfons. Nach Ostern! 23. Heft der Politischen Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.
Pazaurek, Gustav, E. Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk. Politische Flugschriften, Heft 20. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin-Stuttgart.
Pohl, Prof. Dr. Heinrich. England und die Londoner Deklaration. Preis M. 1,—. Berlin, 1915. J. Guttentag.
Der Säemann. Monatsschrift für Jugendbildung und Jugendkunde. Organ des Bundes für Schulreform. Erscheint in 12 Monatsheften zum Jahrespreise von M. 8,—. Verlag B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin.
Scher, Werner, Dr. Die Aeneassage in der späteren römischen Literatur. Strassburg i. E., 1914. Druck von M. Du Mont, Strassburg.
Standarten wehn und Fahnen! Lieder aus grossen Tagen, ausgewählt von R. Geheeb. Zeichnungen von Professor Walter Klemm. Geb. M. 3,50. München, Albert Langen Verlag.
Die Tarifverträge im Deutschen Reiche vom Ende des Jahres 1913. 10. Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatt, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeitsstatistik. Ladenpreis M. 1,70. Berlin, 1914. Carl Heymanns Verlag.
Torge, Lic. Dr. Paul. Aus Israels Propheten. Praktische Bibelerklärung, VI. Reihe, der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, No. 6. Preis 50 Pf. Tübingen, 1914. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer im Massstab 1 : 500000, ausgeführt in Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. Neu bearbeitet und erweitert unter Leitung von Prof. Paul Langhans. 33 Blätter in Kupferstich. Lieferungen 5 u. 6: enthaltend die Blätter Königsberg-Agram, Bornholm-München. Preis je M. 3,—. Einzelne Lieferungen sind nicht erhältlich. Einzelne Blätter kosten M. 2,—.
Vogl, Adolf. Parsifal. Tiefe Schau in das Bühnenweihfestspiel mit drei Gravüren. Verlag Hugo Schmidt, München.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.



Eine neue Theorie der Religion.

Von

Dr. Heinrich Scholz

Privatdozent an der Universität Berlin.

Wenn man die theologische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts überschaut, so gewinnt man den Eindruck, daß zwar die historische Forschung auf allen Punkten vorangekommen ist, daß aber die systematische Arbeit nur wenige wirkliche Fortschritte aufzuweisen hat. Eigentlich steht sie immer noch da, wo Kant und Schleiermacher sie hingestellt haben; und vielfach ist sie nicht nur nicht fortgerückt, sondern hinter diese zurückgegangen. Der Grund scheint nicht in dem Unvermögen der Systematiker, sondern in der Schwierigkeit der Sache zu liegen. Die geschichtswissenschaftlichen Einsichten und Erkenntnisse, die die Religions- und Geistesforschung des neunzehnten Jahrhunderts erarbeitet hat, haben den Boden der Systematik so aufgelockert, daß die intellektuelle Bearbeitung des religiösen Problems, wenn sie nicht zum Bankerott führen soll, heute zu den schwierigsten Aufgaben gehört, die dem wissenschaftlichen Denken gestellt werden können.

Unter denen, die sich nicht fürchten, die Sache dennoch anzugreifen, hat sich der Göttinger Theologe Karl Stange ganz besonders hervorgetan. Seine Bemühungen um die Lösung des religiösen Problems sind so ernst und gehaltreich, so weitblickend und umsichtig, daß man, auch unter ganz anderen Voraussetzungen und selbst mit anderen religiösen Idealen, ungewöhnlich durch sie erleuchtet wird.

Das gar nicht umfangreiche Werk, in dem diese Arbeit niedergelegt ist, trägt den Titel „Christentum und moderne Weltanschauung" und zerfällt in zwei Hefte, von denen das erste das Problem der der Religion, das zweite den Konflikt von Naturgesetz und Wunder-

glauben behandelt.*) Gegenstand und Ergebnis der Arbeit ist eine neue Theorie der Religion, mit deren Grundzügen ich den Leser im Folgenden durch eine kritische Besprechung bekannt machen möchte.

Stange beginnt seine Arbeit, wie billig, mit einer Betrachtung der kritischen Lage des Christentums in der Gegenwart. Diese Lage ist durch den Gegensatz hervorgerufen, der zwischen der modernen Weltanschauung und dem Standpunkt des Christentums besteht. Sehr richtig weist Stange darauf hin, daß es nicht etwa nur einzelne Stücke dieser modernen Weltanschauung sind, die den Konflikt mit dem Christentum hervorrufen, sondern daß der Grund der Spannung viel tiefer liegt. Er liegt in den Prinzipien der modernen Weltanschauung, und diese werden richtig bestimmt als das Interesse an der Natur und als die unbedingte Hochschätzung des wissenschaftlichen Denkens.**) Es ist auch richtig erkannt und betont, daß diese Prinzipien, streng durchgeführt, nicht nur einzelne Posten des Christentums bedrohen, sondern den religiösen Standpunkt überhaupt im ernstlichsten Sinne in Frage stellen. Es handelt sich nicht mehr bloß darum, innerhalb der religiösen Weltansicht Korrekturen anzubringen und die Frage zu entscheiden, welche Religion die beste ist, sondern darum handelt es sich, ob der religiöse Standpunkt überhaupt von ernsten Menschen noch ernst genommen werden kann. Oder, wie Stange selber sagt: „Der Einfluß, den die moderne Weltanschauung auf die Religion ausübt, kommt nicht sowohl darin zur Geltung, daß die religiösen Ideen im einzelnen widerlegt und aufgelöst werden, als vielmehr darin, daß die Zuversicht und das Vertrauen zu der Berechtigung der religiösen Gedankenbildung überhaupt schwindet."***)

---

*) Karl Stange, Christentum und moderne Weltanschauung. I. Das Problem der Religion Zweite Auflage Leipzig, Deichert, 1913. XX u. 118 Seiten. 8⁰. M. 3, gebunden M. 3,50.

II. Naturgesetz und Wunderglaube. Leipzig, Deichert, 1914. 112 Seiten 8⁰. M 2,40, gebunden M. 2,90.

**) Noch richtiger wäre es meines Erachtens, statt „Interesse an der Natur" „Interesse am Wirklichen und Gegebenen" zu sagen. Denn gerade das 19. Jahrhundert — das zwanzigste läßt sich noch nicht übersehen — hat die Realitäten und Probleme des geistigen Lebens mit einer Spürkraft und Hingebung ohne gleichen durchforscht. Nur die Unkenntnis kann das 19. Jahrhundert als das naturwissenschaftliche bezeichnen. Nicht das naturwissenschaftliche, sondern das realistische Zeitalter ist das 19. Jahrhundert, wenigstens in seiner zweiten, die Gegenwart unmittelbar vorbereitenden Hälfte Faßt man den Realismus mit dem wissenschaftlichen Interesse zusammen so steht die übersehbare Gegenwart im Zeichen des kritischen Realismus.

***) Zu demselben Ergebnis ist Simmel gelangt, in seiner feinen und scharfsinnigen Studie über das Problem der religiösen Lage (in dem Sammelbande „Weltanschauung", herausgegeben von Max Frischeisen-Köhler,

Dieser vortrefflichen Einstellung gegenüber sieht man gern darüber hinweg, daß die geschichtliche Ableitung der modernen Weltanschauung dem Verfasser nicht so gelungen ist. Er nennt als Repräsentanten derselben in seltsamer Verbindung Bruno und Hegel, und behauptet von beiden, „daß sie die neuen Motive der modernen Zeit mit der ganzen Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit der Schwärmerei für die Lösung aller Rätsel der Welt in Anspruch genommen haben." Das mag allenfalls von Bruno gelten; von Hegel gilt es nimmermehr. Man denke über ihn, wie man will; aber den Vorwurf der Schwärmerei wird man ihm schwerlich machen können, ohne ihm zu nahe zu treten. Hegel ist auf seine Weise einer der strengsten Rationalisten gewesen, und es ist kein Grund vorhanden, den Mann einen Schwärmer zu nennen, der vielleicht das größte Genie methodischer Systematik gewesen ist, den die Neuzeit hervorgebracht hat. Auch stimmt es kaum zum historischen Sachverhalt, wenn Bruno und Hegel als klassische Repräsentanten für das Interesse an der Natur und am wissenschaftlichen Denken bezeichnet werden. Hegel hat ein minimales Interesse an der Natur, Bruno ein fast ebenso minimales Interesse am wissenschaftlichen Denken gehabt; und auch der spezifisch moderne Naturbegriff, um den es sich hier doch nur handeln kann, die Natur als berechenbare, mechanische Größe, stammt nicht von ihm, sondern von Galilei und Descartes. Und ebensowenig ist der moderne Entwicklungsbegriff in gerader Linie auf Hegel zurückzuführen. Der moderne Entwicklungsbegriff ist vielmehr ein äußerst kompliziertes Gebilde, das seine eigentlich gefährliche Prägung nicht von Hegel, sondern von Darwin empfangen hat. Die Entwicklungsmechanik ist das eigentliche Problem für die religiöse Betrachtung, nicht der Entwicklungsgedanke selber. Dieser enthält zwar auch Schwierigkeiten genug, aber sie stehen in keinem Verhältnis zu denen des mechanistischen Entwicklungsbegriffs. Auch Hegels „Entwicklung" ist freilich

---

1911, S. 329 ff.). Bisher hat die Religion noch immer die Religionen überlebt, wie ein Baum das immer wiederholte Abnehmen seiner Früchte. „Der ungeheure Ernst der jetzigen Situation ist, daß nicht dieses und jenes Dogma, sondern der transscendente Glaubensinhalt als solcher prinzipiell mit dem Illusionscharakter geschlagen ist." — Simmels Lösung — Religion keine Realbehauptung, noch weniger ein Gefüge von Realbehauptungen, sondern eine der künstlerischen verwandte Art und Gestalt des geistigen Sehens, die, wie alle Zuständlichkeiten, über den Gegensatz von Wahrheit und Irrtum erhaben ist — liegt freilich weit ab von Stanges Bestrebungen, die den m. E. unabweislichen Transscendenzanspruch der Religion voraussetzen.

[illegible] die sich in [illegible] Und damit ist die Hegelsche Entwicklungs[illegible] allgemein [illegible] die bei Hegel das [illegible] individuellen Kausalitäten. [illegible] eine große [illegible] daß sie als [illegible] muß, wenn [illegible]

[illegible] dieser Arbeit [illegible] Kraft, [illegible] Lage erfaßt [illegible] Denn um eine [illegible] durchaus nicht [illegible] begnügen: er [illegible] Lösung herbeizuführen. Gegenüber der Krise der Gegenwart gibt seine Arbeit [illegible] die moderne Weltanschauung zum Christentum [illegible] notwendigerweise den Charakter der [illegible] den es tatsächlich trägt. Es ist nicht die wissenschaftliche Methode als solche, welche die Religion als Sache der [illegible] und das Christentum als einen überwundenen Standpunkt erscheinen läßt. Es ist vielmehr nur die einseitige Vorherrschaft einer bestimmten Methode der Wissenschaft, welche zu dieser Beurteilung der Religion führt. Die apologetische Aufgabe der Gegenwart kann deshalb auch nicht darin bestehen, daß im Interesse der Religion die Geltung der wissenschaftlichen Methode bestritten wird, sondern nur darin, daß die Ansprüche an die wissenschaftliche Methode so nachdrücklich wie nur irgend möglich betont werden."

Die wissenschaftliche Methode ist die kritische. Es ist die Methode **Kants** und **Schleiermachers**. An diese ist daher anzuknüpfen, und sie ist so fortzubilden, daß sie den Ansprüchen der Wissenschaft und der Religion in gleicher Weise Genüge tut. **Kant** hat den Anfang dazu gemacht, indem er erkannte, worauf es ankommt. Es kommt darauf an, den Ort zu bestimmen, den die religiöse Funktion im Gefüge des menschlichen Bewußtseins hat; denn nur dann entsteht ein religiöses Problem, wenn die Religion nicht nur ein zufälliges Element, sondern ein wesentlicher Bestandteil des vollendeten menschlichen Bewußtseins ist. **Kant** hat diese

Untersuchung in der Richtung geführt, daß er das sittliche Selbstbewußtsein als den berechtigten Ausgangspunkt eines religiösen Vernunftglaubens erwies. Aber dieser Glaube wird weder seinem Inhalt, noch seiner Form nach dem religiösen Tatbestande gerecht. Nicht seinem Inhalt nach; denn Religion ist mehr, als Glaube an einen gerechten Gott. Nicht seiner Form nach; denn Religion ist etwas anderes, als ein Gefüge von vernünftigen Erwartungen, die wir an unsere sittliche Beschaffenheit knüpfen. Sie ist Erfahrung und Erlebnis, und beides keineswegs nur auf der Basis einer ausgeprägt sittlichen Lebensverfassung.

Es wird also mit Stange zu unterscheiden sein zwischen der Bestimmung der religionswissenschaftlichen Aufgabe und dem positiven Verständnis der Religion bei Kant. Jene ist ebenso epochemachend, wie dieses zeitgeschichtlich bedingt ist.

Ungleich tiefer als Kant ist Schleiermacher in das wirkliche Wesen der Religion eingedrungen. Und das ungemeine Verständnis der Religion, das er zu seiner Arbeit mitbrachte, hat zu einer wesentlichen Vertiefung der kritischen Methode geführt. „Schleiermacher sieht es nicht als die Aufgabe der Religionswissenschaft an, diejenigen Bewußtseinsvorgänge festzustellen, um deren willen wir die Vorstellung von Gott bilden. Es ist vielmehr die Aufgabe der Religionswissenschaft, diejenigen Bewußtseinsvorgänge festzustellen, in denen wir die Vorstellung von Gott vollziehen. Die Selbständigkeit und Eigentümlichkeit der religiösen Erfahrung ist nicht schon damit erwiesen, daß im Zusammenhang des menschlichen Bewußtseins ein eigentümlicher Tatbestand aufgezeigt wird, der auf den Gottesbegriff hinführt, sondern damit, daß im Zusammenhang des menschlichen Bewußtseins ein eigentümlicher Tatbestand aufgezeigt wird, dem der Gottesbegriff korrespondiert. So allein kann man seine Lehre vom schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl verstehen." Sie ist ein Stück Theorie der Erfahrung, und zwar der menschlich-allgemeinen Erfahrung, in der ein solches Gefühl erscheint, und hat infolgedessen „nicht bloß den Effekt, daß sie die Religion von der ungewissen Kunst der dialektischen Apologetik befreit, sondern zugleich auch den, daß sie dem wissenschaftlichen Erkennen eine positive Aufgabe stellt und damit zu einer Erweiterung und Vertiefung des idealen Begriffs von der Wissenschaft führt."

Ich übergehe die Schleiermacherkritik, die Stange an seine schönen Beobachtungen anknüpft, da ich zu sehr ins einzelne gehen müßte, um meine Stellung zu ihr zu begründen. Nur einen Punkt

kann ich nicht übergehen. Wenn Stange an einer späteren Stelle mit vielen anderen der Schleiermacherschen Gefühlstheorie wegen ihres angeblich psychologischen Charakters widerspricht, so urteilt er m. E. nicht richtig. Die Schleiermachersche Gefühlstheorie ist keine psychologische Theorie, sondern hat die Bedeutung einer logischen Analyse, wie Kants Unterscheidung von Sinnlichkeit und Verstand. Das Schleiermachersche „Gefühl" ist nicht ein koordiniertes Drittes zum Denken und Wollen; denn dann fiele es mit dem sinnlichen Selbstbewußtsein zusammen, von dem es ausdrücklich unterschieden wird. Es ist vielmehr die übergeordnete Funktion, durch alle, Bewußtseinsinhalte, auch die gewöhnlich so genannten Gefühle, unmittelbar auf das Subjekt bezogen werden. Aus diesem Grunde, und aus ihm allein, kann das Schleiermachersche „Gefühl" nie ohne den Inhalt des Bewußtseins existieren; denn es ist ja nichts anderes, als die Funktion, die die Lebenstöne dieses Bewußtseins, mit Einschluß der sinnlichen Gefühlstöne, unmittelbar an das Subjekt heranbringt. Das Schleiermachersche „Gefühl" ist der „Seelengrund" der deutschen Mystik und so wenig wie dieses ein psychologisches Organ. Darum verträgt sich die Schleiermachersche Theorie auch durchaus mit der richtigen Anschauung Stanges, daß die Religion sich auf alle Vorgänge des Bewußtseins in der gleichen Weise bezieht, weil sie nicht eine einzelne Erfahrung, sondern ein Moment an aller Erfahrung ist.

Als Erfahrungstatsache sucht Stange mit Schleiermacher die Religion begreiflich zu machen. In diesem Ansatz unterscheidet er sich scharf von der Theologie der Ritschlschen Schule, die grundsätzlich nur das religiöse Bedürfnis aus der Struktur des Bewußtseins abzuleiten versucht, um dann für die Befriedigung dieses Bedürfnisses die Offenbarung in Anspruch zu nehmen. Daß dieser Ansatz mißlich ist, wird man sich nicht verbergen können; denn Bedürfnisse an sich beweisen nichts, und wenn es die frömmsten Bedürfnisse wären. Das hat nicht erst Feuerbach gesehen; es ist schon in gleicher Schärfe von Fichte in seiner „Kritik der Offenbarung" und von Schelling in dem ersten Briefe über Dogmatismus und Kritizismus gesagt worden. Auch die Ritschlsche Schule wehrt sich dagegen, daß das religiöse Bedürfnis mit seiner Erfüllung identifiziert und das Verlangen nach Religion mit der Wahrheit des religiösen Bewußtseins verwechselt werde. Darin hat sie vollkommen recht, und die Angriffe, die von dieser Seite her gegen sie erhoben worden sind, beruhen auf einer falschen Einstellung. Aber das ist freilich wahr, daß der Uebergang von jenem Bedürfnis zu dieser

Erfüllung immer nur durch Einschaltung des Offenbarungsbegriffs zu gewinnen ist, und daß die Art, wie dieser Begriff zur Beantwortung der Wahrheitsfrage zu Hilfe gerufen wird, stark an den **deus ex machina** erinnert. An die Stelle der Begründung tritt die einfache Behauptung, und zwar gerade an dem entscheidenden Punkte, wo die Lebensfrage der Religion akut wird. Diese Behauptung wird dadurch nicht einleuchtender, daß sie auf einer Begründung aufruht; es bleibt nicht nur ein methodischer Riß, sondern auch die Befürchtung zurück, daß diese Behauptung auf Selbsttäuschung beruhe.*)

Anders gestaltet sich die Lage, wenn man die Religion von vornherein als Erfahrung, d. i. als eine eigentümliche Art von Wirklichkeitsbewußtsein betrachtet, die sich dadurch zu rechtfertigen hat, daß sie im Gesamtbestande der menschlichen Erfahrung einen bestimmten, ja unumgänglichen Platz einnimmt. Das ist der Stangesche Ausgangspunkt. Stange bemüht sich, in einer streng erkenntnis-theoretischen Diskussion zu zeigen, daß das religiöse Bewußtsein ein integrierender Bestandteil der menschlichen Gesamterfahrung ist. Zu diesem Zwecke bildet er eine neue, höchst scharfsinnige Theorie der Erfahrung, die, in strengem Anschluß an Kant entworfen, doch merklich über Kant hinausgeht. Kant definiert die Erfahrung bekanntlich als die gesetzliche Erfassung des Wirklichen, an welcher Sinnlichkeit und Verstand in eigentümlicher Weise beteiligt sind. Unzweifelhaft ist damit der Begriff der wissenschaftlichen Erfahrung in mustergültiger Weise bestimmt. Aber auch der Begriff der Erfahrung überhaupt? Nein; denn augenscheinlich reicht der Tatbestand der Erfahrung weiter, als der der wissenschaftlichen Erfahrung. „Die Erfahrung als Wissenschaft ist mit der Erfahrung als Wirklichkeit nicht identisch.“ Und auch unser Interesse an der

*) Man vergleiche hierzu die scharfsinnige Kritik der Positionen der Ritschlschen Schule bei Kurt Leese, Die Prinzipienlehre der neueren systematischen Theologie im Lichte der Kritik Feuerbachs 1912. — Leese weiß sehr wohl und betont es wiederholt, daß Ritschl und seine Schüler den religiösen Realismus begründen wollen (S. 62 und öfter); aber die anthropozentrische Methode, die sie zu diesem Zweck in Bewegung setzen, führt logisch über das Postulat der Religion nicht hinaus und macht den Wert der religiösen Erfahrung indirekt — durch das Medium der um ihres Wertes willen für wahr erklärten Offenbarung — zur Bürgschaft und Basis ihrer Wahrheit. „Die Bekämpfung der Illusionstheorie durch den Offenbarungsgedanken ist mithin die Bekämpfung der Illusion durch ein Argument, auf das sich jene Religionstheorie selber stützt und es in der wirksamsten Weise ausnützt“ (S. 122). An die Stelle des Logos, der die Illusion widerlegen soll, tritt der affektvoll akzentuierte, aber beweisunkräftige „Mythos“ von dem unendlichen Wert der Menschenseele (S. 71).

Erfahrung geht mindestens weit über den Umfang der wissenschaftlichen Erfahrung hinaus. „Es ist keineswegs selbstverständlich, daß unser Interesse an der Erfahrung nur in der wissenschaftlichen Reproduktion ihres Inhaltes besteht, daß die Erfahrung für uns nur insofern einen Wert hat, als sie Wissenschaft werden kann."

Also ist Kants Begriff der Erfahrung zu eng. Es muß ein weiterer Begriff gefunden werden, der den Kantischen als Teilfunktion in sich enthält. Dieser Begriff läßt sich dadurch gewinnen, daß man den Akzent von der Erkenntnis des Wirklichen auf die Erfassung des Wirklichen legt.*) Alle Erfahrung ist Wirklichkeitsbewußtsein, und umgekehrt: alles Wirklichkeitsbewußtsein hat als eine Art von Erfahrung zu gelten. Erst durch die Art der Wirklichkeitsaneignung kommen die verschiedenen Erfahrungssphären heraus: aber diese Verschiedenheit darf nicht dazu führen, das allen Gemeinsame zu übersehen oder nach den Begriff der Erfahrung für eine bestimmte Art von Wirklichkeitsaneignung zu reservieren.

Fragt man nach dem gemeinsamen Merkmal aller Wirklichkeitserfassung, so antwortet Stange mit dem Prinzip der Anschaulichkeit. Die Anschaulichkeit ist es, die zunächst den Sinneseindrücken jene eigentümliche Farbe erteilt, die wir als Wirklichkeitsbeziehung erleben. Was bei den Sinneseindrücken unmittelbar stattfindet, voll-

*) Hier trifft Stange mit den Erkenntnistheoretikern der Diltheyschen Schule zusammen. Auch diese fordern eine Korrektur des Kritizismus im Sinne des Realismus, der die begriffliche Unerzeugbarkeit des Wirklichen betont, die beständige Einstellung des Denkens auf das Wirkliche hervorhebt, das Gesetzliche dem Wirklichen unterordnet und die Gleichsetzung des Gesetzlichen mit dem Wirklichen ablehnt. Vergl. Max Frischeisen-Köhlers schönes Buch: Wissenschaft und Wirklichkeit 1912. „Das erste Ziel aller Forschung ist, zu entdecken, was ist" (S. 464). „Wie immer wir die Welt gemäß den Zwecken der Theorie uns zu bearbeiten anschicken: zunächst muß die Welt uns gegeben und zugänglich sein" (S. 468). „Gewiß geht jede Wissenschaft über eine solche Tatsachenkenntnis hinaus. Aber doch beginnt alle Erfahrungswissenschaft mit ihr und schöpft aus ihr. So bleibt sie immer auf ein Wirkliches bezogen, von dem sie ausgeht, um zu ihm, auf welchem Umwege auch immer, zurückzukehren" (S. 470 f.). „Sie schafft nicht erst das Wirkliche, sie vollendet nur den Aufbau des Wirklichen, dessen Grundlagen vor dem Erwachen des wissenschaftlichen Geistes lange gelegt sind." (S. 293).
Ich darf hierzu anmerkungsweise bemerken, daß erst dieser Wissenschaftsbegriff die Einheit der Wissenschaft möglich macht. Die Einheit der Wissenschaft ist die Einheit ihrer Tendenz: die intellektuelle Beherrschung des Wirklichen. Diese Beherrschung erfolgt in den Naturwissenschaften durch Berechnung, in den Kulturwissenschaften durch kritische Beschreibung. Neben dem konstitutiven Wirklichkeitsinteresse sind die Unabhängigkeit von feststehenden Resultaten und die analytisch-synthetische Methode beiden Wissenschaftsgebieten gemeinsam.

zieht sich bei den zu ihrer Ordnung und Verknüpfung dienenden Begriffen wenigstens mittelbar. Wir haben die „Gewißheit, daß das System der Begriffe, in welchem sich uns der Zusammenhang der Erfahrung darbietet, nicht ein loses Netz ist, welches wir willkürlich verschieben könnten, daß es vielmehr im Wesen der sinnlichen Wahrnehmung liegt, unter die Einheit befaßt zu werden, welche in den Begriffen unseres Verstandes zum Ausdruck kommt."

Woher kommt diese Zuversicht? Sie stammt aus der Beobachtung, daß diese Begriffe durchgängig auf Wahrnehmungen anwendbar sind. Nun bilden wir diese Begriffe mit Notwendigkeit. Sie sind also nicht selbst aus der Erfahrung geschöpft, sondern gegen die Erfahrung zunächst neutral. Wenn sich nun gleichwohl ein durchgehender Zusammenhang zwischen diesen Begriffen und den Wahrnehmungen ergibt, so kann diese Verbindung nicht zufällig sein. Sie muß einen inneren, logischen Grund haben, und dieser Grund kann nur darin liegen, daß die Wahrnehmungen und ihre Objekte von diesen Begriffen mit abhängig sind. Sie kommen erst durch sie zu jenem geordneten Bewußtsein, das wir Erfahrung nennen, müssen also von vornherein so gegeben sein, daß sie einen Gebrauch dieser Begriffe gestatten. Wir erklären uns demnach die durchgängige Anwendbarkeit dieser Begriffe auf Wahrnehmungen aus der durchgängigen Abhängigkeit der Wahrnehmungen von dem Gebrauch der Begriffe, durch die sie Bestandteile eines intellektuellen Wirklichkeitsbewußtseins oder der Erfahrung werden.

Ist aber auch hier die Anschaulichkeit das unmittelbare Merkmal jenes Wirklichkeitsbewußtseins, das den Gebrauch dieser Begriffe begleitet, so werden wir grundsätzlich sagen können: Erfahrung im weitesten Sinne des Wortes ist die durch das Bewußtsein der Anschaulichkeit, d. i. der unmittelbaren Gewißheit, ausgezeichnete Erfassung des Wirklichen. Mit andern Worten: die Anschaulichkeit der Wahrnehmungen und des an ihrer Verfestigung und Verknüpfung arbeitenden Selbstbewußtseins ist das Prinzip der Objektivität, nicht die Regel der Gesetzlichkeit, für die die Anschauung lediglich ein Hemmnis und ein Problem bedeutet. Nun ist die Anschaulichkeit der Wahrnehmungen aber gleichbedeutend mit dem der Wahrnehmung eigentümlichen „Eindruck einer unvergleichbaren und unwiederholbaren Eigenart." Auf dieser Eigenart beruht die Objektivität der Wahrnehmung. Wir werden daher auch sagen können: „Sobald eine Vorstellung in unserem Bewußtsein von der Art ist, daß sie als absolut verschieden gegenüber allen anderen Vorstellungen

erscheint, alsdann stellt sich die Gewißheit ein, daß wir es mit Wirklichkeit zu tun haben."

Ueberträgt man diese Erkenntnis auf die Religion, so ergibt sich der Satz: die Wahrheit der religiösen Erfahrung ist ihre Eigentümlichkeit. Und so ist es nach Stange in der Tat. Er glaubt, mit der Eigentümlichkeit der religiösen Erfahrung zugleich ihre Wahrheit erweisen zu können. „Für das wissenschaftliche Erkennen gibt es keinen andern Maßstab der objektiven Geltung, als die Selbstständigkeit und Eigentümlichkeit der Erfahrung." „Der allgemeine Grundgedanke des Kritizismus ist der, daß die Religion als eine eigentümliche Art der Erfahrung erwiesen werden muß, wenn ihr Anspruch auf Wahrheit für die Wissenschaft diskutierbar sein soll."

Ich darf bemerken, daß diese beiden Sätze inhaltlich nicht identisch sind, sondern in charakteristischer Weise die Unsicherheit anzeigen, die an diesem entscheidenden Punkte durch Stanges Ausführungen hindurchgeht. Der erste Satz macht die Eigentümlichkeit der religiösen Erfahrung zu einem unmittelbaren Wahrheitsbeweis. Die religiöse Erfahrung soll wahr sein, weil sie ein eigentümlicher Bestandteil der menschlichen Gesamterfahrung ist. Allerdings wird das Moment der Eigentümlichkeit in seinem Werte dadurch bedeutend erhöht, daß es nur dann als Wahrheitsmerkmal gelten soll, wenn die Erfahrung, an der es haftet, ein wesentliches Element alles menschlichen Bewußtseins und nicht nur der zufällige Bestandteil eines beliebigen Einzelbewußtseins ist. So verbindet sich das Merkmal der Eigentümlichkeit mit dem der Notwendigkeit zum Wahrheitserweis der Religion.

Aber auch dann noch ist dieser Satz wesentlich von dem zweiten verschieden. Der zweite nämlich behauptet nur soviel, daß eine also beglaubigte Erfahrung im Sinne des Kritizimus Gegenstand einer Wahrheitsdebatte sein könne oder vielmehr sogar werden müsse. Das ist aber etwas ganz anderes; denn dann ist die Eigentümlichkeit der religiösen Erfahrung eben noch kein Wahrheits*beweis*, sondern an und für sich nur eine Wahrheits*wahrscheinlichkeit*, die bei näherer Betrachtung auch in ihr Gegenteil umschlagen kann. Dieser zweite Satz ist für Stange nicht günstig; denn er läßt das Problem da angehen, wo es für Stange bereits gelöst ist. Dennoch scheint er mir die Problemlage zu bezeichnen, die im Sinne des Kritizismus die einzig korrekte und mögliche ist.

Freilich, darin wird man Stange recht geben müssen: erst mit der Eigentümlichkeit im Zusammenhang des Bewußtseins überhaupt

ist die Wahrheit der religiösen Erfahrung erwiesen. Aber nicht die der religiösen Erfahrung. Es scheint mir einer der bedenklichsten Punkte des Stangeschen Entwurfes zu sein, daß er diese beiden Akzentuierungen nicht scharf auseinanderhält. Sie fließen ihm in eins zusammen, und so kann er glauben, etwas für die Wirklichkeit der religiösen Erfahrung bewiesen zu haben, was in Wahrheit nur für den Tatbestand der religiösen Erfahrung beweisend ist. Die der Eigentümlichkeit eines Erfahrungsausschnittes korrespondierende Anschaulichkeit ist allerdings das Prinzip alles Wirklichkeitsbewußtseins oder kann zum mindesten mit gutem Grunde als ein solches geltend gemacht werden; aber nur, sofern diese Anschaulichkeit sich direkt oder indirekt (durch Begriffe) auf sinnliche Wahrnehmungen bezieht. Jede Erweiterung des Anschaulichkeitsprinzips über diese Grenze hinaus ist, erkenntnistheoretisch betrachtet, ein Vertrauensurteil. Und über ein solches Vertrauensurteil wird eine kritische Theorie auch so leicht nicht hinauskommen.

Und ist denn das wirklich ein solches Unglück? Kann man im Ernst von einer Theorie mehr verlangen, als das Leben im höchsten Falle selber leistet? Ich meine, eine Theorie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie das Leben in seinen höchsten Funktionen zu begründen vermag. Nun ist es aber noch nie gelungen, die Religion im Leben so auszuprägen, daß jeder Zweifel an ihrem Wirklichkeitsanspruch verstummt wäre. Dieser Zweifel wird immer wiederkommen, weil der Beziehungspunkt des religiösen Bewußtseins kein empirisches Datum ist. Das, was den Zweifel niederschlägt, ist im kritischen Falle das Vertrauen zu uns selbst und das Vertrauen zu denen, in denen das religiöse Bewußtsein lebendig ist. Und nicht darauf kommt es an, dieses Vertrauen auszuschalten, sondern zu zeigen, daß es kein blindes, sondern ein wohlbegründetes Vertrauen ist. Die Begründung der Religion ist die Begründung des Vertrauens zur Selbstaussage des religiösen Bewußtseins. Was den religiösen Menschen ermutigt, ja in entscheidenden Fällen zwingt, sein Bewußtsein als Wirklichkeitsbewußtsein auszusprechen, ist augenscheinlich die Unwillkürlichkeit, mit der es sich aufdrängt, und die es mit allem Wirklichkeitsbewußtsein teilt. Wir machen die religiöse Erfahrung nicht nur mit unserm Willen, sondern auch ohne, ja gegen ihn. Und zwar nicht nur in Zuständen des eingeschränkten Bewußtseins, sondern auch dann, ja dann erst recht eigentlich, wenn wir bei hellstem Bewußtsein sind und uns durchaus imstande fühlen, die Möglichkeit der Selbsttäuschung durchzudenken, ja gegen die religiöse Erfahrung

wirken zu lassen. Das unterscheidet das religiöse Erlebnis vom Traum, daß es unter Bedingungen eintritt, unter denen wir es kontrollieren und mit schärfster Kritik beobachten können.

Ich bin also nicht der Meinung, daß Stange auf falscher Fährte ist. Ich glaube nur, daß er auf der einen Seite zu weit, auf der anderen nicht weit genug gegangen ist. Er ist insofern zu weit gegangen, als er aus der Anschaulichkeit der religiösen Erfahrung die Rechtmäßigkeit ihres Wirklichkeitsanspruches [illegible] herleiten zu können glaubt, während das Urteil, das hierdurch gewonnen wird, vielmehr ein durch den Glauben an die Einheit der Erfahrung und die sinnvolle Struktur des sich selbst kontrollierenden Bewußtseins bedingtes Vertrauensurteil ist. Und er ist nicht weit genug gegangen, insofern er die Anschaulichkeit als solche zum Prinzip der Wirklichkeitsgewißheit macht, ohne das Doppelte hinzuzufügen, daß diese Wirklichkeitsgewißheit im logischen Sinne nur ein auf der Analogie der Erfahrung beruhendes Wahrscheinlichkeitsurteil ist, und daß sie, um vor der Kritik zu bestehen, den Zustand vollkommener geistiger Klarheit und Selbstbeurteilungskraft voraussetzt. Daher kommt es denn doch wohl auch, daß wir im Leben das religiöse Problem nicht, wie das logische, generell bewältigen können, sondern in allen kritischen Fällen immer nur von Fall zu Fall. Und ebenso wird es sich hieraus erklären, daß wir gewisse metaphysische Erfahrungen, wie den Gespenster- und Teufelsglauben, nicht mehr ernst nehmen können. Wir können es deshalb nicht mehr, weil wir das Bewußtsein, aus dem sie entspringen, als ein dumpfes Bewußtsein betrachten, das der Kritik nicht standhalten kann, weil es zur Selbstkritik unfähig ist.

Aber wie ordnet sich nun die Religion der allgemeinen Erfahrung ein? Das ist die zweite, noch nicht beantwortete Frage. Stange antwortet: Die Religion wird dadurch ein wesentlicher Bestandteil aller menschlichen Erfahrung, daß wir die Frage nach der Vollständigkeit der Erfahrung aufwerfen. Sobald wir uns diese Frage stellen, erhellt sich der Sinn der religiösen Funktion und ihre Stellung im menschlichen Geistesleben. Zunächst ist nämlich klar, daß die Wissenschaft, als Teil der Erfahrung, diese Frage mit ihren Mitteln nicht zu beantworten vermag. Sie übersieht ja immer nur das Stück der Erfahrung, das sie mit ihren Methoden bearbeitet. Ist aber einmal erst klar geworden, daß Erfahrung mehr ist als wissenschaftliche Erfahrung, und daß die Wissenschaft, wenn nicht einen Teil, so doch nur eine Seite der Gesamterfahrung zum

Ausdruck bringt, so kann man die Frage nicht mehr umgehen, ob sich die Wirklichkeit in der wissenschaftlichen Erfahrung erschöpft oder nicht. Die Religion beantwortet diese Frage mit nein. Sie ist also ein Urteil über die Erfahrung, genauer über die Vollständigkeit der Erfahrung, noch genauer die „Ueberzeugung von der Unvollständigkeit der sinnlichen Erfahrung." Auf die Frage nach der Vollständigkeit der Erfahrung antwortet, da die Wissenschaft nicht antworten kann, das Leben selbst mit der Tatsache der Religion. „Gegenüber dem Unvermögen des wissenschaftlichen Erkennens ist es die Eigentümlichkeit der Religion, daß sie eben dieselbe Frage beantwortet, zu deren Aufstellung das wissenschaftliche Erkennen mit Notwendigkeit gelangt. Denn darin besteht das übereinstimmende Merkmal aller religiösen Vorstellungen, daß sie die Ueberzeugung von der Unvollständigkeit der uns gegebenen Erfahrung zum Ausdruck bringen. . . . Das Wesen aller religiösen Weltanschauung besteht in der Gewißheit, daß die Welt der sinnlichen Erfahrung den Inbegriff der Wirklichkeit nicht erschöpft, daß vielmehr die Welt der sinnlichen Erfahrung die Aufgabe stellt, den Inbegriff der Wirklichkeit zu suchen. . . . Nicht als ob das wissenschaftliche Verständnis der Welt nicht möglich wäre ohne die Hypothese einer Welt des Uebersinnlichen. . . . Der Begriff des Uebersinnlichen macht den Tatbestand der sinnlichen Erfahrung in keiner Weise für den Verstand begreiflich, sondern bringt gegenüber der durch den Verstand begriffenen Erfahrung einen Tatbestand zum Ausdruck, durch den der Begriff der Erfahrung einen neuen, tieferen und höheren Sinn gewinnt."

Das wäre also die Religion. Zunächst ein Element der Erfahrung überhaupt, und als solches legitimiert, einmal durch die sie begleitende Anschaulichkeit, sodann durch das Interesse am Wirklichen, das alle Erfahrungsakte miteinander verknüpft und das Gesamtphänomen der Erfahrung über die Enge der wissenschaftlichen Erfahrung erhebt. Zugleich aber ist die Religion eine eigentümliche Art der Erfahrung. Eigentümlich insofern, als sie, im Unterschiede von der Wissenschaft, „die Wirklichkeit der Erfahrung an ihrer Vollständigkeit mißt." Endlich — und dies ist das wichtigste — ist die Religion durch diese Ableitung als ein notwendiger Bestandteil alles menschlichen Bewußtseins erwiesen. „Die Stellung, welche wir gegenüber dem religiösen Problem einnehmen, hängt nun nicht mehr davon ab, ob wir in der Konsequenz unseres Denkens bis zu den letzten Gründen alles Seins fortschreiten wollen oder nicht. . . .

Wir brauchen auch nicht mit Schleiermacher darauf zu warten, ob in uns die Empfänglichkeit und der Sinn für die endliche Bedingtheit unseres Daseins erwacht. Es gibt vielmehr überhaupt in dem Leben des Menschen keinen einzigen Moment, in dem nicht das religiöse Problem für ihn vorhanden wäre und von ihm beantwortet würde; denn in jedem einzelnen Moment unseres Lebens muß es sich entscheiden, ob wir die Welt der sinnlichen Erfahrung für das Ganze der Wirklichkeit nehmen oder nicht. . . . Die religiöse Gewißheit ist infolgedessen eine Angelegenheit unseres ganzen Lebens."

Es gibt daher auch der Religion gegenüber keinen eigentlichen Zustand der Indifferenz. Nur ein trübes und unentwickeltes Bewußtsein kann die Frage nach der Vollständigkeit des Wirklichen ablehnen. Der Verzicht auf diese Frage bei entwickeltem Bewußtsein ist selbst schon eine Bejahung der sinnlichen Wirklichkeit als der einzigen Realität, also eine Verneinung des religiösen Standpunktes. Es gibt der Religion gegenüber nur ein Entweder — Oder. Entweder Zustimmung oder Protest. Wer nicht für sie ist, ist wider sie.*)

---

*) Diese Bemühungen Stanges um den strengen Nachweis für die Zugehörigkeit der religiösen Funktion zum eisernen Bestande des Bewußtseins überhaupt erinnern an die schönen Ausführungen Max Müllers über die Unzertrennlichkeit des Unendlichkeits- und des Endlichkeitsbewußtseins in jedem vollendeten Erfahrungsakt. In jeder endlichen Erfahrung ist das Unendlichkeitsbewußtsein schon mitgesetzt, und zwar als unmittelbares Bewußtsein um die Begrenztheit und Unzulänglichkeit der Endlichkeitserfahrung. „Wohin wir uns auch wenden, überall finden wir, daß bei uns jede Wahrnehmung eines Endlichen von der Wahrnehmung, oder, wenn dieses Wort zu stark scheint, von der Fühlung eines Unendlichen begleitet ist." (Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. 1881, S. 50.) „Vom ersten Erzittern des menschlichen Bewußtsein bildet diese Wahrnehmung den Grund der Wahrnehmungen aller Sinne, aller Einbildungen, aller Begriffe, aller Schlüsse unseres Verstandes. Sie mag eine Zeitlang wie verschüttet unter der Masse unserer endlichen Wahrnehmungen liegen; aber sie ist immer da, und wenn wir nur tief genug graben, werden wir überall jenes verschüttete Samenkorn finden, das den Lebenskeim und den Lebenssaft alles wahren Glaubens und aller Religion enthält" (a. a. O. S. 56).

Ich übersehe dabei keineswegs, daß die Ausführungen des großen Oxforder Religionsforschers in erster Linie historisch-psychologisch gemeint sind; aber sie sind auch zugleich erkenntnistheoretisch gedacht, indem sie nicht nur die verschollene Ursache, sondern den bleibend gültigen Grund des religiösen Bewußtseins bezeichnen sollen; und es ist nur ein Grad-, kein Artunterschied der Methode, ob man die erkenntnistheoretische Diskussion mit der psychologisch-historischen verbindet, oder beide Diskussionen zur Sicherheit auch äußerlich trennt. Denn ohne eine psychologisch-historische Erörterung geht es in keiner Religionswissenschaft ab. Der erkenntnistheoretische Begriff der Religion ist leer, wenn es nicht gelingt, seinen Inhalt als den Kern des geschichtlichen religiösen Bewußtseins nachzuweisen.

Die Uebereinstimmung tritt auch darin hervor, daß Müller ebenso nachdrücklich wie Stange die Erklärung der Religion aus der Existenz

Sehr schön sind damit die beiden Hauptstücke, auf die es ankam, die Existenznotwendigkeit und Eigentümlichkeit der religiösen Erfahrung im Zusammenhange des menschlichen Gesamtbewußtseins, zur Geltung gebracht. „Das religiöse Erlebnis steht nicht isoliert der sinnlichen Erfahrung gegenüber. Es ist nicht so, als ob wir abwechseln könnten zwischen solchen Momenten, welche der sinnlichen Erfahrung, und solchen Momenten, welche dem religiösen Bewußtsein angehören. Unser Verhalten gegenüber der sinnlichen Erfahrung legt vielmehr in jedem Augenblick Zeugnis davon ab, ob wir noch etwas anderes kennen, als bloß die sinnliche Erfahrung. Jeder Augenblick unseres Lebens ist beides zugleich, ein Moment der sinnlichen Erfahrung und ein Moment des religiösen Bewußtseins; denn in jedem Augenblick unseres Lebens haben wir es mit der sinnlichen Erfahrung als einer gegebenen Größe zu tun, die uns die Frage nach ihrer Vollständigkeit aufgibt."

Man wird der Geschlossenheit dieses Aufbaus seine Bewunderung nicht versagen können. Es ist eine Energie des Denkens darin, die man auf diesem schwierigen Gebiete nicht eben allzu häufig antrifft. Die Einheit des Bewußtseins ist in einem Umfange dargelegt, der den strengsten Forderungen gerecht wird. Und die Eigentümlichkeit der religiösen Funktion ist mit einer Sicherheit getroffen, über die man sich aufrichtig freuen darf; denn das Interesse am Wirklichen ist in der Tat das Lebensinteresse der Religion. Hier, und nicht im Selbstbehauptungstriebe, er sei nun sinnlich oder sittlich, liegen die Wurzeln ihrer Kraft und zugleich die gewaltigen Klammern, die sie mit den übrigen Funktionen des menschlichen Wirklichkeitstriebes verbinden. Es ist nicht so, daß die Wissenschaft auf das Wirkliche, die Religion auf das Wünschenswerte gerichtet ist, sondern die Richtung auf das Wirkliche ist beiden gemeinsam, nur daß die Wirklichkeit in dem einen Falle unter dem Gesichtspunkt ihrer Begreiflichkeit, in dem andern unter dem Gesichtspunkt ihrer Vollständigkeit betrachtet wird. Man braucht also die Wissenschaft nicht einzuschränken, man braucht sich noch weniger von ihr abzuwenden, um zur Religion zu gelangen. Die Religion entspringt vielmehr aus demselben Grundtriebe, der in der Wissenschaft wirksam ist: aus dem Hungern und Dürsten nach Wirklichkeit.

---

eines besonderen religiösen Organs zurückweist. „Religion durch einen religiösen Instinkt erklären, heißt das Unbekannte durch Unbekannteres erklären. Der wahre religiöse Instinkt oder Impuls ist der Druck des Unendlichen" (a. a. O. S. 424).



Bis hierher glaube ich dem Verfasser unbedingt folgen zu dürfen. Aber ein Doppeltes ist noch zu sagen. Zunächst habe ich den Ausdruck zu beanstanden, daß durch diese Betrachtung der elementare Charakter der religiösen *Erfahrung* erwiesen sei. Das ist doch nur insofern der Fall, als das Urteil über die Unvollständigkeit der wissenschaftlichen Erfahrung ein religiös bejahendes ist. Wo das nicht der Fall ist, ist augenscheinlich aus der Idee des Wirklichkeitsinteresses nur die unbedingte Nötigung zu einer religiösen Stellungnahme überhaupt erwiesen. Stange selbst hat das stillschweigend zugegeben, indem er das negative religiöse Verhalten in seiner Theorie berücksichtigt hat. Auch die Ablehnung des religiösen Standpunktes ist ein religiöses Verhalten, weil seine Aussage über das Wirklichkeitsganze eine religiöse Aussage ist. Aber niemand wird diese Aussage unter den Begriff der religiösen Erfahrung stellen, sondern das, was beide Standpunkte verbindet, ist die Stellungnahme zur Religion. Man drückt sich also korrekter aus, wenn man als Resultat dieser ganzen Betrachtung den elementaren Charakter des religiösen *Problems* und nicht der religiösen *Erfahrung* bezeichnet. Und damit dürfte genug geleistet sein.

Schwerer wiegt ein zweites Bedenken. Ist Religion denn die einzige Funktion, die die Unvollständigkeit der sinnlichen Erfahrung behauptet? Tut das sittliche, das künstlerische, das spekulative Bewußtsein nicht das gleiche? Die Frage aufwerfen heißt sie bejahen. Dann aber ergibt sich eine doppelte Forderung. Erstens das Ansinnen an den Theoretiker der Erfahrung, diese eigentümlichen Bewußtseinsformen ebenfalls als Exponenten eines auf die Totalität der Erfahrung gerichteten Wirklichkeitsbewußtseins zu deuten, wozu die Theologen dem künstlerischen und spekulativen Bewußtsein gegenüber immer noch sehr wenig geneigt sind. Und doch gibt es hier nur ein Entweder — Oder. Entweder hält man den Wirklichkeitsanspruch der Religion für begründet: dann muß man die analogen Wirklichkeitsansprüche des sittlichen, künstlerischen und spekulativen Bewußtseins gleichfalls anerkennen. Oder man bestreitet diese Ansprüche: dann verlangt die methodische Konsequenz eine gleiche Behandlung der Religion. Ich halte das erste für das richtige. Dann aber steigen Probleme auf, die in der vorliegenden Untersuchung nicht einmal angedeutet sind.

Vor allem wird es nötig sein, die Eigenart der religiösen Erfahrung gegenüber den drei Arten der höheren Erfahrung abzugrenzen und genau zu bestimmen, wie sich die religiöse Wirklichkeits-

ergänzung zur sittlichen, künstlerischen und spekulativen verhält. Daß die Religion bei dieser Erweiterung des Gesichtskreises verlieren sollte, ist nicht zu befürchten. Sie befindet sich da in sehr guter Gesellschaft, und es kann ihr nichts schaden, wenn es sich herausstellt, daß ihre Problematik nicht einzigartig ist, sondern mit der der höheren Bewußtseinsformen überhaupt in eigentümlicher Weise verknüpft ist. Aber auch wenn es ihr schadete, so wäre das nie ein Argument gegen die Notwendigkeit einer solchen Betrachtung; denn wir wollen wissen, was wahr ist, es sei nun wünschenswert oder nicht.

Stange verzichtet auf diese Untersuchung; dagegen hat er etwas anderes getan, um den Begriff der religiösen Erfahrung inhaltlich zu präzisieren. Bisher ist nur ein erkenntnistheoretischer Begriff von Religion gewonnen, der ersichtlich rein formaler Natur ist und des substantiellen Gehaltes noch gänzlich entbehrt. Es ist nun die Frage, wie dieser Gehalt beschafft werden soll, und ob es gelingt, ihn so zu beschaffen, daß die geschichtlich gegebene Religion sich darin wiederzuerkennen vermag. Dann erst ist das Problem gelöst; denn dann erst ist klar, daß wir wirklich zu einer Realdefinition der Religion gelangt sind und nicht nur zur willkürlichen Aufstellung von etwas, was wir Religion zu nennen belieben.

Sollen wir in der Methode bleiben, so kann der Inhalt des religiösen Bewußtseins nur durch Reflexion auf den Inhalt der sonst gegebenen Erfahrung gewonnen werden. In der Tat ist dies der Weg, den auch Stange gegangen ist. Er unterscheidet innerhalb der vorgefundenen Erfahrung drei Kreise, die er als Natur, als Leben und als persönliches Sein glaubt beschreiben zu können. Auf die Namen kommt nicht soviel an; entscheidend sind die Sachgebiete, die durch diese Namengebung getroffen werden sollen. Die Natur soll das Ganze der raumzeitlich gegebenen Erfahrung bezeichnen, das Leben die geistig verarbeitete Erfahrung, und das persönliche Sein das Normbewußtsein, das den sittlichen Teil der Erfahrung beherrscht.

Diesen drei Apperzeptionen der allgemeinen Erfahrung müssen nun in der Konsequenz der Methode drei Apperzeptionen des religiösen Bewußtseins entsprechen. Das Gegenstück zum Naturbewußtsein ist das Bewußtsein um eine übersinnliche Macht. Das Gegenstück zum Lebensbewußtsein ist das Bewußtsein um einen unendlichen Geist. Geist, insofern wir unter Geist das Prinzip der Bewußtseinsgestaltung verstehen, das von den Bewußtseinsinhalten

verschieden ist und niemals mit ihnen zusammenfallen kann. Unendlich, insofern die Souveränität des endlichen Geistes immer durch die doppelte Abhängigkeit vom Körper und von den Objekten beschränkt ist, was beim unendlichen Geist nicht stattfinden kann. Der unendliche Geist hat weder einen Körper, noch Objekte, die von ihm verschieden sind; sondern er schafft die Objekte, indem er sie denkt. Endlich entspricht dem Normbewußtsein auf der Seite der Religion das Bewußtsein um einen unbedingten Willen; denn der Wille ist das Prinzip des Normbewußtseins, und wenn wir ihm Unbedingtheit zuschreiben, so geschieht es, um anzuzeigen, daß dieser Wille ein normgerechter und nicht nur ein normbestimmter Wille ist. Unserem Willen steht die Norm wie etwas Gegenständliches und nie völlig Erreichbares gegenüber. Der unbedingte Wille ist von Anfang an mit der Norm identisch, wie der unendliche Geist mit seinen Objekten.

Die Einheit dieser drei Apperzeptionen ist das, was das religiöse Bewußtsein das Göttliche nennt. Das Göttliche ist die Dreieinigkeit von übersinnlicher Macht, unendlichem Geist und unbedingtem Willen. Nicht so, als ob der Gottesbegriff des religiösen Bewußtseins auf diesem Wege gewonnen würde. Er ist immer eher als diese Reflexionen und längst vorhanden, ehe er konstruiert werden kann. Aber er wird durch diese Reflexionen begründet, und auf die Begründung kommt es an. Denn nun ist erwiesen, daß der Gottesbegriff nicht zufällig der religiöse Zentralbegriff ist, und daß seine konstitutiven Merkmale ebenfalls nicht zufällig aufgerafft sind.

Man wird auch diese Konstruktion als eine außerordentlich tüchtige Leistung bezeichnen müssen, und ihre Tendenz auch dann noch voll anerkennen können, wenn man gegen das Einzelne Bedenken hat. So steht die Ableitung des Willens aus dem Normbewußtsein nicht auf der Höhe der beiden anderen Deduktionen; denn im Willen ist das Normbewußtsein nur als ethisches mitgesetzt, nicht auch als logisches und ästhetisches, wie es die Konsequenz der Methode verlangt. In dieser Konsequenz würde als Inhalt des religiösen Normbewußtseins nicht nur der unbedingte Wille, sondern die platonische Einheit des Wahren, Guten und Schönen erscheinen müssen, etwa unter dem Inbegriff des Heiligen, wie dies Windelband versucht hat. Ferner erscheint es mir nicht zweckmäßig, wenn für jedes der drei Prädikate eine eigene transzendentale Charakterisierung gegeben wird. Der übersinnliche Charakter der Macht

schließt ihre Unendlichkeit und Unbedingtheit nicht aus, sondern ein. Dasselbe gilt von den beiden anderen Prädikaten. Und es muß auch der Schein vermieden werden, als ob hier eine qualitative Differenzierung gemeint sei.

Noch größer sind die Bedenken, die sich gegen die religionsgeschichtlichen Konsequenzen dieses Ansatzes erheben. Stange meint, in dem Ertrag seiner Reflexionen den substantiellen Gehalt aller Religionen gefunden zu haben. Dann gibt es natürlich keine eigentliche Religionsgeschichte mehr, und Stange hat wirklich den Mut, diese Konsequenz zu ziehen. Der religiöse Entwicklungsgedanke bricht vor der Stoßkraft des Identitätsprinzips zusammen. An die Stelle der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung hat die sachkritische Reflexion zu treten, die lediglich an den Beziehungsmöglichkeiten zwischen allgemeiner und religiöser Erfahrung orientiert ist. Hieraus werden zwei Hauptunterscheidungen abgeleitet, die eine mehr auf dem quantitativen, die andere mehr auf dem qualitativen Verhältnis von religiöser und allgemeiner Erfahrung beruhend. Die Quantitätsbetrachtung ergibt zwei äußerste Möglichkeiten. Entweder verschwindet die religiöse Erfahrung in der allgemeinen, oder das Umgekehrte tritt ein. Das erste ist im Fetischismus, das zweite in der Mystik der Fall. Die Qualitätsbetrachtung führt ebenfalls auf zwei Grundtypen des religiösen Bewußtseins. Entweder wird die religiöse Erfahrung als bloße Fortsetzung der allgemeinen Erfahrung oder als ein mit dieser völlig unvergleichliches Bewußtsein erlebt. Das erste ist in den Naturreligionen, das zweite in den Offenbarungsreligionen der Fall.

So richtig diese Beobachtungen sind und so viel sich aus ihnen machen läßt, so reichen sie doch augenscheinlich nicht hin, um das Problem der Religionsgeschichte zu erschöpfen. Zwar ist der Gedanke der substantiellen Identität aller religiösen Erfahrung ein in sich berechtigtes und durch Schleiermacher und Hegel, dessen Verdienste Stange hier ganz übergeht, klassisch ausgedeutetes Prinzip. Aber um vor der Geschichte bestehen zu können, muß dieser substantielle Kern offenbar viel enger gefaßt werden, als es bei Stange geschieht. Er braucht seine Methode deshalb nicht zurückzunehmen. Es bleibt dabei: die Religion ist ein Urteil über die Unvollständigkeit des in der wissenschaftlichen Welterfahrung enthaltenen Wirklichkeitsbewußtseins. Aber dann werden die positiven Bestimmungen über den Inhalt der religiösen Erfahrung vom Umfange des Weltbewußtseins abhängig sein. Nun ist das Weltbewußtsein unzweifel-

haft eine geschichtlich werdende Größe; also wird auch das religiöse Bewußtsein eine solche Größe sein und mit dem Umfang des Weltbewußtseins wachsen. Ich sage ausdrücklich: mit dem Umfang, und verstehe darunter die Zahl der das Weltbewußtsein konstituierenden Momente; denn das andere versteht sich von selbst, daß die Aufklärung des Weltbewußtseins über sich selbst keine Vertiefung des religiösen Bewußtseins zur Folge zu haben braucht, sondern eher das Gegenteil. Aber daraus folgt nicht, wie Stange folgert, daß der Stand des Weltbewußtseins als solcher für die religiöse Erfahrung gleichgültig ist und nicht zum Wertmesser desselben erhoben werden kann. Vielmehr werden den Dimensionen des Weltbewußtseins auch die Dimensionen des religiösen Bewußtseins entsprechen müssen. Stanges Fehler besteht darin, daß er das dreidimensionale Weltbewußtsein von vornherein als einzig möglichen Typus des Weltbewußtseins konstruiert. Dagegen wird zu bemerken sein, daß es Kulturen mit ein- und zweidimensionalem Weltbewußtsein nicht nur gegeben hat, sondern noch gibt. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß ein solches Bewußtsein den Tatbestand der Erfahrung umspannt, sondern nur, daß es von diesem Tatbestande och nicht mehr als einen Ausschnitt zu fassen vermag. Dann aber ist auch ein religiöses Bewußtsein denkbar, daß, ohne die grundsätzliche Identität alles religiösen Bewußtseins zu zerstören, nur einen Ausschnitt der religiösen Gesamterfahrung zur Geltung bringt. Und zwar in Gestalt des Glaubens an das Walten übersinnlicher Mächte, die das der menschlichen Aufmerksamkeit am nächsten liegende Spiel der sinnlichen Mächte in eigentümlicher Weise ergänzen oder auch beherrschen. Erst wo es zum Bewußtsein des „Lebens“, d. i. der selbständigen geistigen Verarbeitung dieses sinnlichen Kräftespiels kommt, und wo dann weiter mit der erlebten Selbständigkeit des Geistes die Sehnsucht nach seiner völligen Unabhängigkeit rege wird, sind die Bedingungen für das Erlebnis des Göttlichen unter der Form des unendlichen Geistes geschaffen. Insofern ist der Uebergang vom Polytheismus zum Monotheismus auch religionskritisch von grundlegender Bedeutung, weil er nicht nur ein Uebergang von der Mehrzahl zur Einzahl, sondern ein Uebergang von der schlechten zur echten Unendlichkeit ist und die Konsequenz des echten Unendlichkeitsbewußtseins ausspricht. Denn daß das wahrhaft Unendliche nur einmal existieren kann, ist klar; aber das religiöse Interesse haftet nicht sowohl an der Einmaligkeit der Existenz, als an der in ihr enthaltenen Hindeutung auf den strengen Unendlichkeitscharakter

des Göttlichen. Damit erledigt sich die Kritik, die Stange, wie übrigens auch Wundt, an dieser alten Einteilung übt. Richtig ausgelegt, ist sie noch immer ein sehr brauchbarer Maßstab für die Abstufung der Religionen.

Ich übergehe die Konsequenzen, die der Eintritt des Normbewußtseins in die Welterfahrung auf der Seite der Religion zur Folge hat. Der Leser wird sie sich selber ziehen. Durch die vorstehenden Betrachtungen wird klar geworden sein, daß der Umfang des Weltbewußtseins in der Tat für die Entfaltung des religiösen Bewußtseins von konstitutiver Bedeutung ist, was übrigens schon Schleiermacher richtig erkannt hat. Der durch die Präzisierung der religiösen Erfahrung bedingte Verzicht auf eine entwicklungsgeschichtliche Deutung der Religion ist also trotz des Bewußtseins, mit dem er begangen wird, ein methodischer Fehler. Die Präzisierung des religiösen Prinzips muß vielmehr so elastisch gehalten sein, daß die augenfälligsten religionsgeschichtlichen Unterschiede als religiöse, und nicht nur als kulturgeschichtliche Unterschiede, wie Stange will, gedeutet werden können. Wenn aber die Unterschiede des religiösen Bewußtseins denen des Weltbewußtseins entsprechen, und wir kein Bedenken tragen, das dreidimensionale Weltbewußtsein dem eindimensionalen überzuordnen, so wird auch in der Ausdehnungstiefe des religiösen Bewußtseins ein Maßstab enthalten sein, den wir mit gutem Grunde als Prinzip der Fortschreitung bezeichnen können.

* * *

Wenn in der vorstehenden Erörterung der Religion die psychologische Behandlung des Problems hinter der vorzüglichen logischen Analyse zurücktritt, so gilt von der Abhandlung über den Wunderglauben das Gegenteil. Hier ist die psychologische Erörterung vortrefflich, die logische dagegen nicht scharf genug und mit der psychologischen in einer Weise verflochten, die diese an die Stelle jener setzt.

Zwar fehlt es auch hier nicht an deutlichen Kundgebungen gegen jene apologetische Kunst, die durch Verdunkelung und Verschleierung der Probleme unklare Stellungen retten zu können meint. Zwar wird auch hier wieder offen gesagt, daß die Problematik des Wunders nicht das Ergebnis einer temporären Bewußtseinsverschiebung, sondern einer grundsätzlich veränderten Haltung des in heißer Arbeit erkämpften modernen Wirklichkeitsbewußtseins ist.

Auch wird, was sich eigentlich von selber versteht, aber in theologischen Diskussionen immer noch ausdrücklich gesagt werden muß, der Ertrag der Debatte grundsätzlich hinter den Gegensatz von Glaube und Unglaube verlegt.

Aber schon die Art und Weise, wie der biblische Wunderbegriff von dem antiken — dem „heidnischen", wie Stange sagt, losgelöst, ja losgerissen wird, macht einen wenig überzeugenden Eindruck. Wer Reitzensteins „Hellenistische Wundererzählungen" gelesen hat, wer Weinreichs Arbeit über antike Heilungswunder kennt und Fiebigs Sammlung antiker Wundergeschichten in Händen gehabt hat, wer das Leben des Apollonius von Tyana gelesen hat oder Garbes vorsichtige Untersuchungen über buddhistische und evangelische Wundererzählungen in seinem Buch über „Indien und das Christentum" kennt, wird sich beim besten Willen von jener Verschiedenheit nicht überzeugen können, die Stange mühsam genug konstruiert. Die Isolierung der biblischen Religion, die den Auftakt zu seinen Erörterungen bildet, steht unvermittelt da und wirkt um so befremdlicher, als man nach den Bemühungen des ersten Bandes um die Einordnung der Religion in das geistige Gesamtleben etwas ganz anderes erwartet. Jener Einordnung würde an dieser Stelle die Einfügung der biblischen Religion in das religiöse Gesamtleben entsprechen, und die Anstrengungen, durch die sich der Verfasser von dieser Aufgabe dispensiert, scheinen mir eher ein methodischer Fehler, als eine methodische Leistung zu sein.

Wie die Abgrenzung, so ist auch die positive Bestimmung des biblischen Wunderbegriffs nicht eindeutig. Sie ist vielmehr mit unausgeglichenen Widersprüchen belastet. Auf der einen Seite wird die Anspruchslosigkeit des biblischen Wunderglaubens gegenüber dem Naturlauf lebhaft betont. „Im christlichen Vorsehungsglauben ist die Reflexion auf das Verhältnis des göttlichen Wirkens zum natürlichen Geschehen von ganz untergeordneter Bedeutung. Es macht keinen wesentlichen Unterschied aus, ob das Walten der göttlichen Vorsehung sich des Zusammenhanges der natürlichen Ordnung der Dinge bedient oder aber in besonderen Ereignissen über den Rahmen des Naturzusammenhanges übergreift." (S. 21). Auf der anderen Seite wird nachdrücklich betont, daß derselbe biblische Wunderglaube vielmehr der Glaube an evidente göttliche Eingriffe in den Naturzusammenhang ist. Dem Erlebnisbegriff des Wunders, der die erste Bestimmung beherrscht, tritt plötzlich und ohne innere Vermittelung der Naturbegriff des Wunders gegenüber. „In dem Begriff des

Wunders liegt unter allen Umständen eine Beziehung auf den Begriff der Natur, und diese Beziehung auf den Naturbegriff muß notwendigerweise verdunkelt werden, wenn man bei der Erklärung des Wunders lediglich von dem subjektiven Erlebnis ausgeht." (S. 64).

Ich bin nicht imstande, den Riß zu überbrücken, der sich zwischen diesen beiden Bestimmungen auftut. Entweder ist der Eingriff in in den Naturlauf für die Bestimmung des Wunders wesentlich; dann ist die erste Formel falsch. Oder er ist es nicht; dann ist in der zweiten Formel ein Fehler. Eine von beiden kann nur gelten. Und es ist in dieser Beziehung kein Gewinn, sondern eher ein Verlust, wenn Stange, um die stärkere Formel zu retten, die an sich ganz richtige Bemerkung macht, daß das Wunder nicht sowohl eine Durchbrechung der Natur, als vielmehr eine Unterbrechung unserer Vorstellungsart von der Natur bedeutet. Das ist allerdings eine Folge des Kritizismus, macht aber die Lage schwerlich besser; denn nun wird zwar nicht das Opfer der Natur, aber das größere Opfer des Geistes, der die Natur methodisch beherrscht, im Namen der Religion von uns gefordert. Denn das meinen wir doch wohl nicht, wenn wir die wissenschaftliche Erfahrung als bloßes Segment der Erfahrung bezeichnen, daß es dem religiösen Bewußtsein freistehe, in diese Erfahrung hineinzupfuschen und sie nach seinen Eindrücken zu korrigieren, sondern der Sinn des religiösen Bewußtseins kann doch augenscheinlich nur die Erleuchtung der wissenschaftlich verarbeiteten Wirklichkeit sub specie aeternitatis sein.

Ich kann nicht annehmen, daß Stange auch nur einen Augenblick an eine religiöse Vergewaltigung der Wissenschaft gedacht hat; aber diese Vergewaltigung liegt in der Linie seiner Erörterungen und beweist, daß diese Linie nicht die richtige sein kann. Und das um so mehr, als Stange selbst den Schlüssel zum Verständnis des Wunderglaubens gerade nicht im Naturbegriff, sondern im Gottesbegriff glaubt aufweisen zu können. „Wir verstehen unter Wunder im allgemeinen*) nicht ein Geschehen, welches von dem gewöhnlichen

*) Warum nur „im allgemeinen", warum nicht grundsätzlich und überhaupt? Was ist das für eine merkwürdige Definition, die ihr Objekt „im allgemeinen" definiert? Man denke sich einen Mathematiker, der einen Kreis „im allgemeinen" definiert! Vielleicht einen Kreis, der „im besonderen" ein Viereck ist! Denn auf die Quadratur des Zirkels kommt jede Definition des Wunders hinaus, die, wie die vorstehende, „im besonderen" mit einem Wunderbegriff im Sinne des durchbrochenen Naturgeschehens rechnet. Jene „allgemeine" Definition schließt diese „besondere" nämlich nicht ein, sondern aus. Wenn wir im Wunder nicht eine von der Anschauung bestimmter Weltvorgänge ausgehende überwältigende geistige Zustandsänderung

Geschehen in der Welt sich unterscheidet. Das konstitutive [illegible] für den Wunderbegriff besteht vielmehr darin, daß wir es mit [illegible] Betätigung des göttlichen Willens zu tun haben." Oder, [illegible] in der Schlußbetrachtung sehr zutreffend heißt: „Der Wunder[illegible] ist eine Erinnerung daran, daß das Wichtigste im Christentum [illegible] die Ideen, sondern die Geschichte ist, die Geschichte Gottes [illegible] Menschen, wie sie in den Ereignissen der biblischen [illegible] und in den Ereignissen des einzelnen Menschenlebens sich [illegible]"

Gut. Wenn dies das Entscheidende ist — und es [illegible] Entscheidende —, so kann der Wunderglaube offenbar, ohne an [illegible]giösem Gehalt zu verlieren, von den naturphilosophischen Konsequenzen, die historisch mit ihm verbunden sind, grund[illegible] gelöst werden. Und er muß es, wenn diese Konsequenzen [illegible] Art sind, daß sie das intellektuelle Gewissen zerstören. [illegible] aber überall da der Fall, wo man im Namen der Religion [illegible] Preisgabe der Erkenntnismittel verlangt, durch die wir unser [illegible]schaftliches Weltbewußtsein gewinnen. Wir gehen vorwärts [illegible] nicht zurück, wenn wir zu Schleiermacher zurückkehren, der, [illegible] auch Stange richtig bemerkt, die naturphilosophischen Konsequenzen des Wunders aus religiösem Interesse beseitigt hat. [illegible] es zwar nicht hindern können, daß dieser Schritt von [illegible] immer wieder als Beweis des Unglaubens gedeutet wird; [illegible] wollen nicht schuld daran werden, daß das Christentum [illegible] Barbarei und die Wissenschaft mit dem Atheismus zusammen[illegible]

erblicken, in der wir uns selbst zum [illegible] werden, sondern eine [illegible] [illegible]

*) [illegible]

Hier hätte auch Stange noch deutlicher sein können. Die Arbeit, die er geleistet hat, ist gewiß nicht umsonst. Die Aufweisung des Grundmotivs unseres Wunderglaubens in der Berührung mit dem lebendigen Gott ist sicherlich ein verdienstliches Werk. Es wird dadurch ein für alle Mal verhindert, daß der Wunderglaube auf die Dumpfheit des menschlichen Bewußtseins zurückgeführt und damit unheilbar diskreditiert wird. Aber die Ehrwürdigkeit der Motive, aus denen der Wunderglaube entspringt, kann augenscheinlich nie ein Beweis für die Gültigkeit seiner naturphilosophischen Konsequenzen sein. Dem wird auch Stange nicht widersprechen. Mehr aber als solch einen problematischen Beweis hat er selbst nicht zu führen vermocht. Und wie ist es denn im Leben? Hebt denn die nachträgliche Einsicht in die gesetzliche Bedingtheit eines epochemachenden Vorganges die religiöse Gemütswirkung im geringsten auf, die sich an ihm entwickelt hat? Wird ein Ereignis dadurch weniger wunderbar, daß wir die Bedingungen kennen, unter denen sein Eintreten notwendig wurde? Mir scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Ein Mensch, der wirklich Wunder erlebt hat und seines Geistes mächtig ist, wird den Lebensimpuls, den wir Wunder nennen, um so wundersamer empfinden, je mehr er die Zusammenhänge, aus denen er entsprang, geistig zu durchschauen vermag. Ein Wunder, das dieser Aufklärung nicht standhält, sollte überhaupt nicht Wunder genannt werden, wenigstens nicht in einer Religion, die das Evangelium des Geistes ist.

Schleiermacher hat den Teufel aus der Dogmatik vertrieben. Aus der Dogmatik, nicht aus der Sprache der Religion. Wir werden fortfahren, mit Luther zu singen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, es soll uns doch gelingen!“ Gelingen auch mit der Erlösung des Wunderbegriffs aus dem Glashause einer Dogmatik, das jeder Steinwurf eines Toren zertrümmern kann. Wir werden, solange wir Christen sind, nicht aufhören, „dem Gott, der alle Wunder tut“, unsere Lob- und Danklieder anzustimmen. Anders steht es mit der Theorie des Wunders. Es bleibt jedem unbenommen, das Wunder so supranatural zu fassen, wie sein Gemüt es ertragen kann. Aber wer hier aus seiner Person eine Sache und aus seinem Gemüt einen Scharfrichter macht, der schädigt die Sache der Religion, auch wenn er persönlich das beste will. Das Höchste, was wir der Wahrheit verdanken, ist der Wille, nicht unwahr zu sein, und kein Wille zum Wunder ist religiös, der nicht Wille zur Wahrheit wäre.

Das ist denn auch Stanges Ueberzeugung. Er spricht sie nicht so deutlich aus; aber ich setze sie voraus, wenn ich die folgenden Worte lese: „Für die Stellungnahme gegenüber den einzelnen biblischen Wundern ergibt sich die Regel, daß man allerdings nicht schlechthin die geschichtliche Tatsächlichkeit aller einzelnen Wunder dekretieren kann, daß man vielmehr die einzelnen Wunder daraufhin prüfen muß, ob die geschichtlichen Ereignisse, in deren Zusammenhang sie auftreten, den persönlichen Willen Gottes deutlich zu machen geeignet sind. Die Wunder sind ihrem Wesen nach Merkzeichen der göttlichen Gegenwart in der Geschichte; infolgedessen hängt ihre Kritik davon ab, ob wir das persönliche Leben Gottes in der Geschichte, auf welches sie hindeuten, zu finden vermögen oder nicht."

Diese Worte klären den Tatbestand. Und zwar zugunsten des Subjektivismus, vielmehr der reinen Innerlichkeit. Denn wenn das Wunder, objektiv ist, so bedarf es ersichtlich keiner religiösen Kritik. Eine solche Kritik wäre vielmehr ein Zeichen der Schwäche. Bedarf es aber dieser Kritik und ist diese Kritik ein Zeichen der Kraft — nun wohl, so tritt die Objektivität, vielmehr die Aeußerlichkeit des Wunders, ein für allemal zurück. Dann ist die schlichte Tatsache entscheidend, die Wunder wirkt, ohne „Wunder" zu sein. Man muß schon sehr oberflächlich gelebt haben, um nicht zu wissen, wie einem Menschen zu Mute ist, dem sich der Himmel geöffnet hat. Aber wer würde sich nicht fürchten, den Himmel wirklich offen zu sehen? Warum begeistern wir uns so selten für das, was eigentlich nur dem Geiste erscheint? Sind wir so schlechte Idealisten, daß wir das Wunder nur glauben können, wenn sich's mit Händen greifen läßt? Nein, wir glauben an Wunder erst da, wo wir sie nicht auch noch sehen müssen. Was wir sehen, sind keine Wunder, sondern Tatsachen und Ereignisse, deren sinnenfällige Seite wir auch da, wo das Gegenteil möglich wäre, den Prinzipien der Immanenz und Gesetzlichkeit unterordnen.

Goethe hat einmal gesagt: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüt nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen." Sollte es mit dem Wunder nicht ebenso sein? Warum wollen wir nicht lieber statt dessen im dogmatischen Sprachgebrauch „Ereignis" sagen? Ereignis ist ein unverbrauchtes, starkes, tüchtiges, kräftiges Wort Es ist viel mehr als „Begebenheit". Ereignis ist, was uns nicht gleichgültig läßt, sondern im innersten Grunde bewegt. Die Begebenheit läßt kalt, das Ereignis macht warm. Es hat die Tendenz

Erlebnisse zu schaffen, und kommt im Erlebnis erst ganz zu sich selbst. Dann aber haben wir, was wir brauchen: ein gutes Wort, das die Sache deckt, die Tiefe des religiösen Bewußtseins erreicht und dem intellektuellen Gewissen die Freiheit gibt, die uns nicht weniger heilig ist, als die Freiheit der Religion.

Doch nicht um mit Bedenken zu schließen, habe ich diese Arbeit begonnen. Ich kehre vielmehr zu meinem Ausgangspunkt zurück. Meine Absicht war die, die Aufmerksamkeit auf ein Werk zu richten, das unstreitig zu den vorzüglichsten Erscheinungen der neueren religionswissenschaftlichen Arbeit gehört und das wegen seiner ungewöhnlichen Tiefe und Selbständigkeit weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Auch die Erörterung des Wunders gehört, trotz der Wünsche, die sie zurückläßt, mit zu dem Besten, was in neuerer Zeit über den Gegenstaud geschrieben worden ist. Die vorgetragenen Bedenken sind Bedenken gegen ein Werk, das durch die besondere Belehrung, die es bietet, auch besondere Maßstäbe schafft, weil es nicht nur von der Methode redet, sondern nach der Methode gearbeitet ist.

Die vaterländische und politische Dichtung E. Geibels.

Von

August Hildebrand.

Der Krieg ist schrecklich, doch er segnet auch,
Indem er aus dem Bann der Kleinlichkeit
Die Geister löst und uns die echten Güter
Des Lebens wieder klar erkennen läßt.

Die Wahrheit dieser Worte E. Geibels hat der Weltkrieg uns wieder einmal gezeigt. Mode, Genuß, Gewinn, wie sind jetzt alle diese Werte umgewertet! Wie nichtig erscheint uns jetzt, was sonst so wichtig erschien! Was man früher für Träume eines Phantasten gehalten hätte, wird Wahrheit. Konfessionen, Parteien reichen sich die Hände. Treue und Einigkeit sind jetzt die Sterne, und über allem strahlt hell und warm die Sonne des Vaterlandes. Und in der Dichtung die gleiche Umwertung. Was sind uns in solchen Tagen wie diesen all die tausend Süchte und Probleme der modernen Seele, die schier unerschöpflichen und weit ausgesponnenen Themata vom Weibe, das Sinnliche, Krasse, Absonderliche oder das ästhetisch Verfeinerte der geistigen Höhenmenschen gegenüber den harten Tatsachen! Da treten wieder in ihr Recht die einfachen und großen Dichter, die der Seele ihres ganzen Volkes ihre Stimme leihen, die sein Ringen und Kämpfen verstehen, voran der schon sooft totgesagte, heroische Schiller, die Sänger der Freiheitskriege in seinem Gefolge. Männer, Persönlichkeiten standen hinter ihren Dichtungen, sie wußten ihrem Volke etwas zu sagen, nicht bloß ästhetisierende, im Labyrinth menschlicher Verirrungen sich bewegende Dichter und Dichterlinge. Zwar galten diesen jene Dichter veraltet und überlebt, aber jetzt bei den

entscheidungsschweren Ereignissen, wo gewaltige Gefühle unsere Seele erschüttern, bekommen ihre Lieder einen neuen Klang. Die langatmigen Romane, die spitzfindigen Probleme verlieren an Interesse. Selbst in dem Bilde der weltumfassenden Persönlichkeit eines Goethe vermißt man ungern den vaterländischen Zug. Das Einfache, das zugleich das Große ist, tritt machtvoll hervor. Auch sind jene Dichter nicht bloß Sänger der Zeit, sondern auch Künder der Zukunft. Wer bewundert nicht die Prophetengabe Schillers, der trotz der trostlosen politischen Zeit, in der er leben muß, dem deutschen Volke die Größe voraussagt. „Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen.“ Und angesichts dieses Weltkrieges gewinnen wieder echte Farbe und echten Ton die vaterländischen Gedichte eines Emanuel Geibel, der 1915 seinen hundertsten Geburtstag hat, des letzten größeren Vaterlandsdichters, des Fortsetzers der Dichter der Freiheitskriege. Denn nach ihm erstirbt leider die vaterländische Dichtung im sogenannten Hurrapatriotismus. Seine Vaterlandslieder in ihrer Gesamtheit sind zu wenig gekannt. Zu Unrecht war er manchem seiner Zeitgenossen nur ein Backfischdichter, zu Unrecht sah ein jüngeres, überkluges Geschlecht ihn als überlebt und rückständig an. Und doch lauschen wir jetzt gern wieder seinen Liedern, die, wenn auch oft in trübster Zeit gedichtet, doch vom hellsten Glauben an die hohe Aufgabe der Deutschen in der Welt durchdrungen sind. Wie manche Lieder weisen Berührungen mit der Jetztzeit auf! Sein Deutschland sieht er zugleich von den Feinden im Osten und Westen umringt und ruft ihm zu:

Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen.

Und vor seinen Augen steigt auf das Bild eines Weltkrieges nicht zum Schrecken, sondern zur Läuterung der Welt. Ist das nicht ein wahrer Dichter, der über seinen eigenen und den allgemein menschlichen Empfindungen seine Volksgenossen, ihr Leiden und Streben nicht vergißt! Kaum einer der modernen Dichter kann sich dessen rühmen. Es möchte sich daher geziemen, in dieser Zeit sich seiner zu erinnern als einer der Persönlichkeiten, die einst, an ein größeres Deutschland glaubend, ihrem Volke in bewegten Zeiten wieder Kraft und Zuversicht geben können, zumal wenn man sieht, wie der ahnungsreiche Dichter selbst nicht in

den schlimmsten Zeiten an dem unverwüstlichen Idealismus seines Volkes verzweifelt hat.

Seine harmlos fröhliche, der Wissenschaft, der Freundschaft und der zarten Liebe geweihte Jugend ahnte nichts von der Unruhe und der Unzufriedenheit mit den durch die Fürsten nach den Freiheitskriegen geschaffenen Zuständen, die noch verborgen unter der Asche glimmte. „Von politischer Schwindelei ist er ganz frei, weil er ihre Nichtigkeit erkennt", konnte sein Vater ihm als eine Empfehlung mit auf den Weg zur Universität geben. Aber doch bewegten des Jünglings ahnende Seele Träume der Zukunft seines Volkes, wie sie wohl die Sänger der Freiheitskriege, vor allem Schenkendorf, „der Schwan des deutschen Reiches" (Ges. W. II, 253), ihm in die Seele gaben. Was er in seiner größeren epischen Dichtung „Julian" vom Helden gleichen Namens singt, kann man auch auf ihn anwenden:

Nachsingt's Julian (den Freiheitssängern Körner und Schenkendorf)
mit frohbewegtem Mute;
Er spürt es: Dies ist Blut von deinem Blute.

Was die Sehnsucht seiner Jugendzeit war, sagt ein Gedicht aus seiner Schulzeit, das man nach seinem Tode fand.

Gebet eines Deutschen.

Auf dem Thron der Kaiser im Morgenrot,
Das Herz voll Lieb, in der Brust den Tod,
Auf der Lippe ein Lied wie Sturmeswehen,
So laß mich Gott zu den Vätern gehen.
(Holz, Gedenkbuch 110).

Diese Hoffnung hat ihn sicher durch alle Konflikte seines Lebens geleitet. Sie ist aber in jenen jungen Jahren in eine traumhaft romantische Stimmung getaucht, wie sein noch auf der Schule entstandenes, später überarbeitetes Gedicht „Friedrich Rotbart" beweist. Auch er träumt den alten Traum vom schlafenden Kaiser Barbarossa und seinen Genossen, unter denen sich auch der sagenhafte Sänger Heinrich von Ofterdingen befindet. Es ist zwar nur eine romantische Vision, wenn unter Schwerterklirren und Harfenklängen Barbarossa durch die deutschen Lande nach Aachen zieht, die Hoffnung ist noch ganz unbestimmt, aber sie spricht doch einmal in jugendlicher Schwärmerei aus, was begeisterte rzen begehren, während der bedächtige Rückert in seinem be-

kannten Liede „Der alte Barbarossa" den Kaiser noch hundert Jahre weiter schlafen läßt. Der Jüngling bleibt sich jedoch bewußt, daß er kluge Verstand es töricht nennt, vom alten Reich zu schwärmen. Aber das Herz wird uns warm, wenn wir in einem seiner Jugendgeliebten gewidmeten Gedicht den feurigen Jüngling seine Hoffnung festhalten und verteidigen hören.

Doch nennt ein deutsches Herz zu wärmen,
Mir einen Traum, der diesem gleich;
O laßt uns hoffen, laßt uns trauen,
Ob jetzt auch Nacht den Blick umhüllt,
Daß wir es sterbend einst noch schauen,
Wie unsere Sehnsucht sich erfüllt! (Gäderß 37.)

Wenn er von allen Türmen die eine deutsche Fahne wallen und den deutschen Kaiser nach Aachen ziehen sieht, will er gerne sterben, weil er des deutschen Reiches Morgenrot geschaut hat. Seines Volkes Mädchen werden dem Sänger Eichenkronen auf die Gruft streuen. Wir spüren hier schon den jugendlichen Pulsschlag der Begeisterung, in der der Jüngling sich als Propheten und Sänger seines Volkes fühlt. Gleichwohl ist sein Sehnen vorderhand nur unklar und romantisch. Romantische Schwärmerei und Unklarheit vernehmen wir auch aus einem Briefe an Wilhelm Wattenbach, in dem er von einer Reise nach Schwaben spricht, die jedoch nicht zur Ausführung kam. „Die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel der Staufen, und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen — blutrot in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. . . . Doch was rede ich so zu Dir? Du kennst ja nicht jene Sehnsucht nach der großen Einheit und vereinten Größe des Vaterlandes und kannst Dich höchstens für Friedrich Wilhelm (III.) begeistern, den guten König. . . . Je höher Preußen steigt, desto weniger ist an eine Wiedervereinigung des gesamten deutschen Volkes unter ein kaiserliches Haupt zu denken. . . . „Daß er später ganz anders über Preußen dachte, wird noch genügend hervortreten. Seine Hinneigung zur Romantik in seiner Jugend erklärt auch seine Begeisterung für den Romantiker Ludwig Achim von Arnim, der ihm als „Kronenwächter altdeutscher Gottesfurcht und Sitte" erscheint. (I 99.) Sein Vaterlandsgefühl wurde in

Griechenland auf eine Probe gestellt. Doch der Zauber des Südens und die Begeisterung für das Altertum können ihn seinem Vaterlande nicht einen Augenblick entfremden. Ihm kommt es vor, als müßte er im Schoß aller Fülle des Südens verschmachten.

„. . . Als müßt' ich dieses Mondlichts süßes Weben
Und diese Blütendüfte geben
Für eine deutsche Nebelnacht (I, 123).

Um eigentlich politische Dinge kümmerte er sich herzlich wenig, las er doch als Jüngling ganz im Gegensatz zu den modernen Knaben keine Zeitung und meinte, daß, wenn etwas Tüchtiges herauskommen sollte, die Politik den Menschen ganz erfassen müßte. Ihm war auch später der Zeitungsenthusiasmus stets zuwider. „Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner!" (I, 235, VII.) In Athen gab ihm der Grieche Kokkinos, der Dahlmann, einen der berühmten Göttinger Sieben, gehört hatte, zuerst ein Interesse für die wissenschaftliche Auffassung der Politik und regte ihn zum Studium des Dahlmannschen Buches über Politik an. Aber erst ein politisches Ereignis, eine Verschwörung, die er in Athen 1840 miterlebt hatte, lenkte seinen Blick auf ähnliche Gefahren im Vaterlande. Auch hier machten sich wie bei dem Ereignis in Athen fremde Einflüsse, Rivalität der Stämme und Gegensätze zwischen Fürst und Volk geltend. Noch waren jene Ereignisse nicht eingetreten, die Deutschlands öffentliche Meinung erregten, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. mitsamt den daran sich knüpfenden Hoffnungen und Enttäuschungen und das drohende Geschrei der Franzosen nach dem linken Rheinufer, als er sein erstes größeres Zeitgedicht „Türmerlied" in Griechenland dichtete, ein Beweis, wie nahe ihm sein Vaterland auch in der Fremde war. Dieses Lied ist für die Art seiner Zeitgedichte charakteristisch. Nur die allgemeine Lage des Vaterlandes faßt er ins Auge, Einzelheiten verschmäht er. Er warnt vor dem Geier im Osten (Rußland), der auf Beute lauert, und der Schlange im Westen (Frankreich), die den frommen Geist vergiften möchte und zum Sprunge bereit ist. Gegen die äußeren Gefahren mahnt er zur Einigkeit im Innern unter dem Zeichen des Kreuzes und des Glaubens. Von den inneren Streitigkeiten, die schon lange Deutschland durchtobten, lenkte er den Blick in die Zukunft auf ein höchstes Ziel, das man über dem Streiten der Parteien aus dem Auge verliert. Das ganze Lied ist in die Form

eines Chorals gefaßt, des bekannten Nicolaischen Gesangbuchliedes: „Wachet auf!“ So allgemein es auch gehalten war, es fand doch seine Geltung noch im Jahre 1859, als es in Hilles Komposition gesungen wurde. Diese Frömmigkeit und die Mahnung, sich nicht durch innere Streitigkeiten zu zerfleischen und dadurch die Einigung Deutschland zu gefährden oder gar dieses äußeren Feinden preiszugeben, ist auch der Grundton aller seiner späteren Lieder. Das Vaterland ist ihm der mächtige Baum, aus dessen Wurzel sein Leben quillt. In dem Schaft dieses Baumes sieht er zwar einen Riß, aber, so ruft er trotz der Zeiten Gewirr schon 1842 aus, der Hoffnung entsagt

. . . . Meine Seele nimmer,
Daß dereinst ein Morgen tagt,
Der ihn schließt für immer (IV, 183).

Er sieht die Aufgabe der Zukunft in einer anderen Richtung als die übrigen stürmischen Sänger, die für die Rechte des Volkes kämpfen wollten. Diese Volksbewegung hatte nicht die Kreise ergriffen, in denen er verkehrte, und gerade gegen Ende der dreißiger Jahre, wo die Wogen der Volksbewegung höher gingen, war er fern von Deutschland im Süden gewesen. Ihn, den schönheitsfreudigen, lebenbejahenden, allem maßlosen Treiben abholden Dichter, mußte es abstoßen, wenn er sah, wie die Wissenschaft mit ihrem kalten Scharfsinn einen freudigen Glauben zerstören half, wenn man die Freiheit um jeden Preis verlangte.

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden
Und kein golden Korn dem Feld.

So sang Herwegh, um von Heine, dem modernen Lukian, ganz zu schweigen. Denn diesem war das Leitmotiv des Geibelschen Idealismus Kaiser und Reich nur ein anachronistisches Idol. Für den deutschen Beruf Preußens zeigte dieser auch nicht das geringste Verständnis. Geibel dagegen hatte jetzt wie mancher andere die Hoffnung, daß der begabte Friedrich Wilhelm IV., der später sein Gönner wurde, allmählich in ruhigem Fortschreiten eine Aenderung der Zustände herbeiführen würde. Ein nur zu begreiflicher Irrtum, sah man doch fast allgemein diesen neuen Romantiker auf dem Throne in strahlender Beleuchtung. So rühmte ein Bunsen von ihm:

Was tausend Jahre vergebens erstrebt das Vaterland,
Wird rasch sich dann erheben von solches Bauherrn Hand.

Laut dröhnend war Anfang der vierziger Jahre das junge Deutschland auf den Plan getreten mit der Losung, die Poesie in den Dienst des öffentlichen Lebens und der Politik zu stellen. Es waren nicht unverächtliche Kämpfer, Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Gutzkow, vor allem Herwegh, dessen Zorneslieder von der geknechteten Freiheit gezündet hatten. Da glaubte Geibel sich nicht von dem Drängen der Zeit zurückziehen zu dürfen. Er mußte da stehen, wohin sein ehrlicher Glaube an Gott und seine Begeisterung für seine deutschen Ideale ihn riefen. Er schrieb an Frau von Heintze: „Der Person gegenüber werde ich mich stets hüten, irgendwie zu richten und zu verdammen. Schon das Gefühl der eigenen Schwäche und Sündhaftigkeit wird mich, so Gott will, davor bewahren, aber wo es die Sache gilt, wo es sich um Recht und Unrecht, um heilige unveräußerliche Ueberzeugungen handelt, da darf ich niemandem zu Gefallen auch nur einen Fuß breit nachgeben, und der Kampf muß seinen Gang gehen. Es gibt Zeiten, wo bei ursprünglich weichen Charakteren Festigkeit und Unbiegsamkeit zu Tugenden werden, und unsere Zeit ist eine solche."

Seine Zeitstimmen 1841 waren ein erster Versuch, in dem großen Kampfe mitzufechten, der ihm ein Kampf von Nacht und Licht, von Geist und Stoff zu sein schien (I, 191). Er schildert das neue Geschlecht, das junge Deutschland, in „Barbarossas Erwachen" (I, 205).

Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht.
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eignem Begehren.

Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eigenen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.

Aber auch die Vertreter der Reaktion trifft sein Tadel.

. . . Die Alten,
Die stützen und halten,
Halten das Gute, halten das Schlimme
„Der Jugend schwellende Wonne" ist ihnen „zu stolz, zu kühn."

Auch beklagt er in demselben Gedicht „das welfisch ehrenwerte Geschlecht", das für ein „zertretenes Recht" (die aufgehobene Verfassung) kämpft, die Hannoveraner, denen die Pforte der Gerechtigkeit verschlossen blieb. Er ergreift also nicht etwa einseitig Partei für die Herrschenden gegen die jungen Stürmer, er ist nicht blind gegen die Schäden seiner Zeit und die Vorrechte der herrschenden Stände, er will auch nicht bloß vermitteln, sondern er tritt für Christentum und Staat ein. Wie ein alter Prophet kennt er nur den einen Trost, auf Gott zu harren, der niemand vergißt. Daher kommt ihm auch echt die Bitte aus seinem Herzen, einen löwenstarken Glauben und den Geist der Liebe dem schwachen Geschlecht zu schenken (I, 196; 203). Von seiner religiösen Grundstimmung wird auch seine politische Auffassung beeinflußt, die er von der allgemeinen Weltlage angesichts der für das Abendland wichtigen orientalischen Frage hat. (vgl. „Kreuzzug" I, 192.) Sein Eintreten für die unterdrückten Neger („Das Negerweib" I, 200) fließt aus derselben Stimmung heraus und trägt ebenfalls einen romantischen Zug.

Auch für Deutschlands Zukunft findet er prophetische Worte. In dem Gedicht „Die Schmiede", später „Gesicht im Walde" (I, 221) genannt, wird in dunkler Stunde prophezeit, daß der langersehnte Held seinem Volke zum Heile erscheinen werde, und gemahnt das unzerbrechliche Schwert des Geistes zu schmieden. Am deutlichsten wird Geibels Stellung zu den Fragen der Zeit wie der Zukunft in dem Gedicht „Auf dem Rhein" (I, 207 ff.), das allerdings nach seinem Urteil gerade deswegen am poetischen Schmelz verloren zu haben scheint, „weil die Gesinnung durchaus das Künstlerische überwiegt". Es tritt klar hervor, daß er die Grundlagen des Staates und der Kirche für unantastbar hält, aber auch, daß er nicht, wie ihm die Radikalen vorwerfen, ein Parteigänger der Fürsten und des Adels ist. Denn den Fürsten ruft der junge Dichtergesell zu, den Strom der Zeit, der mächtiger als sie sei, nicht zu dämmen, sondern mäßig und weise steuernd ihn zu nutzen, dem Volke zu vertrauen und das Wort freizugeben, und den Adligen, wenn ihre Würde nicht hohler Schall sein soll, adlig von Geist zu sein. Dem Bürger stärkt er das Selbstbewußtsein, wenn er ihm zuruft, daß der, welcher sich willig knechten lasse, sich selbst zum Knecht verurteile. Deutlich malt er die Zukunft Deutschlands. Nicht ein formlos zusammengeworfener Haufen wird es sein, sondern ein Gebäude stolz und hochgefügt von eines

Meisters Hand, nicht einem buntgeflickten Bettlermantel, sondern einem Banner soll es gleichen, „in dreißig Farben froh gestickt". Das Bild stellt also nicht den Einheitsstaat, sondern die Staateneinheit in dreißig Farben dar. In einem anderen „Liede am Rhein" (II, 80) ziehen ähnliche Hoffnungen durch seine Seele. Großes kann doch nicht untergehen.

Was Spreu ist, mag wie Spreu verwehn,
Was Felsen ist, wird doch nicht wanken.

In jede Faust wünscht er ein Schwert; denn von Norden (Rußland) droht ein Schneegestöber. In Rußland sieht er den Hort des Absolutismus (vgl. den Tscherkessenfürsten). Den Westen (Frankreich) sieht er gewitterschwer. So bewegt sich seine Poesie nicht bloß in idealen Wünschen und Betrachtungen, sondern er zeigt auch realpolitisches Verständnis. In diesen Anschauungen begegnet er sich sogar mit seinem Gegner Herwegh. Dessen Gedichte eines Lebendigen rüttelten seine Seele auf. Weil er die dichterische Gewalt dieser Lieder anerkennen mußte, hielt er eine Antwort für nötig. G. Kinkel sagt von dieser Antwort: „Als Herwegh noch vor aller Augen in ungeschwächtem Glanze dastand, hat Geibel Charakter genug gehabt, das bekannte Gedicht gegen ihn zu veröffentlichen." Geibel fordert den Poeten von Gottes Gnaden auf Tod und Leben in die Schranken (I, 218). Die Freiheit, die Herwegh dem Volke bringen will, stürmt alle zur Empörung auf. Auch ihm ist Rußland verhaßt, wo die Gedanken unterjocht werden, auch er will die Freiheit des Wortes. Doch soll nicht wie in Paris das Volk darum verbluten. Nur vom Geist kann sie, wenn auch nicht ohne Kampf, so doch ohne Schlacht gewonnen werden. So ist auch er ein Kämpfer für die Freiheit, doch nicht für die Freiheit, die die Masse erstrebt, von deren praktischem Schaffen er nichts hält. Denn sie rechnet als Sünde an, aus dem Schwarm hervorzuragen. Es ist der Neid der kleinen Seelen auf den, aus dem ein gottgesandter Geist spricht (I, 153). So hat der Pöbel einst dem Aristides den Stab gesprochen und Dante ins Exil verstoßen. Darum ruft er in den „Neuen Sonetten" 1843, kühn „Gegen den Strom" der Zeit steuernd:

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haß' ich eins noch grimmer als Despoten,
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen. (I, 153)

In den Neuen Sonetten spricht er sich auch offen über seine Aufgabe als Dichter in diesen schweren Zeitläuften aus. „Unbekümmert“ (I, 148) um die Welt muß der Dichter seinen Weg gehen, er darf sich nicht vom Preis des Marktes leiten lassen. Er hat wohl gemerkt, daß ihn die Parteien zu ihren Fahnen herüberziehen wollen, vielleicht daß sie in ihm einen richtigen Kampfgenossen sehen. Doch allen ihren Versuchen setzt er sein ruhig Nein entgegen. Er sieht über seine Zeit hinaus in die Zukunft, in der der Kampf um Deutschlands Glück oder Ende kommt. Wehe „den Aufgeregten“ (I, 153) die in Deutschlands Eingeweide das Schwert kehren und des Bruderkrieges Verderben schüren wollen. Es wird dann ein Kampf von unermessenem Leide werden, der schreckliche Slave wird der Erbe sein. Mit diesem Kassandraruf prophezeit er die Revolution, zugleich aber auch die Gefahr, die von Osten droht. Zum Glück ist dieser zweite Teil der Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen, wenn auch die Auseinandersetzung mit dem Slaventum jetzt noch aussteht. Lieber aber lauscht er dem „Liede des Alten im Barte“ (II, 12) von Deutschland, der schön geschmückten Braut, die wie Dornröschen in Schlaf versunken liegt, bis Drommetenlaut sie weckt und der Kaiser sie heimführt. So steht er im Gegensatz zu den radikalen Wortführern auf staatlich festem, religiösem Grunde und bekennt sich zu echtem Deutschtum in der Zuversicht auf die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, ohne dabei hochkonservativ oder orthodox zu sein. „Er steht einfach auf deutschnationalem und christlichem Boden.“

Aber anstatt daß sich seine Hoffnung auf das neue Reich erfüllt, wurde es immer dunkler um ihn und in seinem Vaterlande. Herwegh hatte ihn und Freiligrath, der damals noch an seiner Seite stand, wegen ihrer „Pension der Invaliden“, die sie von Friedrich Wilhelm IV. erhielten, dem Spotte der Welt preisgegeben und ihnen höhnend vorgeworfen, daß sie um Königsthrone wedelten. Daß Geibel den Mut hatte, seine Ueberzeugung auch einem Könige zu Liebe nicht zu opfern, hat er seinem hohen Gönner gegenüber, dem Könige Maximilian von Bayern, und in seinem späteren Verhältnis zu König Ludwig II. bewiesen. Zu seinem Schmerze mußte er jetzt sehen, daß mancher nicht unverächtliche Mann, besonders sein Freund Freiligrath aus ehrlichster Ueberzeugung heraus zu seinen politischen Gegnern überging. Losgelassen tobten die Parteien, das Wort der Freiheit ward geschändet, und die, deren Amt es gewesen wäre, Trost zu

[illegible] er sich mit [illegible] Grotten des [illegible] ließ er seine „[illegible]“ [illegible] den ge- [illegible] Lande schallen. [illegible], bei den [illegible] eine halbe Lüge. [illegible] leicht kann es in des [illegible] Wort darf man dem [illegible] im Lande weiter- trage. [illegible] von Schön „Woher und [illegible]“, [illegible] „[illegible]“, ja der Bettina von [illegible] „[illegible]“ trotz ihrer gerechten Forderung [illegible] Verwirrung vermehrt,

> Und hat er [illegible] erschlagen.
> [illegible] Staube (I, 234).

Besonders Jacoby wurde dafür als Hochverräter angeklagt. In immer weitere Ferne schien die Hoffnung auf eine freiere Verfassung bei des Königs schwankendem Verhalten zu entweichen. Da betet er in diesem Wirrsal zum Himmel:

> O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!
> Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
> Daß er die Zeit, den tollgewordenen Renner,
> Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel (I, 235).

Das Schicksal erfüllte diese Bitte; denn der eine Mann lebte schon, der zwanzig Jahre später mit eherner Faust die Zeit beherrschen sollte. Vorderhand aber sah er keinen anderen Ausweg als einen Krieg, der dem Hader ein Ende mache, der Deutschlands Mark versenge. Vom Kriege, den er als einen Aderlaß für sein krankes Volk fordert, sagt er in dem Spruche, der an die bekannte Chorstelle in Schillers Braut von Messina erinnert:

> Ja,
> Der Krieg ist schrecklich, doch er segnet auch,
> Indem er aus dem Bann der Kleinlichkeit
> Die Geister löst und uns die echten Güter
> Des Lebens wieder klar erkennen läßt.
> Das eitle Wortgezänk um leere Formeln
> Verstummt, die Dinge treten in ihr Recht. (Nachl. 239).

Der Dichter der Sehnsucht und der Erinnerung, des Scheidens und der zarten Liebe wächst vor uns empor. Wir erkennen ihn nicht wieder, sein milder Geist kann Zorn gegen die Feinde sprühen. Deutschland muß ja seine Einheit spüren, wenn eins seiner Glieder in Gefahr ist. So fordert er Deutschland in seinem Ruf vor der Trave, später Lübecks Bedrängnis genannt (I, 223), zum Widerstand gegen die Dänen auf, die voll Ingrimm und Haß wegen ihrer einstigen Schwäche gegenüber der damals mächtigen Hansastadt, dieser den Bau einer Eisenbahn durch Lauenburgsches Gebiet untersagten. Er möchte einen Hauch Bertrand de Borns in seinen Versen haben, „daß grollend eines Königs (Friedrich Wilhelms IV.) Zorn sie waffneten mit Blitzeskeilen“. Doch obwohl sein Ruf an den romantischen Friedrich Wilhelm IV. wirkungslos verhallte, gab er seine Hoffnung nicht auf. Er beschwört in dem Gedicht „Eine Septembernacht“ (II, 86) den Geist Marx Meiers und Jürgen Wullenwebers im Gewölbe der Rose im Lübecker Ratskeller. Kühn klingt der Rat, den Dänen den Sundzoll, „den knechtischen Tribut“, zu verweigern und eine Flotte zu bauen.

Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen!
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Lehen,
Mit Kugeln gib den Zoll!

„Der Sundzoll ist zur historischen Reminiszenz und Geibels Ausblick auf eine Seemacht zur glänzenden Wahrheit geworden.“

Doch Dänemark, auf Deutschlands Unschlüssigkeit und Schwerfälligkeit bauend, konnte noch mehr wagen. Der offene Brief des Königs Christian VIII. von Dänemark, der „die up ewig ungedelten“ Herzogtümer Schleswig-Holstein gegen alle Abmachungen trennen und Schleswig dem dänischen Reiche einverleiben wollte, entflammte den Dichter zu den „Zwölf Schleswig-Holsteinschen Sonetten“, die er gleich nach dessen Bekanntwerden noch auf dem Dampfschiff von Magdeburg nach Hamburg begann, und zu dem „Protestliede für Schleswig-Holstein“ 1846 mit dem wuchtigen Kehrreim:

Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben (II, 84).

Dieses Lied war die beste Antwort auf den dänischen Staatsstreich. Selbst Gegner Geibels, nach deren Meinung Geibel seinem

Volke weder etwas gewesen ist noch geben konnte, müssen zugeben, daß er in diesem Augenblicke den richtigen Ton fand. Die allgemeine deutsche Entrüstung spricht aus seinen Worten. Er will Deutschland aufrütteln, den schlafenden Riesen, von dessen Leibe die fremden Zwerge ein Glied zu hauen wagen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man erkennen wird, ob es von seinem Angesichte die hilflosen Kinder stoßen will. Der kleine Hader muß jetzt, wo Deutschlands Ehre auf dem Spiele steht, verstummen. Deutschland muß zur Hilfe einig sein. Erst wenn der Sieg errungen ist, mag es seine eigenen Händel schlichten. Vor allem aber darf es sich nicht fürchten, selbst vor einem Weltkrieg nicht. Denn Dänemark gegenüber bedarf es nur eines Streiches, und wenn Rußland und Frankreich ihre Scharen zu Hilfe marschieren lassen,

Auf dann, mein Volk, die Herzen hoch, die Speere!
Dann gält' es erst im Kampf uns zu erweisen,
Im ein'gen Riesenkampf um Deutschlands Ehre (I, 242).

Dann bringt er noch die schärfste aller Mahnungen, die wie strafender Prophetenzorn klingt. Die Gefahr, die der heißgeliebten Nordmark droht, in der auch seine Wiege stand, lenkt seinen Blick zurück in düstere Zeiten der Vergangenheit, wo unser deutsches Volk im Staube lag und der Franke mit seines Schwertes Schneide auch „einen Blutrubin in unseres Reichs Geschmeide", das Elsaß, ausbrechen konnte.

Und dennoch grollen wir mit unsern Vätern,
Daß sie, wiewohl bis auf den Tod zerspalten,
Verloren, was verloren blieb uns Spätern.

Wie sollten wir nun, die wir stark uns halten,
An unsern Enkeln werden zu Verrätern,
Das tuend, drum wir unsre Ahnen schalten! (I, 239).

Der alte Straßburger Münster (I, 239, V) trauert, wenn er hören muß, wie aufs neue ein Fremdling sich vermißt, ein Glied vom deutschen Leib zu schlagen.

Doch glückt's ihm nicht, so soll's mir sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern,
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen.

Auf solche Prophezeiung wie diese paßt das Wort des späteren Kaisers Friedrich III., mit dem Geibel schon früh in Berührung

kam: Geibel war kein Poet, nein ein Prophet. Aber nicht bloß der Blick in die Vergangenheit mahnt die Deutschen zusammenzuhalten gegen den Feind, vor allem auch die Rücksicht auf das eine gemeinsame Band, das alle umschlungen hält, die Muttersprache, die in der Nordmark in Gefahr ist. Wie stolz und treffend weiß er sie wie einst Klopstock zu preisen!

O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen (I, 241, VIII.)

Schon nach Rückert in seinen geharnischten Sonetten ist sie das einzige Band, das in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung durch Napoleon I. den Deutschen geblieben ist. Geibel weist die Deutschen auf Gott, der mahnt:

Seid eins, sonst muß ich euch gleich spröden Erzen
Zerbrechen oder neu zusammenschmieden
Im Feuer meines Zorns und eurer Schmerzen (I, 243, XI).

Daß seine Lieder nicht den erhofften Erfolg hatten, lag nicht an ihm und auch nicht am deutschen Volke, das mit seltener Einmütigkeit mit ihm das gleiche empfand, sondern an der Einmischung der fremden Mächte, vor denen Preußen trotz anfänglicher kriegerischer Erfolge später zurückwich. Das Schlimmste sollte er noch erleben, daß die außerdeutschen Großmächte in der Konferenz von London 1851 bestimmten, daß nicht nur Schleswig, sondern auch Holstein ungeteilt bei Dänemark verbleiben sollten. Im bitteren Schmerze sang er:

Wo Franzmann, Brit' und Russe
Nach ihrem Sinn getagt,
Da ziemt's, daß man zum Schlusse
Gehorsamst Amen sagt (IV, 197).

Den Machthabern, wohl auch dem schwankenden Friedrich Wilhelm IV. wagte er folgendes entgegenzuhalten:

Eins ist noch schlimmer, als den Damm durchstechen
Und plötzlich dann die Sturmflut meistern wollen:
Begeist'rung wecken, und wenn angeschwollen
Im Volk sie herbraust, ihren Strom zerbrechen. (II, 102, VIII).

„Dies Sonett darf denen entgegengehalten werden, die noch immer von dem Hofpoeten fabelten." Nach diesem Ausgang der

Schleswig-Holsteinschen Sache hätte wohl mancher entmutigt alle Hoffnung aufgegeben, aber Geibel ist nicht der Mann, der sich zu Boden drücken läßt. Er hofft noch immer auf den Tag, wo jenes Blatt der Schande, das Preußen in London unterschrieb, vom Riesenbrande verzehrt, in alle Winde stiebt. Er hat noch die Freude gehabt auch hier zu erleben, wie recht er, den man als Politiker nicht gern gelten lassen wollte, mit dieser seiner Hoffnung gehabt hat.

Daß aber damals seine Erwartungen auf einen frischen fröhlichen Krieg mit Dänemark scheitern mußten, lag an Preußens Schwäche, das durch innere Wirren zerrüttet, in die Revolution getrieben war. Aber auch diese hatte er als unausbleiblich geahnt. Mit den Herren aus der Zeit des Eichhornschen Ministeriums kann er sich nicht einverstanden erklären. Eichhorn war ein Mann ohne tieferes Verständnis für Bildungsfragen seiner Zeit und hyperorthodoxem und pietistischem Einfluß allzu leicht zugänglich. Deshalb fragt er in dem Gedicht „An die Gewaltsamen" (II, 89), ob sie meinen die freie Gabe des heiligen Geistes mit dem Stabe stützen zu können. Die Geister sollen nur ihre Bahn wandeln. Klar wird die Luft in Sturm und Ungewitter. Daß aber die heraufziehende Revolution auch ihre berechtigte Ursache in dem Leben und Treiben der wohlhabenden Kreise hatte, sprach er in mehreren Gedichten aus (Fragment II, 82, Mene Tekel II, 91), ein Beweis, daß der Dichter der zarten Empfindungen und der Schönheit, der gern in vornehmen Kreisen verkehrte, auch einen offenen Sinn für die Wirklichkeit und ihre Schäden hatte. Vielleicht waren auch Ereignisse wie der Aufstand der hungernden Weber in Schlesien 1844, der 30 Jahre später G. Hauptmann Stoff zu seinem Drama gab, nicht spurlos an seinem Geiste vorübergegangen. Genuß und Glanz sind die angebeteten Gottheiten in den Großstädten, das Leben ist kurz, so muntern sich die glaubenslosen, im Wohlleben schwelgenden Kreise auf im „Fragment", das eine an Freiligrath und V. Hugo erinnernde Schilderung Hamburgs gibt. Im „Mene Tekel", das sich auf das Berliner Leben bezieht, sieht er die Reichen schwelgen wie bei Belsazars Mahle. In einer furchtbaren Vision, die man dem Dichter der zarten Minne nicht zutraut, sieht er die Revolution nahen.

Wie ist's, durchsichtig wird die Wand,
Und draußen dicht und dichter

Da drängen sich bei Fackelbrand
Viel tausend Hungergesichter:
Durchs Gewühl mit ries'gem Leib
Herschreitet kampfgeschürzt ein Weib
Mit blutrot flatternder Fahne.

Und sieh, der Boden wird zu Glas,
Und drunten seh' ich sitzen
Den Tod mit Augen hohl und graß
Und mit der Sense blitzen;
Särg' auf Särgen rings getürmt —
Doch drüberhin wie rasend stürmt
Der Tanz mit Pfeifen und Geigen (II, 91).

Zwei Jahre später trat das ein, was er angekündigt hatte. Seine Seele flutete nur in den ungeheuren Begebenheiten mit.

Das ist mein Gram zu jeder Stund':
Sie bau'n und legen keinen Grund,
Sie rechten sonder Maß und Huld
Und tilgen Schuld mit größrer Schuld (III, 32).

Und doch mußte er nachher bekennen, daß er zu keiner der Parteien stehen konnte. Auf der Seite der Freiheitskämpfer sah er Wahnsinn, auf der Seite der Regierenden Verstocktheit. Als Dichter glaubte er dies aussprechen zu dürfen. „Den Dichtern" rief er zu:

Nicht dürft ihr euch vor Thronen beugen,
Noch knien, wo der Pöbel kniet. (II, 96).

Ihr Stand soll auf den Höhen sein. Wenn bei jähem Wetterschlag alle schwanken und mutlos werden, sollen sie ihre Seele frei bewahren und das Maß und die Gerechtigkeit festhalten. Das in furchtbaren Wirren ringende Vaterland gleicht einem Weibe, dessen schwere Stunde gekommen ist. (Nacht. 235.) Furchtbare Ereignisse, z. B. der unglückliche Malmöer Waffenstillstand, die Schreckenstaten in Frankfurt, wo Pöbelbanden den Fürsten von Lichnowsky und den General Auerswald in blinder Wut zerrissen, die Greuel in Wien, die auch den festesten hätten irre machen können, erregten den tiefsten Grund seiner Seele. Der Erdball schien zu wanken. In Nacht und Fluch schien die Spur vom göttlichen Lichte unterzugehen. „Es tut weh, statt eines langersehnten Gutes, in dem Augenblicke, da wir es zu ergreifen wähnen, nur seine abscheulichste Karrikatur zu empfangen; es

tut weh, die Hälfte seines Volkes in rasender Verblendung den Weg zum Abgrund einschlagen zu sehen, es tut weh, an Männern, die wir hochgehalten vor vielen . . ., verzweifeln zu müssen, weil sie in der entscheidenden Stunde abfielen wie dürres Herbstlaub." Trotz der wüsten Greuel triumphierte sein Glauben an den Weltenlenker, der der Zeiten Wage hält und keinen Stein fallen läßt, der für seinen Bau nicht fallen muß. Mit diesem Troste faßte er sich in Geduld (II, 94). Wie klar der als unpolitisch geltende Dichter bereits in der Zeit der wildesten Erregung die augenblickliche Lage des Vaterlandes und die zukünftige Aufgabe der Politik überschaute, zeigt ein Brief an Henriette von der Malsburg vom 11. Mai 1848: „Was hinten liegt, was hier und dort gefehlt wurde, möge vergessen sein — vom Volke wie von den Fürsten. Es gibt nur eine Sühne für das Geschehene, und die ist, auf den neuen Grundlagen deutscher Freiheit und Volkstümlichkeit mit jungen Kräften einen glorreichen Bau zu gründen. — — Ein altes und ein neues Recht geraten miteinander in Konflikt und drängen sich gegenseitig ins Unrecht. Die Hand ist selten ganz rein, welche den Baum pflanzt, von dem einst spätere Geschlechter Früchte des Segens brechen sollen. Ich halte keine Staatsform an und für sich für gut oder schlimm. Daß Deutschland das absolut patriarchalische System nicht mehr ertragen kann und will, hat es bewiesen; daß es die Republik noch nicht ertragen könnte, beweist es täglich; es bleibt also nichts übrig als die entschieden konstitutionelle Monarchie." Einen Augenblick schien es ihm, als ob seine Ahnung eines deutschen Kaisertumes sich schneller erfüllen werde, als er gedacht hatte, als am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser gewählt wurde. In seinem Gedichte „Ein Gedenkblatt" (IV, 201) spüren wir noch die Wonne, die ihn bei der Nachricht erfaßt, daß wieder ein deutscher Kaiser gewählt sei. Mit seinem Glück flüchtet er sich in die Einsamkeit und weint Tränen, wie ein Mann sie weinen darf, wenn überwältigend an seine Brust ein großes Schicksal klopft. Jedoch am 3. April 1849 wies Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone zurück.

. . . . Keinen Hüter fand
Das uralt heil'ge Kleinod unsres Volks,
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt,
Verschloß sich plötzlich, und zu Boden fiel
Des Reiches Apfel. Waisen blieben wir,
Wie wir's gewesen dreiundvierzig Jahr . . . (IV, 203).

Wo der Stuhl des Kaisers einst stand, wuchs fort das Gras. (IV, 196.) Deutschland blieb das Weib, das in bitteren Wehen rang. Eine Ahnung sagte ihm aber schon zu dieser Zeit, daß die Frucht der Eintracht einst mit scharfem Stahl aus dem Schoße geschnitten werden würde (IV, 195). Aber Frieden mußte er jetzt in dieser düsteren Zeit für seine Seele haben. Der Blick auf die Geschichte, in der er überall den Fortgang des Entfaltens unter Gottes waltender Hand erkannte, nahm die Last des Grams von ihr. In all dem Wilden, Rohen seiner Zeit lag schon der Keim einer besseren Zukunft. Doch es wurde ihm sehr schwer gemacht, an diese beim Anblick der augenblicklichen Lage zu glauben. Drum träumte er sich am Rhein gern in die große Vergangenheit zurück. Der Rhein war des deutschen Lebens Zeuge, er war den alten Kaisern wert (II, 246 ff.). Und dagegen hielt er die unerquickliche Gegenwart. Die zögernde und schwankende Politik Preußens hatte es von Oesterreich und Rußland abhängig gemacht. Er klagte über den allmächtigen Schwarzenberg in Oesterreich, den er bitter den höchsten der Berge nennt, der seinen kalten Schatten von Wien bis zum Ostseestrande wirft. (IV, 204.) Und dort an der Ostsee bei Schleswig lag die deutsche Ehre eingescharrt; „die Winde gehen mit Pfeifen drüber hin. Wann wird sie auferstehen!" (IV, 197.) Preußen hatte neben manchem guten Ziele (Union, Deutsches Parlament, Kurhessen) Schleswig-Holstein preisgeben müssen in dem Vertrage von Olmütz vom 20. November 1850. Wie gut verstehen wir da seine „Klage"

„Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Gram und Scham das Herz darob zerbricht."

und seine „bösen Träume" (IV, 198), in denen er wie einst Walther von der Vogelweide zur Zeit des Wahlstreites nach Heinrichs VI. Tode die Unehre und Zerrissenheit Deutschlands beklagt. Drei Träume träumte er, von Bienen ohne Königin, die sich in alle Welt verfliegen (daz nû die mügge ir künec hât, und daz dîn êre alsô zergât, Walther), von Knaben, die von einem Bündel Pfeile Ring und Band lösen, von einem Karfunkel, der, einst geschaffen, die Krone der Welt zu schmücken, am Kreuzweg im Staube liegt. Immer ertönt wieder die bange Frage an sein Volk:

Wann kommt der Tag, der mit Posaunenstoß
Zum Heerbann schmiedet die zersprengten Rotten
Und dir, mein Volk, ein Haupt gibt stark und groß?
Bis dahin wird der Fremdling deiner spotten (II, 230).

Die Hoffnung kann er nicht lassen; er bleibt ihr treu wie der Fahnenträger der Fahne. Wenn man ihn begräbt, werden andere sie schwingen. (IV, 200.) Die Hoffnung vererbe, Deutscher, wie ein Kleinod an deinen Sohn, daß er getreu harre und am Tage der Entscheidung gerüstet sei. Was aber in dieser kranken Zeit nottut, hat er unvergleichlich schön bei der Taufe des Enkels seines fürstlichen Freundes Carolath 1851 zum Ausdruck gebracht.

So woll', o Herr, dem Knaben leihen,
Was er in solcher Zeit bedarf;
Gib ihm das eine höchste Gut,
Draus jede Mannestugend sprießet,
Das alles andre in sich schließet,
Wenn 's rechter Art ist: gib ihm Mut,
Den Mut, der nie zu Scherben geht,
Weil er mit dir in Frieden steht!
Der kühn in der Verneinung Tagen
Sein gläubig Ja noch wagt zu sagen,
Der in des Königs Angesicht
Wie in des Pöbels Wahrheit spricht,
Den Mut des Zorns, den Mut der Liebe,
Den opferstarken Mut der Pflicht,
Der alles in des Kampfs Getriebe
Dahinwirft, nur die Ehre nicht,
Gib ihm den Mut, o Herr der Gnade,
Auf sonn'gem Weg, auf dunkelm Pfade! (Gaed. 260).

An das ganze Volk richtet er die Mahnung, sich selbst getreu zu bleiben, Mut, Treue, Einfalt und Gottesfurcht zu wahren; denn „das Geschlecht ist reif zum Sterben, das mit seiner Vorzeit bricht". (Nacht. 159.) Was bisher Deutschland zerriß, „Rechts und Links sind eitle Namen, aber vorwärts lautet gut." (Nachtrag 161.)

Der heißersehnte Morgen der Zukunft wird, so prophezeit er schon 1851, mit klingendem Schwertstreich kommen. (IV, 207.)

„Denn was stolz und unbezwungen
Trotzen soll der Zeiten Flut,
Nur im Kampfe wird's errungen,
Und gegründet wird's aufs Blut". (Nachl. 166).

Kein geringerer als Bismarck hat später (1862) dieselbe Meinung ausgesprochen, daß die deutsche Frage nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen gelöst werden könne. Man muß sich hüten zu glauben, daß die meisten Deutschen damals eine Erfüllung ihrer nationalen Sehnsucht erhofft hätten. 1856 bekannte Ernst von Lasaulx „Mein theoretischer Glaube an Verwirklichung unseres nationalen Ideals ist nicht groß.“ Noch bei Gelegenheit von König Wilhelms I. Geburtstag 1861 sprach der Geschichtsforscher Wilhelm Giesebrecht die denkwürdigen Worte: „Das Verlangen nach einer festeren Zentralgewalt, als sie im Bundestage gegeben ist, lebt in der Nation so allgemein, daß es sich nicht mehr unterdrücken läßt. . . Aber die Schwierigkeiten, eine solche Zentralgewalt zu begründen, sind bei der Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander und bei der Selbständigkeit, welche alle deutschen Staaten einmal vertragsmäßig gewonnen haben, so groß, daß auf dem Weg allseitiger Verständigung kaum ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist.“ Ohne die Sehnsucht der edlen Geister und ohne das politische Geschick Bismarcks wäre die Reichsgründung nicht erfolgt. Es bleibt deshalb unseres Dichters unbestreitbares Verdienst, immer wieder in seinen Liedern, die er später unter dem Titel „Heroldsrufe“ herausgab, die Hoffnung in seinem Volke rege gehalten zu haben. Er selber durfte mit Recht in einem späteren Schreiben an Kaiser Wilhelm I. bei der Uebersendung dieser Heroldsrufe 1871 von dem bescheidenen Anteil sprechen, den er an dem politischen Leben der letzten drei Dezennien genommen hatte.

Anfangs der fünfziger Jahre mahnt er immer wieder: Haltet die Hoffnung fest! Zwar bewundert er den lebendigen Pulsschlag der Zeit und die Kühnheit der Wissenschaft, die manche dumpfe Schranke zertrümmert,

„Ein Großes aber mangelt dieser Zeit:
Das eigne Dach und Fach, das mit Vertrauen
Die Brust erfüllt und drin die Rast gedeiht (IV, 208).

Sein Herz brennt vor Ungeduld. Wann, o wann, so ruft seine Sehnsucht aus (IV, 209), wird der Meister erscheinen, der Deutschland erbaut? Deutlicher als 1841 sieht er im Geiste das neue Reich. Wie auf der einen Harfe jede Saite nach ihrer Weise tönt und dennoch das Ganze ein klares Spiel gibt, so soll auch jeder

Stamm seine eigene Art behalten. Das neue Reich ist dann nach innen reich und vielgestaltig, nach außen aber eins und schwertgewaltig. Die Klarheit, mit der sein Prophetenauge die kommende Einheit schaut, wird von Jahr zu Jahr größer. Verzehrt euch doch nicht eifersüchtigen Wutes, ihr deutschen Volksgeschlechter, in Neid und Streit, so ruft er zur Einigkeit mahnend. Besinnt euch auf euer Deutschtum! Nord und Süd seien verschlungen! Die Gefahr muß euch vereinigen. Ihr habt alle gesündigt. Drum verzeiht euch! Und nun die goldene Mahnung, die ebenso mächtig hinübertönt in unsere Tage wie in jene bewegten Zeiten, eine Mahnung, von der man wünschen möchte, daß sie überall offene Ohren und Herzen fände:

Laßt euch nicht zerspalten.
Durch Priesterzorn und Leugnerspott!
Mag jeder seiner Kirche walten,
Wir glauben all an einen Gott (IV, 210).

Gönnt ohne Schmähen dem kühnsten unter euch das Banner!

Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über alle rage
Stolz entfaltet eins empor,
Hoch im Schmuck der Eichenreiser
Wall' es vor dem deutschen Kaiser! (IV, 214)

Wenn das Wetter von Ost und West heraufzieht, wird es den alten Bruderzwist verzehren. Taten und Helden werden dann kommen. Klingt dies nicht wie eine Prophezeiung für unsere Tage?

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen. (IV, 213)

Und wie verheißungsvoll klingen die Schlußverse uns ins Ohr!

Schlage, schlage denn empor,
Läuterungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

Das ist derselbe Geist, der aus Bismarcks Worten spricht: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.“ Deutsch-

land wird dann wieder vor Europas Völkern thronen, im Völkerrat wird wieder der deutsche Spruch gehört werden. Frankreichs Einfluß wird gebrochen sein, und Rußland, der Koloß im Norden, wird uns nicht mehr länger schrecken. Der Deutsche hat noch den einen höchsten Beruf in der Geschichte, durch seinen Geist und seine Sitte der Welt Gesundung zu geben. Sein Spruch harrt noch heute der Erfüllung:

Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Sonst aber ist sein kühner Zukunftstraum, über den wohl mancher Ende der fünfziger Jahre noch ungläubig lächelte, durch den Krieg 1870 glänzend zur Wirklichkeit geworden. Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, daß die Sehnsuchtsfrage nach dem Meister und Kaiser („Wann, o wann?") in demselben Jahre erklingt, in dem der vom Schicksal auserſehene Prinz Wilhelm die Regentschaft für seinen Bruder Friedrich Wilhelm IV. endgültig antritt. Man erkennt den frommen, damals vom körperlichen und seelischen Leid heimgesuchten Dichter nicht wieder, wenn er feurig wie ein junger Krieger ausruft:

Hie deutsches Schwert, so soll es sein! (IV, 211)

eine stolze Mahnung auch für die Spätgeborenen. Immer deutlicher spürte er es am geistigen Wehen seiner Tage, als die Deutschen überall in der Welt den hundertjährigen Geburtstag ihres ewig jungen Freiheitsdichters Schiller 1859 feierten, daß sein Volk vom Schlaf erstanden und endlich wieder fühlte, was es war. (vgl. V, 11.) Nur eins beklagte der jugendlich Begeisterte, aber an Jahren schon Vorgerückte, daß er das Schwert nicht mehr zu führen weiß, wenn einst das Vaterland die Seinen ins Feld fordert. (Nacht. 156.) Seine Sehnsucht bleibt es, noch einmal zu sehen, wie die Farben von Süd und Nord sich innig verschlingen, ehe er zu seinen Vätern geht. (IV, 209.) Ein Trost würde es ihm sein, sein letztes Lied dem Tage aller Deutschen weihen zu können. (IV, 44.) So beherrschte ihn in dieser Zeit, in die der Tod seiner Ada fiel, seine Trauer nicht ganz.

Diese Sehnsucht nach einem Kaiser lenkte unwillkürlich den Blick auf den im Nachbarlande thronenden Kaiser Napoleon III., der der Ruhmliebe seines Volkes und seiner Soldaten entgegenkam, wiewohl er die Parole ausgab: „Das Kaisertum ist der

Friede." Im „Gesang der Prätorianer" wird auf diese Gefahr hingewiesen, die dieser moderne Cäsar für die Welt bedeutet. Wie der von den Prätorianern auf den Thron erhobene Cäsar will er mit seinen Kriegern der Welt Geschick lenken.

„Er gibt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt!" (IV, 211).

Daher braut es ewig am umwölkten Himmel von Gewittern. Deutschland, das Herz Europas, muß erst gesunden, wenn Europa nicht mehr in Sorgen sein soll.

Endlich blitzte es auf nach all der Schwüle dort, wo er schon 1846 eine Entscheidung mit den Waffen gewünscht hatte, in Schleswig-Holstein 1864.

Ich grüße dich, du heil'ger Feuerregen,
Du Sturm des Zorns nach so viel bangen Stunden!
In deinen Flammen werden wir gesunden,
Und jauchzend schlägt dir diese Brust entgegen. (IV, 215).

„Es spricht die Tat, wo Worte nichts verfingen", ruft er aufatmend nach dem langen diplomatischen Kriege, der den Waffentaten vorausging. So sicher glaubt er an den Sieg der Deutschen, daß er auffordert, die Harfen zu stimmen, um den Sieg zu besingen. Bald kann er jubelnd fragen: „Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut?" und triumphierend melden: „Der Feind ist geschlagen, und Schleswig ist frei." Die preußische Ehre, die bei Schleswig eingescharrt lag, strahlt jetzt wieder doppelt rein. Aber der herrliche Sieg bei Düppel macht ihn nicht blind gegen die Gefahren der Zukunft, die ihn noch mit Medusenblicken anschauen. Er läßt sich nicht durch den Prunk der die Eintracht preisenden Reden beirren. Er sieht schon den finsteren Geist, der durch die Lande schreitet. (IV, 217.) Hatte doch der glücklich gewonnene Krieg die Gegnerschaft zwischen Preußen und Oesterreich noch verschärft und war noch der innere Konflikt in Preußen nicht überwunden. Gerade in Preußen, von dem er vor allem die Gestaltung der Zukunft Deutschlands erwartet, ist zu seinem Schmerze die Kluft zwischen Regierung und Volk größer geworden, die die Hofkirchen-, Hof- und Militärpartei zu erweitern sucht. Aber auch auf der anderen Seite muß er sehen, wie die Fortschrittspartei, das Wohl des Vaterlandes nicht zu ihrem obersten Gesetze nehmend, den Rechten der Krone zugunsten eines parla-

mentarischen Regiments Abbruch tun will und sich der für künftige Zeiten so notwendigen Heeresorganisation entgegenstemmt. Bei diesem Bruderzwist müssen seine Lieder verstummen. Denn den Parteien kann und will er nicht dienen, die über ihrem Hader das große Ziel aus dem Auge verlieren.

Eh sie diente, der Volkspartei'n
Zwietracht weiterzutragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen (IV, 219).

Die Welt ist nicht zu messen mit dem Blick kurzsichtiger Tagespolitik. (IV, 91, 17.) Ein Politiker erscheint ihm nur der, welcher im gegebenen Fall richtig das Mögliche schafft, ein Gedanke, der beweist, daß Geibel nicht von allgemeinen Theorien ausgeht. Und der Politiker war da, der Mann, den er in den Deutschen Klagen 1844 so heiß ersehnt hatte, der „durch die wildverworrene Zeit, wo draußen sich und drinnen Feinde rührten", hindurchzuführen vermochte. In den poetischen „Tagebuchblättern" seines Nachlasses steht hinter den Schilderungen des großen, männlichen Herrschers die Gestalt Bismarcks. Noch niemand hatte eine rechte Ahnung von den nationalen umwälzenden Plänen dieses Mannes, der sich weder um den Beifall der Volksvertreter noch um die Gunst der Presse oder des Volkes bemühte. Ihn meint Geibel mit dem Mann, der etwas kann, hinter dessen Wort die Tat steht.

„Und wer getreu sich bleibt, hat halbgewonnen Spiel.
Er mag sogar den Bogen straffer spannen,
Nur zeig' er, daß ein Mann es tut;
Die Welt erträgt weit eher den Tyrannen
Als Halbheit, Schwäche, Wankelmut. (Nachl. 238).

Er ist der Starke, der das Steuer faßt und durch Sturm und Wellen mit unerschrockenem Mut die Fahrt ans Ziel bringt. (Nacht. 239.) Aus derselben Auffassung des genialen Staatsmannes heraus ist wohl auch der Spruch getan:

Wer da fährt nach großem Ziel,
Lern' am Steuer ruhig sitzen,
Unbekümmert, wenn am Kiel
Lob und Tadel hochauf spritzen (IV, 90, 12).

Aber vorläufig schien das Ziel der Einigung noch fern. Denn „eisern, eisern ist die Zeit". Der Sieg über Dänemark hatte nur

den Streit über Schleswig-Holstein geboren. Die jüngst noch Kampfgesellen waren, Preußen und Oesterreich, standen sich „Trotz im Auge" einander gegenüber. Schon 1863, am Jahrestage der Leipziger Völkerschlacht, hatte er die beiden gemahnt, ins Freudenfeuer die alte Zwietracht zu werfen. (V, 65.) Denn der glimmende Hader führe in die Gefilde von Chäronea, wie denn überhaupt die deutsche Geschichte in vielen Zügen an die griechische erinnerte. (III, 189, XX.) Da nun nach dem siegreichen Kriege mit Dänemark infolge der unter den feindlichen Brüdern weiter glimmenden Zwietracht Angst und Schwüle herrschte, flehte er um Erlösung durch einen Krieg, der diese Not im Wetter ende.

„Deutschlands Purpur liegt bereit,
Eisern, eisern ist die Zeit." (IV, 220).

Schön ist sein Glaube, daß treues Festhalten der Hoffnung auf ein Reich sich belohnt.

„Was reif ward in den Seelen,
Das schafft sich Fleisch und Bein." (IV, 221).

Endlich tat im Jahre 1866 das Schicksal seinen Spruch, und wenn er auch schon seit den vierziger Jahren seinen Blick immer auf Preußen gerichtet hielt, von ihm die Lösung der deutschen Frage erwartend, so ist es ihm jetzt durch diesen Schicksalsspruch ganz klar, daß nur durch Preußen des jungen Reiches Gebäude gegründet werden könne. Die ruhmreichen Siege Preußens über Österreich und Süddeutschland kann er nicht besingen. Denn er, [illegible] der in Bayern wirkt, weiß, daß dadurch nur der [illegible] zwischen Nord und Süd verschärft wird. Es gilt einen [illegible] Grund zu legen als des Schwertes freudloses Recht. Es [illegible] zeigen, wie schön sich mit dem Heldenmute Weisheit und [illegible] paart. Am stammverwandten Blute der Süddeutschen und [illegible] muß man des deutschen Geistes Eigenart ehren. [illegible] Ganze muß man sehen: Versöhnung des alten Grolls, Beseitigung der Schranken zwischen Nord und Süd. (IV, 224.) So bleibt der Dichter trotz seiner Begeisterung für den siegreichen Krieg im rechten Augenblick maßvoll und klug auf die Zukunft bedacht.

Als das erste norddeutsche Parlament, dem der Verfassungsentwurf des norddeutschen Bundesstaates zur Beratung vorgelegt werden sollte, am 24. Februar 1867 nach Berlin berufen

wurde, mahnte er gegen die Stämme von Ost und West das Reich fest wie einen Turm zu bauen, sich aber nicht dabei mit Glanzentwürfen aufzuhalten, sondern zunächst das Nötige zu schaffen, ehe der Schmuck hinzugefügt werde. (IV, 225.) Aus der Vergangenheit zog man die Lehre, daß man an den neuen Staatsbau nicht den Maßstab idealer Systeme und politischer Theorien legen dürfe, sondern daß man ihn auf den gegebenen Fundamenten aufrichten müsse. Auch mahnte er immer wieder die Süddeutschen, besonders die Bayern, die Hand den Norddeutschen zu reichen, da er sieht, daß namentlich die Bayern noch zaudern mitzuwirken. (IV, 226.) Der Wunsch des deutschen Volkes, so betont er (IV, 227), geht nicht auf Raub oder Zwist, wie es ihm Frankreich damals gern angesichts der Luxemburgischen Frage zugeschrieben hätte, sondern auf Einigkeit und Frieden. Kein Vormund soll den Deutschen drein reden wie willenlosen Knaben, wie es eben Frankreich bei Luxemburg tun wollte. Um eitlen Ruhm wird Deutschland nicht fechten (wie die Franzosen), doch zur Notwehr dem Störenfried (Napoleon III.) das Schwert in die Brust graben. Noch einmal hat er in demselben Jahre (Spätsommer 1867) Veranlassung, das deutsche Volk vor der leise buhlenden Sirenenweise im Westen zu warnen, als Napoleon III. vergeblich in den Salzburger Tagen versuchte, die süddeutschen Staaten zu einer Konföderation unter dem gemeinschaftlichen Protektorate Oesterreichs und Frankreichs zusammenzubringen. (IV, 233.) Dagegen sieht er voller Freude, daß die Einführung der deutschen Bundesflagge für die Marine ein weiterer Schritt ist, um „die langersehnte staatliche Einigung aus dem Dämmerreich der Träume in den hellen Tag der Wirklichkeit zu führen". In seiner Hansastadt weht stolz die deutsche Flagge am Bug der Schiffe. „Heilverkündend rauscht in ihr der Zukunft Atemzug." Auf dem Grunde des alten „deutschen Lebens" muß das neue erstehen. Noch wissen Deutschlands Söhne für das Vaterland zu sterben, noch steht wie eine feste Burg das deutsche Haus. Das edle Bild, das er vom deutschen Leben entwirft (IV, 231), macht das Herz warm und weckt Nacheiferung.

Jetzt, wo alles dahin drängt, die künstlich geschaffene Mainlinie wirkungslos zu machen, erschallt sein „Ruf über den Main". (IV, 234.) Das alte Haus am Main, der Sitz des alten, deutschen Bundestages, einst „ohnmächtiger Zwietracht Herd", liegt zertrümmert da. Es gilt jetzt, beim Bau des neuen Hauses, nicht nach

zu engen Formeln zu verfahren; denn alle Kinder Germanias müssen eintreten können. Und wie liebt und preist er all die süddeutschen Stämme, die raschen, freiheitsliebenden Alemannen, die ernsten, gedankenreichen Schwaben, die löwenherzigen Bayern, die klugen und kühnen Franken! (IV, 235.) Dem von Gott erkorenen Haupte sollen sie die Kaiserkrone darbringen. Er selber bewillkommt in einem Gedicht (IV, 239) im Namen seiner Vaterstadt den hohen Schirmvogt des norddeutschen Bundes, den König Wilhelm, am 13. September 1867. Dieser hat den Deutschen den Glauben an ein Vaterland gegeben. Dieses Lied und der Wunsch, es noch zu erleben, wie einst der Adler des Königs von Fels zu Meer ununterbrochen zieht, kostete ihm in Bayern die Stellung, wiewohl er niemals aus seinen Anschauungen über die Zukunft ein Hehl gemacht hatte. Er trug später wegen dieser ungerechtfertigten Behandlung keinen Groll.

Er, der gern zum Dienst des Schönen seine Leier stimmte, mußte warten, bis der rauhen, kriegerischen Zeit des Baues des Reiches Wochen goldener Feste folgten. In roter Erde wuchs das Schwert für den Feind, der am deutschen Herde dreinreden wollte. (IV, 238.) Aus dem Propheten der deutschen Sache wurde ihr Herold. Denn der Tag kam, wo er zum Kriege rief gegen den, der von Gift und Neid geschwollen, den Hader vom Zaune brach. Seine Lieder klingen so frisch und mutig, als riefe ein junger Körner zum Kampfe, nicht ein von Schmerzen heimgesuchter, gealterter Mann.

Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Wer kennt sie nicht, all die frischen und frommen Lieder, die ihn neben Freiligrath zu dem bedeutendsten Dichter des Krieges (1870) machen, die Lieder von den ersten Siegen, von der Verfolgung der Feinde, den herrlichen Sieges- und Dankhymnus für die große Tat Gottes bei Sedan, der die Wage des Weltgerichtes in seinen Händen hält, und jene Aufforderung an Deutschland:

Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,

O Deutschland, hohe Siegerin!
Die Du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin (IV, 255).

Kein Triumphruf über den zu Boden geschmetterten Feind erklingt bei seinem Liede „zur Friedensfeier" (IV, 258), nur ein Dank dem Herrn, der aus dem Staub die Deutschen hob. Er mag auch dem deutschen Volke die Kraft zum letzten Siege geben, um aus dem Herzen das Welschtum in Glauben, Wort und Tat auszurotten, damit der lichtgeborene, ins Licht den Pfad weisende deutsche Geist zu allen Toren einziehen könne. So klingt seine Heroldstimme nicht in wilden Siegestaumel, sondern stimmungsvoll wie sein ganzes Dichten in ein Gebet aus. Daß er mit seinen Augen noch die Siege des deutschen Volkes und das Reich sehen durfte, fiel wie balsamischer Trost in seine Seele; denn er, der durch den Tod seiner Ada im eigenen Leben Schiffbruch gelitten hatte, durfte nun im Ganzen doppelt mitleben. (IV, 112.)

Aber mit jugendlicher Elastizität verfolgte er auch im neuen Reiche die weitere Entwicklung. Wie ganz anders erscheint ihm jetzt der Rhein als früher, wo er bitter empfand, daß die Deutschen, Waisen im eigenen Vaterlande, zerteilt waren wie der Rhein, der sich zuletzt im Sande verliert. (II, 246.) Jetzt konnte der Rhein deutsches Land zur Rechten und zur Linken grüßen. Mit Blut gekittet, stand der Bau Deutschlands fest. An seinem Heimatstrande schwellte Stolz dem Dichter die Brust, sah er ein deutsches Orlogschiff daherziehen. Wünsche ruft er ihm zu, die auch noch heute uns bewegen:

Deutsche Flagge, sei gegrüßt!
Steure kühn durch Wind und Welle,
Nacht und Wolken hinter dir,
Vor dir Sonnenaufgangshelle (IV, 59).

Das bleibt Geibels unbestreitbares Verdienst, daß er in der Zeit der Zerstückelung das Panier der Hoffnung aufgeworfen hatte, wiewohl man ihn oft verspottete, weil er gegen den Strom ruderte. (Nacht. 266/67.) Er hielt die Hoffnung auf Kaiser und Reich im Volke lebendig, dreißig Jahre lang, und durfte es als eine Gnade des Himmels erleben, daß seine politischen Ideale sich glänzender verwirklichten, als seine Jugend geträumt hatte. Schon früh hatte er auch Verständnis für den Staatsmann, aus

dessen Haupte einst das Reich waffengerüstet wie Pallas Athene aus Jupiters Stirn springen sollte. (IV, 156.) Bereits in der Konfliktszeit hatte er Bismarcks männliche Entschlossenheit und Tatkraft bewundert. Die Zeit vor Bismarcks Auftreten schien ihm daran zu kranken, daß sie mit kleinlichen Mitteln spielte und niemand den geradesten Weg wagte, während sich doch der Weltlauf noch stets dem Gewaltigsten gefügt hatte. (II, 214, IX.) Spöttisch hatte er einmal gemeint:

Die Zeit zum Handeln jedesmal verpassen,
Nennt ihr die Dinge sich entwickeln lassen. (IV, 91, 15).

Wie hatte er sich nach dem Genius gesehnt, der durch Klippen und Sturm das Schiff zum Hafen führte! Nach Bismarck schuf er sich das Ideal des wahrhaft Großen und des genialen Staatsmannes besonders in seinen Sprüchen. Ihm imponierte an dem Staatsmann die Klarheit und feste Bestimmtheit des Ausdrucks und die dahinter stehende Tapferkeit.

Dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein
Und scharf das Schwert an deiner Lende,
Die beste Staatskunst bleibt's am Ende
Doch, tapfer und gerecht zu sein (IV, 90, 11).

Bismarcks Gedanken bei der Schaffung des Reiches drückte sein Spruch aus:

Nicht wer Staatstheorien doziert, ein Politiker ist nur,
Wer im gegebenen Fall richtig das Mögliche schafft. (IV, 157, II).

Andererseits verstand er auch, daß der große Mann, dessen Genie er bewunderte und den er über alles liebte, auch seine zahlreichen Gegner haben mußte. Die Ursache konnte nur die sein, daß sie ihn nicht kannten. „Denn man lernt nur kennen, was man liebt.“ Dem wahrhaft Großen gegenüber gibt es kein anderes Mittel als Liebe.

Alles Große beklemmt, wie es naht, und du fühlst dich nicht eher
Wieder befreit im Gemüt, bis du es lieben gelernt. (Nachl. 273).

Daß aber die große Kraft auch zweischneidig ist, will er nicht leugnen. Doch mahnt er das, was sie Uebles schafft, in den Kauf zum Segen zu nehmen. (IV, 91.) Er tritt mit besonderer Wärme für die Rechte des Genies ein.

Tadle mir einzelnes nicht an großen Naturen! Der Fittich,
der im Schreiten sie hemmt, trägt sie zu himmlischem Flug (V, 76).

ein Spruch, der ebensogut auf Bismarck wie auf Goethe bezogen werden kann. Bismarck ist ihm der Atlas, der auf den Schultern von Erz die Säulen des Reiches trägt, der Herkules, der den Stall des Augias, die alte deutsche Bundesverfassung, von dem unendlichen Wuste säuberte, der am Main die Hydra der Zwietracht bezwang und über dem Rhein den rasenden Löwen in den Staub warf. (IV, 157; Nacht. 248.) Im neuen Reiche hatte dieser gegen die hierarchischen Gelüste anzukämpfen, mochten sie kommen von Rom, wo das Unfehlbarkeitsdogma verkündet war, oder von dem evangelisch altkirchlichen Hochmut. Nicht aber gegen das Heilige wollte er kämpfen, sondern nur gegen den Mißbrauch des Heiligen, wenn man die eigene Herrschsucht zur Sache der Religion log. (Nachtrag 250.) Er, der frömmste und reinste aller damaligen Dichter, glaubte als Dichter das Recht zu haben, fromm ohne Bekenntnis zu sein.

So dauernd läßt sich kein Bekenntnis prägen,
Den gleichen Inhalt wandellos zu hegen,
Indes die Welt sich wandelt fort und fort.
Unmerklich, wie die Schlange Zeit sich häutet,
Erscheint der Buchstab' sinnvoll umgedeutet,
Und neuer Geist beseelt das alte Wort. (Nachl. 261).

Dies hielt er den Altkirchlichen entgegen. Furchtlos, so meinte er, muß man in des Heiligtums verdumpfte Räume in Gottes Namen eintreten, um sie von dem tausendjährigen Wuste menschlicher Willkür zu säubern. Wer diesen Kampf wagt, muß des Glaubens sicheren Hort in opferfreudiger Brust tragen. (Nachlaß 252.)

Als aus religiösem Fanatismus heraus, der durch die strenge Durchführung der Mai- und Reichsgesetze gegen alle, die die geistliche Herrschaft über den Staat setzen wollten, erzeugt wurde, ein Mordversuch auf Bismarck am 13. Juli 1874 von einem Katholiken Kullmann gemacht wurde, jubelte der Dichter dankbar mit Deutschland, daß das teuerste Haupt gerettet war. (VIII, 25.) Denn noch fern hatte er den Tag gewünscht, der diesen Atlas von der Bürde abrief. „Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge wie du". (IV, 157.) Wie klein erschienen der gewaltigen Größe dieses Staatsmannes gegenüber, alle seine Widersacher, Krittler und Nörgler!

Was habt ihr denn, ihr neunmal Weisen,
Mit eurem Witz gebracht zu stand,
Eh' euch der Held mit Blut und Eisen
Gewaltig schuf ein Vaterland?
Und jetzt, nachdem er ohne Wanken
Zum Hafen euer Schiff gelenkt,
Nun wollt ihr kritteln, schmäh'n und zanken,
Statt Gott auf euren Knie'n zu danken,
Daß er euch solchen Mann geschenkt? (Nachl. 251).

So steht denn Geibel vor uns als der fromme, auch in den dunkelsten Zeiten seines Vaterlandes hoffnungsstarke Prophet und Herold des neuen deutschen Reiches, als der Sänger seines größten Sohnes Bismarck mit seinen klaren, begeisterten Liedern, die die beste dichterische Illustration dreier wichtigster Jahrzehnte deutscher Geschichte uns schauen lassen, ebenbürtig einem Walther von der Vogelweide. Keiner hat so gut wie Geibel das Wesen seines deutschen Volkes verstanden, das Heimatliebe und Wanderlust in seiner Brust vereinigt und in sein Leben das Leben aller Weltgeschlechter schließt. (Julian, II, 264.) Keiner hat auch so hoch von der Aufgabe seines deutschen Volkes gedacht, von dessen Wesen er die Gesundung der Welt erhofft. Er war deutsch in allem, was er sann, sang und tat. Wie ein heiliges Vermächtnis klingen an unser Herz jene Verse, die er 1847 für eine jener deutsche Gesinnung und Hoffnung pflegenden Germanistenversammlungen lange vor der Gründung des Reiches in trübster Zeit dichtete:

Für alles, was Du bist und kannst, gebührt
Nächst Gott der erste Dank dem Vaterland.
Vergiß es nie, und was Du immer tust,
Gedenke, daß es seiner würdig sei.
Am stillen Herd, im Staat, in Wort und Lied,
In Lieb' und Zorn, in jeglichem Gedanken
Sei deutsch, bis Du dereinst dem Heimatboden
Mit Deinem Staub die letzte Schuld bezahlst.
(Holz, Gedenkbuch 40.)

Deutschland und die Völker Ostasiens in Vergangenheit und Zukunft.

Von

Lic. J. Witte, Berlin.

Zwei Dinge versperren heute noch weiten Kreisen der gebildeten Welt Deutschlands ein richtiges Verständnis der ostasiatischen Fragen. Das ist zuerst eine gewisse Geringschätzung der Völker der gelben Rasse. Man sieht heute noch vielfach besonders auf China herab mit dem Lächeln der Ueberlegenheit über diese sonderbare Welt der Zöpfe und der närrischen Sitten. Und auch den Japanern gegenüber tritt im Grunde ein Urteil des Herabblickens zutage, das sich jetzt besonders stark mit Zorn und Empörung mischt, trotzdem vor dem Kriege weite Kreise Deutschlands, unbeschadet ihrer **Grundstimmung** des Herabblickens, den gelben Menschen und ihrem Leben, weil sie „interessante Fremde“ waren, vielzuviel Bewunderung und Schmeichelei gezollt hatten.

Man kann aber jener Welt Ostasiens mit ihren 500 Millionen Menschen nur dann gerecht werden, wenn man sie ganz ernst nimmt als eine andersartige, mittelalterliche, vielfach sogar den Stempel der Antike tragende, aber in sich großartig ausgebaute, aus eigenem Geistesgrunde erwachsene, hochbedeutsame Sonderart der allgemeinen Menschheitskultur. Viertausend Jahre hindurch hat die chinesische Kultur den östlichen Teil Asiens beherrscht, viertausend Jahre hindurch hat sie diesem gewaltigen Menschheitskomplex Kraft gegeben, sich in der Geschichte zu behaupten und viele andere Völker und Völkergruppen zu überdauern!

Die Kraft dieser Völker Ostasiens ist auch heute nicht verbraucht oder auch nur im Abnehmen, im Gegenteil, es liegen ungeheure Möglichkeiten neuer Entwicklung in diesen Millionen, die

jahrhundertelang geschlafen haben, fern vom Vorwärtsdringen der westlichen Welt.

Die Japaner haben die neue Kraft so geschickt und schnell entfaltet, daß sie heute schon als Großmacht neben uns stehen. China wird das so oder so auch gelingen, sich aufzuraffen; dann werden China und Japan, ob getrennt oder vereint, eine gewichtige Stimme haben in der Welt der Zukunft.

Bei diesem Ausblick setzt nun die zweite Verkehrtheit ein, die das richtige Verständnis der Welt des fernen Ostens versperrt. Man sieht gerade auf diese zu erwartende Machtentfaltung der gelben Rasse und fürchtet sich vor dem drohenden Schrecken der gelben Gefahr.

Nun mag ja einmal in späteren Jahrzehnten oder Jahrhunderten der Tag kommen, wo die gelben Völker geschlossen den weißen Völkern die Weltherrschaft und Kultur-Vormachtstellung zu entreißen versuchen werden; zumal wenn die weißen Völker sich so noch ferner zerfleischen wie jetzt. Das gilt von der fernen Zukunft. In der Gegenwart und in der nahen Zukunft gibt es keine gelbe Gefahr, wenigstens nicht für uns Deutsche.

Alle anderen Völker der Erde haben eine gelbe Gefahr in absehbarer Zeit sich gegenüber. Die Amerikaner wegen der Philippinen und wegen Kalifornien, die Russen wegen der Mongolei und Mandschurei, die Engländer wegen ihrer ganzen Ostasien-Politik und wegen Hongkong, Indien und Tibet, die Franzosen wegen ihrer indo-chinesischen Besitzungen. Das sind für diese Völker große, gefährliche Reibungsflächen mit den Völkern Ostasiens; wir Deutsche haben solche Reibungsflächen nicht, denn wir haben dort keine großen Besitzungen an Land und wollen auch keine haben. Wir wollen friedliche Kultur- und Handelsbeziehungen mit dem fernen Osten, weiter nichts. Das alles gilt trotz Tsingtau.

Darum ist es ganz unangebracht, daß gerade wir Deutsche soviel von der gelben Gefahr reden. Die anderen Großmächte haben eine gelbe Gefahr und fürchten sie auch, aber sie reden nicht davon, aus Klugheit. Wir haben keine gelbe Gefahr, aber wir reden immer davon, und unsere Feinde, die Engländer und die andern, sorgen dafür, daß die gelben Völker das erfahren, daß wir soviel von der gelben Gefahr reden. Sie tun es, weil sie wissen, daß in der ostasiatischen Völkerwelt das Erbitterung gegen uns Deutsche schafft. Wenn wir dauernd vor den Völkern Ostasiens warnen als vor der Gefahr für die Zukunft, womöglich nicht nur für unsere Macht-

stellung, sondern auch für die Kultur der Welt, können wir nicht erwarten, daß sich uns die Freundschaft der ostasiatischen Welt zuwendet.

Es hätte ja überhaupt nur dann einen Sinn, von einer gelben Gefahr zu reden, wenn es eine weiße Solidarität gäbe. Die gibt es aber nicht. Wir erleben das doch hart genug am eigenen Leibe. Unsere Feinde haben Völker aller Rassen gegen uns in den Kampf gestellt. Unsere Feinde kennen nur ihre eigenen nationalen Interessen. Wenn es die zu fördern gilt, sind ihnen alle Rassengegensätze und Rasseninteressen höchst gleichgültig.

Und dann sollten wir, mitten im Kampf auf Leben und Tod gegen die Völker der weißen Rasse, die Rolle der Schutzengel dieser weißen Völker gegen die gelben Völker spielen? Für uns als Deutsche gibt es nur ein höchstes Lebensinteresse, dem sich alle anderen unterzuordnen haben, und das ist das Wohl und Vorwärtskommen Deutschlands und des Deutschtums in der Welt.

Diesem unserem deutschen Interesse aber bringt das Reden von der gelben Gefahr schweren Schaden.

Wir können ja das Emporkommen und Erstarken der ostasiatischen Völker auch gar nicht hindern, selbst wenn wir es wollten. Wenn wir ihnen nicht helfen, so tun es die anderen europäischen Großmächte oder Amerika; so war es mit Japan, so ist es bei China. Das ist eine Folge der internationalen Konkurrenz der Völker der weißen Rasse untereinander. Und nicht nur das. Die Konkurrenz der sich widerstreitenden Interessen der einzelnen Zweige unserer eigenen Industrie bringt es mit sich, daß nicht nur die fertigen Waren unserer Fabriken nach Ostasien exportiert werden, sondern auch die Maschinen, mit denen diese Fabrikate hergestellt werden. So machen deutsche Maschinen, in den Fabriken der Japaner gebraucht, manchen Zweig deutschen Exports nach Japan tot. Auch dies letztere ist schwer zu hindern. Denn wenn unsere Maschinenfabriken diese Maschinen nicht liefern, so beziehen die Ostasiaten sie aus anderen Ländern, von denen sie ihnen gern verkauft werden.

Daß die Ostasiaten diese Tatsache der Konkurrenz zu ihrem Vorteil nach Möglichkeit ausnutzen, das dürfen wir ihnen billigerweise nicht verdenken. Auch dürfen wir uns nicht wundern, daß sie dabei oft sehr dreist zu Werke gehen, denn sie sind von den Völkern der weißen Rasse wahrhaftig verwöhnt worden: jedes Volk

suchte dem andern den Rang abzulaufen, um Handelsvorteile u. a. zu erzielen. Da haben auch wir Deutschen keine Ausnahme gemacht.

So handelt es sich also jetzt gar nicht mehr darum, ob die Völker Ostasiens emporkommen oder nicht, ob sie unsere westliche Zivilisation bekommen oder nicht, sondern durch wen sie sie bekommen, welche Ausprägung der westlichen Zivilisation und Kultur dort zur Herrschaft gelangt. Konkret geredet handelt es sich darum, ob das neue, nach westländischer Art geprägte Leben nur vom Geist des Angelsachsentums beherrscht sein wird, oder ob auch die deutsche Kultur dem zukünftigen Leben Ostasiens in starkem Maße ihren Stempel aufdrücken wird.

Im deutschen Interesse müssen wir dringend wünschen und erstreben, daß die deutsche Kultur dort einen geachteten Platz bekommt. Denn wenn deutsches Wesen dort weit bekannt und geachtet wird, so kommt das allen Zweigen des deutschen Interesses, der Politik, dem allgemeinen Kulturinteresse und auch nicht zum wenigsten dem deutschen Wirtschaftsleben zugute.

Wenn wir nun aber dauernd von der „gelben Gefahr“ reden, so dient das wirklich nicht dazu, das Zutrauen zu deutschem Wesen und die Freundschaft zwischen Deutschland und den Völkern Ostasiens zu fördern, sondern hindert das Erstarken solcher Annäherung. Im Augenblick ist es nun Mode geworden, das Reden von der gelben Gefahr nur auf Japan zu münzen und auf China voll Hoffnung zu sehen, als sei das ein Land, von dem wir Großes zu hoffen haben. Aber in bezug auf diese Dinge sind, so verschieden auch sonst die Lage der Dinge in Japan und China ist, beide Länder nicht zu trennen. Die Chinesen werden von unserm Reden von der gelben Gefahr ebenso getroffen wie die Japaner, und sie fühlen sich auch getroffen. Sie werden nicht auf die Dauer willens sein, deutsche Sympathien zu pflegen, wenn wir dauernd vor der gelben Gefahr, d. h. auch vor ihnen, warnen. Die Reden von der gelben Gefahr widerstreiten also in jeder Hinsicht dem deutschen Interesse.

Dies deutsche Interesse in Ostasien zu fördern, ist ohnedies schon schwer genug. Denn wie war und ist die Lage der Dinge in Ostasien?

Wir sind überall in der Welt spät auf den Plan getreten. Zwar hatte Preußen schon 1861 mit Japan und bald darauf auch mit China Handelsverträge abgeschlossen, und der deutsche Handel mit Ostasien kam langsam, aber stetig voran. Aber die großen

Kämpfe um die deutsche Einheit und später die Erwerbung der afrikanischen Kolonien nahmen sehr viel Interesse in Anspruch, so daß die deutsche Politik und das Kulturinteresse des Deutschtums den ostasiatischen Fragen erst spät stärkere Aufmerksamkeit zuwenden konnte und zuwandte.

Inzwischen hatten sich unsere Konkurrenten, voran die Engländer und Amerikaner, in Ostasien mit ihren Interessen schon festgewurzelt, hatten sich große wirtschaftliche Besitzungen und Rechte gesichert und hatten mit großer Zielbewußtheit angefangen, das neu aufkommende Kulturleben in den Schulen und der Presse in ihrem Geiste zu beeinflussen. Seit dem Jahre 1860 schon hatten die Engländer und Amerikaner, durch die Gemeinsamkeit ihrer Sprache und der gleichen Kulturausprägung vereint, mit freudiger Aufbietung großer Mittel und Einsetzung heißer, ernster Arbeit sich darum gemüht, ihre Sprache in Ostasien zur herrschenden zu machen, auf diesem Wege das gesamte neue Geistesleben Ostasiens in ihrem Sinn zu beeinflussen und für ihre Wirtschaftsinteressen fruchtbar zu machen.

Auf dem letzteren lag und liegt für sie natürlich der Hauptnachdruck. „Der Handel geht der Sprache nach", das Wort birgt viel Wahres in sich. Das gilt auch von der deutschen Sprache. Daß Hunderte von Japanern jahraus jahrein in Deutschland studiert haben und in Japan selbst für die Mediziner das Deutsche die Hauptfremdsprache ist, hat zur Folge gehabt, daß die medizinischen Lehrbücher, Instrumente, Apparate, Arzneien, Chemikalien usw. von Japan aus Deutschland bezogen wurden. Gerade jetzt vollzieht sich die Neuordnung des staatlichen Schulwesens in China. Zu dieser Sprachenfrage schrieb mit Recht und mit Weitblick vor zwei Jahren die größte deutsche Zeitung in China, der „Ostasiatische Lloyd" in Schanghai: „Ist es uns Deutschen so gleichgültig, ob unserer wichtigen deutschen medizinischen, chemischen, pharmazeutischen Industrie der Absatz in China verschlossen wird oder nicht? In Japan kommen bei der Einfuhr von medizinischen Lehrbüchern, Instrumenten, Apparaten, Chemikalien aus Deutschland recht erkleckliche Summen zusammen. Diese würden sofort auf ein Mindestmaß zusammenschrumpfen, wenn die Studenten der Medizin nicht in deutscher Sprache unterrichtet würden. Wenn der (chinesische) Student nur in chinesischer Sprache unterrichtet worden ist, dabei aber in jedem Fall englisch gelernt hat, so richtet der spätere Arzt oder Gelehrte seine Bestellungen nur nach dem fremden Land, dessen Sprache er

kennt, nämlich nach England und Amerika, und der deutsche Michel hat wieder einmal das Nachsehen. Das Gleiche gilt natürlich, nur noch in weit höherem Grade, vom deutschen Unterricht in der technischen Wissenschaft":

Der Hauptweg, auf dem die Angelsachsen, in richtiger Erkenntnis dieser Dinge, zielbewußt ihrer Sprache und Kultur die Herrschaft zu gewinnen suchten, war der, daß sie in größtem Maßstabe die Arbeit ihrer protestantischen Missionsgesellschaften in Japan und China unterstützten.

Das bedeutet nichts Tadelnswertes weder für die Wirtschaftsinteressenten noch für die Missionen. Die Missionen nahmen dies Geld nur, wenn es ihnen bedingungslos gegeben wurde und verwandten es im Dienst ihrer, höchste religiöse und sittliche Aufgaben erfüllenden Arbeit zum Besten der Chinesen und Japaner. Die Wirtschaftsinteressenten aber hatten ganz richtig erkannt, daß die Missionsarbeit gewiß zunächst nicht die Absicht, aber in jedem Fall die Wirkung hat, daß sie für die kulturellen und wirtschaftlichen Interessen ihres Heimatlandes faktisch Pionierarbeit leistet. Ueberdies ist es ganz selbstverständlich, daß die Mission da, wo sie eine fremde Sprache in ihren Schulen treibt, sie die Sprache ihres Heimatlandes lehrt. Der langjährige Gouverneur des deutschen Schutzgebiets Kiautschou, Admiral von Truppel, hat 1912 in einem Vortrag*) auf diese Bedeutung der Missionsarbeit mit folgenden Worten aufmerksam gemacht: „Daß der Missionar als der zuerst und am weitesten vordringende Kulturpionier, bewußt oder unbewußt, dem wirtschaftlichen Vordringen seines Landes dient, sowohl mit seinen eigenen, wenn auch noch so einfachen Bedürfnissen, wie durch das Wecken neuer Kulturbedürfnisse bei den Eingeborenen, daß er durch Beobachtung der Volksgewohnheiten und Bedürfnisse dem heimischen Handel und der Industrie wertvolle Dienste leisten kann und oft schon geleistet hat, liegt auf der Hand. Es scheint mir außer Zweifel, daß nicht nur in kultureller, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung der Missionar ein äußerst wertvoller Kolonisationsfaktor für seine Nation ist; dies um so mehr, je mehr sich die Mission zum Prinzip macht, daß es nicht in erster Linie auf Bekehrungen und große Täuflingszahl ankommt, sondern auf eine Vorbereitung und Gewinnung der Geister für Aufnahme unserer westlichen Kultur durch Unterricht, ärztliche und sonstige charitative Fürsorge und

*) Abgedruckt in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, 1912 S. 353 ff.

durch die Persönlichkeit selbst und ihr Beispiel.*) In England und Amerika wissen die Handels- und Industriekreise ganz genau, welch wichtiger, wirtschaftlicher Kolonisationsfaktor der nationale Missionar ist".

Die Unterstützung ihrer Missionen durch die Engländer und Amerikaner geschah in so reichem Maße, daß bei Kriegsbeginn in China 5000 englische und amerikanische protestantische Missionare wirkten, die in ihren Schulen jahraus, jahrein 116000 junge gebildete Chinesen und Chinesinnen ausbildeten. In Japan waren es rund 1000 Missionare aus England und Amerika. Die Schulanstalten dieser angelsächsischen Missionen, ihre Presse und ihre sonstigen literarischen Arbeiten sind großartige Unternehmungen, die man wohl bewundern kann. Es wird dort ernste, tüchtige Arbeit geleistet. Fast ohne Grenzen waren die Mittel, die ihnen zur Verfügung standen. Der Expräsident Taft von Amerika sammelte im Jahre 1912 in kurzer Zeit 7 Millionen Mark, um die angelsächsischen „Christlichen Vereine Junger Männer" in China und Japan zu unterstützen, in denen die gebildete ostasiatische Jugend sehr wertvolle Kultureinwirkungen erfährt. Zur Ausgestaltung einer damals schon 700 Schüler fassenden amerikanisch-englischen Missionshochschule im Hinterlande von Kiautschou, in Weihsien, stiftete zur selben Zeit ein einziger Amerikaner auf 10 Jahre im voraus je 600000 Mark.

Das alles kann man nur bewundern. Es ist ein hoher, nationaler Idealismus, den die Engländer und Amerikaner damit bewiesen haben. Denn zum Besten der Interessen seines Volkes in der Ferne solche hohen Opfer bringen, das ist wirklich Idealismus. Denn daß etwa der einzelne Spender solcher Gaben damit rechnen könnte, daß gerade seine Geschäfte dadurch gleich jetzt Vorteil hätten, davon kann keine Rede sein. Es war großzügige Saat auf Hoffnung aus opferfreudiger nationaler Gesinnung heraus. Das sollte man nicht verkennen.

Weniger ideal und für uns Deutsche sehr bedauerlich war nun freilich dies, daß diese Arbeit der Angelsachsen für ihre Kultur sich seit Jahren mit einer scharfen Propaganda gegen die deutsche Kultur verband.

*) Genau in diesem Sinne arbeitet in Ostasien, Japan und China, der Allgemeine, Evangelisch-Protestantische Missionsverein in Berlin SW. 29, Mittenwalderstr. 42.



Als der deutsche Handel trotz aller Erschwernisse in Ostasien doch Fortschritte machte und Deutschlands Macht überhaupt wuchs, da kannte der Neid unserer Feinde bald keine Grenzen mehr. Die größte Vereinigung englischer Exporteure und Ingenieure in London gab in China ein Blatt heraus **„Eastern Engineering"**, das in China in vielen Tausenden von Exemplaren monatlich umsonst verteilt wurde. In diesem Blatt war z. B. im März 1913 über den deutschen Handel Folgendes zu lesen:

„Die Erfolge des deutschen Außenhandels beruhen ausschließlich auf dem diplomatischen Druck, den Deutschland auf das Land, mit dem es Handel treiben will, ausüben kann. Japan, Aegypten, die Türkei und andere Länder haben das der Reihe nach empfunden, und sie haben alle schwer darunter gelitten. Japans Schicksals hat klar bewiesen, daß es gut daran tat, sich von der deutschen Vormundschaft zu befreien, die ihm in seiner glänzenden Entwicklung solange hindernd im Wege gestanden hat. In früherer Zeit, als Japan noch nicht genügend Erfahrung gesammelt hatte, fiel es den unehrlichen Methoden des deutschen Kaufmanns zur leichten Beute, und die japanische Regierung ließ sich durch die „gepanzerte Faust" (das ist Deutschland) einschüchtern und kaufte dem „Vaterlande" (das ist auch Deutschland, höhnisch gemeint) eine ungeheure Menge wertloser Waren ab."

„Dadurch, daß es vom Einfluß Deutschlands frei wurde, hat Japan einen großen Vorteil vor China voraus. China hat den Deutschen gestattet, sich in Tsingtau festzusetzen und dort einen Mittelpunkt zu schaffen, von dem aus es den als deutsche Pest bekannten Bazillus pflegen und verbreiten konnte, der allmählich das Herz des ehrlichen Geschäfts in China ergriffen und vernichtet hat. Eine der beachtenswerten Folgen dieser Pest sind die neuerlichen Bestellungen (der chinesischen Regierung) von Waffen und Munition in Deutschland, die für die Firmen um so wertvoller sind, als sie die Türkei als den Misthaufen, auf dem sie wertlose deutsche Munition abladen konnten, verloren haben". Deutschlands Falschheit werde aber bald erkannt werden. „Die Länder, die China in dieser Zeit seiner schweren Kämpfe anständig behandeln, werden schließlich den Lohn ernten, und von diesem Standpunkt gereicht es uns zur Genugtuung, daß Deutschland nicht zu ihnen gehört".

Diese Hetze gegen alles Deutsche entstammt aber nicht erst den letzten Jahren. Schon gleich nach der Gründung des Deutschen Reiches, wahrscheinlich ehe ein Deutscher das ahnte, hat man dort

draußen das öffentliche Urteil in China in diesem Sinn zu beeinflussen versucht. Im Jahre 1875 erschien zum erstenmal ein noch heute in China verbreitetes Buch, betitelt Hai Kuo T'u chi, d. h. Illustrierte Beschreibung der Meervölker (= europäischen Völker), das auf englische und französische Quellen zurückgeht. In diesem Buch wird das Bestehen des Deutschen Reiches völlig ignoriert, Deutschland noch als ein Konglomerat von Einzelstaaten, als geographischer Begriff behandelt. In diesem Buch stehen neben vielem andern über Deutschland auch folgende Sätze: „Ursprünglich ein einheitliches Reich ist es durch die Sachsen zur Zerstückelung gekommen. Diese waren streitsüchtig und roh, raubten England und wurden erst durch die Franken zum Frieden gezwungen". „Hannover ist (!) englisches Untertanenland, von einem englischen Statthalter verwaltet". „Preußen ist das Land mit dem einköpfigen Adler in der Flagge. Es bestand ursprünglich nur aus Hordenniederlassungen, bis im Jahre 1800 ein König Friedrich von Oesterreich Schlesien und von Polen Posen raubte. Aber schon 6 Jahre darauf ist es von Napoleon unterworfen und von Rußland später befreit worden". „Preußen grenzt an das nördliche Eismeer. Nördlich von den Alpen ist es so kalt, daß alle Menschen Tag und Nacht das ganze Jahr in dicke Pelze gehüllt sein müssen. Das Land ist teils Sandwüste, so besonders in Brandenburg, teils Sumpf und Urwald; es ist für seinen Kornbedarf auf die Geschenke der Nachbarn angewiesen. Es ist ein Land der Denker und Gelehrten und kümmert sich nicht um Handelsangelegenheiten. Seine Erzeugnisse sind Spieluhren, Glas, Bernstein, Leinwand, Tuch, Porzellan und Seide (Das sind alles Dinge, die für China ganz bedeutungslos sind oder die es selbst besitzt). Die Norddeutschen sind regsam und lernbegierig. Die Süddeutschen lieben zusehr den Luxus, das Trinken und Essen. Sie sind streitsüchtig, so daß es fortwährend Schlägereien unter ihnen gibt."

An dieser deutschfeindlichen Hetze haben sich seit lange und bis heute auch betrüblicherweise evangelische Missionare der Engländer und auch der Amerikaner beteiligt. Um das verstehen zu können, muß man sich in die Gedankenwelt der Angelsachsen hineinversetzen; sie identifizieren schlechthin ihre nationalen und die christlich-religiösen Interessen. Besonders stark prägt sich dies bei den Engländern aus. Hielt man sich in Europa auch etwas zurück, mit Rücksicht auf die Friedensbemühungen und sonstige Dinge, so gaben sie sich dort draußen in der weiten Welt ganz offen. Ein anglikanischer Bischof

schrieb vor nicht zu langer Zeit in einer Zeitung des [illegible]
er die Engländer „die Auserwählten Gottes“, England „[illegible]
des Erdreiches“ nennt: „Begeht England mit der [illegible]
der Burenstaaten ein Unrecht? Im Gegenteil, es er[illegible]
die Berufspflichten, die der Weltenherr ihm übermacht hat. [illegible]
noch hat Britannia hienieden eine Riesenaufgabe zu erfüllen, [illegible]
lich die ungezählten Nationen, Rassen und Stämme, denen das [illegible]
bisher noch nicht beschert gewesen ist, unter sein geeignetes [illegible]
bringen“.

Jedes Volk, das sich England nicht beugt, widersetzt sich [illegible]
Willen Gottes und muß daher rücksichtslos bekämpft werden. [illegible]
das durch ihre Mission gegen Deutschland geschieht, [illegible]
Beispiele.

In Schanghai erscheint eine in ganz China bekannte Zeit[illegible]
schrift „Ta tung pao“, deren Herausgeber der englische [illegible]
Evans Morgan ist.

Im Juli 1913 erschien in dieser Zeitschrift ein ganz [illegible]
Artikel gegen Deutschland. Einige Sätze aus ihm seien [illegible]
wiedergegeben: „Auf diese Weise ist es gekommen, daß Eng[illegible]
Frankreich und Rußland unerbittliche Feinde Deutschlands [illegible]
sind. Wenn diese drei Länder die Grenzen gegen Deutsch[illegible]
sperrten, so würde Deutschland in ganz kurzer Zeit ein [illegible]
sein“. „Darauf folgten Kriege (Deutschlands) mit Holland [illegible]
Oesterreich und mit Frankreich. Nord- und Süddeutschland [illegible]
einig. Obwohl Deutschland aber seit 1870 einig ist, so [illegible]
lich doch nicht einig. Durch schwarzes Eisen und rotes [illegible]
die Regierung das Reich zusammen. Eine freiwillige Ein[illegible]
dem Grund der Tugend fußend, besteht nicht“. „Die [illegible]
von den Mitbürgern nach Gutdünken gemißbraucht. [illegible]
[illegible] gegen diese Mißbräuche und läßt alles ge[illegible]
man solche Menschen noch Bürger nennen? Es sind [illegible]
[illegible]“. „Ich komme zu dem Schluß, daß die Deutschen [illegible]
des Krieges sind, Knechte der Gewalt“. „Die Deutschen [illegible]
nur Knechte des Krieges und der Gewalt, [illegible]
Vertrauen auf den [illegible], barbarischen [illegible]
[illegible] nicht nur die Kultur in Deutsch[illegible]
[illegible] in ganz Europa auf“.

In den [illegible], die sie in [illegible] Schulen [illegible]
[illegible] In [illegible] in der [illegible]
[illegible] Worte [illegible]. In [illegible]

12 Zeilen abgemacht, während Amerika in 12 Kapiteln behandelt wird. Die Bilder aller Herrscher der Erde sind aufgenommen, nur das Bild des deutschen Kaisers nicht (Siehe darüber: M. Mayer-Hugendubel, Schi-Sshing, Stuttgart 1913 und J. Witte, Ostasien und Europa, das Ringen zweier Weltkulturen. Tübingen, 1914).

Daran hat der bekannte 1910 abgehaltene Weltmisssonskongreß in Edinburg garnichts geändert. Auch auf dem Kongreß ist nach dem Bericht der „Studierstube“, einer sehr angesehenen theologischen Zeitschrift, das Angelsachsentum mit einer unerhörten Anmaßung gegenüber allem Deutschen aufgetreten, eine Beobachtung, die in den meisten Berichten, die den Kongreß garnicht genug loben konnten, ganz und garnicht zur Geltung kam. Daß aber die „Studierstube“ richtig geurteilt hat, geht aus dem oben mitgeteilten Beispiel des Artikels der Ta-tung-pao deutlich genug hervor. Gegen diesen Artikel haben die deutschen Missionen in England protestiert. Der Erfolg war eine sehr laue Erklärung ihres Bedauerns. Aber sie haben garnicht daran gedacht, den Artikel zu widerrufen oder einen andern Deutschland anerkennenden Artikel zu bringen. Andere Länder sind nie von ihnen bekämpft worden, nur Deutschland.

Die vereinigten protestantischen Missionen in China geben jedes Jahr ein „China-Missionsjahrbuch“ heraus; bei dem Ueberwiegen der angelsächsischen Missionen haben diese dabei die Hauptrolle. Aber es sind doch auch alle anderen Missionen, auch die deutschen, daran beteiligt. Trotzdem machen die Angelsachsen ganz rücksichtslos für ihre kulturellen und wirtschaftlichen Interessen darin Propaganda. In dem Band von 1912 sagen sie (S. 156) ganz offen, daß es „wünschenswert ist, das Studium des Englischen zu fördern und es zu der herrschenden Sprache im fernen Osten zu machen in Diplomatie, Kultur und Handel“.

Auf einer großen Missionskonferenz, die der bekannte amerikanische Missionsmann Dr. John Mott 1913 mit Vertretern von Missionen aus allen protestantischen Ländern, auch den deutschen, in Schanghai abhielt, stand ganz offen auf der Tagesordnung der Punkt zur Verhandlung: „Wie kann das Studium des Englischen in China gefördert werden?“ Darüber wurde dann ganz dreist in Gegenwart der deutschen und der anderen Missionen verhandelt. Die deutschen Missionen haben dann durchgesetzt, daß man auch die deutsche Sprache, als neben der englischen berechtigt, anerkannte. Aber genützt hat das nichts. Das zeigte die sich anschließende Konferenz in Tokio, in der wieder nur von der englischen Sprache die Rede war.

Das zeigt sich auch an dem Verhalten der Missionszeitschriften des [illegible] Ostens jetzt im Kriege, auch solcher, die mit unter amerikanischem Einfluß stehen. Es ist geradezu erstaunlich, wie ganz [illegible] die amerikanischen Stimmen die Vernichtung Deutschlands [illegible] diesen Krieg als selbstverständlich annehmen und im Grunde [illegible] erwünscht durchblicken lassen. Niemals wird ein Wort [illegible] anderen kriegführenden Völker gesagt, nicht einmal gegen [illegible] Nietzsche bezeichnen sie als den besonderen Geist Deutschlands. [illegible] Evangelium der brutal-egoistischen Ziele des „Uebermenschen“ [illegible] typisch für das Handeln Deutschlands in der Welt, sei das [illegible] gesetz des „Pangermanismus“. „Der Kaiser brüstet sich, [illegible] Nietzsches „Uebermensch“ ist, und er hat sich vorgesetzt, Deutsch[illegible] zum „Uebervolk“ zu machen. So ist Deutschland zum [illegible] Vertreter der modernen (rein egoistisch-materialistischen) [illegible] geworden und andere Völker sind ihm darin gefolgt.“ So [illegible] man (S. 500) in der Dezember-Nummer 1914 des „Japan Evangelist“, einer sehr angesehenen, von einem Ausschuß der vereinigten (angelsächsischen) Missionen herausgegebenen Zeitschrift, ohne [illegible] die Herausgeber dem auch nur eine Fußnote beifügen. [illegible] Blatt brachte im Oktober 1914 einen Artikel, in dem es [illegible] heißt: „Kant, Ritschl,*) Eucken — Idealismus, [illegible] schritt? Religionismus, Spiritualismus — ich betone, [illegible] schreckliche Krieg ihr direktes Produkt ist.“ In der [illegible] Nummer hält der Verfasser diese Behauptung ausdrücklich [illegible] und begründet sie mit dem Urteil eines englischen Buches [illegible] „die Entwicklung, die Deutschland in Religion und [illegible] Denken von Kant und Hegel zu Schopenhauer, Strauß und [illegible] durchlaufen hat, nicht weniger sichtbar eine Bewegung [illegible] einer neuen Weltreligion, einem neuen Weltglauben“, [illegible] und Ritschl und Eucken repräsentieren, als charakteristische [illegible] treter. So schreibt ein Blatt, das in derselben Nummer [illegible] derselben Euckens Philosophie eine Uebersicht gibt und [illegible] die für den Herbst 1914 geplante Reise Euckens nach dem fernen Osten froh begrüßt hatte.

Man denke ja nicht, daß es sich bei allen diesen [illegible] theologisches Gezänk handle, das für die übrige Welt gleichgültig und ohne Bedeutung sei. Es ist ein schwerer Schade gewesen, daß man in Deutschland vor dem Kriege [illegible] so geurteilt und [illegible]

*) [illegible]

auch auf die deutsche Mission als auf eine sonderbare, unbedeutende, von einseitiger, religiöser Schwärmerei unternommene Sache herabgesehen hat.

Dr. John Mott ist ein so bedeutender Mann, daß die Amerikaner ihm vor einem Jahre zweimal den amerikanischen Botschafterposten in Peking angeboten haben.

Die Wirkungen dieser großzügigen, im wesentlichen durch ihre Missionen vermittelten Kulturarbeit der Angelsachsen waren entsprechend den aufgewandten Mitteln an Arbeit und Geld ganz bedeutend. Ihre Sprache beherrscht den fernen Osten, ihre Ausprägung der westlichen Kultur gibt der neuen östlichen Kultur das Gepräge, ihre Gedanken beherrschen das Geistesleben, und die Freundschaft der weitesten Kreise Ostasiens neigt sich nach ihrer Seite.

Die chinesische Revolution des Jahres 1912 war eine Wirkung dieses Geistes. Denn das neue Geschlecht Chinas war vom Amerikanismus durchtränkt und überzeugt worden, daß nur ein republikanisches China — nach Amerikas Vorbild — einen neuen Aufschwung erleben könne. Die Revolution war ein Wahnwitz, eine Republik in China ein Unsinn — heute herrscht Juanschikai wieder wie ein Monarch —, aber der Unsinn ward Wirklichkeit.

Die Macht der Deutschfeindschaft dieses Geistes hat alles Deutsche bitter zu spüren. Im Jahre 1912 wurde nach der Revolution das Unterrichtswesen der Provinz Schantung, in der Kiautschou liegt, einem höheren Beamten unterstellt, der ein Schüler einer amerikanischen Missionshochschule gewesen war. Bis dahin war an vielen chinesischen Mittelschulen der Provinz deutscher Sprachunterricht erteilt worden. Von diesem Beamten wurde sofort der sämtliche deutsche Sprachunterricht in ganz Schantung gestrichen. Auf der von deutschen Ingenieuren mit deutschem Kapital gebauten Nordstrecke der Tientsin—Pukou-Bahn wurde sofort, nachdem nach ihrer Vollendung der Betrieb den Chinesen übergeben wurde, Englisch die einzige Amtssprache. Jetzt im Kriege schrieb ein weit über die christlichen Kreise Japans als Publizist sehr bekannter und geachteter Japaner, Utchimura Kanso, der in Amerika studiert hat, den Geist, den er dort geatmet hat, widerspiegelnd, folgendes:

„Mein Gebet für Deutschland!

Das deutsche Volk möge erhalten bleiben; der Kaiserismus (!) möge vergehen! Luthers Glaube, Kants Philosophie, Neanders Theologie, Schillers und Lessings theologische Werke mögen erhalten

bleiben; aber Bismarcks Politik, Moltkes Militarismus, des Freiherrn von Stein Nationalismus, die sollen vergehen! Sie sollen in ihrem Mutter- und Urlande Deutschland vergehen und damit auch in der ganzen Welt! Ja, sie sollen auch in unserem geliebten Japan vergehen. Möge Gott das gute Deutschland erhalten, das schlechte Deutschland vernichten, und damit in der ganzen Welt eine neue Aera heraufführen."

Die ungeheure, unglaubliche Heuchelei, die in diesen Worten liegt, die Schamlosigkeit, diese Gedanken als Gebet zu bezeichnen, richtet sich selbst. Aber der Japaner hat diese Gedanken nicht aus sich, ihre Quelle liegt jenseits des Ozeans, in Amerika.

Was geschah nun von deutscher Seite, um den deutschen Einfluß in Ostasien zu verbreiten und zu sichern?

In China gab es vor dem Kriege im ganzen 234 evangelische Missionare, die in ihren Schulen rund 5000 Schüler unterrichteten. Aber während bei der Arbeit der 5000 [illegible] angelsächsischen Missionare in China das Schwergewicht sehr stark auf die höheren Schulen mit englischem Sprachunterricht gelegt wurde, waren die meisten deutschen Missionsschulen Volksschulen ohne deutschen Sprachunterricht, so daß sich das schon sehr ungünstige Zahlenverhältnis der Schüler, 116000 : 5000, in Wirklichkeit noch viel mehr zu ungunsten des Deutschtums verschiebt. Daneben gab es in Schantung und Fukien sehr gute Schulen der katholisch-deutschen Mission, gab es in Schanghai eine deutsche Medizinschule der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, gab es in Hankau, Schanghai und [illegible] junge Ingenieurschulen des neuen Deutsch-Chinesischen Verbandes, gab es seit 5 Jahren in Tsingtau eine ausgezeichnete deutsch-chinesische Hochschule des Reichsmarineamts mit zuletzt rund 400 Schülern. Aber ähnliche Anstalten hatten die Angelsachsen neben ihren Missionsschulen auch noch, z. B. die Chinesische Universität der englischen Regierung in Hongkong, so daß sich durch die Hinzurechnung aller dieser Anstalten und auch einiger deutscher Sprachschulen in Tsinanfu usw. im [illegible] das obige Zahlverhältnis nicht zu gunsten Deutschlands ändert. Und [illegible] alle diese deutschen Unternehmungen [illegible] jung.

Der wertvollste Mittelpunkt deutscher Kulturarbeit in China war sicherlich Tsingtau. Wie da nicht nur durch die Schulen der Regierung und der Missionen für chinesische Kinder und junge Leute, sondern durch die gesamte großartige und vielseitige Kulturarbeit des Reichsmarineamts in den 16 kurzen Jahren geschaffen

worden ist und nun sichtbar als Werk deutscher Tüchtigkeit zu sehen war, hat auf weite, und zwar gerade führende chinesische Kreise großen Eindruck gemacht und Deutschland viele Freunde unter den Chinesen gewonnen. Das ist in dieser Zeit so oft geschildert worden, daß es unnötig ist, darauf hier noch näher einzugehen.

Aber auch die Tsingtau-Arbeit war eben noch jung und neben der Arbeit der Angelsachsen noch sehr klein, so klein, daß selbst die Ueberlegenheit der größeren deutschen Tüchtigkeit und Gründlichkeit die Ungunst der Zahlen nicht ausgleichen konnte.

Am ungünstigsten aber war für das Deutschtum das Verhalten der breiten deutschen Bevölkerung, auch der gebildeten Kreise. Das so allgemeine Begeistertsein des deutschen Volkes für Tsingtau jetzt im Kriege erfüllt alle die, welche lange Jahre vor dem Kriege sich mit großer Anspannung bemüht hatten, für die großen deutschen Aufgaben in China und für Tsingtau Interesse im deutschen Volk zu wecken, mit großer Wehmut. Denn vor dem Kriege war in Deutschland das Interesse für Tsingtau in der breiten Bevölkerung sehr gering, Vorträge über Tsingtau, auch die hochstehender Redner, oft gähnend leer. Ja, es begegnete, daß man durch den Hinweis auf die große Konkurrenz der Angelsachsen und deren Hetze gegen Deutschland geradezu Unwillen erregte und Entrüstungsschreiben erhielt, man sei ein wilder Hetzer gegen England, der gemeingefährlich sei. Mir ist das tatsächlich sogar von einem deutschen Sprachverein widerfahren nach einem Vortrage, der nach ruhiger Schilderung der Sachlage zu stärkerer Opferfreudigkeit für deutsche Kulturarbeit im Osten aufforderte.

Unser Volk, das sich heute noch so gern das Volk des Idealismus nennt, das jährlich 3500 Millionen Mark für Wein, Bier und Schnaps ausgab, war nicht geneigt, erhebliche, wirklich der Größe der Aufgaben entsprechende Opfer zu bringen für seine Kulturaufgaben in der weiten Welt. Geld genug war wohl schon dafür vorhanden, aber man gab es nicht. Man verwies vielfach darauf, daß das die Sache der Regierung sei, für diese Dinge zu sorgen, und sah nicht, daß die Regierung viele der für die Erreichung der Verbreitung deutscher Kultur nötigen Arbeiten gar nicht leisten kann, sondern daß diese notwendig von freien Organisationen geleistet werden müssen, die durch große Opferwilligkeit der breiten Bevölkerung unterstützt werden müssen. Die meisten aber waren diesen Weltfragen gegenüber überhaupt gleichgiltig.

Selbst viele Kaufleute und Industrielle dachten nur an ihre eigenen, augenblicklichen Geschäfte und sahen nicht, daß auf die Dauer auch die größte deutsche Tüchtigkeit uns die Welt nicht erobert, wenn wir nur unsere Waren hinaustragen und nicht zugleich den deutschen Geist, der uns die Herzen der Völker erschließt und gewinnt.

Ja, sogar ein großer Teil der deutschen Kaufleute draußen in Ostasien sah bis vor wenigen Jahren diese Lage nicht ein. Viele erklärten: Die Ostasiaten sollen gar nicht Deutsch lernen. Jede Arbeit, auch die der deutschen Missionen, die sie Deutsch lehrt, schadet uns. Denn sie macht die Ostasiaten uns zu Konkurrenten. Diese Kreise sahen nicht ein, daß es sich gar nicht darum handelte, ob die Ostasiaten Deutsch lernten oder nicht, sondern darum, ob sie Deutsch oder Englisch lernten. So lernten denn weitaus die meisten Ostasiaten Englisch. Aber auch viele der Deutschen draußen waren für diese Fragen ebenfalls ganz gleichgültig, sie sahen nur ihr Augenblicksinteresse; und wenn es diesem nutzte, redeten und schrieben sie eben selbst sogar Englisch und bevorzugten Englisch redende ostasiatische Angestellte, weil sie ihnen nicht die deutsche Heimatkorrespondenz nachlesen konnten. Es kam doch sogar vor, daß eine japanische Firma auf eine deutsche Anfrage an eine deutsche Firma von dieser eine englische Antwort erhielt. Es kam vor, daß eine japanische Firma bei einer deutschen Firma deutsche Kalender bestellt hatte und dieselben mit englischem Text aus Deutschland geliefert bekam. Die japanische Firma aber hatte Kalender mit deutschem Text haben wollen — darum hatte sie bei der deutschen Firma bestellt — und wies die von der deutschen Firma mit englischem Text gelieferten Kalender zurück.

Es war daher leider richtig, was im „Ostasiatischen Lloyd" vor 2 Jahren ein deutscher Kaufmann in Tientsin über die Frage, warum der deutsche Einfluß in Ostasien so gering sei, schrieb: „Nach meiner Ansicht ist das Fehlen eines gesunden opferfreudigen Idealismus eine der Ursachen. Den deutschen Bestrebungen stehen nicht die großen Mittel zur Verfügung, die den englischen und amerikanischen Lehranstalten und Missionen von klugen Geschäftsleuten und frommen Seelen aus Amerika und England zufließen. Es ist daher unmöglich, diese englisch-amerikanische Flut aufzuhalten, wenn die Deutschen hier draußen sich nicht von ihrem ausgesprochenen Materialismus und Kastengeist freimachen."

Bei dieser in Ostasien herrschenden Sachlage kann man natürlich verstehen, daß in der deutschen Heimat die Interesselosigkeit und die Unwissenheit diesen Dingen gegenüber noch viel größer war.

Es war nun wohl seit drei Jahren in Ostasien und auch in Deutschland eine merkliche Besserung eingetreten. Draußen sahen jetzt mehr und mehr die Kaufleute ein, daß die Förderung der deutschen Sprache und Kultur unter den Japanern und Chinesen dringend ausgebaut werden müsse, nicht nur aus idealen Motiven, sondern auch um der deutschen wirtschaftlichen Interessen willen. Man erkannte auch mehr und mehr die hohe nationale Bedeutung der deutschen Missionsarbeit. Zwei größere Sammlungen deutscher Kaufleute und Industrieller hatten es dem in weitherziger Weise arbeitenden Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein ermöglicht, in Tsingtau eine höhere Töchterschule für Chinesinnen zu gründen und in Tokio ein deutsches Heim für japanische Studenten. Auch der Deutsche Reichstag bezeugte diesen Dingen erhöhtes Interesse.

Aber es waren doch noch verhältnismäßig kleine Kreise, die für die deutsche Kultur in der ostasiatischen Welt dies Interesse pflegten und eine richtige Vorstellung der Sachlage und der Aufgaben gewonnen hatten. Die große Masse des Volkes einschließlich sehr weiter gebildeter Kreise kannte noch bei Kriegsbeginn die Lage der Dinge nicht.

Sonst hätte weder die deutsche Presse in so weitem Maße noch das deutsche Publikum den deutschen Konflikt mit Japan so aufnehmen können, wie er aufgenommen wurde.

Man wußte nicht, daß die offizielle deutsche Politik in den beiden großen Ereignissen der neuen japanischen Geschichte, den Kriegen gegen China und Rußland, nicht für Japan, sondern für Rußland Stellung genommen hatte. Es ist damit nicht gesagt, daß das unrichtig war. Aber so wurde Japan zu England hingetrieben, das sich ganz willig zeigte, um dort seinen Einfluß noch zu verstärken, Japans leere Kassen durch Anleihen zu füllen. Seit Jahren war Japan nun mit England verbündet. Mit Recht schrieb am 30. August 1914 in der „Deutschen Warte" der Geheime Admiralitätsrat Dr. Schrameier: „Vielfach hat das Ultimatum Japans in Deutschland überrascht. Gewiß, der Ton war unerhört und verdiente die Antwort, die erteilt wurde, nämlich Verachtung. Die Sache selbst aber durfte eigentlich nicht überraschen, denn das Bündnis Japans mit England war bekannt, es lag seit Jahren

gedruckt vor und war öffentlich in den Parlamenten Londons und Tokios ausführlich erörtert. Daß aus dem Bündnisvertrage die Konsequenz gezogen werden konnte, die Japan gezogen hat, mußte deshalb von Anfang an in Rechnung gestellt werden." Das war auch in Rechnung gestellt worden. Wer die Sachlage kannte, konnte weder in den Jubel einstimmen, den das törichte Gerücht auslöste, Japan werde mit uns gehen, noch in die maßlose Wut, als es sich gegen uns entschied.

Man wußte eben zweitens nicht, daß die neue Kultur Japans, ebenso wie die Chinas, im wesentlichen von der angelsächsischen Kultur beherrscht wird.

Gewiß, die Japaner haben viel von uns gelernt, besonders in der Medizin und im Heereswesen. Aber während bei uns jährlich etwa 600 Japaner studierten und lernten, studierten in England und Amerika etwa 3000. Es wirkten in Japan im Sinn ihrer Kultur 1000 evangelische Missionare aus England und Amerika, aus Deutschland aber nur 5 (fünf). Ist es da ein Wunder, daß sich die Kulturentwicklung, daß sich die Sympathien nach der andern Seite neigten?

Nun haben jetzt im Kriege die Japaner, die bei uns ihre Kultur bereichert haben, sich in Japan durchaus treu bewährt. Sie haben aus ihren Sympathien mit Deutschland kein Hehl gemacht. Ihnen ist es zu danken, daß die Deutschen in Japan so gut behandelt werden. Aber die Majorität haben eben die Englandfreunde, deren Uebergewicht gegen die Deutschfreunde etwa so ist wie das Zahlen-Verhältnis der 600 zu den 3000. Das ist ein sehr nüchternes Rechenexempel. Daraus ergibt sich, daß wir den Japanern nicht zuviel, sondern viel zu wenig deutsche Kultur übermittelt haben. Da unsere Feinde an ihnen viel mehr Gutes getan haben, so haben sie den Lohn geerntet und wir den Schaden erlitten.

Am allertörichsten war es, den Japanern Undankbarkeit vorzuwerfen und die Sachlage so hinzustellen, als hätten wir ihnen nur aus reinem Idealismus unsere Heereskunst und Medizin übermittelt. Fordert man Dankbarkeit von den Japanern, so waren sie eben den Angelsachsen noch mehr zur Dankbarkeit verpflichtet als uns. Und was wir an Medizin und Militärkenntnissen ihnen gegeben haben, das ist als Dank in sehr realen Werten wieder nach Deutschland zurückgeflossen, nämlich in Millionen über Millionen Mark für Lieferungen von Arzneien, ärztlichen Instru-

menten und riesigem Heeresbedarf, eine Tatsache, auf die oben schon hingewiesen wurde.

Darum war für alle, welche die Sachlage kannten, die Art, in der die weitesten Kreise und die meisten Zeitungen in Deutschland sich im Anfang des Krieges gegen die Japaner äußerten, tief schmerzlich, weil sie in weitem Maße unberechtigt und sehr unklug war. Geheimrat Dr. Schrameier schrieb darüber in dem erwähnten Artikel: „Vom zärtlichen Umschmeicheln zu häßlichster Beschimpfung — ist es nötig, daß immer wieder diese Skala durchlaufen wird? Ist es eines großen Volkes würdig, das, von einer Welt von Feinden umgeben, auf seine Stärke trotzt und nur Gott fürchtet? Die Ausdrücke, mit denen man Japaner glaubte belegen zu können, lassen sich schwer wiedergeben; man forderte außerdem, man solle sie nie wieder in unserem Lande zulassen, nachdem wir es doch gewesen sind, die sie gerufen haben." Es sei ganz selbstverständlich, daß wir nach dem Kriege den Kulturaustausch mit den Japanern fortsetzten. Aehnlich urteilt in der neuen Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt" (von Dr. H. Grothe) Dr. F. Fehringer: „Die Enttäuschung des deutschen Volkes durfte nicht zu solchen Entgleisungen führen, die nun einmal der Würde unseres Imperiums und den Interessen seiner Pioniere dort draußen nicht entsprechen. Einige haben sich gebärdet, als sollte den Japanern fürderhin der Zugang zu unserer Kultur verschlossen werden. Doch davon kann ja gar keine Rede sein." (Heft 1 und 2, 1915, S. 79.)

Gerade um der deutschen Interessen willen sind diese Entgleisungen deshalb so sehr zu bedauern, als sie den Vollzug dessen erschweren, das früher oder später kommen wird und kommen muß, nämlich eine Annäherung Deutschlands und Japans in politischer Hinsicht. Wir können in Zukunft über Japans Kopf hinweg auch in China nichts ausrichten. So müssen wir uns mit Japan gut stellen. Und wir können es auch.

Deutschland ist in der Tat das Land, das unter den Großmächten in der Zukunft am meisten Aussicht hat, sich mit Vorteil für sich selbst mit den Völkern Ostasiens zu verbünden. Diese Behauptung scheint nun freilich mit dem oben über den überragenden Kultureinfluß der Angelsachsen in Ostasien Gesagten in einem unlöslichen Widerspruch zu stehen. Und doch ist die Behauptung richtig.

Die Japaner und Chinesen haben für die Zukunft das Ziel, daß sie, sie allein, in Ostasien Herren sein wollen. Das ist durchaus verständlich und kann nicht als unberechtigt bezeichnet werden.

Ob Japan dabei vorläufig eine Vorherrschaft über China ausüben wird oder nicht, ist dabei gleichgiltig, auch die Chinesen haben das Ziel: Ostasien den Ostasiaten. Diesem Ziel werden und müssen sich auf das energischste widersetzen England, Frankreich, Rußland und Amerika, wegen ihrer großen Landbesitzungen und ihrer sonstigen Vorrechte, die sie dann verlieren würden. Das einzige Land, das in Ostasien nichts weiter will als eine offene Tür für seinen Handel und freie Bahn für friedliche Geltendmachung seiner Kultur, das ist Deutschland.*) So haben die Ostasiaten mit uns die gleichen Feinde. Und wenn ihre nationalen allerwichtigsten Lebens- und Existenzinteressen in Frage kommen, dann überwiegt das Nationalgefühl alle Hinneigung der Kulturfreundschaft mit den Angelsachsen. Dann wird die Gemeinsamkeit der Gegnerschaft gegen Engländer, Franzosen, Russen und Amerikaner eine Annäherung zwischen den Ostasiaten und uns herbeiführen.

Bei der Schwäche Chinas wäre von politischem Gewicht vorläufig nur eine Annäherung mit Japan. Diese ist möglich und wünschenswert trotz Tsingtau, und zwar schon in diesem Kriege. Der frühere deutsche Gesandte in Peking, Exzellenz L. Raschdau, hat in einem Artikel im „Tag“ (vom 24. Februar 1915) gesagt: „In diesem Kriege mußten früher oder später die Interessen Deutschlands und Japans sich von selbst nähern . . .“ „Ob wir wollen oder nicht, die Not der Umstände führt die Interessen der beiden Völker in diesem Augenblick zusammen. In diesem Augenblick nur? Das ist eine Frage, die uns und die Welt wohl stärker noch beschäftigen wird.“

Das ist sehr richtig. Wie die Tsingtau-Frage dabei geregelt werden kann, das heute zu erörtern, ist ganz müßig. Für Deutschland wäre ein ihm befreundetes Japan als Gegendruck gegen Rußland, Amerika, England und Frankreich von großem Wert, für Japan genau so wertvoll ein ihm befreundetes Deutschland.

In beiden Ländern Ostasiens war übrigens schon in den letzten Jahren eine merkliche Besserung der Empfindungen Deutschland gegenüber zu spüren.

In Japan kam dies daher, daß weite Kreise trotz des Bündnisses mit England erkannt hatten, daß England es im Grunde mit Japan nicht gut meine. England hatte ja in der Tat Japan in den Krieg mit Rußland gehetzt, nicht nur um Rußland, sondern

*) Etwas anderes wollten wir im Grunde auch in Tsingtau nicht.

auch um Japan zu schwächen. Japan hatte große Opfer gebracht, seine Geldmittel sind nicht groß, es bekam mit durch Englands Schuld von Rußland keine Kriegsentschädigung. England lieh dann Japan Geld, aber damit legte es auch zugleich seine Hand auf das Land. Diese Rolle Englands wurde den Japanern immer lästiger, zumal sie mehr und mehr erkannten, daß England eine weitere Ausdehnung des japanischen Einflusses nicht wünsche. — Trotzdem kam dann durch eine Verquickung mehrerer für uns sehr ungünstiger und von deutscher Seite nicht ganz unverschuldeter Umstände ein englandfreundliches Ministerium in Japan ans Ruder, und es erfolgte der Angriff auf Tsingtau. Aber das kann alles anders werden. Ministerien bleiben nicht ewig.

In China war zuletzt schon die kaiserliche Regierung und nach der Revolution erst recht die Regierung Yuanschikais unter dem Druck des Widerstreits der Interessen der China hart drängenden Westmächte zu der Erkenntnis gelangt, daß Deutschland am wenigsten selbstsüchtig an China handle, und daß Deutschlands in Kiautschou geschaffene Kulturwerke für den Norden Chinas eine sehr segensreiche Wirkung ausübten. Unsere gleiche Lage des Umdrängtseins von vielen Feinden und der Heldenkampf der Verteidiger Tsingtaus haben die Sympathien für Deutschland in China jetzt noch bedeutend gestärkt.

Für die Hinneigung beider Länder zu Deutschland liegt aber noch ein tieferer Grund vor: In beiden Ländern herrscht heute noch eine mittelalterliche, in vielem sogar an die Antike erinnernde Kultur auf allen Lebensgebieten. Das gilt auch von Japan. Ohne jeden Uebergang sind in diese mittelalterliche Kultur die Einflüsse, Gedanken und Ideale der westlichen Zivilisation und Kultur eingedrungen, und zwar überwiegend in der extremsten Form ihrer Ausprägung, der angelsächsischen. Die politischen Ideen, der Freiheitsbegriff, die sozialen Ordnungen Amerikas und Englands stehen zu denen Ostasiens in einem schneidenden Gegensatz. Die Folge ihres Eindringens in das Leben jener Völker war und ist je länger, je mehr eine ungeheure innere Verwirrung und eine gewaltsame Erschütterung auch des Alten, das wohl wert gewesen wäre, in die Zukunft hinübergenommen zu werden.

Die deutsche Ausprägung der westlichen Kultur bildet zwischen diesen beiden Extremen eine gute, ausgleichende Mittellinie. Wie Japan seine Verfassung nach dem Muster Preußens eingerichtet hat, so hatte kurz vor der chinesischen Revolution eine chinesische

Studienkommission, die den Westen bereist hatte, erklärt, die preußische Verfassung sei für China die beste. Das ist eine sehr richtige Erkenntnis. Die Straffheit unserer Organisationen, die Stärke der Regierungsgewalt, die Betonung des Pflichtbewußtseins und vieles andere machen in der Tat, daß unsere deutsche Kultur für die Völker Ostasiens die geeignetste ist. Das hat man in beiden Ländern je länger, je mehr erkannt und hat wirkliches Verlangen, die Lebenskräfte der deutschen Kultur in sich aufzunehmen.

Ist das so, dann gilt es, aus allen diesen Gründen in der Zukunft große Werke und Anstalten in Ostasien zu schaffen, um die deutsche Kultur dort zu einer starken, herrschenden Stellung zu bringen. Es gilt die Deutsch-Asiatische Gesellschaft, den Deutsch-Chinesischen Verband, es gilt die Missionen in China und Japan mit großen Mitteln auszurüsten, damit sie ihre bisher schon vorzügliche Arbeit weiter ausbauen können. Diese Mittel müssen durch freiwillige Opfer der großen, weiten Volkskreise Deutschlands dargereicht werden, nicht nur der speziellen, wirtschaftlich interessierten Kreise. Selbst wenn wir Tsingtau wiedererhalten oder eine andere neue Kolonie in China bekommen, wird auch die großzügigste amtliche Tätigkeit der Behörden in Zukunft ebensowenig alles leisten können wie bisher. In Japan zumal ist solche amtliche Tätigkeit ganz unmöglich. Da können nur freie Organisationen wie die obigen die Aufgabe lösen.

Es ist ein gutes Motto für die Zukunft, was der deutsche Reichskanzler von Bethmann-Hollweg einmal gesagt hat: „Damit wir, wie Frankreich und England,*) in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stils treiben können, scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unseres Kulturbewußtseins not zu tun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde. Hierzu aber kann die Regierung nichts tun ohne die stete Unterstützung und Mitarbeit der gebildeten Schichten. Letztere auf diese Aufgabe hinzuweisen, dazu können die geistigen Führer des modernen Deutschland das meiste beitragen."

Wenn das zu dieser Aufgabe geweckte deutsche Volk für die Ausbreitung seiner Kultur in der Welt Ostasiens dann die gleichen Opfer bringt, die die Angelsachsen und Franzosen für ihre Kultur bisher schon gebracht haben, dann kann Deutschland in Ostasien eine große Zukunft haben.

*) Frankreich im nahen, England im fernen Osten.

Aus dem russischen Industrieleben.

Erfahrungen und Erlebnisse

Von

Karl Nötzel.

1.

Daß in Rußland vielleicht mehr wie in jedem anderen Lande die Eigenart des heimischen Industrielebens aus den politischen und kulturellen Zuständen zu erklären ist, diese Ueberzeugung festigte sich in mir bei einer fast zwanzigjährigen industriellen Tätigkeit in Rußland. Dieser Gesichtspunkt soll denn auch Zusammenhang bringen in die folgenden Mitteilungen, die natürlich keineswegs den Anspruch erheben, ein irgendwie geschlossenes Gesamtbild der russischen Industrie zu geben, dafür aber den Vorzug der unmittelbaren Anschauung, des Erlebnisses, für sich geltend machen.

Ich beginne mit dem Erfreulichsten, mit dem russischen Arbeiter. Da meine Erfahrungen sämtlich dem Moskauer Industriebezirk entstammen, handelt es sich dabei nur um den Großrussen (außer ihm spielen noch der polnische und namentlich der jüdische Arbeiter im russischen Industrieleben eine Rolle. Beide, besonders der letztere, werden gelobt.) Viel ist namentlich von englischen Werkmeistern über die Minderwertigkeit des russischen Arbeiters geklagt worden: über seinen Mangel an Gewissenhaftigkeit, überhaupt an Interesse an dem Werk seiner Hände, und an persönlicher Würde usw. Wären aber auch diese Klagen berechtigt, so würden sie sich aufs Leichteste durch die erst vor 50 Jahren aufgehobene, fast 200 Jahre dauernde Leibeigenschaft erklären: denn ihr Wesen, von der wirtschaftlichen Seite aus betrachtet, besteht ja gerade in einer systematischen Entwöhnung des Hörigen von dem Interesse an der eigenen Arbeit. Indes sind diese Klagen tatsächlich nur sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Man dürfte der Wahrheit weit näher kommen, wenn man

[illegible], die den [illegible] der [illegible], erfüllt, [illegible] [illegible] für China [illegible]. Das ist eine [illegible] Erkenntnis. Die [illegible] unserer Organisationen, die [illegible] gerufen wird, die Betonung des [illegible] und [illegible] machen [illegible] der Zeit, daß unsere deutsche Kultur [illegible] der Chinesen [illegible]. Das hat man [illegible] erkannt und hat möglichst [illegible], die [illegible] der deutschen Kultur in sich aufzunehmen.

Ist das so, dann gilt es, aus allen diesen Gründen in der Zukunft große Werke und Anstalten in China zu schaffen, um die deutsche Kultur dort zu einer starken, [illegible] [illegible] Es gilt die Deutsch-Chinesische [illegible], den [illegible] Chinesischen Verband, es gilt die Missionen in China und [illegible] mit großen Mitteln auszurüsten, damit sie ihre [illegible] Arbeit weiter ausbauen können. Diese Mittel müssen [illegible] Opfer der großen, weiten Volkskreise Deutschlands gebracht werden, nicht nur der [illegible] Kreise. Selbst wenn wir Tsingtau wieder erhalten oder eine [illegible] neue Kolonie in China bekommen, wird auch die [illegible] Tätigkeit der Behörden in Zukunft ebensowenig [illegible] können wie bisher. In Japan zumal ist solche amtliche Tätigkeit ganz unmöglich. Da können nur freie Organisationen [illegible] die Aufgabe lösen.

Es ist ein gutes Motto für die Zukunft, was der [illegible] von [illegible] einmal gesagt hat: „Daß wir, wie Frankreich und England,* in Zukunft eine Kultur[illegible] großen Stils treiben können, scheint mir neben der [illegible] und Stärkung unseres Kulturbewußtseins nicht zu [illegible] unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde. [illegible] aber kann die Regierung nichts tun ohne die [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible], dazu können die [illegible] [illegible]."

Wenn das zu dieser [illegible] deutsche [illegible] Ausbreitung seiner Kultur in der Welt [illegible] Opfer bringt, die die [illegible] und [illegible] für ihre [illegible] bereitstellen [illegible], dann kann Deutschland in China eine große Zukunft haben.

* [illegible]

Aus dem russischen Industrieleben.

Erfahrungen und Erlebnisse

Von

Karl Rötzel.

1.

Daß in Rußland vielleicht mehr wie in jedem anderen Lande die Eigenart des heimischen Industrielebens aus den [illegible] und kulturellen Zuständen zu erklären ist, diese [illegible] sich in mir bei einer fast zwanzigjährigen [illegible] in Rußland. Dieser Gesichtspunkt soll denn auch Zusammenhang [illegible] in die folgenden Mitteilungen, die [illegible] erheben, ein irgendwie geschlossenes Gesamtbild der russischen Industrie zu geben, dafür aber den [illegible] Anschauung, des Erlebnisses, für sich geltend machen.

Ich beginne mit dem [illegible] mit dem russischen [illegible]. Da meine Erfahrungen [illegible] dem [illegible] entstammen, handelt es sich [illegible] ihm spielen noch der [illegible] im russischen Industrieleben eine Rolle. [illegible] werden geübt. [illegible] über die Minderwertigkeit des russischen [illegible] über seinen Mangel an [illegible] dem Werk seiner Hände, und an [illegible] aber auch diese Klagen [illegible] durch die erst vor [illegible] Jahren [illegible] Leibeigenschaft [illegible] Seite aus betrachten [illegible] wöhnung des Körpers [illegible] Indes sind diese Klagen [illegible] nehmen. [illegible]

[illegible] — und in sehr vielen Fällen konnte ich das [illegible] —, daß der ausländische Werkmeister, verleitet durch die äußere Unterwürfigkeit des russischen Arbeiters, ihn nicht von vornherein als minderwertig, wie ein Kind behandelt — und lediglich durch Autorität, ja durch Brutalität wirken will. Wie viele Ausländer habe ich nicht sich rühmen hören, sie schlügen ihre russischen Arbeiter! Das ist aber natürlich das allerschlechteste Mittel, um aus dem Russen einen willigen Arbeiter zu machen. Denn seine Demut beruht ja keineswegs auf geistiger Unselbständigkeit. Im Gegenteil, es liegt durchaus in seinem natürlichen Wesen, vor allem in seiner wahrhaft unermüdlichen Wißbegier begründet, daß er wissen will, weshalb er die Arbeit verrichten soll, die ihm übertragen wird. Sucht man ihm dies klar zu machen, so wird er nicht nur mit Interesse bei seinem Werk sein, er wird auch über es nachdenken und unaufhörlich meist wohl überdachte Besserungsvorschläge vorbringen. Es wäre dabei ein großer Fehler, ihn hier nicht ausreden zu lassen und nicht auf seine Gründe einzugehen, er würde dann alle Teilnahme für seine Arbeit verlieren — ganz abgesehen davon, daß diese Vorschläge oft außerordentlich beherzigenswert sind. Ich erinnere nur daran, daß z. B. der Gummischwamm die Erfindung eines einfachen russischen Arbeiters ist. Ueberhaupt darf man keine starren Disziplinforderungen dem russischen Arbeiter gegenüber geltend machen. Das würde aber auch gar keinen Eindruck auf ihn machen. Denn er hat sich, wie gesagt, im Laufe seiner jahrhundertelangen Knechtschaft durchaus seine geistige Selbständigkeit und sein unbestechliches sittliches Urteil bewahrt, er hat nur gelernt es bei sich zu behalten, wenn man ihn nicht fragt. Wer aber etwas Blick hat, der kann immer wieder eine unverhohlene, wenn auch niemals boshafte Ironie im Blicke des mit oder ohne Stimmaufwand zurechtgewiesenen russischen Arbeiters lesen. Die einzige Art aus dem Russen einen willigen, geduldigen und immer an seiner Hände Werk denkend teilnehmenden Arbeiter zu machen, ist eine rein patriarchalische Behandlung. [illegible] macht und seine Pflicht versäumt, [illegible] — aber nur nicht hochmütig schulmeisterlich [illegible] Dank für die Arbeit und auch [illegible] Es zeigt ja niemand größere [illegible] der einfache Russe. [illegible] niemand [illegible] wohl[illegible] der russischen [illegible] 14 Jahre meiner

industriellen Tätigkeit, als Leiter einer Anilinfarben- und Oellackfabrik in Moskau, überhaupt keine einzige Strafe erteilt, man ist mir dabei immer höflich begegnet, und das selbst in den Zeiten der größten Verhetzung: während der Revolutionstage des Jahres 1905, als auch an unserm Fabrikgebäude mit großen Lettern angeschrieben stand: Tod den Ausbeutern von Fabrikanten!

In einem muß ich freilich den Kritikern des russischen Arbeiters recht geben: Es ist außerordentlich schwer, fast unmöglich einen russischen Arbeiter zum Meister heranzuziehen. Höherer Lohn reizt ihn ja bei seiner geradezu an antike Philosophen erinnernden Anspruchslosigkeit eigentlich garnicht. Es ist dabei aber auch nicht Scheu vor vermehrter Tätigkeit, was es ihn vorziehen läßt, einfacher Arbeiter zu bleiben. Nein: er fühlt sich nun einmal bloß wohl als Gleichberechtigter unter Gleichberechtigten. Er haßt jede Ueberordnung, vielleicht deshalb, weil er ihren Mißbrauch allzusehr am eigenen Leibe erlebte im Laufe der Jahrhunderte, durch das Tartarenjoch und dessen Erbschaften: Despotismus und Leibeigenschaft. Vom Standpunkt der Industrie aus mag das freilich zu bedauern sein, man sollte sich indes hüten, den Wert eines Menschen durchaus nur zu bemessen nach seiner Verwendbarkeit im industriellen und landwirtschaftlichen Großbetrieb! Und dann muß doch auch uneingeschränkt zugegeben werden, daß es eigentlich keinen idealeren Privatwirtschaftler gibt als den russischen Fabrikarbeiter — wenigstens zu meiner Zeit, das heißt bis 1909. Damals erhielt ein ungelernter erwachsener Arbeiter ungefähr 15 bis 17 Rubel im Monat — dabei stellt die Fabrik höchstens zweimal am Tage Tee ohne Brot. Für sich gab nun davon der Arbeiter etwa 5 bis höchstens 7 Rubel aus: 2—3 Rubel für seine Schlafstelle — sie mieteten zu mehreren stets irgend eine Kammer, wo sie auf einfachen Brettern, die sie von der Fabrik erbaten, nur mit ihren Mänteln bedeckt, schliefen. 3—4 Rubel im Monat kostete dabei ihre stets gemeinschaftliche Verpflegung (die Russen sind die geborenen Kommunisten, wodurch sich vielleicht auch ihre schwere Anpassung an den rein kapitalistischen Großbetrieb erklärt, während das Genossenschaftswesen gleich von Anfang an blühte. Doch davon noch später). Sie aßen fast nur das, übrigens vorzügliche, russische Schwarzbrot mit Salz und Kartoffeln, wozu hier und da einmal etwa ein Hering kommt. Mindestens zwei Drittel seines Gehaltes, in der Regel 10 Rubel monatlich, schickt der russische Arbeiter seiner auf dem Lande weilenden Familie: der verheiratete seiner Frau, der unverheiratete seinem Vater. Bekanntlich

gab es ja überhaupt keinen eigentlichen industriellen Arbeiterstand in Rußland bis zur großen Agrarreform von 1907, (die überhaupt erst ein landloses Proletariat in Rußland schuf, indem es durch sie dem einzelnen Bauer freigestellt ward, aus der kommunistischen Landgemeinde auszutreten, in welchem Falle ihm ein entsprechendes Stück Landes zum veräußerlichen Besitz zuerteilt werden muß. Die Fabrikarbeiter waren bis 1907 sämtlich Bauern — freilich gingen sie meist nur aus Landhunger zur Industrie, während ihren Grund und Boden ihre Frauen und Kinder bearbeiteten. Nur zweimal im Jahre — zu Weihnachten und vor allem zu Ostern, wenn die Fabriken der Frühjahrsüberschwemmung wegen auf einige Wochen stehen, kehrte der Arbeiter auf kurze Zeit, wovon er noch die meiste auf den Stationen zubringt, einen passenden Zug geduldig abwartend, zu den Seinen zurück und darauf freut er sich denn das ganze Jahr über. Ich möchte dabei noch besonders betonen; daß trotzdem die moralischen Verhältnisse unter den russischen Industriearbeitern vorzügliche genannt werden müssen. Unser Fabrikarzt konnte, obgleich unsere Fabrik in dem verworfensten Teile des furchtbar verseuchten Moskau lag, keinen einzigen Fall von Geschlechtskrankheiten in diesen 17 Jahren konstatieren. Was schließlich auch den Alkohol anbetrifft, dieses durch die Leibeigenschaft großgezogene und in Hinsicht auf sie so verzeihliche Laster, so muß ich bekennen, daß ich in allen diesen Jahren unter allen meinen Leuten eigentlich nur einen einzigen Trinker hatte — und das war der beste Mensch von der Welt.

Meine Erfahrungen am russischen Arbeiter möchte ich kurz dahin zusammenfassen, daß wenn ich ihn auch für geeigneter halte für den kleinen und mittleren Industriebetrieb, er doch auch sehr wohl, bei seinem Wesen entsprechender Behandlung, für den Großbetrieb heranzuziehen ist. Man darf nur nie vergessen, daß der russische Arbeiter lediglich darin ein Kind genannt werden darf, daß er immer auch verstehen will, was er tut, was wir Erwachsene uns schon längst abgewöhnt haben.

2.

Was nun die Formen des russischen Industriebetriebs anbetrifft, so entspricht es wohl der Eigenart des russischen Arbeiters und der altrussischen Auffassung vom Familienleben, daß sich der Hausbetrieb noch immer in sehr weitem Maße erhalten hat. Entscheidend sind [illegible]leicht vor allem auch die klimatischen Verhältnisse Rußlands:

der so lange Winter schließt bei dem tiefen Schnee und starken Frost jede Arbeit des russischen Bauern im Freien völlig aus, und führt ihn so notgedrungen zur Hausindustrie, (ebenso wie der kurze Sommer die Anstrengung aller Kräfte der russischen Bauernfamilie von dem ältesten Greisen bis zu den kleinsten Kindern erfordert, weshalb übrigens auch die russische Industrie im Sommer viel schwächer arbeitet, und die meisten Arbeiter aufs Land entläßt). Jedenfalls herrscht in Rußland die Hausindustrie auch in solchen Industriezweigen, wo man das eigentlich nicht mehr erwarten sollte, z. B. in der Färberei, ja im Zeugdruck (Handbetrieb), ganz zu schweigen von den berühmten Tulaer Schwarzeisenwaren (Schlösser, Türbeschläge usw.). Es haben sich dabei uralte Rezepte erhalten, z. B. kennt man in der ganzen Welt keinen Eisenlack, der derart der Erhitzung widersteht, wie der der Tulaer Schlösser, und dieses Rezept erhält sich nur bei den Hausarbeitern; der ihre Arbeit aufkaufende Fabrikant kennt es nicht. Der russische Fabrikant ist eben immer noch in weitem Maße wie z. B. der Dreißiger in Hauptmanns „Webern“ nur ein Arbeitsvermittler, ein Arbeitsaufkäufer, wobei der russische Hausindustrielle freilich meistens alle Materialien selber kauft, mithin eigentlich einen Kleinmeister darstellt, der bloß sein fertiges Produkt immer nur demselben Aufkäufer verkauft. Natürlich ist diese Produktionsweise, die so sehr dem jede Ueberordnung scheuenden Charakter des russischen Arbeiters entspricht, nur in bestimmten Industriezweigen möglich, und auch da wohl durch fortschreitende Industrialisierung zum Aussterben verurteilt, wenn sie sich nicht neue Wege der Organisierung sucht, womit freilich bereits erfolgreich begonnen ward. Immerhin hält sich der industrielle Hausbetrieb merkwürdig lange blühend in Rußland — was zum Teil wohl auch auf die materielle Anspruchslosigkeit des einfachen Russen zurückgeht. Vielleicht dürfte es als eine Folge der Gewöhnung an solchen Industriebetrieb anzusprechen sein, daß es in Rußland auch innerhalb des modernen Großbetriebes namentlich in der Textilindustrie eine ganze Reihe von Fabrikanten ohne Fabrik gibt: es finden sich nämlich in Rußland nicht bloß wie auch bei uns Lohnfärbereien und Lohn-Appreturanstalten — für Webereien, die keinen eigenen Färbereibetrieb haben, es gibt da auch noch Lohnwebereien und selbstverständlich wie überall selbständige Spinnereien. Es braucht also ein russischer Fabrikant fertiger Stoffe gar keinen eigenen Betrieb zu haben. Andererseits beobachten wir freilich, namentlich in dem ursprünglichsten Zweige

der russischen Industrie, in der Textilbranche, auch die umgekehrte Tendenz: Die großen Manufakturen im eigentlichen Sinne (d. h. ursprünglich nur die Fabriken zur Herstellung von gedruckten Zitzstoffen, die als russische Volkskleidung eine viel größere Rolle spielen, wie in irgend einem andern Lande, und das erklärt wiederum den so großen Absatz von deutschen Anilinfarben in Rußland), haben jetzt bereits fast durchgehend ihre eigenen Webereien und Spinnereien, die aber jedesmal ausschließlich für den Bedarf der Zeugdruckerei arbeiten. Sonst ist von einer Eigenart des russischen Industriebetriebs in technischer Hinsicht wohl kaum die Rede, da ja die großen Industriezweige von etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, vornehmlich in den sechsziger Jahren, fertig aus dem Auslande nach Rußland übertragen wurden, und zwar die Zeugdruckereien fast durchweg aus dem damals noch französischen Elsaß, die Spinnereien und Webereien aus England, die Maschinenindustrie über Polen aus Deutschland, ebenso die chemische Industrie. In allen Fällen haben ausländische Meister und Arbeiter die russischen Arbeiter angelernt.

3.

Natürlich hatte das seine Grenzen: so bestätigten mir leitende Vertreter der russischen Textilindustrie, daß der Fachmann sogar schon mit bloßem Auge jedes russische Gewebe durch seine Unregelmäßigkeit und Fehlerhaftigkeit von einem ausländischen unterscheiden könne. Auch fehlt die technische Feinindustrie noch fast völlig in Rußland. Die Maschinen für die Textilindustrie kamen z. B. bis vor zwanzig Jahren nur aus England, heute fast ausschließlich aus Zittau und Chemnitz. Auch werden immer noch deutsche Dampfmaschinen, ja Dampfkessel, in großen Massen eingeführt, und den heimischen Fabrikaten vorgezogen. Im allgemeinen dürfte ja für die russische Maschinenindustrie wohl dasselbe gelten wie für die russische chemische Industrie: es werden in Rußland eigentlich bloß die letzten elementaren Prozesse vollzogen: die feinsten Maschinenteile werden ebenso eingeführt wie die chemischen Halbprodukte. Letzteres ist durchaus der Fall in der Anilinfarbenfabrikation in Rußland: die fünf großen deutschen Werke haben freilich als russische Firmen große eigene Fabriken in Rußland, die führen aber bloß die letzten Prozesse durch. Außer der Textilindustrie dürfte mithin [illegible] ein Industriezweig in Rußland technisch völlig selbständig und [illegible] vom Auslande durchaus unabhängig sein, d. h. seine eigent-

lichen Rohmaterialien von sich aus völlig bearbeiten (das kommt nebenbei gesagt sehr in Betracht für diesen jetzigen Krieg). Feinere Industrien wie die Präzisionsmechanik vor allem die Optische, sowie die chemisch pharmazeutische Branche fehlen noch so gut, wie völlig in Rußland. Auch sonst ist die russische Industrie, was ihren Ausbau anbetrifft, ähnlich lückenhaft wie etwa die amerikanische. Können doch selbst solche, man sollte meinen ächt russische Landesprodukte, wie Pelze erst im Ausland — vornehmlich in Leipzig — ihre definitive Veredelung erhalten. In der unentbehrlichen Feinindustrie aber — z. B. bei der Papiergeldherstellung — sind fast ausschließlich Ausländer, in der Reichsdruckerei nur Deutsche beschäftigt.

Von rein technischem Standpunkte aus, erschien mir mithin die russische Industrie lückenhaft, unselbständig, in ihren Halbprodukten auf das Ausland angewiesen, und einstweilen noch unfähig zu den feinsten technischen Erzeugnissen. Dabei liegt die Erklärung für ihre verhältnismäßig so geringe Leistungsfähigkeit — abgesehen davon, daß sie, was Export anbetrifft, ausschließlich für das russische Asien arbeitet, wo sie europäische Konkurrenz nicht zu fürchten braucht, vielleicht vor allem darin, daß die russische Industrie in Hinsicht auf innere Organisation bei ihrem Entstehen ohne jeden Versuch der Anpassung an russische Verhältnisse, vor allem an das russische Arbeitsmaterial, einfach der ausländischen nachgebildet ward. Hierüber wäre viel zu sagen.

4.

Ich brauche dabei wohl nicht daran zu erinnern, daß alle bösen Kinderkrankheiten hinsichtlich der Arbeiterbehandlung sich in der russischen Industrie in ganz besonders bösartiger Weise geltend machen. So nahm das berüchtigte Trucksystem gleich von Anfang an solche Formen an, daß schon sehr bald ein striktes Verbot aller und jeder Auszahlung von Arbeitslöhnen in Gestalt von Lebensmitteln erfolgen mußte. Trotzdem soll in der Provinz, wo die Polizei in der Tasche der Industriellen steckt, auch jetzt noch in dieser Hinsicht viel gesündigt werden, namentlich durch Kaufzwang in der Fabrik gehörigen Läden usw. Auch eine andere auf den ersten Blick etwas seltsame Maßnahme gegen die Arbeiterausbeutung erwies sich sehr bald als notwendig: Schon in den sechziger Jahren ward gesetzlich bestimmt, daß alle Arbeiterstrafgelder der Staatskasse abgeliefert werden müssen, und zwar jedesmal wenn 100 Rubel

voll sind; dies Geld soll zu staatlichen Wohlfahrtseinrichtungen verwandt werden. Freilich habe ich nie erfahren können, zu welchen eigentlich. Als ich, ganz im Anfang meiner Tätigkeit, einmal eine solche Summe abliefern wollte, wollte sie keine Behörde annehmen! An der formalen Gerechtigkeit dieser Bestimmung kann man nun sehr wohl zweifeln, niemals aber an ihrer Notwendigkeit in Rußland. Gab es doch, um nur ein Beispiel anzuführen, unter den großen russischen Fabrikanten, einen, der jedesmal seinen Direktoren grobe Szenen zu machen pflegte, wenn in einer Woche weniger als 3000 Rubel an Strafgeldern verdient war. Bei der sich gleich im Anfang in der russischen Industrie geltend machenden auf die Grundsätze der Leibeigenschaft zurückgehenden Tendenz, den Arbeiter rückhaltlos auszubeuten und seine elementarsten wirtschaftlichen und menschlichen Bedürfnisse einfach zu verachten — war eben die russische Regierung von vornherein gezwungen zu Bestimmungen, die weit in die Sphäre der Unternehmer eingreifen und vom formal rechtlichen Standpunkt aus vielfach völlig unhaltbar sind — da es ja nicht in ihrem (der Regierung) Interesse liegen konnte, um des Vorteils anderer willen einen neuen Revolutionsherd zu schaffen, und da andererseits ihr Beispiel keine öffentliche Moral aufkommen ließ. Ich erinnere in diesem Zusammenhang auch an die rein persönliche Haftpflicht des russischen Fabrikdirektors für jeden Unfall in seinem Betrieb. So ungerecht das ist, erscheint es doch bei der entsetzlichen Gewissenslosigkeit, mit der in Rußland mit Menschenleben umgegangen wird, einfach notwendig. Ich erinnere mich aus meiner Moskauer Zeit, daß der Direktor der Moskauer Gaswerke — übrigens damals ein Franzose — zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt wurde, wegen einer Gasexplosion in einem Privathause, bei der mehrere Menschen verunglückt waren. Ueberhaupt darf man es gegenüber dem durch Rußlands soziale Geschicke, vor allem die Leibeigenschaft, großgezogenem sich auch in den privaten Wirtschaftsorgarnisationen oft schamlos geltend machenden Mangel an jeglicher sozialen Rücksicht — wir werden darauf noch zurückkommen — nicht übelnehmen, muß man es vielmehr für selbstverständlich betrachten, wenn bei Durchführung des notwendigsten Schutzes der elementaren Rechte der Arbeiter der Unternehmer öfters an die Wand gedrückt wird. Mißbraucht werden kann dabei natürlich auch jede an sich segensreiche Einrichtung. So z. B. auch die vom russischen Gesetz dem Fabrikarbeiter gegenüber befohlene vierzehntägige Kündigungsfrist. Sie war aber notwendig, damit

der Arbeiter nicht mehr von heute auf morgen auf die Straße geworfen werden kann, wie dies vordem in der russischen Industrie je nach ihren wechselnden Bedürfnissen an „Händen“ in schamloser Weise geschah. Natürlich kann es der Arbeiter sehr wohl dahin bringen, daß ihm der Lohn für vierzehn Tage ausgezahlt wird, und man dabei noch froh ist, wenn er geht. Doch geschieht das bei dem russischen Arbeiter, so viel ich weiß, verhältnißmäßig recht selten, mir selber ist das in 17 Jahren kein einziges Mal begegnet. Wenn man aber auch mithin gewisse gesetzliche Gewalttaten dem russischen Unternehmer gegenüber mit der mangelnden sozialen Erziehung der russischen Industriegewaltigen wohl entschuldigen kann (die dazu noch, so fern es sich nicht um westeuropäische Unternehmer handelt, vornehmlich aus den durch Wucher reichgewordenen Bauern hervorgegangen sind) so kann es dennoch garnicht geleugnet werden — und das liegt daran, daß das despotische Regiment jeglicher wahrhaften Stütze im Volke entbehrt — daß die russische Regierung in ihrem ausgesprochenen, fast grundsätzlichen Rechtgeben gegenüber dem Arbeiter in dessen Streitigkeiten mit dem Unternehmer einfach Politik treibt. Und zwar immer die gleiche, ihr aus nacktem Selbsterhaltungstrieb geboten erscheinende: nämlich das einfache Volk da zu verwöhnen, ihm da zu schmeicheln, wo das auf Kosten anderer geschehen kann — um sich von ihm ihre Sünden verzeihen zu lassen, es wenigstens auf Augenblicke seine Knechtung vergessen zu lassen und sich so noch am Ende gar eine Stütze gegen die gesellschaftlich Einflußreichen zu schaffen. Alle Anfälle von Regierungsliberalismus in Rußland (z. B. auch hinsichtlich des Frauenstudiums, das im despotischsten Zeitalter erlaubt ward), erklären sich so. Natürlich wird mit dieser einseitigen Parteilichkeit für die Arbeiter (wohlgemerkt nur in Streitigkeiten, keineswegs was die Gesetzgebung anbetrifft) auf Kosten der Gerechtigkeit, das Rechtsbewußtsein des Volkes untergraben und eine falsche Vorstellung von seiner tatsächlichen Rechtsstellung in ihm erweckt, damit rechnet die Regierung aber nicht. Daß dabei aber unter den Fabrikanten die bei der Regierung gut angeschriebenen, ihr notwendigen — es sind auch dort bereits Fürsten, ja Großfürsten darunter — nicht mitgetroffen werden, dafür sorgt zunächst schon der Umstand, daß in Rußland das Vorhandensein eines Gesetzes etwas durchaus verschiedenes ist vor seinem tatsächlichen Befolgtwerden. Die zweifellos von dem Geiste einseitiger Arbeiterfürsorge beseelte Fabrikinspektion dürfte dabei dennoch unentbehrlich sein, denn sie kontrolliert die industriellen Sicherheitsvorkehrungen, die mit gutem Grunde bis

ins Kleinste in Rußland vorgeschrieben sind — es darf da z. B. in einem gewissen Abstand von der Erde, etwa in Mannshöhe keine Riemen frei laufen, alles ist da mit Holz verschalt — was freilich keineswegs verhindert, daß die Unfälle in russischen Fabriken außerordentlich zahlreich sind. Denn schließlich entscheidet hier doch der Wille zum Arbeiterschutz! Es dürften sich dabei unter den Fabrikinspektoren, ein Beruf, der mit Vorliebe von sozial geweckten Elementen gewählt wird, wohl kaum Bestechliche finden, dafür herrscht aber dort, wenigstens meiner Erfahrung nach, um so mehr von jener in Rußland so häufigen falschen Sentimentalität gegenüber dem Volke, die das Volk fortdauernd über seine wahre Lage täuscht, indem sie ihm rein gefühlsmäßig immer wieder Begünstigungen schafft, die ihm das Leben draußen garnicht gewähren kann und damit wird das Volk nur verwirrt. Offenbar sieht die Regierung das aber gerne, und werden grade zu Fabrikinspektoren gerne solche Leute gewählt, die ihrer offen bekannten liberalen Gesinnung wegen für jeden andern russischen Beamtendienst einfach unmöglich wären. Was dabei aber die letzten Absichten der russischen Regierung sind, scheint mir aus einer viel bemerkten Bewegung hervorzugehen, die zu meiner Zeit die Moskauer Gesellschaft beunruhigte, und sich an den Namen des Moskauer Polizeimeisters Subatoff knüpft. Dieser Mann kam nämlich auf die Idee, die Fabrikarbeiter, deren eigene Organisation damals — das spielt in den neunziger Jahren — aufs Grausamste verfolgt wurde, von sich aus zu organisieren, um sich so eine ergebene Freischar großzuziehen, mit der man sowohl einem opponiernden Liberalismus die Schrecken der Revolution vorspielen — dann gehorcht der russische Liberalismus sofort, als — auch gewisse revolutionäre Elemente z. B. die an ihren Uniformen kenntlichen Studenten gelegentlich terrorisieren lassen konnte. Die Hauptabsicht war dabei vielleicht aber doch nur die, die Stimmung der Arbeitermasse auszuspionieren und auf alle Fälle bereit zu sein. Nun muß man ohne weiteres zugeben, daß man es in Rußland zwar ausgezeichnet versteht die Massen zu verwöhnen, daß aber wohl keine Verwöhnung mehr imstande ist, sie, die sie von früh auf unausgesetzt peinigende polizeiliche Vergewaltigung auf die Dauer vergessen zu lassen. So haben sich auch die Gewerkschafter Subatoffs — er selber ward ermordet — fast vollzählig unter den Revolutionsstreitern von 1905 wieder gefunden! Es würde das Bild von der staatlichen Kontrolle der russischen Industrie nicht vollständig sein, wenn zum Schlusse nicht auch betont

würde, daß dabei die ganze Pedanterie des despotischen Bureaukratismus schließlich jede freie Bewegung des Unternehmers hemmen würde, wenn die russische Polizei eben sich nicht überall gleich bliebe d. h. immer und überall offene Hände und ewig leere Taschen hätte. Es muß dabei aber zu ihrer Ehre zugegeben werden und das kann nur auf eine fast geheiligte langdauernde Tradition zurückgeführt werden, daß, während wohl in jedem andern Lande eine durchweg bestechliche und dabei tatsächlich allmächtige Polizei zu endlosen Erpressungen führen würde, in Rußland das nicht der Fall ist. Es hat sich da — und daran muß immer wieder erinnert werden — innerhalb der Bestechlichkeit ein ganz bestimmter Ehrenkodex ausgebildet. Es existieren da ein für allemal feststehende Taxen, über die hinaus ein Angebot eine Beleidigung wäre, außerdem wird für das erhaltene Geld durchaus der versprochene Dienst geleistet und oft unter den schwersten Verhältnissen. Die hohen Beamten verhandeln dabei nur durch ihre Sekretäre, so daß man annehmen könnte, das Geld steckten die ein. Daß dem aber durchaus nicht so ist, erlebte ich einmal bei einem hohen Polizeibeamten, der trotz des offenen und gesetzlich wohlbegründetem Widerspruchs eines irrtümlicherweise vergessenen Unterbeamten, durchaus auf der ausgemachten Betriebsbewilligung bestand und zwar mit so vornehmer Miene, daß einem Uneingeweihten überhaupt nie der Gedanke kommen würde, ein solcher Mann könne bestechlich sein. Aber auch bei diesem feststehenden Ehrenkodex in der Bestechlichkeit gehört eine ganze Psychologie dazu, bei Fabrikskonzessionen mit den Behörden fertig zu werden. Man muß nämlich wissen wer alles und wieviel jeder zu bekommen hat und wehe, wenn man jemanden vergißt und die stets klar genannten und durchaus nicht übermäßigen Summen nicht voll bezahlt. Aber auch darüber hinaus zu geben ist wie gesagt bisweilen beleidigend.

Meine Erfahrung über die behördliche Kontrolle des russischen Fabrikbetriebs möchte ich alles in allem genommen wie folgt zusammenfassen: Die russische Arbeiter-Schutzgesetzgebung ist zwar noch immer bedauerlich mangelhaft (namentlich was Kinder- und Frauenarbeit betrifft) doch bleibt sie im großen und ganzen nicht allzusehr hinter dem westeuropäischen Arbeiterschutz zurück. Sie ist indes um die Hälfte ihrer Wirkung betrogen, da ihre Durchführung, im Geiste nicht nach dem Buchstaben, immer wieder an den Mängeln der Fabrikbehörden scheitert.

5

Gehen wir nunmehr zu den wirtschaftlichen Betriebsformen der russischen Industrie über. Im Gegensatz zu Westeuropa fällt da zunächst auf, daß die Aktiengesellschaft noch immer eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt gegenüber der sogenannten „Towaritschestwo“, der Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht. Namentlich in der eigentlichen russischen Industrie, der Textilindustrie, herrscht wenigstens in den allergrößten Betrieben diese Form fast ausschließlich. Die russische Towaritschestwo unterscheidet sich von unserer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht vielleicht nur dadurch, daß das Grundkapital wie bei der Aktiengesellschaft in bestimmte [illegible] Anteile („Pai“) geteilt ist, die aber nicht an der Börse notiert werden und sich sämtlich in den Händen einer Familie, der Familie des Gründers, befinden, deren Mitglieder zudem als oberste — oft nur repräsentative — Mitglieder des Direktoriums wahrhaft fürstliche Gehälter beziehen. Auf diese Weise ist natürlich das [illegible] anderwärts angelegte Familienvermögen auf alle Fälle sicher gestellt. So erlebt man es denn auch immer wieder, daß die eigentlichen Inhaber fallierter Unternehmungen ruhig fortfahren, [illegible] Millionäre zu bleiben und eine gesellschaftliche Rolle zu spielen. Ich möchte dabei zur Illustrierung der hier geltenden Verhältnisse erwähnen, daß mir einst auf der Moskauer Börse ein kleiner [illegible] Fabrikant dadurch auffiel, daß ihm jene allgemeine Ehrfurcht erwiesen wird, die dort sonst nur der außerordentliche [illegible] findet. Ich erfuhr dann: Er hatte falliert, dann nach Jahren eine Erbschaft gemacht und nachträglich alle Passiven mit Zinsen [illegible]. Man verehrte diesen Mann tatsächlich — man folgte nur nicht seinem Beispiel. Doch ich eile voraus. Die Aktiengesellschaft [illegible] schon mehr eingebürgert in den großen [illegible] [illegible] handelt es sich hier vielfach um hüttenmännische Unternehmungen. [illegible] ist eine in Rußland sehr häufige Betriebsform, namentlich [illegible] Waggon- und Lokomotivenfabriken. Die Geschäfte mit [illegible] Werken sind übrigens äußerst unsicher. Abgesehen von der ganzen [illegible] gegenüber den [illegible] zu [illegible] von Unternehmer [illegible] an, gibt es auch gar keine Mittel [illegible] Zahlungen zu erwirken. Denn das sind [illegible] institute. [illegible] bekommt man [illegible] Geld [illegible] Fälle, wo das drei und mehr Jahre gedauert hat! [illegible] findet man die Aktiengesellschaft natürlich bei den Privatbahnen — es ist [illegible] da noch immer sehr viel ausländisches Kapital — [illegible]

ausnahmslos bei allen Filialanstalten ausländischer Werke. Das russische Gesetz läßt nämlich keine ausländischen Aktiengesellschaften zu, ja nicht einmal der Direktor einer russichen Aktiengesellschaft darf Ausländer sein! Die ausländischen Gesellschaften helfen sich nun in der Weise, daß sie in Rußland selbständige Aktien-Gesellschaften gründen — die Aktien gehören natürlich dem Mutterwerk — und einen repräsentativen russischen Strohmann zum Direktor hinsetzen. Dieser Umstand hat noch den Vorteil, daß das einheimische Kapital dem betreffenden Artikel ferngehalten wird: denn die Dividende ist durchweg eine mäßige: bei Werken, die in Deutschland 20—28 % auszahlen, in Rußland 5 bis höchstens 8 %. Das ganze Geheimnis liegt aber hier darin, daß diese russischen Tochtergesellschaften eigentlich nur Halbprodukte verarbeiten, und zwar solche, die sie in den meisten Fällen — bei gewissen chemischen Fabriken durchweg — nur vom Mutterhause beziehen können, weil sie sonst niemand in der Welt herstellt. In dem Preise nun, der ihnen dafür vom Mutterhause berechnet wird, liegt bereits dessen ganzer Gewinn, wenigstens die Differenz zwischen 28 und 5 %.

Einer der Gründe, weshalb sich die Aktiengesellschaft in Rußland so langsam entwickelt, ist wohl auch darin zu suchen, daß die russischen Banken keine Emissionen vornehmen dürfen, vielmehr lediglich auf reine Bankgeschäfte angewiesen sind, vor allem auf den Diskont, worauf ich noch zurückkommen muß. An sich dürfte es ja Wunder nehmen, daß gerade die Aktiengesellschaft sich nicht einbürgert; denn sie entspricht doch unstreitig mehr dem russischen Volkscharakter, als die engkapitalistische Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht. Auch entwickelt sich die russische Genossenschaftsbewegung, wie bereits erwähnt, trotz aller Verfolgung von oben, unaufhaltsam und in fast vorbildlicher Weise: Wir sehen da sogar fast gar keine von den Schäden, die sonst dem russischen Industrieleben so störend anhaften. Augenscheinlich steht diese Einrichtung mehr im Einklang mit dem Volksbewußtsein.

Noch muß kurz hingewiesen werden auf eine industrielle Betriebsform, die wohl nur in Rußland blüht und leider derart mißbraucht wird, daß alle ursprünglichen Berechtigungsgründe für sie in Fortfall kommen, ich meine die sogenannte Administration: Sieht sich nämlich ein Großindustrieller vor Zahlungsschwierigkeiten — oder hat er auch so seine besonderen Berechnungen — so ladet er plötzlich alle seine Gläubiger „zu einer Tasse Tee“ in ein Restaurant

ein. Dort legt er seine Verhältnisse dar, und nachdem er sich die allerkräftigsten Dinge hat sagen lassen, sehen sich seine Gläubiger der Notwendigkeit gegenüber, entweder den allergrößten Teil ihrer Forderungen zu verlieren oder aber zunächst auf jede Auszahlung zu verzichten und hierdurch das Unternehmen zu erhalten. Sofern sie nun zu den am meisten Betroffenen gehören, treten sie selber in die Verwaltung ein und verkaufen natürlich an die neue Firma, „die Administration“, (der bisherige Besitzer wird meist als Direktor gegen Gehalt angestellt) zu Preisen, die man ihr einfach diktiert. Gerade hierin liegt aber auch der Todeskeim jeder Administration: denn einmal kann so garnicht rationell gewirtschaftet werden, andrerseits haben die Administratoren, die dabei stets noch einen Gehalt beziehen, das größte Interesse an der möglichst langen Dauer der Administration. So habe ich denn auch bei 17 jährigem Aufenthalt in Rußland es niemals erlebt, daß eine Administration wieder aufgehoben ward, und das Unternehmen an seinen früheren Besitzer zurückging. Allerhöchstens ward einmal eine Administration in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, was aber nur eine formale Aenderung des Besitzes bedeutet: tatsächlich erhalten so die bisherigen Gläubiger und Administratoren nur Aktien für Geld. Da aber die bloße Form der Aktiengesellschaft die Mißwirtschaft durch die nur am eigenen Vorteil interessierten Administratoren nicht beseitigt, sind denn auch fast alle derartigen Aktiengesellschaften, von denen ich wenigstens erfuhr, verkracht. Von vornherein litten sie in Hinsicht auf ihre Herkunft an hoffnungslosem Kreditmangel. Im Prinzip ist dabei wie gesagt das Institut der Administration durchaus zu billigen: lebensfähigen, vielleicht nur durch besondere Umstände, wozu auch die Unfähigkeit der bisherigen Leiter zu rechnen ist, ins Stocken geratene Unternehmungen könnten so erhalten werden, was, abgesehen von allem andern, auch die häufig sehr zahlreichen Angestellten vor Brodlosigkeit bewahrt. Es müßte dann aber diese Organisation von Grund aus anders und so gestaltet werden, daß das Unternehmen nicht völlig in die Hände der Hauptgläubiger gegeben wird, die aus begreiflichen Gründen interessiert sind an möglichst langer Aufrechterhaltung seiner Unrentabilität. Außerdem müßte auch noch die große Ungerechtigkeit beseitigt werden, die jetzt darin liegt, daß die kleinen Gläubiger bei Einrichtung einer Administration mit einem Butterbrot abgefunden werden. So wie sie jetzt ist, bedeutet die Administration eine Maßnahme der Vernunft, die zum Unsinn, eine Wohltat, die zur Plage wird. Sie entspricht aber nun einmal den

Interessen der wirtschaftlich Mächtigen in Rußland und hat gerade genug Schein von Vernunft für die öffentliche Meinung für sich. Darum dürfte sie in Rußland noch auf lange hinaus leben.

6.

Dabei darf aber nicht verschwiegen werden, daß die russische Kaufmannschaft auf korporativem Wege vielerlei im gemeinsamen Interesse getan hat. Ich sehe hier ganz ab von den oft großartigen Wohltätigkeitseinrichtungen, die aber, wenn sie nicht der Allgemeinheit gewidmet sind, immer nur der eigenen Kaste dienen, (während neuerdings die Handelsgehilfen ihr Unterstützungs- und Pensionswesen in die eigene Hand nahmen und auch mustergiltige Schulen gründeten). Was ich hier eigentlich im Sinne habe, ist das sogenannte Handelsgericht. Es wird da — unter Berufungsmöglichkeit an den Petersburger Senat, der unserem Reichsgericht entspricht — über alle Streitfälle des rein kaufmännischen Lebens entschieden, auch und vor allem in solchen der Angestellten mit den Geschäftsinhabern und umgekehrt. Es richten drei von der Kaufmannschaft aus ihrer Mitte gewählte Richter, von denen einer auch das Präsidium führt, und denen ein juristischer Beirat zugegeben ist. Dies Gericht, dem man höchste Sachkenntnis nicht absprechen kann, und das ohne jeden Formelkram äußerst rasch arbeitet — oft an 100 Fälle an einem Tage — bewährt sich, soviel ich urteilen kann, ganz ausgezeichnet. Ich habe mehrmals — noch dazu als Deutscher — mit ihm zu tun gehabt und nicht nur immer mein Recht gefunden, ich habe auch, in den langen Stunden des Wartens, mich über die vernünftige und gerechte Art des Urteilens nur freuen können. Neuerdings, so hörte ich, soll die russische Regierung das Handelsgericht abschaffen wollen, was meines Erachtens ein großer Schaden wäre.

7.

Noch ein kurzes Wort wäre zu sagen über die Verkaufsorganisation des industriellen Großbetriebs in Rußland. Hierbei ist es vielleicht charakteristisch, daß wenigstens die Hauptfirmen der Textilindustrie in allen großen Städten ihre eigenen Häuser haben. Für die kleinen Städte und das Land sorgen die Verkäufer, die in Rußland eine viel größere Rolle spielen als bei uns und eigentlich überall das Hauptgeschäft machen. Es ist dies übrigens immer noch ein Beruf, bei dem man nicht

alt werden kann, denn immer noch will der russische Kaufmann, namentlich in der Provinz, oder wenigstens seine Hauptangestellten, freigehalten werden, und es ist dabei menschlich vielleicht sympathisch, daß der Freihaltende in Person mithalten muß. Da aber der Schnaps dabei eine sehr große Rolle spielt, abgesehen von vielfach abscheulichen Orgien, so hält das kein Organismus auf die Dauer aus. Es gibt übrigens auch eine große Firma in Rußland, die grundsätzlich nicht durch Agenten verkauft und tatsächlich auch in den kleinsten russischen Nestern ihre eigenen Angestellten hat und dabei noch auf Abzahlung verkauft, das ist die amerikanische Singer-Nähmaschinengesellschaft. (Sie hat auch eine Fabrik bei Moskau, wo indes die feinsten Maschinenteile nicht hergestellt werden.) Das Geschäft geht dabei vorzüglich. Jährlich sollen über eine Million Nähmaschinen abgesetzt werden.

8.

Nunmehr kommen wir auf den größten Krebsschaden des russischen Industrielebens zu sprechen, die Zahlungs- und Kreditverhältnisse. Da fällt zunächst auf, daß der Barverkauf nur im allergeringsten Maße erfolgt. Fast durchweg ist der Wechsel das eigentliche Zahlungsmittel — und zwar vorwiegend der langfristige Wechsel: über sechs Monate, auf neun, zwölf, ja vierzehn Monate. Der Diskont bildet denn auch bei weitem das Hauptgeschäft aller russischen Banken: Die Staatsbank nimmt dabei nur eine Auswahl von Wechseln an, und gilt der Diskont bei ihr als ein besonderer Ausweis von Solidität. Vielfach haben wir auch Diskontobanken auf gegenseitigen Kredit, deren Mitglieder bei Einzahlung einer gewissen Summe einen Diskont von einer ganz gewissen Höhe bewerkstelligen können. Das alles verhindert indes nicht, daß der Privatdiskont aufs allerüppigste blüht, und zwar mit märchenhaften Prozenten: „Ein Kopeken" heißt in der Sprache der Privatdiskonteure 12%, vielfach wird aber 2 Kopeken verlangt, das heißt 24%. Man kann ohne jede Uebertreibung behaupten, daß fast alle großen Vermögen in Rußland und damit auch die größten dortigen Industrieanlagen aus dem Privatdiskont hervorgingen. Denn wenn der auch — ganz im allgemeinen und nur sehr akademisch — für unfein gilt, so weiß man doch genau, wer von den „großen" Leuten ihn so „nebenbei" macht und meist als einträglichstes Geschäft. Das Gesetz ist in dieser

Hinsicht weitherzig, und auch das ganz offenbare „Wechselreiten" wird nur dann verurteilt, wenn der gerittene Wechsel einmal nicht eingelöst werden kann. Man kann sich vorstellen, wie unruhig und unsicher bei dieser Wechselwirtschaft das Leben namentlich des mittleren und kleineren Kaufmanns und Industriellen sich gestaltet: An jedem Tage muß er ja bereit sein, protestierte Wechsel einzulösen. Dabei war eine wirkliche Orientierung über die Kreditfähigkeit lange Zeit unmöglich, weil die Auskunfteien verboten waren. Heute gibt es deren mehrere — auch Schimmelpfeng ist in Moskau vertreten — bei der geringen Uebersichtlichkeit der Privatgeschäfte in Rußland funktionieren sie aber längst nicht so, wie bei uns. Zudem muß es auch zugestanden werden, daß der bekannte kaufmännische Optimismus (er wirkt freilich nur da, wo man selber Geschäfte machen will, und steht in eigentümlichem Gegensatz zu jenem absoluten Pessimismus des Kaufmannes da, wo andere etwas von ihm wollen), daß dieser kaufmännische Optimismus bei der so beweglichen Seele des russischen Kaufmanns einen oft unerhörten Leichtsinn im Kreditgeben zur Folge hat. Wenn z. B. ein Mann im fernen Sibirien sich einen anständigen Anzug kauft, einen Zylinderhut aufsetzt, und die besten kaufmännischen Namen in seiner Heimat auswendig gelernt hat, kann er — konnte er wenigstens — in Moskau für mehrere hunderttausend Rubel auf Kredit Ware erlangen. Er fährt dann nach Hause, zeigt seine Zahlungsunfähigkeit an, akkordiert mit seinen Gläubigern und macht ein müheloses Geschäft. Ueber den russischen Leichtsinn im Kreditgeben wäre noch viel zu erzählen. Es will mir so scheinen, als ob das die ganze natürliche Folge sei, einmal der Gewöhnung an die ausschließlichen Wechselgeschäfte, dann aber auch die so große Schwierigkeit überhaupt Geschäfte zu machen.

Diese Schwierigkeit liegt aber auch schließlich zum größten Teile darin, daß das russische Geschäft — durchaus nicht bloß mit der Krone, worauf ich noch zurückkomme — außerordentlich dadurch leidet, daß da jeder Dienst eines Angestellten, der dafür doch seinen Gehalt erhält — noch besonders bezahlt werden muß. Für diese Praxis hat die Polizei, überhaupt das Beamtentum, das Vorbild gegeben, aber es ist bei seiner bereits betonten Tradition darin viel leichter zu behandeln und es „arbeitet" auch billiger und zuverlässiger. Sobald aber nur ein privater Handelsangestellter herausbekommen hat, daß er einem, der mit seiner Firma

Geschäfte machen will, von Vorteil sein kann, oder besser noch ihm zu schaden vermag, muß er auch bezahlt werden. Das geht durch das ganze russische Geschäft hindurch und ist so anerkannt, daß einem die Fabrikherrn selber raten, man solle sich mit ihren Meistern gut stellen. Es kommt aber auch vor, daß wenn z. B. zwei Brüder die Firmeninhaber sind, der eine besondere Belohnung dafür verlangt, daß er seinen Bruder überreden werde usw. Besonders über die russische Meisterpsychologie ließe sich viel reden: Bei der Bequemlichkeit, die überall das russische Leben beherrscht, liegt ja alles eigentliche Können meist bei ihnen — die Ingenieure und Direktoren sind hilflos ohne sie — und sie wissen das. Sie verlangen und erhalten ihre bestimmten Prozentsätze von allem, was einer Fabrik geliefert wird. Erhalten sie das nicht, so sind sie bis zum äußersten erfinderisch darin, die gelieferte Ware als unbrauchbar zu erweisen. Und es hilft nichts dagegen; werden die Proben z. B. auch unbezeichnet geliefert, sie finden die richtige schon heraus, z. B. am Geruch. Natürlich kommt die Güte der gelieferten Ware demgegenüber gar nicht in Betracht, man muß nur irgendwie damit arbeiten können. Es wird einem auch immer wieder gesagt: „Liefern Sie, was Sie wollen, sorgen Sie nur, daß **wir** zufrieden bleiben!" So geschieht es auch meist. Das Ergebnis kann man natürlich überall im russischen Leben ersehen: Man lernt dort überhaupt erst begreifen, wie ein Fabrikat nicht sein darf, und das geht bis auf die Streichhölzer hinab, die bisweilen so dünn sind, daß sie brechen, wenn man sie anstreicht. Auch daß das Prächtige in Rußland so rasch allen Glanz verliert, geht hierauf zurück. Man könnte da ganze Romane erzählen. Leider haben sich aber selbst sehr große deutsche Firmen dem angepaßt, und es kam auch zu meiner Zeit vor, daß ein früherer Fabrikmeister darüber in einem Moskauer Chantageblatte ganz genaue Enthüllungen machte, mit vollen Initialen der deutschen Firmen und der bestochenen russischen Fabrikdirektoren. Das alles blieb ohne Antwort, und das war das Klügste.

Wie bereits betont, sind die Geschäfte mit der Krone in dieser Beziehung insofern vorzuziehen, als sich hier schon eine ganz bestimmte Tradition herausgebildet hat, und alles in den höflichsten Formen geschieht. Die Hauptsache ist, daß man nichts Schriftliches weder gibt noch verlangt und durchaus das Ansehen bewahrt, als handelte es sich um die allergerechteste Sache,

wenn z. B. der betreffende Beamte mit dem ernstesten Gesicht von der Welt bis auf den Kopeken das ausrechnet, was ihm bei einer Lieferung zukommt. Allerdings darf man bei diesen Dingen kein soziales Gewissen haben, denn die Folgen sind einfach unübersehbar.

9.

Meinen Gesamteindruck von der russischen Industrie möchte ich zum Schlusse in die Worte kleiden: sie ist noch keine soziale Angelegenheit geworden. Es fehlt ihr die Versittlichung. Sie steht noch außerhalb des Gesellschaftsgewissens — und darum bleibt sie auf die primitiven Instinkte angewiesen: ungehemmter, rücksichtslosester Ausbeutungswille bei den Mächtigen und zähneknirschende Hundedemut bei den Dienenden. Die innerhalb der Industrie herrschende Sittlichkeit — und zwar ebensowohl was das Verhalten zu den Angestellten als das kaufmännische Verhalten anbetrifft — streift eben gerade das Strafgesetz, das sich dabei hier äußerst weitherzig erweist aus vielen Gründen, vor allem aus der für jeden Despotismus gebotenen Notwendigkeit seinen geknechteten Untertanen möglichst viel Freiheiten auf Kosten anderer zu gewähren. Wie sehr darunter die Entwicklung aller höheren wirtschaftlichen Organisationsformen leidet, die ja immer nur auf Treu und Glauben beruhen können, versteht sich von selbst und es erübrigt sich da, seltsame Dinge zu erzählen, z. B. über die Art wie Kartellabmachungen, Preiskonventionen usw. in Rußland übertreten werden. Es kommt da zu allen den Erfindungen, zu denen eine von der Last erlebter Anstandspflichten freie Phantasie fähig ist.

Ein fast völliger Mangel an sozialer Rücksicht, ja auch nur an sozialem Takt kennzeichnet denn auch die russische Größindustrieleitung. Das lehrt bereits ein flüchtiger Blick auf die Jahresabschlüsse: Wenn es da Abschreibungen für die Arbeiter oder niederen Beamten gibt, so stehen sie in einem geradezu lächerlichen Verhältnis zu den Gratifikationen der Direktoren, die hunderttausende ausmachen — und dabei sind die Direktorengehälter in Rußland wahrhaft fürstlich: 20000 Rubel ist noch mäßig, in der Regel finden wir in den großen Manufakturen 40000 bis 60000, und dabei hat jedes Werk mehrere Direktoren! Das mag sich zunächst daraus erklären, daß die Direktoren ursprünglich Mitglieder der Familie des ersten Eigentümers

Geschäfte machen will, von Vorteil sei [illegible] man solche [illegible] ihm zu schaden vermag, muß er [illegible] suchtet so einen [illegible] durch das ganze russische Gesch[illegible] der Firma alles tut, [illegible] daß einem die Fabrikherren [illegible] und auch solches, was es [illegible] Meistern gut stellen. Es [illegible] kann [illegible] und der ohne [illegible] zwei Brüder die Fir[illegible] auch für solche Maßnahmen, [illegible] dafür verlangt, [illegible] gerne haben möchten, für die sie [illegible] sonders über [illegible] Leitung zu übernehmen wagen, ja von [illegible] Bei der [illegible] nichts wissen mochten. Zu diesen, jedem [illegible] liegt [illegible] bekannten Riesengehältern der Direktoren [illegible] erwähnt, außerordentlich niederen Arbeits[illegible] Gegensatz und wird hier aufs Äußerste [illegible] erklären sich auch die Grausamkeiten, deren [illegible] so gutmütige russische Volk bei Fabrikaufständen [illegible] schuldig macht. Es wird ihm eben zu klar vor Augen [illegible], daß man es nur als Arbeitsvieh braucht. Derselbe Mangel an [illegible] tarem sozialen Takte macht sich natürlich auch dem kaufm[illegible] Personal gegenüber geltend, und namentlich das niedere [illegible] mannspersonal ist in den großen russischen Industriewerk[illegible] zahlreich. Es wird da eine geradezu asiatische Verschwendung [illegible] Menschenlebenszeit getrieben. Vollbeschäftigt kann [illegible] nur in den wenigen Monaten der Hochsaison werden, [illegible] übrige Zeit hindurch läßt man sie aber nicht etwa ihre [illegible] irgendwie für sich selber nützlich zubringen, nein, sie [illegible] die ganze Zeit da sein, und dürfen sich mit nichts [illegible] nicht einmal die Zeitung lesen. So gibt es denn auch [illegible] losen Anblick als das Innere einer der großen [illegible] d. h. der mit Engros-Lager verbundenen Kontore der [illegible] Großfabrikanten. Trostlos gelangweilte Menschen [illegible] verzweifelten Gesichtern auf den Ladentischen herum und [illegible] die Beine herunterbaumeln. Wenn aber einer der Vorg[illegible] naht, so springen sie alle hastig herunter, die Gesichter [illegible] angstvoll gespannt, die Hände fangen an die Hosennaht [illegible] Haltung lassen sie den Gnädig[illegible] hindurchtreten. Der kleine Handlungsgehilfe ist in Rußland [illegible] der allerunterdrückteste und in ewiger Angst um [illegible] Brot zitternde Mensch. Man findet sonst nirgends [illegible] aufgeregte, gespannte [illegible] Haltung. [illegible] sich aber ganz von selbst bei einem Menschen, der [illegible] muß vor der unberechenbaren Laune seiner Vorgesetzten [illegible]

Rußland ist geradezu das Weltreich der unbeschränkten Laune — und dem immer gleich mit Dienstentlassung gedroht wird. Erst der kleine russische Handelsgehilfe führt uns das ganze soziale Manko in der russischen Industrie vor Augen.

Das ist natürlich eine Kinderkrankheit jeder Industrie. Auch rklärt sich dies im besonderen in Rußland noch daraus, daß nerseits die russische Industrie in ihren Anfängen ausschließlich n Leibeigenen betrieben wurde — auch der ganze Kontorbetrieb — andererseits die ersten russischen Großunternehmer, die eigentlichen Begründer der russischen Industrie im europäischen Sinne, fast durchweg aus dem Bauernstande selber hervorgingen — und es gibt bekanntlich keinen grausameren Tyrannen als den früheren Sklaven. Dabei ist in der russischen Bauernschaft noch immer sehr verbreitet ein ganz besonderer Typ eines rücksichtslosen Ausbeuters und Wucherers, das Volk nennt ihn „Kulak", d. h. die geballte Faust, von dem fast alle kapitalistische Initiative in Rußland ausging, und dessen Auftreten wohl geradezu provoziert wird durch die Wehrlosigkeit der großen Masse der demütigen, tiefreligiösen und durch die Leibeigenschaft zur Weltfremdheit ererzogenen und systematisch vom eigenen Wirtschaften entwöhnten Bauern. Der „Kulak", der sich seiner Gewissenlosigkeit wegen für unendlich viel gescheiter hält als die Bauern und weil er die Polizei in der Tasche hat, leicht zu dem Glauben an unbegrenzte Machtfülle neigt — eine Art primitiver Herrenmensch, dessen Ehrgeiz noch nicht blasiert ist — hat im Bunde mit Ausländern die ganze russische Industrie im europäischen Sinne geschaffen und drückt ihr bis jetzt noch seinen Stempel auf, wenn auch seine in maßlosem Reichtum traditionslos aufgewachsenen Nachkommen meist bereits schon im dritten Glied in tollen Orgien jung zugrunde gehen.

10.

Wenn aber die russische Industrie noch immer der Kulak beherrscht, so beherrscht die russische liberale Gesellschaft (und ihre Stützen sind die sogenannten „liberalen" Berufe: Advokaten, Aerzte, Lehrer, Professoren ...) der doktrinäre Geist des russischen Intellektuellen, einer politisch einflußloseren Schicht, die immer im Banne einer sozialistischen Utopie steht. Von daher stammt denn auch jene absolute Verachtung des Kaufmanns und vor allem des Fabrikanten in der russischen Gesellschaft: seine plumpe Gleich-

waren und noch vielfach sind, indes zahlt man solche Gehälter auch dort durchaus nicht umsonst: Man züchtet so einen industriellen Draufgängertyp, der im Interesse der Firma alles tut, was das Gesetz nur eben nicht bestraft und auch solches, was es bestraft, wenn es unbemerkt geschehen kann — und der ohne Zögern die Verantwortung übernimmt auch für solche Maßnahmen, die die Inhaber zwar sehr gerne haben möchten, für die sie aber selber nicht die Verantwortung zu übernehmen wagen, ja von denen sie am liebsten gar nichts wissen möchten. Zu diesen, jedem Fabrikarbeiter wohl bekannten Riesengehältern der Direktoren stehen die, wie bereits erwähnt, außerordentlich niederen Arbeitslöhne in schreiendem Gegensatz und wird hier aufs Aeußerste gespart. Nur hieraus erklären sich auch die Grausamkeiten, deren sich das sonst so gutmütige russische Volk bei Fabrikaufständen bisweilen schuldig macht. Es wird ihm eben zu klar vor Augen geführt, daß man es nur als Arbeitsvieh braucht. Derselbe Mangel an elementarem sozialen Takte macht sich natürlich auch dem kaufmännischen Personal gegenüber geltend, und namentlich das niedere Kaufmannspersonal ist in den großen russischen Industriewerken sehr zahlreich. Es wird da eine geradezu asiatische Verschwendung mit Menschenlebenszeit getrieben. Vollbeschäftigt kann dies Personal nur in den wenigen Monaten der Hochsaison werden, die lange übrige Zeit hindurch läßt man sie aber nicht etwa ihre freie Zeit irgendwie für sich selber nützlich zubringen, nein, sie müssen die ganze Zeit da sein, und dürfen sich mit nichts beschäftigen, nicht einmal die Zeitung lesen. So gibt es denn auch keinen trostloseren Anblick als das Innere einer der großen „Ambaren", d. h. der mit Engros-Lager verbundenen Kontore der russischen Großfabrikanten. Trostlos gelangweilte Menschen sitzen da mit verzweifelten Gesichtern auf den Ladentischen herum und lassen die Beine herunterbaumeln. Wenn aber einer der Vorgesetzten naht, so springen sie alle hastig herunter, die Gesichter werden ängstlich gespannt, die Hände fliegen an die Hosennaht und in kriecherischer Haltung lassen sie den flüchtig grüßenden Gewaltigen hindurchschreiten. Der kleine Handelsgehilfe ist in Rußland wohl überhaupt der allerniedrigste und in ewiger Angst um sein bißchen Brot zitternde Mensch. Man findet sonst nirgends mehr diese nervöse, angstvoll aufgeregte, gespannte Knechtshaltung. Die ergibt sich aber ganz von selber bei einem Menschen, der ewig zittern muß vor der unbeherrschten Laune seiner Vorgestellten — und

Rußland ist geradezu das Weltreich der unbeschränkten Laune — und dem immer gleich mit Dienstentlassung gedroht wird. Erst der kleine russische Handelsgehilfe führt uns das ganze soziale Manko in der russischen Industrie vor Augen.

Das ist natürlich eine Kinderkrankheit jeder Industrie. Auch erklärt sich dies im besonderen in Rußland noch daraus, daß einerseits die russische Industrie in ihren Anfängen ausschließlich von Leibeigenen betrieben wurde — auch der ganze Kontorbetrieb — andererseits die ersten russischen Großunternehmer, die eigentlichen Begründer der russischen Industrie im europäischen Sinne, fast durchweg aus dem Bauernstande selber hervorgingen — und es gibt bekanntlich keinen grausameren Tyrannen als den früheren Sklaven. Dabei ist in der russischen Bauernschaft noch immer sehr verbreitet ein ganz besonderer Typ eines rücksichtslosen Ausbeuters und Wucherers, das Volk nennt ihn „Kulak", d. h. die geballte Faust, von dem fast alle kapitalistische Initiative in Rußland ausging, und dessen Auftreten wohl geradezu provoziert wird durch die Wehrlosigkeit der großen Masse der demütigen, tiefreligiösen und durch die Leibeigenschaft zur Weltfremdheit erzogenen und systematisch vom eigenen Wirtschaften entwöhnten Bauern. Der „Kulak", der sich seiner Gewissenlosigkeit wegen für unendlich viel gescheiter hält als die Bauern und weil er die Polizei in der Tasche hat, leicht zu dem Glauben an unbegrenzte Machtfülle neigt — eine Art primitiver Herrenmensch, dessen Ehrgeiz noch nicht blasiert ist — hat im Bunde mit Ausländern die ganze russische Industrie im europäischen Sinne geschaffen und drückt ihr bis jetzt noch seinen Stempel auf, wenn auch seine in maßlosem Reichtum traditionslos aufgewachsenen Nachkommen meist bereits schon im dritten Glied in tollen Orgien jung zugrunde gehen.

10.

Wenn aber die russische Industrie noch immer der Kulak beherrscht, so beherrscht die russische liberale Gesellschaft (und ihre Stützen sind die sogenannten „liberalen" Berufe: Advokaten, Aerzte, Lehrer, Professoren ...) der doktrinäre Geist des russischen Intellektuellen, einer politisch einflußloseren Schicht, die immer im Banne einer sozialistischen Utopie steht. Von daher stammt denn auch jene absolute Verachtung des Kaufmanns und vor allem des Fabrikanten in der russischen Gesellschaft: seine plumpe Gleich-

setzung mit Volksausbeuter, die man immer wieder mit [illegible] Staunen auch aus dem Munde solcher Vertreter der liberalen Berufe vernehmen kann, die es an fürstlichem Einkommen mit den erfolgreichsten Industriellen aufnehmen und ihnen an Skrupellosigkeit vielfach stark überlegen sind. Man hört dort aber immer wieder von seidenrauschenden, brillantbehangenen Müttern Aussprüche wie folgende: „Meinen Sohn lasse ich alles werden, was er will, nur nicht Fabrikant!“

Nun wäre bei dem zunehmenden Einfluß der Ge[illegible] auf das gesellschaftliche Leben in Rußland die Beharrlichkeit gar nicht zu verstehen, mit der sich die doktrinäre Mißachtung des Industriellen in weiten Kreisen der russischen Gesellschaft aufrecht erhält — bei dem sozial rückständigen, russischen Adel ist sie das natürliche Dogma — wenn man nicht annimmt, und das macht der Anblick der Riesenfortschritte des Genossenschaftswesens in Rußland fast zur Gewißheit, daß der ausgesprochene kommunistische Charakter des russischen Volkes den vom Westen importierten, zunächst einmal lediglich dem persönlichen Vorteil des Unternehmers dienenden Industrialismus schwer verträgt. Natürlich will ich nicht bestreiten, daß er auch für Rußland unentbehrlich war, um erst einmal die Quellen des nationalen Reichtums zu erschließen, was, wie es scheint, bloß der Privatinitiative gelingt. Die Zukunftsformen der russischen Industrie werden aber nach der Seite des Genossenschaftswesens neigen. Denn die gesellschaftliche Mißachtung der Privatindustrie hätte wohl nie diesen Grad erreichen können, wenn nicht etwas in ihr wäre, das dem russischen Volksempfinden zuwider ist.

Der Anblick der russischen Industrie und ihrer St[illegible] Gesellschaftsorganismus bestätigt die alte Erfahrung, daß d[illegible] einer Nation durchaus nicht [illegible] ihren Formen ein für allemal [illegible] war, daß die jedesmal höhere Form der Produktion, [illegible] erst ein Land fand, sich durchaus nicht so ohne weiteres auf [illegible] andern Staat übertragen läßt und daß, wo dies g[illegible] [illegible] man, und vor allem da ein [illegible] Volk [illegible] form, was hinwiederum jener Vermischung [illegible] im Lage ist, ohne die [illegible] Traditionen gar nicht [illegible]

In der Volkswirtschaftslehre müssen auch völkerpsychologische Gedanken Berücksichtigung finden, neben vermeintlich ein für allemal feststehenden Gesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung als solcher, die heute noch die Vorherrschaft behaupten, obwohl sie von der Voraussetzung auszugehen scheinen, als ob die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes total unabhängig sei von dessen sonstigen Verhältnissen. Immerhin gibt es auch Gemeinschaftliches und Konstantes. Auch auf wirtschaftlichem, wie in besonders hervorragendem Maße auf sozialem Gebiete kommt deshalb Rußland der Charakter eines Feldes zu, dessen eingehendes Studium uns vielleicht auf manche verborgene Tendenzen der eigenen Entwicklung aufmerksam zu machen vermag, zu rechtzeitiger Abwehr.

Peer Gynt.

Von

Martin Havenstein.

Neun Monate währt nun schon der Krieg, und wir Daheimgebliebenen spüren ihn unablässig, auch wenn er uns keine Geschäftsverluste gebracht und keine Wunden geschlagen hat, die schwer oder niemals heilen. Die gewaltige Erregung der ersten Kriegswochen und Monate ist zwar längst einer ruhigeren Stimmung gewichen. Wie es auch gehen mag, — daß sie uns nichts anhaben können, die uns den Garaus machen wollten, das hat sich gezeigt. Was daher zunächst der Ausdruck eines trutzigen, entschlossenen Wollens war, das „Lieb Vaterland, magst ruhig sein", jetzt ist es Ausdruck fester, ruhiger Ueberzeugung. Und doch spüren wir den Krieg, der an unseren Grenzen geführt wird, gleichsam in allen Gliedern. Das Bewußtsein von ihm läßt uns nicht los, es ist wie ein beständiger Druck auf unserem Herzen, der uns hindert, leicht und frei zu atmen wie sonst. Ein angenehmer Traum führt uns wohl einmal aus der Wirklichkeit hinweg, aber sobald wir die Augen aufschlagen, ist es wieder da, was uns die Seelen umklammert hält. „Ach, der Krieg!" seufzen wir dann. Wir vergessen ihn eigentlich nur bei der Arbeit, der wir uns deshalb eifrig hingeben. Alles, was Vergnügen heißt, ist aus unserem Dasein ausgeschaltet. Wir fühlen, zum Genießen haben wir heute kein Recht, und wir sind auch gar nicht imstande, uns der Freude am Dasein und ihren künstlichen Steigerungen zu überlassen. Selbst die Natur redet nicht zu uns wie sonst. Wir verstehen die göttlich unbekümmerte nicht, wenn nun die Lerchen und Drosseln in uralten Jubeltönen wieder das Lied vom Leben singen und das frische Grün üppig und triumphierend aus allen Zweigen sich ans Licht drängt Es ist uns, als müßte die vaterländische Erde außer den Feldfrüchten, die wir

brauchen, jetzt nichts als Efeu und weiße Rosen wachsen lassen, zum Schmuck der tausend Gräber an ihren Grenzen, in denen ihre besten, treuesten Kinder schlafen; als dürfte der Himmel erst wieder ganz blau werden und auf die feiertägliche Pracht des Frühlings wolkenlos herniederleuchten, wenn das furchtbare Morden vorüber ist und Europa wieder Frieden hat. Und wenn trotzdem auch heute die Sonne „nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang tönt" und mit ihrem Feuerliede die erstorbene Natur aus ihrem winterlichen Grabe weckt und ins Leben zurückruft, so sehen wir dem großen Schauspiel mit der Empfindung zu, als werde ein vieltägiges Fest gerüstet, zu dem wir nicht geladen sind. Sicherlich, hingeben können wir uns den Wonnen des Lenzes diesmal nicht. Erst müssen die Reifen springen, die der Krieg um unsere Herzen geschmiedet hat.

Der tiefere Grund dafür, daß nicht wie sonst Muße und Genuß, sondern nur die Arbeit uns heute die Quelle der Erholung und Vergessenheit ist, er liegt darin, daß der Krieg das Ichbewußtsein, das uns gewöhnlich vorwiegend beherrscht, weit hinter das Gemeinschaftsbewußtsein zurückgedrängt hat. Wir fühlen uns heute weit weniger als Einzelwesen denn als Glieder eines großen Zusammenhanges, als Zellen in dem Organismus Volk oder Staat. Was dieser Empfindung in uns Nahrung gibt, tut uns wohl, was sich dagegen nur an unser individuelles Sein wendet, läßt uns heute unbefriedigt. Nun ist aber die Arbeit, gleichviel, ob wir sie so empfinden, immer eine Betätigung und ein Ausdruck der sozialen Seite unseres Wesens, während uns der Genuß meist egoistisch auf unser Einzelsein beschränkt.

Eine Art des Genusses und der Erholung aber gibt es, deren wir uns auch heute ganz rein erfreuen können und zu der wir daher aus dem Druck der Gegenwart zuweilen flüchten: die echte Kunst, und zwar vor allem die Poesie. Denn sie

„ruft das einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt."

Sie zeigt uns in den Gestalten, die sie uns sehen läßt, nicht ein zufälliges, so oder so geartetes Einzelsein, das zu unserem eigenen Einzelsein spräche, sondern sie stellt uns im einzelnen Menschen den Menschen überhaupt vor Augen, und so verengt sie unser zur Volkheit erweitertes Ich keineswegs, sondern erhebt uns auch noch über dieses, indem sie unser Ich zum Menschheits-Ich erweitert. Diese

Erweiterung empfinden wir mit tiefem Wohlgefühl. Wir ruhen darin aus von der Anspannung der Gegenwart und gewinnen neue Kräfte, um den ständigen Druck, der auf uns lastet, zu ertragen und der Forderung des Tages handelnd zu genügen.

Unsere Berliner Bühnen haben sich bemüht, mit ihren Darbietungen dem herrschenden Seelenzustande zu entsprechen. Antigone, Wallenstein, Egmont sind über die Bretter gegangen, Dichtungen, die gewiß die Kraft in sich bergen, uns empfinden zu lassen, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist", und uns so der Welt auf Stunden zu entrücken, ohne uns selbstisch zu verengen. Mir hat diesen Dienst in den letzten Monaten vor allem Ibsens „Peer Gynt" geleistet, der in diesem Winter, wie schon im vorigen, auf zwei unserer besten Bühnen, im Königlichen Schauspielhause und im Lessing-Theater, häufig aufgeführt worden ist. Beide Aufführungen waren gut und verdienen den Dank der Freunde des großen nordischen Dramatikers. Wenn die freie Uebertragung Dietrich Eckarts, die das Schauspielhaus seiner Aufführung zugrunde gelegt hat, gelegentlich ins Platte hineingerät, so ist sie dafür im ganzen flüssiger und verständlicher als die Morgensternsche, und überdies machte das Schauspielhaus den Mangel wett durch eine schönere Inszenierung des Stückes sowie durch eine vollständigere und weit bessere Wiedergabe der herrlichen Musik, die Grieg zum Peer Gynt geschrieben hat. Ich kann sagen, daß ich kaum jemals durch eine Theateraufführung soviel gewonnen zu haben mir bewußt bin wie durch die Peer-Gynt-Aufführungen dieses Winters. Und dabei gehöre ich im allgemeinen durchaus nicht zu den dankbaren Theaterbesuchern. Wie oft verlasse ich das Theater enttäuscht, mit der Empfindung, daß die Bühnenbilder hinter den inneren Bildern zurückgeblieben sind! Diese Gefahr ist um so größer, je vertrauter wir mit der dargestellten Dichtung sind. Welcher Schauspieler kann die Kolossalgemälde erreichen, die wir seit unseren Knabenjahren von Siegfried, Hagen und Brunhild in unserem Kopfe mit uns herumtragen? Wer spielt uns den Hamlet und Macbeth, den Tasso und Faust, den Wallenstein und Posa so, daß wir viel dabei gewinnen und nichts verlieren? Denn wirklich, man kann im Theater Verluste erleiden. Eine Aufführung, die der Inszenierung und Darstellung des Stückes auf der Bühne unserer Einbildungskraft zu wenig entspricht, kann uns den inneren Besitz empfindlich verstören. Vor die alten lieben inneren Bilder schieben sich die Eindrücke der Aufführung, und es gelingt oft erst nach

langer Zeit, das Neue zu tilgen und das Ursprüngliche ganz wiederherzustellen. Solche Gefahr läuft man nicht leicht, wenn man in unseren Theatern Ibsensche Stücke sieht. Einmal sind sie bei ihrem größeren Realismus viel leichter zu spielen als unsere klassischen Dramen, und werden daher, wenigstens in Berlin, fast immer vortrefflich dargestellt. Dann aber — und das ist die Hauptsache — kennen wir sie in der Regel viel zu wenig, als daß wir imstande wären, die Aufführung innerlich zu kritisieren. Es ist auch gar nicht leicht, eine solche Kenntnis von ihnen zu erlangen. Ibsens dramatische Technik, vor allem sein Verzicht auf alle Monologe, sowie sein Hang zum Symbolischen und Geheimnisvollen lassen uns auch bei wiederholtem Lesen seiner Dramen nicht leicht ein ganz deutliches Bild der darin auftretenden Personen und ihrer Beziehungen zueinander gewinnen. Der Schauspieler kann uns dabei eine willkommene Hilfe bringen. Wir erhalten hier vielfach erst durch ihn eine völlig klare Vorstellung der Gestalten, und so werden wir der Bühne Dank schuldig. Wer z. B. Oskar Sauer als Gregers Werle (in der „Wildente") oder als Dr. Wangel (in der „Frau vom Meere") gesehen hat, der wird diesem großen und feinen Schauspieler als einem ausgezeichneten Ibsen-Erklärer alle Anerkennung zollen. Bei „Peer Gynt" kommt hinzu, daß hier die Szenenbilder und die Musik viel dazu tun, um die Saiten unserer Seele zu stimmen und uns in die rechte innere Verfassung zu versetzen, in der wir das spröde, schwer verständliche Werk in uns aufnehmen können.

Als „Peer Gynt" 1867 in Kopenhagen erschien, urteilte Clemens Petersen, der einflußreichste Literaturkritiker des damaligen Dänemark, das Werk sei „nicht eigentlich Poesie", da es „bei der Umformung von Wirklichkeit in Kunst halb die Forderungen der Kunst und halb die Forderungen der Wirklichkeit preisgebe"; auch enthalte es viel „Gedankenschwindelei" und „Rätsel, die nicht lösbar sind, weil sie leer sind". Wir begreifen heute ein solches Urteil kaum noch. Es ist uns nichts als ein neuer Beweis, wie völlig Kritiker, die über Durchschnittsleistungen das trefflichste, zuverlässigste Urteil haben, großen und neuartigen Erscheinungen gegenüber versagen können. Ibsen schrieb über die Petersensche Rezension an Björnson: „Mein Buch ist Poesie; und ist es keine, dann soll es Poesie *werden*. Der Begriff Poesie wird sich in unserem Lande, in Norwegen, schon noch dem Buche anpassen." — Stolze Worte. Aber er durfte sie schreiben.

Man hat behauptet, Ibsen habe im „Peer Gynt" den typischen Norweger seiner Zeit darstellen und seinem Volke so den Spiegel vorhalten wollen. Auch haben sich die Norweger tatsächlich getroffen gefühlt. Aber mit weniger Recht, als sie meinten. Ibsen schreibt darüber an seinen Verleger in Kopenhagen, Frederik Hegel: „In Norwegen, erfahre ich, hat das Werk viel Lärm erregt. Ich mache mir nicht das geringste daraus, aber dort wie in Dänemark hat man viel mehr Satire herausgelesen, als ich beabsichtigt hatte. Warum kann man das Buch nicht als ein Gedicht lesen? Denn als ein solches habe ich es doch geschrieben. Die satirischen Partien stehen ziemlich isoliert. Aber wenn die heutigen Norweger, wie es ja den Anschein hat, in Peer Gynts Person sich selbst wiedererkennen, so mögen das die guten Leute schließlich mit sich selbst abmachen."

Nun, wir wollen das Werk „als ein Gedicht lesen" und hinter der Gestalt Peer Gynts nicht den Norweger suchen, sondern den Menschen. Abgesehen von einigen Stellen, die sich nur auf norwegische Verhältnisse beziehen — wir lassen sie hier beiseite —, kann das niemandem schwer fallen. Denn diese Dichtung hat es mit anderen ähnlicher Art gemein, daß sie gerade in den besondersten, nationalen Formen das Menschheitliche am deutlichsten sehen läßt. Welche Dichtung wäre deutscher als Goethes „Faust"? Und welche hat einen größeren allgemein-menschlichen Gehalt? „Peer Gynt" greift an jedes Menschen Brust. Er gehört zu den dramatisch lose gefügten, dafür aber ungeheuer gehaltreichen Stücken, die Teilnahme erwecken, auch wo sie eigentlich gar nicht verstanden werden. Wieviele von den Theaterbesuchern haben denn ein tieferes Verständnis des Hamlet und Faust? Und doch fesseln und erschüttern diese Dichtungen stets die ganze Zuhörerschaft, bis zu den „Gründlingen im Parterre", aufs stärkste. Alle spüren darin den Hauch aus den Tiefen des Menschheitlichen, und sie erschauern.

Häufig hat man Ibsen — ähnlich wie Nietzsche, mit dem er in mancher Hinsicht geistig nahe verwandt ist — als den Verfechter eines gefährlichen, schrankenlosen Individualismus hingestellt und bekämpft. Ibsen ist auch Individualist, aber kein schrankenloser. Denn unter schrankenlosem Individualismus ist doch wohl die Ablehnung jeder Bindung des einzelnen zu verstehen, der staatlichen und gesellschaftlichen nicht nur, sondern auch der sittlichen und innerlichen. Dieser Individualismus aber findet im „Peer Gynt" gerade die stärkste Verurteilung. Das ganze Stück ist im tiefsten

Grunde nichts als ein An-den-Pranger-Stellen des selbstischen, ungebändigten Individualismus.

Peer Gynt hat ein übles Erbteil von Vater und Mutter empfangen, und es ist nichts geschehen, um seine Natur zu pflegen und das Unkraut, das in ihm wuchert, auszujäten. Sein Vater war ein Großtuer, der sich durch Leichtsinn und Verschwendung um sein ganzes Hab und Gut gebracht hat, seine Mutter Aase ist zwar eine gute Frau, der wir nicht zürnen können, der es aber ganz und gar an der Fähigkeit fehlt, einen Sohn wie ihren Peer zu erziehen. Auf ihrem Totenbette macht sie sich rührenderweise Vorwürfe, an seinem Verderben schuld zu sein, da sie ihn zu streng erzogen habe. Aber sie hat in Wahrheit nur, wie so viele Mütter, ihrem Temperament den Zügel schießen lassen und ihren Jungen ausgezankt und geprügelt, wenn sie sich über ihn geärgert hatte. An wahrer Strenge hat es völlig gefehlt. Zur rechten Erzieherin mangelte ihr eben das, was die allerwesentlichste Voraussetzung alles Erziehens ist: die eigene Erzogenheit. Wer sich nicht selbst in Gewalt hat, wie kann der anderen den heilsamen Zwang angedeihen lassen, durch den das von Natur meist so formlose Menschenwesen Form gewinnt? Mutter Aase aber ist selber wild wuchernde, wenn auch keineswegs schlechte, blütenlose Natur. Sie liebt ihren Peer mit jener mütterlichen Zärtlichkeit, die uns auch da ehrwürdig und rührend ist, wo sie des sittlichen Adels entbehrt. Aber zum Erziehen gehört eben mehr als bloß natürliche Liebe. Man muß dazu vor allem einen Weg haben, mit Zäunen auf beiden Seiten, und auf ihm geradeaus fortgehen, man muß den Dingen ins Gesicht sehen und nicht ihr trübes, drohendes, warnendes Auge sich verhängen. Mutter Aase aber ist dazu viel zu schwach.

„Widerstand leisten, das konnt' ich nie recht.
Dem Schicksal ins Auge seh'n, statt sich zu fügen,
Das ist so häßlich, man hält sich doch gern
Die Sorgen und trüben Gedanken fern:
Der eine mit Branntwein, der andre mit Lügen."
(Nach R. Wörner.)

Anstatt dem Schicksal ins Auge zu sehen und sich einen Weg durch die rauhe Wirklichkeit zu bahnen, hat sie es stets vorgezogen, den Schlitten der Phantasie zu besteigen und lustig klingelnd mit ihrem Peer über die nordischen Schneefelder davon zu flüchten in das Traum- und Fabelland, in dem es keine Hindernisse zu überwinden gibt. So ist Peer unter den Händen seiner Mutter zu

einem Burschen herangewachsen, der zwar an Körperkraft seinesgleichen sucht, an sittlicher Kraft aber ein Zwerg ist. Sittlich hat er gleichsam nicht gehen gelernt — das Gängelband hat ihm gefehlt — er kann nur taumeln, klettern und kriechen. Er ist mit seinen zwanzig Jahren durchaus ein Kind geblieben, aber natürlich keineswegs in dem bekannten lobenden Sinne, sondern in dem Sinne des schwersten Vorwurfs gegen den Mann. Das Kind ist psychologisch ein Haufen von Trieben, die noch nicht in ein System der Ueber-, Unter- und Nebenordnung gebracht sind, ein Chaos, über welches das Gebot „Es werde Licht!" noch gesprochen werden muß. Es folgt allen kräftigen Impulsen, läßt sich bald von diesem, bald von jenem Reize locken und empfindet keine Scham und Qual, wenn es dabei mit sich selbst in Widerspruch gerät. Denn das, was wir hier mit „selbst" bezeichnen, — ein bestimmtes System von Strebungen und Gedanken, die in dem geordneten Seelenstaat die Herrschaft führen, ein solches „Selbst" besitzt das Kind, das wirkliche Kind noch gar nicht. Erst mit dem Heranwachsen bildet sich dieses die Einheit des Seelenlebens ausdrückende und gewährleistende Selbst, und an die Stelle der ursprünglichen Anarchie oder Polyarchie des Innern tritt dann ein mehr und mehr geordnetes Staatswesen. Bei Peer ist diese Entwicklung unterblieben. Schon äußerlich hält er sich nicht in Ordnung: er geht zerlumpt umher. Von der Arbeit, die eine innere Disziplinierung, ein Sich-verschließen-können gegen die Reizungen des Augenblicks erfordert, läuft er fort und treibt sich Tage, ja Wochen lang im Gebirge herum auf der Jagd nach Rennwild. Heimgekehrt, erzählt er seiner Mutter eine grausige Lügengeschichte von einem getroffenen Rennbock, der, als Peer sich über ihn geworfen hatte, um ihn abzustechen, unvermutet aufsprang und mit dem unfreiwilligen Reiter auf schmalem Grat zwischen furchtbaren Abgründen hinraste, bis er, von einem Schneehuhn erschreckt, in die Tiefe stürzte, ins Wasser des Fjords, aus dem ihm ein ebensolcher Rennbock — sein Spiegelbild — mit Windeseile entgegenschwebte. In solchen Aufschneidereien ist er groß, auch darin Kind geblieben. Der Erwachsene, Gereifte, Erzogene nimmt auch seine Phantasie, den freiesten, schweifendsten Teil unseres Seins, in Zucht. Er lernt es, immer klarer und sicherer zwischen Wahn und Wirklichkeit scheiden, und diese Scheidung ist ein wesentliches Stück aller Erziehung. Sie verweist den Wahn in ein besonderes Gebiet, das der Kunst; befriedigt so die Bedürfnisse der Einbildungskraft und schützt die

wirkliche Welt vor der Verfälschung durch die Phantasie. Nur im Traum, wo jenes Selbst feiert, treibt sie beim reifen Menschen noch ihren Spuck. Bei Peer aber vermischt sich wie beim Kinde die Welt des Seins und die des Scheins fortwährend. Er hat eben nicht die Strenge gegen sich, die dazu gehört, um hier feste und klare Grenzlinien zu ziehen. Kaum hat er sich auf den Rücken ins Gras gelegt, so werden ihm die Wolken zu Rossen, und auf dem einen sieht er sich selber sitzen; mit großem Gefolge in glänzender Pracht reitet er hoch über das Meer nach England, wo ihn die Würdenträger und die Schönen des Landes am Strande mit hohen Ehrenbezeigungen empfangen. Denn nichts Geringeres als Kaiser will er werden, und in seiner unbeherrschten Wachträumerei wird ihm der Wunsch zur Wahrheit. Auch dieser verrückt erscheinende Gedanke, den er das ganze Stück hindurch nicht aufgibt, ist ein treffender Ausdruck seines auf der Stufe der Kindheit zurückgebliebenen inneren Wesens. Kaiser oder König oder mindestens Graf werden will jeder kleine Gernegroß, dessen Phantasie man mit den Vorstellungen der Märchenwelt genährt hat, nur daß diese Träume fast immer schon an der harten Wirklichkeit des Schulzimmers sehr bald zerrinnen. Peer Gynts natürlicher Egoismus, samt seiner Dienerin der Phantasie, ist dagegen nie hinlänglich in seine Schranken verwiesen worden.

Als er hört, daß Ingrid, die Tochter des reichen Haegstadbauern, der er einst nicht gleichgültig war, in seiner Abwesenheit einem anderen versprochen worden ist und daß die Hochzeit unmittelbar bevorsteht, hält es ihn nicht daheim, wiewohl er keine andere als seine zerrissene Kleidung hat und aus Gesprächen Vorübergehender entnehmen kann, wie sehr man ihn verachtet. Er hört aus der Ferne die Geigen zum Tanze klingen, er sieht von einer Anhöhe aus die roten Röcke der Mädchen sich drehen, und er kann nicht widerstehen und geht als ein ungeladener und sehr unerwünschter Gast zum Hochzeitsfeste. Hier erfährt er natürlich nichts als kränkende Zurückweisungen, kein Mädchen will mit ihm tanzen, und jedermann geht im Bogen um ihn herum. Auch die junge Solvejg, die mit ihren ehrbaren, pietistischen Eltern von weit her zur Hochzeit gekommen ist und die Peer auf den ersten Blick entzückt, läßt ihn stehen, als sie seinen berüchtigten Namen erfährt. Da weist er die Flasche, die man ihm eifrig anbietet, nicht länger zurück, und nun kommt er, vom Trunke erhitzt, in sein Fahrwasser, erzählt den Hochzeitsgästen fabelhafte Geschichten von seinen Zauber-

künsten, und als ihn der erbärmliche Bräutigam, den Ingrid nicht in ihre Kammer einlassen will, bittet, die Kammertüre aufzuhexen und seine Brunhild gefügig zu machen, da spielt er den Siegfried gründlicher, als jenem lieb ist: er entführt die Braut, die ihm zu willen ist, und geht mit ihr davon über einen Grat, auf dem ihm niemand zu folgen vermag.

Mit Solvejg aber ist etwas in sein Leben getreten, was wie ein milder, schöner Stern fortan über seinem wilden, sündigen Wesen leuchtet. Sie ist die Verkörperung des Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht, das Peer hinanzuziehen unablässig bemüht ist. Mit mehr Recht gilt diese berühmte Wendung von ihr als von Faustens Gretchen. So sehr Gretchen ihre nordische Schwester an Lebenswahrheit, an Farbigkeit und Plastik des Seins übertrifft, in einem bleibt sie hinter ihr zurück: Solvejg strahlt einen ungleich stärkeren ethischen Glanz aus. Von der schlichten, mit wenig Strichen gezeichneten Gestalt geht ein wunderbares Leuchten aus, das das ganze Stück durchglänzt und durchwärmt und zeitweise auch Peer tief ins Herz dringt. Ibsen hat hier mit dem geringsten Aufwand an Mitteln das Höchste erreicht. Seine Solvejg kommt mir vor wie eine jener unvergleichlichen Mozartschen Melodien, die so einfach klingen, als hätte sie jeder finden können, und die doch wie vom Himmel hergeweht erscheinen.

Der Eindruck, den das holde, sittsame Kind auf Peer gemacht hat, wird zunächst die Veranlassung zu einer neuen Roheit, die er begeht. Ingrids bald überdrüssig, verabschiedet er sie in der Einsamkeit des Gebirges, weil sie nicht ist wie Solvejg, deren Blick wie der Himmel glänzt und Feiertag in der Seele werden läßt. Die Verlassene schwört ihm Rache, und die Bauern der Umgegend verfolgen ihn mit Waffen, während Solvejg und Aase ihn suchen, um ihm zu helfen und ihm Essen zu bringen. Indessen gerät der in den Bergen einsam Umherschweifende immer tiefer ins Schlimme hinein. Er springt wohl einmal auf und ruft zwei hoch dahinschwebenden Adlern zu, sie sollten ihn mitnehmen, damit er sich rein bade im Winde und in der ‚Taufstrahlenflut' der Sonne, aber als er drei verwilderte Sennerinnen nach dem Troll schreien und ihn in ihre Kammern laden hört, ist er schnell bereit, die Rolle dieses Troll zu übernehmen und die Gelüste der Brünstigen zu befriedigen. Dies bildet den Uebergang zu der prächtigen Szene bei den Trollen und ihrem König, dem Dovre-Alten. Die Tochter des Alten, die ‚Grüngekleidete', ist Peer in den Felsen begegnet und hat seine

Begierde geweckt. Sie bringt ihn in die unterirdische Halle, wo die Trolle um ihren König geschart ihre Versammlung abhalten. Um dem Geschlecht der Trolle, das in Gefahr ist zu entarten — es gibt nur noch selten zweiköpfige Trolle und dreiköpfige garnicht mehr —, frisches Blut zuzuführen, will der Dovre-Alte den kräftigen Burschen als Schwiegersohn und einstigen Erben annehmen, wenn er in seinem ganzen Gehaben ein Troll werden, einen Schweif tragen, Trollkost genießen und — nach einer Augenoperation — die Welt mit Trollaugen ansehen will. Peer ist zu allem bereit, falls es sich bloß um etwas Vorübergehendes handelt. Hat er dann doch die Aussicht, König zu werden, wenn auch nur Trollkönig. Nur auf ewig will er sein Menschentum nicht drangeben, und da nur unter dieser Bedingung der Pakt geschlossen werden kann, so verlangt er dem Licht der Sonne zurückgegeben zu werden. Die enttäuschten und gekränkten Trolle fallen nun über ihn her, um ihm den Garaus zu machen. ‚Hilf, Mutter, ich sterbe!‘ ruft er in seiner Todesnot. Da ertönen in der Ferne Kirchenglocken, die Trolle stieben auseinander, die Halle stürzt ein, und Peer liegt da wie ein Schlafender.

Was ihn am wenigsten zurückgehalten hätte, auf immer zum Troll zu werden, das ist die Losung, nach der die Berggeister ihr Leben gestalten, die Moral der Trolle. An dieser Stelle liegt die gedankliche Wurzel der Dichtung deutlich zu Tage. Der Dovre-Alte klärt Peer auf über den Haupt-Unterschied zwischen Mensch und Troll. Die Menschen, meint er, belügen sich mit dem Grundsatz ‚Sei du selbst!‘ Die Losung der Trolle dagegen lautet: ‚Sei dir selbst genug‘! Daß diese wörtliche Uebersetzung der beiden Sprüche keine volle Klarheit gibt über das, was gemeint ist, sieht man sofort. Roman Wörner (in seinem ausgezeichneten Werk über Ibsen, Band 1, S. 411) bemerkt dazu mit Recht, das ‚Sei dir selbst genug!‘ klinge uns eher wie der Spruch eines Weltweisen, nicht, wie Ibsen es meint: ‚Liebe nur dich selbst! Lebe dir selbst!‘ Am besten verdeutscht man es sich mit der Wendung, die in den letzten Jahrzehnten von allen modernen Gynts und „Gents“ und ihren philosophasternden Wortführern bis zum Ueberdruß gebraucht und daher zum Schlagwort des verwerflichen Individualismus bei uns geworden ist, mit der Wendung: ‚Lebe dich aus!‘ Sich ausleben, sich kratzen, wo es auch juckt, keinem Triebe, der nach Futter schreit, die Nahrung versagen, ganz ohne Rücksicht auf alle anderen, das ist das Programm der Trollheit, das Peer Gynt zu dem seinigen

zu machen kein Bedenken trägt, wie er es ja unbewußt fast immer schon befolgt hat. Im Grunde — das gibt der Dichter zu verstehen — gehört er mit seinem Wesen einer untermenschlichen Sphäre des Seins an und ist in Gefahr, ganz auf diese Stufe hinabzusinken. Der Mensch ist das ζῶον πολιτικόν, das gesellschaftliche, staatenbildende Tier. Wer sich selbstisch vereinzelt, wer nicht als Glied einer Gemeinschaft lebt, sondern wie die Kinder bei jeder Gelegenheit ‚ich, ich, ich schreit', der ist entweder seinem eigentlichen Wesen nach nicht Mensch, sondern Tier, oder — das werden wir später sehen — er ist krank.

Wenn doch unsere hohlköpfigen Tagediebe und Stutzer aus der Tauentzienstraße, die keinen anderen Gedanken haben, als ihr armseliges Ich zu pflegen, herauszuputzen und vor der Welt spazieren zu führen, wenn sie sich doch recht gründlich im Spiegel dieser großen Dichtung beschauen möchten, um darin zu erkennen, daß sie nicht Uebermenschen sind, wie sie wähnen, sondern Trolle!

Was der Troll-Moral gegenüber der menschliche Grundsatz ‚Sei du selbst!' bedeutet, davon hat Peer natürlich keinen Begriff. Die Worte werden erst später ganz deutlich. Schon an dieser Stelle aber sagen wir uns, daß das Wörtchen selbst hier nicht das natürlich gegebene Ich bezeichnet, sondern jenes höhere Selbst, das über den natürlichen Wesensbestand die Herrschaft führen soll.

Dieselbe Bedeutung wie die Trollszene hat im Grunde der Kampf Peer Gynts mit dem großen Krummen. Diese Szene ist dem deutschen Leser zunächst ganz unverständlich. Das Rätsel löst sich, wenn man erfährt, daß der große Krumme ein Fabelwesen aus der skandinavischen Märchenwelt und jedem Norweger vertraut ist wie uns der böse Wolf im „Rotkäppchen." Der Krumme ist ein Drache, der sich um den im Gebirge schweifenden Jäger Peer Gynt (auch der Name stammt daher) in finsterer Nacht herumringelt oder krümmt, so daß er aus dem furchtbaren Ringe nicht herausfindet. Die Symbolik dieser von Ibsen übernommenen Spukgestalt ist nicht allzu schwer zu erfassen, zumal das Ungetüm (von dem man auf dem Theater zwei elektrisch leuchtende, nicht jedermann überzeugende Augen zu sehen bekommt) auf die Frage ‚wer bist du?' erwidert: ‚Ich selbst'. Alles echte Menschensein entwickelt und verwirklicht sich in der Selbstverleugnung. Es strebt über sich selbst hinaus nach irgend einer Sache, mit der es verwächst und sich vereinerleit, so daß der Name, die Bezeichnung der Person, zum Träger bestimmter sachlicher Bestrebungen, Leistungen und Einrichtungen wird. Wer

auf die Frage: „wer bist du?" nur antwortet, „ich selbst", der bekundet damit, daß er gänzlich leer ist und der untermenschlichen Sphäre des Seins angehört, mit der der Mensch sein Leben lang zu ringen hat. Darum ruft der Krumme dem freien Weg fordernden Peer zu: „Geh außen herum! Mach einen Umweg!" — Die träge, bequeme Ichsucht geht nicht geradenwegs auf ihr Ziel zu, sondern schweift nach rechts oder links ab, wohin sie nur gelockt und getrieben wird. Darum schlägt der Krumme nicht um sich, überzeugt, daß er alles mit der Zeit gewinnt, ohne Kampf — die genüßliche Ichsucht ist alles eher als ein Kämpfer. Darum richtet auch Peer allein gegen den Krummen nichts aus. Er muß erst Solvejg, die Macht des Guten in seinem Leben, zu Hilfe rufen. Ihr frommer Gesang und ferne Glocken, die Aase und Solvejg für Peer läuten lassen, vertreiben das Ungeheuer.

Der folgende, dritte Akt enthält zwei Szenen, die nach meinem Empfinden zu dem Schönsten gehören, was je gedichtet worden ist.

Peer Gynt, der in den Bann getan ist und sich im Tal unter Menschen nicht sehen lassen darf, lebt von der Jagd einsam im Bergwalde. Er hat sich aus Baumstämmen eine Blockhütte gebaut und ist eben damit beschäftigt, ein Schloß an der Tür anzubringen, da kommt Solvejg durch den tiefen Schnee zu ihm herauf, um hinfort ihm anzugehören und sein hartes Los mit ihm zu teilen. Der Abschied von den Ihren ist ihr namenlos schwer geworden, aber die erbarmende Liebe zu dem Gebannten war stärker als alles, was sie zurückzuhalten suchte. Peer jubelt:

„Hinweg denn, mit allen den Pflöcken und Planken,
Was braucht's jetzt noch Riegel wider Koboldgedanken!
Willst du das Schützen in Lust und Leid sein,
So weiß ich, so wird meine Hütte geweiht sein.
Solvejg! dich ansehn! Von fern nur gegrüßt!
Ansehn bloß! Wie du leuchtest und glühst!
Rein, vor mir her, mit gestreckten Armen
Will ich dich tragen, du Herz voll Erbarmen.
Daß du zu mir kämst, wer hätt' es gedacht!
O, aber gesehnt hab' ich Tag mich und Nacht.
Hier, siehst du, hab' ich gezimmert und gebaut,
Aber jetzt will ich neu baun, denn jetzt kam die Braut."

Er nötigt die Geliebte in die Hütte hinein, während er selbst draußen bleibt, um noch schnell etwas Brennholz zu hauen. Da kommt ein zerlumptes, ältliches Weib mit einem häßlichen Jungen herangehumpelt, die gibt sich ihm als die Trollprinzessin zu er-

kennen, deren er einst begehrt hat. Das Erzeugnis der Gedankensünde, die er mit ihr begangen hat, ist der mißgestaltete Bengel an ihrer Seite. Schon in der großen Trollszene wurde Peer angekündigt, daß er bald Vater sein werde, und als er dies lachend von sich wies, erklärte ihm der Dovre-Alte, es sei echt menschlich, daß er sich durch Wunsch und Begehren nicht gebunden fühle.

„Den Geist bekennt ihr mit vollen Backen,
Doch geachtet wird nur, was mit Fäusten zu packen."

Der saubere Sprößling entspricht in seinem Aeußern daher dem inneren Wesen des Vaters. Sein Fuß sei so lahm wie Peers Sinn, erklärt die Trollin. Und dann sagt sie ihm, wenn er Solvejg heirate, so solle er sie nicht loswerden; sie werde sich jeden Tag als Dritte im Bunde einfinden und ihren Teil von seinen Liebkosungen heischen. — Peer steht vernichtet da. Wir meinen zwar, er sollte sich nicht schrecken lassen, sondern, sein Haupt in Solvejgs Schoß bergend, den höllischen Gewalten Trotz bieten. Wir trauen der Holden, Reinen die Kraft zu, es mit den Mächten des untermenschlichen Seins aufzunehmen und den Höllenspuk zu bannen. Allein Peer hat dies Vertrauen nicht. Unser Glaube an den Sieg des Guten ist nicht größer als die Macht, die das Gute über uns selbst hat. Und in Peer ist das Gute schwach. Darum wagt er den Kampf mit seiner sündigen Vergangenheit, die ihn in der Trollprinzessin heimsucht, nicht. Er meint, Ingrid, die drei Sennerinnen und die Tochter des Dovre-Alten, sie alle würden ihm nachschleichen und ihm sein Glück zerstören und entweihen. Um eine Solvejg zu umarmen, dazu fühlt er sich zu unrein. Und wäre sein Arm so lang wie die höchste Bergtanne, sie wäre ihm doch noch zu nah, wenn er sie im Arm hielte; sie mit seinen Händen anrühren, das hieße Heiliges schänden. So läßt er sich scheiden von dem Paradiese, das in der Hütte seiner harrt. Er ruft Solvejg zu, er habe noch eine Arbeit im Walde zu tun, sie solle indessen seiner warten. Dann geht er gesenkten Hauptes. Solvejg bleibt in der halbgeöffneten Tür stehen und wartet. Aber der Geliebte, dem sie alles geopfert, kommt nicht wieder.

Er schleicht sich zu Mutter Aase, um Abschied von ihr zu nehmen. Er findet sie in ärmlicher Hütte auf dem Sterbebette. Man hat ihr zur Buße für die Untat ihres Sohnes alles genommen, und so liegt sie in einer alten Truhe, die einst Peer zur Lagerstätte gedient hatte. Die arme Alte hat nun das Leben satt.

Sie hat nur noch einen Wunsch, ihren Peer noch einmal zu sehen. Er wird ihr erfüllt. Peer tritt herein, und sie hält ihren Liebling schluchzend in den Armen. Sie fragt ihn nach Solvejg, an deren Seite sie ihn glücklich wähnt. Um sie davon abzulenken und sie auf beruhigende, heitere Gedanken zu bringen, erinnert er sie an die Zeit, wo er als Junge in der Truhe lag, und sie auf dem Bettende sitzend mit ihm ins Märchenland hinauskutschierte, zum Soria-Moria-Schlosse, westlich von der Sonne und östlich vom Mond; als wäre die Truhe ein Schlitten und der Fußboden spiegelndes Eis. Jetzt will Peer sie fahren. Er wirft eine Schnur als Leine um einen Stuhl, nimmt als Peitsche einen Stock in die Hand und setzt sich auf das Fußende des Bettes. Und nun geht es mit klingenden Schellen über das hohl dröhnende Fjordeis, unter sausenden Tannen hin, hoch hinauf zu einem Schlosse mit glänzenden Fenstern, an dessen Tor als Pförtner Sankt Peter steht. Dieser macht Schwierigkeiten wegen des Einlasses der Alten, aber Peer streicht seine Mutter kräftig heraus, und da kommt auch Gott-Vater, weist Petrus zurecht und heißt Aase willkommen.

Während Peer dies alles, sich immer lebhafter in den Traum hineinphantasierend, vorgebracht hat, ist Mutter Aase, die ihn zuerst mit ängstlichen Zwischenfragen unterbrach, zurückgesunken und verstummt, und als er sich jetzt nach ihr umschaut, sieht er, daß sie tot ist. Seine Phantasie, diesmal nicht im Dienste der Eigensucht, sondern von der Liebe zur Mutter geleitet, hat ihn das Rechte finden lassen. Aase ist entschlummert, während er sie aus der erbarmungswürdigsten Wirklichkeit auf Traumwegen zum Himmel hinauffuhr.

Wenn Ibsen wirklich die Absicht gehabt hat, in Peer Gynt die Norweger zu treffen, so hat in diesen beiden Szenen sein Herz seinem Willen und Verstande einen Streich gespielt. Die Liebe zu seinem Volk hat ihm hier unbewußt die Feder geführt. Der Peer, der von seinem Glück an der Seite Solvejgs scheidet und seine Mutter im Phantasieschlitten zum Himmel fährt, er ist die Ausgeburt eines echten, liebevollen Dichterherzens. Auch unserem Herzen wird er teuer, und er behält von diesen Szenen her unsere Teilnahme das ganze Stück hindurch.

Der vierte Akt, der uns Peer Gynt als Weltenbummler in Nordafrika zeigt, steht dichterisch nicht auf der Höhe der übrigen Akte. Das Reich der Trolle, in das uns der zweite Akt führt, ist das Ueberall und Nirgendwo der Poesie, in das wir dem Dichter

willig und gläubig folgen. Dies Nordafrika aber, in dessen Palmenwipfeln Peer Gynt mit Affen kämpft und in dem man ihn sofort für den Kalifen hält, weil er die irgendwo aufgefundenen Kalifen-Kleider über seinen Reiseanzug gezogen hat, dies Nordafrika ist nur ein Nirgendwo, wie wir es wohl in der Posse gelten lassen, nicht aber in einem ernsten Schauspiel. Auch Peer selbst wird uns in einem Punkte unglaubwürdig. Nach dem Tode seiner Mutter hat er Norwegen verlassen und ist in Amerika durch skrupellose Geschäftsunternehmungen — er hat z. B. einen schwunghaften Sklavenhandel getrieben — so reich geworden, daß er sich eine eigene Yacht halten kann, auf der er, begleitet von einem Engländer, einem Franzosen, einem Deutschen und einem Schweden, Vergnügungsreisen macht. So überzeugt wir nun von seiner rücksichtslosen Selbstsucht sein mögen, den Erwerb großer Reichtümer trauen wir ihm doch nicht zu, weil dazu sicherlich auch etwas gehört, was er nicht besitzt, nämlich Zähigkeit und Ausdauer. Mit dem Träumer und Taugenichts der ersten drei Akte ist der Krösus des vierten schlecht zusammenzureimen. Die Gyntsche, die trollische Ichsucht kann wohl Schätze verschwenden, aber keine erwerben. Auf der Bühne selbst tut Peer auch nichts anderes, hier ist er im Grunde der alte. Er läßt sich keinen Genuß entgehen, der sich ihm bietet, mißbraucht seine Phantasie zu den albernsten Prahlereien, ergeht sich in großartigen Plänen — er will das Meer in die Sahara leiten —, ohne einen Finger zu rühren, und kennt und achtet kein Recht als das des Stärkeren. Nur ist seine Selbstsucht, wie natürlich, inzwischen bewußter, berechnender und schamloser geworden. Solveig hat er vergessen. Der Keim des Guten, der in ihm schlummerte, scheint erstorben. Aus der Ichsucht, von der er sich einst treiben ließ, hat er nun ein System gemacht. Die Troll-Moral ist jetzt durchaus seine Moral geworden.

Aus dem bunten, mit Geist und Witz reichlich gewürzten Vielerlei dieser Szenenreihe scheint mir für das Verständnis des Ganzen vor allem folgendes bemerkenswert.

Es ist klar, daß ein in seinem engen Ich vermauerter Selbstsüchtling, wie Peer Gynt, von wahrer Religion nicht einen Hauch haben kann, denn diese ist ja im Grunde nichts anderes als das Bewußtsein, Glied eines großen Ganzen zu sein, dem man sich willig und mit Ehrfurcht einfügt. Peer kennt die Religion nur als Ausdruck der Selbstsucht, als Streben, das höhere Wesen, das über Welt waltet, seinen Sonderwünschen gefügig zu machen. Dies

zeigt sich in ergötzlicher Weise, als er, aus einem Mittagsschlaf unter marokkanischen Palmen erwachend, zu seinem Entsetzen bemerken muß, daß seine sauberen Freunde und Reisebegleiter (lauter Karikaturen, nebenbei bemerkt) sich während seiner Abwesenheit seiner mit Schätzen reich beladenen Yacht bemächtigt haben und eben mit ihr übers blaue Meer davonfahren. Da preßt ihm das Gefühl seiner Ohnmacht folgendes „Gebet" ab:

„Die Racker, die! Lieber Gott, hör' mich schrei'n!
Du bist ja so weis' und gerecht. Schlag drein!
(mit erhobenen Armen).
Ich bin's ja, Peer Gynt! Vater, laß es nicht zu!
Nimm dich meiner an, zu spät ist's im Nu!
Laß sie Gegendampf geben, nimm du die Steuerung,
Halt sie auf! Verstör' etwas in der Feuerung!
Hör' mich! Laß jetzt alles andere steh'n!
Die Welt wird von selber schon weitergeh'n!
Herrgott, ob er hört! Stellt sich taub mit Fleiß!
Das ist stark, wenn sich Gott nicht zu helfen weiß."
(Nach Wörner.)

Und als dann eine Explosion erfolgt und das zerborstene Schiff in den Wellen verschwindet, da folgt dem Bittgebet ein Dankgebet von derselben Art:

„O Dank und Preis, daß du mich bewahrt,
Und trotz meiner Fehler dem Schlimmsten entrissen!
Es ist doch ein Trost ganz besonderer Art,
Sich so separat beschützt zu wissen.
. . . .
Nur auf Ihn gebaut! Er wird meine Portion
Von Bitternis nach meinen Kräften richten.
Väterlich sorgt er für meine Person; —
(seufzend, mit einem Blick aufs Meer).
Aber ökonomisch, das ist Er mit nichten!"
(Nach Wörner.)

Dieses Zerrbild eines Gesprächs mit Gott wirft ein grelles Licht auf den alten Spruch „Not lehrt beten", der, in seinem ursprünglichen, naiven Sinne genommen, auf der Stufe der wahren Religiosität durchaus unwahr ist. Um Hilfe betteln ist nicht beten. Zum Beten kann höchstens innere, sittliche Not treiben, nicht aber das Verlangen nach Schutz und Rettung aus äußerer Drangsal, mit dem der Mensch sich keineswegs über sein natürliches Ich erhebt, sondern durchaus darin befangen bleibt. Die christliche Religion, an die ja doch hier zu denken ist, setzt das „Stirb und

werde" voraus. An ihrem Eingang steht die Wiedergeburt. Weil wie Peer Gynt seinem inneren Wesen nach ein Heide ist, der kann auch nicht anders beten als ein Heide, und ob er die ganze Dreieinigkeit anruft.

Auch nach dem Verlust seiner Yacht hat Peer noch immer genug — in der Bank und in der Tasche —, um sein Bummelleben fortzusetzen. Aber wie die Tage totschlagen, ohne vor seiner Selbstherrlichkeit bange zu werden? Beim Nachgrübeln über diese Frage kommt er, nachdem das Liebesspiel mit Anitra, dem Stern der Arabermädchen, einen unerwünschten Ausgang genommen hat, auf den Gedanken, Geschichtsforscher zu werden.

„Oder —! Wer gleich beim Gelebten endete
Und, ein reisender Forscher, mit seinem Spahn
Dem Einst in den dunklen Rachen blendete?
Bei Gott, ein höchst erwägbarer Plan!
Vor Chroniken bin ich nie abgebogen,
Und war auch der Wissenschaft immer gewogen.
Wohlan denn, durchmessen der Menschheit Bahn!
Ich schwimm' auf dem Strom der Geschichte wie ein Flaum,
Ich durchlebe sie nochmals, als wie einen Traum, —
Seh' der Helden Kämpfe für Gut und Groß,
Doch aus sich'rem Versteck, als Zuschauer bloß;
Seh' der Denker Fall, der Märtyrer Glorie,
Seh' Reiche sich bilden und Reiche vergehn,
Seh' Weltepochen aus Kleinem entstehn,
Kurzum, schöpf' ab den Rahm der Historie.
Ich muß mir einen Band Becker erhandeln
Und dann chronologisch die Welt durchwandeln."

Ibsen zeigt uns den Menschen mit der Trollmoral, den Ichsüchtling, von allen Seiten. Hier sehen wir ihn als Wissenschaftler. Und auch da bleibt er sich treu und treibt es, wie er es immer getrieben hat. Er macht aus der Arbeit ein Spiel, aus der Anstrengung ein Genußmittel. Statt ein Stückchen von den Feldern der Wissenschaft selber zu bestellen und bescheidentlich den Lohn der aufgewendeten Mühe zu ernten, kauft er sich bei Becker — man entschuldige den Kalauer¹) — gleich den fertigen Kuchen, aus dem er natürlich auch noch die Rosinen herausklaubt. Und dann ergeht er sich in Deklamationen über die Bebauung und Nutzbarmachung des Bodens. Wir finden ihn in Ägypten am Fuße der Memnonssäule und der großen Sphinx bei Gizeh und werden Zeuge, wie ihm das Studium der Weltgeschichte zu einer Vergnügungsreise durch die Jahrtausende wird. Zu welcher Wissenschaft gehört

eben wieder das, was er nicht hat: sich selbst beherrschen, sich einfügen in einen Zusammenhang, über sich hinausstreben.

An der Sphinx trifft Peer den Dr. Begriffenfeldt, Direktor der Irrenanstalt in Kairo, der sonderbarerweise selbst verrückt ist. Diese sowie die folgende Szene im Tollhause in Kairo ist possenhaft unrealistisch, aber für das Verständnis des philosophischen Gehaltes der Dichtung so wesentlich, wie die Szene beim Trollkönig. Sowie nämlich Begriffenfeldt aus Peers Munde erfährt, daß er immer bestrebt gewesen sei, er selbst zu sein und, wie er glaube, mit Glück, begrüßt er ihn als Kaiser und nimmt ihn mit in seine Anstalt, wo er ihn auch den übrigen Verrückten als ihren Herrn und Kaiser vorstellt. Peer, dem unter den Geisteskranken sehr unbehaglich wird, wendet ein, daß er als Vertreter der Selbstheit gerade hierher nicht passe, da man hier sichtlich außer sich sei und nicht man selbst. Allein Begriffenfeldt weist diesen Einwand schlagend zurück:

„Wie? Außer sich? Nein, das sieht jedes Kind:
Hier ist man man selbst, ohne Gnade zu geben,
Man selbst und nicht das Geringste daneben;
Man geht, als man selbst, hier vor vollem Wind.
Im Faß seines Ich birgt ein jeder hier sich,
Taucht in seines Ich Gärung bis auf den Grund,
Schließt zu sich hermetisch mit seines Ich Spund
Und dichtet das Holz im Brunnen seines Ich.
Keiner hat Tränen für der anderen Wehen,
Keiner hat Sinn für der anderen Ideen.
Wir selbst das sind wir in Geist und Gebärden,
Bis zur Spitze des Sprungbretts wir und nur wir, —
Und folglich, soll einer Kaiser hier werden,
Sind Sie unsres Thrones erlesenste Zier."

So seltsam diese Worte des verrückten Irrenhausleiters sind, die Absicht des Dichters wird doch durchaus deutlich. Alles gesunde geistige Sein, das besagt die ganze Szene, verschließt sich nicht in sich selbst, sondern ist unablässig bemüht, sich tätig und schaffend der Welt hinzugeben und andererseits aufnehmend und liebend die Welt sich zu eigen zu machen. Wie die Welt und das Ich einander erkenntnistheoretisch bedingen, so gehören sie auch ethisch unzertrennlich zueinander. Je kräftiger das Ich ist, um so weniger hat es mit sich selbst zu schaffen, um so sachlicher, objektiver, weltzugewandter ist es. Je mehr dagegen ein Mensch mit sich selbst beschäftigt ist, je interessanter er sich selbst ist, je mehr er an sich und sein Ergehen denkt, um so weniger seelische Kraft und Gesund-

heit besitzt er. Man kann sich das leicht klar machen, wenn man an die Wirkung organischer Krankheitszustände denkt. Wer Zahnschmerzen hat, kommt von sich nicht los, und wenn er in Darjehling ist und den Himalajah in seiner ganzen überwältigenden Herrlichkeit vor sich aufragen sieht. Das Haften und Hängen an sich selbst, die egoistische Selbstbespiegelung und Selbstverwöhnung ist ungesund: sie verrät eine Schwächlichkeit und Krankhaftigkeit der Seele, die sich zu wirklicher Gemüts- und Geisteskrankheit auswachsen kann und oft genug dazu auswächst, wenn nicht rechtzeitig eingeschritten wird. Das Mittel aber, das die Irrenärzte dagegen anwenden, ist Ablenkung des krankhaften Geistes von sich selbst durch sachliche Beschäftigung. Einem solchen kann man nur dadurch helfen, daß man ihn aus seiner selbstischen Vereinzelung wieder in den Weltzusammenhang hineinzieht, indem man sein Interesse für die Dinge weckt und ihn dazu bringt, sein erstarrtes, verengtes Ich aufnehmend und arbeitend wieder zu erweitern und über die Welt hin auszudehnen. Die Ichsucht Peer Gynts also, die von der einen Seite aus gesehen, Trollheit, Untermenschlichkeit war, ist von einer anderen Seite betrachtet Geisteskrankheit und Entartung.

Mitten im vierten Akt läßt uns der Dichter einen Rückblick auf das tun, was Peer verlassen hat, als er übers Meer ging. Der Vorhang der Ferne, der ihn von der Heimat trennt, zerreißt auf einen Augenblick, und wir sehen im Schein der Sommersonne ein Blockhaus im nordischen Hochwald, davor „ein Weib mittleren Alters, licht und schön". Es ist Solvejg. Sie spinnt und singt dazu die in Griegs herrlicher Vertonung so bekannt gewordenen Worte treuester Liebe:

„Der Winter mag scheiden, der Frühling vergeh'n,
Der Sommer mag verwelken, das Jahr mag verweh'n,
Du kehrest mir zurück, gewiß, Du wirst mein, —
Ich hab' es versprochen, ich harre treulich Dein.

Gott helfe Dir, wenn Du die Sonne noch siehst,
Gott segne Dich, wenn Du zu Füßen ihm kniest!
Ich will Deiner harren, bist Du mir nah',
Und harrst Du dort oben, so treffen wir uns da.

Das schwebt vorüber wie ein Traum, ein lichter, stiller Traum in dunkler, fieberwirrer Nacht, süß und schwermütig zugleich. — O, du törichter Peer, denken wir, wenn du doch Glauben hättest und heimkehrtest! Die Liebe ist stärker als alles andere in der

Welt. Die Bosheit der Trollprinzessin fragt schon längst nicht mehr nach dir, aber Solvejgs barmherzige Liebe harrt deiner in unwandelbarer Treue.

Zwischen dem vierten und fünften Akte liegt eine Zeit, in der Peer Gynt als Pelzjäger und Goldgräber in Amerika gelebt hat. Als alter Mann kehrt er mit mäßigem Gewinn in die Heimat zurück, innerlich derselbe, der er stets gewesen. Nur hat ihn das Alter verbittert, ihn härter und boshafter gemacht. Sehr natürlich. Der alte Mann bedarf der sorgenden, helfenden Güte und leidet, wenn sie ihm fehlt. Wie aber soll der in seinem Alter Liebe ernten, der sein Leben lang nicht daran gedacht hat, Liebe zu säen? Peer wird sich auf dem Schiff, während die norwegische Küste schon in Sicht ist, mit zornigem Schmerze seiner Einsamkeit bewußt, als er vom Kapitän hört, daß die Seeleute daheim alle von Weib und Kind erwartet werden. Anstatt sie durch eine Geldspende zu erfreuen, wie er im Angesichte der heimatlichen Uferfelsen in einer Anwandlung von Gutmütigkeit vorhatte, beschließt er nun, sie betrunken zu machen und ihnen so das Wiedersehn mit den Ihren zu versalzen. Seine Blindheit über sich selbst, auch ein Wesenszug des naiven Egoisten, zeigt sich in krasser Weise, als das Schiff in einem plötzlich ausgebrochenen furchtbaren Unwetter einem Wrack begegnet, auf dem drei Unglückliche nach Rettung schreien. Peer mahnt die Seeleute zum Rettungswerke und bietet ihnen Geld, aber niemand wagt sich bei dem schrecklichen Seegang ins Boot, und die Schiffbrüchigen ertrinken. Da klagt Peer, der seine Schuldigkeit vollauf getan zu haben meint, bitter über den Mangel an Aufopferung und Christentum und nimmt sich vor, in Zukunft weniger „fromm“ zu sein.

Aber jetzt beginnt das Gericht über den unbußfertigen Sünder. Ein unheimlicher Mitreisender (im Schauspielhause als der verkappte Tod dargestellt) macht sich an ihn, kündigt ihm mit sichtlicher, gräßlicher Freude den nahen Untergang des Dampfers an und bittet ihn im Falle seines Ertrinkens um seinen „sehr geehrten Kadaver“ zum Zweck anatomischer Untersuchungen. Und der schlimme Prophet behält Recht. Das Schiff geht unter. Peer gelingt es, schwimmend ein gekentertes Boot zu erreichen und sich daran festzuklammern. Dasselbe tut der Schiffskoch, den Weib und Kind zu Hause erwarten. Und hier, ein paar Schritt vom Grabe entfernt, betätigt Peer noch einmal seine rücksichtslose Selbstsucht. Da das Boot nur einen Schwimmer über Wasser zu halten vermag, so stößt Peer

nach kurzem Kampfe den Koch hinweg, so daß er in den Fluten versinkt. Noch einmal taucht der unheimliche Mitreisende neben ihm auf, läßt es aber dabei bewenden, ihn tüchtig in Angst zu setzen. Peer rettet sich ans Land und wird hier zufällig Zeuge einer Begräbnisrede auf einen Mann, der sich durch eine schlimme Tat der Feigheit — er hatte sich einen Finger abgehauen, um nicht Soldat werden zu müssen — um die bürgerliche Achtung gebracht hat und der doch vor Gottes Gericht bestehen wird, weil er als Bauer im Hochgebirge unermüdlich tätig und der durch seine Naturanlage ihm gestellten Aufgaben bis an sein Lebensende getreu war. Mehr Eindruck macht es auf den immer noch Selbstgerechten, als er in seinen Heimatsort gelangt und da zu hören bekommt, in wie üblem Andenken er, der längst Verschollene, von niemand Erkannte, bei seinen Landsleuten steht. In galgenhumoristischer Stimmung geht er weiter und kommt am Pfingstabend in die Nähe des Blockhauses, in dem Solvejg seiner wartet. Er kriecht in ein Gehölz, verspottet sich selbst bitter als Kaiser der Tiere — wir sahen oben, mit welchem, ihm selbst nicht bewußten Recht —, sucht sich Zwiebeln zur Nahrung und verfällt dabei auf den Gedanken, sich selbst zu schälen wie eine Zwiebel, die er zerpflückt. Der Gescheiterte, der um sein Leben ficht, der Passagier, der Goldgräber, der Pelzjäger, der Altertumsforscher, der Kalif .... lauter Schalen, bis zum innersten Innern bloß Häute, und kein Kern. In dichterischer Form die härteste, aber durchaus treffende Kritik seines verfehlten, leeren, gehaltlosen Lebens.

Nun bemerkt er die Blockhütte in seiner Nähe. Ein Strahl der Erinnerung trifft sein verhärtetes Hirn. Ueberdies erklingt Solvejgs Gesang aus der Hütte. Da durchzuckt ihn die Einsicht, was er verloren hat. Er erhebt sich „still und totenbleich“ und stammelt die Worte:

„Eine, die Treue hielt, und einer, der vergaß.
Einer, der ein Leben verspielt, und eine, die wartend saß.
O Ernst! — Und nimmer kehrt sich das um!
O Angst! — Hier war mein Kaisertum!“

Er irrt dann im Walde umher, den der Dichter seiner inneren Verfassung entsprechen läßt. Ein Brand hat darin gewütet. Meilenweit sieht man die verkohlten Stämme ragen, und hier und da kriechen weiße Nebel über den Waldboden hin. Jetzt ist sein Gewissen erwacht. Die Erinnyen eines verfehlten Lebens jagen

den alten Mann. Alles klagt ihn an. Die im Winde hinflatternden welken Blätter, die sausenden, seufzenden Lüfte, die fallenden Tautropfen, die gebrochenen Halme — lauter Symbole seiner inneren Unfruchtbarkeit. Es sind Gedanken, die er nicht gedacht, Lieder, die er nicht gesungen, Tränen, die er nicht vergossen, und Taten, die er nicht getan hat. Seinem Leben fehlt eben der positive Gehalt, die Leistung, die das Leben erst rechtfertigt und ihm einen unvergänglichen Kern gibt. Er hätte wohl das Zeug gehabt zum Dichter und Denker, aber er hat die Anstrengung gescheut, die immer dazu gehört, zu werden, was man ist. So ist er nicht geworden, was er war, sondern hat, wie wir sahen, seine Anlage in Phantastereien und Deklamationen verschleudert.

Und nun erfährt und begreift er nach und nach, daß er sich mit seinem Glauben, er selbst zu sein, immer im Irrtum über den Begriff des Selbst befunden hat. Das geschieht durch die prachtvolle Figur des Knopfgießers, im Schauspielhause durch A. Krausneck unübertrefflich dargestellt. Dieser ernste, würdevolle Abgesandte des Schöpfers und Regierers der Welt, eine große Gießerkelle in der Hand haltend, trifft Peer im Walde und erklärt ihm, er müsse in seinen Löffel, um darin umgeschmolzen zu werden. Auf den Himmel habe er keinen Anspruch, das werde er selbst zugeben; aber auch in die Hölle gehöre er nicht, dazu fehle ihm die schwere, wirklich großzügige Sündigkeit. Er sei Ausschußware, wie ein Knopf mit mißratener Oese, und müsse deshalb mit anderen, ebenso verfehlten Subjekten zusammen noch einmal als Rohstoff behandelt werden und in den Gießlöffel zurückwandern. Das trifft Peer an der empfindlichsten Stelle. Er will in die Hölle und jede Pein erdulden,

„Doch dieses andre, — dies wie ein Stück Lehm
Zerknetet werden zu weiß Gott wem, —
Diese Schmelzlöffelei, dies Enteignungsverfahren,
Dagegen muß ich mich gründlichst verwahren."

Der Knopfgießer drückt seine Verwunderung aus, daß er sich so sträube:

„Ein Mann, der niemals er selbst gewesen,
Und macht nun, zu sterben, solch Federlesen!"

„Was?" erwidert Peer. „Ich wäre nicht ich selbst gewesen! Und könntest Du mir Herz und Nieren durchforschen, Du träfest immer bloß auf Peer und Peer und nichts anderes!"

Doch der Knopfgießer weiß es besser. Er erklärt:

„Das ist nicht möglich. In meinem Befehle
Hier heißt es: Fordere Peer Gynt! Seine Seele
Bot ihrer Bestimmung Trotz bis zum Schluß.
In den Löffel mit ihm als mißratenem Guß!"

Wir sehen hier, das wahre Selbst des Menschen — das ist Peer Gynts verhängnisvoller Lebensirrtum — ist nicht sein natürlich gegebenes Ich, sondern seine Bestimmung, die als Keim und Aufgabe in ihn gelegt ist. Es ist nicht eine Wirklichkeit, sondern ein Ideal. „Dein wahres Wesen", sagt Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", „liegt nicht tief verborgen in Dir, sondern unermeßlich hoch über Dir, oder wenigstens über dem, was Du gewöhnlich als Dein Ich nimmst." Das ist die Meinung Ibsens und seines Knopfgießers. Darum erklärt dieser an einer anderen Stelle: „Du selbst sein heißt: Dich selbst ertöten", nämlich das natürliche Ich, um dem wahren, dem idealen, dem bestimmungsmäßigen Ich Raum zu schaffen. Man muß das Gestrüpp, das immer und überall auf dem Seelenboden wuchert, beschneiden oder ausroden, damit das Fruchtbäumchen wachsen kann, dessen Keim darin ruht. Es ist Goethes „Stirb und Werde" und das alte biblische „Wer sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren, wer es aber verliert, der wird es finden".

Noch freilich gibt sich Peer nicht verloren. Er erbietet sich, einwandfreie Zeugen dafür beizubringen, daß er immer er selbst gewesen sei, und der Knopfgießer gewährt ihm dazu großmütig einen Aufschub. Und nun folgen Szenen, mit denen sich — abgesehen vom Faust — nicht vieles in der dramatischen Literatur aller Zeiten wird messen können. Peer begibt sich sofort auf die Suche nach einem Zeugen und begegnet einem alten Manne, der ihn anbettelt, ihn dann aber als Prinz Peer erkennt und begrüßt. Es ist der Dovre-Alte, der sich bitter beklagt, daß man ihn inzwischen verleugnet und ins Reich der Fabel verwiesen habe. Er beschäftigt sich seitdem mit dem Zeitungs- und Theaterwesen (satirische Hiebe natürlich). Peer ist froh, ihn getroffen zu haben und geht ihn um sein Zeugnis in der bewußten Sache an. Doch der Alte macht ihm klar, daß er ihm in diesem Punkte keineswegs dienen könne. Denn wenn Peer auch damals im Dovreschlosse den Trollschweif wieder abgelegt und den Vertrag mit ihm, dem Alten, nicht endgültig geschlossen habe, so sei er doch in seinem Handeln der Losung der Trolle — „sei Dir selbst genug!" oder „lebe Dich aus!" — stets treu geblieben; er habe als Troll gelebt, und das — nicht Schwanz und Hörner — gäben den Ausschlag.

Nun versucht Peer auf eine andere Weise dem Schmelzlöffel des lieben Gottes zu entgehen. Er will einen Priester suchen und ihn feststellen lassen, daß er doch ein großer Sünder sei und auf einen Platz in der Hölle Anspruch habe. Kaum hat er sich auf die Suche begeben, so erblickt er eine „magere Person in hoch aufgeschürztem Priesterrock und mit einem Vogelstellernetz auf der Schulter", in der er einen Geistlichen zu erkennen glaubt. Freilich, das „stattlich entwickelte Nägelsystem" und der Huf des Fremden lassen ihn bald merken, wen er vor sich hat.

„Ich hätte doch auf Ihren Schwarzrock geschworen,
Und da sind es — Euer Hochwohlgeboren."

Er ist also zufällig vor die rechte Schmiede gelangt und könnte sein Anliegen ohne Umstände vorbringen. Aber er ist und bleibt eben Peer, der Mann der krummen Wege. So bringt er seine Sache recht gewunden vor. Er ersucht den Herrn der Hölle um ein warmes, freilich nicht zu warmes Plätzchen unter der Bedingung, daß er bei Gelegenheit wieder zurücktreten dürfe. Der Menschenkenner ihm gegenüber merkt schon an diesem Mangel an Entschiedenheit, daß er es mit einem jener Halben zu tun hat, deren Erwerb für die Hölle die Kosten der Feuerung nicht lohnt, und so findet er denn auch die Sünden, die Peer ihm bekennt, nicht ausreichend für die Hölle. Er fürchtet seine Zeit mit dem Bittsteller zu verlieren, zumal er auf der Jagd nach einem wirklich guten Braten sei. Auf Peers Frage erklärt er, es handle sich um Peer Gynt. Anstatt sich ihm nun zu erkennen zu geben, schickt ihn Peer zum Kap der guten Hoffnung, wo er den Gesuchten zuletzt gesehen habe.

Der Teufel ist also auch hier der dumme Teufel. Peer aber ist um nichts weiter. Er fühlt sich nun ausgestoßen aus dem „Selbsteigner-Adel" und kommt zum Bewußtsein der Verfehltheit seines ganzen Seins und Lebens.

„So unsäglich arm kann ein Mensch also gehn
Zurück in die grauen Nebel des Nichts."

Er möchte einen Berggipfel ersteigen,

„Einmal die Sonne noch aufgehen schauen,
Starren mich müd aufs gelobte Land,
In einem Schneesturz mein Ruhbett haben;
Man mag drüber schreiben: „Hier ist niemand begraben',
Und dann —! Ja, das Dann hat noch keiner gekannt."

So müßte er nun dem Knopfgießer verfallen, aber der nun endlich völlig Gedemütigte und Reuige sucht und findet Schutz und Rettung bei der Geliebten, die nicht umsonst ein Lebenlang auf seine Heimkehr geharrt hat. Zufällig ist er wieder an ihre Hütte gelangt, aus der sie eben, am Morgen des Pfingstsonntages, mit Stab und Gesangbuch heraustritt, um zur Kirche zu wandern. Der gebrochene Peer wirft sich vor ihr nieder und bittet sie, das Urteil über ihn, den Treulosen, zu sprechen. Aber sie spricht ihn frei, und beruhigt den um seine Seele und sein Selbst Bangenden, indem sie ihm erklärt, sein wahres Selbst, er, so wie ihn Gott gemeint und gewollt habe, sei immerdar in ihr, in ihrem Glauben, Hoffen und Lieben gewesen und niemals verloren.

Mit dem Ausruf

„Mutter, Weib, Magd ohne Schuld und Fehle,
Birg mich denn in deiner Seele!'

klammert er sich an sie und legt sein müdes Haupt in ihren Schoß. So liegt er lange, indessen geht die Pfingstsonne auf, die Schneegipfel im Hintergrunde leuchten, und der Tag wird immer heller. Solvejg singt dem entschlafenden Alten ein süßes Schlummerlied, die Geigen heben an zu klingen, und ein glitzerndes Gewebe von Tönen sinkt auf die Szene nieder und entrückt sie ganz der gewöhnlichen Wirklichkeit.

Man hat an dem ethischen Kerne dieses Schlusses Anstoß genommen und gemeint, eine solche Erlösung sei allzu billig. Allein man muß die Szene nehmen, wie sie ist, und nicht eine Rechtfertigungslehre daraus ableiten wollen. Wenn man das Auge auf Solvejg gerichtet hält, so begreift man diesen Ausgang vollkommen. Sie ist die denkbar höchste Erscheinung der erbarmenden, hingebenden Liebe und Treue. Die reine, grundlose Güte, unbegreiflich und doch wirklich, höher als alle Vernunft und doch dem Herzen faßbar, sie ist in keiner dichterischen Gestalt je schöner und ergreifender verkörpert worden als hier. Diese Liebe, das fühlen wir, muß den Sieg behalten. Sie ist so göttlich groß, daß der nicht verloren sein kann, dessen sie sich erbarmt.

Und vollzieht sich denn das Wunder, daß Solvejgs Liebe den Sünder reinigt und erlöst, nicht schon in gewissem Sinne bei uns, den Lesern und Zuschauern? Meine Empfindung wenigstens ist die, daß unser Kopf und Herz im Zwiespalt bleiben über Peer. Er erscheint unserm Herzen lange nicht so schlecht und verwerflich wie

unserm Verstande. Unsere Teilnahme bleibt ihm treu, auch wenn er es noch so arg treibt. Das macht, wir sehen ihn ein wenig mit Solvejgs Augen. Die überredende, beschwichtigende Kraft ihrer unendlichen Liebe spüren auch wir. Was unser Verstand uns auch sagen mag, unser Herz sagt uns: wen eine Solvejg so liebt, der ist nicht ganz schlecht, der kann auch nicht verloren gehen. Die herrliche Dichtung ragt hier hoch in das „Irrationale" hinein, das über aller echten und großen Kunst schwebt wie der unendliche Himmel über der Erde.

Man könnte nach dieser Besprechung, die den gedanklichen Gehalt des Stückes herauszuarbeiten sucht, annehmen, die Dichtung sei allzu abstrakt und eigentlich mehr Philosophie als Poesie. Aber das wäre sehr irrtümlich. Bis auf wenige Stellen, in denen der Gedanke sich ein wenig nackt hervorwagt, ist im Peer Gynt alles Anschauung und Gestalt. Man kann sich an den Bildern — die zahlreichen Aufführungen beweisen es — wahrhaft freuen, ohne ihren tiefsten Gehalt, den dunklen Gedankenfaden, der sie miteinander verknüpft, recht zu erfassen. Und doch gewinnt das Stück unendlich, wenn man ihn erfaßt. Das habe ich selbst erfahren. Ich habe Peer Gynt wiederholt gesehen und gelesen und in dem Maße, wie mir der Gedankengehalt des Stückes klarer wurde, wuchs auch meine Freude in der Betrachtung der Bühnenbilder, im äußeren Theater wie im inneren. Gedanke und Bild sind hier eben so eins, wie sie in einer solchen faustischen Dichtung überhaupt sein können.

Zum Schluß ein Wort über Griegs Musik zum Peer Gynt. Sie ist herrlich und erhöht die Wirkung der Dichtung bei der Aufführung ganz außerordentlich. Wenn doch die Komponisten sich öfter herbeilassen wollten, in der Weise, wie es hier geschehen ist, wahre, bedeutende Dichtungen musikalisch zu umrahmen und auszumalen! Ein wahres Zusammenwirken von Musik und Poesie, bei dem jede der beiden Künste die Wirkung der anderen erhöht, ist auf diesem Wege viel eher möglich als auf dem Wege, den die Oper geht. In der Oper, die ja doch in der Hauptsache ein Werk der Tonkunst ist, kommt die Poesie begreiflicherweise immer, auch bei Wagner, zu kurz. Nur das lyrische Element der Poesie läßt sich mit der Musik zu seinem Vorteil verschmelzen, das gedankliche dagegen sowie auch das dramatische widerstreben einer solchen Verschmelzung. Eine wirklich bedeutende dramatische Dichtung kann daher nicht komponiert werden und ist auch nie komponiert worden.

In der Peer Gynt-Aufführung stehen Musik und Poesie nebeneinander. Die Tonstücke leiten die Szenen ein oder aus, und nur an einigen, besonders geeigneten Stellen rankt sich die Musik in die Dichtung hinein. Beide Künste entfalten sich hier also ungehemmt in ihrer Eigenart, und jede gewinnt außerordentlich durch die Nachbarschaft der anderen, die Musik an Bedeutung, die Poesie an Stimmung. Die Verschmelzung beider bleibt hier der assoziierenden Tätigkeit unseres Geistes überlassen, und diese tut ihre verknüpfende Arbeit, wie nur je ein Opernkomponist. Sobald wir die Griegschen Klänge vernehmen, so steigen die Bilder und Gestalten aus Peer Gynt vor uns auf, und lesen oder sehen wir die Szenen der Dichtung wieder, so klingt und singt es in den Tiefen unserer Seele bewußt oder unbewußt, und spinnt einen silbernen, verklärenden Schimmer über das ganze Stück.

Die Juden des Ostens.

Von

Emil Daniels.

Adolf Friedemann: „Das Leben Theodor Herzls." 1914. Jüdischer Verlag. Berlin und Leipzig.
Wlad. W. Kaphun-Kogan: „Der Krieg eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes. Mit einer Karte des jüdischen Ansiedlungsrayons in Rußland. Bonn 1915. A. Marcus und E. Webers Verlag.
Alfons Paquet: „In Palästina." Bei Eugen Diederichs in Jena 1915.

Das erste dieser beiden Bücher ist einige Monate vor dem Kriege herausgekommen. Es schildert uns das Aufkommen der zionistischen Bewegung. Sie war gegen das Ende des 19. Jahrhunderts hin entstanden und hatte in der Stille einen Teil Palästinas ziemlich stark rejudaisiert. Zu einem Faktor der europäischen Politik wurde die nationaljüdische Tendenz durch Theodor Herzl. Oesterreicher von Geburt, lebte er in Paris als Korrespondent der „Neuen Freien Presse". Seiner Gesinnung nach war er deutscher Kosmopolit. Da kam der Dreyfuß-Prozeß, erschütterte sein Gemüt wie eine Offenbarung und verwandelte ihn in einen Nationaljuden, der sein Volk in das Heilige Land zurückführen wollte. Ihm als Freidenker würde es auch recht gewesen sein, wenn an Stelle von Palästina Argentinien getreten wäre. 1896 schrieb er den „Judenstaat". Hier werden die zionistischen Gedanken mit einem Zusatz von Sozialismus verfochten, der sehr zeitgemäß war. Der Siebenstundentag sollte der „Weltsammelruf" für die jüdischen Arbeiter sein, die wirklich in ein gelobtes Land kommen sollten: „Jeder Bedürftige erhält leichte, ungelernte Arbeit."

Kein Zweifel, daß der Verfasser des „Judenstaats" an seine Ideen, denen er sein Vermögen opferte, ehrlich glaubte. Wenn auch kein Politiker, so war er doch eine Persönlichkeit. Gerade das sozialistische Element in seiner Denkweise, das in dem Tendenzroman „Altneuland" (1900) womöglich noch utopischer zutage tritt als im „Judenstaat", brachte Herzl die Sympathien der osteuropäischen Judenschaft ein, die für Millenniumsprophezeiungen sehr empfänglich war, da sie überwiegend in bitterer Armut

lebte. Die Juden Halbasiens fingen an zu glauben, daß Herzl der Messias sei, der sie in kürzester Zeit nach Palästina führen würde: „Thörichte Leute begannen, sich auf die Wanderung vorzubereiten“, sagt Herzls Biograph. So hatten im Jahre 1666, als nach vielen mittelalterlichen Prätendenten auf die Messiaswürde in der Türkei der Smyrniot Sabbatai Zewi für den Messias gehalten wurde und der Glaube an diesen Mann sich bis Hamburg und Amsterdam unter den jüdischen Gemeinden ausbreitete, norddeutsche Ghettobewohner Hülsenfrüchte, Rauchfleisch und andere haltbare Speisen eingepackt, da sie jeden Tag nach dem Lande ihrer Völker abgerufen zu werden erwarteten.*) Es ist ein merkwürdiger Zusatz von Mystik in der Mentalität des Rationalisten Herzl, wenn er diejenigen Zionisten geringschätzte, die in geduldiger Arbeit Palästina allmählich kolonisierten. Eine derartige Tätigkeit erschien ihm beinahe wie eine Einfilzung. Nach ihm sollte es ungefähr so zugehen, wie man sich die Rückkehr aus dem babylonischen Exil vorzustellen pflegt; auf ein gegebenes Zeichen sollten alle Judenschaften, mit Ausnahme derjenigen Elemente in ihnen, die sich ihren Wirtsvölkern zu assimilieren wünschten, die Rabbiner an der Spitze, nach Palästina aufbrechen. Hier sollte ein der Türkei tributpflichtiger Kleinstaat errichtet werden. Neben dem wiedererbauten Tempel wollte Herzl, der natürlich Pazifist war, jenen Friedenspalast erbaut wissen, der seitdem im Haag gestiftet worden ist.

Gerade der phantastische Zug seines Geistes warb Herzl eine Menge Anhänger. Was verstandesmäßig in seinen Bestrebungen war, wie das argentinische Projekt, stieß die Massen ab und mußte von dem Agitator fallen gelassen werden. Uebrig blieb dann an ihm, was die Doctrin betraf, nur eine Mischung von krankhafter Romantik und hausbackener Rührseligkeit, aber der Mann war mehr wert als seine Lehren. Nur weil Herzl keine ganz unbedeutende Individualität war, konnte er für ein paar Jahre die Aufmerksamkeit der Kabinette auf den Zionismus lenken. Als Kaiser Wilhelm II. im Herbst 1898 seine erste, den Bau der Bagdadbahn vorbereitende Orientreise machte, empfing er in Konstantinopel in Gegenwart des Staatssekretärs von Bülow Herzl und hatte ein ausführliches Gespräch mit ihm. Von Jerusalem pilgerte der Kaiser nach dem Heiligen Lande. Als er vor dem Einzuge in Jerusalem bei Mikwe Israel Herzl an der Spitze einer zionistischen Deputation erblickte, zügelte der Kaiser sein Pferd, ritt an Herzl heran und begrüßte den stattlichen Mann, der das Spalier um Hauptеslänge überragte, durch Handschlag und freundliche Anrede. In der Heiligen Stadt erteilte Kaiser Wilhelm, wiederum in Gegenwart Bülows, Herzl an der Spitze seiner Deputation Audienz: „Für so gut halten wir diese Sache,“ so sprach Herzl das Oberhaupt des Deutschen Reiches an, „für so wert der Teilnahme der Großmütigsten, daß wir Ew.

*) Vergl. meine Besprechung der Autobiographie der Glückel von Hameln. Bd. 154, S. 142.

Majestät um Ihre hohe Hilfe zu dem Werke bitten.“ Der Biograph Herzls meint, so spreche man zu den Großen dieser Erde nur dann, wenn man vorher wisse, daß man es dürfe.

Auch andere Großmächte versuchten, den Zionismus ihren Zwecken dienstbar zu machen. Wurde doch schon seit Napoleon I. das Judentum in Europa politisch vielfach umworben. Um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts, vor der jungtürkischen Revolution, machte das osmanische Reich den Eindruck eines fast hoffnungslosen Verfalles. Auf diesem Boden schien Alles möglich. Um keine gegebene Chance, und sei sie auch nur sekundärer Natur, den Rivalen Großbritanniens zu überlassen, erklärte der englische Premierminister Lord Salisbury den Judenstaat in Palästina für „möglich und nützlich“, und der König Humbert von Italien, der sich in Rom mit Herzl fast eine Stunde unterhielt, äußerte, der Zionismus habe seine volle Sympathie. Er interessiere sich sehr für jene alte Rasse, die mit so zäher Beharrlichkeit an ihrem Lande hänge. Der Eindruck der weinenden Juden an der Klagemauer sei ihm unvergeßlich geblieben. Palästina sei schon sehr jüdisch geworden, und man habe einen festen Boden geschaffen. Er selbst wolle Herrn Tittoni (den Minister des Auswärtigen) auf Herzls Besuch vorbereiten.

Die Hauptsache war, was Sultan Abdul Hamid zu dem dritten Tempel sagen würde. Herzl war kein Menschenkenner, aber soviel verstand der freidenkerische Messias von den Angelegenheiten dieser Welt doch, daß ein anderer Serubabel den Cyrus von 1900 nur durch Geld, viel Geld für seine Pläne würde gewinnen können. Abdul Hamid war, wie es scheint, obwohl zögernd, bereit, den Juden einen Freibrief zur Kolonisierung Palästinas auszustellen und einer jüdischen Kompagnie administrative Hoheitsrechte zu verleihen, wenn die Zionisten ihm 2 Millionen Pfund verschafften. Der bekannte jüdisch-ungarische Orientreisende Vambéry, den der Sultan mit seiner Freundschaft beehrte, führte Herzl bei ihm ein, und nun ergoß sich über den Führer des Volkes der Rothschild eine Unzahl kaiserlicher Auszeichnungen. Der Sultan beschenkte ihn mit einer Brillantnadel, ließ ihn, so oft er am Goldenen Horn erschien, im kaiserlichen Palaste wohnen, stellte ihm für die Dauer seines Aufenthalts eine Hofequipage zur Verfügung, ließ ihn bei Ausfahrten durch einen General begleiten, verlieh ihm den Großkordon des Medschidscheordens und behandelte ihn überhaupt wie einen Fürsten.

Von Abdul Hamid wird erzählt, er sei, obwohl durch seine Stellung zum Tyrannen geworden, von Natur weich gewesen. So mag es sein, daß ihn mit dem etwas sentimentalen Humanitarier Herzl eine gewisse ehrliche Sympathie verband und er das Füllhorn seiner Gnade nicht ganz ausschließlich aus Berechnung ausschüttete. Zu dem Oberzeremonienmeister Ibrahim soll er, nach der ersten Audienz Herzls, dem ein schönes und edles Aeußere eigentümlich war, gesagt haben, so ungefähr müsse Jesus Christus ausgesehen haben. Für Herzl stand aber Besseres als eine Dornen-

krone in Aussicht. Wenn er die Bedenken zu zerstreuen verstand, die Abdul Hamid gegen die geschlossene Ansiedlung von Nichtmuhammedanern in Palästina immer wieder erhob, und wenn er, nachdem der russische Botschafter in Konstantinopel energisch gegen seine Bestrebungen protestiert hatte, durch die Freundschaft anderer europäischer Mächte für die Zionisten auch über das moskowitische Hindernis hinwegkam, dann hätte Herzl Vierfürst von Judäa werden können: „Ich werde eine Nationalanleihe von 10 Milliarden Mark aufbringen", hatte sich der Schwärmer gerühmt, aber über 5 Millionen Mark ist es ihm niemals gelungen, zusammenzubringen, und diese für die gesamte Judenheit so überaus geringe Summe war von nicht weniger als 330 000 Personen gezeichnet worden, so daß fast nur kleine Leute mitgewirkt hatten, während das jüdische Kapital ganz ferngeblieben war. Auch ein Kennzeichen des stark sozialistischen Charakters, den der Herzlsche Zionismus an sich hatte!

So verschwand schon um 1902 das Phantom eines Judenstaats auf dem Boden Kanaans, etwa sechs Jahre, nachdem es vor den Augen des geistreichen österreichischen Enthusiasten zu schimmern angefangen hatte. Aber Herzl war nicht entmutigt, sondern glaubte neue Wege finden zu können, auf denen der nationaljüdische Gedanke sich realisieren ließe. Abgesehen von den Juden Osteuropas hatte der Zionismus eigentlich nur unter den englischen Glaubensgenossen Herzls Anklang gefunden. Die Ursache liegt in dem Konfessionalismus, der überhaupt das britische Leben durchdringt. In London befand sich auch die von Herzl ins Leben gerufene Judenbank mit ihren 5 Millionen Mark. Von den Zionistenkongressen, die sonst in Basel stattzufinden pflegten, wurde auch einer an der Themse abgehalten. Diese Verhältnisse beschloß die englische Regierung sich zu Nutze zu machen. Die ganze britische Presse beider Parteien gab ihre lebhafte Sympathie für die zionistische Tendenz kund. Lord Landsdowne, Minister des Auswärtigen im Kabinett Salisbury, bot, auf den oben zitierten Ausspruch des Premierministers zurückkommend, daß ein Judenstaat möglich umd nützlich sei, Herzl die pelusinische Ebene zu Ansiedlungszwecken an. Es ist die nördliche Sinaihalbinsel, das Gebiet zwischen Port Said und El Arisch. Die Juden würden, hier angesiedelt, die Grenzenhüter des englischen Aegypten gegen das türkische Palästina geworden sein. Das jüdische Großkapital in England, das sich den ursprünglichen Herzlschen Projekten versagt hatte, zeigte sich unter dem Einfluß des Kabinetts bereit, für die Wiederbelebung Pelusiums, das schon im Altertum die Grenzfestung des pharaonischen, persischen, ptolemäischen Nillandes gewesen war, durch russisch-jüdische Ansiedler außerordentlich bedeutende Summen herzugeben.

Aber auch dieser Plan glückte nicht. Nach langen Untersuchungen an Ort und Stelle erhob die ägyptische Regierung den als Ausflucht anzusehenden Einwand, sie könne kein Nilwasser für die Bewässerung der Ebene bewilligen. Nun trat der Kolonialminister Chamberlain an Herzl mit

dem Angebot heran, die russischen Juden anstatt nach der Sinaihalbinsel nach Uganda zu führen. Chamberlain war ein frommer Dissenter, mit starkem alttestamentarischen Einschlag in seinem religiösen Gemütsleben und dabei, gleich so vielen britischen und amerikanischen Calvinisten, ein sehr schlauer Geschäftsmann. Er pries dem Idealisten Herzl Uganda an als ein Land: „wo Zucker und Baumwolle wächst und der weiße Mann leben kann, ein Land, besser als Wales." Herzl durchschaute wohl, daß der Engländer die russischen Juden nur als Kulturdünger gebrauchen wollte, aber er beschloß dennoch, auf den Chamberlainschen Antrag einzugehen, da die vielen Millionen Juden des Zarenreichs ja doch nicht alle im Heiligen Lande untergebracht werden konnten. Verhandelte Herzl doch auch mit dem König von Italien und seinem Minister des Auswärtigen über die Ansiedlung von Juden in Tripolitanien, auf das man in Rom gerade damals — in den Jahren 1903/4 — ernsthafte Absichten zu betätigen anfing. Auf das argentinische Projekt kam Herzl ebenfalls zurück, aber alle diese Niederlassungen sollten nicht bloß Selbstzweck sein, sondern auch „Nester und Kraftstationen" werden, aus denen dermaleinst tüchtige Kolonisatoren für Palästina bezogen werden konnten.

Unter allen Umständen wünschte Herzl möglichst viel Juden aus Rußland wegzuschaffen. Nach dem Scheitern seiner Unterhandlungen mit dem Khalifen aller Gläubigen hatte er auf eine Einladung des russischen Ministers des Innern, Plehwe, hin das Zarenreich besucht. Plehwe empfing ihn in Petersburg viermal, auch der Minister des Auswärtigen, von Lambsdorff, konferierte mit ihm, sowie dessen Departementschef Hartwig, der dermaleinst als Gesandter in Belgrad zu den hervorragendsten Urhebern des gegenwärtigen Krieges gehören sollte. Im Jahre 1903 war er u. a. Präsident der Kaiserlich Russischen Palästinagesellschaft. Mag Hartwig moralisch gewesen sein, wie er wolle — dumm war er nicht, und so riet er jetzt, nachdem die Finanzkraft des Zionismus vollkommen versagt hatte, seinem Chef von Lambsdorff, von der Bekämpfung der nationaljüdischen Bewegung in Konstantinopel Abstand zu nehmen. Wenn Rußland sich eines Bruchteils seiner überflüssigen Juden nach der Türkei und anderswohin entledigte, um so besser. Außerdem befürwortete der Finanzminister Witte, der mit Herzl gleichfalls eine Unterredung hatte, aus begreiflichen Gründen eine Verständigung, die, wenigstens insofern sie die Förderung der jüdischen Emigration aus dem Zarenreich zum Gegenstand hatte, den Wünschen der ausländischen jüdischen Bankiers entsprach.

Kaiser Nikolaus, dem die Sache vorgetragen wurde, genehmigte also, daß die Errichtung eines jüdischen Gemeinwesens in Palästina aus russisch-jüdischen Untertanen, wie überhaupt die zionistischerseits angebotene Organisation einer jüdischen Auswanderung aus Rußland von der Kaiserlichen Regierung gutgeheißen und diplomatisch, moralisch, ja sogar aus den jüdischen Sondersteuern materiell unterstützt würden. Hauptsächlich wurde dieses Ergebnis der Unterhandlungen mit der russischen Regierung, das

Herzl für einen seiner größten Erfolge ansah, durch die Bemühungen des Ministers Plehwe herbeigeführt. Dieser Staatsmann, der für den Urheber der Judenmetzeleien in Kischinew galt und und der bald nach seinen Abmachungen mit Herzl durch die Bombe eines Revolutionärs zerschmettert wurde, kann, unbeschadet seiner sonstigen Fehler, ebensowenig wie Hartwig von geringer geistiger Bedeutung gewesen sein. Er erklärte Herzl, wenn die zionistische Bewegung in Rußland etwa von ihren Zielen abirren sollte und ihr Programm durch eine einfache Propaganda der jüdisch-nationalen Zusammenfassung ersetzen würde, könne sie von der Regierung unmöglich geduldet werden. Denn ihr Ergebnis würde dann die Schaffung von Gruppen sein, die den vaterländischen Gefühlen, dieser Quelle der Stärke jedes Staats, fremd und sogar feindlich wären. Wir werden sogleich sehen, daß es dem Minister von Plehwe an politischer Voraussicht nicht gefehlt hat.

Herzl wurde wegen der Unterhandlungen mit Plehwe, „dem Schlächter von Kischinew", von seinen Gesinnungsgenossen heftig angefeindet. Leidenschaftliche Opposition erregte auch sein Zurückkommen auf andere Auswanderungsziele als Palästina; nur die Landschaft von El Arisch fand wegen ihres geographischen Zusammenhangs mit „Erez Israel" vor den Augen der Zionisten Gnade. In den wenigen Fällen, in denen der Führer der Partei, seine unpolitische Natur überwindend, realistisch vorzugehen versuchte, stieß er bei seiner Gefolgschaft auf eine so gefährliche Opposition, daß sein Biograph und Bewunderer gestehen muß: „Und doch kann der beste Reiter im Rennen nicht siegen, wenn man ihm ein lahmes Pferd zur Verfügung stellt." Für Messiasse ist es in gewisser Hinsicht ein Glück, wenn sie früh sterben. So wurde auch Herzl, als er im Jahre 1904, erst 44jährig, einem Herzleiden erlag, von denen, die an ihn geglaubt hatten und in deren Mitte nunmehr alle Feindseligkeit, die den Lebenden verfolgt hatte, verstummte, fast wie ein Heiliger verehrt. Der Zionismus trat nach Herzls Tode aus dem Lampenlicht der Bühne der europäischen Politik zurück und arbeitete wieder hinter den Kulissen an der Rejudaisierung des Heiligen Landes. Von den christlichen Nationen bewahrten nur die Engländer der Bewegung ein gewisses Interesse. Der verstorbene österreichische Großindustrielle Alexander von Peez sagt in seiner lesenswerten Schrift: „England und der Kontinent",*) allerdings nicht ohne Uebertreibung, von der City aus: „werden die verschiedenen jüdischen Schutzvereine geleitet; diese ganze Organisation ist verknüpft mit den freimaurerischen Vereinen, denen bekanntlich König Eduard nahestand . . . . Aus dem Umstande, daß durch die City eine fremde Nationalität oft ein gewichtiges Wort mitspricht, erklärt sich manche Unstimmigkeit in der Haltung Englands. Seine Politik hat einen orientalischen Charakter angenommen."

---

*) Zuerst 1909 erschienen; 1915 in fünfter Auflage neu herausgegeben. Wien und Leipzig bei Carl Fromme.

Nach Stimmen, die in englischen Zeitungen laut geworden sind, ist man jenseits der Nordsee geneigt, wenn der gegenwärtige Krieg dazu führen sollte, daß die ägyptische Armee der Briten Palästina vom osmanischen Reiche loslöst, es im Heiligen Lande mit der Errichtung eines Judenstaats zu versuchen. Das Kapital der Londoner jüdischen Bankiers, das sich Herzl für sein Vorhaben mit Abdul Hamid versagte, würde in jenem Fall ebenso reichlich dargeboten werden, wie es eventuell für die Kultivierung der pelusinischen Ebene durch das auserwählte Volk sich zur Verfügung gestellt hätte.

Inzwischen ist Herzls Saat in Rußland aufgegangen, aber nicht die Früchte sind dort erwachsen, die Herzl erwartet, sondern diejenigen, die Plehwe befürchtet hatte. Der Gedanke der Auswanderung nach Palästina oder anderen geschlossenen Emigrationsgebieten ist bei den russischen Juden ganz in den Hintergrund getreten,*) dafür aber das Streben erwacht, sich in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen als ein besonderes Volk politisch zu betätigen. Die Revolution von 1905 brachte unter den russischen Juden den „Bund" hervor, eine sozialistische Tendenz, die als solche mit der gleichfalls von Sozialismus nicht freien Denkweise Herzls mehr oder weniger im Einklang war. Die Bundisten wollten aber ihre Ideale auf europäischem Boden verwirklichen, nicht auf dem des Heiligen Landes. Der Ausbruch des Krieges zwischen dem Zarenreich und den Zentralmächten scheint die bodenständigen Empfindungen unter der russischen Judenheit noch verstärkt zu haben. In der oben zitierten Broschüre von Kaphun-Kogan wird die zionistische Gesinnung des Verfassers nur stellenweise vorsichtig angedeutet. Dafür wird jener Gedanke des jüdischen Geschichtschreibers Grätz wieder aufgenommen, den einst Treitschke in dieser Zeitschrift bekämpfte, daß die Juden bisher nur als einzelne Menschen emanzipiert worden seien, und daß nun auch noch das Judentum als solches die europäische Anerkennung werde finden müssen. Kaphun-Kogan gibt dem Grätzschen Gedanken die Wendung vom Religiösen auf das Nationale und verpflanzt ihn vom deutschen auf den osteuropäischen Boden. Man kann nicht sagen, daß der Gedanke dadurch an Klarheit viel gewonnen hätte. Eigentlich ist es überhaupt kein Gedanke, sondern nur ein Instinkt, nämlich der der Absonderung. So will auch Kaphun-Kogan das Judentum in Polen und Ukraine, Länder, deren Losreißung von Rußland er durch die deutschen und österreichischen Waffen bewirkt zu sehen hofft, als Staat im Staate organisieren. Die 5 Millionen Juden, die in jenen Landschaften auf einem Areal von der Größe des Deutschen Reiches wohnen, gedenkt Kaphun-Kogan mit einer Art von Homerule-Bill auszustatten. Repräsentative Körperschaften, die die Träger der nationalen Autonomie sind, sollen zusammen mit einem jüdischen Beamtentum völkische Sozial- und Wirtschaftspolitik treiben, sowie eine

*) Vergl. Alexander Eliasberg: „Die Juden in Rußland". Süddeutsche Monatshefte. Letzte Februarnummer Seite 648.



Unterrichtspolitik, die in der Errichtung von Hochschulen gipfelt. Es scheint, als ob der Verfasser auch Justiz und Steuerwesen teilweise der jüdischen Selbstregierung überantwortet zu sehen wünscht, so daß in dem neu zu schaffenden Königreich Polen, wo Kaphun-Kogan den anderen nichtpolnischen Volksstämmen selbstredend dieselben Privilegien zubilligt wie den Juden recht komplizierte konstitutionelle Einrichtungen entstehen müßten: „ein Staat," so urteilt unser überhaupt zur Großsprecherei neigender Autor, „der in seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Organisation gewissermaßen vollkommen ist, dessen Wirtschaftsleben keine Lücken aufweist . . . ."

Wir fürchten im Gegenteil, daß es in solch einem polnisch—jüdisch—ruthenisch—weißrussisch—littauischen Staatenbund drunter und drüber gehen würde. Und auch, wenn es zur Errichtung eines Königreichs Polen mit 30 Millionen Seelen nicht kommt, sondern der Territorialbestand Rußlands im wesentlichen unverändert bleibt, werden in den großen und reichen Provinzen, die den jüdischen Ansiedlungsrayon bilden, unter Juden und Christen die revolutionären Erschütterungen nicht ausbleiben, sondern im Gegenteil sich heftiger fühlbar machen als je zuvor. Als 1814 die russischen Offiziere aus Frankreich in ihr Vaterland zurückkehrten, brachten sie den revolutionären Ansteckungsstoff mit zurück, trotzdem sie die Sieger waren. Wenn nach dem gegenwärtigen Krieg die russischen Millionen-Heere demobilisiert werden, wenn eine Million — vielleicht noch viel mehr — russische Gefangene aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach dem Zarenreich heimwandern, dürften Tausende dieser Männer ebenso unzuverlässige Stützen der bestehenden öffentlichen Ordnung sein wie einst die Dekabristen. Dann mag sich zeigen, daß der weiche Träumer von der schönen blauen Donau doch eine historische Mission gehabt hat. Als Herzl nach seinem Aufenthalt bei Minister Plehwe die Rückreise antrat, fuhr er über Wilna, um sich in dieser vielleicht zur Hälfte von Juden bewohnten großen Stadt ein Bild von der Lage seiner russischen Stammesgenossen zu verschaffen. In Wilna angekommen, wurde Herzl von den Massen der jüdischen Bevölkerung buchstäblich wie der Messias empfangen. Trotzdem die Wiederabreise in tiefer Nacht stattfand, durchbrach eine unabsehbare Menschenmenge den Polizeikordon. In das Jammergeschrei der von den Kosaken mit der Nagaika Geschlagenen oder Niedergerittenen mischte sich das fanatische „Heda" der bis zum Bahnhof Vorgedrungenen, vor deren Ovationen der Messias, voll nervöser Erregung und totenbleich, in den Eilzug entschlüpfte. Es war ein Ausbruch volkstümlicher Leidenschaft, wie ihn Herzl, mehr Aesthet als Demagoge, nicht erleben konnte, ohne zu erschrecken. Eine unterdrückte Nation rüttelte zum erstenmal an ihren Ketten. Aus dem jüdischen Gemeinwesen im Lande der Väter ist nichts geworden; gleichwohl muß man im Hinblick auf das, was sich seit der Revolution in Rußland abgespielt hat und gegenwärtig dort vorbereitet, urteilen, daß die leitenden Staatsmänner der verschiedenen europäischen Nationen, indem sie mit Theodor Herzl anknüpften, von einer richtigen Empfindung geleitet

wurden. Kaiser Wilhelm, Bülow, Salisbury, König Humbert, Tittoni usw. fühlten durch, daß die zionistische Tendenz in der einen oder anderen Weise eine gewisse Bedeutung gewinnen könne. Aus demselben Grunde darf auch die deutsche Publizistik jene Strömung unter den Juden nicht ganz übersehen. Das meiste Interesse für uns hat die Judenfrage in Kongreßpolen. Hier wohnten im Jahre 1910 unter 12 Millionen Menschen volle 1 700 000 Juden. Gelegentlich habe ich in in der Politischen Korrespondenz einmal ein polnisches Buch besprochen, dessen Verfasser den Satz verfocht, ein von der Russenherrschaft frei gewordenes Polen müsse seine Juden emanzipieren; es könne nicht anders, da es ja der Sphäre der westlichen Zivilisation angehöre; es vermöge aber andererseits soviele Juden, wie es habe, nicht zu ertragen; deshalb müsse die wiederhergestellte polnische Nation durch wirtschaftlichen Boykott das Gros der Juden aus dem Lande treiben.

Wenn man dem Buch von Alfons Paquet: „In Palästina" Glauben schenkt, würden für den Fall, daß einst die Hungerpeitsche der Polen noch wirksamer als heute schon die Nagaika der Kosaken die östlichen Juden über die Grenze treibt, ganze Scharen von ihnen durch den Zionismus im Heiligen Lande mit einer neuen Heimat beschenkt werden können. Paquet ist der Sohn eines deutschen Protestanten, der einst im Sonntagsrock, die Bibel im Arm und mit einem kleinen Strauß Maiblumen, nach Kanaan wanderte, „die Reise antrat zu seinem Seligmacher." Trotzdem also Paquets Antezedentien ihn weit mehr auf die württembergischen Templer verweisen als auf die Zionisten, ist doch sein Buch vorzugsweise den Letzteren gewidmet, die ihn aufs Lebhafteste interessieren. Zwar ist erst der fünfzigste Teil des flachen Landes von Palästina in jüdische Hände gekommen, wobei Paquet anmerkt, daß Palästinas Areal etwas kleiner sei als das des Großherzogtums Posen: „Im Getreidebau und in der Viehwirtschaft sind die jüdischen Kolonisten noch nicht an ihre deutschen Vorbilder im Land herangekommen, doch im Weinbau stehen sie ihnen schon gleich und im Orangenpflanzen sind sie Meister geworden. Sicherlich werden sie es auch in der Seidenraupenzucht zu etwas bringen; wenigstens in Galiläa, wo das Klima den Maulbeerbäumen günstig ist. . . Die Kolonien gruppieren sich besonders dicht um Jaffa, ziehen sich an der Bahnstrecke vereinzelt auch bis in die Nähe Jerusalems hinauf, umgehen bis jetzt noch völlig den alten Landweg, der über Nablus nach Galiläa hinaufführt, ebenso wie sie bisher den Jordan noch ganz vermeiden, sondern führen vielmehr in der Nähe der Küste bis Haifa hinauf, um endlich nochmals um die beiden Seen des oberen Jordan, doch auch hier nur auf der rechten Uferseite des kleinen Flusses, eine Traube zu bilden."

Die Zahl der Juden, die seit den 80er Jahren in Palästina eingewandert sind, gibt Paquet auf 100 000 an; bei der dünnen Bevölkerung des Landes ein bedeutender Teil seiner Bewohner. Man versteht, daß König Humbert von Italien Kanaan wieder jüdisch werden sah. Aber nur

10 000 Juden sind in der Landwirtschaft beschäftigt. Der Rest der Einwanderer lebt in Safed, Tiberias und vor allem in Jerusalem, das immer eine großenteils jüdische Stadt geblieben war. Diese städtischen Juden sind meistens Schnorrer, aber der Zionismus arbeitet energisch daran, durch allgemeine und fachmäßige Schulbildung den Nachwuchs zu reputierlichen Handwerkern zu erziehen. Zweige des Handwerks, die nach deutschen Begriffen ganz unjüdisch sind, wie die Schlosserei werden dort gepflegt; wie auch die ländlichen Ansiedler nach Paquet aus sich selber heraus eine teilweise berittene brauchbare Sicherheitstruppe organisiert haben. Ueber den Volksschulen wölbt sich der Bau des Gymnasiums in Jaffa, das die hebräische Unterrichtssprache hat; dazu kommen chemische und medizinische Institute in Jerusalem, sowie das Technikum in Haifa. Dieses steht unter dem Schutz des deutschen Reichs, während sonst die zionistischen Organisationen im Heiligen Lande, der Geschichte der Bewegung entsprechend, sich meistens an England anlehnen. Die wenigen Anhänger, die der zionistische Gedanke auf reichsdeutschem Boden gefunden hat, stehen zum Teil geistig sehr hoch. So war dem Verfasser dieses Essays der Zionist Willy Bambus bekannt, der, wie Herzl, früh verstarb, aber solange er für seine Ideen wirken konnte, das in einem ganz anderen Sinne tat wie jener. Nüchtern sogar etwas trocken, bekämpfte er die Herzlschen Chimären und lebte vor allem der kolonisatorischen Kleinarbeit. Nicht als ob Bambus unfähig gewesen wäre, große Gesichtspunkte zu fassen; im Gegenteil, eine ungewöhnlich gediegene historische Bildung, die dieser Kaufmann und Fabrikant sich nebenbei erworben hatte, hob seine Denkweise über alles Gewöhnliche und Beschränkte weit hinaus. Aber mit der gleichen edlen Selbstverläugnung, die Herzl auszeichnete, verband er praktische Erfahrungen und Talente, wie sie dem Wiener Schöngeist vollständig abgingen. Männer von demselben oder annähernd demselben Wert mußten sich viele in den Dienst der zionistischen Sache stellen, damit Paquet schreiben konnte: „Das Ergebnis dieser Kolonisationsarbeit . . . ist jetzt bereits so weit zu übersehen, daß man sagen kann, die Zukunft in Palästina, sowohl die wirtschaftliche als in gewissem Sinne auch die der Verwaltung gehört den Juden. Das klingt erstaunlich nach so wenigen Jahren, aber es ist nichts Wunderbares dabei, wenn man im Lande selber sieht, wie die Juden begonnen haben, außer ihrem Geld und der Intelligenz . . . jährlich auch einige tausend frischer Arbeitskräfte in das Land zu führen. Der Betrag, der seit etwa drei Jahrzehnten dem Judentum Palästinas in den verschiedensten Formen von außen zugeflossen ist, wird auf mehr als hundert Millionen Mark beziffert."

Die letztgenannte Summe ist insofern nicht sonderlich hoch, als sie ja im jährlichen Durchschnitt nur drei Millionen Mark ausmacht. Trotzdem die Bauernkolonien durch das Haus Rothschild unterstützt worden sind, bleibt es dabei, daß die Kulturarbeit im Heiligen Lande auch pekuniär im Wesentlichen von den armen Juden Osteuropas unternommen worden ist. So führt mein Versuch, die Erscheinung des Zionismus vom Stand-

punkt der europäischen Politik aus zu würdigen immer wieder auf Rußland zurück. Wohl wenige kühl und realistisch urteilende Politiker werden den Optimismus Paquets teilen; schwerlich dürfte Palästina je wieder ein jüdisches Land werden. Immerhin können die dorthin auswandernden Juden dazu beitragen, daß Palästina in den Bereich der Zivilisation hineingezogen wird. Hundert Millionen Mark, einem Ländchen wie Palästina zugeführt, sind ja schon viel Kulturdünger. Nur dieses bescheidene Ergebnis wird die probehaltige und dauernde Ausbeute des Zionismus sein. Und selbst nachdem man den Kreis dessen, was die zionistische Tendenz zu leisten vermag, so eng umschrieben hat, muß man sich noch vor Ueberschätzung hüten. Die Zionisten sind in der Hauptsache doch russische Juden, und als solche dürften sie sich trotz der Arme, die ihnen von einigen westlichen Gesinnungsgenossen entgegengestreckt werden, unfähig erweisen, über die Sphäre der im Grunde genommen unfruchtbaren russischen Kultur emporzuklimmen. In Jaffa kam Paquet bei Tisch mit einem russisch-jüdischen Emigranten ins Gespräch über die russische Literatur: „Der Jude rühmt ihren befreienden Geist, er nennt sie den Gärstoff der ganzen östlichen Welt . . . . Nehmen Sie die Juden in Russisch-Polen. Sie hassen Rußland, und doch ist ihr Drang nach Nationalität und Freiheit geweckt von der russischen Literatur, die zuletzt noch Schiller in sich aufgenommen hat, ehe sie selbständig wurde. Das sind Juden. . . . Was wollen Sie? Auch die Führer der panislamischen Bewegung, die Redakteure der arabisch geschriebenen Zeitungen in Konstantinopel, in Kairo und in Kalkutta sogar sind zumeist Tataren, die auf russischen Gymnasien erzogen sind. Sie haben einen Zionismus, wir wir den unserigen."

Paquet wendete seinem Unterredner ein, daß die Führer des Zionismus doch großenteils Deutsche wären, machte aber mit diesem Argument geringen Eindruck: „Meinetwegen! Aber in den Tausenden, die dann wirklich nach Palästina kommen, besteht zu diesen „Daitschen" nur ein kühles Verhältnis, wie es zwischen der russischen Masse und den neunmalklugen Deutschen im Osten auch besteht."

Der Zionismus ist nicht viel mehr als eine politische Sternschnuppe; aber sein Studium ist deshalb noch keineswegs steril; im Gegenteil es lenkt den Blick auf mannigfaltige und interessante Staatsverhältnisse einer Vergangenheit, die der Gegenwart noch ganz nahe liegt, der Gegenwart selber und der Zukunft. Um nur bei dem Gespräch in dem Gasthof zu Jaffa stehen zu bleiben — sicher ist der Einfluß der russischen Bildung oder Halbbildung auf die Morgenländer ein Faktor der orientalischen Frage, dessen Stärke sehr hoch angeschlageu werden muß, ohne daß wir im Westen ihn immer nach Gebühr würdigen.

Notizen und Besprechungen.

Religionsgeschichte.

Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion. (Die Kultur der Gegenwart, herausg. von Paul Hinneberg, I. Teil, Abteilung III, 1). Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. X und 287 S. gr. 8. B. G. Teubner, Leipzig 1913. 8 Mk.

Die Darstellung der Religionsgeschichte der wichtigsten Kulturvölker ist in drei Teilbänden auf das große Werk verteilt: die orientalischen Religionen, die Religionen des klassischen Altertums und die christliche Religion in Verbindung mit der israelitisch-jüdischen. Bei dieser Verteilung ließ sich ein Abschnitt über die altgermanische Religion kaum unterbringen. In der Neuauflage erscheint ein solcher als Anhang neben anderen Religionsarten, mit denen er weder seinem inneren Gepräge nach, noch durch irgendwelche anderen Verbindungsfäden in Verbindung gebracht werden könnte. Trotzdem dürfte er als Anhang und Ansatz zur weiteren Ausgestaltung des Werkes manchem willkommen sein.

A. Heuslers Abhandlung der altgermanischen Religion (S. 258—272) unterscheidet sich rein äußerlich genommen von der Mehrzahl der übrigen in dem Bande vereinigten, gegen die erste Auflage teilweise merklich gekürzten Einzeldarstellungen durch die gewollte Knappheit. Durch die ausschließliche Berufung auf das über jeden Zweifel erhabene, durch die Forschung erhärtete Wissen von den Anschauungen der Germanen über die Götter und Menschen und ihre Umwelt erhält sie einen inneren Vorzug der Geschlossenheit. Aber aus dem grundsätzlichen Verzicht auf die Hilfeleistung nicht völlig gesicherter Hilfsmittel zur weiteren Ergänzung der erkannten Tatsachen erweckt sie anderseits leicht den Anschein der Dürftigkeit, den selbst ihre spärlich fließenden Quellen nicht ganz rechfertigen. Das Beste und Wissenswerteste allerdings ist uns sicher verschleiert, wie Heusler mit Recht betont. Es liegt dies eben in der Art der Ueberlieferung begründet.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, kann nicht von einer eigentlichen Entwicklungsgeschichte gesprochen werden. Damit stellt sich Heuslers (schon 1907 abgeschlossene) vorsichtig abwägende Uebersicht in Gegensatz zu

manchen neueren Forschern, die mehr eine fortschreitende Entwicklung erkennen möchten.

Bestimmend für diese Anschauung ist seine grundlegende Auffassung vom Wesen des altgermanischen Volkscharakters überhaupt und damit von dem etwaigen Bedürfnis des alten Germanen nach einer vertiefenderen Weltanschauung, seiner Befähigung hierfür und der etwaigen Richtung einer Entwicklungsmöglichkeit. Auf diesen für die Erkenntnis wichtigen und besonders betonten Richtlinien beruht das Neue in Auffassung und Behandlung.

Aus der Edda allein lassen sich Schlüsse ziehen auf Inhalt und Form der altgermanischen Götterlehre, denn die sonst erhaltenen Reste alten Glaubens, die Anspruch auf hohes Alter erheben dürfen, heben sich „selten von allgemeiner verbreiteten Vorstellungen kenntlich ab.“ Allerdings ist auch die Edda ein später Schößling, umrankt von dem üppigen Beiwerk der fabellustigen spätnordischen Götterlehre. Aber die diesem Kern zugrunde liegenden Anschauungen entsprachen so recht dem naiven Volksgemüt des Germanen. Die Edda gehört eher zu den Märchenbüchern, als zu den Bibeln. Die hohen, sittlichen Richtlinien seines Handelns konnte der Germane nicht aus ihr schöpfen, so wenig wie aus seiner Religion, und der Grundzug des Idealismus, den wir ihm zuschreiben, kam ihm schwerlich aus seinen religiösen Anschauungen. An ethischem Gehalte blieb seine Religion erheblich zurück hinter der Höhe anderer klassischer Religionsformen, genau soweit als sie sich erhob über die Formen primitiver Naturreligion eines Naturvolkes in ihren einzelnen Erscheinungsstufen. Von beiden trennt sie die Eigenart ihrer Ausdrucksmittel und ihr innerer Gehalt. Eine genauere Bestimmung versagt aber an dem Mangel an Quellen. Heusler faßt seine Darlegungen zusammen: „Man muß den germanischen Glauben würdigen als die Religion eines „barbarischen“, schriftlosen Bauern- und Seemannsvolkes, das in seltenem Maße Kriegervolk ist. Sein kindliches Innenleben drängt noch nicht zu den vergeistigten Fragen und Antworten, zu der Einheit von Sitte und Glauben und zu der weltvergessenden, kulturverdrossenen Schwärmerei, wie sie den homines religiosi der Geschichte eignen“ (S. 260). Wenn er anderseits der Vermutung Ausdruck gibt, die germanische Religion wäre, ohne Vermittlung des Christentums mit der römischen in Verbindung gebracht, eher zu einem frühen Vordringen „freigeistiger Diesseitigkeit“ fähig gewesen, als zum „Ausbau einer starken und innigen Gotteslehre“, so läßt sich zum Beweise eigentlich nicht mehr als ein gefühlsmäßiges Empfinden, beibringen und diese ansprechende Mutmaßung findet nur eine schwache Stütze in der Uebertragung und stillschweigenden Voraussetzung der aus der späteren Entwicklungsgeschichte auf frühere, wesentlich anders geartete Verhältnisse gewonnenen Anschauung germanischer Denkweise und Volksart.

Neu hinzugekommen ist in der Neuauflage außerdem eine Abhandlung Franz Cumonts: Die orientalischen Religionen in ihrem Einfluß

auf die europäische Kultur des Altertums (S. 243—257). Man könnte auch hier rechten über die Zweckmäßigkeit der Einreihung, doch hat sie ihre Vorzüge wegen der so ermöglichten steten Rückvergleichung der in Frage stehenden orientalischen Religionsformen späterer Zeit mit ihrer ursprünglichen Gestalt. Zur Bestimmung des Einflusses orientalischer Religionen auf die abendländischen unterscheidet Cumont drei Stufen: die hellenistische Zeit, die römische Zeit, endlich die Zeit der allmählichen inneren Umwandlung des Heidentums und die Ausbreitung des Christentums. Bei dieser Uebernahme fremder Religionsformen ist es nicht ohne Reiz zu beobachten, inwiefern diese ihrer Eigenart nach auf besondere, günstige Aufnahmebedingungen rechnen durften, bis zu welchem Grade sich die innere Anpassung oder Verschmelzung vollzog und wie sie weiterhin ihren Einfluß geltend machten auf die Fortentwicklung der Religion des empfangenden Volkes. Aus dieser Beobachtung ergeben sich gleichzeitig wertvolle psychologische Rückschlüsse. Diese Tatsachen kommen in der klar geschriebenen Abhandlung deutlich zum Ausdruck. Gewiß haben alle auf die europäischen Religionen abfärbenden orientalischen auch mitbestimmend gewirkt auf die Umgestaltung der europäischen Gesamtkultur, aber nicht unmittelbar, doch erst durch Vermittlung des Christentums. Insofern ist die Ueberschrift über der Abhandlung nicht ganz berechtigt.

Dem freieren, großzügigeren Geiste des Hellenentums entsprechend ist die innere Anpassung entlehnter orientalischer Kultformen in der griechischen Welt größer gewesen als in der römischen. Im weiten Seleukidenreiche machte sich die Einwirkung des alten Gestirndienstes der Babylonier geltend, und aus den syrischen Tempeln drangen altsemitische Glaubensvorstellungen in hellenische Anschauungsformen und wanderten nach Hellas. Mischung asiatisch-arischer Kulte mit hellenischen fand in Kleinasien statt.

Von nachhaltigerer Einwirkung als an den Küsten des alten Pharaonenlandes wurde der Isis- und Serapiskult in Rom. Seit sullanischer Zeit bezeugt, machte er zwar anfänglich nur langsam Fortschritte. Er erhält aber seine Wichtigkeit durch den besonderen Umstand, daß er als erster täglichen Gottesdienst zur Verehrung der Gottheit als Kultform einführte. An innerem Gehalt nicht weit erhaben über die römische Staatsreligion und ohne erhebende Moral, hätte er ebensowenig wie andere orientalische, beispielsweise syrische Kulte größere Verbreitung gefunden, wenn er nicht wie diese durch seine glänzende, prunkhafte Ausstattung des Rituals besondere Anziehungskraft ausgeübt hätte auf den durch die heimische Staatsreligion an eine nüchternere Auffassung seines Verhältnisses zur Gottheit gewohnten Römer. In der berechneten Einwirkung der „mit überlegenem Reichtum an Eindrücken und Ideen“ ausgestatteten Mysterien des Orients auf Verstand und Gemüt der Gläubigen beruht nicht zum wenigsten das Geheimnis ihres Sieges über „einen kühlen juristischen Formalismus“, wie ihn beispielsweise die altrömische Staatsreligion aufweist. So behält auch hier das Wort seine Gültigkeit, daß Hand in Hand mit der Romanisierung

des Morgenlandes eine Orientalisierung des Abendlandes ging, und diese vollzog sich in den einzelnen Teilen des abendländischen weiten römischen Reiches ungefähr in derselben Mannigfaltigkeit und Intensität, mit der auch die östlichen Teile auf die Dauer romanisiert werden konnten. Aus der Zahl der verschiedenen Kulte ist hervorzuheben derjenige der „Magna mater“, dessen Einführung noch in die Hannibalzeit zurückreicht und der auch der Einführung des Christentums bis spät ins 4. Jahrhundert hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Als bevorrechteter Kult hielt sich daneben, von Aurelian unterstützt, bis zum endgültigen Siege des Christentums der syrische des „Sol invictus“, unter dessen Einfluß vermutlicherweise die Verlegung des Weihnachtsfestes auf den 25. Dezember als auf den Geburtstag des Sonnengottes erfolgte.

Eine andere fast in allen römischen Provinzen auftretende Kultform, die zahlreiche Anhänger fand, ist diejenige der Mithraverehrung. Der Gott wurde bald der Schutzpatron der Heere, der Soldatengott. Für uns ist sein Kult um dessentwillen besonders erwähnenswert, weil sich mehrfach Spuren davon auf germanischen Boden aus der Römerzeit gefunden haben. Der Inhalt der Lehre, der Kampf des Guten mit dem Bösen, steht in ihren grundlegenden Anschauungen der christlichen Lehre näher als die übrigen alten Religionsformen. Es zeigt sich auch hier eine tiefere Auffassung vom Wesen der Gottheit; wie orientalischen Kulten im Gegensatz zu abendländischen vielfach die erhabenere Vorstellung eigen ist, die wir bei semitischen Völkern beobachten.

Schon bei der altrömischen Staatsreligion läßt sich nicht mehr von einer reinen Scheidung der verschiedenen Götterkulte reden; wieviel stärker mußte die gegenseitige Einwirkung der vielen neuhinzukommenden Kultformen werden, als die Zahl der römischen Gottheiten mit der Eroberung neuer Länder und der Uebernahme ihrer Religionen wuchs. Damit geht gemeinsam eine Verwischung der scheidenden Gegensätze, das Gesamtgepräge wird eine Verschmelzung. Hierin besteht das Hauptmerkmal aller dieser Religionsformen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Ueberlegenheit der mit eindrucksvollen Mitteln auf das Gemüt wirkenden verschiedenen orientalischen Kulte über die rein formalen altrömischen zeigt sich aber auch in der inneren Umgestaltung der Lehre. Ihre wesentlich verschiedene Auffassung vom Verhältnis des Menschen zur Gottheit verfeinert zugleich die psychischen Regungen, damit wird die altrömische Staatsreligion ihres vornehmlich nationalen Charakters entkleidet, und der bis dahin geltende oberste Grundsatz vom Zweck und der Nützlichkeit der Religion für das Wohlergehen des Staates wird abgelöst durch die Lehre vom Recht des Individuums. Insofern kommt dieser fortschreitenden Zersetzung und Umwandlung des Heidentums eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu für den Uebergang zur neuen Lehre. Durch diese innere Umwandlung des Heidentums ist das Christentum vor-

bereitet worden. In der Tat bestehen zwischen einzelnen orientalischen Religionsformen und der neuen christlichen Lehre mancherlei Aehnlichkeiten, die sich in den Grundanschauungen und namentlich der verinnerlichenden Auffassung vom Zweck der Religion bis zu bemerkenswerten Uebereinstimmungen verdichten.

Auf den übrigen reichen Inhalt des Bandes kann hier nur kurz verwiesen werden. In Ed. Lehmanns Darstellung der Anfänge der Religion und der Religion der primitiven Völker (S. 1—32) scheint mir namentlich sein Versuch der Erklärung des Totemismus bemerkenswert. Goldzihers Religionsgeschichte des Islams (S. 100—145) bietet eine eingehende Betrachtung über den inneren Entwicklungsgang des Islams bis in die neueste Zeit und wird durch die starke Betonung der Wandlungsfähigkeit des ihm innewohnenden Grundgedankens gerade in unseren Tagen willkommen sein. In den übrigen Beiträgen sind die ägyptische, die babylonisch-assyrische, die indische und iranische Religion und der Lamaismus behandelt, ferner die Religionen der Chinesen und endlich das verwickelte Problem der japanischen Religionen.

Düsseldorf. H. Gürtler.

Politik.

Watchman: Rome and Germany. The plot for the downfall of Britain. London, H. J. Drake.

Vor mir liegt ein Buch, das eine Reihe von Jahren vor dem Krieg, etwa 1908, verfaßt und jetzt unter dem Titel „The real cause of the war“ zum zweiten Male herausgegeben worden ist. Die zweite Auflage ist fast unverändert geblieben, aber unleugbar paßt die Publikation in die Zeit. Es ist ein Buch, wie es nur in England geschrieben werden kann. Eine solche kirchliche Beschränktheit, die aber unleugbar mit Verstand, Tüchtigkeit und Freiheitsliebe verbunden ist, kommt außerhalb der britischen Inseln nirgendwo vor. In den Vereinigten Staaten mag, von England dorthin verpflanzt, eine ähnliche Gesinnung gedeihen, aber die Fähigkeit, englisch zu schreiben, findet sich unter den Amerikanern selten in höherem Grade entwickelt. Das hier besprochene Buch dagegen ist in der Single-mindedness seiner Anlage und der Klarheit und Bestimmtheit jedes einzelnen Ausdrucks, soweit das bei einem mittelmäßigen Gehalt möglich ist, ein Muster des politischen Stils.

Mittelmäßigkeit und Bedeutungslosigkeit fallen im öffentlichen Leben keineswegs zusammen, denn das Mittelmäßige zieht seiner Natur nach die Masse der Menschen an. Nur muß es mit Selbstvertrauen und Entschiedenheit auftreten. So denkt auch Watchman, indem er die Partei der englischen Liberalen, die seit 1906 drüben das Staatsruder führt, des teils bewußten, teils unbewußten Hochverrats beschuldigt. Um England zu-

grunde zu richten, hat die liberale Regierung den Buren Selbstverwaltung eingeräumt, trotzdem sie nur auf eine neue Gelegenheit lauern, die Briten aus Südafrika zu vertreiben. Der Ruin Englands ist die Absicht der herrschenden Partei bei ihrem Widerstreben gegen Kriegsrüstungen und gegen eine Tarifreform. Um die englische Nation zu vernichten, gehen die Liberalen Hand in Hand mit den Sozialisten, die alles Bestehende mit Blut überschwemmen und wegspülen wollen. Aber alles dies, so behauptet Watchman mit großer Zuversicht, ist doch nur die äußere Seite der Dinge. In Wahrheit handelt es sich um die englische Religion, die von einem tückischen Angriff bedroht wird. Die Art und Weise, wie diese merkwürdige These begründet wird, versetzt uns in das 17. Jahrhundert zurück. Man glaubt sich in der Gesellschaft eines gottseligen Puritaners zu befinden, nachdem eben die Pulververschwörung entdeckt worden ist. Die wahren Führer der liberalen Partei, so warnt Watchman das britische Volk, sind Rom und die Jesuiten. Der Ritualismus breitet sich immer mehr aus, nicht nur innerhalb der anglikanischen Kirche, sondern auch bei den Dissenters, soweit sie liberal sind. In fast allen kirchlichen Gemeinschaften Großbritanniens stößt man auf Geistliche, die nach dem Muster der römischen Kirche den Ritus mit mehr sinnlicher Schönheit zu schmücken sich die abergläubische, götzendienerische Mühe geben.

Es haßt die Kirche, die mich auferzog
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie.
Allein das körperlose Wort verehrend.

Wie mächtig der eigentümliche sektiererische Geist des 17. Jahrhunderts noch in dem Watchmanschen Buch ist, geht daraus hervor, daß die zahlreichen biblischen Zitate beinahe alle dem Alten Testament angehören; nur den Thessalonicher-Brief habe ich einmal zitiert gefunden. Je herber die Religiosität Watchmans ist, um so grimmiger schmerzt es ihn, daß er sogar bei den Kongregationalisten, wie sich heute Cromwells alte Glaubensgenossen, die Independenten, nennen, das unerhörte Vorkommnis verzeichnen muß, daß ein Geistlicher den Tisch des Herrn Altar genannt hat. Das Dogma von der Gnadenwahl wird nicht mehr gepredigt, zuweilen sogar angegriffen und die Willensfreiheit verteidigt.

Wie sind solche Gräuel möglich geworden? Nur dadurch, daß England im Gegensatz zu Frankreich und den meisten anderen Staaten des festen Landes den Jesuitenorden duldet. Alle anderswo vertriebenen Jesuiten geben sich in Großbritannien ein Stelldichein. Hier schleichen sie sich in allen Klassen und Berufen ein, entweder wirkliche Jesuiten, die ihren Stand verbergen, oder Affiliierte des Ordens. Man findet sie als anglikanische und nonkonformistische Geistliche vor allem aber in jeder Zeitungsredaktion von liberaler Richtung. Auch die Führung der Sozialisten haben sie an sich gerissen und, indem sie voll scheinbaren Erbarmens die Sache der Armen führen, beeinflussen sie die proletarische Partei trotz

ihres Atheismus entscheidend. Ehrgeiz, Eitelkeit, Neid, Begierde bewirken, daß sowohl Liberale als auch Sozialisten sich den Jesuiten in die Arme werfen. Die Besitzlosen werden aufgehetzt gegen die Besitzenden, damit die soziale Revolution und nach ihr die Herrschaft des Vatikans in England eintrete.

Aber zur sozialen Revolution gehört eine Erschütterung aller öffentlichen Einrichtungen, zu der es nur kommen kann, wenn noch eine Vorbedingung erfüllt ist. England muß durch einen auswärtigen Feind niedergeschlagen werden. Dann erst kann die moralische Zersetzung recht wirksam werden, die dadurch entstanden ist, daß den Platz der alten calvinistischen Gerechtigkeit (righteousness) der weichliche sentimentale Glaube der modernen Zeiten und ihr rein wissenschaftliches Denken eingenommen haben. Durch seinen Bibelglauben ist England reich geworden. Aber seine Schätze werden dem Landesfeinde zur Beute werden, wie einst der Wohlstand Israels, von dem Gott die Hand abgezogen hatte den Assyrern. Vor den Toren Großbritanniens steht und lauert der deutsche Kaiser, der moderne Philipp II., wie einst der König von Spanien der Bundesgenosse Roms. In Deutschland ist bekanntlich das Jesuitengesetz aufgehoben worden. In der deutschen Publizistik sind die bedeutendsten Verfechter des Bündnisses zwischen dem Vatikan und Wilhelm II. Trietschke, Schaffle und Delbruck: „Der letztere ist noch heute einer der einflußreichsten Führer des deutschen Volkes. . . . Es möge auch nicht unerwähnt bleiben, daß Delbruck der Lehrer des gegenwärtigen Kaisers war . . ., und dessen beharrlich bewiesene Feindschaft gegen England geht zweifellos auf Delbrucks Unterricht zurück, den er von frühester Jugend an einsog. . . .

Von dem Augenblick an, wo der Ehrgeiz und die Pläne des regierenden Kaisers, die Früchte der Delbruckschen Belehrung, sich zu entwickeln anfingen, erlangte er . . . im Reichstag die aufrichtige Unterstützung des Zentrums. . . ."

Es ist Watchman wohlbekannt, daß Trietschke, Schaffle und Delbruck — auch Mommsen nennt er in diesem Zusammenhang — jedenfalls formell außerhalb der Gesellschaft Jesu gestanden haben. Vielleicht, sagt er, förderten sie überhaupt die römische Politik, ohne es zu wissen, unter dem Einfluß ihrer Beziehungen zu Jesuiten, die ja immer talentvolle Schriftsteller und Gelehrte zu ihren Werkzeugen zu machen verstanden haben: „Wir müssen sie gut bezahlen, sei es in Geld oder durch Lobpreisung" ist jesuitischer Grundsatz für die Behandlung derjenigen modernen Denker, deren Gaben dem vatikanischen Interesse dienstbar gemacht werden sollen. So ist es denn nicht unbedingt erforderlich, von jenen deutschen Professoren anzunehmen, „daß sie selbst geheime Agenten Roms waren, obwohl, in Anbetracht der Heimlichkeit römischer Mittel und Wege und daß jene Schriftsteller dem eingestandenen Ziel jener Kirche (der Vernichtung Englands) gleichfalls zustrebten, in solch einer Vermutung nichts Unwahrscheinliches enthalten sein würde. . . ."

Wie man sieht, haben wir es hier mit der Dialektik eines protestantischen Jesuiten zu tun. Ich charakterisierte oben das Watchmansche Buch als eine Mischung von Borniertheit und Intelligenz. Man unterschätze das zweite Element jener Synthese nicht! Watchman ist einer von den Männern, die unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges durch die wütende Agitation in Ulster England an den Rand des Bürgerkrieges gebracht hatten. Zu ihrem Schrecken erkannten damals die mit historischem Sinn nicht allzu reichlich begnadeten englischen Liberalen, wie kräftig die Vergangenheit ihres Landes in der Gegenwart noch fortlebte. Auch wir wollen die Fortdauer von Strömungen im englischen nationalen Denken, die unsere Flotte mit der Unüberwindlichen Armada moralisch identifizieren, nicht übersehen, denn wenn wir die britische Politik einseitig aus kommerziellen Beweggründen ableiteten, wie das häufig genug in Deutschland geschieht, könnten wir durch diesen Irrtum nur uns selber schaden.

Daniels.

Literatur und Theater.

Neuere deutsche Dramenliteratur.

Vor etwa zwanzig Jahren, als der „konsequente Naturalismus" sich überlebt hatte und die Wendung der Jüngsten zur neuen Romantik eingetreten war, mochte mancher ernstere Beobachter doch wohl zweifelnd fragen, ob nicht das letzte Stündlein des deutschen Dramas geschlagen hätte. An Bühnenwerken fehlte es ja hüben und drüben nicht, nur fehlte ihnen meist, was das Drama erst zum Drama macht, die mit unzweifelhafter Notwendigkeit aus den Tiefen gegensätzlicher Charaktere aufsteigende und mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit sich abwickelnde und uns mitreißende Willenshandlung. Wurde doch gerade die menschliche Willensfreiheit, ja die Tatsache des Willens selber, und vollends das Phänomen des menschlichen Charakters von der Modephilosophie des eleganten Jüngstdeutschland geleugnet. Bald wiegte man sich noch in den durch Nietzsche aufgefrischten Träumen Ludwig Feuerbachs von der Auflösung des Uebermenschen in das überindividuelle Allgemeine; bald ließ man sich von der neuen Naturphilosophie in dem Glauben an die objektive Bedeutungslosigkeit auch des größten Individuums bestärken, (was wieder mit einer in den Bahnen von Marx einherschreitenden Geschichtsauffassung trefflich zusammenging); bald zog man aus Marx Philosophie gar wunderliche Folgerungen über die „Unrettbarkeit des Ichs". Und tatsächlich ließ sich von derselben Seite her, die diese neueste Wahrheit verkündete (und demgemäß den Schauspieler neusten Gepräges, der mit jeder Rolle ein ganz neuer Mensch zu werden scheint, als den vollkommensten Künstler verherrlichte) der Kampfruf gegen die Tragödie vernehmen. Die vielen, schwächeren Arbeiten und Zeitungsartikel, die dann nach H. Bahrs geistreich-fesselndem „Dialog vom

Tragischen" erschienen sind, haben im wesentlichen keine neuen Gesichtspunkte aufgestellt und uns vor allem nicht zu überzeugen vermocht, daß eine Dichtungsart, die für eine ganz bestimmte Zeitströmung nicht recht gemäß war, nun auch für alle Zeiten sich überlebt hätte. Nur wer in dieser Strömung selber mitschwamm und nicht weiter zu blicken vermochte, als ein flüchtiges Erheben des Kopfes über die tragende Welle ihm erlaubte, mochte sich dem schönen Wahne hingeben, daß das Ende aller Zeiten herangekommen sei oder er doch mindestens einer „Moderne" angehöre, aus der für unabsehbare Tage kein Weg mehr hinaus- und zum Drama hinführen würde.

Ob Naturalismus oder Neuromantik, bleibt sich, was die tatsächliche Stellung zum Drama angeht, ganz gleich. Die einen, wie die andern haben undramatische Dramen geschrieben, mag es sich nun um die „Familie Selicke" und um die „Weber", oder um „Tantris den Narren" und den „Grafen von Charolais" handeln. Ob der Wille unter dem Zwange des Milieus ein bloßes Scheindasein führt und endlich zusammenbricht, oder ob die Nerven es sind, die jedes freie Handeln und jede Verantwortung von vornherein illusorisch machen, das kommt letzten Endes auf eines heraus. Die neuromantische, vorzugsweise lyrisch fruchtbare und in der impressionistischen Darstellung alles Augenblicklich-Vorübergehenden bedeutende Richtung hat nur das Verdienst voraus, die Unhaltbarkeit ihrer Beziehungen zum Drama wirklich eingesehen und wenigstens in einem führenden Organ, wie den „Blättern für die Kunst" erklärt zu haben: „Wo kein dramatischer Wind die Gesamtheit füllt, kein dramatischer Urtrieb mehr den einzelnen stößt, wie in Shakespeares Tagen, wird die Theatermache noch gehalten durch das Schaubedürfnis der Massen, das sich ebenso gut nach anderer Seite entladen könnte, durch das gewohnheitsmäßige Vorhandensein von Bühnen und Schauspielern — zu schweigen von wirtschaftlichen Nötigungen —, sodann durch literarische Erinnerungen und Begriffe, die längst mit andern hohlen Schulformeln (etwa über das Lehrgedicht, über Geschichtsmalerei usw.) sich verloren hätten, wenn sie nicht durch das Fortbestehen eben jener Anstalten ein Scheindasein fristen dürften. Heutige Theaterstücke, auch die besten, entstehen nicht als Gewächse und Früchte, werden nicht mit Organen aus Organen gezeugt, nähren sich aus keiner Luft, keinem Boden, sondern werden gefertigt nach irgend einer älteren oder neueren, geschriebenen oder ungeschriebenen Anweisung in der Art von Freytags Technik des Dramas".*)

Ich weiß nicht, ob diese bemerkenswerten Worte ein Selbstbekenntnis enthalten sollen; vor ihrer Verallgemeinerung aber muß eindringlich gewarnt werden. Woher sonst das geradezu verwirrende Suchen der Zeit nach der Form des Dramas, das doch zur Genüge beweist, daß unsere Dichter dieses künstlerische Ausdrucksmittel nicht dauernd entbehren mögen?

---

*) Vgl. Blätter für die Kunst, Auslese aus den Jahren 1904—09, Berlin, Bondi, 1909, S. 10 f.

Und warum soll unserer Zeit der dramatische Wind fehlen? Wir haben so viel törichtes Geschwätz gehört über die geistige und sittliche Oede der „Voraugustzeit", daß wir uns nachgerade dagegen wehren müssen, daß solcher Aberglaube etwa in die geschichtliche Legende übergeht. Wer etwa vom Auslande her, also mit einer gewissen Distanz und doch mit warmem Herzen die Entwicklung Deutschlands beobachtet hat; wer, um unter unzähligen Zeugnissen nur eines zu nennen, den Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses und ihrem Widerhall in den Tageszeitungen gefolgt ist, der weiß, daß weite Kreise unseres Volkes mitten in politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen doch zugleich um besseres gerungen haben, als um bloß „ökonomische Werte"; und dieses Regen eben hat unser Volk gestählt, für die ungeheuren und wahrlich nicht bloß materiellen Anforderungen des heutigen Weltkrieges. Weder die Traumwelt der Neuromantiker, noch die von ihnen so gern uns vorgeträumte Außenwelt banausisch-kleinlichen Schlages hätte das Heldengeschlecht erziehen können, das jetzt ein neues Deutschland zusammenschweißt, und das doch seine Wurzeln tief im alten hat und immer haben muß. Und solche Zeit wäre nicht dramatisch?

So freuen wir uns denn, an einigen Proben, wie sie auf unsern Büchertisch niederfielen, zeigen zu können, wie von sehr verschiedenen Seiten her der Versuch gemacht worden ist, ein neues Drama zu schaffen, teils in freier, grundsätzlicher Anlehnung an große Muster, teils mit dem kühnen Mute der Neuerung. Wir halten uns an diese Auslese, die natürlich keine vollständige Uebersicht über das, was man „Richtungen" nennt, ermöglichen, aber doch von der drängenden Lebensfülle der dramatischen Dichtung unserer Zeit eine ungefähre Vorstellung geben kann.*)

Aus dem Lager der eigentlichen Neuromantik haben wir nichts zu berichten. Höchstens ein Seitentrieb hat die dramatische Produktion zu befruchten, wenn auch nicht gerade die Entwicklung des Dramas zu fördern vermocht: einige Dichter haben, in scheinbarer Anlehnung an die Renaissance, schier übermenschliche Gestalten von unerhörter Kraft des Genießens, vornehmlich des geschlechtlichen Genießens hingestellt, die doch durch die Leere ihres Gehirns und durch die Schwäche und Kleinheit ihres Wollens von jener großen Vorzeit soweit verschieden sind, wie von der wahren Größe der Gegenwart. Frank Wedekind, der eigentliche Apostel dieser „Neurenaissance", legt uns etwa ein neues Simsondrama vor**) — ein Thema, das bezeichnenderweise annähernd gleichzeitig von Herbert Eulenberg***) behandelt worden ist. Beide bringen für die Bewältigung des ungeheuren Stoffes aus biblischer Vorzeit zwar nicht die satte tiefe Farbenpracht von Flauberts „Salammbo", aber eine Fülle lyrischen Könnens mit, die sich

*) Vgl. meinen Aufsatz „Hauptströmungen im Drama der Gegenwart" in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", Band 28, S. 305 ff.
**) Simson oder Scham und Eifersucht. München, Georg Müller.
***) Simson, Berlin, E. Reiß.



bei dem ersten in der rauschenden Darstellung zügelloser Leidenschaftlichkeit, bei dem andern in der stimmungsvollen Ausgestaltung einzelner Szenen, besonders solcher von schwermütigem Gepräge äußert. Wie Wedekind etwa seinen Simson nach der Fesselung in ohnmächtige Wut ausbrechen läßt, wie er mit der schwermütigen Weise des geblendeten Helden in der Seele Ogs und Delilas die Leidenschaft aufpeitscht und sie über den Unglücklichen hinweg zum Liebesgenuß schreiten läßt, das ist ebenso wirkungskräftig, wie etwa Simsons Abschied von seinem sanften Weibe Rahel bei dem jüngeren Dichter. Aber beide übersehen, daß der Stoff an sich sehr wenig für dramatische Behandlung geeignet ist. Für die „Moderne" ist doch Simson, ganz abgesehen von seiner ursprünglichen, mythischen Bedeutung, nicht mehr der Exponent religiös-nationalen Hochgefühls, wie für das alte Judentum; ihr ist er wirklich, wie ihn Eulenburg schildert, ein Koloß, der dem Biceps mehr, als dem Hirne verdankt. Doch das mochte bei einer Dichtung, die das Intellektuelle über dem Instinktiven übersah, noch hingehen; aber wie steht es mit einem Helden, der mit den Haaren zugleich die Kraft verliert? wie mit den Philistern, die mit einer selbst bei Leuten ihres Schlages ungewöhnlichen Dummheit ruhig zuwarten, bis diese Haare wieder gewachsen sind und ihr Gericht über sie hereinbricht? Das gehört ins Märchen und nicht in eine dramatische Handlung, die keine Wunder duldet und alle ihre Voraussetzungen in sich selber tragen soll. Unvermerkt geht denn auch Wedekinds Interesse auf Delila über, ein Weib vom Schlage seiner Franziska, die es mit Simson hält und doch gern Ogs königliche Gemahlin wird; die den Geliebten blenden und zum Sklaven machen, ihn aber doch wieder nicht töten läßt und sich gern an den Gesängen des Gefangenen ergötzt; die den Schönheitskult über die Schamhaftigkeit stellt, den einen mit dem andern betrügt, ihre Liebe mit Simson zum gemeinen Schauspiel macht und endlich, (man weiß nicht, warum gerade jetzt, vielleicht weil es der 5. Akt ist) von dem eifersüchtigen Og ermordet wird. Ihr Tod aber gibt dem betrogenen Simson erst die Kraft, sich noch einmal zusammenzuraffen, und die ganze Philisterherrlichkeit unter Trümmern zu begraben. Seine Gebetsseufzer wirken dabei so beleidigend, wie die Anklänge an die Psalmensprache bei Eulenberg, dessen ehrliches Suchen nach einer dramatischen Sprache übrigens auch von seinen Gegnern anerkannt werden muß. Im übrigen stellt er seine dramatische Handlung nicht so einseitig wie Wedekind auf das Problem „Scham und Eifersucht" ein, sondern rückt Simson kraftvoller in den Mittelpunkt. Aber soviel Mitleid er in uns wachzurufen sucht für den Unglücklichen, der seine liebenswürdige Gattin verläßt, um sich von einer gemeinen Buhlerin narren zu lassen, der endlich Weib und Kinder tötet und doch nicht zur Ruhe kommt — wirklich tragisch erscheint uns dieser Held so wenig, wie die andern Helden Eulenbergs, wie die „großen Kerle" der „Stürmer und Dränger", mit denen sie sich so eng berühren. Die farbenprächtige Darstellung einzelner Szenen in allen Ehren, auch dem tiefen Stimmungsgehalt vieler Situationen sein Recht, aber dramatisch sind

jene großen Einsamen darum doch noch nicht, die der Horde der Vielzu-vielen gegenüberstehen; und tragisch ist noch nicht, von wem der Dichter singt:

„Ganz hat er sich ausgegeben
An die Welt in Sinnlichkeit,
Und sein ausgeglühtes Leben
Reuelos dem Tod geweiht".

Damit aber erscheint der alte Richter in Israel denn doch nur als ein notdürftig maskierter, moderner Nervenmensch, dem der Wunsch der Dekadence eine unbegrenzte Genußfähigkeit angedichtet hat. Von dem eigentlichen Ethos der alten Sage ist keine Rede mehr, so daß wir uns fragen, warum diese Dichter nicht lieber gleich ihre Dramen von märchenhafter Steigerung märchenhafter Qualitäten in ein ganz frei geschaffenes Milieu verlegen, wie es das phantastische Drama im Zeitalter des Naturalismus liebte. Das psychologische Problem ‚Simson' wird doch mit solchen Werken nicht um Haaresbreite gefördert; und das Milieu gibt nur ein paar Stimmungswerte her, und erleichtert damit dem Autor die Arbeit.

Leider wird auch das klassische Altertum oft genug für ähnliche Zwecke benutzt. Was ist Herbert Albertits fünfaktige Tragödie „Agrippina"*) anders, als ein formschöner, hier und da sogar fesselnder, aber im ganzen doch mißlungener Versuch, ein ganz modernes Problem, die Umwandlung eines hyperästhetischen Genußmenschen in einen Mann der Tat, in einen echten Fürsten, auf römischen Boden zu verpflanzen? Um ihr Ziel mit dem jungen Nero zu erreichen, schreitet Agrippina von einer Scheußlichkeit zur andern vor, bis ihr wirklich der Sohn als Herr gegenübertritt und als erstes Opfer einer plötzlich durchbrechenden Tyrannenlaune das Haupt der unnatürlichen Mutter fordert. Doch weder die Wandlung des Sohnes, noch die Entwicklung der Kaiserin ist zu jener zwingenden Notwendigkeit erhoben, die das Drama verlangt, und wenn wir mit der Mutter, der ihr ganzes Leben in einer großen Enttäuschung zerrinnt, tragisches Mitleid haben sollten, so müßten wir sie unter ihren Entschließungen innerlich mehr leiden, sie ihre Taten sich vom Herzen abringen sehen. Aber diese Menschen vollbringen das Ungeheuerste, um ein Wort Lessings abzuwandeln, wie etwa andere Leute ein Glas Wasser trinken. Darin besteht ein Grundirrtum auch der Pseudorenaissancetragödie der Neuromantik. Wie anders jene Richtung der modernen Poesie, die man mit einem nicht unbedenklichen Schlagwort die „neuklassizistische" nennt; die gelegentlich Motive und Gestalten dem Altertum entlehnt, die aber vor allem von den großen antiken Mustern und von modernen Beherrschern der dramatischen Form, wie Schiller und Hebbel, die strengste Ableitung der dramatischen Form aus dem Wesen des dramatischen, des tragischen Problems erlernen will. Man denke nicht, daß diese Richtung einem unfruchtbaren, der Gegenwart abgewandten Reaktionarismus huldige; vielmehr ist ihr Grundgedanke durchaus modern, viel

*) Leipzig, Inselverlag.

moderner als das oben angeführte Programm derer um Stefan George. Ein Dichter wie Paul Ernst, neben dem etwa Wilhelm v. Scholz, Joh. Tralow u. a. stehen (den verstorbenen S. Lublinski nicht zu vergessen) machen in ganz anderm Sinne, als etwa die Naturalisten Ernst mit dem Begriffe der Notwendigkeit, den unser naturwissenschaftliches Zeitalter so kräftig auch auf das Seelenleben des Einzelnen und auf die Entwicklung der Gesellschaft angewandt wissen wollte. Aber die neue Schule weiß auch, daß das wahre Walten dieser Notwendigkeit, in ihrer höchsten Erscheinungsform, nicht bei den unglücklichen Opfern der wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern bei den kraftvollen Lebenskämpfern zu finden ist, die trotz aller Modetheorien von gestern immer noch auf dem Plane sind und die Geschichte machen. Hineingestellt in den harten Widerstreit der Tatsachen und Verhältnisse, verspüren sie nicht bloß, was der Tag von ihnen verlangt, sondern zugleich, worauf ihr Innerstes sie hinweist. Gerade in unserm kapitalistischen Zeitalter wird ja die Forderung der Persönlichkeit lauter als je erhoben. Und wenn andere sich mit der Vogel Strauß-Politik begnügen und die Persönlichkeit vielleicht als höchstes Glück der Erdenkinder preisen, um sich dann doch wieder gegen den kategorischen Imperativ in der eigenen Brust mit der „Erkenntnis" zu wappnen, daß im Gefüge des Ganzen der Einzelne eben doch nur ein Punkt und ohne jede Bedeutung sei: Ernst und die um ihn empfinden die echt aristokratische Verpflichtung, das eigene Ich zur höchsten Stufe emporzuläutern trotz aller Widerstände einer Welt. Das Wert- und Kräfteverhältnis scheint hier, gegenüber der pessimistischen Tragödie des Naturalismus, geradezu auf den Kopf gestellt. Aber das sind Glaubenssachen. Die Literatur wird von solcher „Ansicht" erst Nutzen haben, wenn sie der Dichter in eine stimmungsbetonte „Anschauung" zu verwandeln, wenn er das eigene Phantasieerlebnis in ein lebensvolles Menschenschicksal zu übertragen und er uns zu der Höhe tragischer Ueberschau des Lebens mitzureißen weiß. Und da scheint uns denn freilich die Misere des Naturalismus mit ihren zweifellos ergreifenden, aber doch mehr traurigen, als tragischen Bildern dahin zu schwinden gegenüber der Konzeption des Lebens überhaupt, auf denen sich die „neuklassizistische" Tragödie aufbaut, und die Ernst etwa dahin zusammenfassen würde*): „Inhalt der modernen Tragödie ist der Konflikt zwischen dem Willen zur Integration und der menschlichen Bedürftigkeit; da man kein sympathisches Interesse für die Integration des Bösen erwarten kann, so kann nur die des Guten und Reinen in Frage kommen." Ich glaube nicht, daß die Auffassung Ernst's vom Tragischen die einzig mögliche sei, wie er sich denn durchaus darüber klar ist, daß sie auf Shakespeares Drama nicht anwendbar ist, aber sie entspricht ganz sicher, wie ich in anderem Zusammenhange zu zeigen denke, in vollendeter Weise dem einen jener großen Grundtypen, die letzten Endes

*) Vergl. sein ausgezeichnetes Buch „Der Weg zur Form", von dem nach dem Kriege eine neue Auflage erscheinen soll.

ebenso vielen Grundgestaltungen des Menschlichen entsprechen, und aus deren In- und Gegeneinander sich die Geschichte des Dramas zusammenwebt.

Paul Ernst hat uns selten ein so stilreines und zugleich lebensvolles und farbensattes Drama geschenkt, als „Manfred und Beatrice“, das Weihnachten 1913 in den „Neuen Blättern“ (III, 6 und 7) erschien. Zu dem ganzen Milieu, zu der mittelalterlichen Handlung, die sich in einem „südlichen Insellande“ abspielt, paßt die großlinige, schematisierende Behandlung, die Beschränkung auf wenige Figuren und Bewegungen des äußeren Lebens vorzüglich. Alles Licht fällt auf die inneren Konflikte, die aber gerade durch das wildursprüngliche Milieu eine bedeutsame Steigerung erfahren. Als eine solche Steigerung rein menschlicher Möglichkeiten nehmen wir die Liebe zwischen Beatrice, der Tochter des soeben erschlagenen Teilfürsten des einen Reiches, und dem edlen Sieger Manfred von der anderen Hälfte der Insel hin; mit einem Blicke erkennt Manfred in dem Mädchen, das sich an der Leiche des Vaters den Tod geben will, die seltsamste Mischung von Gemeinem und Hohem, und zugleich das tiefste Sehnen nach dem Menschlich-Guten. Von Beatrices Verhältnis zu ihrem Vater erzählt sich das Volk, und wohl nicht bloß der Pöbel, entsetzliche Dinge, und doch verdankt sie diesem Vater den Schwung ihrer Seele. Um ihre Hand werben zugleich mit Manfred seine Brüder: mit dem Rechte des Herrschers, der dem neugeeinten Reiche zugleich Frieden geben will, der älteste, Giovanni, mit allen Mitteln der Verstellung, der Drohung und Erpressung Enrico, der mißgestaltete jüngste Bruder, den die Furcht, die innere Unsicherheit zum Bösewicht macht und der von Beatrice so etwas wie Reinigung ersehnt. Sie droht dem ältesten, ausgeliefert zu werden und läßt es geschehen, daß dieser von dem eifersüchtigen Enrico ermordet wird; wohl läßt sie hier und da eine Warnung fallen, aber sie verhindert die Tat doch nicht, die ihr die Freiheit verspricht. Manfred ahnt das Geschehene, seine Neigung nimmt ab und in einer wunderbar zarten und zugleich bewegten Scene erkennt Beatrice, wie sich schon unsichtbare, aber feste Fäden zwischen ihm und ihrer jüngeren Schwester Jolanda anspinnen. Den Ausschlag aber gibt erst ihr Verhalten zu Enrico, der für seine Tat in die Einsamkeit verbannt wird, aber Beatrice für sich verlangt. Sie trotzt seinen Drohungen, und mit Recht. Aber als er, in einem seltsamen Durcheinander von gespielter Erlösungssehnsucht und echten Seelenqualen sich zu ihren Füßen windet und sie um ihre Huld anfleht, da hat sie für ihn nur ein Lachen: freilich, sie ist schuldig, also unsicher und feig, ihr fehlt jener wunderbar tiefe Blick für das Menschenherz, der die geheimnisvolle Macht Manfreds, des geborenen und nun gekrönten Königs, ausmacht. Nach der Ansicht Ernst's, die der „Priester“ entwickelt (sonderbarerweise immer in trochäischen Zeilen, die sich inmitten der Blankverse recht sonderbar ausnehmen), sind die „unglückseligen Bösen“ nur dadurch von anderen Menschen unterschieden, daß sie noch mehr fürchten, als diese. Zu ihnen sucht dann Gott, wie Ernst ihn glaubt („Gottes sind wir, und wir suchen Gott, Gott ist still in unserm tiefsten Wesen, und in unserm

Tiefsten sucht uns Gott"), zu ihnen sucht er den Zugang durch das tiefste Leid: das Leid aus Schuld, das uns zur Verinnerlichung führt. So versündigt sich Enrico an Beatrice, um gleich darauf mit eigener Hand das Urteil an sich zu vollziehen und sie ihrem Bewußtsein zu überlassen; so erkennt auch Beatrice in ihrer Ueberheblichkeit gegen den Unglücklichen jene Schuld, die sie unfähig macht, an Manfreds Seite zu leben und ihm den rechten Erben zu gebären; so tritt sie ihrer Schwester den Vorrang ab und beendet ihre Läuterung im Kloster. Seine ganze Stellung zum Leben bringt es mit sich, daß Ernst einen blutigen Abschluß der Tragödie nicht braucht, daß mit der Abtötung des Selbstwillens, den sein Meister Hebbel freilich erst in einer fernen Zukunft für möglich hielt, die tragische Handlung beendet ist.

Es wäre sehr unrecht, mit einer voreingenommenen Tageskritik Paul Ernst wegen seiner Gedankenfülle und des durchsichtig klaren Aufbaues seiner Dramen den Vorwurf des bloß „denkerischen Dichtens" zu machen. Die Richtung auf strenge Formkunst mag nicht von Hause aus in dem „germanischen" Wesen liegen, worüber sich auch noch reden läßt. Soviel ist sicher, daß sie der künstlerische Ausdruck einer sehr starken und nicht der schlechtesten unter jenen zahllosen Strömungen ist, aus deren In- und Durcheinander sich eine **moderne**, völkische Kultur nun einmal zusammensetzt. Das würde freilich nicht hindern, daß ein Dichter von Ernst's Richtung jener Neigung des Deutschen zum Charakteristischen, zur bunten Lebensfülle Shakespeares etwas weiter entgegenkäme, der doch auch der Dichter des „Wallenstein" nicht zu seinem Schaden nachgegeben hat. Man kann nicht erwarten, daß ein Dichter wie Ernst dem Durchschnittspublikum Zugeständnisse mache, aber auch der Kreis, an den er sich wendet, dürfte leichter für den tiefen Gehalt etwa der „Ariadne auf Naxos" *) zu stimmen sein, wenn er nicht bloß durch die chorartigen Gespräche des Greises und des Jünglings am Anfang jedes Aktes auf das Kommende vorbereitet, sondern in jene Kreise des Volkes von Naxos hineingeführt würde, in deren Mitte sich das äußere Schicksal des naiv-egoistischen Reformers Theseus und der Vatermörderin aus Liebe Ariadne unter dem Einfluß geschickter Parteiführer entscheidet. Wir würden dadurch für die Helden menschlich stärker erwärmt, und in der Würdigung der symbolischen Bedeutung der Handlung wahrlich nicht gestört. In Theseus' Unverständnis für Ariadnes Handlungsweise und ihren menschlichen Wert liegt zugleich das Urteil über seine großen Pläne, die ein ganzes Herz ausfüllen. Ariadnes Schicksal, bis auf die alles verstehende, sehnende Liebe des Dionysos, erinnert an Ibsens Nora und Grillparzers Medea, doch ist Theseus edler als Helmer und Jason; er ist nur auf dem halben Wege zu reinerem Menschentum stehen geblieben: ein tragischer Held im Sinne Hebbels „will

*) Erschienen bei der „Gesellschaft der Bibliophilen" zu Weimar, daselbst aufgeführt 1914.

er das Getriebe stören, so hat ihn das gepackte Rad zermalmt". Und Ariadne geht nicht verloren, sie wird durch ungeheures Leid, das aus ihrer Schuld erwächst, für das Ewige reif, aus dem sich liebende Arme den sehnenden, leidenden, schuldigen Menschen entgegenstrecken. Vielleicht hat Ernst nie so viel von seiner Weltanschauung gegeben, als in diesem Drama. Vielleicht gelingt es ihm auch künftig, seine Gedanken zu noch klarerer Anschauung zu entwickeln. Aber es ist schade, daß nicht schon heute einem so tiefgreifenden Drama von so abgeklärter Form gerade in Deutschland, das doch jetzt der wiedererstandenen „Antigone" sich freut, ein stärkerer Widerhall beschieden war. Bei Paul Ernst ist die klassizistische, dem Leben des Tages abgewendete Form unmittelbar gegeben mit seiner von außen nach innen und in die Tiefen führenden Auffassung des Daseins, mit seinem ernsten, unerbittlichen Ringen um die Scheidung des Hohen und des Gemeinen in der Seele und in der Gesellschaft.

Für andere ist die der Antike angenäherte Form nur ein Spiel, eine schöne Form neben anderen, ein Schmuck, allenfalls das passende Kleid für diesen und jenen Stoff, mag nun sein Gehalt dazu stimmen oder nicht. Wenn ein so feiner Formenkünstler wie Alexander von Gleichen-Rußwurm seine dreiaktige „Tragödie der Schönheit"*) in sechsfüßigen Jamben schreibt, so handelt es sich doch wohl nur um eine durch den Stoff, die Hypatialegende, bedingte Nachahmung der Antike, die noch dazu recht unvollkommen bleibt; denn oft genug schlägt der Trimeter in den Alexandriner um und verletzt unser an Sophokles oder an Goethes „Helena" geschultes Ohr. Auch der Stil ist trotz des sentenziösen Elements, das gern stichomythische Gebilde zeitigt, nichts weniger als griechisch und Orts- und Stimmungswechsel, blutige Handlungen und Massenszenen widersprechen der künstlichen Patina. Nur sehr dünn ist endlich die geschichtliche Tünche, der Kampf zwischen Theons gut neuplatonisch gesinnter Tochter Hypatia, der sich auch die feiner gebildeten unter den Christen anschließen, und dem Patriarchen Kyrill, der sich aus sehr menschlichen Motiven an die Spitze der kulturmörderischen Horden aus der lybischen Wüste stellt, die im Namen Jesu allem Schönen und Menschlich-Großen den Vernichtungskrieg erklären. Unter dieser Tünche aber der sehr moderne Kampf zwischen Schönheitskult und Muckertum, der sich denn doch nicht so einfach auf Formeln bringen und auf spät antike Parallelerscheinungen beziehen läßt. Der Dichter selber spricht durch seine Heldin zu uns, wenn er sie „ihrer Lehre Inbegriff" entwickeln läßt: „Ein Sieg der Freude! Unsre erste heil'ge Pflicht, die gegen uns und andre wir erfüllen müssen, heißt schön zu sein und glücklich sein aus vollem Herzen".

Das ist ein Evangelium der Freude und der Dichter läßt uns keinen Zweifel darüber, daß er auch dem Christentum die Kraft zutraut, solche Religion der Freude zu werden; aber es ist fraglich, ob er solche An-

*) Stuttgart, Julius Hoffmann.

schauungen mit Recht soweit zurückverlegt und noch fraglicher, ob alle diejenigen, die eine andere Auffassung von Jesu Lehre haben und zumal zurzeit der Hypatia hatten, dabei von den gemeinsten Motiven, von Neid, unterdrückter Genußsucht und dergl. getrieben waren. Mit seiner Zeichnung der Gegenpartei hat der Dichter einen bösen Mißton in sein Werk gebracht und sich dem Spektakelstück genähert. Noch schlimmer: unter den Händen verschiebt sich ihm das Problem. Wir können uns eine Tragödie der Schönheit daraus entspringend denken, daß fromme Engherzigkeit oder menschliche Beschränktheit überhaupt sich immer und immer wieder gegen das Schöne wehrt; das stimmt aber nicht zu dem Evangelium der Freude. Oder die Tragödie der Schönheit kann, was Goethe im „Faust" andeutet, daraus entstehen, daß echte Schönheit, die an sich auf „Sublimierung" dringen wird, wohl oder übel im andern Geschlecht die wilde Begierde reizen muß. Diesen Weg beschreitet Gleichen-Rußwurm, aber wozu dann den Gegensatz der Weltanschauungen so stark betonen? Daß es der christliche Pöbel Hypatia mit ihrer abgeklärten Menschlichkeit und ihrer Würde, deren Zauber sich freilich niemand entziehen kann, eine Hexe nennt, konnte auch ohne weitere Streifzüge in das Gebiet des Geschlechtlichen angenommen werden. Nun aber wird aus der Weltanschauungstragödie unvermutet eine sentimentale Liebestragödie und ein Intrigenstück, wie wir das oft bei Dramatikern erleben, die von anfang an zu zarte Farben auf ihrer Palette mischen und dann die Knalleffekte hintennach anbringen müssen, um ihrem Stück „dramatisches Leben" zu verleihen. Zwei Bewerber weist die keusche, nur der Geistesliebe zugewandte Heldin in allzu wortreichen Szenen nach einander ab; der jüngere unter ihnen fällt alsbald einer Dirne anheim (was lag also an ihm?) und doch muß Hypatia gleich darauf gestehen, daß sie ihn eigentlich geliebt habe (wozu also die innerliche Verlogenheit bei einer so edlen Natur, zumal sie doch nach ihrer ganzen Art die Geschlechtsliebe nicht aus ihrer Religion der Freude ausschließen darf?) Ihre Schrullenhaftigkeit rächt sich alsbald. Der Patriarch erscheint, um mit ihr zu disputieren, ein ungleicher Streit, der von ihrer Seite mit Schönheitspredigten, auch mit Geist und Geschmack, von seiner Seite mit Bibelzitaten und muffiger Ketzerrichterei geführt wird, bis der fromme Priester plötzlich die heidnische Heilige sehr unverblümt begehrt und, höhnisch abgewiesen, blutige Rache schwört. So wird Hypatia ein Opfer der frommen Wut.

Wo liegt das immer wiederkehrende, menschlich-bedeutsame? Die Getreuen halten sich schließlich an Hypatias Wort, sie selber sei sterblich, aber die Schönheit könne nicht untergehen. Wo folgt das aus der Handlung? Und wenn unser Herz es von selber zugibt, wozu brauchen wir dann die Handlung? Eine Tragödie, und nicht einmal eine vollkommene, von [illegible] schönen Frau liegt vor uns, aber nicht die Tragödie der Schönheit. [illegible]eben solchen, oft formschönen, aber kraftlosen Ausgeburten des neu-[illegible]ntischen Geistes stehen ziemlich unvermittelt die dramatischen Arbeiten

einiger Nachfahren des Naturalismus, die sich mit mehr oder weniger Erfolg der Ausmünzung der urkräftigen Instinkte und der besonderen Lebensproplеme primitiverer Kreise widmen. Freilich, die Armeleutetragödie hat ihre Rolle ausgespielt mit Fug und Recht. Das Beispiel des gefeiertsten unter den älteren Naturalisten zeigt uns, daß die triebhaften Regungen einer ausgemergelten Webermasse uns wohl durch die virtuose Kunst des Dichters zum Mitleid, auch wohl zum Haß gegen den grenzenlosen verzeichneten Fabrikanten reizen können, daß uns aber nicht das echt tragische „Tua res agitur" dabei aufgeht, falls wir selber einige Willens- und Schaffenskraft in uns fühlen. Anders steht es immer noch, wenn ein Dichter jene der Natur wirklich näherstehenden Volkskreise in den Bereich der Dichtung zu beziehen weiß, in denen noch ungebrochene Kraft vorhanden und geschätzt ist, und auf deren anscheinend primitiven Regungen im letzten Grunde doch mittelbar beruht, was wir an wahren Kulturwerten besitzen. Der deutsche Bauernstand bietet dem, der ihn zu packen weiß, nicht bloß eine Fülle ausgeprägter Charaktere vom schlauen Duckmäuser bis zum trotzigen Herrenmenschen dar, seine Lebensformen enthalten den Zündstoff zu einer ganzen Reihe menschlich bedeutsamer Probleme, die hier in besonderer Reinheit studiert werden können. Man braucht nicht bloß, wie Anzengruber getan hat, den Kampf zwischen Leidenschaft und Gewissen oder zwischen Herzensforderung und Sittengesetz, den das städtische Leben in seiner Kompliziertheit vielleicht besser darbietet, bei den Bauern zu suchen. Die echt bäuerlichen Konflikte zwischen der alten und der jungen Generation um Besitz und Macht, das auf dem Lande besonders schwierige Ringen zwischen dem Rechte des Individuums und den engumgrenzten und fest gefügten Formen und Anschauungen der Gesellschaft, endlich der Widerstand des alten Bauerntums gegen das städtische Wesen und Unwesen, das alles hat der vielberufenen „Heimatkunst" reichen Stoff geboten und mit Fug und Recht auch das Drama befruchtet, da denn die formalen Errungenschaften des Naturalismus dem Dichter wohl zustatten kamen.

Karl Schönherrs neues Drama in 5 Akten, „Der Weibsteufel"*) berührt sich im Thema merkwürdig mit dem ganz anders gearteten Drama von J. Tralow „Inge". Auch hier wird ein Weib dem Feinde als Lockspeise vorgesetzt, auch hier erweist sich die Natur als stärker, denn Menschengebot, auch hier wendet die Verführerin ihrem Opfer mit unwiderstehlicher Gewalt ihre Gunst zu und reißt zuletzt sich selbst, den Geliebten und den Schlauen, der ihre Weibheit ausnutzen wollte, ins Verderben hinein. Wie anders weiß der moderne Künstler mit allen Mitteln der seelischen Analyse die ungeheuren Wandlungen zu schildern, die eine bis in die Tiefen aufgewühlte, eine unversehens bei ihrer bis dahin ruhenden, geschlechtlichen Bedürftigkeit gepackte Weibesseele durchmacht, als etwa Heinrich von Kleist, der mit seiner „Verlobung auf San Domingo" das

*) Leipzig, Staackmann.



Problem in unserer klassischen Litteratur zuerst behandelt haben dürfte. Und wieder, welcher Unterschied zwischen Tralow, der mit der Sonde des Neuklassizisten geschichtliche Vorgänge untersucht und die ewigen Gegensätze, die sich immer wieder aneinander reiben, an höchst individuellen, komplizierten Menschenseelen scharf herausarbeitet und dem frisch, auch derb zufahrenden Kenner des Tiroler Volkes, der seine harten Bauerngestalten mit einem Griffe hat, auf die Füße stellt und nun ruhig zuzuwarten scheint, wie sie sich vor seinem durch die ärztliche Kunst geschulten Auge entwickeln. Diesmal haben wir kein farbenreiches Gemälde, wie in „Glaube und Heimat," mit buntem Wechsel locker gefügten Szenen, die nur allzu zielbewußt auf starke Einzelwirkungen losgehen, diesmal fehlt auch die bei ihm oft ein bischen aufdringliche, moralische Tendenz; nur drei Figuren treffen im engsten Raume auf einander: Der Mann, das Weib und der junge Grenzjäger, und alsbald ist das Drama im Gange. Das sind trotzige Gestalten wie der alte Grutzbauer in Schönherrs bestem Werk „Erde" oder wie Stavenhagens niederdeutsche Recken: da weicht keiner gutwillig von seinem Platze, wenn er erst einmal zum Kampfe aufgerufen ist. Am fertigsten steht von Anfang an das „Flaschenmandl" vor uns, dem seine älteren Brüder alle Kraft weggesogen haben und der nun das ganze Jahr hindurch aus einer Krankheit in die andere fällt; sein Weib, die auf keinen Kindersegen hoffen darf, muß ihn hätscheln, als wäre er selbst ihr Sorgenkind; aber dafür verbirgt er unter der Diele des Fußbodens Spitzen und Seidenware für sie und schon winkt vom Markt her das Häusel, das er mit seinem Gold, seinem Schmuggellohn für sie erwerben will; denn er muß durch Schlauheit ersetzen, was ihm an Kraft abgeht, und an Geriebenheit ist er seinen Brüdern und alle anderen „Kraftmenschen" reichlich überlegen; er fühlt sich auch als Herr im Hause und weiß sich was auf sein gar gefügiges Weib, bis er über das, was sich vor seinen Augen abspinnt, aus den Wolken fällt. Der Schlaue hat sich eben mit seiner Menschenkenntnis noch verrechnet und den Zollbeamten läßt sich eher ein Schnippchen schlagen, als der Mutter Natur. Da spioniert denn der Schwächling, wird mißtrauisch und endlich brutal und boshaft, sodaß wir es trotz seines „Rechtes" als Erlösung empfinden, wenn der Grenzjäger ihn niederstößt. Der kam als guter Muttersohn und junger Beamter von unbefleckter Ehre ins Haus, um dem alten Fuchs endlich auf die Fährte zu kommen; sein Vorgesetzter hat ihm geraten, sich bei dem Weibe einzuschmeicheln und der Mann, der davon Wind bekam, scheut sich nicht, sie als Leimrute zu gebrauchen. Es kommt, wie es kommen muß; der Jäger fängt Feuer, er schleicht bald um das Haus herum, statt seinen Dienst zu tun, er vergibt seiner Pflicht, indem er ein Päckchen Schmuggelware, das ihm das Weib elber aufgenötigt hat, um ihren Sieg zu erproben, murrend und knurrend ringt. Und er muß schließlich auf die Anzeige des Mannes, der ihn olche Niederträchtigkeit endlich loswerden will, seine Stelle aufgeben, gendwo anders neu anzufangen. Aber der Durst des Weibes ist



noch nicht gestillt. Ein Meisterzug von Schönherr, daß er nicht nur die geschlechtliche Gier, sondern vor allem die mißhandelte Würde dieses Weibes herausarbeitet, die sie zuletzt wie ein bäuerliches Reckenweib uralten germanischen Gedenkens erscheinen läßt: mit Zügen von Brunhild, doch auch von der rächenden Krimhild. Den Jäger, der sie bloß ausnutzen wollte, um sich „ein Sterndl“ zu erwerben, zu avancieren und seiner alten Mutter besser helfen zu können, weiß sie in ihr Netz einzufangen und seine wilde Gier bis aufs äußerste zu steigern. Keines ihrer Manöver aber läßt sie selber eigentlich gemein erscheinen, denn sie ringt um ein Ungeheures, um ihr Selbst. Ins Sinken gerät sie erst, als sie sich plötzlich selber zu ihrem Opfer hingetrieben fühlt, vor dem ihr Mann sie nicht einmal zu schützen vermag. Jetzt geht ihr instinktives Handeln in gemeine Berechnung über: ihr „Schneiderlein“ ist ihr gerade noch gut genug, um ihr das Haus in der Stadt zu verschreiben, das sie ihm mit heuchlerischer Scheinergebenheit abzuluchsen weiß; dann aber hetzt sie den Jäger gegen ihn: weg mit dem Schatten, dem sie angetraut ist und der sie um ihre heiligsten Rechte betrügt, und dann irgend einem gesunden Burschen als reiche Wittib an den Hals; es muß ja nicht der Jäger sein, dem sie noch eine letzte Rache schuldet. Und als der Jäger sich entsetzt über sein Opfer beugt, ruft diese Furie triumphierend aus: „Hast jetzt dein Sterndl? Ihr Mannsteufel. Euch ist man noch über.“ Das ist mehr, als Gerhart Hauptmanns Hanne Schäl, das ist eine Mutter Wolfen ins Tragische übersetzt.

Wohl fällt der Schluß mit seinen brutaleren Wirkungen gegen die verheißungsvolle Entwickelung der ersten Akte etwas ab; Schönherr liebt das Primitive um seiner selbst willen, ihn reizt das starke Menschentum, das hier mit einer Frische sich auslebt, wie in den nordischen Sagen von den Ansiedlern auf Island. Gröbere Effekte müssen dabei wohl oder übel mit in Kauf genommen werden, das Volksstück (hier nicht: ein Stück fürs Volk!) hat eben seine eigene Technik. Aber wir erkennen gern an, daß der Dichter mit seinem neuen Werke sich auch seines dramatischen Organs wieder mehr bemächtigt hat, daß seine Technik gereift ist. Dazu verhilft nicht zum wenigsten die Beschränkung auf drei Figuren, die nun auch feiner ausgearbeitet werden konnten.

Vor allem zeigt sich immer deutlicher, wie Schönherr Weiber zu zeichnen vermag, echte, vollsaftige und doch komplizierte Naturen, keine dekadenten Ueberweiber. Wie rührend der symbolische Zug, daß die Frau in der festverschlossenen Truhe Kindersächelchen vor ihrem Manne ängstlich verborgen hält, wie sie ihre heiligsten Weibwünsche in der Brust verschließt, bis der Jäger mit einem Faustschlag das Behältnis öffnet und damit gleichsam ihre Seele entblößt. Dieses Herausarbeiten des Innersten hebt die ganze Handlung auf eine höhere Lage; dem entspricht denn auch die sprachliche Form, die kein philologisch reiner Dialekt mehr ist, die sich in der Wort-

wahl und Satzbildung eng an die Volkssprache anlehnt, auch die Wortbiegungen der Mundart bewahrt, in der Lautgebung aber viel näher an die Schriftsprache heranrückt. Wer je an einer kleinen norddeutschen Bühne einer verschandelten Aufführung von „Glaube und Heimat" beigewohnt hat, wird dem Dichter für sein neues Verfahren zu danken wissen. Auf einem anderen Boden als Schönherr steht, zumal als dramatischer Schriftsteller, der Altbayer Ludwig Thoma, in dem gar mancher nichts weiter als den übermütigen, überscharfen Satiriker des Simplizissimus sehen mag. Und doch geht durch seine Satire ein anderer Ton als etwa durch die Komödien von Carl Sternheim. Seine beiden bedeutendsten Werke, die ihm einen Ehrenplatz in unserer humoristischen Literatnr sichern, verraten hinter der fröhlich lachenden Maske doch etwas von einem Aristophanes, der die Verderber seines Volkes geißeln und damit auf seine Art dem Vaterlande dienen will, ohne viele Worte und ohne Phrasen, und doch mit unverkennbarem Ernst. Man muß nur die Briefe des bayerischen Landtagsabgeordneten Filser neben seinen Roman Andreas Vöst halten, um sich zu überzeugen, woher der Wind weht und wo der Dichter den Feind des alten, freien Bauerngeistes sieht, des Geistes, der in ihm selber lebt und den er mit bajuvarischer Grobheit verteidigt, wo es gilt. Aber das Bauerntum, das echte und das schon „politische", spiegelt sich eben besser in der scheinbar naiven Selbstschilderung des Bauern. Dasselbe gilt von Thoma's anderem großen „Schlager", dem unübertrefflichen Lausbuben. Ganz abgesehen von der meisterhaften, bis in die feinsten Wendungen der Sprache stilechten Beobachtung der Kindesseele in den Flegeljahren — wie hätte der Dichter die widerwärtige Verzerrung menschlicher Natur in kleinstädtischen Verhältnissen, wie hätte er Heuchelei und Dummstolz schärfer treffen können, als indem er sie in der Auffassung des lebfrischen, unverbildeten Bengels wiederspiegelte und die ganze Darstellung mit der so gewonnenen Distanz und Freiheit aus der bloßen Komik in das Reich des überlegenen Humors erhob? Damit rühren wir aber schon an das Geheimnis des Erfolges von Thoma's dramatischen Arbeiten. Der Dichter hat eigentlich wenig dramatisches Talent, und zumal seine humoristischen Bühnenstücke sind oft nicht viel mehr als dramatische Anekdoten oder geistreiche Einfälle, gipfelnd in einer pikanten Situation: die Rauferei bei der Verleihung der „Medaille" an den braven Bezirksamtsdiener, womit der streberhafte Vorgesetzte so gern ein kleines Schaueſſen für den hohen Vorgesetzten verbunden hätte; das Prinzip der Parität, wie es bei der Gründung des „Säuglingsheims" unter Demütigungen für die großmütige Stifterin gewahrt werden soll und plötzlich in die Brüche zu gehen droht, bis der versehentlich eingeschmuggelte, protestantische Hausmeister sich schnell zum allein seligmachenden Glauben bekehrt; die blitzschnell aus der Rebellion ins Ducken umschlagende Gesinnung der Bürger, die um der „Lokalbahn" willen nicht ihr Geschäftsverhältnis zum Staat gestört sehen wollen, und der ähnliche plötzliche Wandel des Beamten in der „Ersten Klasse" von hochnäsiger Brutalität zu niederträchtiger Kriecherei.

als der schmierige Bauer neben ihm sich als „Abgeordneter“ entpuppt hat — das sind alles köstliche Szenen, die gewiß die Darstellung auf der Bühne verlangen, weil sie ihnen ungleich höhere Wirkung gibt, als die reine Erzählung, aber von eigentlicher Handlung ist da wenig die Rede. Doch von so unbeschreiblicher Wirkung die Selbstdarstellung der Niederen und die der „Höheren“ ist, die den Bauern an der Nase herumzuziehen denken, zu leicht offenbaren sich hier die Grenzen von Thoma's Kraft. Macht er den Versuch, auch nur einzelne seiner Figuren mit etwas ruhigerer Objektivität zu schildern, so stechen sie gegen die Karrikaturen, die sie umgeben, empfindlich ab und stören den Gesamteindruck. Hochdeutsche Gestalten zum Reden zu bringen, ist Thoma unverhältnismäßig schwer, zumal wenn es in bäuerlicher oder kleinstädtischer Umgebung geschieht. Sein Bürgermeister in der „Lokalbahn“ ist eine recht unglückliche Figur. Nur, wo die Darstellung von vornherein ganz auf tolle Possenwirkung angelegt ist, wo wir alle Figuren im Hohlspiegel der Satire, gleichsam vom Lausbuben dargestellt, erblicken, wie in der prächtigen „Medaille“, läßt uns der Dichter keinen Augenblick los. Fesseln kann er uns freilich auch, wo er uns ganz ernst kommt und die Karrikatur höchstens einmal Nebenfiguren umspielen läßt, wie den bornierten Kooperator seiner „Magdalena“. Mit einem gewissen, überlegenen Humor ist auch das Mädel selbst behandelt, die als Näherin nach der Stadt gegangen ist und auf dem Schub zurückgebracht wird, nach der Anordnung des Bürgermeisters sogar bei hellichtem Tage und unter dem Gejohle des Pöbels. Ihr Erscheinen gibt der totkranken Mutter den letzten Stoß, denn die Redeweise des Mädels zeigt in jeder Silbe ihre gänzliche Verrohung — Landvolk, das aus der Stadt zurückkommt. Der Vater kann sie nicht hinausweisen und hat auch der Sterbenden versprochen, sie zu behalten, so hart es ihn ankommt, die Grobheiten des feindseligen Bürgermeisters hinunterzuschlucken, der ihm den Stuhl vor die Tür setzen möchte, und so schwer ihm der durchsichtige Abschied des braven Knechtes wird, dem die Leni so unverschämt nachstellt — eine prächtige Erscheinung, ein tragischer Held, der sich in aller Not an sein Rechtsgefühl klammert und wenigstens im letzten Akte dramatisches Leben gewinnt. Das ist der Bauer von altem Schrot und Korn, der auch gegen die „Großkopfeten“ aufzutrumpfen wagt und seine Ehre rein erhalten hat, der sogar das Recht der wieder gefallenen Tochter noch verteidigen will, bis ihm Schritt vor Schritt, aber mit immer tiefer bohrender Gewißheit die Erkenntnis dämmert, daß sein Haus verfehmt ist — Leni hat beim Fensterln einem Buben Geld abverlangt, um damit durchbrennen zu können. Der alte Bauer, der sein Kind mit dem Messer durchstößt, hat nicht mindere tragische Würde als Odoardo Galotti mit seinem wohlberechtigten Trotz auf die eigene Ehre, der ohnmächtig zusammenbricht, wenn Schande auf die Sippe kommt. Wie rund ist diese Gestalt herausgearbeitet und wie zwingt uns der Dichter von der ersten Szene an, die ganze Handlung mit seinen Augen zu sehen. Wenn auch das Drama genug der Genreszenen und der unvermittelten

Einzeleffekte hat, wenn auch dem Bauern ein eigentlicher Gegenspieler fehlt, so geht durch das Ganze der Atem tragischer Notwendigkeit hindurch. Demgegenüber ist die letzte Leistung Thoma's, die uns heute vorliegt, ein Versager. „Die Sippe" hat ein dankbares Thema, das eine ernstere Behandlung verdient, als ihm Sudermann in der Heimat hat zuteil werden lassen. Der Eintritt einer freien Künstlerin in eine städtische Patrizierfamilie mit ihren festgefügten Ordnungen, wo schon das Umstellen eines Möbelstückes an eine andere Stelle, als wo es bei „lieb Mutter selig" stand, als Pietätsverbrechen gilt; der Kampf gegen diese zähe, muffige Sphäre mit ihrem beschränktem Dünkel, der sich in der eigenen Vollkommenheit wiegt, mit ihrer ekelhaften Feigheit, die den Kampf gegen das Wesen aus einer anderen Welt mit den Nadelstichen der boshaften Anspielung, des Beleidigttuns und des verstellten Mitleids führt — das ist schon ein Gegenstand, eines echten Dichters würdig, vielleicht auch eines tragischen; was für eine vollblutige Tragödie hat Stavenhagen mit seiner „Mudder Mews" aus einem ganz ähnlichen Stoffe gemacht, und vielleicht hätte Thoma etwas Großes geschaffen, wenn er jenen Gegensatz unter Bauern hätte hervortreten lassen, wo er gewiß nicht selten ist. Aber er kann einmal bürgerliche Gestalten aus den gebildeten Kreisen nicht rund herausarbeiten. So verstehen wir überhaupt nicht, wie dieser mißvergnügte Waschlappen von Walter, dem seine Uniform und das Wohlwollen der regierenden Kreise über alles geht, die Künstlerin mit den deutschen Familienverhältnissen heiraten konnte; war es aber eine bloße Grille, so fehlt jene Notwendigkeit, die allein den ernsten Noraausgang rechtfertigen kann. Das Erscheinen von Frau Jennys altem Vater, dem kindlich gutmütigen, einst vertriebenen sozialdemokratischen Agitator aus Amerika, und das Eintreffen der hochnäsigen Verwandtschaft Walters treibt den schwärenden Gegensatz der beiden Charaktere, von dessen Vorgeschichte man doch wieder zu wenig erfährt, mit einmal auf: die Gatten trennen sich. Aber im Verlauf der Handlung wird Walter aus einem nervösen, bloß beschränkteren Johannes Vockerat zu einem Jammerlappen; Frau Jenny und ihr Vater zu Figuren eines Rührstückes und der Alte noch dabei zu einer Art Trottel, der gar nicht begreift, daß es für einen Reserveoffizier nicht eben eine Quelle reinster Freuden ist, wenn sein Schwiegervater sozialdemokratischer Redakteur wird. Und dazu die karrikierte Figur des Rektors, die besser in eine übermütige Posse von der Art von Thoma's „Moral" passen würde, denn in ein ernstgemeintes Drama, das einen in unseren Zeiten vielleicht recht oft und mit viel Herzblut ausgefochtenen Kampf behandelt.*) Daß Thoma den Weg zum bürgerlichen Spiel mit tragischer Note eingeschlagen hat, ist immerhin bemerkenswert und es bleibt abzuwarten, ob er auch hier, wie auf so manchem anderen Gebiete, seinen eigenen, unmittelbar überzeugenden Ton finden wird. Einstweilen wünschen wir ihm auf der Bahn seiner „Magdalena" kräftige Weiterarbeit.

*) Thomas Schriften erschienen im Verlag von A. Langen in München.



Von anderen Versuchen und Ansätzen, die eigensten Fragen unserer Zeit dramatisch zu behandeln, von den m. E. sehr ernst zu nehmenden letzten Arbeiten von Arno Holz, Dülberg, Schmidtbonn u. v. a. ist hier nicht der Ort zu reden. Nur auf einige interessante Werke, die sich vorahnend oder beobachtend mit dem gegenwärtigen Kriege beschäftigen, sei noch hingewiesen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß zu einer Zeit, da die zünftigen Theaterdichter dem wahren Geist der Zeit, den hinter allen Ausschreitungen des Weltkonkurrenzkampfes verborgenen, doch mächtig wirkenden geistigen und sittlichen Strömungen wenig gerecht zu werden vermochten, deutsche Frauen von moderner Bildung und vornehmer Gesinnung als Hüterinnen großen Erbes und als Mahnerinnen zu fester Gesinnung der schalen „Zeit" entgegengetreten sind. Nicht allen ist es beschieden gewesen, tätig in den Kampf der Geister mit einzugreifen, noch geringer ist die Zahl jener, die es zu künstlerischer Gestaltung des eigenen Fühlens gebracht haben, wie wir es Ina Seidel nachrühmen konnten*); aber doppelt erfreulich ist es, wenn eine Schriftstellerin, wie Gertrud Prellwitz, deren Stimme wir in den geistigen Auseinandersetzungen der Zeit gern vernehmen, sich auch als gestaltungskräftige Dichterin erweist. Ihr kräftiger und nichts weniger als seichter Optimismus wirkte wohltuend in einer Zeit, wo ein Gerhart Hauptmann mit seinem „Festspiel in deutschen Reimen" bei aller glühenden und zu oft verkannten Vaterlandsliebe das Gedächtnis der großen Kriegszeit nicht besser zu feiern wußte, als mit einer Mahnung zum ewigen Frieden, und das in einer Zeit, die von kriegerischen Vorbereitungen starrte! Und ihr Ruf zur Tat stach gewaltig ab von der grausigen Schilderung des „Krieges", die ein sonst so grunddeutscher Dichter wie Karl Hauptmann der Welt mit seinem „Tedeum" vorhielt; die Dichterbrüder haben wie so viele unserer Besten heut längst gut gemacht, was sie früher vielleicht versäumt hatten; aber Gertrud Prellwitz ist früher, vor dem Ausbruch des Krieges gekommen. Wenn in neuester Zeit eine ganze Zahl hervorragender Dichter, wie P. Ernst, H. Burte und Emil Ludwig den schweren Kampf des modernen Individualisten mit dem Staatsgedanken in die Jugendgeschichte Friedrichs des Großen projiziert haben, so spiegelt in dem Drama „Die Tat" der schwere Seelenkampf des eisernen York das bange und oft verzweifelte Warten unzähliger Mitbürger in der dumpfen „Voraugustzeit". Auch da schaute so mancher ungeduldig nach dem Schlosse zu Berlin und fürchtete das Verstreichen heiliger Stunde, aber auf dem Hohenzollernthrone saß kein Friedrich Wilhelm III. Dennoch behält das Werk seinen hohen Wert als künstlerischer Ausdruck jener Seelenqualen, die gerade der willensstarke und in Selbstüberwindung gestählte Mensch im Kampfe zwischen

*) Vergl. Preußische Jahrbücher, Band 159, S. 72.

**) G. Prellwitz, Die Tat! Drama aus den Tagen von Tauroggen. 3 Akte. Herausgegeben vom St. Georgs-Bunde in Woltersdorf bei Berlin. Geschrieben 1912.

„nächster“ und „höherer Pflicht“ durchzumachen hat, wo er nicht blos den eigenen Kopf wagen soll, sondern das Heil der Gemeinschaft auf dem Spiele steht. Eine hochdramatische Situation, und dennoch kein Drama. Das muß gesagt werden, obwohl die Dichterin ihrem Stoffe soviel dramatisches Leben zu geben gesucht hat, wie nur möglich. Dem alten York fehlt der dramatisch gleichberechtigte Gegenspieler, denn der König tritt nicht in Aktion, steht auch zu hoch über ihm, und alles andere reicht nicht an ihn heran. So werden die inneren Kämpfe, die G. Prellwitz vielleicht eindringlicher geschildert hat, als irgend einer ihrer vielen Vorgänger, nicht nach außen reflektiert in ein Ringen zwischen Kraft und Kraft. Und die schließliche Entscheidung wird doch durch ein billiges Mittel herbeigeführt, indem ein preußisches Edelfräulein in Tauroggen auf eigene Faust ihren Geliebten zum Kampfe für das Vaterland aus dem Lager der Feinde herbeiruft. Und dies Mädchen hat wieder erst aus dem Munde ihrer „sonst so strengen“ Mutter hören müssen, daß es Lagen gibt, wo man nicht der nächsten Gewalt, sondern Gottes Stimme in der eigenen Brust gehorchen soll. Selbst wenn wir die Bestimmung eines York auf solchen Umwegen für psychologisch möglich hielten, wäre die große Schwierigkeit damit nicht gelöst, sondern eher lustspielmäßig überhüpft. Zum Glück ist G. Prellwitz bei dieser „pragmatischen“ Begründung nicht stehen geblieben, sondern hat eine höhere hinzugefügt. Was York zuletzt die Kraft gibt, der besseren Pflicht zu gehorchen, ist das Vertrauen auf die Regenerationsfähigkeit des preußischen Staates. Vielleicht hätte uns, was ihn zu diesem Glauben berechtigt, noch etwas kräftiger vor Augen gestellt werden sollen, anstatt daß wichtige militärische und Staatsgeheimnisse in großer Tischgesellschaft und vor zarten Ohren behandelt werden; aber die dichterischen Fähigkeiten der Verfasserin sind denn doch unverkennbar. Möchte bei ihren künftigen dramatischen Versuchen die gestaltenbildende Kraft sich bis in die Sprache ihrer Figuren hinein bewähren und alles Konventionelle, Buchmäßige, ja Süßliche mehr und mehr verschwinden lassen.

Wir sind bis an die Schwelle der jüngsten Ereignisse gelangt, so weit sie ihre Schatten in der dramatischen Dichtung voraus warfen. Inzwischen ist noch eine Arbeit von Sternheim erschienen, dessen frühere, herzlos scharfe Satiren in dramatischer Form vielfach als Anfang der neuen deutschen Komödie gefeiert wurden, während sie doch nur Ausschnitte des bürgerlichen Lebens in die sattsam bekannte Beleuchtung des „Simplizissimus“ rückten und sich an den Zerrbildern der Wirklichkeit, oft auch der eigenen Lebenskreise witzelnd ergötzten. Mit dem Drama „1913“ stellt Sternheim*) sein unzweifelhaft großes Beobachtungs- und satirisches Gestaltungstalent, sowie seine allermodernste Sprachkunst doch in den Dienst einer höheren Aufgabe. Der ethische Gehalt seiner Dichtung, der wohl auch früher vorhanden war, sich aber nur so schüchtern hervorwagte, als

*) Erschienen im Februarheft der „Weißen Blätter“, 1915.

fürchtete er, von der allgemeinen Persiflage mitbetroffen zu werden, macht sich nun schon etwas stärker bemerkbar. Nicht eigentlich in der Gestalt des jungen Stadler, des Tugendhelden, der mit seinem idealistisch schwärmenden Freunde zusammen die Welt des Kapitalismus aus den Angeln heben will und dann den Verrat, d. h. die echt snobbistische Assimilation dieses Freundes an die Geldaristokratie erleben muß; viel weniger aufdringlich und um so beredter wirkt die unmittelbare Zeichnung des emporgekommenen Gewaltmenschen, dem alles zum Geschäft wird und der noch den bevorstehenden Weltbrand als eine nie dagewesene Konjunktur ausnutzen will, der sich aber in der eigenen, ältesten Tochter eine überlegene Mitbewerberin im Kampf um die Macht herangebildet und seine anderen Kinder der Eitelkeit des „High Life“ ausgeliefert hat. Er besiegelt seinen letzten Streich mit dem Tode, und wie todgeweiht die ganze Gesellschaft ist, läßt der Dichter zwischen den Zeilen deutlich durchblicken: köstliche Szenen, wo der Londoner Gentleman, den man beileibe nicht „Schneider“ nennen darf, der keinen preußischen Offizier riechen kann und nur für Hoheiten arbeitet, seine neuen „Schöpfungen“ vor den erstaunten Augen ausbreitet. Wenn nur der Dichter über jenen Schichten der Gesellschaft, die nur eine moralinfreie Machtpolitik kennen und über jenen, wo man eine neue Verrücktheit eines Modegigerls wie ein Ereignis feiert, jene anderen Seiten des deutschen Industrielebens nicht übersehen wollte, die unzweifelhafte Kulturwerte geschaffen haben und noch schaffen. In einem wenn auch satirischen Kulturbilde von einigem Kaliber sollten diese Züge nicht ganz fehlen.

Aus der Zeit des bangen Harrens und Zweifelns hinein in die großen Kämpfe der Gegenwart! Zwar ist es noch nicht an der Zeit, die ungeheuren Dinge, die sich täglich um uns her abspielen, von höherer Warte aus mit künstlerischer Objektivität zu betrachten und den tiefsten Gehalt der Zeit in ein individuelles Menschendasein zu projizieren. Dazu ist die Gegenwart noch zu voll von Gärungen; das Werdende ahnen wir kaum, und Mars regiert die Stunde. Der Krieg ist aber den großen, dichterischen Gattungen niemals günstig gewesen, weder als treibende Kraft, noch als Gegenstand. Das mußte selbst der Dichter der „Hermannsschlacht“ erfahren und auch heut blüht eigentlich nur die knappe Novelle und die Lyrik, die uns unter unendlichem Schund und schier unerträglicher Dutzendware doch immerhin einige Perlen beschеert hat. Ihnen an die Seite stellt sich, auf dramatischem Gebiete, die kurze Szene, das Gesprächsspiel, das keine eigentliche Handlung darstellen, sondern ein möglichst eindrucksvolles Bild aus den Kämpfen der Gegenwart geben will. Der Impressionismus, im innersten dem Drama fremd, hat sich die Formen des polyphonen, fein abgestimmten Dialogs und vor allem die darstellerischen Werte der Bühne längst zu Nutze gemacht. Aber was bei geschichtlichen Stoffen und selbst bei Ausschnitten aus unserm gesellschaftlichen Leben peinlich wirkt, das ist die gegebene Form, die Carl Hauptmann mit großer Vollkommenheit ausgebaut hat, um dramatische Szenen „Aus dem großen

Kriege" zu schildern*), die den Kultur- wie den Literaturhistoriker künftiger Tage gleichermaßen fesseln werden. Es klingt wie ein Widerruf seines früheren, rundweg negierenden „Tedeums", wenn hier am Anfang der jugendlich-begeisterte „Wächter auf dem Berge" nach geheimnisvoller Zwiesprach mit dem Erzengel zum Kampfe fürs Vaterland aufruft, und wenn in dem diabolisch-grotesken Schlußstück das Mordwaffen erfindende „Genie und die Gespenster" unter dem etwas klobig-aufrichtigen Spott des deutschen Lanzers verzagen. Wie hier, so mischt sich in allen Szenen, wie überhaupt so gern in Carl Hauptmanns Dichtung, kräftige Realistik mit jener Phantastik, die über den unmittelbaren Augenschein hinaus auf den tieferen Gehalt der Dinge weist. Am ergreifendsten vielleicht in der Skizze „Allerseelennacht" auf den Feldern vor Lüttich, wo das halbirre Gestammel der Sterbenden plötzlich übergeht in das von Geisterstimmen gesungene „Deutschland über alles". Andere Szenen spielen in ostpreußischen und galizischen Dörfern, wo sich unter unsäglichen Mißhandlungen und Leiden Menschenseelen aufschwingen zur Ekstase und zur höchsten Verklärung des Menschlichen; und eine Eroberung im Reich der Poesie macht der Dichter endlich mit den belgischen Auftritten. Die Wutmine des aufgehetzten Pöbels in einer eroberten Stadt weiß er, wie keiner vor ihm, uns menschlich nachempfinden zu lassen; nach wilden Szenen im Innern des Doms sinkt ein deutscher Wachtposten im inbrünstigen Gebet vor der Jungfrau nieder, bis ihn der Dolch des Messners trifft, der alsbald wieder dem Strafgericht verfällt; welcher Gegensatz zwischen dem gefühlstiefen „Barbaren" und den entmenschten „Verteidigern ihres Vaterlandes". Ergreifender noch die Szene „Hockende Vampire", wo sich über Jammer und Not, Haß und Sehnen hinweg unsichtbare Fäden zwischen den Hyänen des belgischen Strandes und den wackeren Blaujacken weben, bis sich Freund und Feind in dem Gedanken an ein freies Meer der Zukunft und in dem Ruf vereinigen: „Wehe England".

Damit sind wir bis zu der Produktion der jüngsten Gegenwart gelangt. Auch Hauptmanns letzte Leistung aber wurzelt in dem, was er vor dem Krieg etwa mit seiner bürgerlichen Bauern-Tragödie „Die lange Jule" bereits angegriffen hatte. Ob dieser Weg uns dem strengen Drama näher bringt, bleibt abzuwarten. Jedenfalls sind die Werte, die gerade er herauszuarbeiten weiß, in einem Drama der Zukunft so wenig zu entbehren, wie das, was wir sonst in dieser kurzen Uebersicht an verheißungsvollen Elementen kennen gelernt haben. Robert Petsch, Posen.

Kriegsbücher und -bilder.

Lohnt es sich überhaupt, Kriegsbücher zu besprechen? Oder ist es nicht vielleicht pedantisch, an dergleichen Gelegenheitspoesie den Maßstab ernsthafter Kritik anzulegen?

*) Erschienen, gleich der früheren Dichtung „Der Krieg, ein Tedeum", bei Kurt Wolff in Leipzig.

Eingegangen werden kann hier nur auf Gutes und Lesenswertes, wobei ausdrücklich betont werden soll, daß mir natürlich nur ein kleiner Teil des stetig anwachsenden Materials vorliegt. Am dürftigsten steht es um die Lyrik. Trotz der eifrigen Beteiligung weiter Kreise, trotz des großen Anlasses haben wir bis jetzt kaum mehr als ein Dutzend guter Gedichte vom Krieg. Die besten, von denen nur Zuckermanns rasch berühmt gewordenes Reiterlied, ein echtes Volkslied, zu dem jeder leicht die Melodie finden wird, R. A. Schröders rhythmisch prächtiges Reiterlied, das aber kein Lied ist, das Wort des Prinzen zur Lippe von Herm. Burte hervorgehoben seien, findet man wohl in jeder der gangbaren Sammlungen, die aber alle den Fehler haben, daß sie nicht streng genug sichten. Rein Rhetorisches, bloße gereimte Prosa talentloser Schwulst stehen zahllos neben guten Ansätzen und Gelungenem.

Am besten ist noch von den mir bekannt gewordenen die erfreulich enge Auswahl, die J. Bab unter dem Titel „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“ (Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin) zusammengestellt hat. Das mir vorliegende zweite Heft enthält zwar auch manches, was einer ernsthaften Prüfung nicht standhält, läßt aber wenigstens einen einheitlichen Gesichtspunkt des Auswählenden erkennen und bringt überdies ein noch unveröffentlichtes im Ton verblüffend echtes Gedicht Albrecht Schaeffers „Die Frau des Landwehrmanns“. Volkstümliches ist hier anscheinend mit Absicht nicht mit aufgenommen. Sonst wird man, zumal ein Daheimbleibender, lieber zu den alten bewährten Stücken greifen, zum Landsknechtstod und Fridericus Rex, zu Claudius (Weihelied!), Arndt, Schenkendorf und Kleist, zu Hauff und Uhland bis zu Fontane und Liliencron, die man jetzt in einem schön ausgestatteten, von Walter Klemm gut illustrierten Band (Standarten wehn und Fahnen, Verlag Albert Langen, München) beisammen findet. Auch die schönen aber wenig bekannten hierhergehörigen Stücke von Hölderlin, Eichendorff und Herwegh (Die deutsche Flotte) sind aufgenommen worden. An wirklichen Soldaten*liedern* haben wir die zehn hübschen handlichen Kriegsliederhefte mit Noten, die bei Eugen Diederichs in Jena herausgekommen sind. Allerdings ist auch hier die Auswahl nicht immer einwandsfrei, namentlich ist das erste Heft mißglückt (wie kann ein vornehmer Verlag z. B. ein Lied von J. v. Lauff aufnehmen, in dem Brunhilde „die Gunthern“ genannt wird!) und auch sonst ist leider manches Schwächliche in Text und Melodie aufgenommen; aber es sind auch sehr gute Hefte darunter, z. B. Nr. VIII (Plattdeutsche Lieder mit guten Melodien von Garbe), Nr. IV und VII (alte Lieder), auch II und VI enthalten viel Hübsches, und IX sei besonders wegen der wertvollen Texte von W. Seemann empfohlen.

Etwas reicher ist die Ernte in der Erzählungsliteratur. Von einigermaßen wertvollen Romanen kann natürlich vorläufig noch nicht die Rede sein. Wohl aber kommt in einer Zeit, da das kräftig handelnde Individuum nichts als stark bewegende Episoden erlebt, die Novelle, die ja ihrem

Wesen nach die in sich abgerundete stark hervorstrebende außerordentliche Begebenheit verlangt, zu neuen Ehren. Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß wir in der rasch fortgeführten Sammlung von „Langens Kriegsbüchern" (Albert Langen Verlag, leicht versendbar!) bereits ein paar ausgezeichnete Bände haben. Da ist an erster Stelle zu nennen das Buch eines Neulings Arnold Ulitz („Die vergessene Wohnung"), zu dessen Entdeckung man dem Verlag Glück wünschen darf. Ulitz ist ein echter Dichter und großer Künstler, der sich von dem zart und weich erzählten, ausführlich behandelten, grausamen Einzelschicksal (Titelnovelle) durchringt zur wehmütigen Ironie (wie der Hochstapler, der im Zuchthaus vom Krieg hört, auch in seinem Gesuch um Zulassung zum Heeresdienst trotz aller Zerknirschung noch durchaus Hochstapler bleibt!), zur energischen, vielleicht ein wenig gewaltsamen aber lebendig gemachten Typisierung (der russische Bauernsohn, dem es deutsche Sauberkeit und Ordnung so angetan haben, daß er sein Leben für sie lassen muß) und zu dem grandiosen Gesamtbild des deutschen Auslandskreuzers, und der dann doch wieder tief ergreifende Worte findet für die wahnsinnig machende Melancholie der polnischen Ebene. (Der Weg). Nirgends ist in diesen Erzählungen ein toter Punkt, nichts bleibt in der Beschreibung stecken, überall ist der vorwärtswollende Drang der Handlung zu spüren, selbst die geringsten Einzelheiten und Nebensachen stehen mit ihr in gegenseitg bedingender, gegenseitig belebender Beziehung und reiche Anschauung und eine wunderbar schmiegsame Sprache erfüllen alles mit warmem Leben.

Nach Belgien führt uns Adolf Köster („Der Tod in Flandern"). Er gibt, wenn man von der letzten etwas verschwommenen Geschichte absieht, knappe sehr lebendige Schilderungen wie dem jungen Feldprediger plötzlich sein Beruf aufgeht, wie die jungen Freiwilligen mit Gesang angreifen, wie Hein Kröger von der Wasserkante gegen die Engländer kämpft und dazu ein paar Bilder aus verlassenen Häusern und von der Not der vergessenen Tiere. Nur die taktlose mit falscher Romatik verbrämte Franktireurgeschichte hätte er weglassen sollen. Eleganter, wohl etwas zu elegant und innerlich wenig berührt ist der Band von Castell („Der Kriegspilot"), dessen Titelstück aber starkes gegenständliches Interesse wachrufen wird. Gerade köstlich sind dagegen die stark ironisierenden, jedoch keineswegs verzerrenden Schilderungen des französischen Kleinbürgertums, die Max Beer bringt („Boches"). Er kennt seine Leute mit ihrer krassen Unwissenheit, ihrer Sucht nach wohlfeiler Begeisterung und ihrer inneren Verlogenheit sehr genau, sodaß das kleine Buch auch hier und da aufklärend und erzieherisch wirken kann. Die beste Heimatsschilderung gab eine Frau, Lena Christ („Unsere Bayern anno 14"), die zuerst durch ihr künstlerisch unbeholfenes, stofflich aber wertvolles Buch „Erinnerungen einer Ueberflüssigen" (gleicher Verlag) bekannt geworden ist. Der erste Band läßt uns das mächtige Anwachsen der Kriegsstimmung in München, die Mobilmachung, Abschiedsszenen, Eisenbahnfahrten, Einkleidung und die ersten Tage im Feindesland miterleben. Alles knapp, scharf und

sicher gesehen, mit glänzender Beherrschung des originellen und kraftvollen Dialekts, mit warmer Liebe zu der Frische und Urwüchsigkeit des Volkes erzählt, ohne auch nur eine falsche Note, die grade hier sehr nahe gelegen hätte. Dazu köstliche Humoresken wie die Spionenfurcht und die Wasservergiftungsgerüchte, kurz ein Bayernspiegel wie er besser nicht gedacht werden kann und der Sache halber grade auch in Norddeutschland gelesen werden sollte. Der zweite Band fällt gegen den ersten etwas ab, enthält aber doch außer neuen vorzüglichen Schilderungen aus München, manche hübsche Schnurre und eine interessante Gefechtsschilderung.

Geradezu musterhaft sind auch die beiden kleinen dramatischen Gelegenheitsspiele, die Ludwig Thoma zu der Sammlung beigesteuert hat („Der erste August.") Sie werden vereinzelt bleiben, weil sie unerreichbar sind, und es ist aufs innigste zu wünschen, daß sie die weiteste Verbreitung finden und das Gute vom Wertlosen unterscheiden lehren. Das zweite Stück „Christnacht 1914", das im Schützengraben spielt, trifft mit seinen einfachen kräftigen Reimen, ohne irgendwie archaisieren zu wollen, aufs allerglücklichste den Ton des alten Volksspiels, das erste, das allerdings von jeder Unnatur freie Schauspieler verlangt, zeigt eine ruhige sichere Gestaltungskraft, der einfache Wahrheit über alles Getue, über Hurrahschreien und Sentimentalität geht. Grade daß hier gar keine Gemeinplätze angestrebt sind, kein bengalisch beleuchtetes Heldentum, nur echte schlichte Natürlichkeit im engen festumschließenden Rahmen, das gibt diesen Spielen einen sichern Stil, der in dergleichen Stücken sonst recht selten ist. Erwähnt sei endlich noch aus derselben Bücherreihe ein Bändchen „Kriegshumor" in dem Eberhard Buchner aus Zeitungen und Witzblättern manchen hübschen Scherz, leider aber auch viel Plattes und Ausgedachtes zusammengetragen hat, sodaß die Lektüre auf die Dauer ermüdet.

Interessant ist es dann zu sehen, wie der Krieg alte gute Publikationsformen zu neuer Geltung gebracht hat. Ich erinnere an die zahlreichen Bilderbogen, unter denen allerdings wenig auch nur einigermaßen wertvolles ist, an die Flugblätter z. B. von Ludwig Ganghofer (Goltz Verlag, München), denen man ihre etwas unangenehm berührende Vollmäuligkeit verzeiht, weil man eine gesunde Natur dahinter spürt (hervorgehoben seien Nr. 31 mit dem kecken Spottgedicht an Portugal und die mit hübschen Vignetten geschmückten Nr. 6, 17, 18, 43, 45), an die Bilderbücher z. B. an das hübsche „Kleine Bilderbuch vom Krieg" (Goltz Verlag) in dem Seewald Klabunds empfindungsfrohen melodischen, wenn auch häufig die Form sogar der Sprache sprengenden Versen Holzschnitte gegenüberstellt, in denen sich trotz mancher Unzulänglichkeit ein neuer starker und strenger Stil deutlich ankündigt. Vor allem wichtig aber scheinen mir die zahlreichen Veröffentlichungen wohlfeiler Lithographien zu sein, nicht so sehr wegen der künstlerischen Werte, die bis jetzt dabei entstanden sind, als deshalb, weil hier wirklich dem Künstler Gelegenheit geboten wird, mit weiten Kreisen des Volkes die fast verlorene Fühlung wieder zu gewinnen. Wenn unsere Künstler überhaupt noch fähig

sind, die Anforderungen, die die Zeit an sie stellt, zu erfüllen, so können sie es jetzt zeigen und haben es in der Hand, eine neue kraftvolle Volkskunst zu schaffen. Einstweilen sind allerdings kaum mehr als schwache Ansätze dazu vorhanden. Aber auch so verdienen die Blätter Beachtung, zum mindesten für den Fachmann und Kunsthistoriker, ihnen wird es immer lehrreich bleiben, an der Hand einer leicht zu beschaffenden Sammlung verfolgen zu können, wie der Krieg auf die Kunst gewirkt hat, wie sie versucht hat, sich mit den Problemen, die er stellte, auseinanderzusetzen. Außer der „Kriegszeit" (Berlin, Cassierer) seien da genannt die ebenfalls im Goltz Verlag erschienenen beiden Mappen „Kriegsbilderbogen Münchner Künstler", zwei Folgen von je zwölf handkolorierten Lithographien aus dem Kreise der Neuen Münchner Sezession. Hervorgehoben seien davon zwei noch nicht ganz geklärte aber kräftige Blätter von W. Püttner, ein interessantes von Unold (Straßenkampf in Löwen) und die guten Umschlagszeichnungen von W. Nowak und Seewald. Künstlerisch höher steht die im gleichen Verlag erschienene Mappe „1914" von René Beeh. Ein innerliches Verhältnis zum Kriege hat allerdings auch er noch nicht gefunden, so wenig, daß er, ohne Zweifel wegen der erhöhten Farbenwirkung von rot, blau und gelbbraun der Landschaft, (wenn ich nicht irre, die Nachwirkung eines Aufenthalts in Tunis), fast nur Franzosen darstellt, aber an sich sind die weite Raum- und energische klare kubische Wirkung anstrebenden Blätter sehr reizvoll (besonders Nr. 4, 6, 7, 8) und wenn es dem Künstler gelingt, eine hier und da zu viel, zu unruhig, gelegentlich auch unsicher strichelnde Hand, tote Stellen und hier und da störende Unklarheiten zu vermeiden, dürfen wir noch Bedeutendes von ihm erwarten. R. Schacht.

Tiere auf der Bühne.

Mit berechtigter Ängstlichkeit und bedächtiger wohlüberlegender Vorsicht sind die verständnisvollen und künstlerisch feinempfindenden Spielleiter unserer guten Bühnen bemüht, das Publikum im Theater vom Anfang bis zum Ende eines Theaterabends im Banne der aufgeführten Dichtung zu halten und in die Illusion der Scheinwelt zu zwängen. Die Bestrebungen zur Abschaffung des Zwischenvorhanges und zur Abkürzung der großen Pausen sind dem gleichen Bemühen entsprungen. Man will und muß — sagen sich die einsichtsvollen Spielleiter, alles vermeiden, was den Zuschauer und Zuhörer irgendwie vom aufgeführten Drama ablenken oder was ihn gar aus der Welt des Spiels, in die er sich beim Genusse des Dramas begibt, herausreist und in die brutale Wirklichkeit seiner Umwelt wirft. Aus diesem Grunde wird man es wohl auch für unrichtig halten, wenn Reinhardt, der doch sonst ein so feines Auge und Ohr, ein so leicht reagierendes Regiegefühl besitzt, in der Zirkusaufführung des Vollmöllerschen Mirakels den ganzen Zuschauerraum schon vor Beginn des Spieles mit einem be-

täubenden Weihrauchduft erfüllen läßt. Der Rauch ist durchaus nicht stimmungsvorbereitend, sondern eher — wie eben aller Rauch im Theater, auch der starke Tabaksrauch, der in manchen Stücken von der Bühne herkommt, — stimmungsstörend.

Eine Aufgabe aber, die vom Spielleiter nie restlos befriedigend gelöst werden kann, bildet die, Tiere — lebende oder künstlich hergestellte, — auf die Bühne zu bringen. Die einfachste Lösung des Problems heißt einfach: weglassen, die Szenen, in denen sie verlangt werden, streichen oder ändern, sodaß man auf die Mitwirkung der Tiere überhaupt verzichten kann.

Bei der Aufführung des Tell lassen ja noch heute in der Szene in der hohlen Gasse (IV, 3) viele Spielleiter den Geßler auf einem Pferde erscheinen, weil Schiller es eben vorschreibt. Es wirkt aber desillusionierend und — was im ernsten Drama das schlimmste ist — auch komisch, wenn über die Holzbretter der Bühne ein paar lammfromme Pferde trampeln, die womöglich noch — gänzlich unmotiviert — von irgend einem Diener geführt werden müssen. An größeren ernsthaften Bühnen kommt Geßler zu Fuß durch die hohle Gasse. Seine Worte zu Armgard lauten dann meist:

„Weib, mach Platz
Oder mein Fuß geht über Dich hinweg"
[auch: Oder ich trete über Dich hinweg.
statt: Oder mein Roß geht über Dich hinweg.]

Armgard antwortet darauf:

„Es ist das Ärgste nicht, was Du getan.
Tratest Du doch längst
Das Land des Kaisers unter Deine Füße."

Durch Streichen von vier Versen ist der Spielleiter dann der Schwierig- und Verlegenheit behoben, ohne daß dadurch die kleine Szene viel an Schärfe der Charakteristik und Gedrungenheit in der Wirkung einbüßt.

Gänzlich verfehlt und unkünstlerisch empfunden ist es natürlich, im modernen psychologischen Drama lebende Tiere in die Szene zu führen. Daß man aber heute sogar an großen und sonst angesehenen Bühnen vor solchen Mätzchen und Ungereimtheiten nicht zurückschreckt, zeigte mir eine Aufführung von Schnitzlers „Komtesse Mizzi" am Mannheimer Hoftheater im Frühjahr 1914, wo der Spielleiter, sicher ohne jegliches Gefühl für den Schnitzlerschen Rhythmus, einen richtigen zweispännigen Fiaker über die Holzdielen einer kitschigen in Gartenwirtschaftsromantik getauchten Dekoration kutschieren läßt: zwei Droschkengäule in einem Schnitzlerschen Dialoge! Was beweist, daß unser Thema noch immer nicht genügend erörtert und entschieden ist.

Aber nicht nur Pferde, auch Hunde, Katzen und alles Gevögel stören uns auf der Bühne, lenken — an unrechter Stelle und zu unrechter Weise unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein lächerliches Unding, in die

Stube einer alten jungen Jungfer etwa einen Kanarienvogel im Käfig zu hängen im naiven Glauben, der Stube dadurch ein umweltgemäßeres Aussehen zu geben.

Erst recht entbehren wir Tiere dort leicht, wo sie überhaupt vom Dichter nicht ausdrücklich verlangt oder gebraucht werden.

Aus den Worten der Margaretha in Hebbels Genoveva (IV, 2):

„Er war auf einmal da,
Wie meine Katze, die ich auch nicht rief"

nun zu schließen, daß der mystische Zauber der Hexenstube verstärkt werden müsse und auch werde, indem man eine Katze auf die Ofenbank setzt, ist verkehrt.

Der Spielleiter darf uns nicht in jene fatale Stimmung bringen, in der wir ängstlich die Tiere da oben auf der Bühne beobachten, ob sie auch ruhig sitzen bleiben und nicht in der nächsten Minute ins Parkett herabspringen oder das ganze Haus mit lautem lustigem Gekläff und Gebell erfüllen. Für die Handlung, für alle Schönheiten einer dramatischen Dichtung haben wir natürlich in solchen Szenen weder Auge noch Ohr.

Ich denke da an eine Aufführung von Shakespeares „Wintermärchen" am Stuttgarter Hoftheater im Jahre 1913 oder 1914, wo Walther Bloem, der die Komödie dramaturgisch eingerichtet und in Szene gesetzt hatte, eine große Schafherde über die Bühne treiben ließ. „Ach wie herzig, wie goldig, diese lebendigen Schafhammelchen", meinten die erfreuten Zuschauerinnen. Die guten Damen sprachen mit ihrem Lobe auch schon das vernichtendste Urteil, das man über eine Szene und den Spielleiter fällen kann: man freute sich allein über die Sache, über das szenische Bild, den Opernkitsch und Barok, aber Shakespeare und das ganze Wintermärchen war vergessen.

Etwas anderes ists in der Posse und im leichten Lustspiel. Wo nichts Vollendetes, nichts absolut — Schönes in der Idee, im Gehalt oder in der Form vorhanden ist, kann auch nichts Künstlerisches gestört werden. Wir werden also in einer Blumenthalschen oder Schönthanschen Nichtigkeit lebende Hunde oder Katzen oder Hasen eher als einen ulkigen Regiewitz noch willkommen heißen. Da haben dann auch die Zarten ein Recht jubelnd auszurufen: „Gott wie niedlich, ein richtiges Hündchen da oben. Famos und der Vogel im Käfig zwitschert ja gottvoll."

Im wahren Kunstwerk sind lebende Tiere stets hindernde Fremdkörper auf dem Wege zum reinen künstlerischen Genießen. Und wenn tatsächlich einmal der Genuß des Bühnenstückes nicht beeinträchtigt wird durch die lebenden Tiere auf der Bühne, dann trägt eben der Dichter des Abends die Schuld, der uns nicht in seinen Bann zu schlagen weiß.

In der Oper und im musikalischen Drama sind wir Gott sei Dank och empfindlicher als im Schauspiel geworden gegen all die Roheit und en albernen Dilettantismus, lebende oder „gemachte" Tiere in den Rahmen

der stilisierten Scheinwelt zu spannen. Daß Richard Wagner gerade in dieser Beziehung so wenig szenisches Verständnis und Feinfühligkeit zeigte, darüber dürfen wir uns kecklich wundern. Sicher würde er es heute, wenn nicht überhaupt vermeiden, so doch einen praktisch wirksamen Kompromiß zu schaffen suchen, ehe er so harmlos-naiv mit Pferden und anderem Getier auf seiner Opernbühne hantierte.

Auf den pappdeckelnen Schwan im Lohengrin können wir ruhig auch verzichten. Es genügt doch, wenn am Schlusse der zweiten Szene die Männer rufen:

> Seht! Seht! welch' seltsam Wunder! Wie? Ein Schwan,
> Ein Schwan zieht einen Nachen dort heran! — u. s. w.

Der freien Phantasie des Zuschauers bleibe es überlassen, sich den Schwan und den Nachen auszumalen, wie er wohl aussehen mag. Trotz Wagners Regieanweisungen: „Während des fo genden kommt der Schwan mit dem Nachen völlig am Ufer an" und später: „Der Schwan wendet den Nachen und schwimmt den Fluß zurück" lasse man durch eine langhingestreckte niedrige Uferböschung und durch den am Ufer aufgestellten Chor Schwan und Nachen verdeckt und höchstens den Schnabel und die obere Hälfte des Vorder- und Hinderteiles des Nachens hervorschauen.

Soweit muß unsere Phantasie schon noch mitschaffen können, daß wir Lohengrins: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan" als an den vor den Nachen bespannten Schwan gerichtet, anhören, ohne daß unser Auge in kindlicher Nüchternheit nun gleich suchend fragt: Ja, wo ist denn der Schwan?

Manche Bühnen lassen in Don Juan die Elvira um die Vornehmheit ihres Standes auszudrücken, auf einem Esel reiten. Possart hat, wie man sagt, den Esel zuerst auf die Bühne gebracht. Kilian schlägt in einem Aufsatze über Opernregie (wiederabgedruckt in seinem gehaltvollen Essaysbande: Aus der Praxis der modernen Dramaturgie S. 33) vor, die Elvira, um ihre Vornehmheit zum Ausdruck zu bringen, in einer Sänfte tragen zu lassen. Ein sehr geschickter und gelungener Ausweg.

Tiere auf die Bühne zu bringen, dazu haben die Pompregisseure der Freilichtbühnen und der kleinen Possentheater ein Vorrecht. Denen wollen wir dies zweifelhafte Recht weiterhin allein überlassen, von der ernsten Kunstbühne aber alles Getier fernhalten.

Rud. Karl Goldschmit.



Politische Korrespondenz.

Oesterreich-Ungarn.

Munin: „Oesterreich nach dem Kriege". Forderungen eines aktiven österreichischen Politikers. Eugen Diedrichs, Jena 1915.

Franz Meisel und Arthur Spiethoff: „Oesterreichs Finanzen und der Krieg". München und Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1915.

Eduard Pályi: „Deutschland und Ungarn". Zwischen Krieg und Frieden. S. Hirzel in Leipzig. 1915.

Die Muninsche Flugschrift: „Oesterreich nach dem Kriege", die vom Standpunkte der österreichischen Alldeutschen aus geschrieben ist, beginnt mit dem Eingeständnis, daß jene Richtung vor dem Kriege die Zertrümmerung Oesterreichs zugunsten eines „völkischen" deutschen Reiches betrieben habe. Die österreichischen Alldeutschen, so belehrt uns der Verfasser, erstrebten die Teilung Oesterreichs; auch Rußland sollte sein Stück haben. Den Grund dieser reichsfeindlichen Gesinnung seiner Parteigenossen sieht Munin darin, daß das Haus Habsburg seit der Schlacht von Königgrätz bewußt an der Slavisierung Oesterreichs gearbeitet habe. Als die österreichische Regierung bei diesem Bestreben auf den energischen Widerstand der Deutschen stieß, lavierte sie: „Es fehlte der Mann, der entweder der einen oder der anderen Partei zur Hegemonie verholfen hätte; der verstorbene Erzherzog Franz Ferdinand war der Mann. Unter seinen Händen wäre jenes groß-slavische Oesterreich entstanden, das schwache Staatsmänner vergebens aus Kompromissen, Zugeständnissen und Intrigen zusammenzuleimen versuchten. Der ruchlose Handstreich der einfältigen serbischen Gymnasiasten hat das geplante slavische Großösterreich vernichtet".

Unser Autor sieht in dem Krieg, den die Hofburg gegenwärtig führt, einen vollständigen Verzicht auf die ein volles halbes Jahrhundert von ihr befolgte Staatskunst. Munin faßt nämlich den Waffengang zwischen den Zentralmächten und Rußland als ein Ringen zwischen Germanentum und Slaventum um die Vorherrschaft auf. Wenn die österreichischen Alldeutschen gewußt hätten, meint er, daß es dazu kommen würde, hätten sie nicht blos innere, sondern auch äußere Politik getrieben, die ja zuletzt das Entscheidende sei. Insbesondere würden sie minder karg mit Geldbewilligungen gewesen sein: „Wenn die österreichische Armee heute nicht

soviel Gewehre und Kanonen besitzt als zur schnelleren Niederringung des Gegners nötig wären", sagt Munin mit einer überraschenden Wendung, „so ist dies indirekt die Schuld Deutschlands, das uns in Bezug auf rechtzeitige volle Aufklärung der drohenden Sachlage aufsitzen ließ . . . ."

Diese Anklage gegen das Deutsche Reich ist parador, aber im Grunde genommen nicht paradoxer als die Behauptung, daß die Machthaber in Oesterreich-Ungarn heute einen Kampf gegen das Slaventum führten. Es liegt auf der Hand, daß der Krieg von Slaven gegen Slaven, der gegenwärtig in Osteuropa tobt, nicht die Niederringung, sondern die Stärkung des österreichischen Slaventums zur notwendigen Folge haben muß. Das ist eine Wahrheit, die sich auch Munin immer wieder aufdrängt, obwohl er energisch bemüht ist, sich ihrer zu erwehren und nicht verstehen will: „daß die österreichische Regierung bis heute nur immer von einem Kampf für das angestammte Herrscherhaus, für die Erhaltung der einzelnen Nationen spricht, ohne nur irgend den wirklichen Grund unseres fürchterlichen Ringens, den Kampf des Deutschtums gegen das Slaventum zu erwähnen . . ."

Munin kennt die Gesinnung der Oesterreicher gut genug, um zu wissen, daß die Abneigung, mit der die deutschen Nationalisten seiner Farbe bisher dem Kaiserhaus entgegentraten, eine Empfindung, die heute nicht in Liebe umgeschlagen ist, sondern sich nur bis zur Gleichgiltigkeit gemildert hat, der Denkungsart des deutschredenden Volkes in der Monarchie keineswegs entspricht. Ingrimmig schimpft er auf die stumpfsinnige Masse, für die nur dynastische nicht nationale Fragen maßgebend sind. Die Dynastie stützt sich neben der ihr ganz ergebenen Armee auf die Kirche: „Diese unterzukriegen wird uns, solange die Habsburger herrschen, nie gelingen". Im Gegenteil, glaubt der Autor die Hilfe der „hohen und höchsten Kreise" nicht entbehren zu können, wenn die dem deutschen Nationalismus so unbequeme Einmischung der Geistlichkeit in die Politik jemals aufhören soll.

Wie gering die politische Befähigung der Partei ist, deren Zwecken die hier besprochene Flugschrift zu dienen die Aufgabe hat, geht besonders deutlich daraus hervor, daß der Verfasser keinen Widerspruch zu entdecken scheint zwischen seinen Beobachtungen über die Macht des monarchischen Gedankens in Oesterreich und seinem Ansinnen an die regierende Familie, dem Hause Hohenzollern die Hegemonie in einem förderativ zusammengefaßten Mitteleuropa zu übertragen. Diese „germanische" Politik wird von Munin seinen Landsleuten nicht etwa nur verblümt, sondern mit dürren Worten empfohlen. Der Autor hält es für ganz selbstverständlich, daß jeder Deutschösterreicher seine Denkweise haben muß, abweichende Meinungen vermag er sich kaum anders als aus Strebertum oder Bestechlichkeit zu erklären. Munins Unduldsamkeit entspringt nicht dem Bewußtsein der Macht, sondern dem Gefühl der Schwäche. Entschließt er sich doch, den niederschlagenden Satz zu Papier zu bringen: „Aus eigener Kraft können wir Deutschen uns in Oesterreich nicht mehr halten".

Da soll denn der Krieg helfen. Ohne jedes Bedenken fordert die Flugschrift aus dem österreichisch-alldeutschen Lager das Kabinet von Berlin auf, in Oesterreich zugunsten des Deutschtums oder dessen, was Munin dafür ausgibt, zu intervenieren. Die deutsche Regierung soll auf die österreichische drücken, damit diese sich folgenden Forderungen beugt: Zerschneidung der Doppelmonarchie in vier Staaten, Deutsch-Oesterreich, Ungarn, Serbokroatien, Ostgalizien. Westgalizien wird abgetreten und mit Preußisch- und Russisch-Polen zu einer Provinz Polen vereinigt, die sich Munin als gemeinsamen Besitz der Häuser Habsburg und Hohenzollern denkt. Ostgalizien umfaßt neben der Bukowina auch das Rußland abzunehmende Podolien. Zu Serbokroatien würde, wie der Name besagt, nicht nur das zu erobernde Serbien, sondern auch das von Ungarn losgelöste Kroatien gehören. Die tschechischen und slovenischen Landschaften bilden selbstverständlich unveräußerliche Bestandteile Deutsch-Oesterreichs. In dem Parlament dieses Staates werden Tschechen und Slovenen durch entsprechende Konstruktion des Wahlrechts niedergehalten. Um den Charakter Deutsch-Oesterreichs als eines Einheitsstaates noch schärfer hervortreten zu lassen, werden die Landtage der verschiedenen Kronländer abgeschafft, trotzdem sie den Nationalitäten ehrwürdig sind. Das historische Recht muß dem Interesse des Deutschtums weichen, denn Völker, die bestehen bleiben wollen, dürfen vor einer gewissen Brutalität nicht zurückscheuen, wenn es auch ganz gut ist, daß in Oesterreich nicht aus politischen Gründen deportiert wird wie in Rußland oder geköpft wie in China. Speziell: „dem böhmischen Landtag, diesem Vulkan Oesterreichs, ist keine Träne nachzuweinen; historische Sentimentalitäten sind jetzt nicht am Platze."

Daß ein Politiker, der so gesinnt ist, den seit der Regierungsperiode der Verfassungspartei allmählich abgestorbenen Gedanken der deutschen Staatssprache zu galvanisieren sucht, dürfte niemanden Wunder nehmen. Nur wird man doch einigermaßen über die Kraßheit betreten sein, mit der Munin zu Werke gehen möchte. Beispielsweise soll in dem deutsch-österreichischen Bundesland die Gerichtssprache von der zweiten Instanz an nur deutsch sein. In Parlament und Kreistagen (den höchsten Lokalparlamenten nach Wegfall der Landtage) darf nur deutsch geredet werden, der gesamte innere Verkehr der Behörden vollzieht sich in deutscher Sprache, in der auch alle öffentlichen Bücher und Protokolle geführt werden. Das Deutsche soll auch die ausschließliche Heeressprache sein. Um aber den deutschen Charakter des k. u. k. Heeres für die Zukunft zu verbürgen, bedarf es nach unserem Autor noch einer anderen sehr radikalen Maßregel. Oesterreichische und deutsche Garnisonen müssen ausgetauscht werden: „Ich habe hier .... speziell südslavische und tchechische Regimenter im Auge und bin überzeugt, daß der terroristischen Propaganda in diesen Ländern, die sich nicht so leicht ausrotten lassen wird, am besten auf diese Weise abgeholfen werden kann..... Ein dreijähriger Aufenthalt in Pommern oder Bayern dürfte selbst den aufgeregtesten südslavischen Fanatiker beruhigen..... Der

Endzweck, die vollkommenste Verbrüderung der beiden Armeen, ginge.. Hand in Hand mit der nationalen Propaganda, die ohne jede Aufdringlichkeit nur durch die bloße Anwesenheit deutscher Regimenter in slavischen Garnisonen hervorgerufen würde....."

Durch eine derartige Politik sich unterdrückt zu fühlen, haben nach der Behauptung Munins, der auch Diplomat zu sein versteht, die vernünftigen Tschechen keine Ursache. Ebensowenig die vernünftigen Slovenen, obwohl in den südlichen Bezirken des neuen deutsch-österreichischen Bundesstaates behördlicherseits eine energische Besiedlung mit Deutschen unternommen werden soll, um die dem Deutschtum entrissenen Gebiete diesem zurückzuerobern. Die vernünftigen Slaven in den Ländern, die ehemals zum deutschen Bunde gehörten, werden nach unserem Autor auch einverstanden damit sein, daß man nach dem Frieden nötigenfalls panslavistische Hetzer genau so behandelt, wie während des Krieges Hunderte von südslavischen und galizischen Pfaffen behandelt worden seien. Im übrigen möchte Munin nicht ohne Naivität die Habsburgische Dynastie, deren Unabhängigkeit nach außen hin zu bescheiden er sich vermißt, in den Dienst des alldeutschen Gedankens stellen. Wie das Herrscherhaus die Kapläne an die Kette legen soll, so erwartet der Verfasser auch, daß die Menge in den slavischen Landesteilen ihren nationalen Führern nicht folgen wird, wenn die Krone das Programm des Tetralismus annimmt: „Gewiß schießt der slavische Bauer aus keinem anderen Grunde als „weil es der Kaiser will."" Aber trotz des Gehorsams der Landleute gegen den Herrscher verzweifelt Munin daran, seine Reichsverfassung überall auf friedlichem Wege durchsetzen zu können. Wenigstens auf serbokroatischem Boden fürchtet er, werde es nicht gehen. „Trotzdem", so äußert er, „soll unser Verhältnis zu diesem Staat Bundesstaat und nicht Militärdiktatur heißen; es kommt in unserer empfindlichen Zeit nur auf die Worte an." Ebenso wie das Herrscherhaus und die Kirche müßte also auch die von slavischen Offizieren wimmelnde Armee der deutsch-nationalistischen Tendenz dienstbar werden, bevor das in zeitgemäße Gestalt reaktivierte Programm des berühmten Teutonenhäuptlings Schönerer der Verwirklichung zugeführt werden könnte.

Und dann würden immer noch die Ungarn übrig bleiben. Unser Autor macht wenig Aufhebens von ihrer zu erwartenden Opposition. Und doch mutet er ihnen außer der Abtretung Kroatiens noch zu, daß sie den Deutschungarn eine gewisse Sonderstellung im ungarischen Staate einräumen sollen. Hierzu kommt, daß die deutsche Diaspora in allen drei nichtdeutschen Bundesstaaten im Wiener Landtage vertreten sein soll. Schließlich tritt die Flugschrift für die Schaffung eines die ganze Monarchie repräsentierenden Reichsrats ein, dessen Wahlrecht so zu ordnen wäre, daß Deutschösterreich in ihm die Macht ausübe wie Preußen im Bundesrat des Deutschen Reichs.

Die Muninsche Broschüre, die höchstens in der Judenfrage den durch den Krieg veränderten Verhältnissen einige Konzessionen machen will, ist

eine lehrreiche Urkunde des maßlos überspannten nationalen Ehrgeizes, wie er bei allen Völkern der Donaumonarchie hervortritt. Denn die nichtdeutschen Nationalitäten sind genau so anspruchsvoll wie das Deutschtum. Welcher politischen Fehler auch sie in ihrem blinden Chauvinismus fähig sind, habe ich in der vorigen Politischen Korrespondenz an dem Beispiel des Verhaltens der galizischen Polen gegen die Ruthenen gezeigt. Der Krieg hat die Völkerschaften zwar dem Feinde gegenüber geeinigt, aber unter einander streiten sie sich, soweit es die Kriegsgesetze gestatten mit der alten Unversöhnlichkeit weiter. Was dieser Hader in der Vergangenheit der Monarchie geschadet hat, wird mit großer Anschaulichkeit auseinandergesetzt, in der vortrefflichen Abhandlung von Meisel und Spiethoff: „Oesterreichs Finanzen und der Krieg“. Hier heißt es über die innere Politik Oesterreichs: „Seit zwei Jahrzehnten bestand die Regierungsstaatskunst darin, die Arbeitsfähigkeit des Volkshauses durch kleine und große Geschenke an die Parteien aus der Tasche des Reichs zu erkaufen. Der Erfolg war eine große Steigerung der Ausgaben für unproduktive Zwecke zu Gunsten einzelner Nationalitäten und Länder. (Minister- und Beamtenernennungen, Wasserstraßen, Lokalbahnen, Subventionen). Die Regierung beschränkte sich darauf, für diese Geschenke die finanzielle Deckung zu beschaffen. So erhielt das Land eine Reihe von neuen Steuern und Steuererhöhungen, und alles in allem ist von 1902 bis 1914/15 eine Verdoppelung der Einnahmen von 1 Milliarde 730 Millionen Kronen auf 3 Milliarden 460 Millionen eingetreten.“ Diese Ausführungen von sachkundiger Seite widerlegen die erstaunliche Behauptung Munins, daß die deutsche Reichsregierung verantwortlich zu machen sei, wenn die österreichischen Parteien zu wenig für Militärzwecke bewilligt hätten. In Wahrheit hat das Abgeordnetenhaus in Wien sich gegenüber dem Kriegsminister so filzig gezeigt, weil die Milliarde 700 Millionen neuer Einnahmen zur Befriedigung der selbstsüchtigen Triebe gebraucht wurden, die durch die nationalpatriotischen Redensarten der österreichischen Parteien fadenscheinig bemäntelt werden.

Welche Zersetzung das nationalistische Parteitreiben in den Staatshaushalt und die Verwaltung Oesterreichs hineingetragen hat, dafür finden sich bei Meisel-Spiethoff die überzeugendsten Beweise. Nach dem Etat für 1913 machte der Personalaufwand von 1010 Millionen Kronen ein Drittel der gesamten Staatsausgaben aus. Meisel und Spiethoff erklären kurzweg, 300 Millionen könnten davon gestrichen werden: „Alle Kenner der österreichischen Verwaltung sind sich darüber einig, und jede Vergleichung mit einer noch nicht weit zurückliegenden Vergangenheit und mit deutschen Staaten bestätigt es, daß der Personalaufwand in unserer Monarchie ein unverhältnismäßig hoher ist. Oesterreich hat nicht nur einen Ueberfluß an Beamten, sondern jeder Einzelne ist gegenwärtig in Anbetracht der Staatsfinanzen auch reichlich bezahlt . . . Das überstürzte und unsachliche Anwachsen der Stellen ist das Ergebnis des nationalen Wettwerbs und der Nachgiebigkeit der Regierung gegenüber den Wünschen der

parlamentarischen nationalen Parteien. Man kann davon sprechen, daß diese die Versorgung möglichst vieler Angehöriger durch den Staat betreiben. . . . . . Für zahlreiche Amtsstellen gilt, daß der Dienst bei Ersetzung juristischer Beamter durch Schreibkräfte nicht nur verbilligt sondern auch verbessert würde . . . . . Hier überträgt sich der österreichische Charakterzug gemütlicher Lebensauffassung auf die öffentliche Verwaltung. Eine der traurigsten wenn auch menschlich zu erklärenden Erscheinungen der jüngsten Entwickelung der österreichischen Beamtenschaft ist, daß ihr Streben nach persönlichem Fortkommen eine zu große Rolle spielt. Die obersten Regierungsstellen geben diesem Drängen leider nach, und treten sie ihm einmal entgegen, so hilft der Abgeordnete, diesen Widerstand zu überwinden. Auch hier hat der nationale Wettbewerb schwer gesündigt."

Zu der Zeit, wo in Oesterreich noch das System der Privatbahnen herrschte, waren auf einem Bahnhof in Mähren 7 Beamte tätig; nach der Verstaatlichung der Bahn waren es unter dem Einflusse der Politik bald 42 geworden, obwohl sich der Verkehr nur um die Hälfte gehoben hatte. 17 juristische Beamte versahen Streckendienst. So steht es auf den Bahnhöfen, aber auch in der Zentralleitung der Bahnen ist die Anhäufung unnützer Beamter so groß, daß der Dienst dadurch nicht gefördert sondern gestört wird. Diese Mißbräuche herrschen in allen Zweigen der Verwaltung. Im österreichischen Ministerium des Innern werden jährlich 70 000 Akten bearbeitet, im preußischen 80 000. Trotzdem sind bei uns nur 35 Juristen angestellt gegen 135 in Oesterreich und 65 Kanzleibeamte gegen 250 in der österreichischen Monarchie. Auf jedes Aktenstück kommt im preußischen Staat eine Ausgabe an Gehalt von 7,50 Kronen, im österreichischen von 18,6!

Manus manum lavat! Beamtentum und Volksvertreterschaft arbeiten gemeinsam an der Pflege ihrer Berufs- und Parteiinteressen und schöpfen mit vereinten Kräften aus dem Staatsschatz wie das vor der konstitutionellen Aera die Feudalstände auch getan haben. Maria Theresia wurde es nicht leichter, Gelder für die Armee in genügender Menge bewilligt zu erhalten als Franz Josef. Das österreichische Wesen hat auch seine Vorzüge. Schon Maria Theresia rühmte ihrem Staat nach, daß er geringeren Zwang auf seine Angehörigen ausübe als der ihres furchtbaren Rivalen im Norden. Noch heute ist die Freiheit in Oesterreich größer als in Preußen. Dafür steht bei uns die Ordnung höher, wie das Buch von Meisel-Spiethof deutlich beweist. Auch in Preußen hat die Selbstsucht der mit parlamentarischer Macht bekleideten Sonderinteressen empfindliche Nachteile für das preußische Volk, zumal wenn sie mit dem Ehrgeiz einer gleichfalls von Fehlern nicht freien Bureaukratie einen Bund schließt. Immerhin herrscht in unserem Beamtentum eine straffe Zucht, der sich, wollend oder nicht, auch die Parlamentarier fügen müssen. So leicht kann es in einer finanzpolitischen Studie, die sich auf unsere engere Heimat bezieht, nicht vorkommen, daß von sehr kompetenten Beurteilern dem Beamtentum vorgehalten wird, die Etatstitel für Remunerationen, Aushilfen, Reisekosten und Diäten offen-

barten „überdeutlich“ die Neigung der Bureaukraten, sich vom Reichsrat geradezu exorbitante persönliche Zulagen und Nebeneinnahmen bewilligen zu lassen. Manus manum lavat: „Der Gedanke, für den Staat zu sparen, ist nicht nur der österreichischen Bevölkerung sondern auch der Verwaltung fremd geworden. Ja, man steht öffentlichen Mitteln geradezu mit dem Gefühl der Verantwortungslosigkeit gegenüber. Der gegenwärtig herrschende Grundsatz läuft nicht nur in persönlicher sondern auch in sachlicher Beziehung darauf hinaus, möglichst viel aus dem Staat herauszuziehen. Es sei nochmals auf den Reisekosten- und Diätenaufwand von 47,2 Millionen Kronen hingewiesen. Von unserem dahingemordeten Thronfolger rührt das Wort „Diätenschinderei“ her. Man kann mit demselben Recht von Subventionsschinderei sprechen. Kein Abgeordneter kann in seinen Wahlkreis zurückkehren, ohne ihm eine Bereicherung auf Kosten des Staats mitzubringen; einmal ist es eine Mittelschule, das andere Mal ein Amt (Bezirkshauptmannschaften, Steuerämter, Bezirksgerichte), einmal eine Lokalbahn, das andere Mal eine staatliche Anlage; der unwirtschaftliche Wasserstraßenbau vollends könnte Gegenstand einer eigenen Darstellung sein und ähnliches gilt von Hochschulgründungen.“

Die beiden Verfasser der Untersuchung über Oesterreichs Finanzen haben eine hohe Meinung von den Tugenden und Fähigkeiten des österreichischen Beamtentums, wenn sie auch in seiner Mitte eingerissene Unsitten freimütig tadeln. Die Geschichte gibt ihnen recht; die Bureaukratie Maria Theresias, Josefs, Bachs hat etwas geleistet. Zu einem erheblichen Teil ist es auch in der Gegenwart das Verdienst der nicht untüchtigen Verwaltung; wenn sich im österreichischen Volk eine respektable Wirtschafts- und Finanzkraft entwickelt hat. Meisel und Spiethoff urteilen, hoffentlich nicht zu optimistisch, daß die Vermehrung des Papiergeldes, die der Krieg mit sich bringe, nichts Beängstigendes habe. Ein großer Teil der österreichischen Staatsschuld findet Deckung durch das Anlagekapital der Staatsbahnen, die jetzt fast alle wichtigeren Linien umfassen. Allerdings bringen die Staatsbahnen Oesterreichs nicht wie die Preußens Ueberschüsse sondern erfordern im Gegenteil regelmäßige Zuwendungen aus dem Staatsschatz. Aber das liegt nach unseren Autoren weniger an den Fehlern nnd Sünden der österreichischen Eisenbahnpolitik als an gewissen natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, die sich nicht meistern ließen. Entscheidend für die geringeren finanziellen Resultate der österreichischen Staatsbahnen im Vergleich zu den preußischen ist die minder starke Entwickelung des Verkehrs in jenem Lande. Ebenso wie bezüglich des Papiergeldes huldigen Meisel und Spiethoff auch in der Frage der Eisenbahn-Finanzen einem vielleicht gewagten Optimismus. Sie urteilen: „Die . . . für die Erlangung reiner Ueberschüsse nötige Verkehrsdichte kann nur eine Frage der Zeit sein, und der nach dem Frieden zu erwartende große wirtschaftliche Aufschwung wird dieses Ziel erheblich näher rücken.“

Auch für die Untertanen anderer Länder als Oesterreich ist interessant, daß Meisel und Spiethoff die Einführung des Handelsmonopols für

Branntwein als eine recht empfehlenswerte ärarische Maßnahme ins Auge fassen. Auch verdient Beachtung, was unsere Autoren über das österreichische Tabakmonopol sagen. Sie nennen es eine segensreiche Erbschaft des alten Oesterreich. Seine Verwaltung halte an den guten Ueberlieferungen hinsichtlich der Ausbeutung dieser geradezu großartigen Einnahmequelle fest. Die österreichischen Raucher seien im Vergleich zu den deutschen nur wenig belastet, von denen anderer Monopolländer garnicht zu reden.

Die Einkommensteuer ist in Oesterreich erst 1898, im allgemeinen nach preußischem Muster, eingeführt worden. Meisel und Spiethoff beklagen sich bitter über die Steuermoral der Oesterreicher, die hinter der gleichfalls mangelhaften der Preußen noch zurückbleibe, weil in Oesterreich der Geist des Staats jener häßlichen Untugend förderlicher sei. Gerade auf fiskalischem Gebiet ist die Schattenseite der milden österreichischen Verwaltung, die dort zu Lande Schlamperei genannt wird, das Leben und Lebenlassen, immer sehr stark hervorgetreten, und diese Mißbräuche des feudalen und absolutistischen Oesterreich sind durch den Konstitutionalismus vielleicht noch gesteigert worden: „Auch bei der Einkommensteuer-Veranlagung hilft der geschäftige und einflußreiche Abgeordnete zugunsten seiner Wähler. Kämpfe gegen eine schärfere Veranlagung spielen hinüber in die Oeffentlichkeit, in die Zeitung und auf die Gasse. Ueber die Mittätigkeit der Steuerkommissionen aus den Kreisen der Steuerträger kann man selbst bei einer vorsichtigen Fassung des Urteils nicht sagen, daß sie die Wahrheit über die Tatsachen des Einkommens fördern. . . .“

Diese letzten Anklageworte erinnern uns an lebhafte Erörterungen, die unsere eigenen finanzpolitischen Zustände vor einer Reihe von Jahren hervorgerufen haben. Man würde sich auch in bezug auf Oesterreich wohl auf ein melancholisches Gott besser's beschränken müssen, wenn die Verfasser nicht zu Schluß dieses unerquicklichen Kapitels konstatierten, das Königreich Sachsen mit bloß einem Sechstel der österreichischen Bevölkerung ziehe aus der Einkommensteuer jährlich 70 Millionen Mark, 80 Millionen Kronen; da müsse es nach dem Kriege doch möglich sein, in Oesterreich nicht etwa 480 aber doch 200 Millionen Kronen zu erzielen. Das mag wirklich angehen, obwohl auf eine Verfeinerung der Steuersittlichkeit des Publikums sicher nicht zu rechnen ist und, wie die Flugschrift Munins zu beweisen scheint, noch weniger auf ein rasches und kräftiges Wachstum der die Sonderinteressen zugunsten des Staatswohls bei Seite stellenden Gesinnung bei den Parteien.

Eine der Hauptaufgaben österreichischer Staatskunst nach dem Frieden wird sein, die Einkünfte des Staats den Fingern der Parteien zu entreißen. Denn fast könnte man behaupten, daß die Tätigkeit dieser Liguen seit Jahrzehnten fast nur noch darin bestanden habe, zum Schaden der Allgemeinheit, den Inhalt des Staatsschatzes den eigenen Anhängern zuzuwenden. Das gilt von Deutschen wie von Slaven. Der fanatische Kultus, der von den Häuptlingen der Fraktionen mit den natürlich reinsten

Idealismus atmenden Parteiprogrammen getrieben wird, vermag in dieser schweren Zeit niemanden mehr zu täuschen. Also werden sich auch die Lenker des österreichischen Staatswesens nicht einschüchtern lassen dürfen, wenn Munin sie wütend fragt, ob denn die „Deutschen" weiter nichts sein sollten als im Frieden Stimmvieh, im Kriege Kanonenfutter: „Wir wollen ihnen unser Programm, das mit rotem Blut auf zuckende weiße Leiber geschrieben wurde, vorlegen, nicht handeln und feilschen, sondern fordern. Und sie müssen mit uns sein — denn wir scharren sonst unsere faulenden Todten aus ihren Massengräbern und schichten sie auf zu einem fürchterlichen Male, und was sie von uns nicht hören wollen, das werden dann die Herren aus blutleeren verzerrten Lippen vernehmen, den gräßlichsten Fluch, der je zu Gottes Himmel stieg."

Die österreichischen Minister kennen ihre Pappenheimer; keinem Mitgliede des Kabinetts werden jene schrecklichen Drohungen durch Mark und Bein gehen, aber mancher Inhaber eines Portefeuilles wird vielleicht doch bedauern, daß die Lage der Finanzen ihm schwerlich gestatten dürfte, die Manen der Gefallenen durch staatliche Zuwendungen für „völkische" Zwecke zu versöhnen. Hat doch diese allerdings kostspielige Methode zu regieren, früher die Abwicklung der Staatsgeschäfte oft sehr bequem gemacht. Nach dem Frieden jedoch wird die Not die Regierung dazu zwingen, an Stelle der Trinkgelderpolitik der Vergangenheit eine innere Staatskunst zu treiben, die einen größeren Zug hat.

Bekanntlich hat Oesterreich die Erbschaftssteuer für Deszendenten, und hier sind Meisel und Spiethoff hoffnungsvoll genug, blos durch eine Aenderung des Strafrechts den zwei bis dreifachen Ertrag des bisherigen Steueraufkommens vom beweglichen Vermögen erreichen zu wollen: „Von jeher," führen sie in lehrreicher Weise aus, „stellt sich nur das unbewegliche Nachlaßvermögen der Erbsteuer, während das bewegliche ganz oder zum größten Teil mit dem Erblasser verschwindet — wenigstens für die Steuerbehörde. Von dem Milliardenreichtum an Wertpapieren, den zuverlässige Quellen für Oesterreich nachweisen, erscheinen nur kleine Teile in den bekannten oder inventarisierten Verlassenschaften. Das Sparkassenbuch mit den Ersparnissen des kleinen Mannes und das Bankdepot des Rentners geht ohne Schwierigkeit unter Umgehung der Erbsteuer in die Hände des stillen Erben über. Man kann mit aller Bestimmtheit behaupten, daß sich nur ein kleiner Teil des beweglichen Erbvermögens freiwillig und ehrlich der Besteuerung stellt. In den übrigen Fällen geschieht es nur dann, wenn die Verhältnisse des Nachlasses oder des Erben dazu zwingen. . . ."

Ob wirklich das Stahlbad, daß das österreichische Volk heute nimmt, seinen politischen Charakter soweit kräftigen wird, daß ein scharfes Finanzstrafrecht zu Stande kommt? Allah weiß es besser! Volle 550 Mill Kronen jährliche Mehreinnahme, die Zinsen für 10 Milliarden Anleihen, vermag sich nach Meisel und Spiethoff der österreichische Staat ohne besondere Anstrengung zu verschaffen. Er braucht dazu bloß die Form der Erhebung bestehender

Abgaben zu reformieren und sie mäßig zu erhöhen, ferner jenes überflüssige Drittel des staatlichen Personalaufwandes zu streichen. Freilich, kann man die beiden Finanzwissenschaftler fragen, wie soll diese Reform an Haupt und Gliedern durch einen Reichsrat gehen, der, wie u. a. die Muninsche Flugschrift zu beweisen scheint, auch nach dem Frieden aufs Stärkste zerklüftet sein wird? Man denke nur an die unüberwindliche Opposition, auf die einst Crispi stieß, als er den Coterien in der italienischen Kammer eine Verwaltungsreform zumutete, die aus dem Budget des Königreichs Italien, nachdem das Parteitreiben es gleichfalls mit unnötigen Ausgaben überbürdet hatte, weit weniger strich als 300 Millionen.

Aber wie das Geld von den österreichischen Ministern auch einst gefunden werden möge — die Hauptsache bleibt, daß es da ist. Und in dieser Beziehung hegen Meisel und Spiethoff nicht den allergeringsten Zweifel. Kräftig angepackt, urteilen sie, kann die österreichische Steuerkraft noch weit mehr aufbringen als 250 Millionen per annum. Die Frage die gestellt werden muß, ist: „Ob der Staat allein aus eigener Kraft und ohne Kriegsentschädigung einen größeren Zinsenaufwand auf sich nehmen könnte. Wenn selbst unsere Freunde die Antwort bezüglich Oesterreich-Ungarns nur zaghaft bejahend geben, so dürfen wir ihnen das angesichts unserer Geschichte nicht verübeln. Eine umso kräftigere Bejahung können wir aber selbst auf Grund unserer volkswirtschaftlichen und staatsfinanziellen Erstarkung der jüngsten Vergangenheit erteilen. Zugleich ist hiermit die Frage beantwortet, wieweit die Monarchie befähigt ist, in der Zukunft eine größere Rüstuug zu beschaffen, die mehr als seither ihrer Volkskraft entspricht."

Nicht so gelehrt wie die Arbeit von Meisel — Spiethoff aber doch auch sehr belehrend ist die Broschüre des Chefredakteurs des Budapesti Napló Dr. Eduard Pályi über „Deutschland und Ungarn". Pályi ist ein klügerer und feinerer Mann als Munin, aber es steht leider so, daß er ebensowenig geneigt ist, die berechtigten Ansprüche der Nichtmagyaren in Ungarn anzuerkennen wie Munin die der Nichtdeutschen in Oesterreich. Er behauptet, die Ungarn hätten auf die Nationalitäten nur mit Phrasenkanonen geschossen; in Wahrheit sei ihnen kein Leid zugefügt worden: „Ohne jede Veranlassung kamen meine „sächsischen" und „schwäbischen" Brüder . . . nach Deutschland, um gegen uns zu klagen; einen wahren Grund hatten sie nicht. . . . Die Abgeordneten der siebenbürger Sachsen sind seit jeher Mitglieder der ungarischen Regierungspartei gewesen, die Gesetze haben sie also selbst gemacht und haben folglich kein Recht, gegen die eigenen Gesetze zu klagen. Und was die ungarischen „Schwaben" betrifft; sie haben bei den Wahlen stets zugunsten regierungsfreundlicher Kandidaten gestimmt. Gegen die Gesetze der von ihnen selbst gewählten Gesetzgeber zu protestieren hatten sie also auch kein Recht. . ."

Das sind ganz dieselben Sophismen, mit denen der Nationalismus unter den Magyaren von jeher seine Verirrungen zu bemänteln gesucht hat. Pályi stellt den Satz auf, den wohl nicht viele ungarländische Rumänen,

Slaven und Deutsche als eine aus der ungarischen Regierungspraxis richtig abgezogene Theorie anerkennen werden, der leitende Grundsatz des transleithanischen Konstitutionalismus sei, daß jeder sich wohl fühlen solle. Wie, um sich selber ad absurdum zu führen, fügt Pályi hinzu, der ungarische Ministerpräsident habe den Rumänen „jetzt versprochen", daß es ihnen ermöglicht werden solle, ihr Volkstum in Kirche und Staat voll zur Geltung zu bringen.

Ungarische und deutschösterreichische Nationalisten haben trotz der ernsten Lektion des Krieges nichts gelernt und nichts vergessen. Die Herrschaft der Deutschen in Oesterreich ist vor mehr als einem Menschenalter mit dem Amtsantritt des Grafen Taaffe zusammengebrochen und läßt sich heute unmöglich wiederherstellen. Das konstitutionelle Oesterreich ist ein national paritätischer Staat geworden und wird sich als solcher immer kräftiger entwickeln. Es klingt wie eine Geisterstimme aus einem politischen Beinhaus, wenn Pályi die Formel ausspricht: „Ungarn soll ein ungarischer Nationalstaat, Oesterreich ein Staat mit deutscher Hegemonie sein. . ."

Gewiß ist es in der Ordnung, daß Ungarn im Gegensatz zu Oesterreich, dessen Eigenart ein gewisses Maß von Föderalismus entspricht, seinen Charakter als Einheitsstaat behauptet. Die ungarländischen Nationalitäten sind damit auch ehrlich einverstanden; sie verlangen nur freie Bewegung innerhalb des Einheitsstaats. Umso bedauerlicher ist, daß ein begabter und offenbar auch wohlmeinender Mann wie Pályi sich so stellt, als ob sie nichts zu fordern hätten.

Angenehm berührt in der Pályischen Broschüre das unumwundene Eingeständnis: „Nur zu gut wissen wir, daß wir gegen den Panrussismus ohne die Habsburger Dynastie auch nicht einen Tag standzuhalten vermöchten; deshalb ist für uns die Treue zu den Habsburgern so wichtig wie das tägliche Brot". Allerdings wird die monarchische Ueberzeugung Pályis und seiner Gesinnungsgenossen ihres Wertes für die politische Friedensarbeit dadurch in ziemlich hohem Maße entkleidet, daß der Verfasser die Verfechter einer Realunion zwischen Ungarn und Oesterreich für unbewußte Feinde der Dynastie und der Doppelmonarchie erklärt. Er bricht in absichtlich verschwommen gehaltenen Redewendungen eine Lanze für die stufenweise durchzudrückende reine Personalunion. Daß seine Landsleute den Krieg dazu benutzen wollen, um für staatsrechtliche Prätentionen, deren Verwirklichung ihnen bisher mißlungen war, nunmehr die, wenn auch nur stillschweigende, Anerkennung Wiens zu erregen, beweist der folgende Satz: „Jetzt giebt es keine Fahnenfrage, aber die bereits 1903 versprochenen nationalen Farben und Wappen haben die ungarischen Truppen erst beim Kriegsausbruch und dann auch — als Geschenke des Publikums erhalten."

Es ist sehr merkwürdig, daß dieser ungarische Publizist, der nur ganz lockere staatsrechtliche Beziehungen zwischen den beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie bestehen zu lassen wünscht, Ungarn mit Oesterreich in

den deutschen Zollverein eintreten sehen möchte. Die praktischen Schwierigkeiten hofft er durch ein sehr anfechtbares System künstlicher Uebergangsmaßregeln beseitigen zu können. Natürlich kann von einem deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverein keine Rede sein. Allerdings muß um das Deutsche Reich und die Habsburgische Monarchie ein engeres volkswirtschaftliches Band geschlungen werden, als heute diese Gemeinwesen verknüpft. Aber es kann nur bestehen in einer Vorzugsbehandlung der ausgetauschten Waren, die über die anderen Ländern eingeräumte Meistbegünstigung noch hinausgeht. Wenn es gelänge, das skizzierte handelspolitische Staatensystem nach dem Orient zu erweitern, würde die Staatskunst Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ein grandioses und einem wahrhaft schöpferischen Geiste entsprungenes Werk zustande gebracht haben.

Pályi klagt über die Unreife der ungarischen Volkswirtschaft. Man bekommt in Budapest nur zähes Roastbeef zu essen, denn das gute Rindfleisch Ungarns wird nach Wien transportiert, und wenn der Ungar reinen Tokayer trinken will, muß er nach Berlin reisen und zu Kempinski gehen. Noch schlimmer ist, wenn in Budapest, der Hauptstadt eines Agrarlandes, Nahrung und Wohnung am teuersten in ganz Europa sind. Ungarn, so führt Pályi aus, ist zwar sehr reich an Naturschätzen, aber noch immer ganz arm an Kapital. Der zu hohen Zinsen stark verschuldete ungarische Landwirt vermag für Meliorationen so wenig zu tun, daß die Weizenproduktion Ungarns, das den besten Weizenboden der Welt besitzt, auf den Hektar berechnet, hinter der rumänischen zurückbleibt und die serbische nur wenig übertrifft. Dagegen ist in dem steinigen unfruchtbaren Norwegen der Durchschnittsertrag eines Hektars bedeutend höher als in der üppigen ungarischen Ebene. Ebenso in Irland, das als Ackerbauland wegen seiner übermäßigen Feuchtigkeit verrufen ist: „Unser Mais ist von der besten Qualität, Rumänien produziert aber pro Hektar 15% mehr. 75 Meterzentner Kartoffeln gibt das Hektar ungarischen Bodens, der Oesterreichs 100, Deutschlands 159, Belgiens 200 Meterzentner.“

In Wechselwirkung mit dieser ungenügenden Ausnutzung köstlicher Bodenwerte hat Ungarn, wie Pályi klagt, die höchsten Steuern in Europa und eine kolossale Answanderung, die fast ganz den Ländern der Stefanskrone dauernd verloren geht.

Nicht nur die Staatsschuld ist im Auslande untergebracht, sondern auch die Hypothekarschuld; dorthin fließen die Zinsen! „Wo sind nun noch die übrigen Schulden? Unsere Wechselschulden, die wir zwar bei den heimischen Banken und Sparkassen aufgenommen haben, welche selbst aber zumeist von Wien aus finanziert werden?“ Pályi gibt an, daß die von ungarischen Kreditinstituten besessenen und verwalteten Kapitalien einschließlich der Aktien noch keine anderthalb Milliarden Kronen ausmachen, gegen $12^1/_2$ Milliarde Staats- und Hypothekarschuld. Der Rest befindet sich in der Hand des Auslandes.

Hierbei darf freilich nicht übersehen werden, daß für die Ungarn Oesterreich „Ausland“ ist. Jener mächtige Rückhalt, den heute der österreichische Staat nach den Darlegungen bei Meisel-Spiethoff an der Kapitalkraft seiner Bürger hat, setzt sich größtenteils aus Schuldforderungen an Ungarn zusammen. Dieses Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit erscheint so unlösbar, daß Palyi eingesteht: „Ohne Oesterreichs Hülfe kann sich Ungarn nicht regenerieren.“ Mit dieser harten Tatsache scheint freilich Ungarns Streben nach einer staatlichen Selbständigkeit, die Oesterreich gegenüber nur durch die Gemeinsamkeit der Dynastie beschränkt wird, schlecht zu harmonieren. Die reine Personalunion zwischen den beiden Staaten würde wirtschaftlich wohl eher möglich sein, wenn Ungarns Landwirtschaft und Industrie erst eine höhere Stufe erklommen hätten. Hierzu soll nach dem Vorschlage Palyis der deutsche Geldmarkt Ungarn behilflich sein. Der Verfasser spricht sich dafür aus, daß zugleich mit dem mitteleuropäischen Zollverein in Ungarn, um „die hergebrachte Schuldenlast zu lindern“ vertragsgemäß ein deutsches Kreditinstitut mit 500 Millionen Mark Grundkapital ins Leben treten solle: „Die Bank würde ihre Anleihen zu 3% gewähren, Deutschland könnte aber seinen Kapitalisten ein größeres Zinseinkommen garantieren.“

Palyi behauptet, die Anregung zu diesem Gedanken von deutscher Seite empfangen zu haben. Das ist taktisch sehr fein gehandelt, denn gerade in Deutschland, keineswegs in Ungarn, dürften die Gegner seines Projekts zu suchen sein. Ich erwarte auch nicht, bei uns zu Lande das Widerstreben gegen die Palyische „Landwirtschafts- und Industriebank“, durch die Erklärung unseres Autors gemildert zu sehen: „daß wir auch die geschäftliche Verbindung mit Deutschland deshalb anstreben, weil wir den Weg suchen, auf dem die Herrschaft des sittlichen Bewußtseins in unserem Lande endgültig hergestellt werden kann.“ . . . Palyi gibt zu, daß in Ungarn seit 1867 immer vermittelst der Korruption regiert worden sei. Es handelt sich dabei um eine Fäulnis der öffentlichen Sitten, die offenbar noch viel schlimmer ist als die von Meisel-Spiethoff gegeißelte in Oesterreich. Palyi stellt sich so, als ob die Bestechung als Mittel, zu regieren in Ungarn jetzt der Vergangenheit angehöre; nur „endgültig“ solle die Herrschaft des sittlichen Bewußtseins noch durch die Hergabe von 500 Millonen deutschen Kapitals gesichert werden. Diese stilistische Wendung ist wiederum als taktisch sehr geschickt zu bezeichnen. Wir werden uns aber trotzdem erlauben, anzunehmen, daß folgende aus Palyis Feder geflossene meisterhafte Sittenschilderung auch für die Gegenwart noch wahr ist: „Langsam bildete sich in der ungarischen Gesellschaft eine unorganisierte geheime Gesellschaft aus; die der Panamisten. Sie erkennen einander, helfen, unterstützen einander, jedenfalls drängen sie mit vereinten Kräften einen jeden beiseite, der sich dem rollenden Wagen der Korruption in den Weg stellen will. Der ehrliche Mann kann sich keine Geltung verschaffen; er wird sogar gemeingefährlich. Die Leute sehen ein, daß man sich unterwerfen muß. Und

langsam zieht man sich zurück, oder man unterwirft sich. So wäre das Panama zum System geworden, nicht bloß geduldet, sondern förmlich zum Staatsprinzip erhoben. Da die ursprüngliche Quelle des Panamas das sogenannte Gesamtinteresse war, so hatten sich die Schamhaften eine Theorie zurecht gelegt, wonach öffentliche Ehre und private Ehre zwei völlig verschiedene Dinge seien. Im öffentlichen Leben reichen wir (für das Vaterland) auch einem unanständigen Menschen die Hand, als Privatpersonen sind wir jedoch korrekt. Die zwei Weltanschauungen zu überbrücken, war das Duellsystem berufen . . . Das Ende wäre gewesen, daß man ruhig Panamist sein könnte, vorausgesetzt, das man nur satisfaktionsfähig bleibt."

So sieht es in Ungarn aus. Pályi meint oder scheint zu meinen — er drückt sich öfter, wohl nicht ohne Absicht, unklar aus — daß die Korruption als Mittel, zu regieren in Ungarn so tief eingewurzelt sei, weil die ungarischen Ministerien, um die verhaßte Realunion des 67er Ausgleichs aufrechtzuerhalten das Ungartum hätten spalten und demoralisieren müssen. Allmählicher Uebergang zur reinen Personalunion mit Oesterreich, unter Fortsetzung der traditionellen höchstens leicht gemilderten Nationalitätenpolitik, dazu deutsches Geld ins Land — das ist Pályis Programm.

Demgegenüber gestatten wir uns, zu bemerken, daß man auch in Deutschland zu der wirtschaftlichen Zukunft des von der Natur so verschwenderisch bedachten Ungarn volles Vertrauen hat. In Oesterreich ist der Reichtum aktuell, in Ungarn potentiell. Aber Menschen sind es, die die Naturschätze heben. Um der Donaumonarchie den dringend erwünschten größeren Besitz an charaktervollen, dem wahren Fortschritt ergebenen Menschen zuzuführen, müssen die versteinerten nationalistischen Programme diesseits wie jenseits der Leitha durch lebensvollere, fruchtbarere Objekte des Parteikampfes ersetzt werden. Nur so ist in Oesterreich wie in Ungarn jene Herrschaft des sittlichen Bewußtseins herzustellen, nach der Männer wie Pályi sich sehnen. Der Nationalitätenstreit hält in Oesterreich die stille gemütliche, in Ungarn die turbulente, brutale Korruption aufrecht. Wenn in Oesterreich Germanentum und Slaventum, in Ungarn Magyarentum und „arische" Volksstämme zu einem vernünftigen Ausgleich gelangten, würden überall unter dem Szepter der Habsburger neu geborene sittliche Kräfte sich regen. Ungarn und Oesterreich bedarf deren fast noch mehr als der fremden Kapitalien, aber auch diese würden nur umso bereitwilliger in die Doppelmonarchie einwandern. Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Hedin, Sven. Ein Volk in Waffen. Preis M. 1,—. Leipzig. F. A. Brockhaus.
Die Heimat. Neue Kriegsgedichte. Preis 60 Pf. Jena. Eugen Diederichs Verlag.
Hellwig, A. Moderne Kriminalistik. Aus Natur- und Geisteswelt. Geb. M. 1,25. Leipzig. B. G. Teubner.
Hettner, Dr. Alfred. Geographische Zeitschrift, 20. Jahrg., XII. Heft. Leipzig. B. G. Teubner.
Jaffé, Edgar. Volkswirtschaft und Krieg. Preis 75 Pf. Tübingen 1915. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Jahrbuch der Angestelltenbewegung. 8. Jahrgang. Heft M. 1,50. Industriebeamten-Verlag G. m. b. H. 1914.
Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln 1914. Heft 1 u. 2. Cöln. M. du Mont-Schaubergschen Buchhandlung.
v. Kahler, Erich. Der vorige, der heutige und der künftige Feind. Preis 60 Pf. Heidelberg. Weiss'sche Universitätsbuchhandlung.
Der Kampf. Neue Gedichte aus dem Heiligen Krieg. Preis 60 Pf., geb. M. 1,20. Jena. Eugen Diederichs Verlag.
Klose, Walther. Die Fleischversorgung der Stadt München. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 139. Verlag von Duncker & Humblot. München u. Leipzig.
Körte, A. Die griechische Komödie. Aus Natur und Geisteswelt. Geb. M. 1,25 Leipzig. B. G. Teubner.
Konow, Sten. Die indische Frage. Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. Preis 50 Pf. Hamburg 1914. L. Friedrichsen.
Liszt, Franz von. Ein mitteleuropäischer Staatenverband. Preis 80 Pf. S. Hirzel in Leipzig.
Martin, Rudolf. Der Weltkrieg und sein Ende. Verlag Rudolf Martin. Berlin 1915.
Meisel u. Spiethoff. Oesterreichs Finanzen und der Krieg. Preis 80 Pf. München u. Leipzig. Duncker & Humblot.
Meyer, Eduard. Reich und Kultur der Chetiter. Preis M. 8,—, geb. M. 9,50. Berlin, Karl Curtius.
Meyer, Wilhelm. Gotteswort in eiserner Zeit. Lieferung 4. Preis M. 1,—. Marburg. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.
Montanus-Bücher. Herausgegeben von Walther Stein. Band I: Bismarck. Des eisernen Kanzlers Leben in annähernd 200 Bildern nebst einer Einführung. Preis M. 2,—. Hermann Montanus, Verlagsbuchhandlung. Siegen und Leipzig.
—„— Band II: Um Vaterland und Freiheit. Wirklichkeitsaufnahmen aus dem grossen Kriege nebst einer Einführung. Preis M. 2,—. Verlag wie oben.
Müller, Johannes. Reden über den Krieg. I. „Der Krieg als Schicksal und Erlebnis." Preis 50 Pf. München. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Niedner, Felix. Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. Preis M. 6,—, geb. M. 7,50. Jena Eugen Diederichs Verlag.
Niessen-Deiters, L. Krieg, Ausland, Deutschtum und Presse. Politische Flugschriften, Heft 27. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Preis 50 Pf. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.
Noack, Victor. Die Wehrkraft der Schweiz. Unterschiede zwischen Stadt und Land. Leipzig. F. C. W. Vogel.
Proeksch, Dr. A. Englische Politik und englischer Volksgeist. Preis 50 Pf. Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.
Rade, Martin. Dieser Krieg und das Christentum. Politische Flugschriften. 29. Heft. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.
Ressel, Wilh. Lieder aus dem Frieden und aus grosser Zeit. Dresden. Residenz-Verlag.
Ritter, Constantin. Platons Dialog Phaidros. Preis M. 2,40, geb. M. 3,—. Leipzig. Felix Meiner.
Rohrbach, Paul. Bismarck und wir. Preis M. 1.—. F. Bruckmann A.-G., München 1915.
Saager, Adolf. Die Frucht des Weltkrieges. Preis 80 Pf. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.
Scheler, Max. Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg. Preis M. 5,—, geb. M. 6,50. Verlag der weissen Bücher.
Schiefler, Gustav. Unsere kulturellen Verantwortungen nach dem Kriege. Preis 50 Pf. Hamburg 1914. L. Friedrichsen.
Schiemann, Dr. Th. Die letzten Etappen zum Weltkrieg. Preis M. 6,—. Berlin. Georg Reimer.
v. Schulze-Gaevernitz. Wirtschaftswissenschaft. Preis M. 1,—. München u. Leipzig. Duncker & Humblot.
Sering, Max. Die Ursachen und die weltgeschichtliche Bedeutung des Krieges. Deutsche Reden in schwerer Zeit. Heft 11. Preis 60 Pf. Carl Heymanns Verlag, Berlin.
Traub, Gottfried. Der Krieg und die Seele. Politische Flugschriften. Heft 4 Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.
Wenn es gilt fürs Vaterland. Ein Kriegsbüchlein für Studenten. Berlin 1915. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.
Walter, Hans. Irland und wir. Deutschlands Kampf — Irlands Hoffnung. Verlag von Arthur Hertz, München 1915

Was uns der Weltkrieg bringen muss, wenn der Friede ein dauernder sein soll. Von einem Deutschen. Verlag Oskar Born, Leipzig.
Die weissen Blätter. Eine Monatsschrift. Jahrgang 2. Einzelheft M. 2,—. Vierteljährlich M. 5,—. Leipzig 1915. Verlag der weissen Bücher.
Wendland. Die religiöse Entwicklung Schleiermachers. Preis M. 5,—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
White, A. D. Flat money inflation in France. How it came, what it brought and how it ended. Toronto 1914.
Windelband, Wilhelm. Präludien. Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte. Fünfte erweiterte Auflage. Band I, II, geh. M. 10,—, geb. M. 14,—. Tübingen. 1915. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Wilamowitz-Moellendorff. Reden aus der Kriegszeit. Preis 75 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung
Witzenhausen, Dr. A. und Prof. Dr. Kamp. Die gemeinnützige Milchversorgung in Deutschland. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 140. Verlag Duncker & Humblot, München-Leipzig.
Wolff. P., Oberst z. D. Heer und Flotte unserer Feinde sowie der übrigen fremden Mächte. Oldenburg, 1915. Gerhard Stelling.
Zimmer, Dr. Hans. Kaiser Wilhelm II. Preis M. 1,—. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
Zoepfl, Dr. Gottfried. Wirtschaftliche Forschung. Preis M. 1,20. Berlin. Carl Heymanns Verlag.

Bahr, Hermann. Kriegssegen. Der Gesamtertrag ist für die Kriegshilfskasse des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller bestimmt. Delphin-Verlag, München 1915.
Bierbaum, Otto, Julius. Die Haare der heiligen Fringilla. Langen's Markbücher, Band 8. Albert Langen, Verlag, München.
Blume, Wilhelm v. Durch Kampf zum Frieden. Tübinger Kriegsschriften, Heft 11. Der Militarismus. Tübingen, 1915.
Braun, Lily. Die Frauen und der Krieg. Zwischen Krieg und Frieden, Heft 17. S. Hirzel.
Bücher, Karl. Das städtische Beamtentum im Mittelalter. Preis 80 Pf. Leipzig. B. G. Teubner.
Bund, Hugo. Die Naturwissenschaft als Stützpunkt des religiösen Glaubens mit einem Wort zur Kantfrage. Berlin, 1915. Verlag Carl Hause.
Castell, Alexander. Das Fenster. Langen's Markbücher, Band 7. Albert Langen, Verlag, München.
Charmatz, Richard. Zarismus, Panslavismus, Krieg. Anzengruber Verlag, Brüder Suschitzky, Wien-Leipzig 1915.
Dehio, Georg. Kunsthistorische Aufsätze 5 Abbildungen im Text und 24 Tafeln. München-Berlin 1914. Verlag R. Oldenbourg.
Dietzgen Brevier für Naturmenschen. München Verlag der Dietzgenschen Philosophie.
Endell. Die Vermögensrechte des Königs von Preussen. Preis M. 1,20. Berlin, R. Trenkel.
Fassbender, Martin, Prof. Dr. So sollt ihr leben in der Kriegszeit. Ein Wort über zeitgemässe Volksernährung. Zur Massenverbreitung geeignet. 20 Pf., 50 Stück M. 7,50.
Feldmann, W. Deutschland, Polen und die russische Gefahr. Mit einem Vorwort von Dr. Alex Brückner. Verlag von Curtius, Berlin 1915.
Gaigalat. Dr. Die litauisch-baltische Frage. Preis 80 Pf. Berlin 1915. Verlag der Grenzboten.
Hauptmann, Carl, Aus dem grossen Kriege. Dramatische Szener. Verlag Kurt Wolff, Leipzig.
—„— Rübezahlbuch. Verlag Kurt Wolff, Leipzig 1915.
Hennig, Dr. Richard. Der Kampf um den Sueskanal. Politische Flugschriften. Heft 35. Herausgegeben von Ernst Jäck. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart-Berlin.
Hertz, Dr. Friedrich. Rasse und Kultur. Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1915.
Hindenburg, Paul von. Ein Lebensbild. Preis M. 1,—, geb. M. 2,—. Berlin. Schuster & Loeffler.
Kaindl, Raimund, Friedr. Deutsche Siedlung im Osten. Poitilsche Flugschriften, Hef 34. Herausgeg. von Ernst Jäck. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.
Kempner-Hochstädt. Die Knute. Schauspiel in vier Aufzügen. München u. Berlin 1914. Georg Müller.
Kühn, Joachim. Wie Lüttich dem Reiche verloren ging. Ein Rückblick auf die Reichsexekution von 1790-91. Auf Veranlassung Sr. Durchlaucht des Fürsten Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg, nach ungedruckten Akten aus dessen Archiv. Verlag Georg Stilke, Berlin 1915.
Lewicky, Dr. Eugen. Die Ukraine, der Lebensnerv Russlands. Politische Flugschriften, Heft 33. Herausgegeben von Ernst Jäck. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.
Literarischer Ratgeber des Dürerbundes. Herausgegeben von Avenarius. Georg D. Caldewey. München, 1915
Lieber, Paul. Ein Frauenwettstreit im Völkerkrieg, eine symbolische Urmelodie. Zu beziehen durch Buchdruckerei Heiligensetzer & Punzenmöller in Augsburg.
Losch, Hermann, J. Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens. Zwischen Krieg und Frieden, Heft 18. S. Hirzel in Leipzig.
Luckwaldt. Die Vorgeschichte des Krieges. Preis M. 1,50. Danzig, A. W. Kasemann G. m. b H.

Marbod, Johannes. Eine Frage. Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Preis 50 Pf. Berlin. Julius Springer.
Martens, Heinrich. Die Aggrarreformen in Irland, ihre Ursachen, ihre Durchführung und ihre Wirkungen. Staats- und wissenschaftliche Werke. Forschungen Heft 1.7. Herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering. Verlag von Duncker & Humblod, München und Leipzig, 1915.
Meinecke, Friedrich. Die deutsche Erhebung von 1914. Vorträge und Aufsätze. Preis M. 1,—. I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart u. Berlin, 1915.
Mertens, M. Historisches A B C-Buch. Preis M. 3,—. Berlin, Weidmann'sche Buchh.
Michaelis-Stangeland, Karin. Weiter leben! Preis M. 2,—, in Pappband M. 3,—. Verlag Albert Langen, München.
Misch, Georg. Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. Verlag Eugen Diederichs in Jena, 1914.
Mittwoch, Dr. Eugen. Deutschland und die Türkei und der heilige Krieg. Kriegsschriften des Kaiser Wilhelm-Dank, Heft 17. Preis 80 Pf.
Müsebeck, Ernst. Das Gewissen der deutschen Gegenwart C. M. Arndt. Preis 50 Pfg. Friedrich Andreas Perthes.
Oldenberg. Lehre der Upanistraden und die Anfänge des Buddhismus. Preis M. 9,—, geb. M. 10,—. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.
Peez. Alexander v. England und der Kontinent. Wien und Leipzig, 1915. Verlag Carl Fromme.
Rhazen, O. Die Beitragsentrichtung zur Angestelltenversicherung in ihren Beziehungen zum gegenwärtigen Kriege. Köln. Buchdruckerei M. du Mont, Schauberg, 1915.
Rotheit, Rudolf. Die Friedensbedingungen der deutschen Presse. Los von Reuter und Havas! Berlin, 1915. Puttkamer & Mühlbrecht.
Scattolini, Virgilio. Unsere Pflicht gegen Deutschland-Oesterreich hat recht. Ode an Kaiser Wilhelm II. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. M. Bütte. Georg Westermann, Braunschweig, Hamburg.
Schaukal, Richard. Standbilder und Denkmünzen 1914. Der ehernen Sonette zweite und dritte Reihe. Georg Müller, München 1915.
Scholz, Heinrich. Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens. Perthes Schriften zum Weltkrieg. 3. Preis 80 Pf. Friedrich Andneas Perthes, A.-A. Gotha 1915.
Schultze, Ernst. Was verbürgt den Sieg? Preis 80 Pf. Leipzig. S. Hirzel.
Schulze-Gaevernitz, G. v. Freie Meere! Politische Flugschriften, Heft 32. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin-Stuttgart.
Schwab-Felisch, Dr. Hildegard. Der Begriff der Warenqualität in der Sozialökonomik. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Heft 31. Karlsruhe i. B. Verlag C. Braun, 1915.
Sell, Sophie Charlotte v. Fürst Bismarcks Frau, ein Lebensbild. Ein stattlicher Geschenkband. Preis M. 8,—, in Leder geb. 15 M. Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.
Stern, Dr. Norbert. Die Weltpolitik der Weltmode. Politische Flugblätter Heft 30/31. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Preis M. 1,—.
Stieve, Friedrich. Deutschland vor der Welt. Delphin-Verlag. München, 1915.
Strecker, Karl. England im Spiegel der Kulturmenschheit. Preis geb. M. 2,—. München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Gott ist der Anfang alles Rechts.

Von

Landrichter R. Eberhard, Schwerin i. M.

Mich dünkt, wir sind einmal wieder an der Wende der Zeiten. Ein neues Leben steigt herauf. Schon vor dem Krieg begann es, und der Krieg wird es — wie wir hoffen — ganz zum Durchbruch bringen. Ist doch jeder wahrhafte Krieg — wie auch Bismarck bekannt hat — eins der elementaren Ereignisse, an denen die Wende der Zeiten offenbar wird.

Die dürren und weltverdrossenen Zeiten des Fin de siècle ebbten in den Jahren vor dem Kriege langsam ab. Der starre dogmatische Intellektualismus, wie er sich auf allen Gebieten, besonders in der Natur- und Rechtswissenschaft, aber auch in Kunst und Poesie, Religion und Philosophie, breit machte, trat langsam vom Ruder zurück. Der bornierten Scheuklappenwirtschaft des sogenannten Spezialistentums auf allen Gebieten der Wissenschaft sind wir gründlich überdrüssig geworden. Das Ursprüngliche, Schöpferische, Quellhafte im Menschen dringt durch Schutt, Staub und Hirngespinnste wieder an die Oberfläche. Ein gesteigertes Lebensgefühl rinnt durch alle — nicht nur durch unsere Feldgrauen da draußen, wie sie es vielfältig in ihren Briefen verkünden, sondern auch durch uns, die wir hier hinter der Front stehen und wirken. Ein neuer Geistesatem geht durch die Welt. Wissen wir auch nicht, „von wannen er kommt und wohin er fähret“, so „hören wir doch sein Sausen wohl“. So verkündet man denn wieder das Recht und die Kraft des Gemüts, man wagt wieder zu glauben und die Notwendigkeit des Glaubens zu bekennen, eines Glaubens, der da der tragende Grund des Lebens ist, der Berge versetzen kann, wie wir es jetzt im Kampf gegen eine Welt von Feinden erleben.

Das Gesetz der „Polarität“ (Goethe) oder des Kontrastes (Wundt) tritt einmal wieder in der Entwicklung der Menschheit zutage. Von ihm bekennt Wundt*): „Es ist eine von denkenden Historikern längst gemachte Bemerkung, daß sich in der geschichtlichen Entwicklung Perioden des Auf- und Niedergangs nicht nur, sondern auch der besonderen Richtung des geistigen Lebens zu folgen pflegen, die sich sowohl in dem Eindruck, den sie auf uns machen, wie in den objektiven Relationen, in denen sie zueinander stehen, derart verstärken, daß die folgende Phase jedesmal durch den Gegensatz zu der ihr vorangehenden gehoben wird. So hat, um nur auf Beispiele einer näheren Vergangenheit hinzuweisen, sichtlich unsere klassizistische Literatur ihr eigenartiges geistiges Gepräge beschaulicher Ruhe und Formenschönheit in nicht geringem Grade durch den Gegensatz zu der von starken Affekten erregten Sturm- und Drangperiode erhalten. Nicht minder ist die dem Kultus der Phantasie und einer poetisch verklärten Vergangenheit zugeneigte Romantik durch den Gegensatz zu der verstandesklaren, die Gegenwart als reiffste Frucht menschlicher Entwicklung betrachtenden Aufklärung beeinflußt worden.“ —

Solch eine neue Romantik steigt m. E. zurzeit wieder herauf aus verborgenen Quellen zu sieghaftem Leben, indessen nicht eine einfache Wiederholung jener Romantik vor hundert Jahren, sondern eine durch die ungeheuren Fortschritte der Erfahrungen des vergangenen Jahrhunderts geläuterte Romantik, eine Romantik, die gegenüber der Rationalisierung alles Denkens, Wollens und Fühlens in der letzten Vergangenheit einmal wieder ein helles, offenes Auge hat für die Welt des Irrationellen, das uns umbrandet wie ein weites und tiefes, nachtschwarzes Meer, darüber aus unendlichen Fernen ewige Sterne schimmern. Bei diesem völkerpsychologischen Gesetze der Polarität handelt es sich um „ein Aufsteigen im Bilde der Spirallinie, die bei jeder Kurve scheinbar wie im Kreise zum Anfang zurückkehrt, in der Tat aber jedesmal diesen Anfang auf einer höheren Stufe findet.“**)

Nach alledem aber sind wir jetzt in dieser gewaltigen Kriegszeit im Begriff, die neue Stufe der Geistes- und Menschheitsentwicklung zu erklimmen, und wir können nur hoffen und flehen, daß Gott auch weise und wahrhaft fromme Männer erstehen läßt, die in der schöpferischen Urkraft ihrer Seele das Wollen und Drängen in den

*) Einführung in die Psychologie.
**) Aus: W. H. Riehl „Religiöse Studien eines Weltkindes“.

Seelen ihrer Zeitgenossen intuitiv zu einem klaren Bilde, einer schöpferischen Idee zusammenfassen, und mit prophetischem Munde das, was sie im Innersten erschaut, unserem deutschen Volke verkünden. Wahrlich, es bedarf nur des göttlichen Funkens vom Himmel, um ganz Deutschland zu einem neuen Leben, einem neuen Geiste, einem neuen Glauben zu entflammen. Die Herzen sind geläutert im Feuer der Trübsal und des furchtbarsten Kampfes um Sein oder Nichtsein, sie schauen aus nach Trost, Licht und Kraft, sie sehnen und harren, das neue Evangelium zu hören und es mit Freuden zu empfangen. Und ohne solch neues Leben, solch neuen Geist, solch neuen Glauben, solch neues Evangelium ist — wie man wahrhaftig bekennen muß — alles, alles umsonst gewesen, ist alles Blut umsonst geflossen, sind alle Opfer umsonst gebracht. Darum glaube ich auch — und mit mir haben es schon viele draußen im Felde und hier in der Heimat bekannt —, daß ein ununterbrochener Siegeszug, wie es etwa 1870 gewesen ist, unserem Volke nicht zum Segen gereicht hätte. Nur ein mit schwersten Opfern unter Anspannung aller Kräfte erkaufter Sieg, nur ein Harren und Stillesein in Geduld und Hoffnung, nur ein treuestes Wirken und Schaffen eines jeden im Dienste der ihn überragenden Idee des Vaterlandes, der deutschen Heimat, des wahrhaften Menschentums, nur ein Sich-Beugen in Demut und Ehrfurcht vor dem, der da unerforschlich ist, der aber doch in unseres Herzens Grunde vernehmlich zu uns redet und sich Einfältigen und Weisen in gleicher Weise offenbart, alles dies und nichts sonst dient uns zum Heile, vermag dem neuen Leben zum Durchbruch zu verhelfen; nur wo diese Vorbedingungen sind — und gottlob sie fehlen nicht, sie werden sich, wie wir hoffen, noch fortdauernd mehr und mehr einstellen —, nur da findet der kommende Held, dessen wir harren, der Prophet und Lichtbringer, offene Ohren und Herzen, nur da kann er das Feuer entzünden, daß die alten Schlacken verbrennen, und das neue Leben — dem Vogel Phönix gleich — aus der Asche hervorbricht.

So aber wollen wir denn alle — ein jeder auf seinem Posten und an der ihm gestellten Aufgabe, wuchernd mit dem ihm anvertrauten Pfunde — getreulich die Hände regen und in Geduld, Hoffnung und Gottvertrauen wirken und schaffen, auf daß am Ende, wenn die Zeit da ist, uns Deutschen Sieg, Heil und Friede beschert wird, und daß wir dann als ein innerlich erneutes Volk wie vordem der Menschheit vorangehen, nicht als Beherrscher der Welt, wohl aber als Arbeiter und Lichtbringer für die Welt. Deutsch-

land, stark, frei und geistesmächtig, allzeit voran! Das soll dann die Losung sein.

Zu diesem Zwecke aber müssen wir daheim, wir hinter der Front einmal in uns gehen und uns auf unsere wahrhafte Aufgabe in der Kriegszeit besinnen, müssen uns über die besonderen Aufgaben, Zwecke und Ziele gerade unseres Berufs klar werden.

Das gilt für alle Berufsstände, das gilt vor allem auch für uns Juristen, seien wir nun Richter oder Rechtsanwälte, oder Staatsanwälte, oder mögen wir irgendeinen anderen Posten bekleiden. Ja, auch wir müssen ernstlich in uns gehen und prüfen, ob wir mit unserem Werk auf dem rechten Wege sind, ob wir frei sind von Schuld und Fehle. Und da kann es dann nicht ausbleiben, daß wir an unsere Brust schlagen und bekennen, auch wir haben vielfältig gefehlt, vieles versäumt, haben viel gut zu machen, daß wir dann aber auch geloben, es soll anders, es soll besser werden.

Wir haben gar zu oft das Wesen von Recht und Gerechtigkeit verkannt, haben uns in rabulistische Streitereien, blutleeren Formalismus, öden Präjudizienkultus verrannt, haben vielfältig unseren Beruf nicht als Dienst an unserem Volke, an der Menschheit erfaßt, haben oftmals vergessen, daß Recht niemals Selbstzweck ist, daß es vielmehr letzten Endes der Entfaltung von Freiheit, Sittlichkeit, Menschenwürde dient. — Sittlich sein heißt Mensch sein, und Freiheit ist „höchste Gesetzmäßigkeit", „Leben unmittelbar aus Gott" (Fichte). Wir hatten, einem einseitigen Intellektualismus in der Rechtspflege huldigend, das Recht seinem natürlichen Mutterboden entzogen und es zur künstlichen kränklichen Treibhauspflanze gemacht. Wir hatten ferner durch unsere eigenen Wortklaubereien und Streitereien, aber auch durch Vornehmtun, unseren Dünkel die Prozeßsucht, zu der wir Deutschen schon an und für sich geneigt sind, noch mehr großgezüchtet, hatten versäumt, dieser Prozeßsucht mit allen Mitteln und allen Kräften entgegenzutreten, indem wir wohl gelegentlich so einmal obenhin Vergleiche anregten und auch hin und wieder welche zustande brachten, aber indem wir vielfältig nicht unsere ganze Persönlichkeit einsetzten, nicht von Herz zu Herzen redeten, um die Unvernunft, die Böswilligkeit, die schlechten Instinkte, die uns in zahllosen Prozessen entgegentraten, niederzuringen, um dem guten Willen die Bahn frei zu machen. Durch all dies hatten wir den Gegensatz zwischen Volk und Recht, Richter und Laien noch klaffender gemacht, als er schon war. Und was

hier von den Richtern gesagt ist, gilt nicht minder von den Rechtsanwälten; auch sie ermangeln vielfältig des Ruhms und haben Grund, neue Bahnen einzuschlagen und sich auf das Wesen von Recht und Gerechtigkeit zu besinnen.

Aber auch die Freirechtsfanatiker, die Stürmer und Dränger, haben Grund, einmal in ihrem Stürmen und Drängen innezuhalten und sich zu stiller Selbstbesinnung zu sammeln. Aller schrankenloser Subjektivismus, aller Naturalismus („Rückkehr zur Natur, verbunden mit radikalem Bruch mit der Vergangenheit und Kampf gegen alle supernaturalistische Tendenz")*) hat auf die Dauer niemals der Menschheit zum Heile gereicht. Mag es auch mit allen Krisen der geschichtlichen Entwicklung notwendig verbunden sein, daß Fanatiker auftreten und mit Keulenschlägen die Geister aufrütteln und wie ein Sturmwind durch die dürren Blätter fahren, so liegen doch im Fanatismus keine aufbauenden, positiv wirkenden Kräfte, und so muß denn am Ende aller Fanatismus überwunden werden, damit die neuen Lebenskräfte aufsteigen und wirken können. Denn alles Werden ist ein organisches und wächst aus dem früheren Zustand hervor, wie die Blüte aus der Knospe. Ein Ueberbordwerfen der Rechtserfahrungen von ungezählten Jahrhunderten vor uns, wie sie etwa unserem BGB. — trotz aller seiner Mängel — zugrunde liegen, eine reine Interessenjurisprudenz, die gefühlsmäßig jeder Schattierung des einzelnen Falles, oder mit einer sogenannten „naturwissenschaftlichen" Beobachtung der Wirklichkeit dem einzelnen Streitfalle gerecht werden will, würde zu einer grenzenlosen Verwilderung, zu einer ungeheuren Rechtsunsicherheit, zu brutaler Willkür führen. Nein, beim Subjektivismus, Naturalismus, Fanatismus darf die Jurisprudenz nicht in die Schule gehen, und die in dieser Richtung sich bewegende Schrift von Bozi, „Die Weltanschauung der Jurisprudenz", ist m. E. noch nicht das neue Evangelium für die kommenden Juristengeschlechter, noch viel weniger sind es allerdings m. E. die Schriften von E. Fuchs, wie „Die Gemeinschädlichkeit der konstruktiven Jurisprudenz". Diese und ähnliche Schriften haben nur die Bedeutung von Wegbereitern, die dem Neuen, was da werden und kommen will, die Bahn frei machen, gleichwie die Frühlingsstürme daherbrausen, um dem neuen Leben Tür und Tor zu öffnen und ihm dem Weg zu bereiten.

---

*) Vergl. O. Külpe: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland, IV. Abschnitt „Der Naturalismus".

Wir müssen wieder zu den Quellen des Lebens hinuntersteigen, müssen wieder die Augen der Seele öffnen und ahnenden Herzens schauen in die Tiefen des Unerforschlichen, Tiefen, in die kein Verstand hinabreicht, Tiefen, oder besser Höhen, wohin die zu schauen vermögen, „die reines Herzens sind", wie denn Goethe in seinen Wanderjahren bekennt: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir von Gott erbitten sollen". Ja, große Gedanken und reine Herzen — so hoffen wir — reifen jetzt in der Kriegszeit. Der Verstand beugt sich in Demut und Ehrfurcht vor der unerforschlichen Macht, deren gewaltiges Wirken wir jetzt in der Kriegszeit verspüren. Die Herzen werden geläutert im Feuer der Trübsal. Die Blicke werden hell und schauen über allen Schein und alle Nichtigkeiten hinein ins Wesen der Dinge. Die Augen gehen uns auf für den Sinn des Lebens und für die „Bestimmung des Menschen" (Fichte). So gilt es denn auch für uns Juristen: In Recht und Gericht das Walten einer höheren, alles Wissen und Verstehen überragenden Macht ahnend zu erkennen, einer Macht, die, über alle Individuen hinausgreifend, Völker- und Menschenschicksale lenkt wie die Wasserbäche, die ihren Weg durch die Geschichte hindurchwandelt in der Richtung auf ein ewiges Ziel, die den Einzelnen, die Völker, ja die Menschen zu jeder Zeit und an jedem Ort vor ihre besonderen Aufgaben, ihre besonderen Etappenziele stellt und sie so auf ihrem besonderen Wege zu dem einen ewigen, unaussprechlichen Ziel, in dem sich Anfang, Mitte und Ende die Hände reichen, führt, einer Macht, die auch mit jedem einzelnen Menschen ihr Besonderes vorhat, und will, daß die in ihn hineingelegten Kräfte zur Entfaltung, die ihm gesetzten besonderen Ziele zur Verwirklichung kommen, einer Macht, der wir alle — jeder auf seine Weise — zu dienen haben, und — wenn auch vielfältig in übergroßer Schwachheit, ja am Ende auch gegen unseren Willen — tatsächlich dienen. Der „Ewig Ungenannte" ist diese Macht, Er, den wir in „unseres Busens Reine zu enträtseln suchen", den wir mit stammelnden Lippen „Gott" nennen, auf menschliche Weise ihn ahnend in der Steigerung und Vollendung dessen, was uns als das Höchste, Beste, Edelste, Herrlichste, Gewaltigste, Klarste und Reinste voranleuchtet, nach dem wir uns strecken in der unaussprechlichen Sehnsucht unseres Herzens, nach dem wir seufzend verlangen in dem Gefühl unserer eigenen Schwachheit und Unvollkommenheit, von dem wir glauben und vertrauen, daß Er unserer Schwachheit aufhilft und alles — auch Not und Tod, Unrecht und

Gewalttat, Hader und Streit, Krieg und Blutvergießen — zum Besten zu wenden vermag und zum guten Ende hinausführt. —

Welcher Jurist Augen, Ohren und Herz also einstellt, der wird seine Aufgaben als Richter, Anwalt oder wo er sonst steht, recht erfüllen, von dem werden Segensströme für unser Volk ausgehen, ja — da alles was wirkt, in alle Zeiten und alle Weiten ewig weiter wirkt — auch für die Menschheit, der wird wieder aller Welt vor Augen stellen die Wahrheit jenes alten deutschen Rechtssprichworts:

„Gott ist der Anfang alles Rechts."

Eine neue Einführung in die philosophischen Studien.

Von

Prof. Dr. Arthur Drews, Karlsruhe-Rüppurr.

Windelband: „Einleitung in die Philosophie". Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

„Die Einleitung in die Philosophie", sagt der Verfasser von seinem Werke, „die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, soll die Gesamtheit der philosophischen Probleme und der Richtungen ihrer Lösungsversuche aus einem einheitlichen Grundgedanken entwickeln: sie sieht ihre Aufgabe lediglich in der Anregung zu lebendigem Mitdenken der großen Rätsel des Lebens. Aber sie will auch nicht als Einführung in ein besonderes System der Philosophie gelten, sondern den weitesten Blick auf alle Möglichkeiten der gedanklichen Entscheidung eröffnen. Daß dieser Darstellung eine bestimmte eigene Stellungnahme des Verfassers zugrunde liegt, versteht sich von selbst und wird von dem Kundigen leicht herausgefühlt werden: aber sie soll sich nicht vordrängen und die Gerechtigkeit in der Abwägung der verschiedenen Denkmotive nicht trüben."

Daß ein Philosoph, wie Windelband, diese Aufgabe, die er sich gestellt, im allgemeinen vortrefflich gelöst hat, bedarf wohl keiner Bestätigung. Unter den mannigfachen Behandlungen desselben Gegenstandes, die wir besitzen, nimmt seine „Einleitung" neben derjenigen von Külpe unzweifelhaft die erste Stelle ein. Sie übertrifft durch die Schönheit und Klarheit ihrer Darstellung auch das liebenswürdige, aber oberflächliche Werk von Paulsen. Gegenüber der wesentlich historisch orientierten „Einleitung" von Wundt, deren „wenig tiefgehende Auffassungen der Geschichte der Philosophie" und überraschend unergiebig" ausgefallene schematische Uebersichten r die sog. philosophischen Richtungen Windelband mit Recht zu-

rückweist, sucht er selbst, die einzelnen philosophischen Disziplinen organisch aus einem gestaltenden Grundprinzip heraus zu entwickeln. Dabei gliedert sich ihm der Stoff in Probleme des Wissens und Probleme des Lebens, in Seinsfragen und Wertfragen oder axiologische Probleme, wobei unter den ersteren die theoretischen Probleme „entischer" Art (Wesen und Erscheinung, Substanz, Quantität und Qualität der Wirklichkeit) und genetischer Art (das Geschehen, die Kausalität, Mechanismus und Teleologie, das psychophysische Geschehen) nebst den noëtischen (erkenntnistheoretischen) Problemen (die Wahrheit, die Geltung der Erkenntnis, der Gegenstand der Erkenntnis) behandelt werden, während unter den letzteren die moralischen, ästhetischen und religiösen Probleme zur Sprache kommen.

Um nur einiges aus dem reichen Inhalt des Ganzen hervorzuheben, so möchte ich meinerseits nicht zugeben, daß die Kategorie der Inhärenz die „erste aller Kategorien, die konstituierende Grundform unserer gesamten Weltvorstellung" bildet, indem sie es ist, „welche zunächst und zumeist den Vorstellungsinhalt objektiviert, projiziert und externalisiert, d. h. als eine bestehende Wirklichkeit betrachten läßt." Die Kategorie der Inhärenz kann, wie dies unter anderen Kant behauptet, von rein subjektiver Geltung sein, sich lediglich auf unsern Vorstellungsinhalt als solchen beziehen und also damit auch keine Wirklichkeit im realistischen Sinne des Wortes begründen. Dies tut vielmehr erst die Kategorie der Kausalität in Gemeinschaft mit derjenigen der Räumlichkeit; sie ist es, die den Vorstellungsinhalt (die Empfindung als Wirkung eines außerhalb des Bewußtseins befindlichen „Dinges an sich", der eigentlichen, von mir verschiedenen Wirklichkeit auffaßt, die sodann die Kategorie der Räumlichkeit in einen transzendenten Raum hinausverlegt und damit die Vorstellung einer Wirklichkeit im Gegensatz zur bloßen Vorstellungswelt begründet. Die Inhärenz ist aber auch nicht „die allgemeinste Form unseres seine Eindrücke verarbeitenden Intellekts", sondern muß diese Bedeutung an die Relation abgeben. Diese ist die wahre „Urkategorie", auf welcher der von Windelband hervorgehobene „synthetische Grundcharakter" des Bewußtseins beruht, „welches immer irgendeine Mannigfaltigkeit des Inhalts durch irgendeine Form zur Einheit zusammenfaßt" oder genauer *zusammengefaßt darbietet*, da die Anwendung der Kategorien selbst sich vor und hinter unserm Bewußtsein vollzieht, das letztere somit keine primäre, sondern eine bloß sekundäre Einheit darstellt. Zu rügen ist auch der falsche Gebrauch des Ausdrucks „Ding an

sich", das Windelband mit Schopenhauer für das durch keine Eigenschaft mehr zu bestimmende Substrat der Eigenschaften, d. h. für die Substanz, verwendet, während er von Rechts wegen nur die bewußtseinstranszendente Ursache des Bewußtseins oder das der Vorstellung zugrunde liegende Reale bezeichnet, also ein rein erkenntnistheoretischer aber kein metaphysischer Begriff ist.

Bei der Erörterung des Seelenproblems sind Windelbands Auslassungen über das Unbewußte von besonderem Interesse. Leider hält er auch hier ebensowenig, wie in seiner Akademierede über „Die Hypothese des Unbewußten" (vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 158, Heft 3, Seite 392—404), die verschiedenen Bedeutungen dieses Begriffes, wie Hartmann sie dargelegt hat, auseinander und weiß daher trotz mancher Zugeständnisse im einzelnen im ganzen mit diesem Begriffe nicht viel anzufangen. Seine Darstellung auf S. 132 f. erweckt den Anschein, als ob Hartmann Körperlichkeit und Bewußtsein oder Physisches und Psychisches als gleichberechtigte Attribute der unbewußten Substanz auffaßte. In Wahrheit jedoch betrachtet er das Physische als eine objektiv reale Erscheinung der unbewußt seelischen Funktion in ihrer Doppelseitigkeit als Wille und Vorstellung, das Psychische in der Form des Bewußtseins gar nur als eine sekundäre, bloß zuständliche und passive Erscheinung jenes Physischen, das erst auf Grund der Kollisionen der verschiedenen Funktionen unter einander hervorgeht, während Wille und Idee die Attribute des Unbewußten darstellen, eine rein monistische Auffassungsweise, die von Windelbands Einwürfen gegen die letztere nicht getroffen wird.

Von der Psychologie aus erblickt Windelband „nur" (?) zwei Richtungen, in denen ihm die Annahme des Unbewußten „unvermeidlich" erscheint, nämlich einerseits in dem Zustande der erinnerbaren Vorstellungsinhalts, der nicht bewußt ist und auch nicht nichts sein kann, dabei aber als physische Spur im Gehirn niemals so zu denken ist, daß daraus die Reproduktion der Vorstellungen zu begreifen wäre, und andererseits in den Willensentscheidungen und Gefühlszuständen ohne bewußte Motive, bei denen wir in ausgedehntem Maße Selbsttäuschungen über unsere eigenen Gefühle und Absichten ausgesetzt sind. Ja, er meint, da so die Annahme eines „Zwischenreichs" (?) des Unbewußten psychologisch nahe gelegt ist, so könne sie „mit der nötigen Vorsicht" auch auf dem naturphilosophischen oder metaphysischen Felde in Betracht gezogen werden. „Wenn die organische Zweckmäßigkeit die Annahme von Bedingungen

erforderlich macht, bei denen es nicht ausreicht, sie als physisch zu denken, und die doch, so weit unser Wissen reicht, nicht bewußte Prozesse darstellen, so läßt das die Annahme unbewußt zwecktätiger Potenzen erlaubt erscheinen, mag man sie als Lebenskraft, als Entelechien, als Dominanten oder sonstwie bezeichnen. Nur muß man sich deutlich machen, daß von beiden Seiten her gleichmäßig das Unbewußte nur ein Name für etwas ist, was nach psychischer Analogie angenommen wird, ohne daß irgend jemand sagen kann, was es, abgesehen von dieser Analogiebezeichnung, an sich selber ist, — schließlich also doch nur ein Wort für ein sachlich ungelöstes Problem." Hierzu ist zu sagen, daß, wenn wir aus psychologischen Gründen genötigt sind, die unbewußte Zwecktätigkeit in Wille und Vorstellung zu zerlegen, ja, wenn sich herausstellt, daß der Wille als solcher überhaupt nicht im Bewußtsein vorkommt und die bewußte Vorstellung nur ein sekundäres Produkt aus bewußten Empfindungen unter Zuhilfenahme unbewußter und vorbewußter Kategorien darstellt, das Unbewußte doch nicht so unbestimmbar ist, wie Windelband es hinstellt. Wir können uns auch die Kategorien und ihre Wirksamkeit nur analogisch, nach Maßgabe unseres Bewußtseinsinhalts vorstellen. Soll also das Unbewußte nur ein „Wort für ein sachlich ungelöstes Problem" sein, so trifft derselbe Vorwurf auch die Kategorie ganz in derselben Weise, ohne daß Windelband selbst hieran irgendwelchen Anstoß nähme. Im übrigen wollen wir uns über die Zugeständnisse freuen, die dieser dem viel geschmähten Begriffe des Unbewußten macht. Wissenschaftliche Fragen sind ja zum guten Teile bloße Machtfragen. Es ist zu hoffen, daß in Zukunft nunmehr auch die offizielle Philosophie sich mehr um das Unbewußte bekümmern wird, nachdem ein Windelband diesen Begriff als einen wissenschaftlich „erlaubten" anerkannt hat. Als gänzlich verfehlt muß nur der Ausdruck des Unbewußten als eines „Zwischenreiches" zwischen der Körperwelt und der Bewußtseinswelt zurückgewiesen werden. Bei Hartmann wenigstens handelt es sich nicht um ein „Zwischenreich", sondern, wie schon angedeutet wurde, um ein Reich seelischer Funktionen (nicht Zustände!), das vor und hinter der Körperwelt und dem Bewußtsein liegt, und von welcher das letztere ebenso getragen und bestimmt wird, wie die Körperwelt nur die objektiv reale Erscheinung der unbewußt seelischen Wirksamkeit darstellt. So angesehen, drängt in der Tat, wie Windelband zugibt, auch die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib auf die Hypothese des Unbewußten hin,

während das Unbewußte, das Windelband zur Durchführung des psychophysischen Parallelismus postuliert, nur ein bloß relativ Unbewußtes im Sinne eines Bewußtseins niederer Individualitätsstufen des Organismus ist und als solches freilich zur Lösung des Problems nichts beizutragen vermag.

Wenden wir uns zu Windelbands Behandlung der erkenntnistheoretischen Probleme, so ist es nicht ohne Mißlichkeit, daß diese erst an so später Stelle zur Sprache gelangen, da doch die ganze bisherige Erörterung die hier gewonnenen Resultate schon voraussetzt und zahlreiche Wendungen und Ausdrücke im Vorangegangenen erst durch den erkenntnistheoretischen Standpunkt Windelbands völlig verständlich werden, anderes jetzt einen gänzlich neuen Sinn erhält. Unter Zurückweisung jedes transzendenten Wahrheitsbegriffs, wonach das erkennende Bewußtsein einem Wirklichen gegenübersteht, das seinen Gegenstand bildet, eine Auffassung, die Windelband als „naiv" (!) bezeichnet, vertritt er selbst den von ihm sog. Standpunkt des Kritizismus oder der transzendentalen Methode. Nach ihr besteht der „Gegenstand des Bewußtseins" in der Synthesis, in der zur Einheit geformten Mannigfaltigkeit seiner Elemente und wird damit zu etwas Selbständigem, woran sich die Bewegung der Vorstellungen weiter entwickeln kann. Die ganze erkenntnistheoretische Frage läuft demnach bloß darauf hinaus, unter welchen Bedingungen die synthetische Einheit des Mannigfaltigen den Wert einer Erkenntnis besitzt; und die Antwort hierauf lautet, daß dies nur der Fall ist, wenn die Art der Verknüpfung sachlich in den Elementen selbst begründet und eben damit als Norm für jede individuelle Art des Vollzugs der Synthesis anzusehen ist. „Nur wenn wir die Elemente in einem Zusammenhange denken, der ihnen sachlich zukommt, nur dann ist der Begriff, den der Mensch denkt, eine Erkenntnis des Gegenstandes. Gegenständlichkeit des Denkens ist somit sachliche Notwendigkeit." Sofern die Elemente, die in unsern Gegenstand als Bestandteile eintreten, immer noch in zahllosen andern Beziehungen stehen, die in die Enge unseres Bewußtseins nicht eingehen, insofern machen wir selbst die Gegenstände. „Aber sie sind deshalb nicht etwas anderes als die Wirklichkeit, nicht die uns bekannte Erscheinung eines unbekannten Dinges an sich, sondern eben nur ein Stück der Realität, ein Stück, welches als solches wirklich ist, aber niemals für die ganze Wirklichkeit selbst gelten darf. Nicht nur seine Bestandteile, sondern auch die Formen, in denen sich diese zu Gegenständen zusammenschließen, stecken in der Wirklichkeit selbst.

Darin und darin allein besteht die Wahrheit unserer Erkenntnis, daß wir darin Gegenstände erzeugen, die nach Inhalt und Form in der Tat zur Realität gehören und doch eben in ihrer Ausgewählt- und Geordnetheit als neue Gebilde daraus hervorwachsen."

Es ist nicht leicht, diese Auffassung zu verstehen, noch schwerer, ihr seine Zustimmung zu erteilen. Wird nämlich unter „Realität" das Sein unseres eigenen empirischen Bewußtseinsinhalts verstanden, so ist gegen die Behauptung nichts einzuwenden, daß wir die „Gegenstände" dieser „Wirklichkeit" selbst erzeugen, daß also der „Gegenstand unseres Bewußtseins" auf einer Synthesis gegebener Elemente (vermittelst der Kategorien) beruht. Allein daß der Gegenstand unseres Bewußtseins (unser Bewußtseinsinhalt) als solcher selbst der „Gegenstand unserer Erkenntnis" (die eigentliche und einzige Wirklichkeit) sei, daß also Bewußt-Sein und Sein im Erkennen in eins zusammenfallen und wir die Wirklichkeit unmittelbar als solche erkennen, das ist die Behauptung des mit Recht sogenannten naiven Realismus, die dadurch an ihrer Naivität nichts einbüßt, daß Windelband den Ausdruck „Bewußtsein" in einem doppelten Sinne nimmt, darunter ebensowohl den Inhalt des empirischen, wie denjenigen des sogenannten „Bewußtseins überhaupt" versteht und beide verschiedene Auffassungen auch bei ihm, wie bei allen Vertretern des transzendentalen Idealismus ineinander schillern. Die Wirklichkeit, mit der wir es beim Erkennen unmittelbar zu tun haben, ist allerdings eine von uns selbst erzeugte Wirklichkeit. Aber sie ist dies nicht als eine willkürlich von uns hervorgebrachte, sondern als eine solche, zu deren Erzeugung wir durch eine von uns selbst verschiedene, außerhalb unseres Bewußtseins vorhandene Wirklichkeit von „Dingen an sich" genötigt sind, und deren Beschaffenheit in allen Einzelheiten durch jene bewußtseinstranszendente Wirklichkeit bestimmt ist. Oder woher stammen jene „Elemente", die auch nach Windelband das Material der synthetischen Verknüpfung bilden und die doch wohl nichts anderes als unsere eigenen Empfindungen sein können? Sie stammen, antwortet Windelband, niemals aus der Bewußtseinseinheit selbst, sondern „gehören als Teile der großen Gesamtsumme des Wirklichen an." Dann aber sind sie eben entweder für sich existierende Dinge an sich, die auf uns einwirken und uns dadurch das Material der Synthesis in der Form von subjektiven Empfindungen liefern, oder aber, falls sie selbst Empfindungen sind, so doch nicht solche des empirischen Bewußtseins, sondern vielmehr des „Bewußtseins überhaupt" und können, wenn sie als Inhalte ins empirische Be-

wußtsein eingehen, um dadurch für „die Wirklichkeit" erklärt werden, daß man das empirische mit dem absoluten Bewußtsein identisch setzt. Solange der Inhalt des „Bewußtseins überhaupt" nicht mein Inhalt, nicht Gegenstand des empirischen Bewußtseins ist, verhält er sich zu diesem als Ding an sich. Wird dieses Ding zum Gegenstande der „Erkenntnis", so ist es doch, als Gegenstand meines Bewußtseins oder als meine Vorstellung, etwas anderes als das Ding an sich, nämlich der bloße subjektive Repräsentant des letzteren, dessen „Wahrheit" einzig und allein auf der Geltung derselben Verknüpfungsformen für den Inhalt des Bewußtseins beruht, wie für die transzendenten Dinge. „Der Sinn der Wahrheit", gesteht Windelband selbst, „verlangt stets eine Geltung an sich ohne Beziehung auf ein Bewußtsein oder wenigstens auf ein bestimmtes empirisches Bewußtsein." Nur darauf beruht der „sachliche" Charakter der Verknüpfungsweise, wie er die Erkenntnis des Gegenstandes begründet. Gibt es somit eine Wirklichkeit an sich, d. h. außerhalb des empirischen Bewußtseins, so ist über die Annahme einer bloß mittelbaren „Abbildung" oder Vertretung dieser Welt innerhalb und für das Bewußtsein, d. h. um den Standpunkt des transzendentalen Realismus, gar nicht herumzukommen, es sei denn, daß man mit Windelband dem empirischen Bewußtsein das absolute Bewußtsein als Träger jener Wirklichkeit unterschiebt und damit die naivrealistische Behauptung der Einerleiheit von Bewußtsein und Sein, von Objekt und Ding, von Vorstellungsinhalt und Gegenstand der Erkenntnis für der Weisheit letzten Schluß ausgibt.

Der Versuch also, vermittelst der Annahme eines „Bewußtseins überhaupt" die Hypothese einer Welt von Dingen an sich und den transzendenten Wahrheitsbegriff zu umgehen, erweist sich als völlig verfehlt und unhaltbar (Vgl. meinen Aufsatz „Der transzendentale Idealismus der Gegenwart" in Preuß. Jahrbücher Bd. 117, Heft 2, 1904). Er ist übrigens auch vom Standpunkte Windelbands selbst aus abzulehnen, weil er seiner Annahme eines Unbewußten widerspricht. Denn das letztere mit dem viel mystischeren Begriffe des „Bewußtseins überhaupt", einer bloßen leeren Abstraktion der Form vom Inhalte des Bewußtseins (Kants „Subreption des hypostesierten Bewußtseins") gleichzusetzen, liegt keinerlei Veranlassung vor; man müßte jenen Begriff denn schon, wie Windelband es einmal tut (230), dahin mißverstehen, „daß dem Bewußtseinsinhalt zeitweilig eine Realität zukommt, ohne daß die

Funktion des Bewußtseins an ihm tätig wäre" (!). Nun ist aber nach Windelbands eigenem Ausspruch die „Funktion" des Bewußtseins ohne einen Inhalt etwas ebenso Unmögliches, wie ein Inhalt ohne die „Funktion" des Bewußtseins; folglich kann es auch keinen unbewußten Bewußtseinsinhalt in dem eben angeführten Sinne geben. „Funktion" oder vielmehr Form und Inhalt des Bewußtseins (Subjekt und Objekt) sind von einander unabtrennbar; die Form des Bewußtseins aber ist gar keine „Funktion", keine Tätigkeit, sondern eine bloße zuständliche Beschaffenheit der unbewußten Vorstellung, während alle Funktion als solche schlechthin unbewußt ist.

Erst hiermit ist der Widerspruch gehoben, wie er nach Windelband zwischen dem Unbewußten und dem „Bewußtsein überhaupt" besteht. Es gibt gar kein „Bewußtsein überhaupt", kein absolutes Bewußtsein, sondern immer nur ein empirisches, auf subjektiven Empfindungen beruhendes und daher eingeschränktes Bewußtsein. Was Windelband mit jenem Namen bezeichnet, das ist in Wahrheit nichts anderes als das Unbewußte als alleiniger Träger und schöpferisches Subjekt aller Realität, der Welt der Dinge an sich sowohl wie der Wirklichkeit des eigenen Bewußtseinsinhalts. Bewußtsein und Sein oder Objekt und Ding an sich sind und bleiben daher auch prinzipiell verschieden. Denn das Sein kann, falls Erkenntnis möglich sein soll, ebensowenig Bewußtsein im empirischen, wie im absoluten Sinne sein. Wenn Windelband einer solchen Auffassung vorwirft, daß sie den hiermit zerstörten Zusammenhang zwischen Sein und Bewußtsein nicht wieder herzustellen vermöge, so ist der Dualismus zwischen beiden erkenntnistheoretisch allerdings unaufhebbar; keineswegs aber ist er dies auch in metaphysischem Sinne, sofern Sein oder Bewußtsein eben nur verschiedene Erscheinungsweisen oder Offenbarungsstufen des alleinen Unbewußten darstellen. Ist doch übrigens auch das „Bewußtsein überhaupt" bestenfalls ein metaphysischer, aber kein erkenntnistheoretischer Begriff, sofern uns nirgends ein solches Bewußtsein gegeben und der ganze Begriff nur konstruiert ist, um das unbequeme Ding an sich loszuwerden. So wird der moderne Kritizismus von Kant und Fichte notwendig zu Schelling, Hegel und weiterhin zu Hartmann fortgedrängt, und ein erkenntnistheoretischer Standpunkt, wie Windelband und seine Schule ihn vertritt, kann höchstens nur als eine inkonsequente und widerspruchsvolle Zwischenstufe zwischen jenen Philosophen angesehen werden. Die Hypothese des Unbewußten,

einmal zugelassen, nimmt gleich die ganze Wirklichkeit in Beschlag; damit büßt aber auch der transzendentale Idealismus seine unbewußte metaphysische Voraussetzung ein, und der transzendentale Realismus, der nicht mit dem naiven zu verwechseln ist, erweist sich als der allein berechtigte erkenntnistheoretische Standpunkt, wohingegen der transzendentale Idealismus Windelbands auf einen „umgekrempelten naiven Realismus" hinausläuft, sofern er zwar nicht, wie dieser, die Vorstellung mit ihrem Gegenstande, wohl aber den Gegenstand mit einer bloßen Vorstellung gleichsetzt.

Mit der Zurückweisung des „Bewußtseins überhaupt" erledigt sich auch alles, was Windelband über dieses mit Beziehung auf den Wertbegriff bemerkt. Das „Normalbewußtsein", so erfahren wir hier, auf welches die Erkenntnistheorie stößt (?) bedeute doch, im Grunde genommen nur dies, „daß die Wahrheit unserer Erkenntnisse und die Berechtigung in unserm Wissen ein Erkennen des Wirklichen zu sehen, darauf begründet sind, daß darin eine über die spezifisch menschliche Vorstellungsweise in ihrer Geltung hinausragende sachliche Ordnung zutage tritt." Diese sachliche Ordnung wird von Windelband jetzt näher als eine übergreifende Vernunftordnung im Sinne Schellings und Hegels bestimmt. Dadurch ist sie als eine für das empirische Bewußtsein jedenfalls unbewußte anerkannt und begründet, als solche auch den Begriff von objektiven Werten; es liegt aber keinerlei Veranlassung vor, die Inhaltsbestimmungen der absoluten Vernunft für Bestimmungen eines absoluten Bewußtseins anzusehen, schon deshalb nicht, weil die Prinzipien nicht ohne Not vervielfältigt werden dürfen und übrigens ein absolutes Bewußtsein ebenso ein bloßes Wort für eine unbekannte Sache sein würde, wie dies nach Windelband mit dem Unbewußten der Fall sein soll.

Im übrigen gehört die Behandlung der Wertfragen, der ethischen, ästhetischen und religiösen Probleme zu den wertvollsten Partien des Windelbandschen Werkes. Dabei darf die Behandlung der sog. Willensgemeinschaften, Familie, Volk, Staat, Recht, Sitte, Kirche usw., als ganz besonders gelungen angesehen werden. Der Abschnitt über die Geschichte klingt vielfach an Hegel, aber auch an Hartmann an und bestimmt „die Selbstgestaltung der Menschheit" als den letzten Sinn des historischen Fortschritts, was im Grunde auf Hegels Bestimmung von der Geschichte als des Werdens der Freiheit hinausläuft. Mit Hartmann betont Windelband, daß die Annahme eines Fortschrittes in der Geschichte und einer Entwickelung ein bestimmtes Ziel voraussetze, welchem die letztere zu-

strebt; und ebenso weist auch er es ab, die Lust für dieses eine Ziel auszugeben, weil in diesem Falle die Glückseligkeit des Menschengeschlechtes viel besser durch den Rousseauschen Naturzustand als durch die ganze Arbeit der Geschichte gewährleistet würde. „Daraus folgt, daß die Lebensordnungen, welche die Errungenschaften der Geschichte bilden, an sich höhere Güter sein müssen als die Eudämonie, welche durch sie keine Steigerung zu erfahren hat.“ Ja, auch Windelband denkt, ebenso wie Hartmann, sehr skeptisch über den moralischen nicht bloß, sondern auch über den intellektuellen Fortschritt der Menschheit und meint, das moralische Gepräge des menschlichen Durchschnitts mit seiner starken Legalitätsfärbung dürfte schließlich zu allen Zeiten ungefähr dasselbe sein.“ Das liest sich ganz, wie die letzten berühmten oder berüchtigten Schlußkapitel der „Philosophie des Unbewußten“. Inwiefern denn nun aber eigentlich die „Selbstgestaltung der Menschheit“ den Sinn des historischen Geschehens bildet, worin das postulierte Endziel des Weltprozesses besteht und was geschehen soll, wenn das Ziel erreicht ist, was doch nach seinen teleologischen Voraussetzungen notwendig einmal eintreten muß, das verrät uns Windelband leider nicht. Er erklärt die entgegengesetzten Annahmen des Optimismus und des Pessimismus für unbeweisbare Theorien und Hartmanns Hypothese eines negativen Weltziels für eine unwissenschaftliche Phantasie. Indessen steht er selbst dem Pessimismus offenbar so nahe und verlangen auch seine Voraussetzungen so gebieterisch die Negativität des Weltziels, zumal auch er die Wirklichkeit und den Weltprozeß für etwas in ihrem Wesen Alogisches ansieht (358f.), und Wille und Idee auch ihm für die beiden Seiten oder Attribute des absoluten Weltgrundes zu gelten scheinen, daß seine ganze Auffassung, im Grunde genommen, mit Hartmann auf eins hinausläuft und der Agnostizismus, in den er sich schließlich bei diesen Problemen flüchtet, mehr durch vorsichtige Zurückhaltung und persönliche Stimmung als durch die Konsequenz des Gedankens begründet erscheint.

Dieselbe Vorsicht und Zurückhaltung kennzeichnet auch seine ganze Behandlung des religiösen Problems, das Windelband unter der Bezeichnung des „Heiligen“ erörtert. Die Annahme einer persönlichen Unsterblichkeit lehnt er als unbeweisbar ab, denn was er mit einem „vielleicht“ zu ihren Gunsten anführt, nämlich daß man vom Standpunkte der psychophysischen Kausalität aus „in Analogie zum Wesen des Gedächtnisses von einem unbegrenzten Beharren der psychischen Inhalte über ihren zeitlichen und leiblichen

Anlaß hinaus reden dürfte", erweist sich schon damit hinfällig, daß es auf dem falschen und unmöglichen Begriff des Unbewußten, nämlich auf demjenigen eines Beharrens des Bewußtseinsinhalts ohne die zugehörige Form des Bewußtseins beruht. Die Freiheit als Ursachlosigkeit wird von ihm mit Recht verworfen, und er bestreitet, daß die Verantwortlichkeit die Annahme einer Willensfreiheit im theologischen Sinne des Wortes fordere. In der Erörterung des Gottesproblems vermißt man ein näheres Eingehen auf die Frage, ob Gott als Persönlichkeit zu denken sei oder nicht, d. h. der Gegensatz von Theismus und Pantheismus kommt bei Windelband nicht zur Erörterung. Vom Standpunkte des „Bewußtseins überhaupt" aus müßte er sich genötigt sehen, Gott als Persönlichkeit zu bestimmen; und es ist vielleicht nicht der kleinste Vorzug der Annahme eines solchen Bewußtseins, als des Grundes und Trägers aller Wirklichkeit, daß sie scheinbar ein Zusammengehen mit dem Theismus der positiven Religionen ermöglicht. Bei näherer Durcharbeitung des zugestandenen Begriffs des Unbewußten hingegen müßte Windelband zur Leugnung eines persönlichen Gottes und damit zum Pantheismus kommen. Da der Begriff des „Bewußtseins überhaupt" nach seiner metaphysischen Gültigkeit, obschon er einer solchen nicht abgeneigt erscheint, von ihm ebenso in der Schwebe gehalten wird, wie derjenigen des Unbewußten, so geht er auch auf das ganze Problem nicht weiter ein. Es bleibt dem Leser überlassen, sich die Windelbandsche Metaphysik im theistischen oder im pantheistischen Sinne zurechtlegen. Das ist aus dem Grunde zu bedauern, weil dieses ganze Problem heute wieder aktuell zu werden anfängt und gerade die Philosophie dazu berufen wäre, eine so wichtige Frage, von deren Beantwortung die Zukunft unserer Religion abhängt, mit ihren Mitteln nach allen Richtungen zu klären.

Soeben ist auch die fünfte erweiterte Auflage von Windelbands „Präludien, Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte erschienen. Sie bringt neu im ersten Bande eine 1908 gehaltene Rede über „Fichtes Geschichtsphilosophie" sowie einen 1910 erschienenen Aufsatz „Von der Mystik unserer Zeit", im zweiten eine Plauderei über „Mitleid und Mitfreude" aus dem Jahre 1912.

Das Werk selbst bedarf keiner weiteren Empfehlung. Es hat sich seinen festen Platz in unserer philosophischen Literatur erworben ..nd wird denselben vermutlich dauernd behalten. Auch war, wie ..Verfasser dieser Anzeige den philosophischen Standpunkt Windel..s nicht teilt, seine transzendental-idealistische Erkenntnistheorie

ablehnt, das „Normalbewußtsein" oder „Bewußtsein überhaupt" für eine unhaltbare Kontraktion ansieht, der Wertphilosophie sehr skeptisch gegenübersteht und die Umgehung der Metaphysik durch methodologische, logische und ethische Erwägungen nicht mitmachen kann, wird trotzdem die geistvollen klar und schön geschriebenen Ausführungen Windelbands mit Vergnügen lesen und viele Anregungen aus ihnen empfangen.

Möge das Werk auch weiterhin dazu beitragen, das Interesse für die Philosophie in weiteren Kreisen unserer Gebildeten zu erwecken und dem Namen der deutschen philosophischen Wissenschaft Ehre machen.

Das humanistische Bildungswesen nach dem Kriege.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Der Krieg ist der große Erneuerer der sittlichen Lebensmächte. Er ist es freilich nur dann, wenn alle Bemühungen eines friedlichen Ausgleichs versagen und ein Volk in die Lage gedrängt wird, für sein heiligstes Gut, für seine Freiheit, den letzten Blutstropfen einzusetzen. Dann aber wird der Krieg auch wie ein Jungbrunnen wirken, der das Volksleben wiederum heilt von den sich langsam ansetzenden Schäden weibischer Verweichlichung und aller ästhetischen und ethischen Zuchtlosigkeit. Wie aber könnte das anders geschehen, als in erster Linie durch die Gesittungsarbeit einer geläuterten und gekräftigten Nationalerziehung! So liegt die Sache auch heut, und noch ehe die Pforten zum Tempel des Kriegsgottes wieder geschlossen sind, läßt sich schon jetzt ein Chor von Stimmen vernehmen, die laut zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung in bezug auf die großen Bildungsfragen der kommenden Tage mahnen. Dem Zuge der deutschen Geistesentwicklung gemäß wird dabei abermals die Frage des humanistischen Schulwesens im Mittelpunkt der kritischen Erörterungen stehen und einen scharfen Kampf der Geister entfachen. Lassen wir es deshalb unsere ernste Sorge sein, alle Kraft dafür einzusetzen, daß endlich ein pädagogisches Ergebnis gezeitigt werde, würdig der großen Heldenopfer, die jetzt draußen um des Vaterlandes Ehre und Herrlichkeit willen so frischgemut gebracht werden.

In den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges war das schwere Bedenken entstanden, ob das humanistische Gymnasium nicht doch dem zunehmenden Druck der utilitaristischen und modernistischen Bestrebungen werde erliegen müssen. Große Gruppen unseres Volkes

waren widerstandslos dem Einfluß des Anglo-Amerikanismus verfallen, der den Wert der sittlichen Güter im allgemeinen nur nach dem Nutzen für den Erwerb der materiellen Güter abschätzt. Wo aber dieser Geist zur Herrschaft gelangt, da hat unser deutsches Gymnasium keine Lebensberechtigung mehr, und es muß der Gründung von Anstalten Platz machen, die dem „ökonomischen Pragmatismus" tatkräftiger dienen. Doch so groß auch für unser Volk die Gefahr war, mit der Anpassung an jene Ausländerei das Beste seines eigensten Wesens verkümmern zu lassen und sein ihm anvertrautes Geistespfund zu vergraben, so war dies doch nicht einmal das Schlimmste. Denn, wer tiefer zu blicken vermag, der erkennt darin zuletzt doch nur ein bedauerliches Schwanken, verursacht durch die neuen großen Aufgaben des Wirtschafts- und Verkehrslebens; ein Schwanken, das lediglich vorübergehend das Gleichgewicht der sittlichen Grundkräfte zu stören vermochte. Hat doch gerade der Krieg gezeigt, daß unser Volksleben in seinen Wurzeln völlig gesund geblieben ist, und das wird sich in der kommenden Friedenszeit erst recht durch die entschlossene Ausmerzung aller jener fremdartigen Schädlinge beweisen. Viel nachteiliger hat dagegen schon seit Jahrzehnten die wohlgemeinte, aber einseitige und das Wesen der Sache verkennende Art gewirkt, in der gewisse Anhänger des altklassischen Gymnasiums dessen Verteidigung geführt und dabei das große Ziel der allumfassenden Nationalerziehung aus den Augen verloren haben. Bei ihnen sind vor allen Dingen die starken Hemmungen zu suchen, die der wissenschaftlichen Organisation des pädagogischen Studiums entgegengesetzt werden zum Schaden unseres vaterländischen Bildungswesens. Mögen auch sie endlich Einkehr bei sich halten, gemahnt durch die großen, aus diesem Kriege erwachsenden Forderungen.

Wer von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß das altklassische Gymnasium unserem Volke erhalten bleiben muß, der leistet ihm gleichwohl einen schlechten Dienst, wenn er dessen Gestalt aus dem Fachstudium der Philologie und nicht aus dem Wesen der Nationalerziehung ableitet. Es ist die erste und vornehmste Bedingung für dessen gedeihliche Entwicklung, daß es sich sein charakteristisches Gepräge von keinerlei Fachwissenschaft und auch nicht von derjenigen der Philologie aufzwingen läßt. Das Gymnasium ist eine humanistische und keine philologische Schulanstalt. Humanismus aber bedeutet die Bildung des Menschen im Menschen, des geistigen im natürlichen, in Uebereinstimmung mit der nationalen Lebensgesittung. Man muß das scharf ins Auge fassen, um zwei sinnverwirrende,

Das humanistische Bildungswesen nach dem Kriege.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Der Krieg ist der große Erneuerer der sittlichen L[illegible] Er ist es freilich nur dann, wenn alle Bemühungen eines [illegible] Ausgleichs versagen und ein Volk in die Lage gedrängt [illegible] sein heiligstes Gut, für seine Freiheit, den letzten [illegible] zusetzen. Dann aber wird der Krieg auch wie ein [illegible] wirken, der das Volksleben wiederum heilt von den sich [illegible] ansetzenden Schäden weibischer Verweichlichung und aller [illegible] und ethischen Zuchtlosigkeit. Wie aber könnte das anders [illegible] als in erster Linie durch die Gesittungsarbeit einer geläuterten [illegible] gekräftigten Nationalerziehung? So liegt die Sache auch [illegible] noch ehe die Pforten zum Tempel des Kriegsgottes wieder [illegible] sind, läßt sich schon jetzt ein Chor von Stimmen vern[illegible] laut zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung in be[illegible] großen Bildungsfragen der kommenden Tage mahnen. [illegible] der deutschen Geistesentwicklung gemäß wird dabei [illegible] Frage des humanistischen Schulwesens im Mittelpunkt [illegible] [illegible]ten Erörterungen stehen und einen scharfen Kampf [illegible] entfachen. [illegible] wir es deshalb unsere ernste Sorge [illegible] Kraft darauf einzuwirken, daß endlich ein [illegible] [illegible] werde, würdig der großen Helden, die jetzt [illegible] des Vaterlandes Ehre und Herrlichkeit [illegible] werden.

In den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges [illegible] [illegible] entstanden, ob das humanistische [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]

waren widerstandslos dem Einfluß des Anglo-Amerikanismus verfallen, der den Wert der sittlichen Güter im allgemeinen nur nach dem Nutzen für den Erwerb der materiellen Güter abschätzt. Wo aber dieser Geist zur Herrschaft gelangt, da hat unser deutsches Gymnasium keine Lebensberechtigung mehr, und es muß der Gründung von Anstalten Platz machen, die dem „ökonomischen Pragmatismus" tatkräftiger dienen. Doch so groß auch für unser Volk die Gefahr war, mit der Anpassung an jene Ausländerei das Beste seines eigensten Wesens verkümmern zu lassen und sein ihm anvertrautes Geistespfund zu vergraben, so war dies doch nicht einmal das Schlimmste. Denn, wer tiefer zu blicken vermag, der erkennt darin zuletzt doch nur ein bedauerliches Schwanken, verursacht durch die neuen großen Aufgaben des Wirtschafts- und Verkehrslebens; ein Schwanken, das lediglich vorübergehend das Gleichgewicht der sittlichen Grundkräfte zu stören vermochte. Hat doch gerade der Krieg gezeigt, daß unser Volksleben in seinen Wurzeln völlig gesund geblieben ist, und das wird sich in der kommenden Friedenszeit erst recht durch die entschlossene Ausmerzung aller jener fremdartigen Schädlinge beweisen. Viel nachteiliger hat dagegen schon seit Jahrzehnten die wohlgemeinte, aber einseitige und das Wesen der Sache verkennende Art gewirkt, in der gewisse Anhänger des altklassischen Gymnasiums dessen Verteidigung geführt und dabei das große Ziel der allumfassenden Nationalerziehung aus den Augen verloren haben. Bei ihnen sind vor allen Dingen die starken Hemmungen zu suchen, die der wissenschaftlichen Organisation des pädagogischen Studiums entgegengesetzt werden zum Schaden unseres vaterländischen Bildungswesens. Mögen auch sie endlich Einkehr bei sich halten, gemahnt durch die großen, aus diesem Kriege erwachsenden Forderungen.

Wer von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß das altklassische Gymnasium unserem Volke erhalten bleiben muß, der leistet ihm gleichwohl einen schlechten Dienst, wenn er dessen Gestalt aus dem Fachstudium der Philologie und nicht aus dem Wesen der Nationalerziehung ableitet. Es ist die erste und vornehmste Bedingung für dessen gedeihliche Entwicklung, daß es sich sein charakteristisches Gepräge von keinerlei Fachwissenschaft und auch nicht von derjenigen der Philologie aufzwingen läßt. Das Gymnasium ist eine humanistische und keine philologische Schulanstalt. Humanismus aber bedeutet die Bildung des Menschen im Menschen, des geistigen im natürlichen, in Uebereinstimmung mit der nationalen Lebensgesittung. Man muß das scharf ins Auge fassen, um zwei sinnverwirrende,

weit verbreitete Irrtümer fernzuhalten. Der erste ist die falsche Vorstellung, daß lediglich das Gymnasium humanistische Bildung zu pflegen habe. Eine solche zu erzielen, ist vielmehr der gemeinsame Grundzug des ganzen staatsbürgerlichen Schulwesens, so daß ebenso auch das Realgymnasium, die Oberrealschule, die Mittel- und Volksschule wesentlich humanistische Bildungsanstalten sind. Die grundsätzliche Aufgabe aller dieser Schularten ist: wahre Menschenbildung! Der zweite Irrtum besteht sodann in der Annahme, daß der deutsche Humanismus die gerade Fortsetzung des antiken sei. Das aber ist durchaus unzutreffend. Nicht nur die christliche Religion macht hier einen tiefen Schnitt; sondern auch die philosophische Grundanschauung unseres Volkes, wie seine Auffassung von der Gesellschaft und dem Staat samt allem, was damit zusammenhängt, hat eine wesentlich andere Vorstellung von der Erziehung des Menschengeschlechtes erzeugt als bei den Hellenen und Römern. Die Lebensidee, auf die unser deutscher Humanismus gestellt ist, die Idee von der sittlichen Freiheit der Persönlichkeit liegt der antiken Welt noch völlig fern. Man sollte daher endlich einmal die grundfalsche Vorstellung aufgeben, daß wir mit der Aneignung des antiken schon die Grundzüge des deutschen Humanismus gewinnen. Eben dies ist es alles nicht, worauf der Fortbestand des altklassischen Gymnasiums gestützt werden kann, und wenn es keine anderen tragkräftigeren Pfeiler hätte, so würden seine Tage allerdings gezählt sein.

Ausschlaggebend kann nur dies für den Bestand des alten Gymnasiums sein, daß unsere deutsche Humanitätsbildung, so verschieden sie auch von der antiken ist, sich doch erst durch die Einarbeitung in diese, die Auseinandersetzung mit ihr und die Entgegensetzung gegen sie entwickelt hat. Wir würden uns selbst nicht mehr verstehen und würden den Zusammenhang mit dem Bildungsgange unseres eigenen Volkstums zerschneiden, wenn wir diesen Geistesprozeß in seinen Hauptzügen nicht immer wieder nachzuerzeugen vermöchten. Es ist völlig richtig, was schon vor rund hundert Jahren der Historiker Heinrich Luden bemerkt hat: „Unsere Kultur ist nicht ausgegangen von den Griechen und Römern: der Grund ist unser, aber sie ist durch Griechen und Römer gehoben und gelenkt". Und auch dies trifft zu, was derselbe Gelehrte schon erkannt hat: „Was man auch sagen mag, und mit welchem Rechte man auch dieses Studium der alten Literatur allein das Studium der Humanität genannt hat: mehr als Mittel sollte es nicht sein". Nur ein Mittel, aber ein unentbehrliches Mittel! Das war es

auch damals, als sich unsere eigene klassische Literatur und Philosophie zum Sonnenfluge erhob, nachdem die gemeineuropäische, auf der Latinität beruhende Universalkultur bereits seit dem 17. Jahrhundert im Zerfall begriffen war. Da erwachte dennoch im Zeitalter Lessings und Winckelmanns die Begeisterung für die klassischen Studien von neuem; und was nun geschah, ist das ewig Denkwürdige, daß man sich damals ein ideales, der Wirklichkeit nur wenig entsprechendes Phantasiebild vom hellenischen Altertum schuf, daß man aber gerade an diesem Gebilde die nationalen Kräfte, Gedanken und Humanitätsanschauungen unseres Volkstums verlebendigte. Als dann die historische Philologie jene Idealvorstellung von den klassischen Völkern kritisch auflöste, verflog damit auch das allgemeine Interesse an den Altertumsstudien immer mehr und mehr; aber was übrig blieb, das war das erhebende Bewußtsein, nun selbst eine Humanitätskultur zu besitzen, von tieferem Gehalte als die antike. So bedeutungsvoll nun auch dieser Wandel ist, so kann sich unser Volk doch nur dadurch geistig gesund erhalten, daß es einer berufenen Minderheit fort und fort die Aufgabe zuweist, gleichsam das historische Bewußtsein seiner an den antiken Geistesschöpfungen erwachsenen Nationalkultur in sich zu verkörpern und damit der Entwicklung der Gesittungsarbeit innere Stetigkeit zu geben. Das Mittel, an dem sich die beständige Wiedergeburt der so erworbenen Geisteskräfte vollzieht, sind demnach die klassischen Studien, und darin liegt die innere Notwendigkeit für die vorwiegend historische Geistesschulung des gymnasialen Unterrichtsbetriebes.

Ueber dem bloßen Mittel darf jedoch das wahre Wesen des Gymnasiums nicht vergessen werden; denn erst dieses gibt ihm seine tatsächliche Lebensberechtigung. Und nun ist dieses sein Wesen ebenso wie dasjenige jener anderen Schularten dies, daß sie ihrer reinen, inneren Bestimmung nach in erster Linie nicht Unterrichts-, sondern Erziehungsschulen sind. Es war der heimliche Krebsschaden dieser einst so blühenden Anstalten, daß auf ihnen die fundamentale Erziehungsaufgabe seit mehreren Jahrzehnten immer bedenklicher hinter diejenige der zersplitternden Fachvorbildung zurückgestellt wurde. Schon im Jahre 1865 klagte daher K. L. Roth, einer der ausgezeichnetsten Schulmänner: „Wenn ich anders recht sehe, so kann man die verschiedenen Klagen über das Nachlassen unserer gelehrten Schule in ihrer Wirksamkeit in den wenigen Worten zusammenfassen: das Gymnasium erzieht nicht mehr!“ Dieser Krankheitszustand unseres Gymnasialwesens ist noch immer nicht überwunden, und daher wird

es nach Ausgang des Krieges die dringendste und vornehmste Angelegenheit der Pädagogen sein, das einseitige Unterrichtsgymnasium zu einem nationalen Erziehungsgymnasium zu erheben.

Um so erstaunlicher und unbegreiflicher muß es daher sein, wenn ein sonst so umsichtiger Gelehrter wie Prof. O. Immisch unter gänzlicher Verkennung des geschichtlichen und sachlichen Tatbestandes gerade in diesen Kriegstagen die Forderung aufstellt, das Gymnasium noch mehr als bisher zur bloßen Lernschule zu machen. Schon in bezug auf die Erziehungsarbeit der Jugendbewegung erklärt er: „Die Hauptsache scheint doch, daß hier das „Erziehliche“, ohne den Zusammenhang mit der Schule ganz zu verlieren, doch mehr neben ihr steht als in ihr, nicht verquickt mit dem „Unterrichtlichen“ in jener Weise, bei der sich beide Momente wechselseitig mehr stören und schwächen als fördern.“ Dann aber fährt er ohne das mindeste Bedenken fort: „Dagegen ist's, glaube ich, mit der notwendigen Entlastung des Obergymnasiums vom „Erziehlichen“ voller Ernst. In der Tat, wollen wir nicht unvermerkt in die allgemeine Zuchtanstalt des sozialistischen Staates hineingleiten, so wollen wir's ja, soweit immer es angeht, dabei bewenden lassen, daß in Deutschland der öffentliche Unterricht Sache des Staates ist, aber nicht die öffentliche Erziehung.“ Da kann denn doch die Frage nicht unterdrückt werden, wie ein Vertreter der klassischen Philologie im tiefsten Widerspruch mit dem Gang der Dinge zu einer solchen pädagogischen Auffassung zu gelangen vermag. Denn sie widerspricht nicht nur der Hauptaufgabe des staatsbürgerlichen Bildungswesens an sich, sondern ebenso auch der sittlichen Bestimmung des Nationalstaates.

Es gab freilich einmal eine blanke Unterrichtsschule. Das war in der Zeit, als das kirchliche und ständische Bildungswesen zerfallen und das Prinzip der staatsbürgerlichen Schulorganisation noch nicht gefunden war. Alle Leiden der Schule stammen noch heut daher. Das ganze 18. Jahrhundert hat dann in immer erneuten Ansätzen danach gerungen, der öffentlichen Unterrichtsschule wieder ein öffentliches Erziehungsprinzip zu gewinnen. Gefunden wurde es endlich in der Idee der Nationalerziehung, als sich der werdende Nationalstaat bewußt wurde, daß er innerlich haltlos sei ohne Schaffung eines seiner Grundgesittung entsprechenden Erziehungs- ens. Darum hieß es sogleich in den Vorarbeiten zu dem ersten twurf des preußischen Unterrichtsgesetzes: „Der Staat ist eine Erziehungsanstalt im Großen. Eine notwendige Vorbereitung einer

solchen Nationalerziehung ist die National-Jugenderziehung." Und noch deutlicher ist in dem Entwurf selber gefordert, daß die öffentliche Schule als Organ der Jugenderziehung die Grundlage der Nationalerziehung bilden solle. Ihre Aufgabe sei es, die Erziehung der Jugend für ihre bürgerliche Bestimmung auf ihre möglichste allgemein-menschliche Ausbildung zu gründen. Wer ferner auch nur ein wenig in das wissenschaftliche Studium der Pädagogik eingedrungen ist, der weiß, daß mit jener vor hundert Jahren einsetzenden Bewegung die Kategorie herausgearbeitet wurde, die seitdem das Schulwesen beherrscht: die Kategorie des Erziehungsunterrichts. Es kostet aber noch heute die ganze Energie der sachkundigen Pädagogik, gegenüber den Fachfanatikern mit ihrem Fachunterricht dem Gymnasium den Rang einer Anstalt für den nationalen Erziehungsunterricht zu erkämpfen.

Immisch und seine Anhänger könnten dagegen freilich einwenden: das alles mag richtig sein, aber es ist zuletzt doch nur eine vorübergehende geschichtliche Verirrung, und es bleibt dabei, daß das Gymnasium wieder wie die Lateinschule des 17. Jahrhunderts bloße Unterrichtsanstalt werden muß. Aber dagegen spricht doch auch die Philosophie der Sache. Sobald die Notwendigkeit für die Gründung des staatsbürgerlichen Bildungswesens gezeitigt war, mußte auch die Schule dessen Mittelpunkt werden, und zwar als Erziehungsschule. Damit gewann die öffentliche Erziehung allerdings einen grundsätzlich anderen Charakter, als sowohl im antiken wie auch im kirchlichen und ständischen Bildungswesen. Denn in der ganzen vorangehenden Zeit ist sie gebundene Gemeinschaftserziehung, im nationalen Staat dagegen wird sie freie Persönlichkeitserziehung. Dort setzte die Art der Gemeinschaft auch die Schranken für die Erziehung des in sie hineinzubildenden Subjekts. Der nationale Staat jedoch, der selber die zur persönlichen Einheit erhobene Geistes- und Willenssubstanz des Volksganzen ist, muß demgemäß auch diese seine Persönlichkeitsbildung als die G r u n d l a g e der Selbsterziehung aller Staatsbürger zu erhalten und zu entwickeln suchen. Das Organ für diese Persönlichkeitserziehung ist nun die öffentliche Schule und das wesentliche Erziehungsmittel der Unterricht; aber nicht der vorbereitende Fachunterricht, sondern der persönlichkeitsbildende Erziehungsunterricht. In dieser Verbindung von Erziehung und Unterricht ist jene der einheitstiftende Faktor des gesamten staatsbürgerlichen Schulwesens überhaupt, von der Elementarschule an bis zum Gymnasium hinauf, und zwar deswegen,

weil ein Nationalstaat nur möglich ist auf Grund einer Erziehung aller zu einer prinzipiell gleichen sittlichen Selbstbestimmung. Der Unterricht indessen ist der Differenzierungsfaktor für die Gliederung des prinzipiell einheitlichen Bildungswesens in verschiedene Schularten. Aber auch in dieser Gliederung muß der Unterricht mit Rücksicht auf die Einheit des Ganzen immer Erziehungsunterricht bleiben. Unter diesen Umständen ist der Kampf gegen die öffentliche Erziehung ein solcher gegen ein wesentliches Lebenselement des Staates selbst.

Alle jene Kategorien kennt das antike Bildungswesen noch nicht. Es kann sie nicht kennen, weil der antike Staat nur erst Geschlechter- und Gesellschaftsstaat ist, noch nicht auf der Freiheit der Persönlichkeit beruhender Nationalstaat. Zu welcher Verwirrung muß es daher führen, wenn man die Maßstäbe für die Organisation unseres staatsbürgerlichen Schulwesens immer noch dem Fachbetriebe der Altertumsstudien entnehmen zu können glaubt. Das muß zum Unheil ausschlagen und hat schon lange genug nachteilig gewirkt. Gerade derjenige, der von dem unvergänglichen Wert der antiken Geistesschätze aufs innigste erfüllt ist, sollte sich am meisten davor scheuen, sie zum Hemmschuh unserer eigenen Nationalerziehung zu erniedrigen. Das geschieht aber, wenn man unser altklassisches Gymnasium immer noch mehr zu einer bloß fachlichen Unterrichtsanstalt herabdrücken will, anstatt es gerade umgekehrt durch die strenge Zucht altsprachlicher Geistesschulung zur Musteranstalt der sich geschichtlich erfassenden Persönlichkeitserziehung zu machen. Die gründliche philologische Fachbildung ist selbstverständlich die notwendige Voraussetzung für das gedeihliche Wirken des altsprachlichen Gymnasiallehrers, aber auch nur die Voraussetzung. Zum berufenen Pädagogen macht ihn das noch nicht. Sein höherer und eigentlicher Beruf ist es, aus den philologischen Fachkenntnissen ein persönlichkeitsbildendes Instrument zu machen im Dienste der Nationalgesittung. Dazu gehört dann freilich noch eine andere als die bloße Fachbildung, nämlich die erzieherische Grundbildung, die aus keinem Einzelfach und auch nicht aus der Verbindung von solchen gewonnen wird, sondern allein durch das Studium des pädagogischen Ethos. Soll daher das Gymnasium nicht ein unrühmliches Ende nehmen, soll es vielmehr wieder einen gesunden Aufschwung nehmen, so gibt es nur ein Mittel dafür, und das ist nicht die angepriesene Entlastung vom „Erziehlichen", sondern im diametralen Gegensatz dazu seine Erhebung zur Erziehungsanstalt für die nationale, an den klassischen Sprachen geschulte Persönlichkeitsbildung.

Sind denn die letzten hundert Jahre pädagogischer Forschung spurlos an einem Teile des Fachgelehrtentums vorübergegangen, daß man, blind gegen alle Erfahrungen, auch heute noch zu behaupten wagt, in Deutschland sei der öffentliche Unterricht Sache des Staates, aber nicht die öffentliche Erziehung? Will man denn dem Gymnasium völlig den Untergang bereiten, indem man trotz aller Mißerfolge nur noch eigensinniger die unpädagogische Maxime vertritt: „Aufs schärfste muß der Charakter der Gelehrtenschule herausgearbeitet werden"? Es hat nichts genutzt, daß sich schon vor hundert Jahren ein begeisterter Vertreter der Altertumsstudien zu der Warnung vor jener irreführenden Richtung der humanistischen Bildungsbestrebungen gezwungen sah: „nicht darin habe der Humanismus unrecht, daß er die Menschenbildung zum ausschließlichen Zweck des Erziehungsunterrichts bestimme, sondern nur darin, daß er, seiner Grundtendenz ungetreu, geistige Berufsbildung mit Menschenbildung verwechsele und die Lehrlinge mehr zu Gelehrten, als zu Menschen bilde. — Worin aber unterscheidet sich nach diesem Denker beides? Gerade darin, was wir in unserer modernen Kultur so auffallend verwechselt finden; darin: daß die Gelehrtenbildung das Wissen als Wissen und um des Wissens willen zu ihrer Berufsaufgabe hat und auf diese Tätigkeit sich beschränkt, während die Humanitätsbildung das Wissen nur als Bildungsmittel behandelt und diese Tätigkeit nicht als einzige, die sie zu üben hat, betrachtet. Wir haben die freie Bildung gänzlich aus den Augen verloren, seitdem unsere Kultur einzig nach gelehrter Bildung strebt, und es ist fast seltsam, daß man in einem Zeitalter, in welchem bloß Gelehrsamkeit als Bildung gilt, die Humanisten, die doch sicher nicht zu den letzten unter den Gelehrten gehören, am meisten herabsetzt! Es ist Zeit, daß jene unglückliche Verwechslung der beiden Begriffe aufgedeckt und einstweilen wenigstens aus der Theorie des Erziehungsunterrichts weggeschafft werde. Das trifft heut noch genau so haarscharf zu wie damals. Aber man hat geglaubt, sich um solche pädagogischen Mahnrufe nicht bekümmern zu brauchen; und was ist die Folge davon gewesen? Der Betrieb der humanistischen Studien hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr an Bedeutung verloren. Wollen wir sie daher in ihrer vollen Kraft und zum Segen unseres Volkes wieder aufrichten, so werden wir endlich Ernst damit machen müssen, an die Stelle der gelehrten Fachschule die wahrhaft humanistische Schule zu setzen. Nur werden wir darin noch einen Schritt weiter zu tun haben, daß der zerfließende Begriff der all-

gemeinen Menschenbildung durch denjenigen der nationalen Persönlichkeitsbildung konkret bestimmt wird.

Unser Volk will auf seinen Schulen nicht Fachmenschen, sondern sittliche Persönlichkeiten herangebildet sehen. Das aber ist das Unheil, in das der Pseudohumanismus, wie ihn jener Gelehrte gekennzeichnet hat, immer wieder verfiel, daß er Vorbildung zu den humanistischen Fachwissenschaften mit humanistischer Erziehung verwechselte. Ist diese also ihrem Wesen nach Persönlichkeitsbildung, so ist sie nach dem geistigen Gesittungszustande der Volksgemeinschaft, in die der Einzelne hineingeboren wird, nationale Persönlichkeitsbildung. Damit aber ist die gemeinsame Aufgabe des ganzen öffentlichen Erziehungsschulwesens einheitlich bestimmt, und die eigentümliche Natur des Gymnasiums besteht darin, die nationale Persönlichkeitsbildung auf den geschichtlichen Grundlagen der universellen Humanitätsentwicklung zu erwirken. Dazu gehört dann auch der methodische Erwerb gelehrten Wissens, aber stets nur in dem Maße und in der Gestalt, als es jenem Hauptzweck dient. Das Wissen als solches bildet keine sittlichen Individuen, sondern es hilft sie nur bilden; es ist unter anderen ein unentbehrliches Hilfsmittel der wahren Persönlichkeitserziehung. Diese humanistische Erziehung schließt die selbsttätige Wissensaneignung nicht aus, sondern ein; aber sie würde tötlich erstarren, wenn sie sich hauptsächlich darauf beschränkte. Es gilt auch hier das Wort, in dem Goethe einmal den Grundzug aller von Hamann ausgehenden Anregungen zusammenfaßte: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Tat oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Nichts anderes als dies ist der Grundgedanke des echten Humanismus, und in demselben Sinne muß auch das Gymnasium wieder humanistische Erziehungsanstalt werden. Humanistisches Wissen erzeugt als solches noch keine humanistischen Persönlichkeiten und auf deren Erziehung kommt es an.

Will man die Hauptfrage auf das äußerste zuspitzen, so ist zu sagen: ein humanistisches Gymnasium muß es geben, auch wenn es keine antiken Sprachen und keine antike Humanität gäbe! Denn angenommen, unser Volk wäre nie mit der Kultur der Hellenen und Römer in eine engere Berührung gekommen, so würde es gleichwohl, wenn auch unter ganz anderen Bedingungen, die sich in ihm verkörpernde Menschheitsidee entwickelt haben, und dann würden eben die geschichtlichen Grundlagen dieser Humanitätsbestimmtheit

das Vermittlungsobjekt der gymnasialen Erziehung ausmachen. Es ist nur ein geschichtliches Faktum, allerdings ein solches, wofür wir dem Walten der Vorsehung nicht dankbar genug sein können, daß sich unser nationaler Menschheitsbegriff gerade an der Verwebung mit dem altklassischen zur Reife entfaltet hat. Demnach ist die nationale Humanitätsbildung der Oberbegriff für die geistige Organisation unserer Gymnasialanstalten und deren Vermittlung an den Altertumsstudien nur der sich geschichtlich spezifizierende Unterbegriff. Wäre diese Bedingtheit eine andere, so würde auch das Gymnasium ein anderes Gepräge erhalten; immer aber würde es gymnasiale Erziehungsanstalten für die geschichtliche Erfassung des nationalen Humanismus geben müssen. Nicht die antike, sondern die deutsche Idee von der Bildung des Menschen zum Menschen ist das Grundelement unseres humanistischen Erziehungswesens. Das gilt auch für das Gymnasium; aber sein besonderer pädagogischer Beruf ist es, durch eine gewissenhafte Einführung in die antiken Studien der nationalen Humanitätsschulung den festen geschichtlichen Rückhalt zu geben.

Wie die Umgestaltung des Gymnasiums aus einer bloß gelehrten Vorbildungsschule zu einer wahrhaft nationalen Erziehungsanstalt durchzuführen sei, das wird die Sorge der kommenden Tage sein. Hier sollten nur die prinzipiellen Gesichtspunkte aufgestellt werden, die sich sowohl aus der Natur der Sache wie aus dem historischen Zusammenhange ergeben. Es muß allen den herrschenden Irrungen und Wirrungen erst einmal ein fester Damm entgegengesetzt werden, damit sie nicht immer wieder wie einbrechende Fluten das fruchtbare Gelände zerwühlen. Wie aber kann das geschehen? Nicht anders als durch die wissenschaftliche Organisation eines gründlichen pädagogischen Studiums. Wie die Dinge heut liegen, geschieht es je länger um so mehr zum Schaden des staatsbürgerlichen Bildungswesens, daß der Pädagogik unter den Universitätswissenschaften noch immer keine selbständige Stellung eingeräumt worden ist. Der zukünftige Lehrer macht sich mit einigen hier und da aufgetauchten Unterrichtstheorien bekannt, eignet sich daraus eine Anzahl methodischer Anweisungen an und erwirbt sich eine dürftige geschichtliche Uebersicht über die im Laufe der Zeit hervorgetretenen Systeme. Das ist im großen und ganzen der gegenwärtige Zustand des pädagogischen Studiums. Mit der fortschreitenden Verwandlung des Gymnasiums in eine gelehrte Fachschule ist dann außerdem noch der verderbliche Wahn entstanden, daß der

methodische Betrieb des philologischen Fachstudiums zugleich auch die pädagogische Ausrüstung für den Lehrerberuf gebe, und daß deshalb eine besondere Beschäftigung mit der Erziehungswissenschaft überhaupt nicht nötig sei. Nichts hat sich schwerer gerächt als dies. Denn damit wurde allem pädagogischen Subjektivismus mit dem Scheine des Rechtes die Bahn frei gegeben; eine erschreckende Zersplitterung entstand, und dieser Dilettantismus hat sich hinterher am allerheftigsten gerade gegen das Gymnasium gewandt. Die verhängnisvollste Wirkung jenes pädagogikfeindlichen Verhaltens war aber die, daß dem Gymnasialbetrieb dadurch trotz allen humanistischen Unterrichtes der humanistische Erziehungsgedanke in zunehmendem Maße verloren ging, und daß eben deswegen in weiten Kreisen die Ansicht hervorgerufen wurde, diese Anstalt habe überhaupt abgewirtschaftet. Wenn es daher sogar notwendig wurde, eine Vereinigung zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums zu gründen, so ist der Hauptgrund dafür in dem Mangel der erziehungswissenschaftlichen Schulung zu suchen. Hier ist viel gesündigt, viel vertan, viel versäumt worden.

Das nationale Erziehungswesen muß sich aber notwendig eine wissenschaftliche Nationalpädagogik schaffen, wenn anders es nicht zu einem Spielball der temporären Strömungen und geistreichen Zufallsmeinungen werden will. Wir besitzen eine übergroße Fülle von Theorien und Untersuchungen, welche die Methodik des Unterrichtes betreffen, aber wir haben auf unseren preußischen Universitäten neben den Fachwissenschaften noch keine auf sich selbst gestellte staatsbürgerliche Erziehungswissenschaft. Das war auch so lange nicht nötig, als die nationale Bildung selber noch im Werden begriffen war; denn mit Recht hat Thilo bereits erklärt: „Eine Nation muß selbst schon in einem gewissen Grade erzogen sein, ehe sie es unternehmen kann, den Gedanken zu verwirklichen, auf ihren Nachwuchs durch geordnete Erziehung national einzuwirken“. Unbegreiflich aber ist es, wenn eine Nation sich zu ihrer geistigen Selbständigkeit und Reife hindurch gerungen hat, daß sie dann für ihre geistige Einheit nach wie vor eines wissenschaftlichen Organs der Nationalerziehung ermangelt. Solange dieser Faktor fehlt, wird auch die Einheit der Nationalgesittung noch gediegene Festigkeit vermissen lassen. Gewiß ist es, was schon von anderer Seite bemerkt worden ist, daß eine nationale Erziehung in jeder Staatsform keine andere Tendenz haben dürfe, als die Güter, in welchen die staatlich gewordene Nation die wesentlichen Interessen ihres besonderen Seins hat, von jedem ihrer Glieder

wie mitgenossen, so mitgesichert zu sehen. Eben darauf beruht die geistige Nationaleinheit und als solche objektiviert sie sich und setzt sich fort in der Nationalerziehung. Das wissenschaftliche Bewußtsein dieser Nationalerziehung ist aber die Nationalpädagogik. Ihre Aufgabe ist es, Ursprung, Wesen und Richtung der nationalen Humanitätsbildung zur klaren Erkenntnis zu erheben und dem geistigen Erzieherstande des Volkes zu vermitteln. Dies und nichts anderes ist im Unterschiede von den Fachwissenschaften die Obliegenheit der akademischen Pädagogik Zum Nationalstaat gehört notwendig die Nationalpädagogik.

Das ist der Punkt, an dem vor allen Dingen der Hebel anzusetzen ist, wenn unser humanistisches Bildungswesen endlich in sichere Bahnen gelenkt werden soll. Ist der Gegenstand dieses Humanismus aber die nationale Persönlichkeitsbildung auf der Grundlage der universellen Geisteskultur, so wird die Nationalpädagogik den Entwicklungsstand dieser staatsbürgerlichen Erziehung immer wieder nach den in ihr wirksamen Kategorien wissenschaftlich zu begründen haben. Ehe das nicht geschieht, wird auch die Schule nicht in der Lage sein, das im Dienste der Volksgemeinschaft zu leisten, wozu sie als deren öffentliches Erziehungsorgan berufen ist. Da es aber unseres Volkes unwürdig ist, noch länger die Hindernisse zu dulden, die dem Gedeihen des Schulwesens entgegenstehen, so möge uns endlich nach dem Kriege auch in diesem Punkte die sittliche Erneuerung beschert sein für die Durchführung der wahren Nationalerziehung. Denn jetzt oder nie wird endlich in Erfüllung gehen, was schon von einem Pädagogen des vorigen Jahrhunderts in hoffnungsvollem Schauen geäußert wurde, als er seinem Volke zurief: Im vollen Sinne wird Nationalbildung die Wohlgestalt sein, in welcher sich das in fortwährender Bewegung und Tätigkeit begriffene geistige Leben einer Nation, das Bewußtsein, das sie von sich hat, die Kraft, die sie in sich trägt, das Gefühl, welches sie erfüllt, nach allen Seiten zu tatkräftiger Aeußerung und Darstellung erhebt.

Germanen „die Echten“.

Eine These

Von

Professor Th. Birt.

Das Ausland glaubte uns leicht besiegen zu können und hielt uns Deutsche für moralisch erschlafft und entartet. Es hat sich gründlich getäuscht. Zum Entgelt für die gemeinen Verunglimpfungen unserer Feinde kehren wir gern in uns selber ein — eine Notwehr des Selbstgefühls — und vertiefen uns in das Wesen des Deutschtums. Aufsätze erscheinen hier und dort über den deutschen Geist, über Germanendämmerung und ähnliches, voll heißen Gefühls, voll Schwung und Inbrunst. Wir fragen statt dessen einmal, was eigentlich das Wort „Germane“ selbst heißt. Kaum einer ist sich darüber klar, und der Wortsinn ist doch so wertvoll und beherzigenswert. Denn Germanen heißt soviel wie „die Echten“. Nichts kann uns mehr ermutigen als das.

In der Tat, echt sind wir, wir dürfen uns dessen rühmen: d. h. zugleich selbst unverfälscht und Feinde jeder Verfälschung. Mag die Welt an Lügen ersticken: unsere deutsche Politik erweist sich als wahrhaftig und redlich; vor allem: wir sind auch heute noch wurzelechte Deutsche wie zur Zeit Blüchers und Luthers und zur Zeit Hermanns des Cheruskers, der die Legionen des Varus schlug.

Was heißt Germane? Ohne einigen Mühaufwand ist das nicht zu ermitteln, und wir müssen durch den Stacheldraht der Gelehrsamkeit hindurch, ehe wir die Position erobern, auf die es uns ankommt.*)

Das Wort ist nicht deutsch. Unsere Volksstämme nannten sich nur Chatten, Cherusker, Sygambrer, Alemannen, Franken, Sachsen,

---

*) Was ich hier gebe, soll anderenorts eine ausführliche Begründung erfahren.

aber ein zusammenfassender Name fehlte. Das ist bezeichnend für die Zersplitterung unserer Nationalkraft. Auch das Wort „Deutscher" — d. i. „der Völkische, der die Volkssprache spricht und den jeder versteht" — hat sich erst spät und langsam im Verlauf des Mittelalters durchgesetzt. Und wer spricht heute von Germanen? Nur schwungvolle Stilisten, Dichter und Gelehrte, nie das Volk selbst, und es hat das auch nie getan. Auch nicht zur Zeit der Römer und des Tacitus.

Das Wort schien ein Rätsel. Die Sprache selbst ist die Sphinx, die uns das Rätsel aufgibt. Aber ein Oedipus ist nicht nötig, der es uns löst. Man hat davon geträumt, „Germanus" komme aus dem Keltischen und bezeichne die Nachbarn oder gar die Schreier. Aber der nötigende Beweis dafür fehlt, und der weise Mann hat seine Hand zu lieb, um sie für solche Kombination ins Feuer zu legen. Wozu Vermutungen? Der alte Römer kannte den Sinn und Ursprung genau. In der antiken Literatur kommt das Wort auf. Nicht die Griechen, sondern die Römer haben es eingeführt. Also ist es römisch, Germanus so gut wie Romanus, Cumanus, Decumanus. Es ist eins der gewöhnlichsten lateinischen Vokabeln, und kein Zweifel kann darüber bestehen, daß die Römer, so oft sie gegen Germanen kämpften, an den ihnen ganz geläufigen Sinn des Wortes gedacht haben. Sie kämpften gegen die Echten. Es waren die Leute echter Herkunft. „Campanus germanus" heißt ein echter Campanier.*) Wenn Cicero findet, daß er sich einmal durch und durch wie ein Esel benommen hat, schimpft er sich selbst einen „asinus germanus".**) Das ist ganz unmißverständlich. Ein kluger und hochgelehrter Grieche, Strabo, läßt sich im Altertum wirklich einmal herbei, unseren Volksnamen zu besprechen, und er sagt uns eben dies. Das ist natürlich grundlegend. Die Römer haben, nach Strabos Zeugnis, den deutschen Stämmen den Namen gegeben; also ist das Wort lateinisch. Strabo teilt dann seinen griechischen Landsleuten auch noch mit, was nach seiner Meinung die Römer unter Germanen verstanden haben: griechisch „gnêsioi", also die Echten.***)

Und nun kommt Tacitus, der Mann der orakelhaften Kürze, und sagt uns folgendes: „Germane" sei gar kein Volksname, sondern

*) Cicero de lege agr. 2, 69.
**) Cicero ad Att. IV 5, 3.
***) Warum sagt Strabo p. 290 nicht gradezu, Germani heißt die Echten, sondern: es scheint mir, daß die Römer den Namen in diesem Sinne anwandten? Man muß wissen, daß „germani" eigentlich zwei Bedeutungen hat und auch „die leiblichen Brüder" heißen kann. Strabo will also sagen, nach seiner Meinung treffe in diesem Fall die letztere Bedeutung nicht zu.

nur eine engere Herkunftsbezeichnung („nationis nomen, non gentis“). In der Tat, das Wort gibt die Echtheit der Herkunft an.*) Und sodann die berühmten Worte: die Bezeichnung sei unserem Volk zunächst von seinem Besieger aus Angst beigelegt worden; dann hätten die Besiegten sie auch ihrerseits adoptiert (lateinisch: „ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur“). Das heißt: die besiegten Germanen, die massenhaft als Söldner bei den Römern in Heeresdienst traten und bald die beste Kraft des Römerheeres ausmachten, sie nannten sich, weil sie lateinisch sprechen mußten, nun auch selbst auf lateinisch Germanen.

Der Besieger aber hat damals den Namen aufgebracht. Wer also anders als der Römer, der die Cimbern und Teutonen schlug? Die Sache ist klar.**) Und eben daher kommt es, daß das Wort, wie ich schon sagte, in die Volkssprache der Deutschen nie Aufnahme gefunden hat. Unser Bauer nennt sich ebensowenig Germane, wie er etwa das Gaisblatt caprifolium nennt. Das freie Germanenvolk hat nie Latein gesprochen.

Warum sind nun aber gerade wir Deutschen die Echten? und warum hat uns der Römer aus Angst so genannt?

Die Antwort gibt die Kriegsgeschichte. Die Völkerkunde der Alten hatte den Norden Europas noch wenig erforscht. Für alle Nordvölker an der Seine und Rhone, Weser und Elbe und am Rhein galt im Ramsch der Name Gallier. Es sind überall nur „Galli“. Erst während der Germanenkriege stellte sich die ethnographische Eigenart der Deutschen heraus. Man empfand den Unterschied, aber man hatte keinen Namen für sie. Da war es der römische Soldat, der zuerst den Ausdruck prägte.

---

und man habe hier die allgemeinere Bedeutung, nämlich „die Echten“, anzuerkennen. Auf diese Weise erklärt sich die vorsichtige Art seiner Mitteilung höchst einfach. Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde II, S. 190) und andere Gelehrte haben dies völlig mißverstanden.

*) Die Etrusker waren z. B. ein gentis nomen, nach Livius V 33, 7; anders also die Germanen.

**) Es bestand die gelehrte Kunde, daß in Urzeiten auch die Gallier einmal die Germanen besiegt haben sollten (vergl. Cäsar VI 24; Weißenborn zu Livius V 34, 4). Hätte aber Tacitus an diese seltene Notiz gedacht, so würde er das deutlich gemacht haben. Wo schlechthin vom victor Germanorum geredet wird, konnte jeder Römer dabei nur an das ihm Geläufige, an den Römer selber denken. O. Hirschfeld, Kleine Schriften (1913) S. 360, denkt sich, der gallische Stamm der Tongri habe die Germanen Germanen genannt und sie damit als „die echten Brüder“ der Gallier bezeichnen wollen; er traut also dem Tacitus die seltsame Annahme zu, daß die Tongri sich dabei nicht ihrer eignen, gallischen Sprache bedienten, sondern ein lateinisches Wort heranholten; denn nur im Latein hat das Wort diese Bedeutung.

Es handelt sich um die Wildheit der gallischen Völker, um den Gallierschrecken. Der furchtbare Brennus hatte mit seinen Galliern einst Rom verbrannt: die einzige Einnahme Roms, von der die Weltgeschichte wußte. Der Tag, wo Brennus an der Allia siegte, stand noch nach Jahrhunderten als Gedenktag des Unheils im Kalender Roms. Auch als Bundestruppen des bösen Hannibal erwiesen sich die Gallier für Rom noch furchtbar genug. Danach aber, als die Römer im Jahre 122 v. Chr. in Südfrankreich die Provence mit Arles (die Gallia Narbonensis) in Besitz nahmen, war der Widerstand, den sie fanden, überraschend gering; es war aus den Galliern, wie die Römer glaubten, ein schlaffes Geschlecht geworden: unecht und aus der Art geschlagen. Die übrigen Gallier in Frankreich aber, die mit den langen Haarmähnen einhergingen, galten noch längere Zeit für wild und gefährlich, besonders die in den Ardennen hausten (die Tongri und Eburones).

Diese gefürchteten Gallier hießen nun die echten; sie hießen „Galli germani". Von dieser Wortverbindung ist auszugehen. Germani ist nichts als ein Eigenschaftswort und Galli ist dazu zu ergänzen. Eben dies bezeugt Strabo (durch die Wortverbindung ὡς ἂν γνησίους Γαλάτας φράζειν βουλόμενοι) auf das bestimmteste, und eine lustige Stelle im Seneca bringt die schlagende Bestätigung. Es lohnt sie zu betrachten.

Sie steht in der berühmten Satire des Seneca auf den blutdürstigen römischen Kaiser Claudius. Dieser schreckliche Mann ist in Lyon geboren. Lyon lag aber nicht in der zahmen Provence, sondern 16 Meilen nördlich davon, und Seneca sagt daher witzelnd von ihm, er ist von Herkunft „Gallus germanus"; und er erklärt das alsdann ausdrücklich mit dem Rückblick auf Brennus: dieser Claudius sei einer von der echten Rasse der unbesiegbaren Gallier, die unter Brennus Rom einnahmen. So wie der alte Brennus, der das getan, so ist jetzt auch Kaiser Claudius „ein Gallier von der echten Sorte", ein Gallus germanus; denn auch er hat sich Roms bemächtigt, um es zu mißhandeln.*)

Galli germani war also eine übliche Wortverbindung, um die unbezwingliche Wildheit der Gallier zu bezeichnen. So braucht die Verbindung Strabo, so Seneca. Davon ist auszugehen.

---

*) Die hübsche und für unseren Gegenstand überaus wichtige Stelle lautet: „Luguduni natus est Marci municipem vides. Quod tibi narro: ad sextum decimum lapidem natus est a Vienna, Gallus germanus. Itaque quod Gallum facere oportebat, Romam cepit."

Das Eigenschaftswort „germani“ wurde nun im massenhaften täglichen Gebrauch zum Nennwort erhoben, und man sagte kurzweg „die Echten“, so wie man z. B. von „den Blauen“ und „Roten“ sprach und darunter Kutscher verstand, die in der Rennbahn Farben trugen. Es sind die echten Brennusleute, die ihre alte sieghafte Art noch bewahrt haben.

Daß darin sprachlich gar nichts Auffälliges liegt, wird jeder Kenner des Latein zugestehen. Es gibt aber zum Ueberfluß noch eine ganz zwingende Analogie. In der römischen Völkerkunde ist der Ausdruck „Germanen“ noch einmal auf einem ganz anderen Gebiet verwendet worden. In Spanien wohnte am Guadalquivir (der Fluß heißt im Altertum Baetis) das Volk der Oritaner. Plinius meldet uns, daß es von ihnen zwei Sorten gab; die einen hießen die Mentesani, die aber daneben auch Oretani genannt wurden; die andern waren die eigentlichen Oretani, und diese letzteren hießen nun darum auch „die Germanen“ (qui et Germani cognominantur). Dies waren eben die „echten“ und eigentlichen Oritaner. Der Wortsinn ist auch hier wieder so klar wie möglich, und überdies sehen wir hier deutlich, daß „germani“, wie Plinius sich ausdrückt, kein „nomen“, sondern nur ein „cognomen“ ist.*)

Als Julius Cäsar Frankreich erobert, in den Jahren 58—51 v. Chr., hat sich die Bezeichnung „Germani“, wie Cäsars Bellum Gallicum uns lehrt, für gewisse Völker, mit denen er dort in Berührung kam, schon ganz festgesetzt. Nur wird sie von ihm, ohne sichere ethnographische Unterscheidung der Volksarten, gelegentlich auch noch auf linksrheinische, in Frankreich seßhafte Stämme, die sich durch Widerstandskraft auszeichneten, angewandt. Aber diese Widerstandskraft bewährte sich nicht recht. Cäsars Siege über die Gallier waren verhältnismäßig leicht und dazu vollkommen durchschlagend. In 7 Jahren hat er ganz Frankreich bis an die Küsten und nach Belgien unterworfen. Muß es nicht in der Tat befremden, daß eine so gewaltige Bevölkerungsmasse, die den Boden ganz Frankreichs innehatte, dazu ein Volk von hoher geistiger Begabung, im Verlauf von 7 Jahren besiegt, seitdem für immer und endgültig unterjocht blieb, sich nicht mehr rührte und seine nationale Eigenart nie wieder kriegerisch zur Geltung zu bringen versucht hat?

Die römischen Soldaten hatten keinen Sinn für die komplizierten kriegsgeschichtlichen Abwandlungen seit der Zeit des Brennus. Die

*) Plin. nat. Hist. III 25; vergl. Ptolemäus II 6, 59; Müllenhoff hat S 193 auch dies nicht richtig aufgefaßt.

Gallier waren gewiß tapfere und tüchtige Krieger geblieben, aber sie waren in der Epoche Cäsars nur eine an Zahl geringe Ritterschaft, genau wie im Zeitalter des Brennus, während Rom jetzt mit großen Massenheeren zu operieren vermochte. Daher der relativ leichte Sieg Cäsars, den die römischen Soldaten aber, was psychologisch leicht erklärbar, so auffaßten, als hätten die Gallier ihrer Tage mit dem Sieger Brennus nichts gemein.

Anders wir Deutschen. Ich meine die sogenannten „Galli" östlich des Rheins: Ariovist, der König der „Echten", rex Germanorum! Auf den Schrecken kommt es an. Cäsar ist ehrlich genug, uns den Schrecken zu schildern, der seine nächste Umgebung, die vornehmen Herren Römer, und auch die Legionen selbst beim Anblick der Ariovistleute und bei der Aussicht, mit ihnen kämpfen zu sollen, befiel. Die feinen Präfekten*) und sonstigen Vornehmen wollen sich schnell drücken und nach Rom abreisen; andere verkriechen sich in ihre Zelte und weinen und jammern da vor Angst; aber auch die Soldaten selbst weigern sich geradezu, zu schlagen.

Es war die bewußte oder instinktive Furcht vor der, gleich den Römern, mit Massenheeren auftretenden germanischen Kriegsverfassung, wie auch vor der Wildheit dieser geborenen Krieger. Aber man bemerkte zugleich auch schon den Rassenunterschied. Diese Feinde waren anders als die Gallier Frankreichs; sie waren größer und wuchtiger, und dazu blond und blauäugig.

Man höre, was bald nach Cäsars Kriegen Strabo schreibt, und hier ist der Ort, seine Worte endlich genauer mitzuteilen: „Gleich jenseits des Rheins nach Osten zu wohnen die Germanen, die von dem Galliervolk sich nur wenig unterscheiden, und zwar durch größere Wildheit, größere Gestalt und blonde Haare, während sie im übrigen an Erscheinung, Sitten und Lebensart so sind, wie ich es von den Galliern ausgesagt habe. Dies ist daher, wie mir scheint, der Grund, weshalb die Römer ihnen den Namen gegeben haben; sie wollten sie als die echten Gallier bezeichnen. Denn „Germani" heißt in der lateinischen Sprache echt."

Jedoch ist der Schreckensname „die Echten" nicht zur Zeit Cäsars, er ist schon 50 Jahre früher in Rom aufgekommen.

Wir denken an den Cimbern- und Teutonenschrecken. In den Jahren 113—101 v. Chr. überfiel er Rom mit jenen Urvölkern des Nordens, die sich damals in Norditalien ergossen und

*) Cäsar I 39, 2.

die stolze Hauptstadt selbst bedrohten. Ein Grausen befiel da die Herren der Welt. Man sah wirklich im Geist — das wird uns gesagt — Brennus mit seinen Galliern wiederkehren. Marius wurde der Retter Roms, und er wurde damals ausdrücklich mit Camillus verglichen, der Rom einst vor Brennus gerettet hatte. Und eben dies war nun auch die Zeit, wo zuerst das Wort: „das sind die Echten!“ erscholl. Die Cimbern und Teutonen galten bei den Alten durchaus als Gallier, aber sie hießen zugleich auch die Germanen. Kein geringerer als Posidonius bezeugt uns das.*) Der römische Soldat, „der Sieger“, nannte damals „aus Angst“ die Nordländer, die er besiegte, die Echten.

Das Wort „Germani“ kommt vor dem Cimberneinfall überhaupt nicht vor; es kommt zuerst vor unmittelbar nach diesem erschütternden Ereignis. Also ist die Benennung damals entstanden.

Es mag befremden, daß die alten Schriftsteller, besonders die griechischen, so häufig die Ausdrücke vermischen und deutsche Völkerstämme auch noch späterhin zu den Galliern zählen. Jedoch erklärt sich das aus dem Gesagten auf das natürlichste. Der eine Zeuge sagt uns z. B., Cimbern bedeute in der gallischen Sprache „die Räuber“; der andere Zeuge, Cimbern bedeute in der germanischen Sprache die Räuber. Darin liegt, wie wir nun erkennen, kein Widerspruch.

Im offiziellen Sprachgebrauch des römischen Staates und des Heeres aber hat sich das Wort „Germanen“ im Verlauf des 1. Jahrhunderts v. Chr. bald genug durchgesetzt; das zeigen uns die Bücher Cäsars, während ein Mann wie Cicero sich noch frei bewegt und die Unterscheidung keineswegs durchführt. Mehr und mehr ging dann den Alten auch der tiefer greifende ethnographische Unterschied zwischen Germanen und Galliern auf, und dazu hat natürlich auch die so auffallend rasche Romanisierung der Völker Frankreichs viel beigetragen; im Auftreten der Menschen, in ihrer Erscheinung und Sitte steigerte sich durch sie der Abstand; dies sagt schon Cäsar selbst (VI 24). Denn die Germanen östlich des Rheins entzogen sich zunächst noch für lange Zeiten dem verweichlichenden und nivellierenden Einfluß der römischen Kultur. Sie waren und blieben

*) Bei Athenaeus p. 153. Es ist befremdlich, daß und wie Müllenhoff dies fundamentale Zeugnis wegzukorrigieren wagte. Leider hat sich Hirschfeld ihm angeschlossen. Das angeführte Zeugnis wird durchaus nicht dadurch beeinträchtigt, daß der gelehrte und sorgfältige Posidonius die Germanen, um sie ethnographisch zu charakterisieren, außerdem noch als „Keltoskythen“ bezeichnet hat.



frei, ihre Gebiete ein undurchdringliches freies Land vom Rhein bis zur Weichsel.

So hat sie der große Trajan, so hat sie auch Tacitus gesehen, und die Angst vor ihnen erlosch noch immer nicht; sie war in Trajans Zeiten so wach wie je. „Man verhüte, daß ihre Stämme sich einigen", so schreibt Tacitus warnend in seiner „Germania". Mit merkwürdigem Eifer aber bemüht sich derselbe Tacitus, nachzuweisen, daß wir Deutschen kein Mischvolk, daß wir auch nicht etwa zugewandert, sondern in unserer wolkenverhängten hercynischen Heimat von Urzeiten her bodenwüchsig sind: wir sind für ihn eben die Echten, wir sind durchaus eine Vollblutrasse, ganz unverfälscht und rein, dazu obendrein auch reich an unverfälschter Tugend! Mit Sorge und Neid blickt der Römer auf uns hin.

Die Deutschen Autochthonen? Wir denken davon jetzt anders, aber wir lesen es gerne.

Und dies freie Land, das die Römer zu jenen Zeiten „Germania" nannten, wurde nun unser deutsches Vaterland, das eigentliche Land der Echten. In der Tat, der Name hat sich im Gang der Weltgeschichte bis heute herrlich bewährt.

Schon Hermann, der Cherusker, war Roms echter und rechter Schrecken gewesen; und 400 Jahre später eroberten die wandernden deutschen Stämme wirklich das gewaltige Römerreich, als die wahren, die echten Nachfolger des Brennus, der einst in Urzeiten Rom mit seinen Galliern bezwang. Jetzt nahm Alarich, der Gote, Rom; tausend Jahre später taten die gefürchteten deutschen Landsknechte unter Karl V. dasselbe. Und in gleichem Sinne sind wir Deutschen auch heute noch Germanen und nennen uns so mit Stolz.

An Frankreichs Wiege steht die Knechtung. Cäsar hat, wie gesagt, Frankreich dereinst in 7 Jahren unterjocht, und es wurde danach gleich gründlich latinisiert und blieb von dem Moment an widerstandslos dauernd von Rom geknebelt. Damit nicht genug; hernach knechteten es nochmals die Franken, und der Name „la France" hat die Erinnerung daran in alle Zukunft getragen. An Deutschlands Wiege steht die Freiheit. Freilich hat späterhin Napoleon unser Vaterland genau in der gleichen Zahl von Jahren wie Cäsar Gallien unterworfen (1806—1813); unsere Großväter und Urgroßväter haben es noch erlebt. Aber Deutschland hat sich gegen den Bezwinger erhoben und ihn vernichtet. Die deutsche Freiheit, die unbezwingliche, erwachte neu: Wille zur Freiheit, Kraftüberschwang, Furor teutonicus. Und hier dürfen wir, bevor

wir von unsrer Betrachtung ausruhen, unsers Bismarck gedenken. In Bismarck, dem blauäugigen Hünen, hat sich eben dies unser urwüchsiges Kraftgefühl, unser ganzes Germanentum wundervoll verkörpert; es ist in ihm zur Person geworden. Wir erinnern uns nur an das Eine, wie Bismarck den Franzosen im Februar 1871 den Frieden diktierte, indem er das starke Wort: „Nicht der Sieger hat nachzugeben, sondern der Besiegte", in die Wagschale warf. Dem Franzosen stürzten die Tränen. Da war Bismarck „der Echte", da war er der Brennus. Mit Recht erinnert daran einer seiner Biographen: „Einst hatte Brennus im eroberten Rom, als der Loskaufpreis dargewogen wurde, ein Schwert mit in die Wagschale geworfen, damit es auch noch mit Gold aufgewogen werde, und den Römern zugerufen: vae victis! Nun erfuhren die neuen Gallier dasselbe, aber in verbindlichster Form, von dem Staatsmann der Germanen." *) Ein bedeutsamer Vergleich, der gleichsam das Ende mit dem Anfang verbindet.

Seitdem ist Neudeutschland erstanden, unser neues Kaiserreich. Eine Welt voll Haß und Lüge hat sich gegen uns erhoben; wir aber werden uns auch jetzt zum Schrecken der Romanen als die Echten, das heißt die Unbesieglichen, bewähren.

*) G. Egelhaaf: Bismarck. Stuttgart 1911, S. 291.

Der Staat und die Elektrizitätsversorgung.*)

Von

Dr. Ing. Gustav Siegel.

Bei der Neuordnung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse nach glücklicher Beendigung des Krieges wird die Elektrizität in zweifacher Beziehung eine hervorragende Rolle spielen. Einmal wird sie noch weit mehr als bisher in Industrie und Landwirtschaft menschliche Arbeitskraft und andere Licht- und Kraftquellen ersetzen, d. h. in der Einzelwirtschaft eine vermehrte Anwendung finden; zugleich wird sich — nach früheren Andeutungen der Regierungsorgane und nach den zahlreichen Aeußerungen und Anregungen der Presse aller Parteien zu schließen — auch der Staat mit dieser wichtigen Naturkraft näher befassen, in der Absicht, sie in irgendeiner Weise unmittelbar für sich nutzbar zu machen. Soweit ihre vermehrte Anwendung in der Einzelwirtschaft in Frage kommt, liegt zurzeit keine Veranlassung vor, sich in der Oeffentlichkeit mit ihr zu beschäftigen, es geschähe denn durch den stets wiederholten eindringlichen Hinweis, daß größere Ausbreitung der elektrischen Arbeit sowohl eine Verdrängung ausländischer Betriebsstoffe als auch eine Ersparnis an vaterländischen Energiequellen bedeutet. Was aber das Verhältnis des Staates zur Elektrizitätsversorgung betrifft, so erscheint es angesichts der wirtschaftlichen und politischen Tragweite dieser Angelegenheit erforderlich, sich schon jetzt eingehend damit zu

---

*) In diesen Blättern ist bereits in früheren Jahren zu dem Verhältnis des Staates gegenüber der Elektrizitätsversorgung Stellung genommen worden. Band 134, S. 84, Oktober 1908, hat Hjalmar Schacht Zusammenfassung der Erzeugung unter Kontrolle und Beteiligung des Staates empfohlen.

Band 137, S. 458, September 1909, äußerst sich von Dewitz zu der Besteuerung der Elektrizität; er empfiehlt, von Staats wegen für bestimmte Gebiete große Unternehmungen zu konzessionieren und hierfür entsprechend der Verbilligung durch Vergrößerung des Abnehmerkreises einen Anteil von den Einnahmen an den Staat abzuführen.

befassen, zumal man bei den bisherigen Erörterungen nicht überall der wünschenswerten Einsicht in die Verhältnisse begegnet.

Zur Beurteilung der Gründe, die ein Eingreifen des Staates bei der Elektrizitätsversorgung herbeiführen können, der Wege, die hierzu dienen, und der Folgen, die sich hieraus ergeben können, ist es notwendig, sich ihre bisherige Entwicklung zu vergegenwärtigen.

I.

Drei Zeiträume sind hier deutlich zu unterscheiden. Der erste Abschnitt reicht etwa von der Gründung der Berliner Elektrizitäts-Werke bis zum Jahre 1890; er kann als die Zeit des technischen und wirtschaftlichen Versuches bezeichnet werden. Die zweite Periode ist etwa bis zum Jahre 1900 zu rechnen; sie ist gekennzeichnet als die Zeit des Ausbaues der Ortszentralen, die elektrische Beleuchtung wird allmählich von einer Luxusbeleuchtung zu einer Nutzbeleuchtung, der Elektromotor erobert sich das Gebiet des Kleingewerbes. Der dritte Zeitraum endlich umfaßt die Entwicklung und das Aufblühen der Ueberlandzentralen, das elektrische Licht wird zur allgemeinen Gebrauchsbeleuchtung, die Elektrizitätswerke werden die gemeinsamen Kraftquellen der Landwirtschaft und der Industrie.

Das Zeitalter der Elektrizitätsversorgung wird eingeleitet durch die Gründung der Berliner Elektrizitäts-Werke. Kaum war durch Edisons Erfindung einer leicht teilbaren Lichtquelle, der Glühlampe, und durch die Erwerbung seiner Patente für Deutschland die Möglichkeit gegeben, die elektrische Beleuchtung bei zentralisierter Erzeugung des elektrischen Stromes einem größeren Kreise dienstbar zu machen, als privater Unternehmungsgeist alsbald das Wagnis unternahm, diese Möglichkeit in die Tat umzusetzen. So sind als erstes größeres Unternehmen in Deutschland, das unter Benutzung öffentlicher Straßen, wenn auch zunächst in begrenztem Umfang, elektrische Arbeit an jedermann gegen Entgelt abgab, im Jahre 1884 die Berliner Elektrizitäts-Werke, ausgestattet mit dem für damalige Verhältnisse beträchtlichen Kapital von 3 Millionen Mark, entstanden. Es ist nicht unnötig, darauf hinzuweisen, daß in dem überhaupt ersten Vertrag, der über die Elektrizitätsversorgung zwischen einer Stadtverwaltung und einer Unternehmerfirma geschlossen wurde, der ersteren bereits weitgehende Rechte eingeräumt waren, nämlich eine Beteiligung am Bruttoertrag sowie am Reingewinn, ferner ein Mitbestimmungsrecht an den Tarifen und schließlich das Recht auf

Uebernahme der Anlagen. Das gesamte Wagnis dagegen blieb dem Privatunternehmer allein überlassen. Trotz anfänglich geringer Erträgnisse arbeitete die Gesellschaft unbeirrt weiter an der technischen und wirtschaftlichen Verbesserung ihrer Anlagen, und hatte sie bereits nach einigen Jahren so entwickelt, daß sich Edison bei einem Besuche Berlins im Jahre 1887 zu der Aeußerung veranlaßt sah, er habe in Berlin zum ersten Male gesehen, wie man Elektrizitätswerke bauen müsse.

Dem Beispiel der Berliner Elektrizitäts-Werke folgend, fanden sich in den nächsten Jahren weitere Privatunternehmer, die entweder das Wagnis der Kapitalsanlage oder des Betriebes (durch Pachtung) auf sich nahmen; nur wenige öffentliche Körperschaften entschlossen sich, dem Beispiele industriellen Unternehmungsgeistes zu folgen und auf eigene Gefahr ihre Gemeindebezirke mit Elektrizität zu versorgen. Vielfach geschah dies jedoch mehr zur Beschaffung einer ausreichenden Straßenbeleuchtung als zur allgemeinen Versorgung der Einwohner.

Später machten sich die größeren Städte die gesammelten Erfahrungen zunutze und gingen, auf den günstigen Ergebnissen und häufig auf weitgehenden Garantien der Privatindustrie fußend, dazu über, Elektrizitätswerke auf eigene Rechnung zu erbauen und zu betreiben. So waren im Jahre 1900 nach einer Statistik der Elektrotechnischen Zeitschrift außer zahlreichen kleineren Ortschaften etwa 76 Städte mit mehr als 30 000 Einwohnern mit Elektrizitätswerken ausgestattet, davon standen etwa 36 in der Verwaltung privater Unternehmer. Wie weit auch jetzt noch dem privaten Unternehmungsgeist die Führung und das größere Wagnis überlassen blieb, geht daraus hervor, daß von den Städten mit weniger als 100 000 Einwohnern, bei denen der Erfolg einer Elektrizitätsversorgung noch als unsicher angesehen wurde, 26 in privater und nur 13 in städtischer Verwaltung waren. Die Frage, ob die Elektrizitätsversorgung in städtischem oder privatem Eigentum zu betreiben sei, ist schon damals vielfach umstritten worden; man ließ es schließlich bei der Erkenntnis bewenden, daß die Entscheidung von den örtlichen Verhältnissen abhängen müsse; man zog es, wo der technische oder wirtschaftliche Erfolg nicht von vornherein gesichert erschien, vor, die Elektrizitätsversorgung privaten Händen zu überlassen. Niemals ist in dieser Zeit irgendwo eine berechtigte Klage laut geworden, daß etwa die Verbraucher in Werken mit privater Verwaltung ungünstiger gestellt seien als in solchen mit öffentlicher Verwaltung; vielmehr bemühten

sich die Privatwerke allerorts, durch Anwendungen technischer Verbesserungen, durch Strompreisermäßigungen und sonstige Bezugserleichterungen die elektrische Beleuchtung, die bisher ausschließlich dem Luxusbedürfnis einzelner oder öffentlichen Zwecken diente, allmählich zur Nutzbeleuchtung werden zu lassen und vor allen Dingen dem Handwerk den elektrischen Betrieb zugänglich zu machen.

In dieser Periode handelte es sich mit wenigen Ausnahmen um die Versorgung einzelner Ortschaften, um die Erzeugung der elektrischen Arbeit in unmittelbarer Nähe des Verbrauches, meist unter Verwendung einer größeren Zahl kleinerer Maschineneinheiten. Die Erzeugungskosten waren infolgedessen verhältnismäßig hoch, so daß eine Versorgung der Industrie in größerem Maße ausgeschlossen war und die Werke sich auf die Lieferung von Licht und Kraft für kleingewerbliche Anlagen beschränken mußten.

Der Grundstein für die weitere Entwicklung war bereits im Jahre 1891 durch den mit einem vollen Erfolg durchgeführten Versuch der Kraftübertragung Lauffen—Frankfurt gelegt worden. Geniale Erfinder- und Forschertätigkeit, opferbereiter privater Unternehmungsgeist, werktätige Unterstützung der Behörden wirkten mit einer unablässig verbesserten Fabrikation zusammen, um diesem Versuch ein glänzendes Ergebnis zu sichern. Dadurch wurde der Beweis für die technische und wirtschaftliche Möglichkeit erbracht, die Energiequellen an ihrem Fundort selbst zur Krafterzeugung auszunutzen und die so gewonnene elektrische Arbeit unter Anwendung von Hochspannung auch den weit entfernten Arbeitsstätten zuzuführen. Von den 25 Ueberlandzentralen, die auf Grund dieser Versuche vor dem Jahre 1900 entstanden, ist zunächst nur eine durch öffentliche Körperschaften errichtet worden. Privater Unternehmungsgeist dagegen scheute keine Kosten, die naturgemäß zahlreich zutage tretenden Schwierigkeiten zu überwinden, technische Verbesserungen einzuführen, den verwandten und beteiligten Industrien neue Anregungen zu geben, die Betriebsführung auszugestalten, neue Tarife einzuführen und durch andere Maßnahmen dem Bedürfnis der Verbraucher entgegenzukommen. Durch jahrelange unermüdliche Tätigkeit, getragen von der Finanzkraft und gestützt auf die Erfahrungen der elektrotechnischen Industrie, vermochten diese Unternehmungen einen Grad technischer und wirtschaftlicher Vervollkommnung zu erreichen, der sie befähigte, diejenigen Aufgaben zu erfüllen, die ihre überragende wirtschaftliche Bedeutung begründeten, nämlich neben der Licht- und Kraftlieferung

an Kleinverbraucher die Versorgung der Landwirtschaft und der Industrie zu übernehmen. Diese Entwicklung beginnt ungefähr zu Anfang des vergangenen Jahrzehnts; wie sie seitdem fortgeschritten, zeigen am besten die Zahlen der nachfolgenden Aufstellung. Den Angaben der öffentlichen Werke, d. h. derjenigen Unternehmungen, die elektrische Arbeit verkaufen, sind einige Angaben über eigene Anlagen industrieller Werke gegenübergestellt, um zu zeigen, welch großes Feld den öffentlichen Werken zu erobern noch übrig bleibt.

Jahr	Zahl der öffentlichen Elektrizitätswerke	Zahl der versorgten Ortschaften	Gesamtanschlußwert in 1000 kw	Maschinenleistungsfähigkeit in 1000 kw		Nutzbar abgegebene Kwstd. in Mill.	
				der öffentlichen Werke	der Einzelanlagen	der öffentlichen Werke	der Einzelanlagen
1905	1175	2000	650	520	3000	480	3000
1907	1530	3300	1100	730	3900	730	3700
1909	1978	4600	1870	1000	5100	1200	5000
1911	2526	10500	2480	1300	6600	1800	8000
1913	4040	12650	3730	2000	8000	2800	10000

Die technischen Grundlagen zu diesem Aufschwung sind zumeist von der elektrotechnischen Industrie geschaffen worden. Zum nicht geringen Teil ist daran auch die Erfindung der Metalldrahtlampe beteiligt, durch die es ermöglicht wurde, das elektrische Licht an Stelle von Petroleum zur Lampe des armen Mannes werden zu lassen. Ist die Petroleumbeleuchtung schon in den letzten Jahren immer mehr zurückgedrängt worden, so hat in der Kriegszeit die mangelnde Zufuhr diesen Vorgang noch beschleunigt, so daß dort, wo andere Beleuchtungsquellen, namentlich Elektrizität und Gas, zur Verfügung stehen, das Petroleum als Lichtquelle allmählich verschwinden wird. Die mächtige Steigerung des Stromabsatzes indes ist darauf zurückzuführen, daß die Elektrizität in Gewerbe und Industrie die eigene Krafterzeugung allmählich verdrängt. Dies konnte aber nur geschehen, nachdem die Vervollkommnung der Hochspannungsanlagen und die auf die Ausbildung der Turbodynamos beruhende Zusammenfassung der Betriebsmittel in einem vorher unbekannten Umfang durch die technische Leistungsfähigkeit der Privatindustrie ermöglicht worden war. So sind die gewaltigen Ueberlandwerke in Schlesien, Sachsen und im Rheinland entstanden. Nahe dem Gewinnungsort der Kohle wird in Maschineneinheiten, deren jede für sich größer ist als der frühere Kraftbedarf ganzer Pro-

vinzen, unter Ausnutzung aller Fortschritte, die die Technik in den letzten Jahren geschaffen, unter möglichster Einführung selbsttätiger Betriebsweise die elektrische Arbeit zu so niedrigen Preisen erzeugt, daß vielleicht industrielle Unternehmungen größten Umfangs gleich große oder gar niedrigere Erzeugungskosten aufweisen können, einzelne Elektrizitätswerke für Gemeinden, Städte, ja für größere Gebiete, aber nicht in der Lage sind, auch nur unter annähernd gleich günstigen Bedingungen elektrische Arbeit zu erzeugen.

Das wesentlichste Kennzeichen dieser Stufe der Elektrizitätsversorgung ist die weitgehende Zusammenfassung der Stromerzeugung unmittelbar an den Kraftquellen unter Ausgleich der Belastungsverhältnisse durch zweckmäßige Verteilung. In dieser Hinsicht stehen wir erst am Anfange der Entwicklung; ihre weitere planvolle Durchführung wird namentlich nach dem Kriege von größter Wichtigkeit sein, denn sie bedeutet Ersparnis an Nationalvermögen, nicht bloß an unseren Naturkräften, sondern auch an Menschenarbeit.

In diesem letzten Zeitraum der Entwicklung ist die Frage, wer Träger der Elektrizitätsversorgung sein solle, heftiger denn je umstritten worden. Was die Versorgung der abgeschlossenen Gemeindebezirke betrifft, so ist die tatsächliche Entscheidung zugunsten gemeindlichen Betriebes gefallen. Weitaus die größte Zahl der Ortszentralen befindet sich im Besitze der Gemeinden; wo mit Privatgesellschaften Verträge abgeschlossen waren, haben die Gemeinden vielfach die erste sich bietende Gelegenheit ergriffen, um sich die Verfügung über die zu günstiger Entwicklung gebrachten Werke zu sichern. Andererseits haben aber auch zahlreiche Städte die Ueberlegenheit privater Unternehmertätigkeit anerkannt und dieser aufs neue ihre Werke anvertraut. In anderen Fällen hat der Wunsch der Städte, sich an der Finanzierung, der Verwaltung und den Erträgnissen in umfangreichem Maße zu beteiligen, zu einer neuen Form der Geschäftsführung, der sogenannten gemischtwirtschaftlichen Unternehmung, geführt, die unter den obwaltenden Umständen eine glückliche Lösung der Unternehmerfrage darzustellen scheint. Alle auf dieser Form begründeten Betriebe haben sich bis jetzt bewährt und gerade die beteiligten öffentlichen Körperschaften haben dies ausnahmslos anerkannt.

Hatte sich in den früheren Entwicklungsstufen der Elektrizitätsversorgung der Kampf um die Verwaltung hauptsächlich zwischen Privatindustrie und Gemeinden abgespielt, so schickten sich mit der Ausbreitung der Ueberlandzentralen auch die öffentlichen Körper-

schaften höherer Ordnung, die Kreise, Provinzen und Staaten, an, in die Elektrizitätsversorgung einzugreifen. Hierzu waren sie in der Lage und veranlaßt, einmal als die Inhaber der Verfügungsgewalt über ihre öffentlichen Verkehrsräume, die zur Leitungsführung benötigt werden, dann aber auch in der Erkenntnis der großen wirtschaftlichen Bedeutung, die der Elektrizitätsversorgung sowohl für den Unternehmer als auch für den Verbraucher zukommt. Daher haben sich die Regierungen und Parlamente fast sämtlicher deutschen Staaten bereits mit der Elektrizitätsversorgung beschäftigt und sie in bestimmter Richtung zu beeinflußen gesucht. So ist von der bayerischen Regierung ein Generalplan für die Versorgung des Landes aufgestellt worden, demzufolge das gesamte bayerische Gebiet innerhalb einer gewissen Zeit vollständig mit elektrischer Arbeit versorgt werden soll. Die Regierung hat aber erklärt, daß sie hierbei nicht auf die Mithilfe der großen Privatgesellschaften verzichten kann. In der Tat sind alle großen Unternehmungen in Bayern unter der Mitwirkung der Privatindustrie zustande gekommen, und werden von ihr betrieben. Lediglich den Ausbau der Walchenseekraft und anderer Wasserkräfte hat sich die Regierung vorbehalten. In sämtlichen über die Elektrizitätsversorgung abgeschlossenen Verträgen hat die bayerische Regierung sich sowohl ein Aufsichtsrecht über die Betriebsführung als auch ein Mitbestimmungsrecht über die Stromlieferungsbedingungen gesichert; wesentlich ist ferner, daß dem Staate oder anderen öffentlichen Körperschaften das Recht zuerkannt ist, an einem verhältnismäßig früh angesetzten Zeitpunkt die gesamten Unternehmungen käuflich zu erwerben. — In ähnlicher Weise ist Baden vorgegangen, indem es nicht nur Richtlinien für die weitere Versorgung des Landes aufgestellt, die hauptsächlichsten Grundsätze für die mit den Gemeinden abzuschließenden Verträge festgelegt, sondern sich auch entschlossen hat, mit der Absicht, dem Lande billige elektrische Arbeit zur Verfügung zu stellen, die Wasserkräfte der Murg auf eigene Kosten auszubauen und den Betrieb dieses Werkes zu übernehmen. Württemberg hat nur allgemeine Grundsätze über den Abschluß von Verträgen zwischen Unternehmern und Gemeinden aufgestellt, ebenso Elsaß-Lothringen. Im Königreich Sachsen hat man bisher hauptsächlich auf die Zurückdrängung und Hemmung privater Unternehmertätigkeit Gewicht gelegt und ist über ein Projekt, das die Zusammenfassung der gemeindlichen Elektrizitätsunternehmungen bezweckt, nicht hinausgekommen. Auch in diesem Projekt ist auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage die Errichtung großer Erzeugungs-

stätten an den Fundgruben der Kohle und der Weiterverkauf der elektrischen Arbeit im ganzen an die einzelnen Städte und Unternehmungen vorgesehen. Eine größere Zahl kleinerer Staaten hat sich über die Elektrizitätsversorgung des ganzen Landes mit leistungsfähigen Unternehmern geeinigt und sich hierbei Rechte für die Mitbestimmung an dem Ausbau und der Geschäftsführung des Unternehmens, sowie der späteren käuflichen Uebernahme der Anlagen vorbehalten, so Gotha, Lippe, Mecklenburg-Schwerin u. a. m.

In Preußen ist eine allgemeine Regelung der Elektrizitätsversorgung nicht zur Durchführung gelangt, wohl in der Erkenntnis, daß für einen Staat von dieser Größe sowohl in technischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht die Aufgaben noch nicht genügend geklärt und ihre Lösung zunächst dem Wagemut von Erwerbsgesellschaften oder anderen öffentlichen Körperschaften zu überlassen wäre. Doch haben die maßgebenden Behörden die Entwicklung niemals aus dem Auge gelassen, wie auch aus den wiederholten Verhandlungen über diese Frage im preußischen Abgeordnetenhaus, insbesondere in den Sitzungen vom 4.—6. März 1914 (Beratung des Antrages Hammer) hervorgeht. Der Herr Minister für Handel und Gewerbe hat damals Andeutungen gemacht, daß gesetzliche Maßnahmen in Vorbereitung seien, und es steht wohl mit diesen Verhandlungen im Abgeordnetenhaus in Verbindung, wenn dann Mitte des Jahres 1914 ein vertraulicher Erlaß der beteiligten Ministerien an die Oberpräsidenten erschienen ist, dessen Inhalt zwar öffentlich nicht bekannt geworden ist, dessen Wirkung sich aber in den Elektrizitätsunternehmungen sofort dadurch geltend gemacht hat, daß alle Ausdehnungsbestrebungen vorläufig gehindert bezw. an bestimmte Bedingungen geknüpft werden, wichtigere Fragen sogar von der Genehmigung des Ministers abhängig gemacht sind. Daneben hat auch Preußen, wie Bayern und Baden, den Ausbau geeigneter Wasserkräfte zur Elektrizitätserzeugung, sowie die Errichtung der Hauptfernleitungen und den Betrieb dieser Anlagen in den Kreis seiner staatlichen Tätigkeit aufgenommen. Unabhängig von diesen staatlichen Maßnahmen ist in Preußen die Elektrizitätsversorgung ganzer Provinzen und einzelner Kreise bereits durch das Eingreifen öffentlicher Körperschaften geregelt.

II.

Bietet diese Entwicklung Veranlassung zu weiterem Eingreifen des Staates?

Sicherlich sind schon manche und zwar recht gewichtige Gründe



finanzieller, politischer und sozialer Natur hierfür geltend gemacht worden, die reiflicher Ueberlegung wert sind.

Als einen der Hauptgründe hat man zunächst den Geldbedarf des Reiches und der Einzelstaaten bezeichnet. Daß ein solcher vorhanden ist, und voraussichtlich nach dem Kriege in wesentlich verstärktem Maße berücksichtigt werden muß, kann keinem Zweifel unterliegen. Fraglich ist nur, ob die Elektrizitätsversorgung als wesentliche Einnahmequelle dem Reiche oder auch den Einzelstaaten dienstbar gemacht werden kann. Die Beantwortung dieser Frage hängt davon ab, in welcher Form dies zur Ausführung käme. Davon wird später noch die Rede sein; hier sei nur darauf hingewiesen, daß der Gesamtumsatz an elektrischer Arbeit (Einnahmen der Elektrizität verkaufenden öffentlichen Werke, zuzüglich Stromselbstkosten der Einzelanlagen) zur Zeit ca. 7—800 Millionen Mark für das Jahr beträgt. Davon entfallen etwa 420 Millionen auf die Einnahmen der Stromlieferungsunternehmungen und etwa 350 Millionen auf die Einzelanlagen. Der bei den ersteren aus dem Verkauf der Elektrizität erzielte Unternehmergewinn hält sich durchschnittlich in verhältnismäßig engen Grenzen und bleibt hinter dem anderer Wirtschaftsgebiete nicht unerheblich zurück; bei den Einzelanlagen handelt es sich um Selbstkosten der von ihnen erzeugten elektrischen Arbeit, und somit ausschließlich um Ausgaben für ein wichtiges Produktionsmittel. Will also der Staat erhebliche Einnahmen aus der Elektrizitätsversorgung ziehen, so könnte dies unter den bestehenden Verhältnissen nur durch Schmälerung des Unternehmergewinnes und durch Belastung der Einzelanlagen geschehen, — es müßte sich denn ein völlig neuer Weg finden lassen, auf dem sich das Ziel, dem Staate aus der Elektrizitätsversorgung neue Einnahmen zu verschaffen, erreichen läßt, ohne daß jene nachteiligen Wirkungen als notwendige Begleiterscheinungen auftreten. Hierauf wird weiter unten eingegangen werden.

Neben finanziellen Gesichtspunkten können für den Staat auch politische Momente dafür maßgebend sein, zur Erweiterung seines Machtbereiches die Verfügungsgewalt über die Elektrizitätsversorgung anzustreben.

Es hat allerdings den Anschein, als ob damit eine gewaltige Vergrößerung des staatlichen Machtbereiches erreicht würde, besonders, wenn die aus den öffentlichen Werken bezogene elektrische Arbeit vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft die wichtigste Beleuchtungs- und Kraftquelle und somit ein allbeherrschendes Produktionsmittel

geworden ist. Allein, von diesem Zustand sind wir zur Zeit noch recht weit entfernt, und es steht zu erwarten, daß die Verbraucherkreise, gerade wenn der Gedanke aufkommen würde, daß der Staat mit der Beherrschung der Elektrizitätsversorgung lediglich einen Machtzuwachs anstrebt, sich mit allen Kräften seiner Herrschaft zu entziehen suchen würden. Dazu fehlt es nicht an Mitteln, da für die Licht-, Kraft- und Wärmeerzeugung neben der Elektrizität heute noch zahlreiche andere Quellen zur Verfügung stehen. Aus dem gleichen Grunde ist auch ein Hinweis auf die Eisenbahnen nicht am Platze; denn da als Beförderungsmittel bei größeren Entfernungen fast ausschließlich die Eisenbahn in Frage kommt, bildet die Verfügungsgewalt über dieses Wirtschaftsgebiet weit eher als etwa die Herrschaft über die Elektrizitätsversorgung eine unbestrittene Vergrößerung staatlichen Machtbereiches.

Ein politischer Grund könnte noch in Frage kommen, wenn die Elektrizitätsversorgung zur Sache des Reiches gemacht und so dazu dienen würde, den Zusammenhang der Bundesstaaten mit dem Reiche noch fester zu knüpfen. Dies scheint jedoch nach dem heutigen Stande der Angelegenheit auf Schwierigkeiten zu stoßen, nachdem bereits in verschiedenen Bundesstaaten von maßgebender Stelle ausgesprochen worden ist, daß sie sich die Ausbeutung ihrer Naturkräfte selbst vorbehalten wollen und infolgedessen an eine reichsgesetzliche Regelung der Elektrizitätsversorgung nicht gedacht werden könne.

Auch in militärischen Gründen könnte die Berechtigung zur Herrschaft des Staates über die Elektrizitätsversorgung gesucht werden. Daß aber die Militärbehörden ohnehin im Notfalle über die Elektrizitätsversorgung verfügen und sich im übrigen auf ihre Sicherheit verlassen können, hat gerade der Verlauf dieses Krieges wiederholt gezeigt, in dem sich auch die Lieferung elektrischer Arbeit an militärische Anstalten und Betriebe als zuverlässig erwiesen hat.

Am häufigsten ist für die Notwendigkeit eines staatlichen Eingreifens die *Fürsorge für wirtschaftliche Interessen* angeführt worden. Merkwürdigerweise betreffen aber die meisten der vorgebrachten Wünsche nicht so sehr die Elektrizitätsversorgung selbst als die hierzu dienenden Anlagen, namentlich die Installationen; es wird in erster Linie die Aufforderung an den Staat gerichtet, die Interessen der Installateure zu schützen. Zahlreiche Elektrizitätswerke haben sich nämlich früher das Recht vorbehalten, diese Anlagen ausschließlich selbst auszuführen oder nur durch ganz bestimmte Unternehmer aus-

führen zu lassen, oder Materialien bestimmter Herkunft zu ihrer Herstellung vorzuschreiben. Die Neigung, dieses Recht für sich zu beanspruchen, ist einmal aus dem Werdegang der Elektrizitätsversorgung erklärlich, indem früher besonders darauf geachtet werden mußte, daß nicht unfähige Unternehmer und unbrauchbares Material für die Ausführung der Installationen zugelassen würden; dann aber auch, weil für manche Unternehmungen die Gewinne aus dem Installationsgeschäft in den ersten Betriebsjahren einen wesentlichen Bestandteil der zunächst spärlichen Einnahmen bildeten. Man hat wiederholt behauptet, daß diese Gepflogenheiten namentlich bei Privatunternehmungen aus dem Bereich der elektrotechnischen Großfirmen geübt werden. Das ist jedoch unrichtig, vielmehr gehen heute die Unternehmungen öffentlicher Körperschaften in dieser Hinsicht mit geringerer Rücksicht vor, wie die Klagen in den Parlamenten und verschiedene Prozesse gezeigt haben.

Im übrigen bestehen durchaus keine Bedenken, daß die Behörden, soweit es in ihren Befugnissen liegt, hier eingreifen und bei der Ausführung von Installationen und im Bezug des hierzu nötigen Materials volle Freiheit sichern; das ist auch in neueren Verträgen ausnahmslos geschehen. Anders liegen jedoch die Verhältnisse beim Bau der zur Elektrizitätsversorgung unmittelbar dienenden Anlagen, also der Kraftwerke und Leitungsnetze mit ihrem Zubehör. Von wenig Ausnahmen abgesehen, erfordert hierbei die Rücksicht auf Sicherheit und Sparsamkeit des Betriebes weitgehendes Ineinandergreifen und möglichste Einheitlichkeit der Baustoffe, so daß die Berücksichtigung eines größeren Kreises von Unternehmern meist nicht durchführbar ist. Ebenso ist die Zumutung zurückzuweisen, daß Firmen, die das Wagnis der Kapitalbeschaffung und des Betriebes auf sich zu nehmen haben, beim Bau der Anlagen Fabrikate ihrer Konkurrenz verwenden sollen. Dies Verlangen ist in dem überaus heftigen Kampf gegen die Großfirmen bei Unternehmungen, bei denen öffentliche Körperschaften mitzuwirken haben, wiederholt gestellt worden. Geflissentlich übersieht man hierbei, daß auch die Großfirmen, wenn sie ihre wirtschaftlichen Aufgaben erfüllen sollen, ihre Arbeitsgebiete, statt einzuschränken, erhalten und erweitern müssen, und daß, wenn diesen stets wiederholten Klagen nachgegeben würde, die Allgemeinheit schließlich durch die Schädigung der Großfirmen stark in Mitleidenschaft gezogen würde.

Man sollte auch nicht vergessen, daß die beherrschende Stellung

der deutschen Elektroindustrie auf dem Weltmarkt vor allem den Großfirmen zu verdanken ist, und daß dieser Erfolg nur durch ihre machtvollen Organisationen errungen werden konnte; erst kürzlich wurde in einer führenden englischen Ingenieur-Zeitschrift festgestellt, daß eine der Ursachen für die Zurückdrängung der englischen Elektroindustrie von dem Weltmarkt in ihrer Zersplitterung in zahlreiche kleine Unternehmungen zu suchen sei. — Es darf weiter darauf hingewiesen werden, daß es gerade die umfassenden Organisationen der Großfirmen der Elektrizitätsindustrie waren, die sofort nach Ausbruch des Krieges vermöge ihrer technischen und finanziellen Leistungsfähigkeit den Bedürfnissen der Heeresverwaltung dienen und so mithelfen konnten, die Schlagfertigkeit des deutschen Heeres auf seiner Höhe zu erhalten.

Weit seltener als aus Rücksichtnahme auf die Mitbewerber der Großfirmen wird das Eingreifen des Staates zugunsten der Elektrizitätsverbraucher selbst gefordert. Dazu liegt auch, von wenig Ausnahmen abgesehen, kein Anlaß vor. — So ist z. B. in der Denkschrift, die das Großherzogliche Ministerium des Innern in Baden über die Elektrizitätsversorgung des Landes dem Landtag vorlegte, ausdrücklich in diesem Sinne festgestellt, daß „nach den bisherigen Erfahrungen der Geschäftsführung, namentlich der großen Unternehmungen, der Vorwurf einer Verletzung der öffentlichen Interessen nicht gemacht werden kann." Der beste Beweis dafür, daß dies allgemein der Fall ist, ist dadurch erbracht, daß die Elektrizitätsversorgung in Deutschland einen gewaltigen Umfang annehmen konnte. Wären die Bedingungen für den Bezug elektrischer Arbeit irgendwie erschwerend, wären die Preise etwa zu hoch, so hätte, zumal die Elektrizität auf allen Gebieten ihrer Verwendung hartnäckige Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen hatte, niemals eine solche Durchdringung aller Lebensbedürfnisse durch die Elektrizität stattfinden können.

Was die Verkaufspreise der elektrischen Arbeit betrifft, so steht fest, daß, während bei fast sämtlichen übrigen Wirtschaftsgebieten, namentlich bei den für Licht- und Krafterzeugung nötigen Rohstoffen, ferner bei den hauptsächlichsten Lebensmitteln, bei den Arbeitslöhnen usw. in den letzten 25 Jahren eine fortwährende Preissteigerung stattgefunden hat, die Durchschnitts- und Einheitspreise für elektrische Arbeit andauernd zurückgegangen sind. Bei den übrigen Bezugsbedingungen aber haben, falls sich die Notwendigkeit hierzu ergeben sollte, die öffentlichen Körperschaften es fast immer in der

Hand, sie so zu gestalten, wie es im Interesse der Allgemeinheit erforderlich ist, da sie als Besitzer der zur Elektrizitätsfortleitung unumgänglich notwendigen öffentlichen Verkehrsräume stets die Macht in Händen haben, erforderlichenfalls die Durchsetzung ihrer Wünsche zu erzwingen. Dies gilt natürlich ohne weiteres, wenn die öffentlichen Körperschaften selbst Träger der Unternehmungen sind, es gilt aber auch, wenn die Elektrizitätsversorgung in den Händen privater Unternehmer ruht. In den meisten Verträgen, und zwar nicht nur in den neueren, sind denn auch bei Vereinbarungen mit Privatunternehmungen den öffentlichen Körperschaften Mitbestimmungsrechte bei der Preisbildung, bei Festsetzung des Umfangs der Stromversorgung und der Stromlieferungsbedingungen, Anteile an den Einnahmen, sowie Uebernahmerechte vorbehalten. Weiterhin ist, wenigstens in neueren Verträgen, stets Vorsorge getroffen, daß die Elektrizitätsversorgung auch auf kleinere und wenig ertragfähige Gemeinden ausgedehnt wird, so daß auch in dieser Richtung das Interesse der Allgemeinheit gewahrt wird. Freilich ist zuzugeben, daß in dieser Hinsicht öffentliche Körperschaften als Unternehmer weitergehen können als Privatgesellschaften, wobei jedoch immer zu erwägen bleibt, ob dem durch den Anschluß unergiebiger Gebiete verringerten Ertrage auf der einen Seite eine entsprechende Erhöhung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der angeschlossenen Gemeinden auf der anderen Seite gegenübersteht.

Liegt somit ein zwingender Anlaß zu einem solchen Eingreifen des Staates zugunsten der Allgemeinheit nicht vor, so kann es gleichwohl erwünscht erscheinen, bestimmte Forderungen im Interesse des Kleingewerbes und der Verbraucher einheitlich von Staats wegen festzulegen. Hierbei würde es allerdings ebenso im Interesse der Allgemeinheit wie der Unternehmer liegen, die Durchführung der Elektrizitätsversorgung dadurch zu erleichtern, daß unter billiger Berücksichtigung der Eigentumsverhältnisse den als gemeinnützig anerkannten Unternehmungen gewisse Enteignungsrechte verliehen würden, die sie in den Stand setzten, über die eigennützigen Forderungen einzelner Grundstückseigentümer hinweg ihre Leitungsnetze unter geringeren Kosten als bisher auszubauen. Ein solches Eingreifen des Staates wäre schon längst vonnöten gewesen; heute könnte seine Wirkung nur mehr eine beschränkte sein.

Sind die zuletzt besprochenen Maßnahmen mehr als Schutzmaßregeln für die Verbraucher oder Unternehmer zu bezeichnen, so ist ein mehr aktives Eingreifen des Staates im Interesse der Allge-

meinheit zum Zwecke einer rascheren Fortentwicklung der Elektrizitätsversorgung nicht nur erwünscht, sondern sogar notwendig, und zwar in der Richtung, daß durch stärkste Zusammenfassung der Krafterzeugung und zweckmäßige Verteilung die in ihr ruhenden wirtschaftlichen Möglichkeiten zur vollen Entfaltung gebracht werden. — Es handelt sich darum, unmittelbar an ergiebigen Kraftquellen, an den Fundstätten der Brennstoffe, an den Wasserkräften, den Torfmooren, oder wo sonst sich billige Betriebsstoffe in ausreichender Menge finden, Elektrizitätserzeugungsstätten größten Umfangs zu errichten und sie durch ein nach einem einheitlichen Plane ausgebautes Hochspannungsnetz zu verbinden, das sich über das ganze Reiche erstrecken und den Ausgleich aller verfügbaren und benötigten Elektrizitätsmengen bilden soll. Diese Aufgabe bietet sowohl in finanzieller wie organisatorischer Hinsicht schwierige Probleme, die zwar auch ohne Mithilfe des Staates vielleicht im Laufe von Jahrzehnten überwunden werden könnten, die aber durch sein Eingreifen schneller, zuverlässiger und vollständiger einer glücklichen Lösung entgegengeführt würden.

III.

Je nach dem Gewicht, das den verschiedenen Gründen für ein Eingreifen des Staates beigelegt wird, kann sich die Form dieses Eingreifens gestalten. — Zur Beurteilung der hierbei auftauchenden Fragen ist ein Einblick in den Umfang der heutigen und eine Schätzung des Umfangs der künftigen Elektrizitätsversorgung, sowie ein Ueberblick über die finanziellen Verhältnisse erforderlich.

Für das Jahr 1913 betragen:

A. bei den öffentlichen Elektrizitätswerken:

Zahl der Werke		4 040	
Zahl der versorgten Orte		12 650	
Einwohnerzahl der versorgten Gebiete	ca.	45	Millionen,
Maschinenleistungsfähigkeit	„	2	„ Kw,
Anlagewert der Werke	ca. M.	2,2	Milliarden,
Nutzbare Abgabe	ca.	2,8	„ Kwstd.,
Gesamteinnahmen	ca. M.	420	Millionen,
Nutzbare Abgabe für die Mark Anlagekapital	ca.	1,275	Kwstd.
Mittlere Einnahme für die nutzbar abgegebene Kilowattstunde	ca.	15	Pfg.

Mittlere Selbstkosten für die nutzbar abgegebene Kilowattstunde (ohne Verzinsung, Tilgung und Abschreibung) .	„	7 Pfg.,
Mittlere Erzeugungskosten frei Kraftwerk für die erzeugte Kilowattstunde . .	„	4 Pfg.

B. bei den Einzelanlagen mit eigener Erzeugung:

Maschinenleistungsfähigkeit	ca.	8 Millionen Kw,
Anlagekosten geschätzt auf	ca.	M. 3 Milliarden,
Verbrauch	ca.	10 Milliarden Kwstd.
Selbstkosten (ohne Verzinsung und Amortisation) im Durchschnitt geschätzt auf	ca.	3,5 Pfg. p. Kwstd.
Gesamt-Licht und Kraftverbrauch Deutschlands, umgerechnet in Kilowattstunden, geschätzt auf	ca.	30 Milliarden,
Gesamt-Kraftverbrauch der Eisenbahnen, umgerechnet in Kilowattstunden . .	ca.	10 Milliarden.

Der hier für das Jahr 1913 geschätzte Verbrauch dürfte sich unter der Voraussetzung, daß weiterhin die Elektrizität bei der Stickstoffgewinnung, in der Metallurgie und bei der Wärmeerzeugung wesentliche Verwendung findet, in einem Zeitraum von etwa 10 Jahren vielleicht verdoppelt haben. Wird sich die Entwicklung der Elektrizitätsversorgung in den eingeschlagenen Bahnen fortsetzen, so kann erwartet werden, daß etwa die Hälfte dieser Arbeitsmenge, also ca. 40 Milliarden Kilowattstunden, unmittelbar von den Elektrizitätswerken wird geliefert werden können, während der Rest auf andere Kraftquellen bezw. auf Einzelanlagen noch entfallen würde.

Soll sich nun das Eingreifen des Staates in die Elektrizitätsversorgung lediglich auf Schutzmaßregeln beschränken, so böte der Erlaß eines Elektrizitätsgesetzes das hierzu geeignete Mittel. Ein solches Gesetz müßte Bedingungen sowohl zugunsten der Unternehmer als auch zugunsten der Verbraucher enthalten, unter denen den ersteren die Wegeberechtigung erteilt werden könnte.

Wie aus den ersten Ziffern der obigen Zahlentafel hervorgeht, besitzen bereits Gebiete mit ungefähr zwei Dritteln der Einwohnerzahl des Deutschen Reiches die Möglichkeit, elektrische Arbeit zu verwenden; zweifellos könnte die Versorgung des übrigen Teiles durch Schaffung eines Starkstromwegegesetzes noch erleichtert werden, wenn auch die Bedeutung einer solchen Maßnahme unter den heutigen

Verhältnissen ganz wesentlich geringer ist als sie noch vor etwa 10 Jahren gewesen wäre. Immerhin könnte ein derartiges Gesetz etwa in der Fassung, wie sie den Reichsämtern von dem Verband Deutscher Elektrotechniker vor einigen Jahren vorgeschlagen wurde, angebracht erscheinen. Ein Entwurf jedoch, wie er kurz vor Kriegsausbruch in Oesterreich veröffentlicht wurde, in dem der Unternehmer die Verleihung des Wegerechtes mit so viel Auflagen schwerwiegendster Art bei Projektierung und Betrieb der Anlagen, mit einer Reihe drückendster Verpflichtungen hinsichtlich der Stromlieferungsbedingungen, der Ausdehnungsmöglichkeit, der Eigentumsverhältnisse bezahlen muß, würde als ein Hemmschuh gefährlichster Art für die weitere Entwicklung der Elektrizitätsversorgung bezeichnet werden müssen. In der Tat hat man denn auch in Oesterreich sehr entschieden gegen die Mängel des Entwurfes Stellung genommen und will lieber auf die geringen Vorteile eines solchen Gesetzes verzichten als die gefährlichen Nachteile mit in den Kauf nehmen. Ein Gesetzentwurf in dieser Form müßte das private Unternehmertum überhaupt von der weiteren Mitwirkung der Elektrizitätsversorgung abschrecken, während doch gerade Oesterreich bei der noch sehr beschränkten Ausdehnung der Elektrizitätsversorgung in erster Linie auf die Mithilfe des Privatunternehmertums angewiesen ist.

Die Aussicht, bei uns in Deutschland ein solches Gesetz zu erhalten, ist gering. Einmal hat sich die Vertretung der deutschen Städte in sehr entschiedener Weise dagegen ausgesprochen, da sie hiervon eine Einengung ihrer Bewegungsfreiheit befürchten. Der Staat aber wird sich von einem solchen Gesetz umso weniger versprechen, als damit allein eine Einnahmequelle für ihn nicht erschlossen würde. Hierauf aber muß es dem Staat bei der heutigen Lage in erster Linie ankommen, und so ist es verständlich, daß wiederholt die Vermutung aufgetaucht ist, nach dem Kriege solle die Elektrizität von neuem einer Besteuerung unterworfen werden. Schon im Jahre 1908 wurde von der Regierung der Plan erwogen, die Elektrizität zur Aufbesserung der Reichsfinanzen mit heranzuziehen. Diese Erwägungen verdichteten sich zum Entwurfe eines Reichsgesetzes über die Besteuerung von Elektrizität und Gas. Die Steuer war für beide Energieformen auf 5% des Verkaufspreises, jedoch nicht über 0,4 Pf. für die Kilowattstunde bezw. für das Kubikmeter und bei Eigenerzeugung auf 0,4 Pf. für die Einheit festgesetzt; letzterer Satz sollte auf 5% der zur Erzeugung aufgewendeten Selbstkosten ermäßigt werden können.

Der Ertrag der Steuer war auf 17,4 Millionen Mark aus der Elektrizität und 14,5 Millionen Mark aus dem Gas geschätzt. Begründet wurde diese Steuer außer mit der Notwendigkeit, dem Reiche dauernd steigende Einnahmen zuzuführen, mit der Erwägung, daß „die Elektrotechnik in aufsteigender Entwicklung begriffen sei, eine bedeutende Zukunft vor sich habe, und daß man zugleich annehmen dürfe, sie werde vermöge ihrer gesunden Grundlagen eine mäßige, den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende Abgabe auf sich nehmen können, ohne in ihrem weiteren Ausbau beengt oder beeinträchtigt zu werden." Die Besteuerung des Gases war vorgeschlagen, „um eine Störung in der bisherigen erfreulichen Entwicklung der deutschen Elektrotechnik zu vermeiden und namentlich eine einseitige Belastung dieses Industriezweiges auszuschließen." Da die Steuer für beide Energieträger unabhängig von ihrer Verwendung nur auf die von ihnen erzeugten Mengen festgesetzt war, man aber denjenigen Teil der beiden Energiemengen, der zu erheblich höherem Preise für Beleuchtungszwecke verkauft wurde, mit einer höheren Steuer belegen wollte, so wurde weiter von der Regierung eine Leuchtmittelsteuer vorgesehen.

Die deutsche Industrie nahm damals einmütig Stellung gegen die geplante Steuer, hauptsächlich mit der Begründung, daß sie eine Besteuerung des technischen Fortschrittes darstelle und in erster Linie eines der wichtigsten gewerblichen Produktionsmittel, die Kraft, in einschneidendem Maße belaste. Es wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß durch diese Steuer in ganz einseitiger Weise die Elektrizität anderen Kraftquellen gegenüber benachteiligt werde, und daß man so die Entwicklung einer zukunftsreichen Industrie bedrohe, ganz abgesehen von den großen Schwierigkeiten und den unübersehbaren Belästigungen, die durch die Erhebung der Steuer verursacht würden. Diesen schwerwiegenden Bedenken verschloß sich denn auch der Reichstag nicht; es gelangte schließlich nur die Steuer auf die Leuchtmittel zur Durchführung. Während aber deren Ergebnis auf 23 Millionen Mark geschätzt war, erbrachte sie in Wirklichkeit

im Jahre	1910	nur ca.	13	Millionen	Mark,
„ „	1911	„ „	14,6	„	„
„ „	1912	„ „	16,2	„	„
„ „	1913	„ „	16,3	„	„

Die Beträge sind also weit hinter der Erwartung der Regierung zurückgeblieben.

Alle die Einwände, die im Jahre 1908 gegen die Besteuerung der Elektrizität erhoben wurden, gelten heute in erhöhtem Maße. Das elektrische Licht ist die Beleuchtung des armen Mannes geworden; das Kleingewerbe benutzt als Betriebskraft fast ausschließlich die Elektrizität und in der Industrie findet die Kraftübertragung zum überwiegenden Teil auf elektrischem Wege statt. Heftiger als je ist der Wettstreit zwischen den verschiedenen Energieträgern, und die Ueberlegenheit der Elektrizität beträgt oft nur wenige Bruchteile anderer Beleuchtungs- und Kraftkosten. — Will man die weitere Entwicklung der Elektrizitätsversorgung nicht unterbinden, so müßten unter allen Umständen auch die anderen Kraftquellen neben der Elektrizität besteuert werden. An sich wäre ein solches Vorgehen wohl denkbar; es ist möglich, wie die Kilowattstunde und das Kubikmeter, so auch einen bestimmten Wärmegleichwert der Brennstoffe, z. B. die Kilogramm-Calorie, ferner die durchschnittliche Jahresleistung einer Wasserkraft, oder die Kraftmaschinen selbst nach ihrer Leistung in bestimmter Höhe zu besteuern. Aber einmal sind die hieraus zu gewinnenden Beträge — entgegen der allgemeinen Schätzung — verhältnismäßig niedrig. Die in der gesamten deutschen Volkswirtschaft für Beleuchtung und Kraftgewinnung auf elektrischem und mechanischem Wege aufgewendeten Kosten dürften mit Ausschluß der ortsveränderlichen Maschinen (Eisenbahnen, Schiffe, Automobile) schätzungsweise etwa 2 Milliarden Mark betragen; ohne Berücksichtigung der sehr hohen Erhebungskosten, mit denen infolge bedeutender Schwierigkeiten zu rechnen wäre, würde somit eine Steuer von 3,5 %, entsprechend dem bei dem früheren Steuerentwurf sich ergebenden Durchschnittssatz, im ganzen etwa 70 Millionen Mark, erbringen können; hiervon würden nach dem heutigen Verhältnis etwa 26 Millionen Mark von der Elektrizität aufgebracht werden. Eine höhere Steuer müßte gerade nach dem Kriege von verderblichen Folgen begleitet sein. Für die Ausfuhr wird angesichts der sonstigen Schwierigkeiten jede Erhöhung der Selbstkosten eine weitere Einengung bedeuten; für den Verbrauch im Inland aber ist zu bedenken, daß die Erzeugnisse unserer Industrie heute noch zum überwiegenden Teil nicht zum unmittelbaren Verbrauch, sondern zur Erzeugung von Produktionsmitteln dienen; jede Erhöhung der Selbstkosten durch eine Besteuerung der Kraft wird sich somit bis zu dem Verbrauch der von der Industrie hergestellten Güter vervielfachen. Die Verteuerung der Kraft würde somit eine Erschwerung unserer Existenzbedingungen bedeuten und den Vorteilen, die dem

Staate durch die Steuer zufließen würden, stände ein Verlust an wirtschaftlicher Kraft, eine Verminderung der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt, eine Verteuerung des Verbrauches gegenüber, mit denen der Gewinn des Staates wahrscheinlich zu teuer erkauft wäre.

Schon gelegentlich der öffentlichen Erörterung des Elektrizitätssteuer-Entwurfes sind Meinungen laut geworden, die in der Steuer nur eine halbe Maßregel erblickten und empfahlen, sofort an die gesamte Monopolisierung der Elektrizitätserzeugung und Verteilung heranzugehen. Auch in letzter Zeit hat man sich in der Oeffentlichkeit wiederholt mit dieser Frage beschäftigt. Man verkennt zwar nicht die Schwierigkeiten, die sich bei einer reichsgesetzlichen Regelung dieser Angelegenheit ergeben würden, hält aber die Gründe, die für ein Reichsmonopol sprechen, für so gewichtig und die Vorteile für so groß, daß es sich verlohne, diesen Schwierigkeiten zu begegnen.

Drei Gründe werden hauptsächlich für ein die gesamte Erzeugung und Verteilung der Elektrizität umfassendes Staatsmonopol geltend gemacht: Einmal, sagt man, eigne sich kein Wirtschaftsgebiet in gleicher Weise an sich schon für ein Monopol, wie die Elektrizitätsversorgung; weiter steuere ohnehin die Entwicklung in bedenklicher Weise einem privaten Monopol zu, und endlich erwartet man von einem Staatsmonopol goldene Früchte.

Keiner dieser Gründe rechtfertigt bei eingehender Untersuchung die gesamte Monopolisierung der Elektrizität. Zwar ist es unbestreitbar, daß die Elektrizität bei möglichster Zusammenfassung der Betriebsmittel am billigsten erzeugt werden kann; indes sind wir gegenwärtig noch recht weit von einem Zustand entfernt, der diese Zusammenfassung auch nur einigermaßen befriedigend ermöglicht; sind doch Zahl und Leistung der Einzelanlagen um ein Vielfaches größer als der öffentlichen Elektrizitätswerke. Wollte der Staat auch auf die Einzelanlagen die Monopolisierung erstrecken, so würde dies einen Eingriff in die privaten Eigentums- und Verfügungsrechte bedeuten, der in weiten Kreisen auf den stärksten Widerspruch stoßen würde.

Zudem hat die Entwicklung noch nicht dahin geführt, daß die Abnehmer von sich aus unter allen Umständen von der Elektrizität Gebrauch machen, sondern man muß sie — namentlich wenn es gilt, in den vorhandenen Einzelanlagen die eigene Erzeugung durch Strombezug aus den öffentlichen Werken zu ersetzen — oft unter

erheblichen Aufwendungen, mit eindringlichem und zähem Bemühen erst davon überzeugen, daß sie die Elektrizität an Stelle anderer Energiequellen mit Vorteil benutzen können. Es handelt sich eben nicht, wie bei anderen Monopolen, um die Befriedigung eines einzelnen Bedürfnisses, wie z. B. des Transportbedürfnisses bei den Eisenbahnen, oder, wie bei den Genußmittelmonopolen, um den Verkauf irgendeines Wirtschaftsgutes, für das ein einziges, bestimmtes, nur durch dieses Gut zu befriedigendes Bedürfnis besteht. Vielmehr werden mit der Elektrizität Licht, Kraft und Wärme erzeugt, elektrochemische Vorgänge eingeleitet u. a. m. Die Vorrichtungen für ihre Verwendung befinden sich in stetiger Entwicklung, so daß ihr Verbrauch sich im einzelnen sowohl stark vermehren, wie auch stark vermindern kann. Unter solchen Umständen läßt sich der Vertrieb dieses Energieträgers nach einheitlichen Gesichtspunkten, etwa wie die Tarife der Eisenbahnen, überhaupt nicht regeln. Wenn aber der Staat die Geschäftsgebarung der bisherigen Unternehmer, die sich namentlich bei den Privatbetrieben als eine weitgehende Anpassung an die besonderen Bedürfnisse des einzelnen Verbrauchers darstellt, nachahmen wollte, so würde dies den Grundsätzen jeglicher staatlichen Verwaltung so widersprechen, daß schon der Versuch hierzu mißlingen müßte.

Nun wird aber weiter behauptet, daß die Entwicklung einer privaten Monopolbildung zusteuere, die imstande wäre, ausschließlich nach privaten Erwerbszwecken die Preise für Licht und Kraft vorzuschreiben und allmählich das Wirtschaftsleben in unzulässiger und schädlicher Weise zu beherrschen. Es trifft allerdings zu, daß im allgemeinen jedes Elektrizitätswerk, sei es in privater oder öffentlicher Verwaltung, ein Monopol für die Fortleitung der Elektrizität über öffentliche Verkehrsräume und somit für ihren Verkauf besitzt. Das war und ist notwendig, weil der unbeschränkte Wettbewerb beim Verkauf elektrischer Arbeit zwar vielleicht einzelnen Verbrauchern geringe Vorteile bietet, im ganzen aber durch die Gefährdung der aufgewendeten Kapitalien schwere Nachteile, auch für die Allgemeinheit, mit sich bringen würde. Auch wäre die öffentliche Elektrizitätsversorgung in dem heutigen Umfang ohne dieses Monopol unmöglich gewesen; und gerade die ausgedehnte Verwendung der Elektrizität ist doch der beste Beweis dafür, daß das Monopol für den Verkauf elektrischer Arbeit keinerlei ungünstige wirtschaftliche Folgen gehabt hat, und zwar weder dort, wo es ein Gegenstand öffentlicher Verwaltung ist, noch dort, wo es in privaten Händen liegt. Wenn

Auswüchse, wie sie sonst als Begleiterscheinungen privater Monopole bezeichnet werden, bei der Elektrizitätsversorgung nicht aufgetreten sind, rührt dies daher, daß einmal das Alleinrecht für den öffentlichen Verkauf elektrischer Arbeit kein Monopol für die Erzeugung elektrischer Arbeit darstellt; es ist heute noch jeder, der hierzu in der Lage ist, berechtigt, die von ihm benötigte elektrische Arbeit für sich selbst herzustellen. Weiter ist, worauf schon wiederholt hingewiesen wurde, zu beachten, daß das Monopol für den Verkauf elektrischer Arbeit keineswegs die einzige Möglichkeit für den Verkauf von Licht, Kraft und Wärme in sich schließt. Diese Verhältnisse werden sich auch in absehbarer Zukunft nicht wesentlich verändern. Die Elektrizität hat trotz großer Vorzüge immer noch mit beachtenswerten Mitbewerbern zu rechnen, mit anderen Worten, ihrer weiteren Verwendung steht noch ein sehr großes Gebiet offen, und gerade der Wunsch, hierin noch möglichst große Fortschritte zu erzielen, wird namentlich das private Unternehmertum davon abhalten, etwa die Preise oder die sonstigen Bezugsbedingungen in einer für die Volkswirtschaft schädlichen Weise zu gestalten.

Wohl hat die Entwicklung auf diesem Gebiete zu bedeutenden Kapitalzusammenfassungen geführt, die die Furcht vor dem privaten Monopol gesteigert haben mögen; allein dieser Zustand ist nicht etwa künstlich durch den Willen einzelner herbeigeführt, sondern ist das Ergebnis einer durchaus organischen Entwicklung. Zur Erzielung der unbestrittenen Vorteile der Betriebszusammenfassung waren große Summen notwendig, die zunächst nur von dem privaten Unternehmertum aufgebracht werden mußten. In erster Linie waren die elektrotechnischen Großfirmen gezwungen, sich hieran zu beteiligen; sie mußten nicht nur das Wagnis in technischer, sondern auch in finanzieller Beziehung allein auf sich nehmen. Mit der wachsenden Erkenntnis der durch die Zusammenfassung erreichbaren Vorteile bedurfte es fernerhin häufig nur eines Anstoßes, um weitere Zusammenschlüsse herbeizuführen. Die Unternehmer waren aber auf diesem Wege durchaus nicht immer die treibende Kraft. Häufig wurden sie veranlaßt, Werke in ihren Geschäftskreis aufzunehmen, denen, unzweckmäßig erbaut und auf unsicheren Grundlagen errichtet, der wirtschaftliche Untergang drohte. Daß dann die Verwaltung zahlreicher einzelner Unternehmungen noch weiter zusammengefaßt wurde, war ein Gebot der Zweckmäßigkeit. So kam es, daß viele Unternehmungen, deren organischer Zusammenschluß wirtschaftlich erschien, unter die Ueberwachung weniger kapitalkräf-

tiger Gruppen gelangte. Dies ist jedoch keineswegs in dem Maße der Fall, wie vielfach in der Oeffentlichkeit behauptet wird. So sind die Elektrizitätswerke in einzelnen Gemeinden und Städten zum weitaus größten Teil in gemeindlicher Verwaltung. Auch von den mehr als 200 Anfang 1914 bestehenden Ueberlandzentralen sind mehr als die Hälfte im Besitz eingetragener Genossenschaften oder öffentlicher Körperschaften. Die restlichen Privatunternehmungen verteilen sich wiederum auf eine größere Zahl kapitalkräftiger Gruppen, deren Interessen vielfach sich in Widerstreit befinden, so daß von einer weiteren Zusammenfassung dieser Unternehmungen keine Rede sein kann.

Die Furcht vor dem Privatmonopol ist somit ebenso unbegründet wie die Ansicht, daß die Elektrizitätsversorgung an sich für die Monopolisierung reif sei; es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob ein Elektrizitätsmonopol dem Staate wesentliche Einnahmen erbringen kann. Nach der weiter vorn wiedergegebenen Zahlentafel beträgt für die Mark Anlagekapital sämtlicher öffentlicher Elektrizitätswerke die mittlere Einnahme im Durchschnitt ca. 19,1 Pfg., die mittlere Ausgabe (ohne Verzinsung und Abschreibung) ca. 8,9 Pfg. Es ergibt sich also für die Mark Anlagekapital im Mittel ein Rohüberschuß von 10,2 Pfg., d. h. eine Bruttoverzinsung von 10,2 %. Das gesamte Anlagekapital der deutschen öffentlichen Elektrizitätswerke betrug im Jahre 1913 ca. 2,2 Milliarden Mark, der gesamte Rohüberschuß der Elektrizitätswerke somit ca. 225 Millionen Mark. Rechnet man, daß im Durchschnitt etwa 3½ % für Abschreibungen, Tilgung usw. verwendet wurden, so verbleibt ein Reinüberschuß von rund 147 Millionen Mark. Auf Grund dieses Reinüberschusses würde der Staat bei einer Monopolisierung die Uebernahme durchzuführen haben, und zwar auf der Grundlage, daß sich bei der zur Zeit der Uebernahme landesüblichen Verzinsung ungefähr der gleiche Ueberschuß ergäbe. Dies dürfte bei einem Zinsfuß von etwa 5 % der Fall sein; eine Enteignung auf anderer Grundlage würde einen beträchtlichen Verlust an Nationalvermögen bedeuten. Die Uebernahmesumme, die der Staat demzufolge aufzuwenden hätte, betrüge ca. 2,9 Milliarden Mark. Für diese gewaltige Summe erhielte er eine große Anzahl teilweise veralteter Anlagen, für deren Neuausgestaltung und weiteren Ausbau noch beträchtliche Summen aufzuwenden wären. Aber auch dann wäre eine wesentliche Veränderung der Absatzverhältnisse durch Einführung des Staatsmonopols zunächst nicht zu erwarten. Die Werbetätig-

keit würde, wenn nicht ganz aufhören, so doch nur in sehr beschränktem Maße ausgeübt werden können; die Großindustrie, die schon bei Werken mit bureaukratischer kommunaler Verwaltung nicht zum Anschluß zu gewinnen ist, würde voraussichtlich von staatlichen Werken nur in verschwindendem Maße Strom beziehen, einmal, weil die staatliche Preisstellung eine Rücksichtnahme auf ihre Produktionskosten nicht zulassen würde, und dann, weil sich die Industrie voraussichtlich scheuen würde, einen wesentlichen Teil ihrer Selbstkosten von staatlichen Organen bestimmt und überwacht zu sehen. Es ständen somit dem Anlagekapital von ca. 2,9 Milliarden Mark ungefähr die oben angegebenen Rohüberschüsse von 225 Millionen Mark gegenüber. Nimmt man selbst an, daß der Staat, da das Monopol voraussichtlich von unbegrenzter Dauer wäre, die Abschreibungen auf die Hälfte, d. h. auf etwa 2 % der Uebernahmesumme vermindern würde, so ergäbe sich ein Reinüberschuß von 167 Millionen Mark, d. h. von 5,76 %, bezogen auf ein Anlagekapital von 2,9 Milliarden Mark. Wenn das für die Uebernahme der Elektrizitätswerke erforderliche Anlagekapital durch eine Reichsanleihe aufgebracht werden könnte, die nach Eintritt normaler Verhältnisse mit einer Verzinsung von $4^1/_2$ % zu beschaffen sein dürfte, so verbliebe dem Staate zur freien Verfügung ein Ueberschuß in Höhe von 1,26 % von 2,9 Milliarden Mark, also von 37 Millionen Mark.

Der ganze finanzielle Erfolg des Monopols würde somit durch die geringe Summe von 37 Millionen Mark dargestellt. Eine wesentliche Veränderung dieser Verhältnisse wird auch die nächst übersehbare Zukunft nicht bringen. Sie wäre nur durch eine beträchtliche Erhöhung des Absatzes herbeizuführen; diese aber ist nur durch erhebliche Ermäßigung der Verkaufspreise zu erwarten, der eine Verbilligung der Erzeugung gegenüberstehen müßte. Eine solche ist jedoch nur möglich durch umfangreiche Neuanlagen, für die der Staat neue gewaltige Summen aufbringen müßte, ohne daß eine sichere Gewähr für deren Verzinsung geboten wäre.

Ergibt sich somit, daß ein Staatsmonopol Vorteile von großer Bedeutung nicht aufzuweisen hat, so würde es andererseits eine Reihe so schwerwiegender Nachteile für die Allgemeinheit im Gefolge haben, die zweifellos die geringen Vorteile mehr als aufwiegen würden. Nach Durchführung des Monopols hätte der Staat, wie die bisherigen Unternehmer, entweder mit dem Wettbewerb anderer

Kraftquellen zu rechnen, der voraussichtlich bei staatlicher Verwaltung der Elektrizitätswerke aus den oben angegebenen Gründen noch von einem besseren Erfolg wie heute begleitet wäre; oder aber er müßte auch die sämtlichen anderen Kraftquellen, also die Kohlengruben, die Wasserkräfte, die Torfmoore, den Verkauf von Petroleum, Benzin usw. monopolisieren. Damit wäre der Staat einer der Hauptabnehmer der gesamten Industrie. Die Folge hiervon könnte wiederum sein, daß sich die Industrie diesem einzigen Abnehmer gegenüber zusammenschlösse und ihm die Preise nach ihrem Gutdünken vorschriebe; oder der Staat müßte, vielleicht auf Grund einer solchen Befürchtung, noch andere Wirtschaftsgebiete, so namentlich die mineralischen Rohstoffe, weiterhin monopolisieren. Daß eine solche Entwicklung die Lahmlegung jeden Unternehmergeistes, die Verödung unserer Industrie und damit die Vernichtung unseres Wirtschaftslebens herbeiführen würde, dürfte für alle, die nicht auf das Dogma des Staatssozialismus eingeschworen sind, keine Frage sein. —

Auch die mittelbaren Folgen eines staatlichen Elektrizitätsmonopols müßten beklagt werden. Was Deutschland reich und groß gemacht hat, was es befähigte, diesen Krieg in so siegverheißender Weise zu führen, verdankt es zum Teil dem frischen und doch besonnenen Unternehmungsgeist seiner Industrie, nicht zum wenigsten seiner Elektroindustrie; es hieße ihr aber vor aller Welt gewissermaßen ein Armutszeugnis ausstellen, wenn durch die gesamte Monopolisierung der Elektrizitätsversorgung zum Ausdruck gebracht würde, daß die Industrie nicht in der Lage wäre, die Elektrizitätsversorgung so auszugestalten, wie es dem Interesse des Staates und der Verbraucher entspricht. Zweifellos würde ein solches Vorgehen auch auf die Elektrizitätsunternehmungen im Ausland, die deutscher Unternehmungsgeist geschaffen, nachteilig wirken.

Das zukunftsreiche Arbeitsgebiet der Elektrizitätsversorgung kommunaler und privater Unternehmertätigkeit zu entziehen, würde ein Ausschalten erfolgreicher Arbeitskräfte bedeuten, die doch gerade nach dem Kriege berufen sein sollten, an der wirtschaftlichen Neuordnung mitzuarbeiten. „Jede Erweiterung der Staatstätigkeit — sagt Heinrich von Treitschke in seiner „Politik“ Band I, § 2 — ist ein Segen, und vernünftig, wenn sie die Selbständigkeit freier und vernünftiger Menschen weckt, fördert und läutert; sie ist vom Uebel, wenn sie die Selbständigkeit freier Menschen ertötet und verkümmert.“ — Diese Worte beziehen sich zwar auf die Kulturaufgaben des

Staates, sie können aber mit gleicher, wenn nicht größerer Berechtigung auch auf das wirtschaftliche Gebiet angewendet werden. Es kann nicht Aufgabe des Staates sein, insbesondere wenn alle in ihm vorhandenen Kräfte bis zur äußersten Anspannung zur wirtschaftlichen Arbeit herangezogen werden müssen, wie es nach dem Kriege der Fall sein wird, durch das Elektrizitätsmonopol Arbeitskräfte und Kapitalien brachzulegen; er sollte seine Aufgabe vielmehr darin erblicken, regelnd und fördernd auf diesem Gebiete einzugreifen.

IV.

Hierzu bietet sich hervorragende Gelegenheit, die gleichzeitig dem Staate die Möglichkeit geben würde, ohne Belastung dieses Wirtschaftszweiges beträchtliche Einnahmen zu erzielen. Es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß die weitere Entwicklung der Elektrizitätsversorgung dahin geht, die Erzeugung der elektrischen Arbeit an den Kraftquellen selbst immer mehr zusammenzufassen. Zur Ausführung dieses Planes sind so beträchtliche Kapitalien erforderlich, daß sie zwar von den bisherigen Trägern der Elektrizitätsunternehmungen wohl im Laufe der Zeit aufgebracht werden könnten, aber nicht mit der Raschheit, die für die möglichst schnelle und erfolgreiche Durchführung notwendig ist. Weiterhin muß die Zusammenfassung nach einem einheitlichen Plane im engsten Anschluß an die bestehenden Unternehmungen erfolgen, vielfach wohl unter Benutzung staatlicher Kraftquellen und staatlichen Grundbesitzes. Das unmittelbare Eingreifen des Staates ist somit erwünscht und notwendig. Die Ausführung ist in folgender Weise möglich:

Unmittelbar an den Kraftquellen, an den Kohlengruben, an geeignet auszubauenden Wasserkräften, an den Torfmooren, errichtet der Staat auf eigene Kosten große Kraftwerke und übernimmt deren Betrieb. Diese Werke werden untereinander durch Hochspannungsleitungen verbunden, aus denen an bestimmten Punkten unter Vermittelung von großen Transformatorenstationen die elektrische Arbeit abgegeben wird. Die weitere Verteilung, sowie die bestehenden Werke verbleiben den bisherigen Trägern der Elektrizitätsversorgung.

Durch die Errichtung der Werke an den Kraftquellen selbst, durch die Zusammenfassung der Stromerzeugung in Maschineneinheiten größten Umfangs und daher größter Wirtschaftlichkeit, durch die Anwendung aller erdenklichen Fortschritte der Technik, durch die infolge des Belastungsausgleiches erreichbare Ausnutzung wird der

Staat in der Lage sein, die elektrische Arbeit in diesen Großkraftwerken so billig zu erzeugen und weiterzuleiten, daß die meisten bestehenden öffentlichen Werke, und durch diese auch der größte Teil der Einzelanlagen aus den staatlichen Fernleitungen mit Vorteil versorgt werden können. Es wird z. B. angenommen, daß nach diesem Plane in möglichst rascher Folge im Saargebiet, im Rheinland, im Deistergebiet, in den Bitterfelder, Oberlausitzer, schlesischen, ost- und westsächsischen Kohlenbecken, an den bayerischen und badischen Wasserkräften eine Anzahl Kraftwerke (etwa 20) mit einer Gesamtleistung von etwa 2000000 kw erbaut werden, die in der Lage sind, ca. 6 Milliarden Kilowattstunden nutzbar abzugeben. Diese sämtlichen Kraftwerke werden durch eine Ringleitung von 100000 Volt (Gesamtlänge ca. 3000 km) verbunden, aus der in Abständen von je 150 km Transformatorenstationen die Abgabe der elektrischen Arbeit an die bestehenden Netze vermitteln. Die Gesamtkosten, die hierbei vom Staate aufzuwenden sind, betragen etwa 400 Millionen Mark; die unmittelbaren Erzeugungskosten werden bei Kraftwerken dieser Größe und Art durchschnittlich weniger als 1 Pfg. pro Kilowattstunde betragen. Bei einer Verzinsung und Abschreibung von 7%, die in Anbetracht der unbegrenzten Konzessionsdauer für den Staat völlig ausreichend sein dürften, ergeben sich rund 100 Mill. Mark Gesamtausgaben, denen bei 6 Milliarden Kilowattstunden leicht erzielbare Einnahmen von etwa 160 Millionen Mark gegenüberstehen. Für den Staat verbleibt somit schon nach diesem ersten Ausbau ein Reinüberschuß von ca. 60 Millionen Mark. Dieser Betrag ist ohne Belastung der Abnehmer mehr als doppelt so hoch als eine Elektrizitätssteuer unter den heutigen Verhältnissen erbringen könnte und weitaus höher als die Einnahmen, die dem Staat bei einer ungefähr achtmal größeren Kapitalsanlage aus einem Elektrizitätsmonopol zufließen würden. Sie läßt sich aber noch wesentlich vergrößern. Nach einem weiteren Ausbau wird eine nutzbare Abgabe von etwa 12 Milliarden Kilowattstunden in Frage kommen; die Zahl der Kraftwerke dürfte sich dann auf etwa 35 erhöht haben. Die Gesamtkosten betragen mit einem entsprechend erweiterten Ausbau der Hochspannungsleitungen etwa 650 Millionen Mark. Unter ähnlichen Verhältnissen wie beim ersten Ausbau läßt sich selbst unter Verringerung des Verkaufspreises noch ein Reinüberschuß von etwa 90 Millionen Mark für den Staat erzielen. Es dürfte auf diese Weise möglich sein, vielleicht im Laufe eines Jahrzehnts einen großen Teil des gesamten Kraftbedarfs Deutschlands, der einschließ-

lich der Eisenbahnen weiter oben auf etwa 80 Milliarden Kilowattstunden geschätzt wurde, aus den staatlichen Kraftwerken zu liefern, selbstverständlich unter entsprechender Erhöhung der Reineinnahme des Staates. Um die bestehenden Werke nicht zu schädigen, muß es ihnen ermöglicht werden, an die staatlichen Fernleitungen elektrische Arbeit zu liefern, sofern sie in der Lage sind, dies zu gleichen Preisen wie der Staat durchzuführen. Auch über die Verteilung der Belastung auf die bestehenden und die neuen staatlichen Werke wird sich unschwer, vielleicht unter Benutzung automatischer Einrichtungen, eine Verständigung erzielen lassen.

Der Anschluß der bestehenden Werke an das Staatsunternehmen wird sich vermutlich rasch vollziehen, da die staatlichen Werke in der Lage sind, den bestehenden Unternehmungen, selbst unter Berücksichtigung der Verzinsung und Abschreibung der vorhandenen Anlagen, wesentlich günstigere Bezugspreise einzuräumen als die Selbstkosten bei eigener Erzeugung betragen würden. Will der Staat diesen Anschluß beschleunigen, so wäre dies auf dem Wege einer Steuer für alle nicht von den staatlichen Kraftwerken bezogene Energie möglich. Für den Anschluß an die Staatswerke wird zur Bedingung gemacht, daß alle Fernleitungen, die über Staatsgrund führen, zu gegebener Zeit von dem Staat erworben werden können, oder nach Ablauf bestehender Verträge unter entsprechender Vergütung an ihn fallen. Die Verteilung des Stromes jedoch bleibt für absehbare Zeit wie bisher in den Händen von Gemeinden, öffentlichen Körperschaften oder Privatunternehmern. Dadurch werden die Schwierigkeiten der Geschäftsführung für den Staat einem auch die Verteilung umfassenden Monopol gegenüber wesentlich verringert, da der Staat nur wenigen großen Abnehmern gegenüberstehen würde, die den Weiterverkauf in bewährter kaufmännischer Weise zur Durchführung bringen könnten. Sollte auf die Möglichkeit eines späteren auch die Verteilung umfassenden Staatsmonopols nicht verzichtet werden, so ließen sich auch hierfür entsprechende Bedingungen aufstellen, die jedoch die Entwicklung wenigstens in absehbarer Zeit nicht stören und doch dem Staate die Möglichkeit gäben, ihren weiteren Verlauf zu beeinflußen und zu leiten.

Die Träger dieser Unternehmung, die sich als Erzeugungsmonopol der elektrischen Arbeit darstellt, würden, wie bei den Eisenbahnen, die einzelnen Bundesstaaten sein, die sich ähnlich wie auf jenem Gebiet zu einem „Reichs-Elektrizitätsverband“ zusammenschließen würden. — Die Schwierigkeiten einer reichsgesetz-

lichen Regelung, die bei einer Besteuerung und bei einem auch die Verteilung umfassenden Monopol auftreten, wären damit aus dem Wege geräumt und zugleich wäre die weitere vorteilhafte Möglichkeit gewonnen, die Geschäftsführung in einer ihren wirtschaftlichen Aufgaben entsprechenden freien und weniger bureaukratischen Weise auszugestalten.

Durch Ausführung dieses Planes wäre somit der Staat in der Lage, auf die Entwicklung der Elektrizitätsversorgung entscheidenden Einfluß auszuüben und ihrer Verbreitung wesentlichen Vorschub zu leisten. Unter Aufwendung verhältnismäßig kleiner Kapitalien würde er sich beträchtliche Reineinnahmen zuführen, er gewänne für seine eigenen Betriebe, namentlich für die Eisenbahnen, eine unerreicht billige Kraftquelle; der heimischen Industrie würden umfangreiche Aufträge zufließen, kurz, der Staat würde nicht nur alle diejenigen Zwecke erreichen, die bei anderweitigem Eingreifen in die Elektrizitätsversorgung nur unter schweren Opfern zu erkaufen wären, sondern darüber hinaus sich selbst und damit der Allgemeinheit, den Verbrauchern und den beteiligten Industrien wesentliche Vorteile sichern.

* * *

Nachwort
von
Geh. Baurat Dr. Emil Rathenau.

Die seit einer Reihe von Jahren gepflogenen Erörterungen über die seitens des Staates gegenüber der Elektrizität einzunehmende Haltung haben durch das starke Bedürfnis nach Erhöhung der Staatseinnahmen einen neuen Anstoß erhalten. Wenn die auf diesem Gebiete gestellte Aufgabe eine zweckmäßige Lösung finden soll, ist darauf Bedacht zu nehmen, unter Befriedigung des Verbrauches zu niedrigen Strompreisen dem Staate in der Elektrizität eine Quelle zu neuen Einnahmen zu schaffen, indem ihm nicht über das unvermeidliche Erfordernis hinaus Aufgaben und Lasten auferlegt werden und den bisherigen Trägern der Elektrizitätsunternehmungen die Tätigkeit vorbehalten bleibt, in der sie sich Jahrzehnte hindurch bewährt haben. Einen zu diesem Ziele führenden Weg scheint mir der Verfasser der Arbeit „Der Staat und die Elektrizitätsversorgung" zu weisen, indem er empfiehlt, die elektrische Arbeit an den Energiequellen durch staatliche Großkraftwerke zu er-

zeugen und den Strom mit einem durch die wirtschaftlichere Erzeugung ermöglichten Gewinn den Stromverteilungsunternehmen zu überlassen, die die für sie erforderlichen Leitungsnetze anschließen und betreiben. Diesem Grundgedanken der mir vorliegenden Arbeit pflichte ich durchaus bei. Ohne zu den Ausführungen im einzelnen Stellung zu nehmen, möchte ich die eine Bemerkung hinzufügen, daß der von dem Verfasser empfohlene Reichs-Elektrizitätsverband, der die von den Einzelstaaten zu betreibenden Großkraftwerke zusammenfassen soll, dahin ausgestaltet werden könnte, daß er die gesamten Einnahmen aus dem Stromabsatz der Elektrizitätswerke einzieht und nach Entschädigung der Einzelstaaten für die von ihnen gemachten Aufwendungen und nach ihrer angemessenen Beteiligung an den Ueberschüssen den verbleibenden Ertrag an das Reich zur Befriedigung des hier am dringendsten fühlbaren Bedürfnisses nach neuen Einnahmen abführt.

Heil dir im Siegerkranz.

Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

Von

Gottfried Fittbogen.

Von den deutschen Nationalliedern hat die Kaiserhymne „Heil dir im Siegerkranz" die längste und verwickeltste Geschichte nicht bloß deshalb, weil sie aus der preußischen Königshymne, die bereits im Jahre 1793 entstanden ist, hervorgegangen und damit ein halbes Jahrhundert älter ist als die beiden anderen Nationallieder „Die Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles", sondern mehr noch deshalb, weil ihre Vorgeschichte bis in die Zeit des römischen Kaisertums, ja noch darüber hinaus zurückreicht.

Die Geschichte*) von „Heil dir im Siegerkranz" beginnt nämlich — mit dem Jahre 63 vor Christi Geburt: Cicero hatte die catilinarische Verschwörung entdeckt und dadurch den Staat gerettet; als höchste Anerkennung für seine selbstlose Tätigkeit im Dienst der res publica verlieh ihm nun der Senat den Ehrentitel pater patriae. Dieser Titel wurde auch in die Monarchie hinübergerettet. Julius Cäsar wurde er verliehen, dann dem ersten wirklichen Kaiser, Augustus, und wenn manche seiner Nachfolger ihn auch ablehnten, weil sie ihn sich erst verdienen wollten — andere ließen sich ihn gefallen, und allmählich wurde es Regel, daß der neue Kaiser gleich zu Beginn seiner Regierung damit geschmückt wurde. Es war zwar

*) Die wichtigste Literatur: Chrysander, Henry Carey und der Ursprung des Königsgesanges God save the King (Jahrbücher der musikalischen Wissenschaft, 1865); Schröder, Unsere Nationalhymne (Allgemeine konservative Monatsschrift, 1895); Morsch, Der Schlußchor aus Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" und die preußische Nationalhymne (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1895). Morsch hat, den Spuren Pröhles folgend, zum ersten Male Seneca als Quelle für „Heil dir im Siegerkranz" nachgewiesen; den Wert dieser Entdeckung aber hat er noch nicht voll erkannt.

nur ein Titel, aber ursprünglich war es mehr, und es kam nur auf seinen Träger an, die ursprüngliche Bedeutung wieder ins Leben zu rufen. Wenn der Senat den Kaiser Augustus mit diesem Namen schmückte, so sprach sich darin der tiefe Dank der Zeitgenossen aus, daß Augustus dem zerrütteten Erdkreis nach so vielen Jahren des Blutvergießens endlich den Frieden schenkte, und die Hoffnung, daß mit dem weisen Regiment dieses Kaiserheilands eine neue Periode des Staates und der Weltgeschichte beginne. Dieser Titel bedeutete zugleich eine feste Verknüpfung des neuen Kaisertums mit den besten Traditionen der Republik. Denn er bezeichnet, unabhängig von jeder Staatsform, die ethische Auffassung des Herrschamts, daß nämlich Konsul wie Kaiser nicht ihrem persönlichen Interesse, sondern dem Staatsinteresse gemäß die Herrschaft zu führen haben. Wie weit jeder Kaiser diese ethische Auffassung sich aneignete und in seiner Regierung verwirklichte, war freilich seine eigene Sache.

Diese Auffassung vom Herrschertum hat in dem bedeutendsten Moralphilosophen, den die römische Kultur hervorgebracht hat, in Seneka, ihren schriftstellerischen Vertreter gefunden. Das ganze erste Buch seiner Schrift de clementia — und von den beiden anderen Büchern sind nur wenige Kapitel erhalten — ist nichts anderes als eine Entfaltung des Begriffs pater patriae. Allerdings gilt von Seneka dasselbe wie von Wallenstein: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte". Daß seine Schrift „Von der Gnade" gerade einem so unbarmherzigen Kaiser wie Nero gewidmet ist, fordert zum Spott heraus und hat denn auch zu sehr schweren Angriffen auf Seneka als einen charakterlosen Schmeichler geführt. Aber wenn sich vielleicht auch absolute Gewißheit über das Motiv, das Seneka bei der Abfassung und Widmung dieser Schrift leitete, nicht gewinnen läßt, eine andere Auffassung liegt doch immerhin sehr nahe. Seneka war der Erzieher des Thronfolgers und der väterliche Ratgeber des jugendlichen Kaisers. Wie sollte er, als er seine gefährlichen Anlagen bemerkte, versuchen, ihn günstig zu beeinflussen? Er appellierte, so dürfen wir annehmen, um so stärker an die doch auch vorhandenen guten Seiten seines Charakters. Gelang ihm das, so war alles gewonnen: das Gute in Nero mußte sich entfalten und das Schlechte verkümmern. So griff er zu der Pädagogik, die man Suggestionspädagogik nennen könnte: im Grunde deines Herzens bist du edel, also sei es auch! Auch da, wo dies Verfahren keinen vollen Erfolg hat, kann es doch den Ausbruch des Uebels hinauszögern

und vielleicht mildern. In dieser Absicht wird Seneka für den jugendlichen Kaiser den Fürstenspiegel de clementia geschrieben haben, nicht aus Schmeichelei also, sondern weil er der Ueberzeugung war, daß Nero ihn besonders nötig habe.*) Allerdings findet sich im einzelnen manches gar zu schmeichelhafte und übertriebene Wort. Aber abgesehen davon, daß der Anfang von Neros Regierung sich sehr günstig anließ, hier gab es — auch für den Philosophen — nur zwei Möglichkeiten: entweder Trennung vom Hof oder Eingehen auf die Sprache des Hofes. Seneka wählte damals das letztere. Noch war ja die Raubtiernatur Neros nicht zum Durchbruch gekommen, noch konnte er hoffen, er werde sich beeinflussen lassen, wenn es nur in vorsichtiger, nicht verletzender, nicht schulmeisterlicher Art geschah. So bestand der schriftstellerische Kunstgriff, den Seneka anwandte, lediglich darin, daß er das ideale Bild, das er entwarf, für das Abbild von Neros empirischem Ich ausgab.

In seiner Schrift**) stellt Seneka beide einander gegenüber, den guten und den schlechten Herrscher, damit der Tyrann dem wahrhaften Regenten als Folie diene. Der Tyrann herrscht nach dem Grundsatz oderint dum metuant. Von seiner Macht, Leben zu geben und zu nehmen, macht er daher nur einseitig grausamen Gebrauch. Alle seine Untertanen leiden unter ihm; aber der am schwersten unter ihm leidet, ist — er selbst. Denn er „fühlt sich schuldiger und unruhiger als alles in der Welt, da er Menschen und Götter als Zeugen und Rächer seiner Untaten fürchtet.“ Und wenn alle, weil sie unter ihm leiden, ihn hassen, so ist er sich selbst doch noch verhaßter als denen, die er knechtet.

Wie ganz anders der Herrscher, der dem stoischen Ideal entspricht. Vor allem: er stellt sich nicht in absoluten Gegensatz zu den Untertanen, obwohl seine Lebensstellung ihn über alle hinaushebt und so in einen tatsächlichen Gegensatz zu ihnen bringt; denn er sieht auch in ihnen — selbst in den Sklaven, gegen die ihm rechtlich alles erlaubt wäre — nichts anderes als in sich selbst: Menschen. Jeder Untertan ist bloß „durch den Namen Mensch“ seiner Gunst empfohlen. Er fühlt, daß er mit ihnen nicht nach

*) So schon Diderot; vgl. F. L. Epheu, Leben des Seneka nach Diderot, Dessau und Leipzig 1783, S. 332 f.: „Seneka scheint schon damals den Tiger in menschlicher Gestalt in ihm geahnt zu haben. . . . Nur dem Tiger darf man zurufen: „Sei kein Tiger!“

**) Vgl. die deutsch-lateinische Ausgabe: Dessau 1851, anonym.



Willkür und Laune verfahren darf, daß er ihnen gegenüber als Mensch Pflichten hat. Er übt also sein Herrscheramt nach sittlichen Grundsätzen aus (moratum imperium). Er gleicht einem Vater, der seine Kinder leitet, der mehr für sie als für sich selbst sorgt — er ist in Wahrheit ein „Vater des Vaterlands". Aus dieser sittlichen Auffassung seiner Herrscherpflichten ergibt sich seine Stellung zum Staat: der Staat gehört nicht ihm, sondern er dem Staate (non rem publicum suam esse, sed se rei publicae). Ihm liegt das Ganze am Herzen, jedes Glied des Staates pflegt er als ein Glied seines eigenen Ichs. Nie wird er seine Macht zum Verderben, immer zum Heil seiner Untertanen gebrauchen. Strafen wird allerdings auch er, doch nur da, wo es zum Besten des Ganzen nötig ist: lieber wird er die Gnade, die „menschlichste" aller Tugenden, walten lassen. Und über alle Untertanen muß er sie walten lassen; denn an und für sich haben sie alle Strafe verdient: „Gefehlt haben wir alle" (peccavimus omnes).

Wer so regiert, dem wird das Regieren leicht. Denn die Gnade, die von dem pater patriae ausgeht, vergelten ihm die Untertanen mit Liebe: die „Liebe der Menschheit" — humani generis amor — wird ihm zuteil. Die Untertanen sind bereit, für ein Haupt das Schwert aufzufangen und das Leben eines Einzigen mit dem Tode einer Menge zu erkaufen. „Ohne hochragende Burgen auszurüsten, ohne unzugängliche Hügel zu befestigen, ohne von Bergen ganze Seiten abzutragen, ohne sich mit drei- oder vierfachen Mauern umgeben zu müssen, wird einen König seine Gnade auf freiem Felde schützen. Das einzige unüberwindliche Bollwerk ist die Liebe der Bürger." So wird die Gnade, diese „Zier der Throne", zugleich ihre sicherste Stütze.

Unter solcher Herrschaft gedeiht das Land wie unter einem heiter strahlenden Himmel;*) „Gerechtigkeit, Friede, Keuschheit, Sicherheit und Ehre blühen", der reiche Staat hat Ueberfluß an einer Fülle alles Guten, des sittlichen sowohl wie des materiellen.

Die zwiefache Wirkung, die von dem idealen Herrscher ausgeht — die Liebe der Bürger und die Wohlfahrt des Reichs —, wirkt nun auf ihn selbst zurück. Und hier vollendet sich der Gegensatz zum Tyrannen. Während dieser schließlich in der Konsequenz des

*) Uebrigens gleicht der stoische Herrscher auch darin der Sonne, daß er ohne Mitleid, d. h. ohne eigenes Seelenleiden (sine miseria animi) den Leiden der Untertanen abhilft.

des Menschenhasses dazu getrieben wird, sich selbst zu hassen, fühlt sich der „Vater des Vaterlands“ vielmehr überaus glücklich (felix abunde sibi visus). Ihm wird die Wonne aller Wonnen (voluptas maxima) zuteil, die Wonne, ein Herrscher zu sein, wie er sein soll. Nicht die Liebe der Bürger, nicht die Freude am Gedeihen des Landes ist sein schönster Lohn, sondern sein Bewußtsein um sich selbst, darin liegt die volle Befriedigung.

Wie merkwürdig paßt dies alte stoische Herrscherideal in die so ganz veränderten Verhältnisse des 18. Jahrhunderts. Das römische Kaisertum, längst zerfallen, hat damals keine Parallele, nirgends ein Staat, der auch nur von ferne daran denken könnte, eine Universalmonarchie aufzurichten. Aber innerhalb der einzelnen Staaten hat die Auffassung vom Herrschertum ihre deutliche Parallele im Absolutismus der Landesherren — und zwar im Guten wie im Bösen. Hier und dort Fürsten, welche als grausame Despoten der Schrecken ihrer Untertanen waren. Aber auch im 18. Jahrhundert, und in ihm ganz besonders, breitet sich jene zuerst von den Stoikern gepflegte Gesinnung der humanitas aus; und im 18. Jahrhundert regieren neben jenen Tyrannen doch auch Fürsten, welche diese humanitas in sich verkörpern, die auch auf der Höhe des Throns sich wahrhaft als Menschen erweisen und die ihr Volk als Väter regieren. Dem 18. Jahrhundert konnte es bei seinen lebhaften klassischen Studien nicht entgehen, daß sein eigenes Herrscherideal schon von Seneka ausgesprochen war.

Auch sonst war Seneka seiner Zeit kein Unbekannter. Seine Tragödien galten — bis zu der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einsetzenden literarischen Revolution — als Meisterwerke; sein persönliches Geschick lockte mehr als einen Dichter zur Gestaltung einer Seneka-Tragödie; von seinen philosophischen Anschauungen waren besonders der Vorsehungsglaube und sein Begriff der Humanität dem 18. Jahrhundert gemäß. Dazu kommt, daß die Gebildeten dieses Zeitalters die antiken Schriftsteller nicht philologisch und historisch-kritisch lasen, sondern unmittelbar; sie wurden sich also der historischen Unterschiede, die doch auch vorhanden sind, und damit der Distanz nicht bewußt, sondern sie lasen ihre Schriften nicht anders als die der Zeitgenossen, gewillt, sich ohne weiteres alles, was sie brauchen konnten, für ihr eigenes Leben anzueignen. Wenn also ein Dichter jener Zeit sein eigenes Herrscherideal zeichnen wollte, so war es für ihn das Gegebene, daß er dazu die Farben aus Seneka nahm. Denn sein Ideal und Senekas Ideal waren

für ihn identisch. Diese Erneuerung des antiken Herrscherideals ist nun in dem Liede „Heil Dir im Siegerkranz" tatsächlich vollzogen.

Doch hat die preußische Königshymne noch eine andere Wurzel, die zunächst auf ihren Ursprung zu verfolgen ist. Sie reicht nicht über mehr als anderthalb Jahrtausende, sondern nur ein Jahrhundert in die Vergangenheit zurück.

In derselben Zeit wie der Absolutismus entwickelte sich auch das Nationalbewußtsein der westeuropäischen Völker. Frankreich und das nicht absolut regierte England hatten hier den Vorsprung. Dieses führte zur Entstehung der Nationalhymnen, in denen sich tatsächlich ein gut Stück der Geschichte der europäischen Völker widerspiegelt. Es ist kein Zufall, daß England dasjenige Land ist, welches zuerst ein Nationallied hervorgebracht hat. Doch auch dies ist nicht autochthon englisches Produkt, sondern — aller Wahrscheinlichkeit nach — stark von Frankreich her beeinflußt.

Unter Ludwig XIV. erstieg das französische Königtum den Gipfel seines Selbstbewußtseins. Zu den Begleiterscheinungen seines Sonnenkönigtums gehört es auch, daß er jedesmal, wenn er das aristokratische Fräuleinstift St. Cyr, dessen Begründerin und Protektorin seine Gunstdame Frau von Maintenon war, besuchte, von einem weihevollen Gesange begrüßt wurde. Dieser Louis-Salut, als dessen Dichterin Frau von Brinon, als dessen Komponist Lully gilt,*) hat folgenden Wortlaut:

Grand Dieu, sauvez le Roi,
Grand Dieu, vengez le Roi.
  Vive le Roi!
Qu'à jamais glorieux,
Louis victorieux
Voye ses ennemis
  Toujours soumis.
Grand Dieu, sauvez le Roi,
Grand Dieu, vengez le Roi,
  Vive le Roi.

Lange nachdem dieser Königsgruß infolge des Todes des Königs, dem er gewidmet, außer Gebrauch gekommen war, muß er dem englischen Komponisten und Dichter Henry Carey bekannt geworden sein. Die Melodie des alten Louis-Salutes zwar ist uns nicht überliefert, aber den Rhythmus sowohl wie die Wünsche für den

*) Das Fräuleinstift St. Cyr ist 1785 oder 1786 gegründet, Lully 1787 gestorben. Er könnte also den „Salut" noch komponiert haben.



Herrscher finden wir in seiner ersten Strophe wieder und die zweite ist in diesem Stil weiter gedichtet:

God save our Lord the King,
Long live our noble King,
God save the King.
Send him Victorious,
Happy and Glorious,
Long to reign over us,
God save the King!

O Lord, our Lord, arise,
Scatter his Enemies,
And make them fall:
Confound their Politicks,
Frustate their knavish Tricks,
On him our Hopes are fix'd —
O save us all.

Aber das französische Motiv, das hier auf englischen Boden verpflanzt ist, hat doch nur bei der Formgebung — der poetischen wie der musikalischen — mitgewirkt. Im Kern ist der Careysche Gebetswunsch echt englisch. In einer kritischen Stunde, als die katholischen Mächte Frankreich und Spanien sich gegen England verbündet haben und von Rom her der Thronprätendent aus dem Hause Stuart einen Aufstand vorbereitet, als schon das englische Heer sich in arger Not befindet, begibt sich Georg II. auf den Kontinent zum Heer, um in eigener Person die Leitung des Krieges zu übernehmen. Nicht weniger als alles stand für ihn auf dem Spiel. „Im unglücklichsten und gar nicht unwahrscheinlichen Falle kehrte statt seiner — ein Stuart zurück! Welches mußten nun bei seinem Abschied die Gefühle, die Segenswünsche des Volkes sein? Sicherlich nur diese: daß er erhalten bleibe, daß er siegreich heimkehre, um noch lange über sie zu herrschen; daß eine göttliche Macht die Ränke und Verschwörungen der Feinde vernichte, für den König aufstehe und streite, für ihn, auf welchen alle ihre Hoffnung gebaut, in dessen Erhaltung und Sieg daher ihre Rettung gelegen sei." *) Genau das ist der Inhalt von Careys Lied: es ist, unmittelbar aus der Situation entsprungen, ein Gebet für einen König, welcher ins Feld zieht. Und wieviel wertvoller doch als der Königsgruß an Ludwig XIV. Dort erscheint nur der König in einsamer Größe, hier Volk und König, beider Geschick aufs engste verbunden — kurz,

*) Chrysander, S. 380.

es ist das seiner selbst bewußte englische Volk, das hier für seinen König betet, dasselbe Volk, das noch in diesem selben bewegten Jahrzehnt sein stolzestes Lied von der meerbeherrschenden Britannia zu singen begann.

Ein merkwürdiges Schicksal hat das God save the King gehabt. Im Frühjahr 1743 von Carey gedichtet, ist es erst ein Jahr darauf, nachdem der Dichter — vielleicht freiwillig — aus dem Leben geschieden war, ohne Verfassernamen der Oeffentlichkeit übergeben worden. Carey hatte nämlich seine Komposition einem Freunde übergeben, der den Baß korrigieren sollte; infolgedessen erhielt er sein Werk in fremder Handschrift zurück, und der Verleger, dem Careys Nachlaß übergeben wurde, konnte nun nicht wissen, wessen Schöpfung es sei. Da nun früher für die Krönung Georgs II. Händel ein Anthem (Weihegesang) mit dem Titel God save the King geschaffen hatte, das bei patriotischen Gelegenheiten gern aufgeführt wurde, konnte es kommen, daß bald Händel für den Komponisten der englischen Königshymne galt.

Wie das Careysche Lied — mit einigen Veränderungen und Erweiterungen — zum Nationallied wurde, ist hier nicht zu verfolgen. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte es diese Stellung erreicht —, und gegen Ende des Jahrhunderts war es —, worauf es uns hier ankommt, auch in ganz Deutschland bekannt. Ohne daß es möglich ist, die Geschichte dieser Ausbreitung zu verfolgen, wird man annehmen können, daß sie vom Nordwesten Deutschlands ausging. Denn Hannover war durch Personalunion mit England vereinigt. Und was lag näher, als die Wünsche, die dem König von England galten, auch auf den Kurfürsten von Hannover zu übertragen? Von hier aus hat dann die Melodie ihren Siegeszug durch Deutschland angetreten. Man kann geradezu sagen: sie war für die Deutschen die patriotische Hymne, der man nur nach Bedarf einen anderen Text unterlegte. Selbst Goethe hat sie benutzt, um seiner Herzogin zu huldigen*), und bei den Siegesfeiern am Jahrestag der Schlacht von Leipzig, die 1814 in allen deutschen Gauen stattfanden, finden wir an vielen Orten diese stereotype Melodie mit variablen Texten, von denen Buris Text „Heil dir o Völkerschlacht" selbst wieder eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt hatte.

*) „Zum 30. Januar 1806"; unter die Maskenzüge eingereiht.



Es war also nichts Ungewöhnliches, wenn der schleswigsche Kandidat der Theologie und Journalist **Heinrich Harries** in Flensburg sich dieser Melodie bediente, um seinem Landesherrn König Christian VII. im Jahre 1790 zum Geburtstag zu huldigen. Schwieriger war es mit dem Inhalt bestellt. Zwar beherrschte dieser König außer Dänemark auch Schleswig-Holstein und Norwegen, also ein stattliches Reich, so daß ein stolzes, sozusagen gesamtstaatliches Nationalbewußtsein sich bilden konnte, wie denn auch Harries selbst sich als Sohn Danias fühlt. Aber die Person des Königs selbst war kein würdiger Gegenstand für ein Gedicht; denn er war schon seit Jahren sinnesschwach und regierungsunfähig. An seinem König also konnte der Dichter sich unmöglich begeistern. Woher aber den Stoff nehmen? Dänemark allein verherrlichen wäre möglich gewesen, aber am Geburtstag des Herrschers war doch unzweifelhaft der Herrscher die Hauptsache. In diesem Dilemma machte Harries nicht den wirklichen Herrscher, sondern das Herrscherideal, das er im Busen trug, zum Hauptmotiv seines Gedichts. Dies Herrscherideal aber hatte er gewonnen aus Senekas Fürstenspiegel de clementia, in Harries' Lied feierte Seneka eine späte Auferstehung.

An die Spitze seines Gedichts stellt Harries den Hauptbegriff Senekas, in dem sich alles zusammenfaßt, wie aus ihm sich alles ableiten läßt, was man von dem echten Herrscher sagen kann — den Begriff pater patriae. Als „Vater des Volkes" feiert er den Herrscher, dessen Wesen es ist, Liebe zu üben. Nicht als „geliebten", sondern als „liebenden" Herrscher, woran viele mit Unrecht Anstoß genommen haben, preist er ihn. Denn das Wertvollste, was man von einem König sagen kann, ist, daß er selbst liebt. Alles andere ist nur Folgeerscheinung, auch daß er von seinen Untertanen geliebt wird. Lediglich die Tatsache, daß er Liebe auszustrahlen vermag, verschafft ihm die „hohe Wonne", die er fühlen soll: er hat die Versuchung, die in der Stellung des Herrschers liegt, überwunden und sich als König im Sinne des Humanitätsideals bewährt; so vereinigt er beides — höchste Erdenstellung und höchste menschliche Tugend —, er erfüllt seine Bestimmung. Dies ist der Sinn von Harries' erster Strophe, die also lautet*):

---

*) Sein „Lied für den dänischen Unterthan, an seines Königs Geburtstag zu singen, in der Melodie des englischen Volksliedes: God save great George the King", erschienen im „Flensburgschen Wochenblatt für Jedermann" vom 27. Januar 1790; Faksimile bei **Ochmann**, Veranschaulichung der

Heil Dir, dem liebenden
Herrscher des Vaterlands!
Heil, Christian, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu seyn!
Heil, Christian, Dir!

Die unmittelbare Folge eines derartigen Regiments ist die Sicherheit des Throns. Ein solcher König hat in seinem Staat keinen Gegner. „Er bedarf", mit Seneka zu reden, „keiner Bedeckung, Waffen hat er nur zum Schmuck", nämlich wenn er sich unter seinem eigenen Volke bewegt. „Ohne hochragende Burgen auszurüsten, ohne unzugängliche Hügel zu befestigen . . ., wird einen König seine Gnade auf freiem Felde schirmen. Das einzige unüberwindliche Bollwerk ist die Liebe der Bürger." Dies herzliche Einvernehmen zwischen dem Volk und seinem „liebenden", in der Höhe thronenden Herrscher schildert die zweite Strophe:

Nicht Ross' und Reisige
sichern die steile Höh,
wo Fürsten stehn.
Liebe des Unterthans,
Liebe des freyen Manns
gründen den Herrscherthron
wie Fels im Meer.

Die Liebe zu einem solchen Herrscher, der seine Person in den Dienst der Gesamtheit stellt, ist identisch mit der Liebe zum Vaterland, darin liegt zugleich die Bürgschaft für ihre unbegrenzte Dauer. Kommt dann die Stunde der Gefahr, bedroht ein Feind Staat und Thron, dann werden die Untertanen bereitwillig für den König ihr Leben aufs Spiel setzen. Ihnen ist es ganz selbstverständlich, daß „für ein Haupt viele Tausende das Schwert auffangen und mit dem Tode einer Menge das Leben eines Einzigen erkaufen". Diese Kampfes- und Todesbereitschaft feiert die dritte Strophe:

Heilige Flamme glüh,
glüh und erlösche nie
fürs Vaterland!

Entstehung des preußischen Volkslieds „Heil dir im Siegerkranz", 1878, zwischen S. 24 und 25. Mit einigen Varianten wiederholt: Gedichte von H. Harries, herausgeg. von Holst, 1804, Bd. II, S. 158—161.

Es war also nichts Ur[...] ...ann
Kandidat der Theologie ... nen Mann,
Flensburg sich dieser ... nd bluten gern
König Christian VII. ... Thron und Land.

Schwieriger war ... Strophen schließen sich weniger eng an
dieser König au... ...nke, daß die Tugend — Seneka zählte sie
wegen, also ein ... dem tugendhaften Herrscher blüht, kehrt aus
staatliches ... nd der Gedanke, daß unter tüchtigem Regiment
Harries se... ist selbstverständlich. Die speziellen Gedanken,
Königs ... das geistige Leben — Kunst und Wissenschaft —
er war ... jedes Verdienst durch Belohnung zu unterstützen und
seiner ... hat, wird Harries seiner eigenen Zeit entnommen haben;
Wo... aber gut zu der antiken Grundlage. In der 4. und 5.
w... also hat das Neue das Uebergewicht über das Alte:

Sey noch, o Christian, hier
lange des Thrones Zier,
des Landes Stolz!
Eifer und Männerthat
finde sein Lorbeerblat
treu aufgehoben dort
an Deinem Thron.

Tugend und Wissenschaft
hebe mit Muth und Kraft
ihr Haupt empor.
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst.
Jedes Verdienst erwarm'
an Deiner Brust!

Die beiden nächsten Strophen sind rein dänisch. Sie verherrlichen die Machtstellung Dänemarks, die damals noch recht bedeutend war, insbesondere seine Seegeltung, die England — der selbstlose Freund und Beschützer neutraler Staaten — damals noch nicht durch einen Ueberfall im Frieden zerstört hatte. So konnte der dänische Untertan wohl mit Stolz am Geburtstag seines Königs singen:

Daurender stets zu blühn,
weh' unsre Flagge kühn
auf jedem Meer.

---

*) Vielleicht stammt auch der Ausdruck „Thrones Zier" aus Seneka. Dort wird zwar nicht der gnädige Herrscher, aber die Gnade ornamentum imperiorum genannt, Kapitel 11.

Alles, was ehrenvoll
leitet zu Bürgerwohl,
umfasse Dania
in ihrem Schoos!

Ha! wie so stolz und frey
schüttelt der nordische Leu
sein Mähnenhaar,
wirft über Land und Meer
flammenden Blick umher,
ob einer lüstern sey,
sich ihm zu nahn!

Den Abschluß des Liedes macht dann die erste Strophe mit ihrem Heil-Wunsch, der wörtlich — und übrigens durchaus sinngemäß — wiederholt wird. Das Lied zu Ehren des Herrschers muß mit Wünschen für den Herrscher endigen. Doch läßt sich nicht verkennen, daß das Ganze dichterisch nicht ganz einheitlich ist, es enthält zu viel: nämlich an Stelle eines vielmehr zwei Motive, das pater patriae- und das Dania-Motiv. Es hätte nur gewinnen können, wenn alles, was nicht dem pater patriae direkt gewidmet ist, gestrichen wäre.

Dies Lied ist die Grundlage der preußischen Königshymne geworden. Und zwar ist es ziemlich schnell, schon 1793, nach Preußen verpflanzt worden. Jeder weiß, wie Volkslieder von Mund zu Mund wandern und dabei ihre Gestalt ändern. Niemand hat etwas daran zu tadeln. Es ist ein Gut, das doch auch ursprünglich irgend jemand gehört hat, das aber jeder als sein eigenes Gut betrachtet — aus keinem anderen Grunde, als weil es ihm gefällt. Denselben Vorgang hat Harries' Dänenlied über sich ergehen lassen müssen, nur daß wir hier zufällig in der Lage sind, ihn im hellen Tageslicht der Geschichte zu beobachten.

Derjenige, dem Harries' Gedicht so gut gefiel, daß er es sich zu seinem Gebrauch zurechtstutzte und in dieser neuen Gestalt weiter gab, ist der Holsteiner Balthasar Gerhard Schumacher. Nach der dürftigen Kunde, die wir von ihm haben, war er als Schriftsteller*) — im Unterschied von Harries — lediglich Aneignungstalent. Was er sonst eigentlich getrieben hat, ist nicht deutlich. Er war Doctor juris, zeitweise in Hamburg Translateur (= Dolmetscher in Rechts-

*) Verzeichnis seiner Schriften bei Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. VII, S. 113; Lebensdaten bei Frege, Zur Geschichte des preußischen Volksliedes „Heil dir im Siegerkranz“, 1850, S. 26—30. Geboren 1755 in Kiel, seit etwa 1800 in Berlin, Todesjahr unbekannt.

sachen?), seit 1770 Vikar des Hochstifts in Lübeck, dazu eifriger Freimaurer, mehrfach war er im Ausland. Im Jahre 1793 hielt er sich fünf Monate in Berlin auf. In dieser Zeit hielt er im Kreise seiner maurerischen Freunde eine Rede (am Johannistage) und huldigte in der Spenerschen Zeitung vom 17. Dezember dem preußischen Könige. Was ihn, den Holsteiner, veranlaßt hat, dem Preußenkönig zu huldigen, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls aber mußte er den Harriesschen Text, abgesehen davon, daß er alle dänischen Beziehungen zu streichen hatte, in doppelter Weise umgestalten, so daß er für Preußen im allgemeinen und auf die Person Friedrich Wilhelms II. im besonderen paßte. Friedrich Wilhelm II., von der Nachwelt sehr hart beurteilt, wurde doch von den Zeitgenossen mit ganz anderen Augen angesehen. Nach dem Tode seines großen Oheims, der zu groß war, als daß er seinen Untertanen hätte menschlich nahestehen können, hatte ihn sein Volk als den „Vielgeliebten" — le bien aimé — willkommen geheißen. Nach außen hatte seine Regierung bis dahin nur einen Mißerfolg zu verzeichnen, den Rückzug des preußischen Heeres aus Frankreich nach der Kanonade von Valmy. Aber wurde der nicht mehr als aufgewogen durch seine sonstigen Erfolge? 1787 hatte seine Armee einen glorreichen „militärischen Spaziergang" nach Holland gemacht, 1790 hatte er sich in der Konvention von Reichenbach in der glänzenden „Rolle eines von allem Eigennutz freien Pazifikators von Europa" gezeigt,*) 1791 hatte er das Gebiet seines Staates um die fränkischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth vermehrt. Die Schlappe von 1792 konnte auch bereits als wieder gutgemacht gelten. Denn im Laufe des Jahres 1793 hatte der König nicht bloß sein Land um weite Gebiete Polens vergrößert, er selbst hatte auch die Festung Mainz erobert, seine Truppen aber hatten mehrfach — bei Pirmasenz, bei den Weißenburger Linien und bei Kaiserslautern — siegreich gefochten — Ereignisse, die in Preußen und besonders in der Hauptstadt natürlich mit hellem Jubel begrüßt wurden. Unter dem Eindruck des letzten dieser Siege (28. bis 30. November), das ist aus dem Datum der Veröffentlichung zu folgern, hat Schumacher das Harriessche Dänenlied umgeformt und auf Friedrich Wilhelm zugeschnitten. Zwei Züge der neuen Gestalt sind eine deutliche Huldigung vor seiner Person: daß er ihm den „Siegerkranz" zuerkennt und daß er ihn als „Liebling des Volks" begrüßt. Nach diesen Veränderungen hat die erste Strophe folgenden Wortlaut:

*) Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, 1871, Bd. II, S 211.

Heil Dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands!
  Heil, König Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu seyn! – Heil, Herrscher, Dir!

Die zweite und dritte Strophe, die das Verhältnis des Volks zum **pater patriae** schilderten, sind fast unverändert geblieben:

Nicht Ross' nicht Reisige
sichern die steile Höh',
  wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
glüh' und erlösche nie
  für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
muthig für einen Mann
kämpfen und bluten gern für Thron und Reich!

Die beiden Veränderungen der zweiten Strophe — die der dritten ist indifferent — wird man als Verbesserungen begrüßen können. Denn das Asyndeton „nicht Ross', nicht Reisige" klingt kräftig; es hat allerdings dazu geführt, daß später die — vor Konsonant ungewöhnliche — Elision nicht anerkannt wurde und im jetzigen Text den vielen Reisigen nur ein Pferd entspricht. Bei Harries war die Unterscheidung der „Liebe des Untertans" von der „Liebe des freien Manns" nicht deutlich; vielleicht geht auch sie auf Seneka zurück, der zwischen Sklaven und Bürgern unterscheidet, und es wäre dann Harries nicht gelungen, dafür ein klares Analogon zu finden. Bei Schumacher sind die Träger der Liebe beide Male dieselben Personen: es sind die Untertanen, die das Vaterland lieben (**genitivus objectivus**), die aber, zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde gekommen, sich als freie Männer fühlen und als Freie den Herrscher lieben (**genitivus objectivus**).

In der 4. und 5. Strophe hat Schumacher jede Strophe halbiert und die verschiedenen Hälften zu neuen Strophen zusammengesetzt. Der Grund ist klar: für ihn waren die letzten 3 Strophen unbrauchbar geworden, so mußte er für das Gedicht nach einem anderen Abschluß suchen, dazu benutzte er den Wunsch für ein

langes Leben des Herrschers, mit dem die vierte Harriessche Strophe beginnt. Seine beiden Schlußstrophen lauten:

Handlung und Wissenschaft
hebe mit Muth und Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Sey, Friedrich Wilhelm, hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz!
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm' an Deiner Brust!

Den schönen Gedanken von Seneka und Harries, daß unter einem tugendhaften Herrscher auch die Tugend der Untertanen gedeiht, hat Schumacher offenbar nicht mehr verstanden; dafür tritt bei ihm die materiellere „Handlung" ein. Ob die Entstellung der letzten Zeile (erwärm' statt erwarm') Schumacher selbst oder nur dem Druckfehlerteufel zur Last fällt, wird sich kaum entscheiden lassen. Jedenfalls aber ist es Schumacher nicht gelungen, mit seiner letzten Strophe einen wirklichen Abschluß des Gedichtes zu erreichen.

Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen hat das Gedicht im Ganzen zweifellos gewonnen; denn es ist einheitlicher geworden. Erst jetzt, nach Streichung der Dania-Strophen, ist es ausschließlich, was es sein sollte: Königslied. Und wenn auch das pater patriae-Motiv durch den etwas weichlichen „Liebling des Volks" ein wenig verdunkelt ist, in der Hauptsache ist es doch erhalten geblieben. Kein Wunder also, daß das Lied in dieser Gestalt den Preußen gefiel und sich unter ihnen ausbreitete.

Aber mit der bloßen Veröffentlichung in einer Berliner Zeitung wird ein Lied noch nicht Nationallied. Zwei Umstände müssen hinzukommen, um diese Entwicklung zu ermöglichen: es muß den gerade in dieser Nation herrschenden Anschauungen entsprechen und es müssen sich Menschen finden, die seine Verbreitung fördern; denn „von selbst" geschieht nirgends etwas.

Die erste Voraussetzung war durch das Königtum Friedrichs des Großen geschaffen. Das Herrscher-Ideal, wie es Seneka und Harries entworfen hatten, war durch ihn in Preußen verwirklicht.

soweit Ideale auf Erden verwirklicht werden können. Seine Auffassung von den Pflichten des Königtums war ins Bewußtsein des Volks übergegangen und hatte das spezifisch preußische, das vertrauensvolle Verhältnis von König und Volk geschaffen; zugleich war ein kräftiges preußisches Nationalbewußtsein entstanden. Auch der „Liebling des Volks" zehrte tatsächlich doch nur von dem reichen Kapital, das ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, wenn er und seine Schmeichler sich dessen vielleicht auch nicht bewußt waren. Der Staat Friedrichs des Großen war in ganz Deutschland tatsächlich das einzige Land, wo dies Lied ein Echo finden, wo es Ausdruck der Gefühle des Volks, wo es Volks- und Nationallied werden konnte.

Schumacher hatte also mit sicherem Blick das Lied auf den richtigen Boden verpflanzt.*) Und es dauerte nicht lange, so schlug es hier Wurzel. Daß dies geschah, ist zum guten Teil das Werk von Carl Bernhard Wessely. Sein Anteil an der Geschichte von „Heil Dir im Siegerkranz" lag bisher im Dunkeln. Wessely, 1768 in Berlin geboren, aus gutem jüdischem Hause, unter dem Einfluß Moses Mendelssohns erwachsen, hatte, ohne sein Judentum aufzugeben, doch die Schranken des Judentums abgestreift. Nicht ohne Bewunderung seiner Vorurteilslosigkeit erzählte man sich, daß er bei der Aufführung des Händelschen „Messias" in der Nikolaikirche die zweite Violine gespielt habe — er, der Jude, zu Ehren des Messias in einer christlichen Kirche! Im Jahre 1788 — bereits mit 20 Jahren — wurde er auf Ramlers und Engels Empfehlung Musikdirektor am Königlichen Nationaltheater in Berlin,**) damit hatte er die denkbar günstigste Stellung inne (bis 1796).

Während seiner Direktorschaft erschien das erste Hohenzollerndrama. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß nach dem Tode Friedrichs des Großen — in Reaktion zu dessen Bevorzugung des französischen Wesens — eine nationale Tendenz sich geltend machte,

*) Daß Schumacher seine Quelle nicht angab, sondern sich selbst als Verfasser bezeichnete, fällt ihm persönlich zur Last, beeinträchtigt den Wert des Liedes aber nicht im geringsten. In der Spenerschen Zeitung (17. XII. 1793) unterzeichnete er sich nur mit dem Anfangs- und Endbuchstaben „Sr"; in dem „Ritual eines preußischen Volksfestes", Berlin 1801, dagegen, in dem er seine Umarbeitung noch einmal umarbeitete, nennt er sich selbst unmißverständlich den Dichter des Liedes.

**) Vgl. Gerber, Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, 1792, Bd. II, S. 800 f., Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, 1814, Bd. IV, S. 553 f.; Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins, 1861, S. 637 f.



die auch in der Literatur das nationale Preußentum zur Geltung bringen wollte. Der erste Hohenzollerndramatiker, Friedrich Rambach, von 1791—1803 Lehrer am Friedrich Werderschen Gymnasium zu Berlin, wo auch Ludwig Tieck zu seinen Schülern gehörte, war zwar nur ein literarischer Handwerker. Je mehr ihm aber dichterische Begabung fehlte, um so mehr hatte er Sinn für das, was „zeitgemäß" war. Er selbst bezeichnet sein vaterländisches Schauspiel „Der große Kurfürst vor Rathenau" (Berlin, 1795) als eine „Frucht des Friedens und des erhöhten Interesses für ein glückliches Vaterland"; obendrein hat er es dem König persönlich zugeeignet. Er verband also mit der Verherrlichung des großen Kurfürsten die Huldigung vor dem lebenden Herrscher. Dazu gab ihm die neueste Ruhmestat Friedrich Wilhelms willkommenen Anlaß — der Baseler Frieden, mit dem es Preußen und dem ganzen deutschen Norden den „süßen Frieden" geschenkt hatte. Rambach stand mit dieser Auffassung keineswegs allein; in Berlin wurde eine Denkmünze auf dies große Ereignis geprägt und vielfach wurde es in Gedichten verherrlicht.

Den Stoff für sein Drama nahm Rambach größtenteils aus Joachim Christian Blums Schauspiel „Das befreite Rathenau" (1775). Aber während dort die märkische Treue der Rathenauer Bürger dargestellt wird, hat Rambach den Großen Kurfürsten selbst zum Mittelpunkte des Ganzen gemacht. Künstlerisch hat sein Drama dadurch kaum gewonnen; die Leitung des Nationaltheaters hat denn auch seine Aufführung abgelehnt. Wenn es trotzdem bald nach der Ablehnung, und zwar am 25. September 1795 als am Geburtstage des Königs, aufgeführt wurde, so dürfte es das lediglich seinem „Patriotismus" zu verdanken haben. Die Frage liegt nahe, ob nicht etwa der König selbst eingegriffen hat; denn wie sollte sonst die Direktion dazu kommen, ein von ihr abgelehntes Stück einzustudieren?*) Noch dazu in aller Eile eigene Musik für dies Drama zu schaffen?

Diese letztere Aufgabe fiel dem Musikdirektor Wessely zu. Sein Opus „Ouvertüre und 5 Zwischenakte zum großen Kurfürsten vor Rathenau", das Manuskript geblieben zu sein scheint, hat sich nicht erhalten; aber das Stück selbst wie der Tag der Aufführung

*) Derselbe Vorgang hat sich mit dem zweiten vaterländischen Schauspiel Rambachs „Otto mit dem Pfeil, Markgraf zu Brandenburg", 1797 wiederholt; die Theaterleitung lehnte es ab, gleichwohl wurde es am Geburtstage Friedrich Wilhelms III., dem es gewidmet war, aufgeführt.

schrieben ihm patriotischen Charakter vor. Nur über den dritten der Zwischenakte sind wir unterrichtet: hier verwandte Wessely das Volkslied **God save the King.** Eine spätere Notiz will zwar wissen, daß hierbei der deutsche Text, also das Harries-Schumachersche „Heil dir im Siegerkranz" gesungen worden sei*); aber das ist nicht sehr glaubhaft. Denn zum Charakter der bloßen Zwischenaktsmusik will Gesang nicht sonderlich passen, zudem weiß eine zeitgenössische Stimme, die etwas Auffallendes doch sicher verzeichnet hätte, nichts davon zu berichten.**)

Gleichwohl ist dieser dritte Zwischenakt für die Geschichte unseres „Heil dir im Siegerkranz" folgenreich gewesen. Denn wenn Wessely das **God save the King** fürs Orchester bearbeitete und damit dem preußischen König an seinem Geburtstag huldigte, so schwebte ihm dabei zweifellos der deutsche, der preußische Text vor. Er gefiel ihm so gut, daß er gleichzeitig durch eine Klavierausgabe für seine weitere Verbreitung sorgte.***) Er ist damit tatsächlich derjenige gewesen, der den entscheidenden Anstoß dazu gegeben hat, daß das Lied volkstümlich wurde.

Und durch ihn erst hat es seine definitive Gestalt erhalten. Für seine Ausgabe hat er nämlich, um einen wirklichen Schluß herzustellen, die letzte Strophe des Schumacherschen Textes also umgestaltet:

Sey, Friedrich Wilhelm, hier
lang Deines Volkes Zier,
der Menschheit Stolz!
Fühl' in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu seyn,
Heil, Herrscher, Dir!

---

*) Fink, Musikalischer Hausschatz der Deutschen, 1843, S. 252, bringt zu Harries' Königslied folgende Anmerkung: „Diese teutsche Arbeit des Dichters wurde 1796 in Berlin, und zwar als Einlage in das vaterländische Schauspiel „Der große Kurfürst vor Rathenau" benutzt." Diese Angabe ist, scheint es, mehrfach ungenau, hat aber auf die richtige Spur geführt.

**) Die „Camera obscura von Berlin", 24. Oktober 1795, tadelt das schlechte Spiel und — schlechte Lernen der Schauspieler. Im Anschluß daran bemerkt sie: „Das schnelle Einstudieren desselben [des Stücks] mag hieran aber auch wohl Schuld sein. Welche ungeheure Zwischenakte! hätte nicht die Kunst des Herrn Musikdirektors Wessely die Geduld hingehalten, sie würde sich früher als am Schlusse geäußert haben!"

***) Das Volkslied God save the King mit untergelegtem deutschen Text Heil dir im Siegerkranz ꝛc. als Zwischenakt zu dem vaterländischen Schauspiele „Der große Kurfürst vor Rathenau" variirt und in Klavierauszug gebracht von Wessely, Musikdirektor des Königl. Nationaltheaters. Berlin zu haben bei Böheim. Gedruckt bei George Friedrich Starcke. — Ein Exemplar besitzt die Universitätsbibliothek zu Königsberg.

Daß der preußische Herrscher hier nicht bloß der Stolz seines eigenen Volkes, sondern sogar der ganzen Menschheit sein soll, erklärt sich nicht bloß aus der humanitären Stimmung der Aufklärungszeit im allgemeinen; ganz ist es nur aus den konkreten preußischen Verhältnissen zu verstehen; die Bezeichnung nämlich, mit der die Römer einst ihre Verehrung für Titus ausdrückten: **amor et deliciae generis humani**, war längst auf Friedrich Wilhelm übertragen, Ramler hatte ihn geradezu zu „Preußens Titus" ernannt. Im übrigen aber ist die Umgestaltung — die Streichung der Kunst- und Verdienst-Verse und die Wiederholung aus der Anfangsstrophe — sehr glücklich, um so glücklicher, als ja auch das alte Dänenlied, das Wessely kaum gekannt haben wird, am Ende den Anfangswunsch wiederholte.

In dieser Wesselyschen Form ist das Lied sehr bald öffentlich als Königslied gesungen worden. Schon vierzehn Tage nach jener Zwischenaktsmusik, am 7. Oktober, war der Text des Liedes in der Hand der Besucher des Potsdamer Theaters und als der König an diesem Tage — vermutlich zum ersten Male nach seinem Geburtstage — das Theater betrat, wurde er zu seiner Ueberraschung und Freude vom Publikum mit dem Gesange des Liedes begrüßt. Ein zufälliger Augenzeuge hat diese Szene höchst anschaulich geschildert:*)

„Bei Gelegenheit, daß ich einem meiner Freunde bis nach Potsdam entgegen reisete, war ich mit demselben Mittwoch, den 7. dieses, auf den Abend im alldortigen Stadt-Theater, um das Schauspiel, welches die deutsche National-Truppe darin zum erstenmal aufführte, mit anzusehen.**) Was für eine rührende Szene erlebte ich aber! Denn, sogleich wie Se. Königl. Majestät in die Königl. Loge hereintraten, stimmte die Königliche Kapelle im Orchester, statt einer gewöhnlichen Ouvertüre, das durch den Musikdirektor des Königl. Nationaltheaters, Herrn Wessely, in Musik gebrachte Volkslied: Heil dir im Siegerkranz, nach der Melodie: **God save the King** an, welches von sämtlichen Zuschauern empfindungsvoll mitgesungen wurde. Der Monarch ward dadurch äußerst gerührt, und dankte zu verschiedenen malen seinem biedern Volk, in deren Mitte Allerhöchstderselbe sich befand, und in den Ausdrücken der Gesichtsbildungen sämmtlicher Anwesenden glühete die heilige Flamme der

*) Vossische Zeitung, Nr. 122 vom 10. Oktober 1795, gleichlautend Berliner Intelligenzblatt, Nr. 245 vom 13. Oktober 1795; eine kürzere Notiz: Spenersche Zeitung, Nr. 123 vom 13. Oktober 1795. — Im Potsdamer Theater haben sich Akten über diese Feier nicht erhalten.

**) Es war „Maske für Maske".



Liebe für unsern unnachahmlichen Beherrscher, welche nie erlöschen wird. Dank sey dem Schauspieler des Nationaltheaters gebracht, welcher für sämmtliche Zuschauer an diesem wonnevollen Tage zu dieser rührenden Handlung die Veranlassung gegeben hat."

Ob dieser ungenannte Schauspieler die Anregung zu dieser denkwürdigen Szene gegeben oder ob er, was vielleicht näher liegt, nur den Text „für sämtliche Zuschauer" hat drucken lassen, wird sich nicht entscheiden lassen; immer stoßen wir auf Wessely als den, der die weitere Verbreitung des Königslieds verursacht und auch diese eigenartige Feier intimen Reizes erst möglich gemacht hat. Von diesem Tage an beginnt „Heil dir im Siegerkranz" seinen Siegeslauf als preußisches Nationallied.

Die einzelnen Stationen auf diesem Wege können wir nicht verfolgen, insbesondere können wir nicht sagen, ob es auch in den trüben Zeiten nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt — und in welchem Sinne — gesungen ist. Darüber könnten nur zufällige Notizen in Lokalblättern, Familienpapieren oder alten Liederbüchern Aufschluß geben. Mit dem siegreichen Aufschwung der Befreiungskriege ist aber unbestritten seine Stunde gekommen. Bei der Feier z. B., die 1814 auf Arndts Anregung am Jahrestag der Schlacht von Leipzig in allen deutschen Gauen stattfand, wurde es innerhalb Preußens an vielen Orten gesungen.*) Und daß die siegreichen Truppen Friedrich Wilhelms III. sich dieses Liedes bemächtigt haben, ist selbstverständlich. Seit dieser Zeit ist seine Stellung als Nationallied anerkannt. Wenn im Jahre 1833 der Schauspieler-Schriftsteller Louis Schneider, der spätere Vorleser zweier Könige, in seiner Eigenschaft als Unteroffizier der Landwehr und Herausgeber des „Soldatenfreundes" zusammen mit dem Wehrmann A. W. Hayn den Text des Liedes (mit Erläuterung) jedem einzelnen Mann des Heeres zum Geburtstag des Königs als Geschenk in die Hand gab, so zeigt dies, wie fest die Stellung des Liedes bereits war; diese Gabe hat vielleicht veranlaßt, daß am 3. August 1833 alle preußi-

---

*) Des Teutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel oder Beschreibung, wie das aus zwanzigjähriger französischer Sklaverei durch Fürsten-Eintracht und Volkskraft gerettete Teutsche Volk die Tage der entscheidenden Völker- und Rettungsschlacht bei Leipzig am 18. und 19. Oktober 1814 zum erstenmale gefeiert hat. Gesammelt und herausgegeben von Karl Hoffmann zu Rödelheim. Offenbach 1815. — Außerhalb Preußens scheint es nicht sehr bekannt gewesen zu sein. Denn der Berichterstatter für Düsseldorf teilt es (S 219) als ein für die dortige Feier neugedichtetes Lied mit, und der Herausgeber hat diesen Irrtum passieren lassen.

schen Truppen zur selben Zeit — um 12 Uhr mittags — das Königslied sangen; für die Verbreitung des Liedes selbst aber wird eine Propaganda nicht mehr nötig gewesen sein.*)

Als mit dem 18. Januar 1871 der König von Preußen als Deutscher Kaiser an die Spitze des Reichs trat, war es selbstverständlich, daß die Königshymne sich zur Kaiserhymne erweiterte. Es war nur nötig, für „König“ jetzt „Kaiser“ einzusetzen; andere Veränderungen erfolgten nicht. Nur hat nach der Gründung einer eigenen deutschen Flotte ein Unbekannter, doch nicht Unkundiger eine Flottenstrophe (als 5. Strophe) eingefügt:

Dauernder stets zu blühn,
Weh' unsre Flagge kühn
Auf hoher See!
Ha, wie so stolz und hehr
Wirst über Land und Meer
Weithin der deutsche Aar
Flammenden Blick.

Diese Strophe, die, wie man auf den ersten Blick sieht, aus der 6. und 7. Strophe des Harriesschen Dänenliedes gebildet ist, paßt zwar zum Ton der andern recht gut. Ob sie aber wirklich Gemeingut geworden ist und ob sie nicht, ebenso wie die Dania-Strophen bei Harries, die Einheitlichkeit des Ganzen stört, mag offen bleiben. Den Kern des Liedes bilden auch für die Kaiserhymne die alten pater patriae-Strophen; auf ihnen und auf ihnen allein beruht der poetische wie der nationale Wert des Liedes.

Dem aber, der die eigentümliche Geschichte dieses Liedes verfolgt, drängen sich zwei Beobachtungen auf.

Die eine führt zu der Frage: wenn denn die pater patriae-Strophen (Str. 1—3, 6) den Kern des Liedes ausmachen: wäre es dann nicht geboten, den weichlichen „Liebling des Volks“ herauszuwerfen und das alte pater patriae-Motiv in seiner Reinheit wiederherzustellen? In der Tat ist eine solche konservative Textreform dringend nötig. Weder Schumacher noch Wessely haben solche Autorität für uns, daß wir uns ihnen auch da, wo sie den alten Text verschlimmbessert haben, für immer beugen müßten. Jetzt ist der Augenblick günstig, und die Durchführung, wenn sie von be-

*) Faksimile bei Ochmann, Veranschaulichung der Entstehung des preußischen Volksliedes „Heil dir im Siegerkranz“, 1878, zwischen S. 16 und 17.



rufener Seite in Angriff genommen wird, könnte kaum viel Schwierigkeit machen.*)

Die zweite Beobachtung ist von anderer Art. Es zeigt sich, wie auch auf dem spezifisch nationalen Gebiet die Kultur der Völker ineinander verflochten ist. Etwas völlig Autochthones wird es auch da kaum geben. Das alte Rom mit seinem pater patriae, Seneka, der seinen gefährlich veranlagten Zögling unbemerkt auf gute Wege leiten will, der erhabene Sonnenkönig, den junge Aristokratinnen ehrerbietigst mit melodischem Gebetswunsch begrüßen, der gewandte Dichterkomponist, der dem Welfenkönig ein Gebet um Sieg aufs Festland nachsendet und stirbt, bevor es bekannt wird, das stolze Albion, dessen Volk in der Kraft seines Selbstbewußtseins zuerst von allen Völkern Europas ein Nationallied kreiert, dann das herbe Königtum Friedrichs des Großen, der als erster Diener des Staats seinem Volke preußisches Nationalbewußtsein einimpft und so erst die Voraussetzung für ein Nationallied schafft, endlich das Dreigestirn Harries-Schumacher-Wessely, das den Preußen nun wirklich ein Nationallied schenkt — wahrlich, es ist eine überreiche Geschichte, die in diesem schlichten Liede steckt! Und wenn es mit seinem konkreten Herrscherideal inhaltlich der englischen bloßen Wunschhymne überlegen ist, so kommt das daher, daß es in der Antike wurzelt und „Römertugend“ in deutschen Herzen erneuert hat — ein beredter Beweis übrigens, wie wenig deutschnationale und humanistische Bildung zueinander in Gegensatz stehen, wie sehr gerade römische und griechische Vorbilder zur Entwicklung und Kräftigung des nationalen Sinnes in Deutschland beigetragen haben.

Auch die weitere Stärkung des Nationalbewußtseins, die wir jetzt mit Stolz und Freude erleben, kann an den Grundlagen unserer nationalen Kultur nichts ändern.

---

*) Herzustellen wäre der alte Text überall da, wo er zugleich dem Begriff des pater patriae besser entspricht. Also in Strophe 1: Vater des Volks zu sein; Strophe 4: Tugend und Wissenschaft; Strophe 6: Lange des Thrones Zier, des Landes Stolz; und wieder: Vater des Volks zu sein.

Ferdinand Baur und David Friedrich Strauß.

Von

Wilhelm Lang †.

Erster Teil.

In die Sammlung von Briefen seines Freundes Strauß hat Eduard Zeller einen einzigen an Baur gerichteten aufgenommen. Er ist vom Jahre 1836. Strauß beschwert sich darin über die Art und Weise, wie Baur in einer öffentlichen Erklärung vom Verfasser des Lebens Jesu abrückte. In einem anderen Briefe der Sammlung, im Jahre 1846 an Prof. Märklin gerichtet, beklagt sich Strauß darüber, daß Baur überhaupt gegen seine Arbeiten eine abgeneigte unfreundliche Stimmung zeige. Manche Leser mögen durch die Veröffentlichung dieser Briefe überrascht worden sein. Man ist gewöhnt, Ferdinand Baur, das Haupt der Tübinger Schule, und Friedrich Strauß, seinen glänzendsten Schüler, in einem Atem zu nennen als die Bahnbrecher für die historisch-kritische, von der kirchlichen Ueberlieferung abweichende Auffassung der Frühgeschichte des Christentums. Man weiß, daß sie sich persönlich nahestanden, und nun erfuhr man von Störungen ihres freundschaftlichen Verhältnisses, von einer Spannung, die zeitweise, wenigstens von der einen Seite, zu starken Ausbrüchen des Mißmuts führte, und die den Bemühungen um einen Ausgleich um so hartnäckiger widerstand, als sie einerseits auf der Verschiedenheit der Naturen beider Männer*), andererseits aber auf einer sachlichen, wissenschaftlichen Differenz beruhte, die zeitlebens beide auseinanderhielt, wenngleich sie der herkömmlichen Theologie gegenüber in einem Lager und in einer Verdammnis waren. Strauß hat sich bitter gekränkt gefühlt über die vermeintlich ungerechte Art, wie er von Baur behandelt worden sei, und Straußens Freunde, obgleich ebenfalls Schüler und

*) Man vergleiche darüber meinen Aufsatz Baur und Strauß in „Von und aus Schwaben", 3. Heft.

Verehrer Baurs, haben ihm das Recht, empfindlich zu sein, nicht abgesprochen. Straußens Biograph aber hat geradezu geurteilt, Baur sei seinem hart angefochtenen ehemaligen Schüler „in den Rücken gefallen“, und er hat diesen Ausdruck geflissentlich mehr als einmal gebraucht, ein ungeheuerlicher Vorwurf in den Augen derer, die Baur selbst noch gekannt haben und zu seinen Füßen gesessen sind, diese anima candida in hohem Stil, wie ihn Friedrich Vischer genannt hat, diesen Charakter von männlichem Freimut, von lauterem Gold, der über die Personen hinweg stets nur die Sache im Auge hatte, der nicht bloß bei seinen Anhängern die höchste Verehrung genoß und den Strauß selbst trotz aller Irrungen nicht aufhörte, als seinen „geistigen Papa“ zu verehren. Eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Baur und Strauß bietet also ebenso ein psychologisches als ein wissenschaftliches Interesse. Was im Nachfolgenden dargeboten wird, beruht auf urkundlichem Material, das aus dem schriftlichen Nachlaß Baurs und Eduard Zellers geschöpft und mir von Prof. Dr. A. Zeller freundlichst mitgeteilt worden ist. Willkommene Unterstützung fand ich durch den Privatdozenten Herrn Dr. H. Süskind, der mit einer größeren Arbeit über die Tübinger Schule beschäftigt ist.

I.

Zunächst ist festzustellen, auf welchem Punkte Baur als theologischer Schriftsteller angekommen war, als das Erscheinen des Lebens Jesu alle Welt überraschte. Die wichtigste Schrift, die er bisher veröffentlicht hatte, war — neben kleineren Arbeiten — eine Abhandlung in der Tübinger Zeitschrift von 1831 über die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde. Baur eröffnete damit einen Einblick in die Parteistreitigkeiten der ältesten Gemeinden. Mit der Entdeckung des Gegensatzes, der zwischen petrinischem und paulinischem Christentum bestand, hatte er den festen Standort gefunden, von dem er, die Untersuchung weiter und weiter ausdehnend, das Dunkel, das bisher auf den Anfängen der Christengemeinden lag, aufzuhellen begann. Gleichzeitig hatte er die gnostischen Systeme des kirchlichen Altertums untersucht und daran eine Geschichte der religionsphilosophischen Systeme bis zur Gegenwart herab, bis zu Schleiermacher und zu Hegel, geknüpft. Mit den Studien über die Gnosis hing auch die kritische Untersuchung der sog. Pastoralbriefe zusammen, die er dem Apostel Paulus absprach und in eine spätere Periode der urchristlichen Entwicklung einordnete. Das Buch über

die Gnosis sowohl als die Schrift über die Pastoralbriefe erschien im Jahre 1835 gleichzeitig mit Strauß' Leben Jesu. Baur hatte also vor Strauß und unabhängig von ihm an scheinbar entlegenen Punkten angefangen, die herkömmlichen Ansichten über die Geschichte des Urchristentums zu prüfen und zu berichtigen. Neue Funde kamen hierbei zutage, aber noch ließ sich kaum voraussehen, wohin die langsam und methodisch fortschreitende Untersuchung führen würde. Und nun war neben ihm, und gleichfalls unabhängig von ihm, das grundstürzende Werk des jüngeren Kritikers, seines Schülers, erstanden, scheinbar erschöpfend, durchschlagend, blendend, klassisch in der Form. Das Werk, das die evangelischen Berichte über Jesu Leben und Wirksamkeit einer schonungslosen Untersuchung unterzog, auf jedem Punkte deren Glaubwürdigkeit erschütterte und sofort eine Wirkung äußerte, die weit über die Kreise der Fachgelehrten hinausging. Wer kümmerte sich um die Streitigkeiten in der korinthischen Christengemeinde oder um die in den Pastoralbriefen erwähnten Irrlehren, wenn die ganze evangelische Ueberlieferung mit einemmal über den Haufen geworfen und die grundlegenden Heilstatsachen für Mythen, für Gebilde der absichtslos dichtenden Sage erklärt wurden. Ausgangspunkt und Zielpunkt der Untersuchung war hier und dort verschieden. Gemeinsam war, daß diese sich auf Gegenstände der christlichen Ueberlieferung richtete, aber bei dem Einen trat von Anfang an das rein historische Interesse in den Vordergrund. Er wollte von sicherem Grunde aus Schritt für Schritt in das Dunkel der Ueberlieferung eindringen, dem Anderen lag vor allem daran, zu zeigen, das, was bisher auf unsichere und widersprechende Zeugnisse hin geglaubt worden war, ein unhaltbares Sagengebilde sei. Beide werden sich in die Hände arbeiten können, aber es wird auch nicht ausgeschlossen sein, daß sie, zumal wenn es starke und selbständige Charaktere sind, in Konflikte geraten. Gerade bei dem Umstande, daß der Eine der Schüler des Anderen ist, aber der Schüler den Meister sozusagen überholte, in den Augen der Welt ausstach und in den Hintergrund drängte, wird die Gefahr naheliegen, daß, zumal wenn von außen Unberufene spüren, Irrungen und Spannungen entstehen, die der wissenschaftlichen Differenz eine persönliche Spitze geben.

In der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts sagt Baur über das Leben Jesu, gewöhnlich sehe man es als ein Erzeugnis der Hegelschen Schule an, diese habe aber längst existiert, ohne ein kritisches Element dieser Art aus sich zu entwickeln: „Den kritischen

Geist, aus welchem das Werk hervorging, hatte Strauß nicht aus der Hegelschen Schule." Was wollte Baur mit diesen Worten sagen? Wollte er damit der Originalität des Straußschen Werkes ein Zeugnis ausstellen? Oder wollte er andeuten, daß ihm selbst ein Anteil an dem Geist dieser Kritik gebühre? Dachte er dabei an seine Vorlesungen über die Apostelgeschichte, die Strauß selbst später einmal dankend rühmte? Dachte er an sein Jugendwerk über Symbolik und Mythologie (1826), worin er aus den Religionen des Altertums den Grundsatz ableitete, daß der Mythus eine im Wesen der Religion liegende Erscheinung, ein Moment der Religion selbst sei? Oder dachte er an seine Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre, an der ihn namentlich der zentrale Punkt der Christologie, nämlich die von Schleiermacher gelehrte Identität des urbildlichen idealen Christus der Kirche mit dem wirklichen Jesus der Geschichte beschäftigt und zum Widerspruch gereizt hatte? Mannigfache Fäden ziehen sich von der Vorarbeit des Meisters zu dem Werk des Jüngeren. Im Bekenntnis zu Hegel aber war Strauß dem Meister mit raschen Schritten vorangeeilt. Er hatte schon als fertiger Hegelianer Ende 1831 seine Berliner Reise angetreten und begann im folgenden Sommer in Tübingen philosophische Vorlesungen ganz im Sinne Hegels zu halten. Von dieser wissenschaftlichen Bewegung, die damals unter der jüngeren Generation um sich griff, scheint Baur keine Notiz genommen zu haben. Bei ihm ging alles langsamer, und in den Arbeiten, in denen er eben steckte, ließ er sich durch nichts stören. Zu Hegel kam er erst, als er im Lauf seiner Untersuchungen über die gnostischen Systeme gleichsam von selbst auf ihn stieß, zu einer Zeit, als die Stiftler bereits seit zwei Jahren mit Enthusiasmus der Verkündigung Hegelscher Lehren durch ihren Repetenten folgten. Eben waren Hegels Vorlesungen über Religionsphilosophie veröffentlicht worden. Für Baur war es eine Entdeckung, als er im Winter 1834 auf 1835 sich ernstlich an das Studium Hegels machte.

Am 15. Febr. 1835 schrieb er an seinen älteren Bruder Fritz, damals Pfarrer in Horrheim, das Buch über die Gnosis sei jetzt im Druck, zuletzt sei Hegel an die Reihe gekommen.

> Seine Religionsphilosophie hat mich diesen Winter besonders beschäftigt und vielfach angezogen. Ich stoße wahrscheinlich dadurch auch an, daß ich die Atrocitäten, die man ihm gewöhnlich aufbürdet, nicht in ihr finden kann.

Und am 21. Mai an denselben:

Ich bin begierig, was Du über meine Geschichte der Religionsphilosophie urteilst, und überhaupt begierig, wie es aufgenommen wird. Wahrscheinlich werde ich dadurch, daß ich mich nicht entschieden gegen den Hegelianismus erklärte, vielmehr mich im ganzen zu ihm hinneigte und ihm eine befriedigende Seite abzugewinnen suchte, bei manchen anstoßen, doch hoffe ich, wird der Zusammenhang, in welchen ich den Hegelianismus hineinstellte, und die Nothwendigkeit, in ihm eine durch das ihm Vorangegangene bedingte Entwicklungsform anzuerkennen, ihn selbst auch in einem andern Licht erscheinen lassen. In jedem Fall habe ich in dem ganzen Buche nichts gegeben, als was sich mir als Resultat meiner Untersuchung aufdrang.

Die erste Erwähnung des Lebens Jesu findet sich in einem Brief an den Bruder vom 11. Juni, worin auch die Fertigstellung der Abhandlung über die Pastoralbriefe erwähnt ist.

Meine Abhandlung über die Pastoralbriefe ist eigentlich schon seit einiger Zeit fertig, ich bin aber aus dieser Veranlassung noch auf andere Scrupel wegen der paulinischen Briefe gestoßen. Auch mit Epheser, Colosser, Philipper scheint es nicht ganz richtig zu stehen. Womöglich führe ich dieß diesen Sommer noch aus. Hast Du auch schon von dem Straußschen Leben Jesu gehört?

Diese Erwähnung in Baurs Brief macht ganz den Eindruck, als rede er von etwas, das ihn persönlich nicht weiter berühre. Er spricht davon wie von einer anderen wissenschaftlichen Neuheit. Er selbst steckt mitten in der Arbeit, die jetzt der Reihe nach den dem Apostel Paulus zugeschriebenen Briefen gilt, und er ist nicht gesonnen, sich in dieser Arbeit stören zu lassen. Uebrigens — so erzählte Baur später in seiner Kirchengeschichte — habe er Straußens Buch in seiner nächsten Nähe entstehen sehen und mit dem Verfasser oft darüber gesprochen, es sei ihm deshalb „nichts Neues“ gewesen. Zunächst aber sei er bei dem Lärm, der über das Buch entstand, „ruhiger Zuschauer“ geblieben, weil ihm zu einer öffentlichen Stellungnahme die dazu nötigen Studien noch fehlten. Strauß hat in seinen Literarischen Denkwürdigkeiten nichts von jenen Unterredungen erwähnt, wie er überhaupt in dieser selbstbiographischen Rückschau an Baur vorbeigeht und dessen Name nur einmal in einer unwirschen Bemerkung erwähnt wird.

Aber wenn Baur denken mochte, das Leben Jesu gehe ihn nichts an und er könne ruhiger Zuschauer bleiben, so sollte er bald genug eines anderen belehrt werden. Zunächst hatte er in amtlicher Eigenschaft an der Abfassung des Berichts teilzunehmen, den der Studienrat gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes des

Straußschen Buches vom Stiftsinspektorat einforderte. In diesem Bericht, in den „ziemlich weit auseinanderliegende Ansichten nur mit Mühe zusammengebracht" waren, wurde — und dies erkennt man als Baurs Anteil — die wissenschaftliche Berechtigung der Straußschen Kritik als einer aus dem Entwicklungsgang der protestantischen Theologie hervorgegangenen anerkannt und die Befürchtungen für die Zukunft der Kirche als grundlos zurückgewiesen, aber die anderen Teile des Gutachtens stimmten wenig zu diesen Vordersätzen. Wie Baur über die kurzerhand verfügte Amtsentsetzung des kühnen Repetenten dachte, ersieht man aus seiner Erzählung in Klüpfels Geschichte der Universität Tübingen. Sie war, schreibt er, eine in keiner Beziehung gut motivierte Maßregel. Der Studienrat habe sich auf den Standpunkt eines einseitigen kirchlichen Interesses gestellt und mit seinem Erlaß das erste Signal zu dem bald darauf sich erhebenden Geschrei der Eiferer gegeben, die in der Nähe und Ferne über das Buch herfielen. Mit Ludwigsburg, wo Strauß im November sein Lehramt am Lyceum antrat, entspann sich alsbald ein freundschaftlicher Briefwechsel. Baur schickte Strauß seine Schrift über die Pastoralbriefe.

Bald darauf sorgte der Eifer seiner rechtgläubigen Amtsbrüder dafür, daß Baur nicht umhin konnte, zu dem Buch, das, wie überall, und nicht am wenigsten auch in Tübingen, das größte Aufsehen gemacht hatte, persönlich und in ausführlicher Weise Stellung zu nehmen. In Tübingen bestand ein Evangelischer Verein, dem die Mitglieder der Fakultät und die Geistlichen der Stadt (wohl auch Laien) angehörten. In diesem Verein warf zu Ende des Jahres, als die Hetze gegen das verfemte Buch schon in vollem Gang war, der Vorsitzende, Prof. Dr. Steudel, die Frage auf: wie sich der evangelische Christ bei der gegenwärtigen Gefährdung des christlichen Glaubens durch neuere Erscheinungen auf dem Gebiet der Wissenschaft zu verhalten habe, besonders in der Beziehung, sofern die unter das Volk kommende Kenntnis dieser Erscheinungen den Glauben des Volkes zu erschüttern droht. Es liegt ein ausführliches, von Baurs Hand geschriebenes Gutachten vom 20. Dez. 1835 vor, worin er diese Frage beantwortet.

Im Eingang wird an die alte Wahrheit erinnert, daß es auch notwendige Uebel giebt, die vor Gott geordnet in den Zusammenhang des Ganzen nicht blos störend und hemmend, sondern auch fördernd und wohltätig eingreifen. Wecken die Angriffe des Wissens auf den Glauben Zweifel an dem bisher Geglaubten, so ist das an sich nichts Bedauer-

liches oder Verwerfliches. Der Zweifel ist für den denkenden Menschen das notwendige Mittel, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Allein jene angeblich drohenden Uebel sind wesentlich gemacht und eingebildet. Gemacht, weil Unberufene, ohne sich auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen, die fraglichen Erscheinungen der Wissenschaft geflissentlich unter das Volk bringen, lärmschlagend, übertreibend, entstellend, verhetzend, wie dies durch die von pietistischer Seite empfohlene Agitation geschieht. Aber das Uebel ist auch ein eingebildetes. Es ist falsch, die Sache so darzustellen, als handle es sich darum, ob es künftig überhaupt ein Christentum und einen christlichen Glauben geben soll. Die Frage ist vielmehr eine rein geschichtliche: ob der Ursprung des Christentums so oder anders zu denken sei. Je höher der Glaube die schriftlichen Urkunden des Christentums achtet, desto mehr muß ihm daran gelegen sein, nichts für das Wort Gottes zu halten, was sich nicht geschichtlich als das Wort Gottes nachweisen läßt. Der Protestant unterscheidet sich dadurch vom Katholiken, daß er nicht nur an nichts anderes glaubt als an das Wort Gottes, sondern sich auch von den Gründen seines Glaubens Rechenschaft giebt; diese Rechenschaft kann aber nur das Wissen geben, das Wissen vom Glauben, und dieses ist eine nie ruhende Untersuchung, die keinen bestimmten Grenzpunkt hat und ihre Resultate sich nicht im Voraus bestimmen läßt. Mit welchem Recht verlangt man, daß die Prüfung, was menschlich und was göttlich sei, vor der Schrift Halt mache? In der protestantischen Kirche haben seit ihrem Ursprung historisch-kritische Untersuchungen über die Schrift nie geruht, und wer immer solche Untersuchungen ächt wissenschaftlich zu führen weiß, hat nicht nur das volle Recht dazu, sondern handelt auch ganz der Pflicht gemäß, die er als protestantischer Christ und Theologe hat, und wer solchen Untersuchungen in den Weg tritt, sie durch ein allgemeines Prinzip abschneiden will, durch den Grundsatz, daß das Wissen mit dem Glauben nicht in Konflikt kommen dürfe, handelt unprotestantisch und huldigt damit dem katholischen Autoritätsprinzip, das, um es kantisch auszudrücken, auch das Prinzip der faulen Vernunft ist. Welch geistige Leere, wenn die Wünsche des im engsten Sinne supranaturalistischen Systems in Erfüllung gingen, wenn alles, was von Schleiermacher und Hegel und ihren Schülern und Anhängern ausgegangen, was von der Philosophie und Kritik zu Tage gefördert wird, nicht wäre, wenn die einzige wissenschaftliche Operation darin bestände, das einfache Wort der Schrift in andere Worte zu fassen; welche Monotonie, welche Todesstille müßte herrschen, wer möchte in einer solchen Welt leben wollen, und welche Ursache haben wir, Gott zu danken, daß er uns in einer Welt leben läßt, in die er die Fülle seiner Geister aussendet, und in einer Kirche, die er durch die schöne Harmonie der Charismen seines Geistes sich auferbaut?

Aus der Schlußabhandlung des Lebens Jesu leiten die Gegner den Vorwurf ab, die neuere Kritik untergrabe das Fundament des Christen-

tums, indem sie an Stelle Christi den allgemeinen Geist der Menschheit setze. Es ist aber keinem der neueren Philosophen und Kritiker in den Sinn gekommen, dem Christentum seinen historischen Christus zu nehmen und sein geschichtliches Dasein für eine bloße Fabel zu erklären. Er bleibt immer derjenige, der als Anfänger und Urheber eines neuen geistigen Lebens, als derjenige, in dessen Person Geschichte und Lehre der Menschheit das Heiligste, das sie hat, der Inhalt des christlichen Glaubens zum Bewußtsein kommt, eine Würde und Bedeutung hat, die kein anderer mit ihm teilen kann. Auch die mythische Auffassungsweise läßt das historische Individuum stehen, mit einem unantastbaren Kern seines Lebens und Wirkens, an welchen der Glaube sich halten kann und sich zu halten lernen muß. Es ist aber das Recht der neueren Theologie, daß sie darauf besteht, bei Christus nicht bloß als einem einzelnen menschlichen Individuum stehen zu bleiben, sondern sich in ihm auch des Gottmenschen bewußt zu werden; es ist ihr Recht, das, was der Glaube als historische Tatsache festhält, auf den Begriff desselben zurückzuführen und die Idee über die Person zu stellen, ohne deren Realität und ihre Beziehung zur Idee aufzuheben. Es handelt sich also schließlich um nichts anderes als die Frage, ob der ganze Inhalt des christlichen Glaubens am bloßen Buchstaben hängt oder ob man sich vom Buchstaben zum Geist erheben darf . . . Welche Anleitung gibt aber die Schrift selbst für die Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen in Ansehung des Historischen der evangelischen Geschichte? Wer hat denn die Tiefe und Fülle des christlichen Glaubens herrlicher entwickelt als der Apostel Paulus in seinen Briefen; hält er sich aber auch an das Einzelne der Lebensgeschichte Jesu, premiert er etwa einzelne Wunder und Begebenheiten, kommt er überhaupt auf das Historische des Lebens Jesu immer wieder zurück? Sind es nicht die ganz allgemeinsten Tatsachen der evangelischen Geschichte, die Niemand leugnen kann, die im Grunde selbst ohne die Evangelien feststehen, was er allein voraussetzt und wovon er allein ausgeht? Wie vieles wäre überhaupt auch in Hinsicht der vorliegenden Frage von der paulinischen Auffassung des Evangeliums zu lernen, von dem Apostel, welcher den Herrn nicht leiblich und sinnlich sah und doch die Selbständigkeit seines apostolischen Berufs gegen die Apostel, die mit dem Herrn aus- und eingingen, aufs entschiedenste geltend macht.

Also: man richte und verdamme nicht und sehe nicht sogleich in jedem, der dem natürlichen Gange der Wissenschaft folgt und sich seiner evangelischen Freiheit bedient, die Resultate seines wissenschaftlichen Denkens und Forschens zur öffentlichen Prüfung mitzuteilen, einen von Christus sich Lossagenden, über Christus Hinausgehenden oder gar einen Judas Ischariot!

Bekanntlich hatte der Professor der Philosophie Eschenmayer eine Streitschrift gegen Strauß, „Der Ischariotismus unserer

Tage" betitelt. Diese Schrift machte er dem Evangelischen Verein zum Geschenk, wofür er von Steudel mit einem Dankschreiben belobt wurde. Dies veranlaßte Baur noch zu einem persönlichen Nachwort:

Es gibt wenige literarische Erscheinungen, die einen so traurigen und abstoßenden Eindruck auf mich gemacht haben, als dieser Ischariotismus unserer Tage. Ich halte es für ganz unchristlich und unevangelisch, über das Straußische Buch und den Verfasser selbst (der Satan fuhr in ihn! heißt es ja ausdrücklich) ein Verdammungsurteil dieser Art zu fällen. Für ebenso unchristlich und unevangelisch zum wenigsten muß ich es aber auch erklären, daß der Herr Verfasser, was man doch gewiß von einem protestantischen Universitätslehrer, zumal einem Lehrer der Philosophie, nicht erwarten sollte, mit demselben Ketzernamen des Ischariotismus die ganze neuere Kritik brandmarkt und alle Erscheinungen derselben aus diesem Prinzip ableitet. Ich selbst beschäftige mich mit Kritik, habe erst kürzlich eine auf das Neue Testament sich beziehende kritische Untersuchung herausgegeben und bin nicht gesonnen, mich durch diesen Ketzerruf von der weiteren Ausübung meiner evangelischen Lehr- und Schreibfreiheit zurückschrecken zu lassen ... Was kann den Verfasser abhalten, dieselben Kriterien seines Ischariotismus auch auf mich und meine Schrift anzuwenden? Die Ausflucht, daß ich nicht persönlich gemeint sei, kann hier nichts helfen, die Anwendung liegt notwendig in der Sache selbst. Ich überlasse es ganz den verehrtesten Mitgliedern des Evangelischen Vereins, wie sie über eine nach meiner Ueberzeugung so offenbar unevangelische Handlungsweise, wie sie in dem Schriftchen nicht in der zufälligen Beziehung auf mich, sondern im Ganzen vorliegt, sich auszusprechen für gut finden mögen, ich für meine Person sehe mich in jedem Fall in die Notwendigkeit versetzt, mich nicht mehr als Mitglied des Vereins betrachten zu können ...

Tübingen, 20. Dez. 1835.

Man kann in diesem Gutachten Baurs nur eine glänzende Rechtfertigungsschrift für Strauß und zugleich für sich selbst erblicken. Mit dem ganzen Pathos seiner sittlichen Ueberzeugung tritt er für das Recht der freien Forschung ein, die keine im voraus gesteckten Grenzen kennt, die sich auch nicht gebieten läßt, vor den Schriften des neutestamentlichen Kanon Halt zu machen. Das Leben Jesu ist nicht ein Aergernis erregendes Buch, das Aergernis machen bloß die, die seinen Inhalt entstellt vor ein urteilsloses Publikum zerren. Baur dreht den Stiel um und geht von der Verteidigung zum Angriff über: Ihr verkennt das Recht und die Pflicht der evangelischen Christen, Ihr seid Katholiken. Empört

über die Lieblosigkeit und Intoleranz der Kollegen, vermag er nicht mehr in einem Verein mit ihnen zu sitzen. Die wohlwollende Gesinnung gegen Strauß gibt sich aber auch darin kund, daß er verschweigt, was ihn von diesem trennt. Mit keinem Wort deutet er eine Meinungsverschiedenheit an. Er nimmt ebenso die mythische Auffassung der evangelischen Geschichte, wie die Behandlung des Christusproblems in der Schlußabhandlung des Buches unter seinen Schutz. Damit erklärt er nicht seine Uebereinstimmung, aber er erkennt die Berechtigung einer Untersuchung an, die wissenschaftlich geführt wird und deren Ergebnisse im Entwicklungsgang der theologischen Wissenschaft begründet sind. Sein eigenes Urteil behält er sich vor, er wird es erst aussprechen, wenn er selbst, mit seinen eigenen kritischen Grundsätzen, die Untersuchung der Evangelien vorgenommen hat. Indessen haben sich ihm vorläufig einige Bedenken aufgedrängt, aber er hütet sich, sie den Gegnern zu verraten, er ist ihnen keine Rechenschaft schuldig, und er will ihnen, selbst schon das Ziel wohlberechneter Verdächtigungen, nicht die Genugtuung bereiten, die Einwürfe gegen das von allen Seiten angegriffene Buch durch Ausstellungen von seiten des Meisters verstärkt zu sehen. Was er aber an dem Buch auszusetzen hatte, das teilte er kurze Zeit nach jenem Gutachten einem vertrauten Freunde mit, dem als Historiker bekannten Stadtpfarrer Heyd in Markgröningen.

Baur an W. Heyd. Tübingen, 10. Febr. 1836.

Ich bin Dir für die beiden Briefe, in welchen Du mir Deine Ansicht von dem Straußschen Leben Jesu mitteiltest, sehr dankbar. Es interessierte mich an sich schon, von Dir zu hören, welchen Eindruck es auf Dich gemacht habe, und freute mich um so mehr, da ich mich mit meiner Ansicht von demselben bisher sehr allein stehen sah, daß es von einem ebenso unbefangenen als urteilsfähigen Beurteiler in höherem Grade, als ich erwartete, anerkannt worden ist. Ich bin weit davon entfernt, ihm meinen unbedingten Beifall zu geben, und ich weiß gar wohl, was daran zu tadeln und zu vermissen ist, aber die Hauptfrage, um die es sich handelt, ist, ob die Grundsätze, von welchen er ausgeht, und die Folgerungen, die sich aus ihnen unmittelbar ergeben, richtig sind oder nicht. Hieran sollte man ihm weit mehr, als man bisher hierzu geneigt zu sein scheint, Recht geben und den Streit nicht immer wieder zu einem Prinzipienstreit machen, bei welchem ewig nichts herauskommt, da die Wissenschaft in ihrer neueren Entwicklung Rechte erlangt hat, die ihr durch irgend ein Interesse der Orthodoxie nicht mehr streitig gemacht

werden können. Wie schwach aber das Urteil bei einem so großen Teile des theologischen Publikums ist, sah man recht deutlich aus dem panischen Schrecken, welchen das Buch beinahe überall, besonders in Norddeutschland, verbreitet hat. Man kann in gewissem Sinn mit Recht sagen, das Werk enthält eigentlich nichts Neues, es verfolgt nur einen längst eingeschlagenen und betretenen Weg bis zu seinem natürlichen Ziel, zieht die Folgerungen aus längst aufgestellten Prämissen und stellt zusammen, was bisher nur vereinzelt zum Vorschein gekommen ist, aber an dieser Konsequenz des Denkens, in welcher das Buch seine Stärke hat, fehlt es am meisten. Daher das Staunen und das Geschrei, wenn Einer die längst gesponnenen Fäden zu einem Gewebe vereinigt.

Was ich an dem Buche am meisten aussetze, ist neben der öfter verletzenden Kälte, besonders gegen die Person Jesu, das gar zu Negative der Kritik. Ich glaube auch, von diesem kritischen Standpunkt aus läßt sich doch für das Geschichtliche im Leben Jesu eine breitere Basis gewinnen, und die aufbauende Kritik ist neben der zerstörenden gar zu wenig zum Worte gekommen. Selbst in der Geschichte der Verurteilung Jesu vermißt man gar zu sehr einen klareren Begriff von dem eigentlichen Hergang der Sache: es scheinen mir hier einige geschichtliche Data zu wenig positiv gewürdigt. Auch ist die allgemeine Frage, ob eine historische Person, die zu solcher Bedeutung gelangt ist, nicht ihrer ganzen objektiven Erscheinung nach mehr gewesen sein muß, als hier teils vorausgesetzt wird, teils als Ergebnis sich herausstellen soll, nirgends gehörig erwogen worden, sondern es wird gar zu sehr nur als Fügung des Zufalls angesehen, daß sich an die Person Jesu alles dies erst anknüpfte. Lenkt man den Streit auf diese Seite, so läßt sich gewiß mit Erfolg noch über manchen Punkt streiten, und das Resultat im Ganzen möchte sich doch auch wieder etwas anders gestalten. Der bedenklichste Punkt scheint auch mir die Auferstehung zu sein, in welcher alles vollends auf die Spitze gestellt wird, und doch hat auch schon Schleiermacher, ohne daß man großen Anstoß daran nahm, die Auferstehung unter die Nebenpunkte gerechnet. Auch hier glaube ich, wenn die Sache auf dem von Strauß eingeschlagenen Wege erklärt werden soll, kann die Erklärung nur dann genügender ausfallen, wenn die ganze vorangehende Untersuchung den Eindruck der Persönlichkeit Jesu und die ganze Bedeutung derselben höher stellt, als hier geschehen ist. War Jesus nicht seiner ganzen Erscheinung nach mehr, als sich aus dieser Untersuchung ergibt, so bleibt um so rätselhafter, wie sich die Ueberzeugung der Jünger, daß er vom Tode wieder habe auferstehen *müssen*, entwickeln konnte.

Mir kommt das ganze Resultat nicht so revolutionär vor, als es auch Dir scheinen will. Nach meiner Ansicht kann alles Geschichtliche nur als ein Moment für die Entwicklung des Geistes betrachtet werden, als der äußere, aber notwendige Impuls, dem Geiste die ewigen Wahr-

heiten, die in ihm liegen, zum Bewußtsein zu bringen. Deswegen geht die ganze Entwicklungsgeschichte immer dahin, den Geist immer wieder durch einen neuen Stoß vom Aeußern, Gegebenen, vom Buchstaben und der Tradition loszureißen. Auch das Wort der Schrift hat man, wie Du richtig bemerkst, seit der Reformation zu sehr premiert, und eine solche Emanzipation liegt daher ganz im natürlichen Gang der Sache, wie lange wird aber daran schon gearbeitet, und wie wenig ist sie eigentlich etwas Neues? Das Schwierigste bleibt freilich immer das Verhältnis zum Volk, doch stellt man sich gewiß die praktische Schwierigkeit auch weit größer vor, als sie wirklich ist, und das Schwierige wird immer erst von solchen gemacht, die solche Anlässe für ihre bornierten Interessen benützen zu müssen glauben. Daß man nur auf diesem Wege der kritischen Auffassung der Geschichte das Wesentliche und Minderwesentliche der Religion und des Christentums auch für die Bedürfnisse des Volkes immer richtiger scheiden lernt, muß doch zugegeben werden.

Was Du über den anmaßenden Ton, der sich da und dort vernehmen läßt, besonders in der Vorrede zum zweiten Band, und über einiges weitere dieser Art bemerkst, darin stimme ich Dir ganz bei, nur muß man, was die Vorrede betrifft, auch wissen, wie er dazu gereizt worden ist, besonders durch den Studienrat, der sogleich in den wegwerfendsten Ausdrücken über das Buch absprach. Auch seine Versetzung wäre nach meiner Ansicht gar nicht nötig gewesen, nur die Pietisten hätten an seinem längeren Belassen am Seminar Anstoß genommen, diesen aber sollte man nicht soviel nachgeben.

Eine andere Frage ist die Anstellung für ein geistliches Amt, das aber sollte, wie ich glaube, ganz darauf ausgesetzt werden, ob eine Gemeinde mit einem solchen Geistlichen zufrieden ist oder nicht, und hier muß es sich dann entscheiden, ob man auch bei solchen Ansichten praktisch erbaulich wirken kann. Nur werden freilich in solchen Fällen die Gemeinden immer wieder von verschiedenen Seiten her bearbeitet ...

Man wird in dieser Unterredung mit dem Freund bereits die Ansätze des Urteils erkennen, das Baur später aus reiflicherer Betrachtung über das Buch des Rivalen — wenn wir so sagen dürfen — fällen wird. Daß die Straußsche Kritik eine negative sei, mehr als billig in der Negation stecken bleibe, hat ihm Baur immer vorgerückt, und im Unterschied davon seine eigene Kritik als eine positive bezeichnet, weil er selbst immer von einem bestimmten Punkt ausging, den er als historisch feststehend zu ermitteln suchte und von diesem aus weiterschreitend sich den Weg zu den konstruktiven Kombinationen bahnte, die er eben deshalb von willkürlichen Hypothesen streng unterschied. Daß er in dem Straußschen Buche hie und da einen nicht ganz ziemlichen Ton angeschlagen findet, ist ein

Tadel, den er meines Wissens öffentlich nirgends ausgesprochen hat. Spuren einer übelwollenden Stimmung gegen Strauß sind nicht zu finden. Am wenigsten darf man sie darin finden, daß die Straußsche Kritik in Baurs Augen eigentlich „nichts neues" war. Nach seiner ganzen Geschichtsansicht war es ja für das Buch gerade das größte Lob, daß es aus der bisherigen Entwicklung der theologischen Wissenschaft mit einer Art von Notwendigkeit hervorgegangen war, daß die mythische Ansicht nicht ein persönlicher Einfall, sondern nur die konsequente Durchführung eines im Einzelnen längst angewandten Grundsatzes war, daß das vielangefochtene Buch die Stimmung seiner Zeit traf, ein Spiegelbild des Zeitalters war, sind Ausdrücke, die Baur gern gebrauchte und variierte. Uebrigens hatte ja Strauß selbst wiederholt sich darauf berufen, daß sein Buch „dem wesentlichen Inhalt nach nichts enthält, als offen und im Zusammenhang ausgesprochen dasjenige, was vereinzelt, dunkel und versteckt längst in anderen Büchern zu lesen stand".

Baur hat, was er an Straußens Buch vermißte, diesem selbst mitgeteilt und damit Ratschläge für die sofort nötig gewordene zweite Auflage verbunden. Strauß war dankbar dafür und knüpfte daran die Bitte um weitere Auskünfte.

Strauß an Baur. Ludwigsburg, 1. Mai 1836.

Verehrtester Freund!

Für Ihr gütiges und lehrreiches Schreiben sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank, und werde Ihren Rath, der Einleitung eine Ausführung über das Verhältnis des Mythus zum Christentum einzuverleiben, um so gewisser befolgen, als Sie mir dazu so höchst schätzbare Andeutungen gegeben haben. Nur werde ich zu diesem Behuf mich in der mythologischen Literatur etwas umsehen müssen und erlaube mir daher, ein Blatt beizulegen mit der Bitte, auf demselben gütigst bemerken zu wollen, was etwa neben Ihrer Symbolik und Mythologie, welche ich besitze, noch über den Gegenstand zu vergleichen wäre.

Auch das andere, was Sie verlangen, werde ich zu erfüllen suchen, nämlich die äußeren Zeugnisse für die Aechtheit und das Alter der Evangelien durchzugehen, wiewohl ich mich hierin unsicher fühle, und bei dem Mangel literarischer Hülfsmittel hier mich nicht besser belehren zu können hoffen darf. Eben auch in dieser Hinsicht bedaure ich, daß es mit Zürich so viel wie nichts ist, indem nach einem Schreiben Hitzigs sie — meine Gönner in Zürich — noch keineswegs die Majorität haben und jetzt suchen müssen, die Sache womöglich wenigstens noch einige Zeit hinauszuziehen. Auch die Angriffe der Gegner, deren Zahl

ja nächstens Legion ist, würde mir einen Aufenthaltsort mit besseren literarischen Hülfsmitteln wünschenswerth machen, und doch kann ich auch nicht wohl im Ernst daran denken, meine hiesige Stelle zu quittiren und zur Ausarbeitung der zweiten Auflage meines Werks etwa nach Stuttgart zu ziehen; ich könnte dann leicht gar zu lang ohne Anstellung bleiben müssen.

Was halten Sie denn namentlich von dem Hoffmannschen Angriff? In mancher Rücksicht trifft er mit Ihrem Tadel zusammen, und ich kann durch Befolgung Ihrer Rathschläge abhelfen, ... zum Theil aber scheint er doch die Sache auch zu verdrehen. So mit der Voraussetzungslosigkeit, über welche ich in der zweiten Auflage genauer sprechen will.

Zu besonderer Widerlegung einer oder aller dieser Gegenschriften habe ich keine Lust, sondern will nur durch Verbesserungen und nähere Bestimmungen in der zweiten Auflage antworten. Besonders will ich dem allgemein gewordenen Tadel zu entgehen trachten, daß ich von der Unrichtigkeit einzelner, und zwar unwesentlicher, Angaben der evangelischen Erzählungen oder von deren Abweichung in Nebenpunkten zu schnell auf die Unrichtigkeit der ganzen Erzählung geschlossen habe. Auch hier muß ich anerkennen, nicht selten — nicht sowohl an sich, als vielmehr für die Andern — zu rasch vorgeschritten zu sein. Auch Paulus (der sich auch in seiner Recension des zweiten Bandes als den redlichsten von Allen bewiesen hat) tadelt dieß ...

Nun bitte ich dringend um Entschuldigung, daß ich mit weiteren Bitten um Beistand und Belehrung Ihre edle Zeit in Anspruch genommen habe. Allein daran bin nicht ich, sondern diejenigen schuldig, welche gemacht haben, daß wir das Alles nicht mehr auf dem kürzesten Wege mündlich verhandeln können, welche ich mich daher nicht habe enthalten können, durch Veröffentlichung meiner damaligen Eingabe — die aber sehr verspätet erscheint, zu ärgern.

Unter den besten Empfehlungen bin ich

Ihr ergebenster
D. F. Strauß.

Die Veränderungen in der zweiten Auflage des Lebens Jesu (die Vorrede ist aus Ludwigsburg 23. Sept. 1836 datiert) lassen ersehen, daß Strauß die Ratschläge Baurs getreulich befolgt hat. Er hat nicht nur den Begriff der Voraussetzungslosigkeit, die er für seine Untersuchung in Anspruch nimmt, genauer bestimmt, er hat auch eine kurze Prüfung der äußeren Zeugnisse für die Echtheit der biblischen Bücher, hauptsächlich nach de Wette, aufgenommen, und er hat insbesondere der Einleitung, welche die Genesis des mythischen Standpunkts entwickelt, drei neue Abschnitte hinzugefügt: über die Möglichkeit von Mythen im Neuen Testament, teils nach

äußeren, teils nach inneren Gründen, und über die Kriterien des Mythischen in der evangelischen Erzählung. Hier wird einmal die angebliche Augenzeugenschaft und die Zeitnähe der biblischen Schriftsteller in bezug auf die von ihnen erzählten Begebenheiten näher untersucht und dargetan, daß Mythen ein Bestandteil aller Religionen seien. „Innerhalb der religiösen Sphäre ist das Mythische wesentlich und notwendig vorhanden.“ Ein Gedanke, der in Baurs Symbolik und Mythologie (1826) ausgeführt, aber noch nicht auf die christliche Religion angewendet war. Jetzt beruft sich Strauß u. a. auch auf Otfried Müllers Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Baur hatte diese Schrift in Jahns Jahrb. Bd. VI 1828 rezensiert und dabei bemerkt: die Ansicht Müllers, daß dem Mythus kein individuelles Bewußtsein, sondern ein höheres, allgemeines Bewußtsein (das einer religiösen Gemeinde) zum Grunde liege, ist die notwendige Bedingung eines richtigen Verständnisses des alten Mythus.

Unstreitig hat Strauß durch diese Ergänzungen den mythischen Standpunkt noch besser begründet. Gerne denkt man sich beide Kritiker zu gemeinsamer Arbeit verbunden. Die Front gegen den gemeinsamen Gegner gerichtet. Der Aeltere den Jüngeren fördernd, vielleicht mäßigend. Noch ist ihr Verhältnis das freundschaftlichste. Bald sollte es eine unliebsame Trübung erfahren.

II.

Wenn Baur in dem Brief an Heyd von dem panischen Schrecken redet, den das Leben Jesu besonders in Norddeutschland erregte, so mag er dabei zunächst an die „Neujahrskapuzinade“ gedacht haben, mit der Hengstenberg den Jahrgang 1836 seiner Evangelischen Kirchenzeitung eröffnet hatte. Im Mai veröffentlichte aber dieselbe einflußreiche Zeitung unter dem Titel: „die Zukunft unserer Theologie“ einen direkten Angriff auf Baur, der mit seinen Ansichten erst nach Strauß und unter dessen Einfluß hervorgetreten sei. In der Schrift über die Pastoralbriefe zeige sich eine Willkür und Dreistigkeit der Kritik, die man von einem sonst so besonnenen Manne nicht erwarten sollte, eine bittere und gereizte Stimmung, die man sich kaum anders als aus einer Beziehung auf den Vorgang mit dem ihm befreundeten Dr. Strauß erklären könne. Eine solche Kritik könne nur durch willkürliches Fixieren von den Straußschen Resultaten zurückgehalten werden. „Nach dieser Schrift müssen wir in der Tat glauben, daß Herr Baur bereits die geschichtliche

Autorität des Evangelii Johannis ebenso wie Strauß über Bord geworfen hat." Die Absicht dieser mit den Haaren herbeigezogenen Unterstellung lag auf der Hand: „Die Ansichten Baurs sollten möglichst nahe an diejenigen von Strauß gerückt, der Standpunkt des Einen mit dem des Anderen identifiziert und der Verruf, den die zünftige Theologie über das Leben Jesu verhängt hatte, auf Baurs Arbeiten übertragen werden. Wenn es Hengstenberg darauf angelegt hätte, Baur und Strauß zu entzweien, so hätte er nicht berechnender handeln können. Auf die praktische Nebenabsicht, die mit diesem Angriff verbunden war, kommen wir zu reden.

Baur erwiderte auf der Stelle in einer „abgenötigten Erklärung" in der Tübinger Zeitschrift für Theologie 1836, 3. Heft. In erregten Worten stellt er die moralische Unwürdigkeit dieser Denunziation an dem Pranger, und weist ihre gänzliche Haltlosigkeit nach. Die Schrift über die Pastoralbriefe habe er größtenteils schon im Jahre 1834 niedergeschrieben, einzig bestimmt durch den Gang seiner schon über das Jahr 1830 zurückreichenden Studien. Wenn er im Vorwort der Berufung auf die Autorität das Recht der freien Forschung entgegenstelle, so habe er das Bewußtsein, daß er bloß geleitet sei vom Interesse der objektiven geschichtlichen Wahrheit, das er von dem wahren Interesse für die Sache des Christentums nicht zu trennen wisse. Dann über die Johannesfrage: „Ich habe weder in meiner Schrift über die Pastoralbriefe, noch in einer anderen meiner Schriften mir irgend ein Urteil über die geschichtliche Auktorität des Johanneischen Evangeliums erlaubt, nicht nur weil sich meine kritischen Untersuchungen bisher noch nicht auf dasselbe erstreckten, sondern auch, weil ich gar kein Interesse habe, über seine geschichtliche Auktorität abzusprechen und etwas zu behaupten, was ich nicht beweisen könnte, indem es überhaupt nicht meine Sache ist, kritische Zweifel in den Tag hinein auszusprechen, sondern sie nur so weit gelten lasse, soweit sie sich mir als etwas objektiv gegebenes aufdrängen*) . . . Ich habe über die geschichtliche Auktorität des Evangeliums Johannis schlechterdings gar nichts gesagt, nichts, was auch nur mit irgend einem Schein von Wahrheit für die Beschuldigung vorgebracht werden könnte, ich habe sie bereits wie Strauß

*) Merkwürdigerweise scheint auch Ziegler diese Stelle so zu verstehen, als erhebe Baur den Vorwurf, Strauß spreche kritische Zweifel in den Tag hinein aus. Augenscheinlich besagt Baurs Verwahrung nur, ihm selbst könnte man leichtsinnige Zweifelsucht vorwerfen, wenn er Zweifel an der Echtheit des Joh. Ev. ausspräche, bevor er es zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht habe.

über Bord geworfen". Baur stellt dann in Kürze den Unterschied seines Standpunkts vom mythischen fest: „Ueberall gehe ich von bestimmten, geschichtlich erhobenen Tatsachen aus und suche auf dieser Grundlage erst die verschiedenen Fäden meiner kritischen Kombinationen zu einem Ganzen zusammenzuziehen. Dieses Festhalten am geschichtlich gegebenen ist das Eigentümliche meiner Kritik". Die Grundsätze der Kritik sind also wie der Gegenstand selbst wesentlich anders als bei Strauß. Uebrigens ist der panische Schrecken über das Straußsche Buch kein Beweis von großer Glaubensstärke. Was ist denn das für ein Glaube, der jeden Augenblick in Furcht und Angst darüber ist, es möchte ihm die Grundlage, auf welcher er ruht, genommen und auf immer entrissen werden. Was ist ein solcher Glaube anders als eben der Unglaube im Glauben, das böse Gewissen, das ein solcher Glaube in sich trägt und weder sich noch anderen verbergen kann. Der wahre Glaube und die wahre Wissenschaft stehen in fester Harmonie. . . Dann noch ein lebhafter Protest gegen die Unterstellung, daß er unter Straußschem Einfluß stehen und gegen den gehässigen Hinweis auf das freundschaftliche Verhältnis, in dem er zu Strauß stehe. „So läugne ich denn keineswegs, daß ich in einem befreundeten Verhältnis zu Dr. Strauß stehe, versichere aber hiemit auch, daß ich in der langen Reihe von Jahren, in welchen ich ihn näher kennen gelernt habe, bisher so wenig als andere, welche in dem gleichen Falle mit mir sind, in ihm die dämonische Natur zu sehen vermochte, welche der Herausgeber der Ev. Kirchenz. mit den Argusaugen seiner christlichen Liebe in ihm entdecken will. Was aber soll überhaupt aus einem solchen Verhältnis folgen? Daß ich für Grundsätze und Behauptungen verantwortlich bin, die ich nicht aufgestellt, für Schriften, die ich nicht geschrieben habe? . . . Es ist ja nicht das erstemal, daß um theologischer Meinungen willen Freundschaft als Verbrechen gilt, mit dem Schüler auch der Lehrer verfolgt, um der Lebenden willen selbst Toten nicht ihre Ruhe gegönnt wird."

Strauß hat diese Erklärung, soweit sie ihn selbst betraf, als eine Kränkung empfunden, und dieser Empfindung nicht bloß gegen die nächsten Freunde, sondern auch gegen Baur selbst Ausdruck gegeben. (Brief vom 19. August, bei Zeller S. 21.) In dieser Abwehr hatte Baur zum erstenmal öffentlich über sein Verhältnis zum Verfasser des Lebens Jesu sich ausgesprochen, und man begreift die Stimmung des damals von aller Welt Verlassenen, der gehofft haben mochte, eher ein Wort des Schutzes, ja der Parteinahme von

seiten seines alten Lehrers zu vernehmen. Daß Baur durch die „unbefugte Vermischung, die Hengstenberg mit ihren beiderseitigen Werken und Tendenzen vorgenommen", sich veranlaßt sah, seinerseits die Verschiedenheit und das Nichtzusammengehören beider so stark als möglich hervorzukehren und dabei einen Tadel seiner Arbeit und Methode auszusprechen, gehöre, so erklärt Strauß, zu dem Betrübendsten, was ihm mit Rücksicht auf sein Buch widerfahren sei: „Durch Erlebnisse, wie die meinigen, wird man zwar gegen Unglimpf von Fremden und Gleichgültigen abgehärtet, aber gegen Verletzungen von Freunden, seien sie auch noch so leicht, um so empfindlicher."

Wie widerwärtig es Baur war, überhaupt in den Lärm, der sich über das Leben Jesu erhoben hatte, hineingezerrt zu werden, geht schon aus dem Ausdruck „abgenötigte Erklärung" hervor. In jedem Wort der Streitschrift spürt man die tiefe Erregung des Angegriffenen, die gleich auf der Stelle sich Luft schaffen mußte. Erinnert man sich jenes vor den Tübinger Kollegen erstatteten Gutachtens, so bemerkt man allerdings, daß Baur jetzt von Strauß abrückt. Damals handelte es sich darum, dem jüngeren Freund überhaupt das Recht der freien Forschung zuzuerkennen, auch die Berechtigung der mythischen Ansicht wird nicht angefochten, es lag für Baur kein Grund vor, seinen eigenen Standpunkt gegen den Straußischen abzugrenzen. Die Sache lag jetzt anders, nachdem Baur in hämischer Weise öffentlich als mitverantwortlich für das Aergernis erregende Buch, wenigstens seine eigenen Arbeiten im voraus als von Straußischem Geiste angesteckt denunziert worden waren. Jetzt war er in die Verteidigung gedrängt, und in der Sache war er, wie ja Strauß selbst zugesteht, in seinem guten Recht, wenn er gegen die „unbefugte Vermischung" der beiderseitigen Werke und Tendenzen protestierte. Er war in seinem guten Recht, wenn er die Selbständigkeit seiner Untersuchungen, deren Anfänge weit über das Erscheinen des Lebens Jesu hinausreichten, hervorhob. Er war in seinem Recht, wenn er sagte, daß schon die Verschiedenheit des Gegenstandes eine adäquate Vergleichung der beiderseitigen Kritik ausschloß. Und er war endlich in seinem Recht, wenn er es ablehnte, sich über seine Stellung zum Johannesevangelium ausholen zu lassen. Bisher hatte er hierüber noch keine Silbe geäußert, er hatte es noch nicht in den Kreis seiner Studien gezogen — wenn er einmal im stetigen Fortgang seiner Untersuchungen an dieses Evangelium kommt, wird er mit seinem Urteil

nicht zurückhalten. Trotz allem bekennt sich Baur zu dem freundschaftlichen Verhältnis, in dem er zu dem ehemaligen Schüler steht. Ohne viel Worte zu machen, erklärt er das Bild, das die Argusaugen der Zionswächter sich von dem Christusleugner machen, für ein Zerrbild, er kennt ihn besser, eine „unfreundliche Stimmung" gegen Strauß wird man auch in dieser Streitschrift nicht finden, und man ist erstaunt, zu lesen, daß ihm Baur damit in den Rücken gefallen sei. Die wissenschaftliche Differenz, ja, für diese steckt Baur jetzt ein für allemal deutlich die Grenzpfähle fest. Er tut es nicht bloß, weil er persönlich angefochten und bedroht ist, weil er sich in seinem Beruf als Lehrer der Theologie angegriffen fühlt, sondern weil er wohl erkennt, daß der gegen ihn gerichtete Schlag als ein Schlag gegen die freie Wissenschaft überhaupt gemeint ist. Die Zeit ist im Anbruch, da man die historisch-kritische Untersuchung der biblischen Schriften in Acht und Bann tun, bei Besetzung der theologischen Professuren nicht nach der wissenschaftlichen Befähigung entscheiden, sondern in erster Linie ausfragen wird: wie stellst Du Dich zu Strauß' Leben Jesu?

Nicht zufällig hatte Hengstenberg gerade jetzt eine Warnungstafel vor dem Namen des Tübinger Professors aufgestellt. Eben in dieser Zeit stand dessen Berufung an eine preußische Universität in Frage. Es galt die Berufung eines Mannes zu verhindern, der mit Strauß befreundet und der schon vorher in den kirchlichen Kreisen Preußens übel angeschrieben war. Schon zwei Jahre zuvor, nach Schleiermachers Tod, hatte gerüchtweise von einer Anstellung Baurs in Berlin verlautet. Wir erfahren es aus einem Brief desselben an seinen Freund Heyd.

Baur an W. Heyd. Tübingen, 20. Aug. 1834.

An demselben Tag, an welchem Du von hier abreistest, besuchte mich der Geh. Oberregierungsrath Schulze*) von Berlin auf einer Reise, bei welcher er hauptsächlich den Zweck zu haben schien, Universitäten und Universitätslehrer kennen zu lernen. Er schien sich für mich zu interessiren, besuchte eine meiner Vorlesungen und gab im Allgemeinen zu verstehen (ausdrücklich sagte er nichts), daß er, wenn er mich einmal auf einer der preußischen Universitäten, die zunächst unter seiner Leitung stehen, brauchen könne, an mich denken werde. Um dieselbe Zeit erfuhr ich, daß in Berlin wirklich bei der Besetzung der noch vakanten theolo-

*) Johannes Schulze, der bekannte Hegelianer, des Ministers Altenstein rechte Hand.



gischen Lehrstelle auch von mir die Rede sei, daß aber aufs Neue mit Twesten unterhandelt werde. Ich schreibe Dir dies bloß, damit Du, wenn Du etwa davon reden hörst, weißt, wie es sich damit verhält. Ich warte ruhig ab, was etwa an der Sache ist, doch freut es mich, daß man auswärts bei einer solchen Veranlassung mich wenigstens nennen zu dürfen glaubt, und man hat öfters solche Ermunterung nötig, je weniger man bei uns auch nur einer humanen Behandlung sich zu erfreuen hat.

Jetzt, im Frühjahr 1836, war nach Ullmanns Abgang nach Heidelberg eine Lehrstelle in Halle offen, und diesmal scheint man ernsthaft an eine Berufung Baurs gedacht zu haben.

Baur an seinen Bruder Fritz. Tübingen, 29. Juli 1836.

Als ich gerade neben dem laufenden Geschäft, das ich mit der zweiten Ausgabe meiner Möhlerschen Schrift*) habe, einen Aufsatz über den Römerbrief für das dritte Heft der Zeitschrift [Tüb. Zeitschrift für Theologie], das gegenwärtig gedruckt wird, vollendet hatte, kam mir das Maiheft der Evangel. Kirchenztg. mit dem schändlichen Angriff zu, der in demselben auf mich gemacht worden ist. Da ich schon vorher erfahren hatte, daß man in Berlin mir gerne die durch Ullmann vacant gewordene Stelle in Halle anbieten würde, wenn nicht die Partei der Evang. Kirchenztg. den Minister aufs Neue gegen mich eingenommen hätte, so durchschaute ich diese neue Intrigue sogleich und entschloß mich daher, um so mehr auf diesen Artikel zu antworten. Ich weiß wohl, in welches Nest ich hiermit greife, und habe daher die Sache wohl überlegt, mich aber auch überzeugt, daß ich über kurz oder lang doch in den Fall kommen werde, mit dieser Partei offen zu brechen, später aber vielleicht nicht mehr eine für mich so günstige Gelegenheit habe, ihrem Unwesen entgegenzutreten, als gerade jetzt. Du wirst aus der Schrift selbst sehen, wie die Sache steht. Etwas schnell ist die Schrift freilich geschrieben, da ich bloß acht Tage darauf verwandte, und mich mit einer solchen Sache nicht länger befassen wollte, aber ich denke, es sei doch das Nötigste gesagt. Wie sie in der Nähe und Ferne aufgenommen wird, ist freilich eine andere Frage. Du kannst Dir denken, wie verdrießlich mir solche Sachen sind und wie ekelhaft es ist, sich mit solchem Pöbel herumschlagen zu müssen. Es wird von Tag zu Tag heilloser in der Wissenschaft und im Leben, und man hat nur zu tun, daß man den Mut nicht ganz verliert. Ich weiß nicht, ob man für solche Stimmung großen Trost in der beiliegenden Kernschen Gegenschrift**) finden

*) Der Gegensatz des Katholizismus und Protestantismus. 1. Aufl. 1833. 2. Aufl. 1836.

**) Kern, Die Haupttatsachen der evang. Geschichte. Tübingen, Zeitschrift für Theol. 1836, 2. Heft.

kann. Jedenfalls kannst Du sie für Dich behalten, da es für mich genug ist, sie einmal in der Zeitschrift zu besitzen. Meine Meinung ist, wer Strauß soviel zugibt, sollte nicht so animos gegen ihn auftreten und nicht so absichtlich nur darauf ausgehen, nur seinen Widerspruch gegen ihn zur Kenntnis des Publikums zu bringen. Die Schrift ist ein ächt Kern'sches Produkt. Das durch diese Schrift ganz neu erworbene Verdienst und die Rektorwürde, die ihn gegenwärtig umstrahlt und ihm so vielfache Gelegenheit gibt, seine vortreffliche Gesinnung gegen Jedermann, d. h. gegen die, bei welchen es von Wert ist, an den Tag zu legen, verbreitet gegenwärtig ein Wohlbehagen über sein ganzes Wesen, das in der Tat in einer solchen Zeit beneidenswert ist.

Baurs Berufung nach Halle wurde durch ein von Neander und Twesten eingeholtes Gutachten verhindert, das die Hyperkritik, wie sie in der Schrift über die Pastoralbriefe zutage trete, zum Vorwand nahm. Von Halle aus wirkte Tholuk der Berufung Baurs entgegen. Es liegt ein Schreiben Baurs an Tholuk im Konzept vor, das als „Antwort" bezeichnet ist und aus dem hervorgeht, daß Tholuk selbst an Baur geschrieben hatte, um seinen Widerspruch gegen den gefürchteten Kollegen zu begründen.

Baur an Tholuk in Halle. Frühsommer 1836.

Tholuks Brief, so beginnt Baur, habe ihm einen betrübenden Eindruck gemacht. „Dieser Eindruck bezieht sich keineswegs auf dasjenige, was Sie mir über Ihren Widerstand gegen meine Berufung nach Halle geschrieben haben, es ist mir dies gar nichts Unerwartetes, da ich mir nie anders dachte, als daß Sie wenigstens nicht für mich seien; daß Sie freilich so entschieden gegen mich sind, war mir noch nicht bekannt, ich kann aber die Offenheit nur ehrend anerkennen, mit welcher Sie sich selbst darüber aussprechen, und auch darüber keinen Augenblick im Zweifel sein, daß Sie mit entschiedener Ueberzeugung handeln; daß Sie aber Ihre Ueberzeugung von Voraussetzungen abhängig machen, deren Richtigkeit ich nicht anerkennen kann, dies ist es, was ich um Ihrer willen und der Sache wegen bedauern muß." Tholuk hat sich ein falsches Bild von Strauß gemacht, gestützt auf Mitteilungen von Reisenden aus Württemberg, die sagen, Baur pflege in der Aeußerung seiner Ueberzeugungen die größte Zurückhaltung zu beobachten, doch sei namentlich aus seinen Vorlesungen über die Apostelgeschichte zu entnehmen, daß er der mythischen Ansicht der neutestamentlichen Geschichte geneigt sei. „Allein, wie könnten Sie mir, hochverehrter Herr Doktor, aus solchen Relationen von Reisenden, welche doch, wie Ihnen so gut als mir bekannt sein wird, gar zu oft nach dem Munde dessen reden, welcher sie ausfragt und seine Wißbegierde aus ihren Mitteilungen befriedigen möchte, wie konnten Sie aus jener Ihnen berichteten Neigung zum

Mythischen, gesetzt auch, ich hätte diese Neigung in meinen Vorlesungen über die A. G. nicht bloß in Beziehung auf diese, sondern die neutestamentliche Geschichte überhaupt zu erkennen gegeben, sogleich die Consequenz ziehen, die Sie mir in Beziehung auf meine neueste Schrift entgegenhalten, daß ich die gesamte Wundergeschichte verwerfe. Aus keiner meiner Schriften kann bewiesen werden, daß ich die gesamte Wundergeschichte verwerfe. Es ist dies nichts Anderes, als jene mir wohlbekannte Insinuation, durch welche vor zwei Jahren dieselbe nun auch schriftlich so geschäftige Partei mir damals in Berlin entgegentrat, um meiner Berufung nach Berlin entschiedenen Widerstand zu leisten. Die Schrift über die Pastoralbriefe ist von Neander und Twesten als Hyperkritik und destruktiv bezeichnet worden. Warum aber widerlegen die genannten Männer ein solches Erzeugnis der Hyperkritik nicht? . . . Nach meiner Ueberzeugung kann es nur entweder von einer übelwollenden Gesinnung oder von Befangenheit und Beschränktheit des Geistes zeugen, gerade in meiner Erklärung gegen den Artikel der Evang. Kirchenzeitung vollends den Beweis dafür finden zu wollen, zwischen meinen Ansichten und den Strauß'schen sei gar kein Unterschied. Meinen Sie denn, ich hätte statt Hengstenberg, über dessen Angriffe auf mich ich bisher von den verschiedensten Seiten her, mit Ausnahme Ihrer Schriften, nur die Stimme der Mißbilligung vernommen habe, mir Strauß zum Gegner nehmen sollen, oder halten Sie es, nachdem nun mein freundschaftliches Verhältnis zu Strauß dem Publikum denunziert und von mir, wie natürlich nicht geleugnet worden ist, für edel, wenn nun auch ich von meiner Seite gegen den von allen Seiten so hart angefochtenen (und, wäre es möglich, geistig gemordeten) Mann, dessen Inneres nach Geist und Herz ich besser kenne als Sie und Andere, die ihn nur zu verdammen wissen, einen Stein aufgehoben und ohne Not gegen ihn polemisiert hätte? Was soll denn das Nötigende sein, wenn Sie in Ihrem Schreiben sagen, es werden am Ende die meisten Theologen genötigt sein, ihr Verhältnis zu den Strauß'schen Ansichten auszusprechen, aber gerade diese Hauptsache fehle in der Schrift ganz? Verstehen Sie unter diesem Nötigenden die Furcht vor jener Partei, die mit ihrem Terrorismus alle nicht zu ihr gehörigen Theologen despotisieren möchte? Diese Furcht kenne ich nicht und glaube auch nicht, daß es mit diesem Terrorismus je so weit kommen kann, wenigstens müßte es um die deutsche Theologie nach Geist und Herz sehr schlecht stehen, wenn alle nicht zu jener Partei gehörenden Theologen sich nicht eher für purifiziert halten wollten, als bis sie zu den Füßen jenes Inquisitionsgerichts ihr orthodoxes Glaubensbekenntnis niedergelegt haben . . . . . Sie nennen meine Richtung eine negative, zerstörende, niederreißende. Was heißt überhaupt aufbauen und niederreißen? Es gibt mir keinen guten Begriff von Ihrem theologischen Standpunkt, daß Sie es mit diesem Unterschied so leicht nehmen. Wie

kann Ihnen entgehen, wie einseitig, wie subjektiv, wie selbstgefällig es ist, die sämtlichen Theologen in aufbauende und niederreißende einzuteilen, sich selbst an die Spitze der aufbauenden zu stellen und alle anderen, in welchen man nicht sein eigenes liebes Ich oder wenigstens etwas davon wieder findet, unter die niederreißenden zu rechnen? Auch was der äußeren Erscheinung nach ein Niederreißen ist, kann an sich und der Wahrheit nach ein Aufbauen sein. Gilt es für einen Neubau Schutt wegzuräumen, so gehören auch die Niederreißenden zu den Bauleuten" .... Baur zeigt dann an einem Beispiel, wie Tholuks Schrifterklärung willkürlich und gewaltsam sei, „armseliger Knechtsdienst des Buchstabens", und fährt dann fort: Sollten am Ende die meisten Theologen genötigt sein, in der Strauß'schen Sache eine Erklärung abzugeben, so fürchte ich, es möchte dabei gar viel Unlauterkeit und Heuchelei mitunterlaufen, die Heuchelei aber hat bekanntlich die Kirche noch nie auferbaut, sondern immer nur untergraben und niedergerissen. Wie nun, entgegnen Sie mir, wenn der Akademiker, wie, wenn der Geistliche durch „gewissenhafte" Forschungen auf Strauß'sche Resultate kommt. Soll man darum, weil man die Gewissenhaftigkeit des Mannes selbst in seinem Irrtum ehrt, ihm denselben Einfluß, dieselbe Stellung in der Kirche anvertrauen? Woher wissen Sie denn, frage ich Sie einfach, daß ein solcher schlechthin nur im Irrtum ist, woher wissen Sie, daß selbst in Strauß'schen Resultaten, wenn man durch gewissenhafte Forschungen auf sie geführt wird, schlechthin nichts Wahres und Bleibendes ist, woher wissen Sie so bestimmt, daß das Urteil jener beiden Theologen über meine Untersuchung der Pastoralbriefe, an die Sie doch auch wieder bei den Strauß'schen Resultaten denken, auch das Urteil der Nachwelt sein wird? Alles dies können Sie nur wissen, wenn Sie in Ihrem Wissen schon abgeschlossen haben. Für einen solchen ist Wahrheit und Irrtum etwas längst Fertiges, längst Abgeschlossenes und Feststehendes, es bedarf keiner Untersuchung mehr, man weiß ja voraus schon, was Wahrheit und Irrtum ist ...

Sollte es also je dazu kommen, daß ich nach Halle berufen werde, sollte ich je Ihr College werden, was ich ruhig und gelassen dem Lenker meines Lebensganges anheimstelle, so sehen Sie hieraus, mit welchen Grundsätzen und Ueberzeugungen ich kommen würde, aber ich komme dann auch, um Ihnen statt des falschen Gegenbildes meines Wesens, das Sie mir entgegenhalten und mit aller Macht von sich abwehren, das wahre Bild meines Wesens, mein eigenes Selbst zu bringen. Zwischen dem einen und dem andern lasse ich Sie dann wählen, aber auch ich hoffe dann statt der Scheingestalt, die mir den Zugang zu Ihnen verwehren will, den wahren Tholuk zu finden, welchen ich längst liebe und verehre. In diesem Glauben an die unsichtbare Kirche, der mich schon so oft getröstet hat, und an das wahre eigenste Selbst Ihres

Wesens biete ich Ihnen noch einmal die Hand zum Frieden und bin in diesem Glauben

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ganz ergebener Diener

F. C. Baur.

Zudem lese ich auch über christliche Symbolik, wobei ich Gelegenheit genug habe, meine Anhänglichkeit an unsern protestantischen Glauben und Lehrbegriff auszusprechen und auch wirklich ohne Zurückhaltung ausspreche.

Der Brief ist lehrreich; er bestätigt, daß es vornehmlich Baurs Verhältnis zu Strauß war, was ihm Aussichten dieser Art versperrte. Wurde doch dieselbe „abgenötigte Erklärung“, die Strauß so stark verstimmte, von einem Tholuk so gedeutet, daß sie das völlige Einverständnis der beiden Tübinger beweise. Von einer gegen Strauß unfreundlichen Stimmung ist auch hier nichts zu finden. Im Gegenteil. Ohne Rückhalt deckt der Aeltere den Jüngeren mit seinem Schild und wehrt die Pfeile der Bosheit von ihm ab. Ein Urteil über die mythische Ansicht lehnt Baur aber auch hier ab. Er äußert sich weder für noch gegen dieselbe. Freimütig spricht er sich über seine eigenen Grundsätze aus, aber er ist nicht verantwortlich für die Ansichten eines anderen. Was seine Meinung über diese ist, darüber läßt er sich nicht ausholen, und er hält es für eines der traurigsten Zeichen der Zeit, daß jetzt jeder Theologe auf sein Verhältnis zu Strauß argwöhnisch inquiriert werden soll. Man darf vermuten, daß zu der Zeit, da dieser Brief geschrieben ist, die vorübergehende Spannung zwischen beiden bereits wiedergehoben war.

„Ich läugne nicht“, schrieb Strauß aus Heilbronn 24. Sept. 1862 an Zeller: „daß in den letzten Jahren, seit ich mich wieder mit Theologie beschäftige, beim Durchlesen der Arbeiten Baurs über die Evangelienkritik in deiner Zeitschrift und sonst, mich öfters eine bittere Stimmung beschleichen wollte über die wegschiebende, überhinsehende Art, die er gegen mich beobachtet; eine solche Stimmung gegen einen Mann, den ich, er mochte es mir machen, wie er wollte, dennoch nicht umhin konnte zu verehren und zu lieben, war mir überaus peinlich; um so wohltätiger lösend trat nun dieses neueste Werk ein, das eben weil er es nicht für das große Publikum bestimmt hatte, die Art, wie er für sich dachte und empfand, um so unbefangener sehen läßt“. Worauf ihm Zeller erwiderte: Heidelberg, 8. Okt. 1862. Sehr gefreut hat es mich, aus deinem Brief

und deiner Anzeige zu sehen, daß dich Baurs Aeußerungen über deine Arbeiten in dem neuesten Werke befriedigt haben. Daß er hier seine eigentliche Meinung vollständiger und reiner als in den kritischen Schriften darlegte, glaube ich auch; und ich leite dies nicht bloß daher ab, daß er bei seinem Vorlesungsheft durch keine Rücksicht auf das theologische Publikum gestört wurde, sondern auch daher, daß er hier als Geschichtschreiber unbefangener sprach, während bei den kritischen Ausführungen das Interesse, den eigenen Standpunkt zu rechtfertigen, unwillkürlich die Differenzen dir gegenüber stärker, als es dem eigentlichen Sachverhalt entsprach, betonen ließ. Und mit diesen versöhnlichen Schlußworten können wir — mit Theobold Ziegler zu reden — „den Fall Baur-Strauß definitiv verlassen".

III.

In der Tat, so stark die augenblickliche Verstimmung über Baurs Erklärung gegen Hengstenberg war, die Strauß gegen Baur selbst nicht verhehlt hatte, so brachte sie doch in das Verhältnis beider noch keine ernstliche Störung. Straußens Briefe der folgenden Zeit verraten nichts mehr von dieser gereizten Stimmung. Der briefliche Austausch hat auf beiden Seiten einen unverändert freundschaftlichen Ton, als ob nichts vorgefallen wäre. Man teilt sich gegenseitig die Schriften mit und Baur nimmt an den nächsten Arbeiten Straußens lebhaften Anteil. Dieser erbittet sich Ratschläge und kleine Dienste von Baur, der bereitwillig die Hand dazu bietet. Strauß war im Dezember doch nach Stuttgart übergesiedelt und setzte hier die Arbeit an seinen Streitschriften fort. Diese bildete auch den nächsten Gegenstand der Korrespondenz mit Baur. Von einem Plane, der Strauß beschäftigte, nämlich eine Galerie der ältesten Bestreiter des Christentums zu bearbeiten, erfahren wir durch den nachfolgenden Brief Baurs, dem Strauß diese Absicht mitgeteilt hatte. Von besonderer Wichtigkeit ist aber dieser Brief durch die Mitteilungen, die Baur darin über den Anfang seiner Untersuchung des Johannesevangeliums macht Es traf dies zusammen mit der dritten Auflage des Lebens-Jesu, in der Strauß bekanntlich starke, wenn auch nicht vorbehaltlose Einräumungen hinsichtlich der Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums machte, Einräumungen, die er später wieder zurücknahm. Baur drang sofort in den Kern dieses Problems ein; man sieht, wie er gegenüber den Schwankungen, die Strauß in dieser Frage zeigte, vor Allem festen Grund für eine objektive Kritik zu

finden versucht. Und wenn er schreibt, es werde eine von ihm gewünschte Anzeige der Weiße'schen Schrift über dieses Evangelium erst unternehmen, wenn er in seinen Studien weiter gekommen sei, so ist deutlich zu erkennen, daß es keine leere Ausrede gewesen war, wenn er damals gegen Hengstenberg protestierte, der ihm ein Urteil über das Johannesevangelium unterstellte, bevor er selbst sich ein Urteil gebildet hatte.

Tübingen, 29. Mai 1838.

Verehrtester Freund!

Beinahe hätte ich von Ihrer Nachsicht in der Beantwortung Ihres gütigen Schreibens zu lange Gebrauch gemacht!

Ihr Gedanke, eine Gallerie der ältesten Bestreiter des Christenthums und der Apologeten auszuarbeiten, gefällt mir im Ganzen wohl, nur möchte ich mir gleich die bescheidene Bemerkung erlauben, daß Sie mir mit den Gallerien kein sonderliches Glück zu haben scheinen. Damit will ich jedoch nur so viel sagen, geben Sie Ihnen keine zu große Ausdehnung. Unter den ältesten Bestreitern, scheint sich mir nur Celsus zu einer Monographie zu eignen, wiewohl sich auch schon bei Celsus und dem ihm widerlegenden Origenes gar manches findet, womit sich nicht viel wird anfangen lassen. Neben Celsus könnte blos noch Porphyr in Betracht kommen, der zwar nicht übergangen werden darf, da er als Neuplatoniker eine neue eigentümliche Seite darbietet, aber bei der Mangelhaftigkeit der Quellen über ihn wird er nicht Stoff genug zu einer eigenen Darstellung darbieten. Noch weniger Hierokles. Und hiermit ist dann das ältere Gebiet schon so ziemlich erschöpft, da Sie doch keine eigentliche Geschichte der Apologetik werden schreiben wollen. Damit nun aber doch die Gallerie wieder zu ihrem Rechte kommt, möchte ich Ihnen den Vorschlag machen, stellen Sie dem Celsus einen aus der Reihe der Deisten zur Seite, einen deistischen Bestreiter, der ebenso zum Träger der deistischen Angriffe gemacht wird, wie Celsus von selbst der Hauptrepräsentant der älteren ist. Dies scheint mir eine sehr interessante Parallele zu sein, die eigentlich schon des Celsus wegen notwendig ist, da das Originelle des Celsus eben darin besteht, daß sein Angriff sich in den Deisten namentlich nur in anderer Form wiederholt hat. Ziehen Sie diesen Vorschlag in weitere Erwägung, es würde mich freuen, wenn er Ihnen einleuchtete, vergessen Sie aber darüber nicht, bald auch an eine Heidelberger Vorlesung zu denken.*)

Den ersten Band der neuen Ausgabe Ihres L. J. habe ich durch Osiander erhalten und bezeuge Ihnen für dieses neue Geschenk Ihrer

*) Der flüchtige Gedanke einer Berufung nach Heidelberg ist bei Ziegler, Strauß S. 264 erwähnt.



Güte gegen mich meinen herzlichsten Dank. Diese neue Ausgabe Ihres Werks kommt mir sehr erwünscht, da ich jetzt erst aus Veranlassung der Vorlesung über das Evangelium Johannes, für die ich mich vorbereite, zum speciellen Studium desselben komme. Ich bin zwar noch nicht über die ersten Capitel des Ev. Joh. hinausgekommen, aber schon dieses Wenige hat auf mich den sehr entschiedenen Eindruck gemacht, daß die historische Wahrheit, d. h. die relative, nur auf der Seite des Synoptiker gesucht werden kann, und es will mir fast scheinen, ob Sie in der neuen Ausgabe nicht zu viel zugegeben haben. Es ist gar zu auffallend, wie Joh. zwar die synoptische Tradition vor sich hat, aber eklektisch mit ihr verfährt und auch da, wo er das Factische in der Hauptsache gibt, es doch wenigstens in eine andere Combination bringt, je nachdem es ihm gerade um eine gewisse Idee zu tun ist. Aufgefallen ist mir namentlich auch, das Sie auch in der dritten Ausgabe als eine Differenz zwischen Joh. und Synoptikern nicht auch dieß hervorheben, daß Joh. von einer Taufe Jesu durch Johannes offenbar nichts sagte, sondern dieß völlig ignoriert. Es ist nach meiner Ansicht eine ganz unrichtige Voraussetzung, wenn man die Worte 1 32 auf die Taufe bezieht. Dazu ist kein Grund vorhanden, und es erscheint hier nur um so absichtlicher, daß Joh. von einer Taufe Jesu durch Joh. nichts wissen will. Schon dieß läßt einen tiefen Blick in seinen Pragmatismus werfen, und solche Züge finden sich schon in den ersten Capiteln mehrere. Die Deputation 1,19f. halten Sie auch nicht für historisch, liegt aber nicht schon darin, daß es gerade die Juden aus Jerusalem sein müssen, der Schlüssel dazu, warum bei Joh. das Hauptlokal der Tätigkeit Jesu in Jerusalem sein muß? Doch ich will mich in diese Materie, über die ich das nächstemal mündlich mit Ihnen weiter zu verhandeln mir vorbehalte, hier nicht weiter einlassen. . . .

Mit den herzlichsten Grüßen
Ihr ergebenster
Baur.

Strauß an Baur. Stuttgart, 9. Nov. 1838.

Verehrtester Freund!

Als wir uns in Markgröningen sprachen, konnte ich nur unmotiviert für das Geschenk Ihres neuen Werkes*) danken, da ich, kaum von der Reise [nach Heidelberg und Bonn] zurückgekehrt, nur erst den Anfang desselben gelesen hatte. Indessen habe ich es durchstudirt, und danke Ihnen jezt erst mit Einsicht für die reiche Belehrung, die ich aus demselben geschöpft habe. Gewiß, eine solche Arbeit muß von allen Parteien anerkannt werden, die sich gegen Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit

*) Die christliche Lehre von der Versöhnung. 1838.

nicht absichtlich verblenden. Erst wenn in dieser Weise die Reihe der Dogmen im Einzelnen durchgearbeitet sein wird, kann es zu einer eigentlichen Dogmatik kommen. Vermißt habe ich nur am Anfang eine etwas ausführlichere Behandlung der neutestamentlichen Versöhnungslehre, ferner hie und da ein Semicolon; Sie haben im ganzen Buch kein einziges solches Zeichen, und es müßte doch eigen zugehen, wenn in der ganzen Geschichte der Versöhnungslehre nur Comma und Punctum, nirgends aber ein Semicolon sollte anzubringen sein.

Könnte ich einmal zu einer ähnlichen Monographie den Muth fassen! aber daran, daß ich dieß nicht kann, sehe ich, daß ich nur halb zum Gelehrten geboren bin. Ich kann mir nicht dieses rein objectiv wissenschaftliche Interesse geben; es muß immer etwas Subjectives, Leidenschaftliches, dem ich Luft machen will, dabei sein, sonst hält es mich nicht fest. Das ist nun aber bei einer so speciellen Forschung nicht der Fall, höchstens hätte mich in früheren Jahren die Eschatologie in dieser Art spannen können: vielleicht, wenn Richter nicht aufgetreten wäre, würde ich Richter statt Strauß geworden sein. Jezt lockt mich immer das Ganze der Dogmatik an, ob ich nicht in meinem Sinne dieß bearbeiten sollte. Aber welches Feld! ich muß selbst erkennen, daß ich hier die nötigen Vorarbeiten bei Weitem nicht gemacht habe, und am Ende weit unter meiner eigenen Idee bleiben müßte. Freilich wäre auch hier nicht Auffindung neuen Stoffs, sondern bessere Anordnung des Vorhandenen mein Amt. Aber die vornehmsten geschichtlichen Momente müßten in dem Sinne, wie ich's im 3ten Heft meiner Streitschriften angegeben, aufgenommen und in eine dialektische Reihe gebracht werden. Die wichtigsten die Fortbildung des Dogmas leitenden Schriften will ich jedenfalls jezt lesen, und habe zu dem Ende eben den Athanasius in's Haus geschafft. Wir wollen nun sehen, ob etwas daraus wird; ich möchte es sehr wünschen, nicht der Welt wegen, sondern meinetwegen, da ich ohne eine solche Arbeit sehr unbefriedigt und unglücklich bin, und eigentlich seit der Vollendung der ersten Auflage meines L. J. gewesen bin. Könnten Sie mir Möhlers Athanasius durch Osiander schicken? Hier ist er nicht. . .

Aber nicht wahr, die dogmatisch-chimärischen Pläne bleiben ganz unter uns? Ich schreibe und sage Niemand als Ihnen davon.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

Stuttgart, 5. Febr. 1839.

Verehrtester Freund!

Vor Allem meinen herzlichen Glückwunsch zu der Anerkennung, die Ihren Verdiensten um die Landesuniversität und die Wissenschaft vo-

Seiten der Regierung zu Theil geworden; niemals ist mir ein Ereigniß dieser Art so wichtig und so erfreulich gewesen.*)

Indessen hat sich ja auch in meinen Verhältnissen etwas Erfreuliches zugetragen; gestern habe ich vom Bürgermeister in Zürich die Einladung bekommen, mich über Annahme oder Nichtannahme des nunmehr vom Regierungsrathe bestätigten Rufs zu erklären. Sie werden auch zur Annahme rathen. Die vielleicht zu errichtende Gegenprofessur könnte zwar manchen Verdruß herbeiführen; doch kann dieß kein entscheidender Abhaltungsgrund sein. Benachrichtigen Sie mich doch auch, ob ich mich recht erinnere, wenn ich meine, Sie hätten im ersten Semester Ihrer Anstellung in Tübingen nur Ein Colleg gelesen? Dogmatik und Kirchengeschichte zugleich, ohne weitere Vorbereitung, als von jezt an noch möglich ist, zu lesen, würde eine Aufgabe sein, die ich nicht zu meiner Zufriedenheit zu lösen wüßte. Können Sie mir über Hilfsmittel und zweckmäßigste Behandlung der Kirchengeschichte als expertus Winke geben, so sollen sie wohl angelegt sein. . .

Wie gehts im Ev. Johannis?

Mit den besten Begrüßungen

Ihr ergebenster
D. F. Strauß.

. . . Darf ich Möhlers Athanasius noch etwas behalten? Ein Buch, das bei aller Gelehrsamkeit doch höchst unwissenschaftlich ist, und in dessen verketzernder Luft es einem wirklich unwohl wird.

Schon im April 1836 war Strauß für eine theologische Professur in Zürich in Vorschlag gekommen. Damals wurde ihm sein Landsmann Elwert vorgezogen. Dieser trat im Sommer 1838 aus Gesundheitsrücksichten zurück, so daß die Stelle jetzt wieder frei wurde. Ueber die Berufung Straußens nach Zürich und den unglücklichen Ausgang dieser Geschichte hat sich Baur auch gegen seinen Freund in Markgröningen und gegen seinen Bruder Fritz geäußert.

Baur an Stadtpfarrer Heyd.

Tübingen 7. Febr. 1839.

Was sagst du denn zu dem Sieg, der in den letzten Tagen für unsern Freund Strauß in dem freien Zürich erkämpft worden ist? Es freut mich sehr für ihn, daß er auch einmal das Feld behauptet. Soeben erhalte ich einen Brief von ihm, in welchem er mir schreibt, er sei schon vom Bürgermeister in Zürich eingeladen worden, sich über An-

*) Der König hatte zu Neujahr Baur den Orden der Württemberg. Krone verliehen.

nahme oder Nichtannahme des Rufs zu erklären. Er kann es wohl wagen, da er ja, wenn es ihm nicht gefällt in seine jetzigen Verhältnisse immer wieder zurücktreten kann. Elwert freilich hält es noch jetzt für eine Unmöglichkeit, daß er sich gegen die radikale Partei, die ihn nur für ihre destructiven Pläne benützen wolle, werde halten können. Er scheint aber doch die Sache zu ängstlich zu nehmen.

Baur an seinen Bruder Fritz, Pfarrer in Horerheim.

Tübingen 25. März 1839.

Die Strauß'sche Geschichte hat nun freilich ein sehr trauriges Ende genommen. Ich bedaure ihn sehr, da ihm die Sache nun auch für die Zukunft schadet. Der in Teutschland ausgestreute Same hat nun hier seine reichliche Frucht getragen. . . Interessant sind die gedruckten Vota von der Abstimmung im Gr. Rath und das gleichfalls gedruckte Randschreiben von Strauß an Hirpel und Orelli. Ich kann sie dir später auch schicken. Eigentlich ist der gute Elwert an all' diesem Unheil schuld.

Der nächste Brief von Strauß an Baur ist vom Oktober d. J. Baur hatte in den Ferien den Freund wieder in Stuttgart aufgesucht und sich ganz mit dessen Verhalten in der Züricher Geschichte einverstanden erklärt. Wie sehr den tief gekränkten und verbitterten Freund Baurs Einverständnis und Teilnahme aufrichtete, ist aus dem Brief ersichtlich. Darin hatte freilich Baur Recht gehabt, daß der Ausgang des Züricher Handels auch für Straußens Zukunft verhängnisvoll sein werde. An eine Berufung des Verfehmten an eine deutsche Hochschule war nicht mehr zu denken.

Mit der Bearbeitung der christlichen Glaubenslehre hatte Strauß wieder einen Gegenstand gefunden, auf den er seine ganze Energie konzentrieren, an dem er seine ganze Meisterschaft zeigen konnte, einen Gegenstand, der für ihn nicht nur ein wissenschaftliches, sondern, wie er es nach seinen eigenen Worten brauchte, ein subjektives, leidenschaftliches Interesse hatte, „dem ich Luft machen will." Nichts kennzeichnet die gegensätzliche Art beider Gelehrten deutlicher als ihr Verhalten zur Glaubenslehre. Beide legen, von Hegel kommend, an das Dogma den entwicklungsgeschichtlichen Maßstab an, beiden ist die Geschichte der Glaubensmeinungen zugleich ihre Kritik. Aber Baur, der nach der Versöhnungslehre jetzt die Lehre von der Dreieinigkeit in Angriff genommen hat, geht mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, mit einer Art von Liebe, den feinsten Verzweigungen dieses Entwicklungsganges nach, weil er in diesem die Verwirklichung der Idee durch alle ihren Inhalt explizierenden Momente

hindurch erblickt. Ihm ist die Dogmengeschichte ein vernünftiger Prozeß. Strauß auf seinem jetzigen Standpunkt sieht in der Geschichte des Dogmas die Geschichte seines Verfalls und seiner Auflösung. Baur hatte noch eben, gegen Möhler, eine wissenschaftliche Begründung des protestantischen Lehrbegriffs versucht, Straußens letzter Schluß ist die Bankerotterklärung über alle Dogmatik. Auch hier ist ihm das negative Resultat die Hauptsache, nicht die Vermittlung des objektiv Gegebenen mit dem denkenden Bewußtsein, sondern der unlösbare Widerspruch zwischen beiden. Baur gewinnt gerade der geschichtlichen Betrachtung des Dogmas ein positives Interesse ab: sie dient dazu, die ganze Fülle des im Dogma gegebenen Inhalts auszubreiten und sich ihrer bewußt zu werden, sie führt in einem dialektischen Prozeß aufwärts von Stufe zu Stufe.

An seinen Freund Heyd schrieb Baur am 13. Februar 1841 (als der erste Band der Straußischen Glaubenslehre erschienen war):

> Ich lasse gegenwärtig eine Schrift über die Geschichte der Lehren von Gott, Trinität und Menschwerdung drucken, es geht aber langsam, sie ist kaum zur Hälfte gedruckt. Ich habe mich auch durch diese Arbeit wieder überzeugt, daß man das Wahre der neueren Theologie nicht besser als auf dem geschichtlichen Wege begründen kann, und zwar nur durch eine ins Spezielle gehende Entwicklung. Strauß nimmt das Geschichtliche gar zu sehr nur im allgemeinen.

Bei der Orthodoxie, und tief in die Reihen der Anfänger Schleiermachers hinein, hat freilich Baur so wenig Gnade gefunden als Strauß. Alle württembergischen Theologen, die damals nach Berlin reisten, hatten über die unfreundliche Aufnahme z. B. bei Neander zu klagen, dem sie alle als Hegelianer verdächtig waren. Schwegler schrieb aus Berlin 21. Oktober 1841 an Ed. Zeller:

> Außer den Hegelianern ist mir kein Theolog zugänglich, denn es herrscht hier bei der gläubigen Partei eine grenzenlose Erbitterung gegen Tübingen. Dr. Baur ist die Bête noire der hiesigen Pietisten, verhaßter noch als Strauß; wer von Tübingen kommt, wird a priori, im Fall er sich nicht durch Ausbrüche des Ketzerhasses legitimiert, als ein Ungläubiger angesehen.

(Schluß folgt.)

Notizen und Besprechungen.

Theologie und Religionsgeschichte.

Ernst Troeltsch, Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. (Historische Bibliothek Band 36) XII u. 173 S. München u. Berlin Verlag v. R. Oldenbourg.

Es ist nicht leicht, über dieses Buch zu berichten. Es ist darum nicht leicht, weil die Sache, vielmehr das Problem, so alt, die Resultate der Arbeit dagegen so neu und doch zugleich mit der größten Geschicklichkeit auf einem so engen Raume konzentriert sind, daß es schwer ist, sie noch einmal zu konzentrieren. Dennoch muß der Versuch gemacht werden; denn die Frage, was Augustin gewollt hat und was er in diesem spezifischen Sinne für die Gestaltung der christlichen Welt bedeutet, ist nicht nur eine theologische Frage, sondern ein weltgeschichtliches Problem. Die Konstruktion der großen Epochen, die wir als christliche Antike einerseits, als christliches Mittelalter andererseits bezeichnen, hängt wesentlich von der Erkenntnis ab, was Augustin für beide bedeutet.

Menschen von weltgeschichtlicher Größe sind wie Kristalle, die, wenn sie in die geistige Masse eines neuen Zeitalters eintreten, alles wirklich oder auch nur scheinbar Verwandte an sich heranziehen, und so geheimnisvoll weiterwachsen. Platon hat ein Jahrtausend und länger den Neuplatonismus zu tragen gehabt; erst durch Schleiermachers Arbeit sind die Anfänge des wirklichen Platon ans Licht getreten. Kant hat die verschiedenartigsten Systeme des 19. und 20. Jahrhunderts in Deutschland mit seinem Namen decken müssen. In demselben Sinne ist Augustin der Statthalter des mittelalterlichen Geistes geworden.

Aber während wir heute imstande sind, Platon und den Neuplatonismus zu unterscheiden, ist die Forschung weder bei Kant noch bei Augustin bisher zu dem Punkte vorgedrungen, der eine pünktliche Scheidung dessen, was sie selber gewollt, und dessen, was sie in andern bewirkt haben, möglich macht. Troeltsch will diesen Punkt für Augustin gewinnen; er will ihn aus der falschen Beleuchtung des mittelalterlichen Augustinismus herausrücken und in seine eigene Welt hineinstellen. Wir alle haben Augustin bisher im Lichte dieses Augustinismus gesehen; und wenn wir auch immer schon gewußt

haben, daß das Mittelalter höchstens den halben Augustin in seinen Ueberlieferungen fortgepflanzt hat, so haben wir doch kein Bedenken getragen, den Dichter der Konfessionen und den Dogmatiker des „Gottesstaates" als den geistigen Stifter des Mittelalters zu betrachten.

Dieser Satz wird jetzt umgestoßen. Augustin gehört nicht ins Mittelalter, auch nicht an die Schwelle des Mittelalters, sondern ganz in die christliche Antike hinein. Das ist die überraschende Erkenntnis, die Troeltsch in seinem Buche vorträgt und mit Burckhardtscher Meisterschaft, d. i. nicht mit neuen Materialien, sondern mit einer Ueberfülle von neuen Gesichtspunkten und einer unbegrenzten Belesenheit begründet. Aeußerste, bis zur Beschwerlichkeit für den Leser gesteigerte Konzentration der Massen ist ein eigentümliches Merkmal dieser glänzenden programmatischen Arbeit.*)

Die bisherige Anschauung Augustins stützte sich vor allem auf seinen Kirchenbegriff. Hat er doch im 19. Buche des großen Werkes vom Gottesstaat, nach endgültiger Beseitigung der altchristlichen Apokalyptik, das tausendjährige Reich als das Reich der Kirche, und zwar als ein Reich von unbegrenzbarer Dauer, bezeichnet. Damit war ein wesentliches Stück der ins Jenseits verlegten Gottesherrschaft auf die Erde verpflanzt und so fest mit der kirchlichen Heilsanstalt verbunden, daß damit eine der wesentlichsten Grundlagen des mittelalterlichen Kosmos geschaffen schien. Freilich wurde diese Schöpfung beeinträchtigt durch die deutlich erkennbaren Spuren eines rein spiritualistischen Kirchenbegriffs, der mit der unsichtbaren Gemeinde der Heiligen arbeitet und die sichtbare Kirche nahezu entwertet. Man hat sich bisher damit begnügt, diesen Widerspruch festzustellen und ihn durch Zurückführung auf die beiden in Augustin nur persönlich verbundenen, nicht sachlich ausgeglichenen Erlebnisreihen, die mystisch-religiöse und die kirchlich-praktische, einigermaßen aufzuhellen. Ich selbst bin nach dem Vorbilde v. Harnacks in meinem Buch über das Werk vom Gottesstaat in diesem Sinne vorgegangen und habe geglaubt, mich mit der Feststellung begnügen zu dürfen, daß diese Doppelseitigkeit des Augustinischen Kirchenbegriffs nicht nur psychologisch interessant ist, sondern geschichtsbildend fortgewirkt hat.**)

*) Hier zwei Beispiele solcher Konzentration, die selbst den geübten Leser beschweren darf, weil sie eine Plastik der Vorstellungen und Begriffe voraussetzt, die nur die wenigsten haben können. S. 58 heißt es von den Alexandrinern: „Der alle Vorstufen überall anerkennende, die relative Annäherung würdigende, durch und durch inklusive Idealismus der sublimsten Mystik vereinigte sich ihnen mit der zur massenpsychologischen Wirkung befähigten bedingungslose Autoritätswahrheiten und Sakramentalkräfte besitzenden, völlig exklusiven Kirchenanstalt." S. 104 wird die Augustinische Religiosität folgendermaßen charakterisiert: „Sie ist keine paulinische Reformation der christlichen Frömmigkeit, sondern eine Vertiefung der neuplatonischen Lösung des ethischen Problems des höchsten Gutes und die Wiedererhebuug über die hierbei eintretenden Schwierigkeiten in die Region des rein Religiösen und Absoluten, wofür ihm das Mönchtum zur Verfügung stand."

**) Den Anteil, den der Donatist Tyconius an der augustinischen Bestimmung der Kirche als des innerweltlichen Gottesreiches gehabt hat, habe ich in meinem Augustinbuch 1911 aktenmäßig darlegen können. Da dieses Stück

Troeltsch widerspricht dieser Anschauung aufs schärfste. Er sieht bei Augustin nur Einen Kirchenbegriff, nämlich den spiritualistischen. Der realistische hat neben diesem keine selbständige Bedeutung. Er ist nur eine Art von Modulation, die immer wieder zur spiritualistischen Tonika zurückkehrt. Diese Auffassung ist höchst interessant und wird ernstlich erwogen werden müssen. Es handelt sich hier um die grundsätzliche Frage, ob die Beziehung des tausendjährigen Reiches auf die Kirche und ebenso die seiner Richter auf die Kirchenleiter den realen Sinn einer Gleichung oder den symbolischen Sinn einer bloßen Vergleichung hat. Troeltsch entscheidet sich für die Vergleichung; wir andern haben bisher geglaubt — doch hat schon Reuter hier Einspruch erhoben und ist vielleicht nicht genügend gehört worden —, hier eine Gleichung ansetzen zu müssen.

Ergänzt wird die unmittelalterliche Auffassung Augustins bei Troeltsch durch den weniger umstrittenen Satz, daß ein christliches Imperium im Sinne des Mittelalters ganz und gar nicht im Augustinischen Gesichtskreise gelegen hat. Und in der Tat ist bei Augustin auch noch nicht eine Spur jener Dantischen Empfindung bemerkbar, die die Frevler am Kaisertum, Brutus und Cassius, in den Abgrund des Judasfrevels hinabstößt und im untersten Höllengrund büßen läßt. Konstantin spielt gar keine Rolle; Theodosius und Gratian werden als Christen im Kaisermantel, nicht als Kaiser im Christenmantel gewürdigt. Immerhin bleibt der „Fürstenspiegel". Es bleibt auch, wie Troeltsch selbst zugeben muß (S. 134), im Augustinischen Sinne die Möglichkeit, daß der gegebene Großstaat durch christliche Gesinnung geheiligt wird und zum Unterbau für das Gottesreich aufrücken kann. Doch ist auch hier der spiritualistische Standpunkt, der ein christliches Imperium entweder nicht kennt oder auf seine Verwirklichung verzichtet, nach Troeltsch als der maßgebende zu betrachten.

Man wird die Konsequenz dieser Anschauung empfinden und die Einheitlichkeit der Methode unter allen Umständen anerkennen müssen, auch wenn man das Gewicht jener realistischen Zugeständnisse ungleich stärker empfindet als Troeltsch. Es kommt durch diese Interpretation eine Geschlossenheit zustande, die dem intellektuellen Charakter Augustins ebenso viel gibt, wie sie ihm an reformatorischer Größe nimmt.

Augustin ist kein Reformator gewesen. Er ist vielmehr als der abschließende Systematiker der christlichen Antike anzusehen. Er sieht nicht vorwärts, sondern zurück, und nur als Zurücksehender kann er begriffen werden. Er reißt nicht nieder, um neu zu bauen, sondern baut an dem alten Gebäude fort, an dem schon die Alexandriner gearbeitet haben, und gibt ihm die letzte, endgültige Gestalt. Etwa so, wie die Meister des Barock dem Wunderbau Bramantes in Rom. Oder wie, um in der Dogmen-

---

von einigen Kritikern ganz besonders gelobt worden ist, so darf ich, um falsches Lob zu vermeiden an dieser Stelle noch nachträglich betonen, daß ich die rechtzeitige Hinweisung auf Tyconius und die Tyconius-Literatur einem Gespräch mit Herrn Professor Holl verdanke.

geschichte zu bleiben, Thomas, nicht ohne gewaltige Umbauten, das Werk des Lombarden zu Ende geführt hat.

Umgebaut hat auch Augustin; aber der Grundriß ist ihm nach Troeltsch von den Alexandrinern überliefert worden. Es ist die Idee des höchsten Gutes, die er gleich diesen unter ein christliches Dach bringen will. Die Alexandriner, Clemens vor allem, haben dieses höchste Gut in die absolute Gottesliebe verlegt. Augustin hat dasselbe getan. Aber der Sinn dieser Gottesliebe ist bei Clemens ein anderer als bei Augustin. Bei Clemens ist sie die schrankenlose Hingabe an das uranfängliche Sein, die die Sinnlichkeit abtötet, das Gemütsleben verdrängt und in der Kontemplation des ewig Erhabenen einen Seelenzustand erzeugt, der innerlich zur Vergottung führt, äußerlich zum Verzicht auf die Welt. Bei Augustin dagegen ist das höchste Gut nicht mehr die Alexandrinische Gottesliebe des absoluten Intellektualismus, sondern die ebenso begeisterte wie sehnsuchtsvolle Hingabe an das absolute Leben, das den persönlichen Lebensdrang in seine eigene Absolutheit hineinzieht, indem es ihn gleichzeitig über alle Begriffe entfesselt, restlos über sich selber aufklärt und bis zur Wunschlosigkeit mit sich selbst versöhnt. „Es ist klar, daß von einem solchen Begriff des höchsten Gutes aus das Böse und das Gute sich nicht mehr auf Sinnlichkeit und Geistigkeit verteilen können (wie bei den alexandrinischen Platonikern), sondern rein im Willen selbst liegen müssen, je nachdem er sich von der absoluten Liebe ergreifen läßt oder in der Selbstliebe sich ihr verschließt. Ebenso ist klar, daß jener kosmische Liebeswille (ohne Verdünnung, wie im Neuplatonismus) sich in vielfachen Stufen herabbewegen kann bis zur untersten Stufe der Schöpfung und doch aus jeder dieser Stufen erkannt und erfühlt werden kann, sobald sie in ihrem Hervorgang aus Gott und in ihrer Beziehung auf Gott empfunden ist. . . . Die Stufenlehre des Neuplatonismus erscheint statt als Depotenzierung des Absoluten vielmehr als Selbsterschließung des unermeßlich bewegten Weltwillens. Alles ist Leben und Bewegung und doch zugleich Wahrheit und Schönheit, Fülle und Einheit, Gnade und Tat." „Die (temperamentlose) Gesinnungsethik des Stoikers (bei Clemens) ist zur Entzündung der Gesinnung der Gottesliebe durch Gottes uns innerlich ergreifende Lebendigkeit und Offenbarung geworden." Mit der Deutung der Welt als der lebendigen Ausstrahlung der absoluten Gottesliebe ist dann die relative Würdigung der weltlichen Güter grundsätzlich ermöglicht, und damit der entscheidende Schritt geschehen, den Augustin über die bloß subjektive Wertordnung der Alexandriner hinausgetan hat.

Die Augustinische Gütertafel, die Troeltsch von hier aus rekonstruiert — Augustin hat selbst nur Fragmente geliefert — ist ein synthetisches Meisterstück. Der Abschnitt 5, in dem er sie aufbaut, ist in gewissem Sinne die stärkste Partie des ganzen Buches. Doch ist sie nicht von der [illegible]zipiellen Bedeutung, wie die übrigen Erkenntnisse, und darf daher in [illegible] Bericht, der nur das Prinzipielle herausheben soll, ohne Gefahr über- [illegible]erden.

Um so wichtiger ist die Frage, inwiefern Augustin durch sein Vermächtnis, das dem System einer christlichen Kulturethik, wenn nicht gleich-, so doch nahekommt, in die christliche Antike gehört. Und hier bleibt Troeltsch, wenn anders ich recht sehe, eine völlig befriedigende Antwort schuldig. Er hat bewiesen, und zwar überzeugend bewiesen, daß Augustin mit seinem persönlichen Lebensgefühl völlig in der Antike steht, daß er allein auf das Altertum hinsieht, daß er dessen Konservator, nicht Reformator zu sein begehrt hat.

Aber ist er das wirklich gewesen? Ich habe die Bücher vom Gottesstaat als Abschiedsworte an eine versinkende und Prolegomena zu einer neuen Kultur bezeichnet. Dieser Ausdruck ist mißverständlich, ja geradezu irreführend, wenn darunter eine Absicht verstanden wird, die Augustin mit seinem Werke verbunden haben soll. Von einer solchen kann nicht die Rede sein. Insofern ist der scharfe Protest, den Troeltsch gegen meine Bezeichnung erhebt, vollkommen in Ordnung, und ich kann nur bedauern, daß ich mich nicht deutlicher ausgedrückt habe. Gemeint habe ich freilich nur die tatsächliche Bedeutung der 22 Bücher vom Gottesstaat. Und hier kann ich mich trotz der sehr berechtigten Forderung, Wirkung und Wollen zu unterscheiden (S. 158), doch nicht so leichten Kaufes ergeben.

Denn was ist die Beseitigung der altchristlichen Apokalyptik anderes, als ein tatsächliches Abschiedswort an die christliche Antike? Und was ist die theokratische Deutung der Kirche, sei sie auch noch so hypothetisch, anderes, als eine tatsächliche Antezipation des Mittelalters? Den hypothetischen Charakter dieser Antezipation mit vollen Farben ins Licht gesetzt zu haben, ist freilich nicht das geringste Verdienst dieses erkenntnisreichen Buches. Aber nun kommt für mich erst das Wichtigste. Ich getraue mich, Troeltsch mit seiner eigenen Hauptentdeckung auf meine Seite hinüberzuziehen. Er selbst nennt das Augustinische Werk an hervorragender Stelle, nämlich bei der Zusammenfassung, die „erste große Kulturethik des Christentums" (S. 154). Das entspricht der Erkenntnis des durchschlagend Neuen, was Augustin nach Troeltsch hervorgebracht hat; es ist die prinzipielle und systematisch verstandene Eingliederung der weltlichen Kulturwerte in das Christentum. Gerade das aber haben die Alexandriner nicht geleistet. Ihre Ethik ist „Mönchsethik vor dem Mönchtum" (S. 63), und es ist ihnen „schlechterdings nicht gelungen, vom absoluten Gute her die relativen endlichen Güter zu begründen" (S. 92).

Das ist es aber doch, was das Mittelalter nächst der die altchristliche Apokalyptik ablösenden theokratischen Anschauung der Kirche vor allem von der christlichen Antike unterscheidet, diese grundsätzliche Einstellung auf die weltlichen Werte aus der Idee der Gottesliebe heraus. Die tatsächliche Ausdeutung dieser Werte, wie sie etwa bei Thomas oder bei Dante vorliegt, mag himmelweit von der Augustinischen verschieden sein: hier kommt es in allererster Linie auf das Prinzipielle an, und niemand hat meines Wissens behauptet, daß Augustin nun ausgerechnet der Vater des Thomas oder des

Dante gewesen sei. So ungeschickt wird niemand sich ausdrücken, der auch nur dunkle Vorstellungen hat von dem, was inzwischen alles geschehen ist.

Denn schließlich: was ist denn nun eigentlich christliche Antike: der Akosmismus der Alexandriner oder die christliche Welt Augustins? Ist sie etwa beides zusammen? Dann fehlt jedes Merkmal der Identität, jede Einheitlichkeit der religiösen Struktur. Dann reicht die christliche Antike so weit, wie die antike Rechts- und Gesellschaftsordnung reicht. In der Tat ist Troeltsch auf dem Wege, die soziologische Struktur zum Maßstab der Zeiten und zum wissenschaftlichen Hauptmesser der weltgeschichtlichen Epochenbildung zu erhöhen. Das ist gegenüber den Einseitigkeiten und Abstraktionen der theologischen Methode gewiß eine heilsame Verschiebung des Schwerpunktes; aber wenn die Barke der Wissenschaft bei dieser Verschiebung nicht kentern soll, so wird das Gewicht der religionsgeschichtlichen Momente nicht einfach ausgeschaltet werden dürfen, am wenigsten, wenn es sich darum handelt, christliche Antike und christliches Mittelalter gegen einander abzugrenzen. Denn hier stehen sich doch in erster Linie zwei religionsgeschichtlich charakterisierte Zeitalter gegenüber; und wenn die religionsgeschichtliche Charakterisierung für sich allein zur Bestimmung nicht ausreicht, vielmehr durch die soziologische ergänzt werden muß, so ist sie doch durchaus unentbehrlich und darf sogar in diesem Falle, wo nicht Antike und Mittelalter, sondern christliche Antike und christliches Mittelalter zur Diskussion stehen, den Vorrang für sich beanspruchen. Die religionsgeschichtliche und die soziologische Periodisierung gehen dann freilich nicht glatt zusammen. Vielmehr liegt die religionsgeschichtliche Cäsur in Bezug auf das Mittelalter ein paar Jahrhunderte früher, als die soziologische, die frühestens bei Karl dem Großen beginnt. Aber das gibt uns doch wohl noch kein Recht, diese Jahrhunderte einfach zur christlichen Antike zu schlagen. Vielmehr sind sie gemäß der Elastizität, die Troeltsch selbst scharf zum Bewußtsein bringt (S. 160 und 161 Anm.), wegen ihrer religiösen Beziehung zum Mittelalter wohl besser als Vormittelalter zu bezeichnen. Mit demselben Rechte, mit welchem wir das Trecento wegen seiner künstlerischen Zugehörigkeit zur Renaissance nach dem Vorgange der alten Meister, die ihren Giotto nicht preisgeben mochten, als Vorrenaissance bezeichnen dürfen*).

*) Sollte es nicht zweckmäßig sein — denn alle Periodisierungen sind zuletzt auch Zweckmäßigkeitsfragen —, in demselben Sinne, in welchem wir von einer Vor-, Früh- und Hochrenaissance reden, von einem Vor-, Früh- und Hochmittelalter zu sprechen? Dann würden nicht nur die Stufen des Mittelalters von vornherein viel deutlicher heraustreten, es würde vor allem auch möglich sein, den religionsgeschichtlichen mit dem soziologischen Gesichtspunkt zu kombinieren, ohne daß wir genötigt wären, den herrschenden, meines Wissens zuerst von Lorenzo Ghiberti konzipierten Begriff des Mittelalters als der Epoche der Kunstlosigkeit, d. i. der Epoche, die für das „Schöne" keine selbstwertige Empfindung hat (von Sylvester bis Cimabue), preisgeben zu müssen. Es steckt in dieser Periodisierung doch auch ein gewaltiges Stück Menschheitsbewußtsein, und der kunstkritische Gesichtspunkt darf m. E. ebensowenig wie der religionsgeschichtliche, mit dem er sich hier zufällig deckt, wenigstens was den Ansatz betrifft, dem soziologischen aufgeopfert werden.

Dann aber ist die christliche Welt Augustins doch wohl der Auftakt des Vormittelalters, wenn anders der alexandrinische Akosmismus das Kennzeichen der christlichen Antike ist. Freilich, die christliche Welt Augustins ist von der des Thomas bedeutend verschieden. Die Welt ist nach Troeltsch bei Thomas natürlicher, die Christlichkeit übernatürlicher geworden. Der augustinische Universalismus, der Himmel und Erde nach neuplatonischem Muster innerlich zusammenfaßt, ist einem Dualismus gewichen, der nach aristotelischem Vorbilde die beiden Reiche äußerlich übereinanderschichtet. Es ist darüber zu einer weitgehenden Verselbständigung der weltlichen Dinge und zu einer starken Vergröberung der göttlichen gekommen; aber das hebt doch die Hauptsache nicht auf, die prinzipielle Uebereinstimmung mit Augustin in der Konzeption einer christlichen Welt aus der Idee der Gottesliebe. Der Unterschied, so bedeutend er ist, ist doch ein Unterschied des Grades und nicht der Art. Der Artunterschied liegt vielmehr zwischen Clemens und Augustin, zwischen dem großen Alexandriner und dem größeren Abendländer.

Ich fasse meine abweichende Anschauung zusammen, indem ich Person und Sache trenne. Die Person Augustins gehört in das Altertum. Das hat Troeltsch überzeugend erwiesen, und wir werden ihm dafür danken, indem wir diese Erkenntnis fortpflanzen und unter Berufung auf sein Buch die Persönlichkeit Augustins der Antike zurückgeben. Auf keinen Fall ist er der erste mittelalterliche Mensch gewesen, und ob er durch seine Konfessionen der erste moderne Mensch geworden ist, wird nun von neuem geprüft werden müssen. Vielleicht beschränkt sich das Moderne auf das nicht-Antike in seinem Wesen. Vielleicht ist er weniger der erste moderne, als der erste nicht-antike Mensch.

Aber sein Werk gehört nicht ins Altertum, sondern an die Schwelle des Vormittelalters. Gewiß, er hat in der Antike gelebt und lediglich die Antike verdichten wollen; aber indem er dieses wollte, hat er die christliche Antike überwunden. Seine Konzeption einer christlichen Welt ist der Idee

---

Die genauere Abgrenzung der drei mittelalterlichen Perioden läßt sich nicht im Vorbeigehen erledigen. Ich bin auch noch nicht unterrichtet genug, um hier mit Vorschlägen auftreten zu können. Meine persönliche Ansicht ist die, daß das Vormittelalter mit Augustin, das Frühmittelalter mit Karl dem Großen, das Hochmittelalter mit Innozenz beginnt, während das erste in Gregor dem Großen, das zweite in Gregor VII, das dritte in Thomas von Aquino gipfelt. Ganz ferne von der geschichtlichen Wahrheit kann dieser Aufriß schon deshalb nicht sein, weil die zweite Periode zugleich die romanische, die dritte zugleich die gotische ist, und zwar in einem viel weiteren als kunstgeschichtlich-technischem Sinne.

Uebrigens wird man wohl daran tun, sich von Zeit zu Zeit mit Burckhardt nachdrücklich an die Grenzen der sogenannten kulturgeschichtlichen Begriffsbildung zu erinnern. Was Burckhardt S. 1 f. der ersten Ausgabe der „Kultur der Renaissance“ (1860) bemerkt, gilt noch heute: „Es ist die wesentliche Schwierigkeit der Kulturgeschichte, daß sie ein großes geistiges Continuum in einzelne scheinbar oft willkürliche Kategorien zerlegen muß, um es nur irgendwie zur Darstellung zu bringen.“

wolle (S. 3). Die Nowje Wremja wirft England vor, daß es in Persien die elementaren Vorschriften korrekten Handelns verletze (S. 71). Von Baron Rosen, dem ehemaligen Gesandten in Tokio, heißt es, daß er dem Zaren in einer eigenen Denkschrift eine Verständigung mit Deutschland angeraten habe. Eine slavische Politik, die Rußland in Konflikt mit dem Abendland bringen müsse, sei gefährlich. Die wahre Aufgabe Rußlands iege im Osten: in Persien, der Mongolei und Mandschurei (S. 101).

Indessen hier handelt es sich doch um einen seltenen Vogel. Gerade in Rußland verstärkt sich die Kriegsstimmung fortgesetzt. Um die Jahreswende verkündet der bekannte Historiker und Publizist Waliszewski: „Für ein Reich wie das unsere ist Krieg das natürliche Gesetz seiner Existenz. Drei Jahrhunderte hindurch ist Rußland im Feuer steter Schlachten gewesen, und wenn wir jetzt diese Flammen löschen wollten, werden wir auch auf die Stellung verzichten müssen, die wir in der Welt einnehmen" (S. 2). Im Februar dann orakelt die Nowoje Wremja, die Balkanfrage sei freilich noch nicht völlig gelöst, aber die österreichische sei bereits wichtiger geworden. Eine katastrophale Liquidierung der seit Jahrhunderten angehäuften Fehler Oesterreichs stehe bevor (S. 60). Der Balkanbund soll neu erstehen. Die russische Diplomatie arbeitet mit Nachdruck an der Versöhnung Serbiens und Bulgariens (S. 106). Und wenn sich das in erster Linie gegen Oesterreich richtet, so tritt auch die Feindschaft gegen Deutschland immer unverhüllter auf. Kenner der Verhältnisse wollen darin die erfolgreiche Tätigkeit Delcassés sehen, der aus Petersburg den höchsten russischen Orden, das Andreaskreuz, heimbringen kann (S. 35, 263). Bei den Vorerörterungen über einen neuen Handelsvertrag wird der bisherige Zustand dahin charakterisiert, daß Rußland nur eine Kolonie Deutschlands sei (S. 85). Die alte Hetze gegen die „zu strategischen Zwecken" angelegten deutschen Niederlassungen in den Grenz- und südlichen Provinzen des Zarenreichs lebt in verstärkter Form auf (S. 109). Deutschland, Oesterreich und Italien werden in der Nowoje Wremja vom 13. Juni als „die räuberischen Elemente Europas" bezeichnet, denen gegenüber der Dreiverband sich durch die kleineren Staaten verstärken müsse (S. 178), und das altberühmte Panslavistenblatt der Moskauer Nachrichten bringt ungefähr um die gleiche Zeit eine Artikelreihe: „An der Schwelle eines Krieges" (S. 166). S. seinerseits stellt deshalb am 17. Juni fest, daß über Rußlands Feindseligkeit gegen Deutschland wohl an keiner Stelle ein Zweifel bestehe (S. 177). Dabei wird doch mehr und mehr klar, daß England drauf und dran ist, die Verbindung mit Rußland enger zu ziehen. Die National Review, die den Gedanken des Dreiverbandes 1901 zuerst lanziert hat, frohlockt, daß anläßlich des Besuches von König Georg in Paris im April ein neues Glied in einer unschätzbaren Kette geschmiedet sei (S. 151). Dies Glied soll die geplante russisch-englische Marinekonvention sein. In Frankreich hätte man noch mehr: die Verwandlung der Entente in eine förmliche Allianz gewünscht. Denn schließlich ist der

leider ein Buch mit sieben Siegeln ist. Auch in den Zeitungen und Zeitschriften Frankreichs und Englands ist er zu Haus. Daß die Oesterreichs und Italiens sehr stark zurücktreten, wird man bedauern; auch in der Bewertung dieses und jenes englischen und französischen Blattes anderer Meinung sein. Der Manchester Guardian z. B. hat auf die öffentliche Meinung Englands kaum Einfluß genug, um die überaus zahlreichen Zitate aus ihm zu rechtfertigen. Aber alles in allem bleibt die Möglichkeit, sich an der Hand der Schiemannschen Uebersichten über die Beziehungen der europäischen Mächte zu Deutschland und untereinander rasch und sicher zu orientieren, einfach unschätzbar.

Im letzten Jahr nun, alsbald nach Ausbruch des Krieges ist die Verbindung von S. und der Kreuzzeitung gelöst worden, weil die Leser ihm in jenen ersten Wochen unduldsamer Erregung nicht verzeihen wollten, daß er über England zu freundlich spräche, und die Redaktion den verdienten Mitarbeiter nicht genügend schützte. Mit dem 5. September brachen die Rundschauen ab. Es hat also nicht einfach ein neuer Band „Deutschland und die große Politik" erscheinen können. Aber wenigstens soweit sie reichen, sind die Artikel auch jetzt gesammelt worden, und für die spätere Zeit ergänzen sie schlecht und recht einige Aufsätze aus der Deutschen Revue und Velhagen und Klasings Monatsheften. Der Titel aber lautet diesmal: „Die letzten Etappen zum Weltkrieg".

Wirklich läßt sich, was sich in den ersten sieben Monaten vor 1914 abgespielt hat, nicht besser bezeichnen. Man verfolgt noch einmal von Woche zu Woche, wie zu Beginn des Jahres dunkle Wolken am Himmel stehen: der böse Streit um die deutsche Militärmission in der Türkei, wie sie sich dann bald lichten, bald zusammenziehen, bis schließlich das drohende Ungewitter wirklich heraufkommt. Es fehlt anfangs nicht ganz an Gründen, um auf Erhaltung des Friedens zu hoffen. In Frankreich findet der starke Mann Poincaré mancherlei Widerstand. Seine Partei erleidet bei den Wahlen im Mai eine Niederlage. (S. 122). Französische Parlamentarier von Einfluß wie Jaurès und Augagneur kommen um Pfingsten zu der deutsch-französischen Verständigungskonferenz nach Basel (S. 162). Noch im Juli meint Maurice Barrès als neugewählter Präsident der Patriotenliga, daß eine tätige Verschwörung am Werke sei, um den Dreiverband zu zerreißen und an seine Stelle eine Allianz zu setzen, die Frankreich zum Vasallen Kaiser Wilhelms machen solle (S. 216). In England ist das Ministerium uneins. Deutschfeinden wie Churchill stehen Deutschfreunde gegenüber. Lord Haldane bezeichnet Anfang Juni gegen S. inter pocula ein deutsch-englisches Bündnis als zu erstrebendes Zukunftsziel (S. 259). Ueber ein englisch-deutsches Kolonialabkommen wird eifrig verhandelt (S. 53). Presse und Parlament zeigen wachsendes Mißtrauen gegen Rußlands Vorgehen in Persien (S. 126). Andererseits ist man auch in Rußland keineswegs unbedingt mit dem Dreiverbandsgenossen an der Themse zufrieden, der nur auf Rußlands Rücken Deutschland zerschlagen

wolle (S. 3). Die Nowje Wremja wirft England vor, daß es in Persien die elementaren Vorschriften korrekten Handelns verletze (S. 71). Von Baron Rosen, dem ehemaligen Gesandten in Tokio, heißt es, daß er dem Zaren in einer eigenen Denkschrift eine Verständigung mit Deutschland angeraten habe. Eine slavische Politik, die Rußland in Konflikt mit dem Abendland bringen müsse, sei gefährlich. Die wahre Aufgabe Rußlands iege im Osten: in Persien, der Mongolei und Mandschurei (S. 101).

Indessen hier handelt es sich doch um einen seltenen Vogel. Gerade in Rußland verstärkt sich die Kriegsstimmung fortgesetzt. Um die Jahreswende verkündet der bekannte Historiker und Publizist Waliszewski: „Für ein Reich wie das unsere ist Krieg das natürliche Gesetz seiner Existenz. Drei Jahrhunderte hindurch ist Rußland im Feuer steter Schlachten gewesen, und wenn wir jetzt diese Flammen löschen wollten, werden wir auch auf die Stellung verzichten müssen, die wir in der Welt einnehmen“ (S. 2). Im Februar dann orakelt die Nowoje Wremja, die Balkanfrage sei freilich noch nicht völlig gelöst, aber die österreichische sei bereits wichtiger geworden. Eine katastrophale Liquidierung der seit Jahrhunderten angehäuften Fehler Oesterreichs stehe bevor (S. 60). Der Balkanbund soll neu erstehen. Die russische Diplomatie arbeitet mit Nachdruck an der Versöhnung Serbiens und Bulgariens (S. 106). Und wenn sich das in erster Linie gegen Oesterreich richtet, so tritt auch die Feindschaft gegen Deutschland immer unverhüllter auf. Kenner der Verhältnisse wollen darin die erfolgreiche Tätigkeit Delcassés sehen, der aus Petersburg den höchsten russischen Orden, das Andreaskreuz, heimbringen kann (S. 35, 263). Bei den Vorerörterungen über einen neuen Handelsvertrag wird der bisherige Zustand dahin charakterisiert, daß Rußland nur eine Kolonie Deutschlands sei (S. 85). Die alte Hetze gegen die „zu strategischen Zwecken“ angelegten deutschen Niederlassungen in den Grenz- und südlichen Provinzen des Zarenreichs lebt in verstärkter Form auf (S. 109). Deutschland, Oesterreich und Italien werden in der Nowoje Wremja vom 13. Juni als „die räuberischen Elemente Europas“ bezeichnet, denen gegenüber der Dreiverband sich durch die kleineren Staaten verstärken müsse (S. 178), und das altberühmte Panslavistenblatt der Moskauer Nachrichten bringt ungefähr um die gleiche Zeit eine Artikelreihe: „An der Schwelle eines Krieges“ (S. 166). S. seinerseits stellt deshalb am 17. Juni fest, daß über Rußlands Feindseligkeit gegen Deutschland wohl an keiner Stelle ein Zweifel bestehe (S. 177). Dabei wird doch mehr und mehr klar, daß England drauf und dran ist, die Verbindung mit Rußland enger zu ziehen. Die National Review, die den Gedanken des Dreiverbandes 1901 zuerst lanziert hat, frohlockt, daß anläßlich des Besuches von König Georg in Paris im April ein neues Glied in einer unschätzbaren Kette geschmiedet sei (S. 151). Dies Glied soll die geplante russisch-englische Marinekonvention sein. In Frankreich hätte man noch mehr: die Verwandlung der Entente in eine förmliche Allianz gewünscht. Denn schließlich ist der

Haß gegen Deutschland doch hier am urwüchsigsten. Journal des Débats erklärt Anfang Juni von Frankreich und Deutschland kurzweg: „Une incompatibilité de caractère et de cerveau les sépare“ (S. 163), und in der angesehenen Revue politique et parlamentaire benutzt wenig später (15. Juni) ein Herr Gonnard, Professor der Rechte in Lyon, ein Buch von Maurice Legendre über den „künftigen Krieg und die Mission Frankreichs“, um auszuführen, die Pazifisten sollten verstehen, daß ihr Wahlspruch: „Krieg dem Kriege“ „Krieg gegen Preußen“ bedeute. Preußen sei „die Sünde Europas“: „Voll Haß, Groll und Neid, ohne Eigenschaften, die ihm eigentümlich sind, äfft es die origineIleren und gebildeteren Länder nach, ganz wie das alte Deutschland mit seinem heiligen Reich das Römische Reich nachäffte. Aber das heilige Reich tat es wenigstens mit einem Ernst, der an Größe grenzte. Das jetzige Preußen äfft in verächtlicher Weise die Patrie française und das englische Empire nach. Es läßt den ökonomischen Fortschritt durch zügellosen Protektionismus pervers werden, pervers wird die Kunst, und das Denken wird unfruchtbar. Die Wissenschaft wird pervers, indem sie die Geschichte und die moralischen Wissenschaften zu zynischen Dienern der Politik, die Naturwissenschaften zu habgierigen Knechten der Industrie, die Religion zum Werkzeug kommerzieller Propaganda macht. Auch Demokratie und Sozialismus entarten: das Reich hat allgemeines Stimmrecht, weil dies ein Mittel ist, die Vaterländer am Rhein und im Süden dem preußischen Despotismus anzuschließen. Das allgemeine Stimmrecht wird gegen die politische Freiheit in Dienst gestellt . . Preußen ist ganz unwürdig und unfähig, die großen zivilisierenden Nationen zu ersetzen, deren Abdankung oder Tod es bedeuten würde, wenn Preußen siegte.“

Das sind uns heute bekannte Töne. Wenn wir wollen, können wir sie jeden Tag in einem Dutzend oder mehr Sprachen vernehmen. Aber es ist wichtig festzustellen, daß sie erklangen, ehe wir das „neutrale“ Belgien überrannten, von dem es übrigens auch schon Anfang Juni in der Nowoje Wremja bezeichnend heißt, daß es an einen Beitritt zum Dreiverband denke (S. 178). Ueberhaupt beruht der Wert des S.'schen Buches gerade darin, daß es wieder zeigt, wie stark und tief die Gegensätze waren, die zum Krieg drängten. Es kommt durchaus der Auffassung zu Hilfe, die ich selbst in meiner „Vorgeschichte des Krieges“ vertreten habe.

Daneben fällt natürlich auch auf andere Dinge Licht, die für uns im Augenblick mehr zurückgetreten sind, aber doch Bedeutung behalten haben. Das albanische Problem taucht mehrfach auf, indem etwa eine russische Zeitung schadenfroh vermutet, es möchte auf das Verhältnis Oesterreichs zu Italien ähnlich wirken wie das schleswig-holsteinische 1866 auf das Verhältnis Oesterreichs zu Preußen (S. 167). Und einen recht großen Raum nehmen die Ulsterstreitigkeiten und die Wirren in Mexiko ein: noch am 29. Juli wird von ihnen gesprochen. Für Mexiko dient dabei die ausgezeichnete kalifornische Wochenschrift The Argonaut als Quelle, die mit

der Politik des amerikanischen Professor-Präsidenten und seines one and only Bryan (S. 160) scharf ins Gericht geht. S. 118 wird mit Worten, die inzwischen für uns noch einen anderen, besonderen Sinn bekommen haben, über den „stets auf die falsche Spur gerichteten Idealismus Wilsons" geklagt.

So bieten sich Anregungen aller Art. Man legt den Band aus der Hand mit ganz anderer Dankbarkeit als die meiste andere überwiegend so oberflächliche und deklamatorische Kriegsliteratur und kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß dem Verf. die Möglichkeit gegeben werde, nach dem Frieden irgendwie seine Wochenübersichten über die auswärtige Politik wieder aufzunehmen. Friedrich Luckwaldt.

Professor Dr. Georg Kampffmeyer, „Nordwestafrika und Deutschland". 1914.
Professor Dr. C. H. Becker: „Deutschland und der Islam" 1914.
Erich Meyer: „Deutschland und Aegypten." 1915.
Alle drei Schriften Hefte von: „Der deutsche Krieg." Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart-Berlin.
Dr. Sten. Konow: Indien unter der englischen Herrschaft." Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Von den vier Kennern des Orients, die hier das Wort zu der Frage ergreifen, ob der außertürkische Islam uns helfen kann, urteilt Becker, Professor an der Universität Bonn, am optimistischsten. Er meint, daß die Muhammedaner in Indien und Aegypten, in Französisch-Afrika, im Kaukasus und an der Wolga in den Türken ihre letzte Hoffnung sähen. Wenn wir über Frankreich und Rußland entscheidend gesiegt hätten, so würden sich nach dem Eintreten der Türkei in den Krieg — die Beckersche Broschüre ist vor dem Anschluß der Osmanen an die Zentralmächte geschrieben — die russischen und nordfranzösischen Muhammedaner möglicherweise gegen ihre Beherrscher erheben. Dasselbe erhofft der Verfasser von den Bekennern des Propheten in Indien, wenn sich der Krieg in die Länge ziehe und Nachrichten über seinen wahren Verlauf dorthin durchzudringen vermöchten.

Becker formuliert diese Erwartungen sehr vorsichtig; einige Skepsis schimmert durch. Dagegen machen der Berliner Professor Kampffmeyer, dessen Broschüre sich durch echte Gelehrsamkeit und durchdringenden politischen Verstand ganz besonders auszeichnet sowie der Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Alexandrien Erich Meyer keinen Hehl daraus, daß sie für den gegenwärtigen Krieg von den Muhammedanern Nordafrikas nichts erwarten. Von dem Islam in Indien sagt Konow, der in Hamburg Professor für indische Kultur und Geschichte ist mit womöglich noch bestimmteren Worten ganz dasselbe.

Aus Kampffmeyer seien folgende Stellen angeführt: „Die Nachricht der Presse, daß von Osten her arabische Flugblätter, die zur Auflehnung auffordern in Nordafrika bis nach Marokko hin verbreitet würden, kann

wahr sein. Zündstoff ist sicherlich vorhanden. Gewiß in Marokko. Auch bis zu einem gewissen Grade in Algerien. Gewalttätigkeiten der Franzosen, die den Stämmen wertvollen Landbesitz nahmen, überhaupt im Allgemeinen die Eingeborenen auf die niedrigste soziale Stufe heruntergedrängt haben, haben dort, namentlich in Südalgerien, Gefühle des Hasses lebendig erhalten. Ich bin persönlich vor wenigen Jahren Zeuge von Ausdrücken dieses Hasses gewesen, die mir unvergeßlich sind. . . . .

Was Algerien und Tunis angeht, so sind diese Gebiete heutzutage in einem solchen Grade von der französischen Kolonisation durchsetzt, daß für die Franzosen keine Rede davon sein kann, etwa größere Teile des Landes bei einer ausbrechenden Empörung aufzugeben. Mit einem deutsch-französischen Kriege und mit der Mitwirkung des XIX (afrikanischen) Armeekorps in den Vogesen haben die Franzosen immer gerechnet. Die algerischen Verhältnisse, die ganzen Eingeborenenfragen, mit Allem, was vom Islam drum und dran hängt, kennen die Franzosen recht sehr genau. Aus diesen Vordersätzen ist für denjenigen, der die tüchtige und gründliche Arbeit kennt, die die Franzosen namentlich in den letzten Jahrzehnten in Nordwestafrika geleistet haben Eine Schlußfolgerung selbstverständlich: Also ist für alle etwa hier möglichen Fälle durchaus gesorgt. . . . . Trotz des teilweisen Hasses, von dem ich oben sprach, kann es meines Erachtens nur zu wenig bedeutenden vorübergehenden Schwierigkeiten kommen — wenn es überhaupt dazu kommt — und mit diesen werden die Franzosen auch bei Abwesenheit des stehenden Heeres bald fertig werden. Die Bereitschaft der Franzosen ist heute eine andere als 1871 angesichts des damaligen Aufstandes. Auch 1871 hat sich keineswegs ganz Algerien gegen Frankreich erhoben. Heute ist noch viel weniger daran zu denken, daß sich in Algerien „der Islam" gegen Frankreich erhebe. In Algerien sind die Verhältnisse völlig verschieden von den Verhältnissen östlicher Gegenden z. B. Aegyptens. In „Aegypten gibt es ein nationalarabisches Leben . . In Algerien ist von einem nationalen Leben der Eingeborenen schlechterdings keine Rede. Es gab bis vor Kurzem dort außer der arabischen Ausgabe des Regierungsblattes, worin Verordnungen und Anzeigen stehen, keine einzige arabische Zeitung. Jetzt sind die kümmerlichen Anfänge einer eingeborenen Presse da, wie auch in der jüngsten Zeit eine sehr kleine Zahl von Jungalgeriern sich zu regen begonnen hat. Aber diese können ein algerisches Volk nicht plötzlich aus dem Boden stampfen. Es fehlt dazu an allen kulturellen Voraussetzungen. Es gibt keine lebendige arabische Literatur in Algerien; denn ein bis zwei Dutzend arabischer Bücher, die die Algerier im Auftrage der Franzosen fast nur zu Lehrzwecken geschrieben haben sind doch keine Literatur. Die Berber haben überhaupt nie eine Literatur, eine höhere Kultur gehabt. Die materiellen Interessen eines sehr großen Teils der algerischen Bevölkerung sind heute durch Stellung im Heere, in der Verwaltung, im Unterricht und in dem von den Franzosen geleiteten muhammedanischen Kultus aufs allerengste mit den Franzosen verknüpft.

Der übrige Teil der Bevölkerung steht fast durchweg auf der untersten sozialen Stufe, und auch er ist noch großenteils wirtschaftlich von den Franzosen abhängig. Wie um alles in der Welt sollte denn hier der Gedanke eines allgemeinen Aufstandes des Islams, einer Loslösung von Frankreich Wurzel fassen? Wohin sollten sich denn die Algerier loslösen? Eigene Füße haben sie nicht, auf die sie sich stellen könnten, und an wen sollten sie sich anschließen? An eine Verbindung mit der Türkei werden nicht viele Algerier glauben .... Und etwas Geschichte kennen auch die Algerier und zwar obenein eine Geschichte, die sie wesentlich aus französischen Büchern kennen. Frankreich ist 1870/71 gegen Deutschland unterlegen. Deswegen ist doch der algerische Aufstand 1871 bald unterdrückt worden, deswegen ist doch die französische Herrschaft in Nordafrika unvermindert bestehen geblieben, ja hat sich dauernd gewaltig ausgedehnt, ausgedehnt auch gegen den Widerstand Deutschlands. Das Schicksal Marokkos hat in der Islamwelt eine laute Sprache geredet ....

In Marokko hat die französische Kolonisierung .... das Land selbstverständlich längst noch nicht in dem Grade durchdrungen wie in Algerien und Tunesien .... Bei einer Aufstandsbewegung in Marokko wäre es für die Franzosen möglich, das Innere des Landes großenteils von den Kolonisten räumen zu lassen und sich für die militärische Besetzung auf kleine Gebiete zu beschränken. .... Das ist das Charakteristische für Marokko und andere Gebiete Nordafrikas, das einem auf Schritt und Tritt allüberall entgegentritt, daß von einem völkischen Gedanken ganz und gar und durchaus keine Rede ist. Marokko hat das getan, was Algerien getan hat, in weniger Jahren, als jenes in Jahrzehnten; es nimmt das französische Gold, trägt die Waffen für Frankreich gegen die eigenen Volksgenossen und drängt sich in Scharen zu den französischen Schulen .... die allmähliche Unterwerfung Marokkos, Stamm auf Stamm ..... ist vor allem erfolgt dadurch, daß ..... Marokkaner gegen Marokkaner gekämpft haben sowie dadurch, daß die durch Besitztum, Rang oder religiösen Einfluß hochstehenden Marokkaner gegen gutes französisches Geld ihren Volksgenossen klar gemacht haben, daß es für sie besser und auf jeden Fall Allahs Wille sei, daß sie sich mit Frankreichs Herrschaft befreundeten.

Meint man denn wirklich, Marokko werde sich in dem jetzigen Kriege anders orientieren? Die Wahrheit über das, was wirklich vorgeht, geht dem Lande ja auf leichtem und sicheren Wege zu. Die Kunde davon, daß die Türkei im Bunde mit Deutschland gegen die Feinde des Islams sich erhoben hat wird selbstverständlich auch hier bald vernommen, und man wird ihr lauschen. Auch dem Aufruf zum Heiligen Krieg wird man lauschen, obwohl der Sultan von Konstantinopel in Nordwestafrika keineswegs die geistliche Autorität genießt wie in den Gebieten des Ostens. Sicherlich werden in einzelnen Teilen der Bevölkerung des Landes Haß, Fanatismus ..... aufgeregt werden können. Ich glaube trotzdem, daß

der größere Teil der Bevölkerung nach dem, was er erlebt hat und was er von Algerien weiß diese Hoffnung nicht teilen wird. Er wird nicht glauben, daß der Krieg auf das Schicksal Nordafrikas einen Einfluß haben wird. Von Deutschland erwartet Marokko kaum noch etwas für die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit. Da mag auf unseren Schlachtfeldern geschehen, was da wolle und da mag über unseren Krieg in Marokko erzählt werden, was da wolle. . . . ."

Im Gegensatz zu Marokko und Algier, Gebiete, für die er Spezialkenner ist, traut Professor Kampffmeyer Aegypten nationale Energie zu. Anderer Ansicht ist Pfarrer Meyer auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in Alexandrien. Er schreibt: „Vor dem Kriege war es offenbar so, daß das Land sich je länger je mehr an die englische Occupation gewöhnt hatte; auch die Stimmung der italienischen und griechischen Kolonie war so gut wie ganz auf Seiten des Dreiverbandes. . . . . Dem, was die ägyptische Presse zum Ausdruck brachte, entsprach das Auftreten der verschiedenen Parteien. Gewiß gab es noch starke nationalistische Strömungen, die sich in Aegypten aber kaum an die Oeffentlichkeit wagten; die nationalistische Partei als solche war im Lande so gut wie verschwunden. Auch die religiöse Kraft des ägyptischen Islams beugte sich mehr oder weniger unter England. Es ist doch ein in der Geschichte des Islams kaum vorgekommenes Verhalten, daß die muhammedanische Geistlichkeit Aegyptens nach der türkischen Kriegserklärung ein Manifest erließ, in dem auf Grund einer Reihe von Sprüchen aus dem Koran nachgewiesen wurde, daß es Pflicht jedes frommen Muslines in Aegypten sei, völlig Ruhe zu halten und der von Gott gesetzten Obrigkeit untertan zu sein; auch von einem religiösen Protest gegen die Einsetzung des neuen Sultans hörte man nichts wohl aber von einer Beteiligung auch der Geistlichkeit bei den Einsetzungsfeierlichkeiten . . . . Man hatte das Gefühl, daß die religiöse Wirkungskraft des Islams, wenigstens in den Städten . . . . durch die ständige Berührung mit abendländischer Kultur sehr stark gelitten hat. Die Oberschicht des Volkes ist religiös doch stark indifferent geworden. . . . . Dazu kommt, daß die ursprünglich freie Kraft der Oberschicht der Einheimischen mehr und mehr „verstaatlicht" ist. Für den Aegypter, der Lesen und Schreiben gelernt hat, gibt es kein größeres Ideal, als irgendeine, wenn auch noch so geringe, Beamtenstelle zu erlangen; die Sehnsucht nach freien Berufen besteht nicht . . . . Die „Verbeamtung" vernichtet nicht nur die wirtschaftliche Kraft der Eingeborenen (im Handel spielt der muhammedanische Einheimische eine ganz geringe Rolle) sondern zerstört auch starke sittliche Kräfte, da sie die Freiheit der Gesinnung und des Handelns einschränkt. Es wird ferner dadurch die Einheit des Volkslebens, die im Islam eine Kraft war zerstört. Der Gegensatz zwischen Beamten und Nichtbeamten tritt hervor. Die enge Verbindung mit dem nur teilweise noch muhammedanischen Staat läßt aber auch die Glut des religiösen Lebens oft erkalten. So durfte man von Anfang des Krieges an auf eine

aus religiösem Anlaß hervorgegangene Bewegung des ägyptischen Islams gegen England kaum rechnen. Selbst wenn die Tatsache der Verkündigung des Heiligen Krieges allgemein in Aegypten bekannt geworden wäre — die Zensur hat dafür gesorgt, daß sie es nicht wurde, und die Angst hat das Aussprechen der Tatsache verhindert — wäre an eine Aufstandsbewegung kaum zu denken gewesen. Die Mittel äußerer Art, die Organisiertheit der Masse sowie auch die innere Kraft hätten gefehlt.

Im Uebrigen sorgten Presse wie Regierung dafür, daß die religiösen Gefühle der Eingeborenen geschont wurden. Die Erklärung Englands, daß die Heiligen Stätten des Islams vor jedem Angriff sicher seien . . . hat doch einigen Eindruck gemacht. Auf die Dauer wirkte auch, die Masse unterliegt ja der Suggestion, die fortwährende Wiederholung der Zeitungen, daß der Khalif gegen die türkische Kriegserklärung gewesen und von der deutschen Kriegspartei in Konstantinopel zum Kriege gezwungen worden sei.*) All das wirkte — nicht so als ob nun nicht doch der größte Teil der Masse im letzten Grunde türkenfreundlich geblieben sei und damit auch deutschfreundlich —; am Tage der Einsetzung des neuen Sultans und der Hissung der neuen ägyptischen Fahne (drei Halbmonde statt eines) sah ich diese neue Fahne nur auf Regierungsgebäuden aber so gut wie nirgends im arabischen Viertel — ich meine, die Stimmung gerade der Masse des Volks blieb türkenfreundlich und englandfeindlich; aber durch Zwang wie durch starke Beeinflussung der Volksstimmung waren doch die Kräfte einer energischen Opposition, auch religiöser und sittlicher Art gebrochen. Ein Aufflammen der Haßgesinnung gegen England wäre vielleicht dann eingetreten, wenn England den Versuch gemacht hätte, den neuen Sultan auch zum Khalifen über die arabische muhammedanische Welt einzusetzen. Ein alter Lieblingsplan Englands ist diese Einsetzung eines arabischen Khalifen. Man erzählt sich, der Plan sei dieses Mal an der Weigerung der ägyptischen Geistlichkeit gescheitert, die darauf hingewiesen habe, daß der Khalif Besitzer der heiligen Stätten des Islams sein müsse. Vielleicht lag aber auch eine Weigerung des Sultans selbst vor . . . ."

Zwischen Meyer und Kampffmeyer besteht eine Meinungsverschiedenheit insofern, als der erste in Anbetracht der feindlichen Nachrichten-Sperre nicht glaubt, daß die Botschaft vom Heiligen Stuhle noch während der gegenwärtigen Krisis die Völkerschaften Afrikas erreichen wird, während nach dem zweiten die Proklamation des osmanischen Sultans rechtzeitig zu den Ohren der afrikanischen Muhammedaner gelangen dürfte. Im Uebrigen haben wir uns jedoch überzeugt, daß jede der beiden Autoritäten innerhalb derjenigen Sphäre des Islams, für die sie besonders kompetent ist, die revolutionäre Tatkraft der Bevölkerung gleichermaßen gering anschlägt. Daniels.

---

*) Unter diesen Gesichtspunkt haben die Engländer auch das Weißbuch gestellt, das über den Bruch zwischen Großbritannien und der Türkei von ihnen veröffentlicht worden ist. Ueber den Inhalt desselben vergl. meine Pol. Korr. vom Januar dieses Jahres.



Literatur.

Rudolf Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Dritte Auflage besorgt von Oskar Walzel. Berlin 1914, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 989 S. gr. 8°.

Als Haym im Jahre 1870 die Vorrede zu seinem großen Werk über die romantische Schule schrieb, stand der deutsch-französische Krieg vor der Tür. Es ist ein eigentümliches Schicksal, daß die Anzeige dieser neuen Ausgabe in die Epoche des Weltkrieges fallen muß. Was heute in uns lebendig ist, steht der Romantik vielleicht noch ferner, als das, was die Geister von 1870 bewegt hat. Die sichtbare Welt mit ihren Gewalten steht im Mittelpunkt unserer Tage, und wir wären ihrer nicht wert, wenn wir auch nur einen Augenblick über dem „Beruf zur unsichtbaren Welt" die Forderungen der sichtbaren vergessen wollten.

Aber wie das Haymsche Werk trotz der scheinbaren Ungunst der Zeit bei seinem ersten Erscheinen durchgedrungen ist, so wird es auch dieser neuen Ausgabe ergehen. Der vorwärtsstürmende Idealismus, der die Frühromantik beflügelt, ist zu sehr Erbteil des deutschen Geistes geworden, als daß wir je darauf verzichten könnten, die Geschichte seiner Entstehung mit innerstem Anteil zu verfolgen. Die Romantik, die wir heute bekämpfen und deren Staub wir von unsern Füßen abschütteln, ist nicht jener kräftige Lebensfrühling, von dem dieses Werk vorzüglich handelt, sondern der Spätherbst einer Gesinnung, die, anstatt in die Zukunft zu sehen und der Gegenwart zu dienen, regungslos in die Vergangenheit starrt, deren auf Goldgrund gezeichnete Bilder nur in ihrer Einbildungskraft existieren.

Die Frühromantik ist anders geartet. Freilich, auch sie hat bald genug sehnsüchtig in die Vergangenheit geblickt; aber ihre besten Geister waren ursprünglich Zukunftsseher. Propheten einer neuen Zeit. Revolutionäre im außerordentlichsten Sinne. Umwälzende Kräfte ersten Ranges. Die Ueberwindung der Aufklärung ist ohne sie nicht zu denken. So viel der klassische Idealismus in Philosophie und Dichtung hierzu beigetragen hat: ohne die Stoßkraft der Romantik wäre sein Werk Fragment geblieben. Hier sieht man die Größe dieses Geschlechts. Hier lernt man begreifen, was die Romantik eigentlich gewesen ist. Sie ist nicht nur ein Stück Literaturgeschichte, sondern eine Epoche des deutschen Geistes. Nicht nur eine Zeitkrankheit, wie die Wertherjahre, sondern ein integrierender Bestandteil des Goethischen Zeitalters. Sie ist, um das Höchste von ihr zu sagen, die vierte Entdeckung der Welt und des Menschen, die wir seit den Anfängen der Neuzeit erlebt haben und auf deren Leistungen ein Teil unseres eigenen Lebens beruht. Renaissance, Reformation, klassischer und romantischer Idealismus — das sind die vier bis heute lebendigen Grundlagen unserer geistigen Kultur. Die Aufklärung kommt demgegenüber erst in zweiter Linie, nämlich für die Grundlagen unsers wissenschaftlichen

Denkens in Frage. Als Prinzip der Lebensgestaltung steht sie hinter diesen vier Bewegungen an dauernder Bedeutung erheblich zurück.

Die frühe Romantik ist unendlich viel mehr als ein träumerisches Spiel mit bunten Bändern und blauen Blumen, mit Zauberschlüsseln und Märchenschlössern. Wenn sie auch dieses gewesen ist, so war sie es insofern, als sie das Erwachen eines echten Kindersinnes bedeutete und Ansätze zu einer Bildung erstrebte, die man mit einem glücklichen Ausdruck als wiedergewonnene Naivetät bezeichnet hat. Man darf hier nicht an Friedrich Schlegel denken; aber man darf auf Novalis hinsehen, der das Beste, was die Romantik bewegte, mit bewunderungswürdiger Sicherheit besaß. Es handelte sich um die ernstesten Dinge, um einen neuen Versuch zu leben. Besser und gründlicher zu leben, als man es unter den Bedingungen der Aufklärung vermocht hatte. Dies ist der Kern des romantischen Idealismus. Eine mächtige Erweiterung des Lebensbedürfnisses und eine gewaltige Ausdehnung des Lebensbewußtseins, an deren Größe die Fülle verunglückter nnd gescheiterter Existenzen nichts zu ändern vermag. Gegenstand der Romantik ist alles, was nicht völlig „aufgeklärt" werden kann, aber, indem es gleichwohl der Auslegung fähig und der Ergründung bedürftig ist, den Verstand beschäftigt, die Phantasie erregt, den Scharfsinn reizt, den Tiefsinn entfesselt, die Gemütskräfte ins Spiel setzt, den Seelengrund aufrührt, und nur den Willen untergräbt, indem es ihn einerseits vom Nächstliegenden abzieht, andererseits durch phantastische Ziele, mystische Psychosen, zügellose Freiheiten und magische Anforderungen entkräftet.

Die Narkotisierung des Willens ist das Uebel, das schon die Frühromantik vergiftet und hernach die Spätromantik vollends zugrunde gerichtet hat. Aber wieviel Geist hat dieselbe Romantik um den Preis des Willens entfesselt! Es ist nicht zufällig, daß sogar der Begriff des Geistes mit seinem unübersetzbaren Gehalt eigentlich erst damals, von Novalis, geprägt worden ist. Schon diese eine Schöpfung würde genügen, um die Romantik zu einer Epoche zu erheben. Aber sie ist bei weitem nicht die einzige, durch die wir ihr verpflichtet sind. Nicht minder epochemachend ist die romantische Vertiefung der Phantasie auf allen Punkten des höheren Lebens, im Intellektuellen, Künstlerischen und Religiösen. Freilich, auch hier sind die Romantiker Opfer geworden, wo sie eigentlich nur Priester sein wollten; aber ihre Entdeckung ist darum nicht weniger groß, daß sie an ihr zugrunde gegangen sind. Alles Höchste ist von der Art, daß man an ihm zugrunde gehen kann; wer sich ganz sicher stellen will, wird immer am Mittelmäßigen haften müssen. Die Romantiker suchten das Außerordentliche, und zwar mit Vorliebe in jener eigentümlichen Gestalt, in der wir es weder ganz loslassen, noch ganz bewältigen können. Das Fragment und die Ruine sind in diesem Sinne mehr als bloße Symbole der Romantik; sie sind das romantische Wesen selbst, insofern es das tragische Ringen des Endlichen mit dem ewig Unendlichen ist. Was dabei heraus-

gekommen ist, ist denn doch bedeutend mehr, als eine Folge von Niederlagen. Es ist eine Potenzierung des Lebens, ohne die wir uns selbst nicht denken können. Eine Steigerung aller Dimensionen des Lebens: der Lebenssehnsucht, des Lebensreichtums, der Lebensrätsel, des Lebenszaubers, und nur nicht des Lebensglückes. Aber vielleicht ist es hiermit in der Geschichte des Geistes, wie in der eigentlichen Geschichte, von welcher Hegel einmal tiefsinnig bemerkt, daß die Perioden des Glückes in ihr zu den unbeschriebenen Blättern gehören. Wenigstens müßte erst noch erwiesen werden, daß die drei andern großen Bewegungen hierin so viel weiter gekommen sind. Nach meiner Kenntnis ist das Lebensglück eigentlich nur in der Aufklärung zu Hause; vielleicht ein Grund mehr, warum sie nicht zu den ganz großen Bewegungen gehört.

Die volle Konzentration des Lebens, zu dem die Frühromantik die Skizzen geliefert hat, ist erst in einer viel späteren Zeit Schleiermacher und Hegel gelungen. Aber so sehr sich diese beiden gewaltigen Menschen erst von den romantischen Unarten befreien mußten, um diese Arbeit leisten zu können, so sehr die intellektuelle und sittliche Disziplin, die hierzu erforderlich war, ihnen selber angehört, so sehr sind sie doch mit dem Leben, das sie lebten und mit erstaunlicher Vielseitigkeit bearbeiteten, den Entdeckungen der Romantik verpflichtet. In dem Spiegel der Schleiermacherschen und Hegelschen Systematik sind die Strahlen, die die Frühromantik auf Wissenschaft, Kunst, Leben, Geschichte, Religion und Metaphysik geworfen hat, wie in zwei leuchtenden Brennpunkten gesammelt. Durch sie ist der romantische Idealismus zu jenem Bestandteil des Goethischen Zeitalters geworden, durch das er selbst klassische Bedeutung erlangt.

Zu den Entdeckungen der Romantik gehört auch diese, daß das Verstehen lebendiger Gebilde mit dem Einblick in ihre Entstehung zusammenfällt. In diesem Sinne ist die „Romantische Schule" geschrieben, und durch diese Methode hat Haym es erreicht, daß sein Werk der erste grundlegende Beitrag zu einem wirklichen Verständnis der Romantik geworden ist. Sein Buch ist vielleicht nicht so mitfühlend geschrieben, wie Diltheys Arbeiten, die, mit Haym verglichen, wie feine Silberstiftzeichnungen wirken. Aber wenn Diltheys Bilder die zarteren sind, so ist der Griffel Hayms der schärfere. Es ist mehr Plastik und Realismus in ihm. Sein Buch ist, wie alle seine Arbeiten, in einem frischen Tatsachenstil geschrieben, während Dilthey den geschichtsphilosophischen Stil bevorzugt, dessen feinere Linienführung jedoch mit einer gewissen Blässe der Bilder bezahlt wird. Auch im Urteil ist Haym der schärfere von beiden, und nicht immer der gerechtere; aber stets ist sein Urteil von jener soliden Sachlichkeit, die seine ganze Schriftstellerei beherrscht, und die denn auch das vorliegende Werk zu einer unerschöpflichen und unentbehrlichen Fundgrube macht.

Die neue Ausgabe ist die erste veränderte. Die zweite war nur ein anastatischer Neudruck. Die Bearbeitung hat Oskar Walzel übernommen. Sie konnte in keinen besseren Händen liegen. In richtiger Erkenntnis der

Eigenart des Werkes, das er zu bearbeiten hatte, hat Walzel auf eine Umarbeitung verzichtet. Sie wäre bei dem heutigen Stande der Forschung einer völligen Neuschrift gleichgekommen und hätte das Haymsche Buch zerstört. Sollte dieses erhalten bleiben, so durften nur die umfangreichen Nachträge, zu denen Haym sich genötigt gesehen hatte, in den Text hineingearbeitet und die überaus zahlreichen Zitate nach den besten gegenwärtigen Ausgaben verifiziert werden. Beides ist mit Sorgfalt geschehen, wobei nur zu bedauern bleibt, daß Walzel sich nicht hat entschließen können, die vielen freien Zitate aus den Briefen Friedrich Schlegels in den genauen Wortlaut umzusetzen. Gerade, weil seine ausgezeichnete Ausgabe der Briefe Friedrichs in so wenigen Händen ist, wäre eine solche Richtigstellung doppelt erwünscht gewesen.

Ein äußerst wertvoller bibliographischer Anhang unterrichtet in gedrängtester Kürze über die sehr erhebliche Arbeit, die seit dem Aufschwung der romantischen Studien, also etwa seit der Jahrhundertwende, unter dem dreifachen Einfluß Ricarda Huchs, Wilhelm Diltheys und Oskar Walzels geleistet worden ist. Der Herausgeber darf stolz sein auf die Fülle von Arbeit, die er nicht nur durch seine eigenen Forschungen, sondern auch durch die wertvollen Untersuchungen seiner Schüler und Schülerinnen geleistet hat. Der größte Fortschritt über Haym hinaus liegt, abgesehen von dem selbstverständlichen Erkenntniszuwachs im einzelnen, in der Anwendung der philologisch fundierten problem- und ideengeschichtlichen Methode, die ihrerseits wieder auf der Erkenntnis der Romantik als einer universalen geistigen Bewegung beruht. Haym bleibt noch ein wenig im Biographischen stecken und hat die universalen Tendenzen der Romantik zwar richtig erkannt; aber diese Erkenntnis ist mehr das Ergebnis, als die Voraussetzung seines Buches.

Die überaus sorgfältigen Literaturangaben Walzels ergänzen zu wollen, ist gewagt. Einiges habe ich doch vermißt. Z. B. Hans Dreyer, der Begriff „Geist" in der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel 1908 (Ergänzungsheft 7 der Kantstudien). Das Heft ist durchaus eine Anfängerarbeit, und nicht einmal eine hoffnungsvolle, da der Verfasser zu seinem Objekt in einem sehr gespannten und nichts weniger als geistreichen Verhältnis steht; immerhin ist es als Materialiensammlung von einem gewissen propädeutischen Wert. — Zu dem ebenso wichtigen wie unbearbeiteten Kapitel der musikalischen Tendenzen der Romantik hat Edgar Istel in seinem Büchlein über die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland 1909 (Natur- und Geisteswelt, Band 239) immerhin Nennenswertes beigesteuert. Seine schon damals angekündigte Briefsammlung „Musikdramatiker der Romantik" ist leider immer noch nicht erschienen. — Zu Hemsterhuis konnte die neue Ausgabe seiner Schriften von J. Hilß 1912 genannt werden. — Endlich ist die schöne Würdigung der politischen Fragmente des Novalis in Friedrich Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" (Dritte Auflage 1915) übersehen worden. — Der schöne Aufsatz von



Margarethe Plath über den Goethe-Schellingschen Plan eines philosophischen Naturgedichts ist nicht im 105., sondern im 106. Bande der Preußischen Jahrbücher erschienen.

Ferner wäre manchmal eine etwas eingehendere Charakteristik der einzelnen Schriften zu wünschen gewesen. Man sieht es einem Werke wie dem von F. J. Schneider, die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts (Prag 1909) auch in Walzels Charakteristik nicht an, welche wesentlichen Aufschlüsse über den Neuplatonismus erster und zweiter Ordnung darin enthalten sind. Hier ist die Vorarbeit geliefert für die so wichtige, aber noch ungeschriebene Untersuchung über den Einfluß des Neuplatonismus auf die zweite Phase des romantischen Idealismus. — Umgekehrt hätte, wenn Unzulängliches schon als solches bezeichnet wurde, auch das Buch von W. Glawe über die Religion Fr. Schlegels mit einem Fragezeichen versehen werden dürfen.

Endlich möchte ich den Herausgeber bitten, wenn er noch einmal dazu kommen sollte, Hand an dieses Werk zu legen, aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse eine möglichst genaue Zeittafel der Frühromantik beizufügen. Sie würde ein außerordentliches Hilfsmittel für jeden sein, der durch geistesgeschichtliche Studien an diese Epoche herangeführt wird, ohne sie zum Gegenstand einer Lebensarbeit machen zu können. Inzwischen haben wir für das außerordentlich sorgfältig gearbeitete Register zu danken, das die „Romantische Schule" fortan nicht nur zu einem Lesebuch, sondern auch zu einem Nachschlagewerk ersten Ranges machen wird.

Berlin. Heinrich Scholz.

Karl Voßler: Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus. Heidelberg 1914. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Die Italiener gelten uns immer noch viel zu sehr als das Volk mit den alten Kunstschätzen und den klassischen Dichtern; wie wenig wir von ihrem modernen Geistesleben wissen, haben die vergangenen Monate uns zu teilweise nicht geringem Mißbehagen spüren lassen. Von mancher Seite wird daher das Bedürfnis empfunden sein, die vorhandene Lücke auszufüllen, und da uns das Geistesleben eines fremden Volkes durch das Studium seiner Literatur am leichtesten zugänglich zu sein pflegt, so kommt dieser übrigens vor dem Kriege geschriebene Führer durch die moderne italienische Literatur gerade zur rechten Zeit, um so mehr, als er ganz ausgezeichnet ist. Mit den üblichen Abrissen oder Leitfäden, die um eine Fülle von im Lexikonstil vorgetragenen totbleibenden Namen, Daten und Titeln ein paar eilig zusammengeraffte Notizen und in ihrer Kürze oberflächlich bleibende Urteile gruppieren, hat er nichts zu tun. Vielmehr beschränkt sich der Verfasser in richtiger Einschätzung der Voraussetzungen, die

er bei dem unvorbereiteten deutschen Leser machen darf, auf die Haupterscheinungen, die er aber mit großem Geschick sehr lebendig darstellt und in Verbindung miteinander setzt und durch wenige aber überzeugende Zitate und unmittelbar einleuchtende Beispiele anschaulich macht. Ueberall spürt man wohltuende Sicherheit des Urteils, Klarheit der Anschauung und ein persönliches Verhältnis zu den behandelten Dingen. Und endlich — das Beste, was von einer Literaturgeschichte gesagt werden kann: das Buch regt überall zum eigenen Lesen der behandelten Werke an, eine Wirkung, die wie gesagt aufs lebhafteste zu begrüßen ist. Zu wünschen wäre für eine spätere Auflage vielleicht oder für ein paralleles Büchlein eine ausführliche Ueberſicht, wie der moderne Italiener sich zu seiner klassischen, in Deutschland wenigstens einigermaßen gekannten Literatur stellt.

Hermann Uhde Bernays: Carl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk. Seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst. Zweite vermehrte Auflage. 1914. Delphin-Verlag, München.

Dieses sehr gut ausgestattete Buch ist nicht nur deshalb warm zu begrüßen, weil es mit Benutzung von zum Teil neuem Material eine warme Würdigung des Künstlers und Menschen und einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der Münchener Kunst enthält, sondern vor allem, weil es rein sachlich eine ausgezeichnete kunsterzieherische Wirkung ausüben kann. Denn Spitzweg ist einer der wenigen großen Maler, der nicht nur den Kunstkenner, sondern schon rein stofflich dem vielleicht mißbilligenswerten, aber doch nicht auszurottenden natürlichen Anekdotenbedürfnis des wenig Gebildeten entgegenkommt, ja, es nicht selten restlos befriedigt. Gerade dadurch aber, daß er das so ausgezeichnet tut, ohne jede Kitscherei, ohne leere Routine, ohne alle Sentimentalität und Kinderei, kann durch häufige Betrachtung doch der einigermaßen bildsame Geist, namentlich wenn er, wie hier, am Text einen klaren Anhalt findet, an Gutes und Vortreffliches gewöhnt und leichter dazu angehalten werden, im Bilde neben dem — grob ausgedrückt — Stoff auch die künstlerische Behandlung schätzen zu lernen. Mit Recht ist daher auch auf die Abbildungen großes Gewicht gelegt worden, die nun, an Zahl nicht weniger als 180 und in der Ausführung vortrefflich, das Buch zu einem wahren Familienbilderbuch machen. Dazu kommt der heitere Inhalt einer Reihe von Briefen und Gedichten des schnurrigen alten Junggesellen und großen Malers, sowie für den Forscher und Sammler der genaue Abdruck des vom Künstler selbst angelegten Verkaufsverzeichnisses.

R. Schacht.

Politische Korrespondenz.

Italiens Entscheidung.

Das italienische Volk hat sich nach einem langen, von fieberhafter Spannung begleiteten, an theatralischen Momenten und ekstatischen Ausbrüchen reichem Schwanken für den Krieg gegen seine ehemaligen Bundesgenossen entschieden. Darf man sagen: das italienische Volk? Steht wirklich das ganze Volk hinter der Regierung, die diesen Krieg — man muß es wohl so ausdrücken — an den Haaren herbeigezogen hat? Stimmen und Zeugnisse, die aus der italienischen Presse und Literatur zu uns gelangt sind, widersprechen dem aufs schärfste. Zwei Parteien standen einander gegenüber: eine neutralistische und eine interventionistische. Man hat sie sich heftig befehden und schließlich im wahrsten Sinne des Wortes blutig miteinander ringen sehen. Jede von ihnen behauptete, die Mehrheit des Volkes hinter sich zu haben. Die rührigste und lärmendste Werbung betrieben die Interventionisten, denn sie hatten den einflußreichsten Teil der Tagespresse für sich, durch die sie die Kriegshetze in den lautesten und auf die Instinkte der Massen abgestimmten Tönen vornehmen ließen. Die Ziele, welche Nationalisten und Demokraten vor Augen hatten oder vor Augen zu haben glaubten, konnten ihrer Meinung nach nur durch einen Krieg um jeden Preis verwirklicht werden. Die Neutralisten, welche Angehörige der bürgerlichen Intelligenz und Sozialisten vereinigten, ohne das aufstachelnde Mittel der Propaganda der Tat, mußten sich durch objektive Aufklärung und sachliche Erwägungen Geltung zu verschaffen suchen, die aber einer fanatisierten Menge gegenüber nicht durchzudringen vermochten. Man wollte nicht denken, man wollte seinem Gefühl folgen, sich ganz dem Gefühl hingeben.

Die erste große Kraftprobe vor der Oeffentlichkeit war der 5. Mai, der Tag von Quarto. Schon daß man sich D'Annunzio als Redner zu dem Nationalfest verschrieb, zeigte, daß man sich nicht durch Gründe und politische Auseinandersetzungen quälen und beunruhigen, sondern durch das parfümierte Pathos seiner hochtrabenden Rhetorik umschmeicheln und berauschen lassen wollte. Man setzte sich völlig über das beschämende Gefühl

hinweg, daß der Mann, dessen Charakter sich niemals eines besonders guten Rufes erfreute, der jahrelang durch seine Verschwendungsorgien, seine Schulden, seine Liebschaften und noch weniger noble Handlungen den Klatsch und die Gerichte beschäftigte, und, als ihm der Boden zu heiß unter den Füßen wurde, dem angebeteten Vaterland entsagte, um ins Exil zu gehen; daß der Mann, aus dessen Munde man nie die Regung eines großen inneren Gefühls und eines wirklich tiefen Gedankens vernommen hatte, in einem der bedeutungsvollsten Augenblicke, der den Edelsten als Sprecher hätte zur Stelle rufen sollen, bestimmt war, eine für die Zukunft entscheidende Weisung zu geben, daß ihm die Kriegsfanfare in die Hand gedrückt wurde. Feinfühlige Geister sind sich in Italien selbst auch dieses grotesken Schauspiels bewußt geworden; sie sind sich darüber klar, was sie von ihrem D'Annunzio zu halten haben. Cesare de Lollis, der bekannte Professor der romanischen Sprachen an der römischen Universität, machte sich darüber lustig, daß er, der über das landsturmpflichtige Alter weit hinaus wäre, in überschwänglichen Worten geäußert hätte — es kommt dem Mann auf dem Kothurn ja nur auf die Worte an: wie es sein höchster Wunsch wäre, auf einem Schlachtschiff in der Adria für Italiens Ruhm zu fallen als kämpfender Dichter und als dichtender Kämpfer. „D'Annunzio fehlt das Herz, der innere Ernst. Seine Dichtergeste ist eine rein formale." Dahin faßt de Lollis sein Urteil über den viel bewunderten Landsmann zusammen. Und dieser Mann war erkoren, nach seinem Siegeszug von Quarto nach Rom die Geister auch hier zu einer großen nationalen Erhebung aufzurufen.

Wenn der König und der Ministerpräsident auch dem Tage von Quarto fern blieben, so zeigte doch der Verlauf, den das Fest nahm, sowie die unausgesetzt in allen Teilen Italiens von seiten der Interventionisten veranstalteten stürmischen Kundgebungen, die wilden Zusammenrottungen mit tätlichen Ausschreitungen, die von der Regierung wenn vielleicht auch im Anfang nicht begünstigt, so doch zugelassen und mit immer geringerem Nachdruck in Schranken gehalten wurden, welchen Weg diese einzuschlagen gesonnen war. Schon lange vorher wurde das Land durch Straßenaufläufe beunruhigt. Solche Tumulte sind in Italien ja keine ungewohnte Neuheit, und ein Ministerium, das ihnen freien Lauf läßt, weiß was es tut und welchen Gefahren es sich aussetzt. Entweder war es schon fest zum Krieg entschlossen und wollte die aufgewiegelten Massen benutzen, um seine Pläne zu stützen und ihnen in dem geeigneten Moment die nötige Stoßkraft zu geben, oder aber, wenn es noch unentschieden war, dachte es durch die weithin vernehmbaren Aeußerungen einer entfesselten Volksleidenschaft auf Oesterreich einen Druck auszuüben. In jedem Fall ein gefährliches und einem zivilisierten Lande unwürdiges Spiel. Ein Terrorismus wurde dadurch ausgeübt, der bestimmt war, die Neutralisten einzuschüchtern, in eine immer ungünstigere Lage zu setzen und schließlich ganz ins Hintertreffen zu drängen.

Zu dieser Aufrührung und Wachhaltung der Elemente der Straße haben die Gelder der Triple-Entente das Ihrige beigetragen. Andeutungen in der neutralistischen Presse lassen keinen Zweifel darüber, in welchem Umfange diese gewirkt haben. Um mit dem verlockenden Klange des Goldes auch den unteren Klassen beizukommen, waren die Freimaurerlogen, die durch ihre kriegshetzerische Haltung eine Hauptstütze der Interventionisten waren, die geeigneten Vermittlungsstellen. Sie kundschafteten den „Mann, dem geholfen werden kann", aus, stützten Personen, die durch die allgemeine Notlage dem Ruin nahegebracht wurden, und wußten die Summen, die sie von den Vertretern der auswärtigen Mächte empfingen, dahin zu leiten, wo sie sicher waren, daß der ihnen erwünschten Stimmung mit der nötigen Wucht Ausdruck verliehen würde. Für Uneingeweihte hatte das nur den Anschein einer von Seiten der Loge geübten Wohltätigkeit. Die eigentliche Quelle des Goldstroms blieb verborgen. Ein in Berlin lebender Italiener erhielt kürzlich von einem Freund aus seiner toskanischen Heimatstadt einen Brief, in dem er ihm schrieb, es wäre auffallend, daß man jetzt Individuen, die sonst zerlumpt, mit zerrissenem Schuhwerk herumgetrottet wären, in eleganter Kleidung und Lackstiefeln sich breit machen sähe.

In welchem Maße die Praktiken des Bestechungswesens in Italien endemisch sind und unbekümmert vor die breiteste Oeffentlichkeit gebracht werden, davon konnte sich der, welcher die Wahlkampagne des vorigen Jahres in Rom miterlebt hat, eine Vorstellung machen. Unter den zahllosen Plakaten mit Aufrufen, Satiren, Karikaturen, die alle Mauern, Säulen und Pfeiler bis in die höchsten Höhen bedeckten, fiel ein Anschlag auf, der die Nachbildung einer Fünfhundert Lire-Note zeigte und die Aufschrift trug: „So sehen die Banknoten aus, die Herr Medici di Vascello an seine Wähler verteilt hat". Das ist eine Sprache, die auch die Analphabeten verstehen. Solche Dinge sehen und lesen schon die Kinder von früh auf an jeder Straßenecke und bereiten sich daran für ihr künftiges politisches Leben vor. Jede Partei und jeder Kandidat suchen die Stimmen und Gemüter an sich zu reißen mit Mitteln, die möglichst stark auf die Phantasie zu wirken bestimmt sind und vor nichts zurückschrecken.

Wer die inneren Verhältnisse Italiens in den letzten Jahren beobachtet hat, der konnte auch wahrnehmen, wie nachgiebig sich die Regierung bei den verschiedensten Gelegenheiten dem sogenannten Volkswillen gegenüber erwies, wie sich ihre Gewalt immer mehr lockerte und vor den Wünschen der Straße beugte. Als während des Winters 1913/14 in Rom die Regierung sich veranlaßt sah, ein altes Hospital zu schließen, empörte sich die Menge dagegen und zwang sie durch einen Generalstreik mit ihr in Verhandlung zu treten und ihrem Willen nachzugeben. Die Staatsgewalt kapitulierte und ließ sich die Wiedereröffnung des Hospitals abringen. Die Aufstände in Ancona und in der Romagna im vorigen Sommer, die einen ganz revolutionären Charakter annahmen, deuteten an, wohin man allmählich trieb. In einem dreibundfreundlichen römischen Blatt konnte man vor kurzem in

Bezug auf solche Verhältnisse lesen: „Ein Staat vermag nicht seinen Willen durchzusetzen, wenn er weit über die tatsächlichen Grenzen hinaus seine eigene Zerfahrenheit, seine eigene Schwäche, seine eigene Unfähigkeit nach außen hin zur Schau trägt."

Man muß sich diese Zustände im Inneren vor Augen halten, wenn man sich von Italiens Handlungen ein Bild machen will; denn kaum in einem anderen Lande sind die Fäden der inneren und der äußeren Politik so eng in einander verschlungen. Das Faktions- und Klickenwesen steht in üppiger Blüte. Das seit den Tagen des Risorgimento betriebene und zu einer besonderen Fähigkeit entwickelte geheime Unterminieren ist noch immer nicht außer Uebung gekommen. Der Kampf zwischen den entgegengesetzten Parteien und Individuen wird mit einer skrupellosen Erbitterung, Rücksichtslosigkeit und Gehässigkeit geführt, die in Momenten höchster Spannung an einer moralischen und auch physischen Vernichtung des Gegners keinen Anstoß nimmt. Und von diesen auseinanderstrebenden Kräften sucht die stärkste die äußere Politik in die Hand zu bekommen, um damit der ganzen Nation ihren Willen aufzuzwingen und die höchste Macht an sich zu reißen. Wenn daher in dem gegenwärtigen Moment die Regierung vor dem Dilemma: Revolution oder Krieg stand, so trägt sie selbst die Schuld, daß sich die Verhältnisse so weit entwickeln und zuspitzen konnten.

Als Giolitti auf dem Kampfplatz erschien, um, auf seine alte Autorität gestützt, den Anhängern der Neutralität vor Toresschluß noch einmal zum Wort zu verhelfen und die Sache des Dreibundes zu retten, hatte die Kriegspartei schon soweit an Boden gewonnen, daß sie die Straße völlig beherrschte. Die Staatsgewalt hatte die Zügel aus den Händen verloren. Die Volksaufläufe arteten in Straßenkämpfe aus, Barrikaden wurden in Rom errichtet, Drahtseile ausgespannt, um die berittenen Gendarmen zu Fall zu bringen. Man drang in das Parlamentsgebäude ein und beging die ärgsten Verwüstungen. In der Kraftprobe zwischen Giolitti und Salandra — oder vielmehr Sonnino unterlag der ehemalige Ministerpräsident völlig. Das Kabinett, das nach dem Erscheinen Giolittis seine Entlassung eingab mit der Begründung, daß es nicht sicher sei, ob es die Kammermehrheit finden würde, blieb nach der Krise auf seinem Posten und war durch das Manöver nur noch in seiner Autorität gestärkt. Dadurch wurde offenkundig dokumentiert, daß die Meinung der Straße Recht behalten sollte. D'Annunzio war der Held des Tages. Er redete von dem Balkon seines Hotels, er redete auf dem Kapitol; er verlangte Proskriptionslisten für die Gegner des Krieges; er machte die Menge trunken, indem er ihnen neue Macht- und Kulturideale ausmalte. Der König empfängt ihn als den Retter des Vaterlandes. Giolitti war in Rom seines Lebens nicht mehr sicher. Verlästert, als Gekaufter beschimpft, der Wut des Pöbels ausgesetzt, räumte er das Feld und zog sich in seine Heimat Piemont zurück, die nach wie vor neutralistisch gesinnt blieb. Es hat etwas Tragisches, daß er, der in den Jahren, wo er am Ruder war, soviel zu der Schwächung der Regierungs-

gewalt beitrug und den Staat in eine starke Abhängigkeit von dem Volkswillen brachte, die Folgen seiner Politik nun an seinem eigenen Leibe zu spüren bekam.

Welche Erfolge mit der terroristischen Einschüchterung zu erzielen waren, tritt an einem Fall besonders kraß hervor. Das große neapolitanische Blatt „Il Mattino", das aus seiner dreibundfreundlichen Haltung kein Hehl machte, brachte gelegentlich des Rücktritts des Ministeriums Salandra am 14. März einen Leitartikel mit schwungvollen flammenden Sätzen gegen den Krieg. Es wurden da gegenübergestellt „die vierzig- oder fünfzigtausend Wahnsinnige oder Schurken, welche die Regierung und das Land in den Abgrund zu stürzen gedächten, und die 36 Millionen Italiener, die, da sie in dem verbrecherischen Abenteuer alles zu verlieren und nichts zu gewinnen hätten, den Krieg nicht wollten." „Das italienische Volk hat ihn nicht gewollt". — so lautet jedesmal der Anfang einer Reihe von Abschnitten, die in hohem Pathos gehalten sind und die einzelnen Gründe für die Ablehnung aufführen. Es habe ihn nicht gewollt, konnte man da unter anderem lesen, weil das hieße, eine Nation, an die man durch Vertrag gebunden sei, hinterrücks zu überfallen. Es habe ihn nicht gewollt, weil das Volk weiß, daß das italienische Heer, wenn auch zu allen Opfern bereit, doch nicht auf einen Krieg gegen seinen Bundesgenossen von gestern gefaßt sei, sondern dreißig Jahre lang in der Bewunderung für die deutsche Militärmacht erzogen und angewiesen worden sei, diese Macht als unerschütterlich und unverletzlich anzusehen. Wenige Tage später, als das Ministerium Salandra wieder festen Fuß gefaßt hatte und die Sache des Krieges damit so gut wie entschieden war, wurde in demselben Blatt die ganze Moral dieser Eingebungen und das politische Programm, das es in Verbindung damit aufgestellt hatte, über den Haufen geworfen und verleugnet. Es widerruft alles, was es bisher zugunsten der Neutralität gesagt hat, predigt den Krieg und tritt für den imperialistischen und nationalistischen Gedanken eines „größeren Italien" ein. Nur die Sozialistengruppe, deren Hauptorgan der Avanti ist, blieb bis zuletzt ihrer Ueberzeugung treu und machte öffentlich gegen die Vergewaltigung durch die Kriegshetzer Opposition. Aber sie bildet in der Kammer eine kleine Minderheit und ist daher ohne jede Möglichkeit eines legitimen Einflusses. Die Mehrzahl der Deputierten war durch die geschaffene und seit langem vorbereitete Lage und durch die Wut der Pöbelexzesse vor der Eröffnung der Kammer mürbe gemacht; sie sah von vornherein ihre Haltung vorgezeichnet.

Nachdem die Zugeständnisse, welche die österreichisch-ungarische Monarchie Italien zu machen sich erbot, bekannt geworden waren, mußte jeder vernünftig Denkende und die Möglichkeiten richtig Abschätzende sich erstaunt die Frage vorlegen: Was kann Italien billigerweise noch darüber hinaus von seinem bisherigen Bundesgenossen begehren? Was kann ein Volk, dem solch ein Geschenk kampflos gegen Beibehaltung der Neutralität in den Schoß fällt, ein Zuwachs, der mehr bedeutet, als es vor kurzem nur entfernt zu er-

hoffen wagte, in einen Kampf hineintreiben und veranlassen, das friedlich und unter allen Garantien Gebotene einer ungewissen Kriegsentscheidung mit ungeheuren Opfern an Gut und Blut anheimzustellen?

Man vermag sich diese Menge, die seit Monaten mit den gröbsten, aufreizendsten Mitteln bearbeitet und durch die von den Kampfplätzen kommenden Nachrichten in stetigem Fieber gehalten ward, nur wie in einem Wahn befangen vorzustellen. Wie in früheren Zeiten der Flagellantismus oder der Tarantismus als eine epidemische Volkspsychose durch die Länder ging, so ist durch den Blutgeruch dieses schaudervollsten und aufregendsten aller Kriege das reizbare Hirn der Südländer in einen keiner Ueberlegung mehr fähigen Taumel versetzt worden, so daß sie sich besinnungslos mit Aufopferung ihrer Ehre in den Strudel stürzen.

Für den beobachtenden Historiker sind die Aeußerungen solcher Exzesse Anzeichen von tiefer liegenden Vorgängen. Sie deuten auf das Versagen irgendwelcher Funktionen in dem nationalen und staatlichen Organismus, auf innere Unzufriedenheit, auf den Mangel an einem gesunden Gesamtwillen, auf nagende und zerstörende Kräfte, die am Werke sind. In der Tat, sieht man sich die Masse an, die von dem einen Gedanken besessen ist, so stutzt man ob der auffallenden Ungleichartigkeit ihrer Zusammensetzung. Wie wenig stimmen einzelne Gruppen, die sich in ihrem Kriegsdurst zu gemeinsamem Handeln vereinigt haben, in ihren Zielen überein, wie verschieden sind die Ergebnisse, die sie von dem Ausgang erwarten. Während die Nationalisten die Erfüllung ihres Traumes von einem „größeren Italien" auf nationaler und monarchischer Grundlage erhoffen, arbeiten die Republikaner auf die Verwirklichung ihres revolutionären Verfassungsideals hin. Durch Unwillen über die gegenwärtigen Verhältnisse im Innern und Mißstände, hervorgerufen durch indirekte Wirkungen des Krieges, sind die Geister aufgewiegelt worden und suchen hemmungslos ihren Gefühlen Luft zu machen. Die Regierung, anstatt von Anfang an diese Flut einzudämmen, hat vielmehr jedes Stauwerk ausgeschaltet.

Sind damit auch für die Massensuggestion psychologische Erklärungsmöglichkeiten gegeben, so muß man doch bei den verantwortlichen Staatsleitern, die für das Wohl ihres Landes Sorge zu tragen berufen sind, nach politischen Motiven für den von ihnen eingeschlagenen Kurs forschen. Man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß, wenn die Regierung von Anfang an unerschütterlich an dem Standpunkt festgehalten hätte, die Verpflichtungen gegenüber den Bundesgenossen als etwas Unverletzliches und Heiliges anzusehen, diese Auffassung bei der Mehrheit des Volkes verständnisvollen Wiederhall gefunden haben würde — mit Ausnahme vielleicht der radikalen und revolutionären Elemente. Im August vorigen Jahres wurden, wie der Reichskanzler in seiner Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" bekannt gegeben hat, von dem italienischen König und seiner damaligen Regierung noch wohlwollende und freundschaftliche Erklärungen abgegeben. Viktor Emanuel III. telegraphierte dem österreichi-

schen Kaiser, daß Italien „gegenüber seinen Verbündeten eine herzlich freundschaftliche Haltung bewahren wird entsprechend dem Dreibundvertrage.“ Dann aber, als Sonnino von dem Ministerium des Aeußeren Besitz ergriffen hatte, folgte jenes Hinundherpendeln zwischen zwei Lagern, das die öffentliche Meinung völlig in Verwirrung brachte. Nachdem man Frankreich einen Dienst erwiesen hatte, indem man die Truppen von seiner Grenze zurückzog, verhandelte man mit Oesterreich über Kompensationen, um Italien damit für die Aufrechterhaltung seiner Neutralität, zu der es nach dem Bundesvertrag zumindest verpflichtet gewesen wäre, zu entschädigen. Man ließ es zu, daß die kriegführenden Mächte in dem Lande ihre Werbetrommel rührten, um für sich Stimmung zu machen, daß die Presse unter dem Einfluß fremden Geldes immer maßloser in ihrer Parteinahme wurde. Durch die Haltlosigkeit der Regierung, ihr Schielen nach zwei Seiten, ihre zuwartende Stellung, von welchem der kriegführenden Gegner ein größerer Vorteil für sich zu ergattern sei, wurde ein Zustand hervorgerufen, der in allen Kreisen des Volkes die peinlichsten Gefühle erweckte.

In drastischer Weise hat diese Situation Ausdruck gefunden auf einer italienischen illustrierten Postkarte. In der Mitte des Bildes steht Italien als Dirne aufgefaßt, mit entblößtem Busen, umgeben von den Leitern der kriegführenden Mächte: Kaiser Wilhelm, Zar Nikolaus, König Georg und Präsident Poincaré, die unterwürfig und schmeichelnd mit Geschenken im Arm an sie herantreten, während sie mit herausfordernder Miene sich schlüssig macht, welcher der Meistbietende ist, an den sie sich verkaufen soll. Was geht in einem Volk vor, das zu einer so grimmigen Ironie und hohnvollen Selbstpersiflage fähig ist!

Das Ministerium konnte schließlich nicht anders, als zu einer Entscheidung zu kommen. Diese wurde immer mehr erschwert oder vielmehr einseitig beeinflußt durch die demagogischen Umtriebe, die das Land in Aufruhr gebracht hatten, und durch die Erfolge, welche die im Solde der Entente stehende Presse verzeichnete. Die militärischen Rüstungen, die eingeleitet wurden, um Oesterreich einzuschüchtern, trugen dazu bei, die Volkserregung noch mehr anzufachen und den intransigenten Gruppen die Oberhand zu verschaffen. Aus den amtlichen Veröffentlichungen hat man jetzt erfahren, daß seit dem Dezember von Sonnino die Kompensationsfrage auf Grund des Dreibundvertrages aufgerollt wurde, daß Oesterreich dem prinzipiell zustimmte und sich zu Gebietsabtretungen bereit erklärte. Der unbilligen Forderung der italienischen Regierung, daß diese sofort inmitten der kriegerischen Verwickelungen vorzunehmen seien, suchte Deutschland als dreißigjähriger Bundesgenosse dadurch zu begegnen, daß es am 19. März die feierliche Garantie für die Erfüllung der Abmachungen nach Friedensschluß übernahm. Darauf erfolgte Ende März die erste bestimmte Formulierung der österreichischen Anerbietungen, in denen schon die Abtretung des italienischen Sprachgebiets von Südtirol vorgesehen war. Italien erklärte sich damit nicht für befriedigt und stellte auf Ersuchen am 11. April Gegen-

forderungen, die durch ihre Maßlosigkeit von vornherein auf Unerfüllbarkeit angelegt waren. Nicht nur sollte Triest mit seinem Hinterland als ein unabhängiger Freistaat von dem österreichisch-ungarischen Staatsgebilde losgetrennt, sondern auch die der dalmatinischen Küste vorgelagerten Inseln an Italien abgetreten werden, so daß durch diesen Besitz in fremder Hand eine unausgesetzte Bedrohung für Dalmatien geschaffen und nur die erste Etappe für ein weiteres Vorgehen bezeichnet sein würde. Der Bogen wurde so weit überspannt, daß er zum Brechen bestimmt schien. Obwohl nichtsdestoweniger zwischen den beiden Regierungen weiter verhandelt wurde, kündigte Italien plötzlich, am 4. Mai, den Bündnisvertrag — einen Tag vor dem Fest von Quarto.

Man darf wohl annehmen, daß die beträchtlich erweiterten Zugeständnisse, die Oesterreich in dem Wunsch, zu einem friedlichen Vergleich zu gelangen, am 10. Mai in Rom einreichte — sie wurden durch Bethmann-Hollweg in der Reichstagssitzung bekannt gegeben —, der Anlaß waren, daß Giolitti auftrat, um für einen Kompromiß auf dieser Grundlage zu wirken. Das Ministerium Salandra aber sah sich veranlaßt, durch seinen Rücktritt die Probe auf das von ihm aufgestellte Exempel zu machen. Es hatte bereits heimlich die Brücken abgebrochen, seinen Pakt mit der Entente geschlossen und wollte zu keiner friedlichen Lösung mehr gelangen. Als es nach all den vorher geschilderten Machenschaften als Sieger aus der Krise hervorging, da gab es keine äußeren Hindernisse mehr, welche die Welle des Krieges hemmten. Die gefügige Kammer nahm den Antrag Salandras, der Regierung für den Fall des Krieges außerordentliche Befugnisse zu gewähren, mit 407 gegen 74 Stimmen an. Der Senat — allerdings nur ein Rumpfsenat, in dem mehrere hundert Köpfe fehlten — faßte einstimmig denselben Beschluß. Von der Rede Bethmann-Hollwegs im Deutschen Reichstag, in der er den Gang der Ereignisse und die Stellung der Zentralmächte dazu klargelegt hatte, nahm das offizielle Italien keine Notiz. Die Agenzia Stefani verschwieg sie. Der Corriere della Sera, der sich früher das bestunterrichtete und allwissende Organ Italiens zu sein rühmte, während des Krieges aber als eines der bestbesoldeten Blätter sich zu dem Hauptgeschäftsführer der Entente heraufbildete, glaubte, sie seinen Lesern unterschlagen zu müssen. Der Wortlaut der Kriegserklärung, die am 23. Mai in Wien überreicht wurde, bringt keinerlei neue Argumente. Der Text nimmt auf die Kündigung des Dreibundvertrages bezug und begründet das Vorgehen lediglich mit dem Zweck der Erfüllung der nationalen Aspirationen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Sonnino, der für die Leitung der äußeren Angelegenheiten die Verantwortung trägt, durch die im Winter von ihm eingeschlagene dirnenhafte Politik, wie sie von einem großen Teil des Volkes empfunden wurde, die Regierung in eine Sackgasse geführt hatte. Während Italien offiziell dem Dreibund angehörte, traf er seine Abmachungen mit den Mächten der Entente. Mit Oesterreich verhandelte er auf Grund der Bestimmungen des Bündnisvertrags zwischen den beiden

Ländern. Als er mitten in diesen Verhandlungen am 4. Mai den Vertrag, ohne daß er ein vorbereitendes Ultimatum gestellt hätte, kündigte, begründete er das mit einer neun Monate zurückliegenden Handlung Oesterreichs: dessen Vorgehen gegen Serbien im August 1914. Durch seine Zweideutigkeiten und Hinterhältigkeiten bereitete er sich den Weg, der ihn allmählich zu seinem Ziele führen sollte: zum Krieg mit dem Bundesgenossen.

Wollte man den italienischen Politikern von Treubruch sprechen, sie würden sich gewiß auf ihren Macchiavelli berufen und geltend machen, daß Politik eine Kunstfertigkeit sei, die mit ethischen Begriffen nichts zu tun habe. Sie könnten uns auch auf unseren Jacob Burckhardt verweisen, der gesagt hat: „Eine Nation will in erster Linie (scheinbar oder wirklich) vor allem Macht. Man will nur zu etwas Großem gehören und verrät dabei deutlich, daß die Macht das erste, die Kultur höchstens ein ganz sekundäres Ziel ist. Ganz besonders will man den Gesamtwillen nach außen geltend machen, andern Völkern zum Trotze.“ — Es wird nun die Frage sein, ob Italien durch seinen Verrat den richtigen Weg zur Macht gefunden hat. Angesichts einer ehrlosen Handlung, die fehlschlägt, wird schließlich von den Urhebern, wenn einmal das Volk zur Besinnung gelangt ist, nicht nur für das Mißlingen, sondern auch für die bewiesene Gesinnung Sühne geheischt. Sonnino muß glauben, daß die imperialistischen Gelüste Italiens bei der Triple-Entente mehr Verständnis und Entgegenkommen finden als bei den Zentralmächten. Da das Abkommen geheim gehalten wird, so weiß man nicht, was als Judaslohn ausgesetzt worden ist und welche Verpflichtungen Italien dafür übernommen hat. Die dreibundfreundlichen Stimmen haben unausgesetzt davor gewarnt, einem verhängnisvollen Imperialismus zuzusteuern, wie er von extremen Elementen gefordert würde, der augenblicklichen Stellung des Landes und seinen inneren Verhältnissen aber nicht entspräche. Man solle sich in der Adria auf ein Condominium mit Oesterreich beschränken, aber nicht eine absolute Suprematie erstreben. Sonnino muß nach den Versprechungen der Entente seine Erwartungen sehr hoch gespannt haben, wenn er es verantworten zu können meinte, die sehr weitgehenden Zugeständnisse Oesterreichs abzulehnen. In den Forderungen, die er seinerseits an den Bundesgenossen richtete, lag nichts weniger als dessen Ausschaltung aus dem Adriatischen Meer enthalten. Durch die verschleierte Proklamierung der Adria als „Mare nostro“ bekannte er sich zu dem Ideal der extremsten Irredentisten. Er rief die alten Befreiungsgefühle des Risorgimento wach, mit denen man in Italien so leicht die Herzen entflammen kann. Und im Geheimen mag ihn vor allem andern der Ehrgeiz getrieben haben, daß sein Ministerium wie das Cavours einmal als „das große“ in der Geschichte fortlebte.

Gewiß hat aber auch auf die Entscheidung die kurz vor Kriegsausbruch bekannt gegebene Drohung Englands eingewirkt, daß es durch Schließung der Straße von Gibraltar Italien die Getreidezufuhr abschneiden würde, wenn es nicht auf seine Seite träte. Wer weiß, was für den Italiener das Brot bedeutet, welche Quantitäten er davon bei jeder Mahlzeit ein-

nimmt, daß er auf manches verzichten kann, wenn ihm nur sein pane in reichlicher Menge bleibt, der kann ermessen, welch eine Wirkung sich bei einem durch den Weltkrieg schon überreizten Volk mit einem derartigen Schreckmittel erreichen ließ. Dieses Volk hat auch nicht gelernt, zu seiner Regierung das Vertrauen zu hegen, daß sie, wenn ein solcher Fall wirklich eintreten sollte, durch Vorkehrungen und Organisation Abhilfe zu schaffen imstande wäre. Das Hungergespenst reckte sich drohend vor ihm auf. Den italienischen Politikern hätte aber gerade die englische Drohung zu denken geben sollen, denn sie berührt den Kernpunkt dieses Krieges. Was den Italienern heute von seiten Englands angedroht wird, das kann sich in jedem Augenblick wiederholen, wenn dieses eine feindliche Haltung ihnen gegenüber einnimmt und ihnen seinen Willen aufdringen will.

Der Zwang, den Großbritannien über die wichtigsten Zufahrtstraßen der Weltmeere ausübt, sollte einem aufstrebenden Volk gerade den Gedanken nahelegen, an der Befreiung von diesem Zustand mitzuwirken. Der Respekt vor England ist in Italien aber ein Dogma. Wenn mit italienischer Hilfe, wie man hofft, die Entente den Sieg davonträgt, so würde zweifellos England als die mächtigste der Nationen daraus hervorgehen. Gibt man sich wirklich der Illusion hin, daß es Italien dann die unbeschränkte Suprematie über die Adria einräumen würde, die doch nur der Beginn eines weitergehenden imperialistischen Strebens nach Beherrschung des Mittelmeeres wäre? Denkt man nicht daran, daß wenn, wie man weiter hofft, die österreichisch-ungarische Monarchie zertrümmert würde, es anstatt einer österreichisch-italienischen eine slavisch-italienische Reibung an den Ufern der Adria geben würde? Die Stimme, die Serbien schon jetzt zu Gehör bringt, läßt diese Entwicklung vorausahnen. Man erinnere sich auch der Andeutungen, welche die Nowoje Wremja vor kurzem über einen slavischen Adriastaat gemacht hat. Und wer würde lieber als England, seiner alten Politik getreu, das Feuer solcher Konflikte schüren?

Ein italienischer Staatsbeamter sagte mir kurz vor Ausbruch des Krieges, daß es für Italien unmöglich sei, sich auf die Seite der Zentralmächte zu stellen, weil es mit deren Sieg, der ohne sein Eingreifen sicher erwartet werden dürfe, von den germanischen Nationen ins Schlepptau genommen werden und seine Stellung als Großmacht einbüßen würde. Es hätte dann mit all seinem eventuellen Gebietszuwachs nur die Wahl zwischen Isolierung und Vergewaltigung. Diese Ansicht scheint ziemlich verbreitet gewesen zu sein. Man darf aber doch wohl fragen, ob sie auf den Zustand, der in Wirklichkeit hätte geschaffen werden können, zutrifft: wenn Italien nach einer loyalen Wahrung seiner Neutralität in dem Moment, wo alle Kriegführenden an Erschöpfung krankten, mit einem unberührten Heer dagestanden und als einzige europäische Großmacht, die nicht an dem Kampf beteiligt war, sich seinen Einfluß auf die Friedensverhandlungen gesichert hätte, was ihm gewiß ein Leichtes gewesen wäre. Die Zukunft, [illegible] es für sich nun, dem Drängen der Irredentisten nachgebend, von dem

Gewaltspruch des Schwertes abhängig macht, wird zu zeigen haben, ob die neue europäische Konstellation, die sich nach dem Kriege ergeben wird, mehr zu Gunsten oder zu Ungunsten Italiens ausfällt.

In den Reden, die bei den Kriegssitzungen der Kammer und des Senats gehalten wurden, sind wenig politische Tatsachen, um so mehr begeisterte Phrasen vorgebracht worden. Immer wieder wurde von der gloria, von den Wünschen und Hoffnungen des „größeren Italien" gesprochen. Wenn im Parlament der Berichterstatter der Kommission, die über den Regierungsantrag zu befinden hatte, Boselli, ausrief: „Der Augenblick ist gekommen, unser den unerlösten Gebieten gegebenes Versprechen zu erfüllen," so wird man diesen Satz in der Schweiz mit eigentümlichen Gefühlen vernommen haben. Vom Tessino, von Savoyen und Nizza ist allerdings in diesen Tagen wohlweislich nicht die Rede gewesen.

Ist auch für eine Nation, die von dem Dämon des Machtstrebens erfaßt ist, die Kultur nach jenem Ausspruch Jacob Burckhardts nur ein sekundäres Ziel, so war doch vorauszusehen, daß in einer Zeit, in der das Wort Kultur soviel im Munde geführt wird, die Italiener auch von diesem Gesichtspunkt aus ihre politischen Schritte rechtfertigen würden. Leute, die sich dazu berufen glaubten, haben aus der augenblicklichen Lage des italienischen Kulturproblems Folgerungen für die Notwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen der italienischen und der germanischen Nation gezogen. Man hat einen scharfen Gegensatz zwischen der lateinischen, durch die Renaissance geläuterten und verjüngten und zwischen der germanischen halb im Mittelalter steckengebliebenen Kultur aufgestellt und zu erweisen gesucht, daß heute die erstere von der letzteren zurückgedrängt würde. Die Italiener könnten sich von der geistigen Hegemonie Deutschlands nur noch auf gewaltsamem Wege befreien, wenn sie nicht ihre nationale Eigenart einbüßen wollten. Das deutsche System habe nach 1870 allmählich Schulen und Universitäten erobert und richte den größten Schaden an, indem schon die Jugend dadurch in unrechter, dem eigenen Wesen widersprechender Weise ausgebildet würde. Man hat es auf die Formel gebracht, daß der spontanen italienischen genialità die disciplina tedesca entgegenarbeite. Dabei sind im Laufe solcher Erörterungen dieselben Klagen laut geworden, wie wir sie aus Frankreich vernommen haben: etwa, daß die Philologen, wenn sie sich der brauchbarsten Ausgaben der antiken Klassiker bedienen wollten, zu denen des Leipziger Verlages Teubner zu greifen genötigt seien, weil das eigene Land hier versage. Auf der einen Seite Bedauern des Mangels an eigener Gründlichkeit, auf der anderen Rechtfertigung dieses Mangels mit wertvolleren nationalen Eigenschaften. In eine ernsthafte Diskussion über solche in tendenziösem Sinn angestellten kultur- und geschichtsphilosophischen Betrachtungen kann man sich natürlich nicht einlassen. Wenn eine Kultur wirklich in friedlichem Wettbewerb einer anderen nicht Stand zu halten vermag, so ist sie reif zu Grunde zu gehen. Wir glauben das nicht von der italienischen und hoffen auch heute, wo

wir dem Lande feindlich gegenüberstehen, daß das Volk aus dieser für es selbst so fürchterlichen Krise geläutert hervorgehen möge.

Allerdings hat die italienische Kultur in der letzten Zeit bedenkliche Erscheinungen gezeitigt, und ich habe auf manches schon in einem im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz: „Stadtbaukunst und Terza Roma" hingewiesen. Für die eigenen inneren Schäden die in diesem Moment besonders gehaßten Fremden verantwortlich zu machen, ist ein sehr durchsichtiges Vorgehen. Dem Außenstehenden ist das ein Anzeichen dafür, daß eine innere Disharmonie besteht, der man nicht Herr werden konnte. Ein schleichendes Uebel hat keinen anderen Ausweg gefunden, als sich in einer Explosion zu entladen. Aufgeklärte Geister haben diesen Zustand wohl durchschaut. Einer der treuesten Dreibundfreunde in Italien, G. A. Borgese, hat im Hinblick auf die Verfallssymptome von „Zuckungen einer kranken Kultur im Rückenmark" gesprochen. Und wir wollen es nicht vergessen, daß in der Wochenschrift „Italia nostra" bis zu dem letzten Augenblick eine Schar der intelligentesten und edelsten Männer die besten Eigenschaften des italienischen Wesens vertreten und für die Aufrechterhaltung der geistigen und politischen Beziehungen zwischen der italienischen und der germanischen Nation mit großer Energie und großem Scharfsinn gekämpft hat. Auf das, was sie „unser Italien" nennen, werden wir zurückzukommen haben, wenn der Paroxismus der aufgewiegelten Volksmassen verraucht ist.

Auch Gabriele d'Annunzio weissagte von Kulturgütern. Er hat aber andere Bilder beschworen als jene klugen Männer der „Italia nostra." Von Frankreich mit Sold ausgesandt und an dem Erfolg durch Tantieme beteiligt, mußte er die Solidarität der beiden lateinischen Schwesterkulturen preisen, die in Wirklichkeit garnicht besteht und niemals bestanden hat. Die bella Italia soll nicht mehr nur eine Freudenstätte für reisende Fremdlinge bleiben, im Schatten der historischen Ueberlieferung und der monumentalen Vergangenheit hindämmern, sondern aus sich selbst heraus ein neues Leben mit rein modernen Zielen gebären. Welche Töne aus der Leier des großen An- und Nachempfinders, der so gern bei dem ernsten Genius Dantes zu Gaste geht, der die Worte der Bergpredigt umzubiegen sich erdreistete, um seine Landsleute für den verbrecherischsten Krieg aufzureizen!

Mit einem unklaren Modernitätsbegriff hat man in den letzten Jahren auch die Futuristen hantieren sehen, denen so viel lärmendes Aufsehen zu machen gelungen ist. Aus der Anarchie des Bestehenden sollte sich ihr Kulturreich erheben. Die Vergangenheit wollten sie opfern um der Zukunft zu dienen. Ihre äußerste Forderung ging dahin, die von einem beschränkten und zu überwindenden Götzendienst der Tradition behüteten und gehegten Reste alter Zeiten in die Luft zu sprengen und auffliegen zu lassen, um den Ballast und Staub früherer Jahrhunderte mit Gewalt abzuschütteln und die Bahn für moderne Ideen freizumachen. Auch sie erklärte Gegner der germanischen Nation und Kultur." So zieht denn das italienische Volk mit völliger Zerrissenheit und inneren Krankheitserscheinungen in diesen Krieg.

Wie groß die Widerstände gegen ihn trotz Mehrheiten in Kammer und Senat sind, läßt sich heute gar nicht abschätzen; denn von den das Regierungsprogramm bekämpfenden Kundgebungen, die mit aller Strenge unterdrückt werden, gelangt wenig in das Ausland. Als Merkmal, wie man in gewissen Volksschichten darüber denkt und wie man das Vorgehen der staatlichen Organe durchschaut hat, mag hier aber eine Auslassung des „Avanti", des führenden sozialistischen Blattes, vom 16. Mai Platz finden:

„Welche Anzeichen von Verfall und moralischem Tiefstand! In Mailand müssen wir mit ansehen, wie unreife Jungen die Ausgestoßenen oder Fahnenflüchtigen aller Parteien im Triumph einhertragen. In Rom berauscht sich die Masse der Löhnlinge, die aus der Krippe der Bureaukratie gefüttert werden, an den ohrenbläserischen Reden von Gabriele d'Annunzio, und an was für Reden!

„Der Sänger jeder strafbaren Entartung hat ein dankbares Publikum im Theater Costanzi dazu aufgereizt, sich am Donnerstag nach Montecitorio zu begeben, um mit Gewalt die Abgeordneten zu überfallen und anzugreifen, die über Italiens politische Haltung zu entscheiden haben.

„Also Aufreizung zum Verbrechen in aller Form.

„D'Annunzio als Führer und Beseeler des nationalen Gewissens! Das Schamgefühl treibt einem die Blutröte ins Gesicht. Dieser Mensch, ein offenkundiges Beispiel widerlicher Unsittlichkeit, der stets die hochmütigste Verachtung allen Gesetzen gegenüber, die die bürgerrechtlichen Verhältnisse regeln, zur Schau trug, der mit seinem Talent ekelhaften Handel getrieben hat, der der italienischen Skandalchronik die schändlichsten Beiträge lieferte, dessen Namen sich im Verzeichnis der Bankerotteure vermehrte, und der schließlich wegen seiner zügellosen Ausschweifungen in Frankreich Zuflucht suchte, von wo aus er einige Winter hindurch seine Bosheiten und Vorwürfe auf Italien und die Italiener herabhageln ließ, dieser d'Annunzio wirft sich plötzlich zum Rat und Führer der Nation auf und predigt den Krieg. Uns schmerzen solche Triumphe nicht. Wenn jene Klasse, die behauptet, daß sie die Geschicke des Vaterlandes lenkt, solches Beispiel moralischer Abgestorbenheit gibt, dann muß sie freilich alle Anstrengungen machen, um auch den schärfsten Proben widerstehen zu können. Dennoch sind ihr die fürchterlichsten Enttäuschungen bestimmt. Das Bacchanal der Patrioten, deren Symbol d'Annunzio ist, ist nur das äußere Zeichen bevorstehender Zersetzung. Und wenn nun der Krieg kommen wird, wenn Trübsal, Elend und Schmerz sich auf unser Land herabsenken werden, und die traurige Lage noch verschärfen, die jetzt schon das armselige Volk der Arbeiter quält, dann wird schließlich die Folgen immer nur das Volk allein zu tragen haben.

„Denn der Poet wird dann wiederum die Alpen überschritten haben, um unter Fremden sich heidnisch zu vergnügen und behaglich die Frucht ausgestandener Mühen zu genießen, die das italienische Volk ins Blutbad stießen".

Der Gegensatz, unter welchen Formen sich Deutschland zu Beginn seines Kampfes den Augen der Welt zeigte und in welcher Verfassung Italien seinen Beutefeldzug unternimmt, kann nicht greller beleuchtet werden. Wenn Einmütigkeit und ein einheitlicher zur Einsetzung der höchsten Energieen entflammender Wille eine Hauptvorbedingung für den Krieg moderner Volksheere ist, so mag manchem italienischen Patrioten vor dem Unternehmen grauen. Es bleibt abzuwarten, ob der Regierung, die, als sie vor der Zweifelsfrage: Krieg oder Revolution, zu stehen glaubte, auf Kosten der Ehre sich für den Krieg entschied, nach Einstellung der Feindseligkeiten die Revolution erspart bleiben wird.

Für uns aber heißt es beim Friedensschluß jenen deutschen Idealen von Treu und Glauben Ansehen zu verschaffen, welche die italienische Regierung mit Füßen getreten hat. Werner Weisbach.

Das rumänische Problem.

Seit dem ersten Tage des Krieges ist die Frage der Haltung Rumäniens, man darf ohne Uebertreibung sagen für die ganze Weltlage von einer Bedeutung gewesen, die in einem ganz außerordentlichen Mißverhältnis steht zu dem äußeren Gebietsumfang und der Bevölkerungszahl dieses jungen Königreichs. Frankreich und Rußland haben seit Kriegsbeginn Rumänien in der aufdringlichsten Weise umschmeichelt und umworben, nicht etwa nur mit guten Worten; dem Deutschen liegt diese Art, sich politische Freunde einzufangen, nicht recht, und so waren wir angesichts des franko-russischen Wettkriechens und -„schmierens“ in großem Stil mit unserer etwas nüchternen gerade im Süden weniger verständlichen traditionellen Methode sachlicher Beeinflussung für die ersten sechs bis acht Monate des Krieges sehr im Nachteil. Glücklicher Weise entfaltete sich aber inzwischen die deutsche Beredsamkeit auf den Schlachtfeldern zu um so schönerer Blüte: dies Volapük verstand man überall! England zog daraus die Folgerung, daß es nun höchste Zeit sei, dem verflossenen Dreibundfreund Italien die Daumenschraube anzusetzen, und es gelang ihm so wirklich, seinem neuen Mußfreund die Pistole in die Hand zu drücken, deren Lauf der deutsch-österreichische Handgriff hoffentlich bald die verdiente Richtung geben wird. In Petersburg und Paris meint man nun, der Vorgang lasse sich automatisch auf Rumänien übertragen, und die auf Siebenbürgen lüsterne Irredenta in Bukarest verfehlte auch nicht, den unverzüglichen Einmarsch in Siebenbürgen, der nun schon zehn Monate lang gefordert worden ist, mit apodiktischer Gewißheit in Aussicht zu stellen. Ohne Mitwirkung des Königs und der Regierung geht das aber füglich auch in Rumänien nicht so leicht, und diese beiden Faktoren haben bei aller nötigen Zurückhaltung, die sie der Opposition gegenüber üben mußten, um die künstlich entfachte Volksleidenschaft nicht durch schroffe Abweisung wider Willen selbst steigern

zu helfen, bis zum Augenblick den Weg der Besonnenheit nicht verlassen. Die Nachrichten über die Verhandlungen, die zwischen Bukarest und Petersburg wegen der ausreichenden Gegenwerte Rußlands für die eventuell zu leistende rumänische Kriegshilfe gepflogen wurden, sind ganz sicher, wie auch in Rumänien offiziell zugegeben wird, auf tatsächliche Vorgänge zurückzuführen, die sich in diesen Tagen abgespielt haben. Es wäre ja auch sehr widersinnig, wenn Rußland solche Verhandlungen nicht angeregt hätte. Und für Rumänien hatte es natürlich auch seinen Reiz, zu erfahren, was ihm Rußland anbieten kann. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die rumänische Regierung durch das formelle Eingehen auf solche Verhandlungen die Sache in die Länge ziehen und die Schreier im eigenen Lande einigermaßen abwiegeln will, bis die Sprache des deutschen und des österreichischen Schwertes auch für die verstocktesten Ohren noch vernehmlicher klingen wird. Möglich auch, daß durch diese Taktik Oesterreich-Ungarn veranlaßt werden soll, sich über ernste Zugeständnisse an das Rumänentum rascher und deutlicher zu äußern. Man ist sich dessen in Bukarest jedenfalls klar bewußt, daß die Bedeutung der rumänischen Frage augenblicklich ihren Höhepunkt erreicht hat und daß jetzt von der einen oder von der anderen Seite der höchstmögliche Preis herausgeschlagen werden kann, aber die einsichtsvollen rumänischen Politiker machen auch kein Hehl daraus, daß Rußland heute weniger denn je in der Lage ist, dem Königreich Rumänien als Bundesgenossen Versprechungen zu machen, die unbedingt eingelöst werden können. Mit beißendem Hohn schreibt der frühere Ministerpräsident Peter Carp in seiner Zeitung „Moldova", die er während des Krieges eigens zur Bekämpfung der selbstmörderischen Frankorussomanie gegründet hat: „Die Entente könnte nur eine einzige für Rumänien annehmbare Garantie bieten, und das wäre die gründliche Niederwerfung Rußlands. Ohne diese Sicherheit sind alle Versprechungen der Entente eine Irreführung naiver Seelen. Die geschlagenen Russen schreien wieder nach unserer Hilfe. Es wäre Wahnsinn, wenn wir unsern besiegten Feind unterstützen würden, jenen Feind, der uns übermorgen mit den Pferden seiner Kosaken zu Tode treten lassen würde. Es müßte in diesem Lande nicht nur der Patriotismus, sondern aller Selbsterhaltungstrieb geschwunden sein, wenn sich noch immer Menschen fänden, die in jenem Augenblick, da die Russen in Galizien geschlagen wurden, noch immer daran denken, die russische Armee zu retten." Carp zweifelt daran, daß Rumänien geneigt sei, die Rolle des ins Joch gespannten Pferdes zu übernehmen, das den festgerannten Wagen Rußlands aus dem Sumpf ziehen soll."

In allen Anerbietungen Rußlands an Rumänien ist tatsächlich bisher nur von österreichisch-ungarischen Gebieten die Rede gewesen, nicht aber auch von der Ueberlassung jener früher rumänischen Provinzen, die Rußland Rumänien entrissen hat. Es handelt sich, wie das „Bukarester Tagblatt" feststellt, „immer nur um Gebiete, die dem bisher siegenden Teile angehören, — von dem bisher Besiegten ist aber in erster Reihe

die Rückerstattung jenes Landes zu verlangen, das gerade so gut dem Königreich Rumänien angehört wie die Wallachei oder die Moldau".

Das einflußreichste Bukarester Blatt ist der „Universul". Er hat dem Dreiverband durch die bis vor kurzem rückhaltlose Unterstützung seiner Politik unschätzbare Dienste geleistet. Seit einigen Wochen schon bringt indes diese Zeitung gelegentlich auch Aufsätze, worin ganz unumwunden die Forderung aufgestellt wird, daß Rumänien seine eigenen Wege gehe und sich weder von Rußland noch von Frankreich bevormunden lasse. Der Aufsatz des früheren Abgeordneten Peucescu in der Nummer vom 20. Mai des „Universul" hat berechtigtes Aufsehen erregt; entschiedener kann man nicht abwinken. „Jeder klardenkende Rumäne weiß, daß unsere Wege nicht die Wege Italiens sind. Wir glauben überhaupt nicht, daß Italiens bewaffnetes Einschreiten den Krieg zugunsten der Entente entscheiden würde. Die Zentralmächte führen diesen Krieg nunmehr schon 10 Monate gegen so viele Feinde, und weder ihre militärische noch ihre wirtschaftliche Kraft ist erschöpft. Ganz im Gegenteil, sie haben in dieser Zeit ihren Gegnern solche Schläge versetzt, wie sie ähnliche die Geschichte nicht kennt. Daneben hatten sie schon langeher Zeit, Italiens zweideutige Politik aufmerksam zu verfolgen, und bei der zugespitzten Lage haben sie ohne Zweifel mit richtigem Vorausblick die notwendigen Vorsichts- und Abwehrmaßregeln getroffen. Wenn es also zum Bruche mit Italien kommt, so sind sie jedenfalls auch dafür gerüstet. Rumänien das Realpolitik betreibt, kann Italien auf seinem abenteuerlichen Wege nicht nur nicht folgen, sondern das wohlerwogene Interesse des rumänischen Staates und Volkes fordert es im Gegenteil geradezu, daß Rumänien sich von der Aktion Italiens vollkommen fernhalte und es ausschließlich Italien überlasse, das Risiko und die Folgen seiner Politik zu tragen. Es ist Pflicht des rumänischen Publikums, nunmehr die verantwortlichen Faktoren Rumäniens zu unterstützen. Die Welt soll sehen, daß die rumänische Politik nicht in Rom noch sonstwo, sondern einzig und allein in Bukarest gemacht wird. Von diesem entscheidenden Augenblick an trennt sich unser Weg von Italien, trotz der gemeinsamen Abstammung, deren wir in der Vergangenheit so oft gedachten und an die wir uns von jetzt an nur mit schmerzlichen Gefühlen erinnern werden."

So viel Sätze, so viel Keulenschläge für alle Freunde der rumänischen „Aktion" im Solde des neuen Vierverbandes. Deshalb darf freilich die Lage auch nicht zu optimistisch beurteilt werden; in einem Land, wo auf der Straße und in der Presse mit so viel Temperament Politik gemacht wird, ist man nie vor einem plötzlichen Stimmungsumschwung sicher. Darum muß die Regierung in die Lage versetzt werden, dem Volk auch die positiven Vorteile zu zeigen, die sich aus der wohlwollenden Haltung Oesterreich-Ungarns und dem Deutschen Reich gegenüber ergeben. Der Schlüssel zur Lösung dieser Frage liegt einzig und allein in den Händen des ungarischen Ministerpräsidenten. Die Versprechungen, die Graf Tisza

im August und im September vorigen Jahres aus eigenstem Antrieb den ungarländischen und siebenbürgischen Rumänen gemacht hat, sind ein Kapital, dessen Wert sich in der Zwischenzeit, wie sich die Dinge entwickelten, nur steigern konnte. Wenn Graf Tisza diesen Trumpf jetzt ausspielen will, entwindet er allen unsern Feinden und allen Widersachern der rumänischen Regierung die gefährlichste Waffe. Was man Italien angeboten hat, um es im Zustand der Neutralität zu erhalten, war ein ungeheures Opfer im Vergleich mit den Zugeständnissen, durch die Rumänien auf unsere Seite gebracht werden kann. Im wesentlichen handelt es sich nur um die loyale Gewährung kultureller Entwicklungsmöglichkeit und vernünftiger politischer Bewegungsfreiheit für die Rumänen in Ungarn. Nach beiden Richtungen besteht keine grundsätzliche Meinungsdifferenz zwischen dem Grafen Tisza und den Vertretern der rumänischen Wünsche. Nur über das Maß dieser Zugeständnisse können die Meinungen auseinandergehen, die Verhandlungsbasis aber ist da.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, innerhalb welcher Grenzen sich die rumänischen Wünsche Oesterreich-Ungarn gegenüber im besonderen mit Aussicht auf Erfolg bewegen dürfen, aber von Wert auch für die deutsche Oeffentlichkeit ist die Kenntnis dessen, warum der rumänische Ministerrat vom 21. Mai die russischen Vorschläge als unannehmbar bezeichnet hat: Rußland verspricht Rumänien nur einen Zuwachs an Gebieten, die nicht in russischem Besitz sind, und auch da ist das Moskowitertum recht knauserich, denn die Bokuwina soll, wie die rumänischen Blätter feststellen, Rumänien nicht bekommen, weil dies Land „mit Strömen russischen Blutes erworben (!) wurde“, und das südungarische Banat „muß dem Königreich Serbien vorbehalten (!!) bleiben“. Auf der Flucht aus Galizien hätte Rußland wirklich mit der Vergebung der Ländermassen seiner Verfolger auch etwas freigibiger verfahren können! Aber freilich, der Russe hat es nicht nötig, sich zu verausgaben; ein russischer Diplomat, der offenbar nicht ganz auf dem Laufenden darüber ist, was jetzt im Osten geschieht, hat dem Vertreter des „Universul“ in Rom erklärt: „Es wäre an der Zeit, daß jedermann darüber ins Reine komme, daß wir Rumänien nicht so notwendig brauchen, als man allgemein glaubt!“ Das gäbe also eine ganz gute Stimmungsgrundlage für die rumänischen Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn.

Wo man auf ungarischer Seite anknüpfen müßte, ist gerade im letzten Heft der „Preußischen Jahrbücher“ von Dr. Daniels in dem einen Satze gesagt worden: „Die versteinerten nationalistischen Programme diesseits wie jenseits der Leitha müssen durch lebensvollere, fruchtbarere Objekte des Parteikampfes ersetzt werden“. Oesterreich hat mit Italien den Anfang gemacht; das Angebot der italienischen Universität in Triest wäre in Friedenszeiten nicht denkbar gewesen. Nicht Oesterreichs Schuld ist es, wenn jetzt die österreichischen Italiener (einschließlich der Ladiner, nach der letzten Volks-

zählung noch nicht $2^3/_4$ Prozent der Bevölkerung Oesterreichs) leer ausgehen; sie mögen sich bei ihren wortbrüchigen „Erlösern“ bedanken! Rumänien kann daraus lernen, wenn jetzt die ungarische Regierung den Rumänen Ungarns, die nach der Zählung von 1910 mehr als 14 Prozent der ungarischen Bevölkerung darstellen, ähnliche Zugeständnisse einräumt. Hoffentlich sind Ungarns Versprechungen weniger nebuloser Art als diejenigen Rußlands, und hoffentlich überspannt Rumänien den Bogen nicht und wartet auch nicht solange zu, bis auch Oesterreich-Ungarn — mit etwas mehr Recht als das bedrängte Rußland — von sich behaupten zu dürfen meint, daß es, wenigstens für den Augenblick, „Rumänien nicht so notwendig brauche, als man allgemein glaubt.“ Noch berühren sich die aktuellen Interessen Rumäniens und Oesterreich-Ungarns aufs engste, noch steht die aktive Mitwirkung Rumäniens an der Seite des Habsburgerreiches hoch im Preis; durch die Ereignisse weniger Tage kann sie einen unberechenbaren Kurssturz erfahren. Wenn dies- und jenseits der Karpathen die Klugheit regiert, steht für beide Teile ein glänzendes politisches Geschäft in Aussicht, das den spätesten Generationen hundertfältige Früchte tragen würde.

Graf Tisza hat in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 17. Mai die Verhandlungen mit Italien aus einem gewissen staats- und völkerpsychologischen Gesichtspunkt tiefer zu motivieren versucht; seine Worte berühren heute, nach dem vorläufigen Abschluß der italienischen Komödie, etwas eigentümlich: „Da wir uns überzeugt haben, daß die Beseitigung der Reibungspunkte, das Hervorrufen eines solchen Seelenzustandes, der die Voraussetzung einer dauernden, aller Hintergedanken baren Freundschaft ist, lediglich um den Preis solcher territorialen Zugeständnisse erreicht werden kann, haben wir auch diesen Weg betreten, im vollen Bewußtsein der auf uns lastenden großen Verantwortung, aber nicht aus taktischen Zielen, nicht zur Ueberwindung augenblicklicher Schwierigkeiten (allgemeine lebhafte Zustimmung), sondern von der Ueberzeugung durchdrungen, dadurch in Wahrheit den ständigen Interessen unseres Vaterlandes und der Monarchie zu dienen.“ Die Italiener hatten kein Bedürfnis, sich um den Preis von Wälschtirol und der Triester Universität in den gewünschten „Seelenzustand“ zu versetzen; ob ihr künftiger Seelenzustand erheblich angenehmer sein wird, entscheiden die österreichisch-ungarischen Haubitzen und die Wasser- und Luftkreuzer. Eine Verständigung mit Rumänien aber ist in der That nur von Ungarn abhängig.

Lutz Korodi.

Italien — Französische Kriegsziele — Das englische Koalitionsministerium.

Die Zerreißung des Dreibundes durch Italien und sein Uebertritt in das uns feindliche Lager ist von der öffentlichen Meinung Deutschlands mit außerordentlicher Ueberraschung aufgenommen worden; noch bis zur letzten Stunde hat man es nicht recht glauben wollen. Unsere Leser, die seit Ende 1909, wo die folgenschwere Zusammenkunft von Racconigi stattfand, den politischen Korrespondenzen der „Preußischen Jahrbücher" gefolgt sind, werden weniger erstaunt gewesen sein. Nachdem die Katastrophe des Hochsommers 1914 den Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens ein Ende gemacht hatte, denen in allen europäischen Kabinetten viele Staatsmänner lange Jahre hindurch ehrlich und erfolgreich hingegeben gewesen waren, konnte der Anschluß Italiens an das Kriegsbündnis der Tripelentente kaum noch vermieden werden. Was von seiten der österreichisch-ungarischen und deutschen Diplomatie geschehen konnte, um der italienischen Politik eine andere Wendung zu geben, ist in vielmonatlichen mühsamen Unterhandlungen getan worden; die Habsburgische Monarchie hat dem Nachbarstaat, von dem sie schon um so schöne Provinzen beraubt worden ist, die härtesten Opfer bringen wollen. Aber beinahe mit Notwendigkeit trieben jene Transaktionen von vornherein dem Scheitern entgegen, und, wie der ehrwürdige Kaiser Franz Joseph in seinem Manifest sagt, so mußte sich das Schicksal vollziehen.

Ein Rückblick auf die Geschichte des Dreibunds, soweit Italien einen Teil davon bildete, wird jene Ansicht bestätigen. Der Dreibund entstand im Jahre 1887 durch den Anschluß Italiens an den deutsch-österreichischen Zweibund von 1879. Die Italiener würden sich diesem schon gern 1881 angeschlossen haben, nachdem sie Frankreich durch die Wegnahme von Tunis erbittert hatte. Aber Gladstone, der 1881 englischer Premierminister war, wünschte nicht, daß die Italiener einen förmlichen Bund mit den Zentralmächten schließen sollten, und Italien hat, seitdem es besteht, niemals ernstlich gewagt, eine der englischen zuwiderlaufende Politik zu befolgen. Gladstone stand mit Frankreich, gegen das Italien bei Deutschland und Oesterreich-Ungarn Schutz zu finden wünschte, selber nicht gut. Ich brauche nur den Namen Jules Ferry zu nennen, um bei dem Leser die Erinnerung an die Streitigkeiten lebendig zu machen, die damals die Kabinette von London und Paris einander entfremdeten. Welche diplomatischen Kämpfe aber Gladstone auch in der ägyptischen Frage und um anderer überseeischer Angelegenheiten willen mit Frankreich ausfocht, Deutschland und Oesterreich-Ungarn waren in seinen Augen doch stets die gefährlicheren Gegner Englands. Ueberdies geriet er auch bald mit dem Fürsten Bismarck, der die deutsche Kolonialpolitik inaugurierte, in recht erbitterte Händel. Aus Rücksicht auf die englischen Liberalen mußte sich das Kabinett von Rom an Stelle einer Allianz mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit einer

Entente begnügen. Aber auch in dieser Form, die etwas lockerer als ein eigentliches Bündnis war, bestand zwischen Italien und dem Zweibund eine Beziehung, die Tripolis vor den Griffen der Franzosen schützte. Frankreich war nach jener Kolonie damals sehr begierig, weil es noch von einem nordafrikanischen Reich träumte, das in einem ununterbrochenen Zusammenhang von Marokko bis Aegypten reichen und hier territorialen Anschluß an ein französisch gewordenes Syrien finden sollte. Da sich England soeben in Aegypten eingedrängt hatte, so verstehen wir, warum Gladstone trotz seiner Deutschfeindlichkeit die Annäherung Italiens an den Zweibund begünstigte.

Die Feindschaft zwischen Großbritannien und Frankreich steigerte sich noch, nachdem in England 1886 die Liberalen die Zügel der Regierung hatten den Unionisten übergeben müssen. Jahrelang schien die Gefahr eines französisch-russischen Angriffskrieges über den britischen Inseln zu schweben, besonders nachdem 1892 in Toulon die Verbrüderung zwischen den Marinen Frankreichs und Rußlands gefeiert worden war. Deutschland und Oesterreich hätten im Fall einer solchen Krisis zu England gehalten. So ist es denn kein Wunder, daß der damalige Leiter der britischen Politik, Marquis von Salisbury, den förmlichen Anschluß Italiens an den Zweibund gutheiß. Im Jahre 1887 wurde der Dreibund gegründet; gestützt auf ihn und England, focht Italien von 1888 an den Zollkrieg gegen Frankreich durch, der seinem Wohlstand schwere Wunden schlug, für seine nationale Unabhängigkeit aber schließlich doch ein Vorteil war, ebenso wie der Zollkrieg, den später Serbien gegen die österreichisch-ungarische Monarchie durchgekämpft hat.

Von 1886 bis 1896 ist die Zeit, in der Italien ohne Hintergedanken ein Partner des Dreibundes gewesen ist. Ich nenne zur Veranschaulichung des damaligen Verhältnisses zwischen dem Kabinett von Rom und den mitteleuropäischen Mächten den Namen Crispi. Aber keinen Augenblick darf man vergessen, daß während jenes ganzen Dezenniums, wenn um Tripolis die Kanonen zwischen Italien und Frankreich losgegangen wären, nicht nur das deutsche Landheer ein angegriffenes Italien geschützt haben würde, sondern auch die britische Flotte.

Im Jahre 1896, als der deutsche Kaiser das Jameson-Telegramm an den Präsidenten Krüger ergehen ließ, führten die Engländer jene Verlautbarung nur teilweise auf das Temperament Wilhelms II. zurück. In der Hauptsache war ihrer Meinung nach der Sinn der sensationellen Depesche der, daß der deutsche Kaiser sehen wollte, ob seine Demonstration die Folge hatte, daß unter den Völkern der Erde mit elementarer Wucht eine antienglische Stimmung hervorbrach. Wenn das eintrat, gedachte man in Berlin, wo man von der Kontinental- zur Weltpolitik überging, zu versuchen, ob man an die Spitze einer Koalition gegen Großbritannien zu gelangen vermochte. So, wie gesagt, faßte man damals an der Themse die deutsche Staatskunst auf. Man erwiderte das Jameson-Telegramm mit der

drohenden Geste der Bildung eines fliegenden Geschwaders an der Küste Irlands. Zugleich aber tat man diplomatische Schachzüge gegen das Deutsche Reich und wohl keinen wichtigeren, als daß man eine Aussöhnung zwischen Italien und Frankreich ins Werk setzte. Jetzt, nachdem die Franzosen 15 Jahre lang im Lande geschaltet und gewaltet hatten, stimmte Italien endlich dem französischen Protektorat über Tunesien zu und genehmigte auch die Abschaffung der Kapitulationen in der Regentschaft. Dafür ließ Frankreich seine Ansprüche auf das Hinterland von Tripolis fallen. Diese Konzession verzögerte sich noch ein paar Jahre, aber schon 1896 schloß der italienische Kronprinz, der jetzige König, die offenbar hochpolitische Ehe mit Helene von Montenegro. Es war eine beschämend „kleine Partie", nur erklärlich als das Symbol ehrgeiziger Prätentionen, die in die westbalkanische Interessensphäre Österreich-Ungarns eingriffen. Bald wurde auch, nach zehnjähriger Dauer, der Zollkrieg mit Frankreich beigelegt. Für diese ganze Abwandelung der italienischen Politik ist charakteristisch der Name Prinetti.

Das höchste Gut der Staaten, dessen Besitz sie bewußt oder instinktiv alles Andere unterzuordnen pflegen, ist die Unabhängigkeit. Wohl gibt es in den menschlichen Gemeinwesen noch andere Tendenzen, die die auswärtige Politik beeinflussen, aber sie sind erfahrungsgemäß fast immer schwächer als jener Drang nach Freiheit des Staats von anderen Staaten. Das lehrt auch die Geschichte der italienischen Politik. Von 1881 bis 1896 hatte die irredentistische Bewegung, obwohl sie auch damals Sympathien in der italienischen Nation fand, gar keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des Landes; erst nach der Wendung, die in den Weltverhältnissen und mit ihnen in der Staatskunst des römischen Kabinetts 1896 eintrat, begann die fast abgestorbene Agitation für die unerlösten Provinzen wieder zu erstarken. Allerdings konnte von einem Krieg gegen Oesterreich-Ungarn vor der Hand keine Rede sein. Denn ebenso wie Gladstone in den 80 er Jahren Frankreich und Deutschland zugleich als Gegner Englands betrachtete, sah die britische Regierung von 1896 Rivalen sowohl in Deutschland und Oesterreich einerseits als auch in Frankreich und Rußland andererseits. Von einer Tripelentente war zu jenem Zeitpunkt noch nicht die Rede. Das Jahr 1898 brachte den englisch-französischen Konflikt von Faschoda, das Jahr 1904 den mit indirekter englischer Unterstützung erfolgenden japanischen Angriff auf Rußland. Bei dieser internationalen Lage entsprach es dem Interesse Großbritanniens, daß Italien im Dreibund blieb; nämlich für den Fall, daß England Bundesgenossen gegen den Zaren und die französische Republik nötig hatte. Andererseits mußte das Verhältnis des Königreichs Italien zu den Zentralmächten gelockert werden, damit man die Italiener jeder Zeit für eine englisch-französisch-russische Kombination gewinnen konnte, deren Zustandekommen in nicht zu ferner Zukunft den Engländern umso wünschenswerter erschien, als Kaiser Wilhelm II. den Burenkrieg (1899—1902) dazu benutzte, um die deutsche Flotte machtvoll auszubauen.

Zu den Faktoren, die die auswärtige Politik Italiens beeinflussen, ohne sie zu beherrschen, gehört neben dem Irredentismus der Demokratismus. Es gibt in Italien viele Politiker, die behaupten, ihr Land dürfe nur an der Seite der liberalen Westmächte zu finden sein; Mächte, die auf das Autoritätsprinzip gegründet wären, wie Oesterreich, Deutschland und besonders Rußland, könnten keine geeigneten Bundesgenossen für ein aufgeklärtes lateinisches Volk wie das italienische abgeben. Diese den Leidenschaften der inneren Politik entsprungenen unklaren Gefühle sind in Italien kräftig entwickelt, und keine italienische Regierung wagt ohne Not, sie zu verletzen. In der meinen Ausführungen voraufgehenden Politischen Korrespondenz des Herrn Dr. Weisbach ist wahrheitsgetreu und farbenreich geschildert worden, wie sich das berüchtigte Parteitreiben der italienischen Geschichte in dem Parlamentarismus des modernen Königreichs Italien fortsetzt. Niemals hat die Wut der Faktionen den Nimbus der auswärtigen Politik eines Staates stärker beeinträchtigt als 1904 in Italien, wo der Kaiser von Rußland dem König Victor Emanuel seinen Besuch ansagte und die Drohungen der Sozialisten mit dem politischen Mord die italienischen Minister zwangen, Seine Zarische Majestät um den Verzicht auf die Reise zu ersuchen.

Aber ebenso wie der Irredentismus ist auch der Demokratismus in der auswärtigen Politik Italiens schließlich doch mehr eine beherrschte und benutzte als eine treibende Kraft. Eben die Geschichte der Visite des Kaisers Nikolaus lehrt das. 1904 wurde die Anwesenheit des Zaren in Italien verbeten, 1909 hatte er mit Victor Emanuel die Zusammenkunft in Racconigi, wo die gegenwärtige kriegerische Kooporation zwischen der italienischen Demokratie und dem Zarismus eingeleitet wurde. Die Sozialisten Italiens machten gegen den Empfang des Selbstherrschers 1909 eine ebenso energische Opposition wie 1904, aber diesmal half es ihnen nichts. Die Ursache war, daß die englische Politik, in deren Schlepptau zu fahren Italien nicht aufgehört hatte, einen neuen Kurs verfolgte. Nachdem es Großbritannien gelungen war, Rußland durch seine Niederlagen gegenüber den Japanern zu schwächen, hörte das Kabinett von St. James auf, sich zugleich auf den Krieg gegen Rußland-Frankreich und Deutschland-Oesterreich diplomatisch vorzubereiten. Nur die Zentralmächte galten noch als die möglichen Feinde. Mit Frankreich und Rußland schlossen die Engländer sogar die Tripelentente. Italien folgte ihnen immer noch nicht soweit, daß es aus dem Dreibund austrat, denn dieses föderative Verhältnis band Oesterreich-Ungarn in Albanien die Hände, aber als diplomatische Dependenz Großbritanniens erwies sich der italienische Staat auch in der neuen internationalen Lage. Auf der Konferenz von Algesiras ergriffen 1906 die Vertreter Italiens Partei für Frankreich gegen Deutschlands Ansprüche in der marokkanischen Frage. Ohne Vorteil für Italien blieb diese „Extratour" Italiens mit der Tripelentente nicht; Frankreich, das der Entente mit England seine ägyptischen Ansprüche zum Opfer

brachte, hatte kein sonderliches Interesse an Tripolis mehr und erkannte die Anwartschaft Italiens auf dieses Land an.

Das waren die Umstände, unter denen sich der Ansturm der italienischen Sozialisten gegen den Zarenbesuch in Racconigi erfolglos zeigte; das auswärtige Interesse des Landes, oder was dafür gehalten wurde, trug den Sieg davon über die Agitationen der Straße. In Oesterreich-Ungarn aber war man sich sofort klar darüber, daß nach der schroffen Stellungnahme der britischen Politik gegen die Zentralmächte das Verbleiben des welschen Schildknappen Englands im Dreibund der Habsburgischen Monarchie nicht die geringste Garantie gegen einen Ueberfall von Süden her bot. Mächtig wurde nach Racconigi in den österreichischen Alpen gerüstet. Und als die Italiener 1911 zunächst einen Ueberfall auf die Türkei, die Besitzerin von Tripolis, verübten, um ihre Anwartschaft auf diese Kolonie zu realisieren, drängten die hohen Militärs in Wien, der Erzherzog-Thronfolger an der Spitze, die österreichische Regierung, daß sie gegen Italien ein Kriegsbündnis mit den Osmanen abschließen solle.

Die maßgebenden Männer in der österreichischen Hauptstadt lehnten die kühnen Ratschläge Franz Ferdinands und der Generale, die dachten wie er, ab. Die k. u. k. Staatskunst erwarb sich durch ihre Friedensliebe ein Verdienst, das in dieser Zeitschrift oft gegenüber wegwerfender Kritik mit großer Entschiedenheit hervorgehoben worden ist. Auf die Dauer wird ihre Mäßigung und Selbstverleugnung der Donaumonarchie zum Segen gereichen, aber unmittelbar zog das vorsichtige Auftreten der österreichischen Staatsmänner, obwohl es durch die Verhältnisse absolut geboten war, eine Reihe von unheilvollen Folgen nach sich. Um den unerwartet zähen Widerstand der Osmanen zu brechen, hetzten die Italiener, im Verein mit ihren neuen russischen Freunden, die Balkanstaaten gegen die Türkei auf. Der Balkanbund mit den beiden Balkankriegen brachte Serbien empor, den Todfeind Oesterreich-Ungarns, der sich selber „das südslavische Piemont" nannte. Speziell die Niederschmetterung Bulgariens erschien dem Kabinett von Wien so schädlich für das Prestige der Donaumonarchie, daß es unter dem Antrieb Franz Ferdinands schon im Sommer 1913 die k. u. k. Truppen gegen das „südslavische Piemont" in Bewegung setzen wollte. Drohungen des damaligen italienischen Ministerpräsidenten Giolitti an die Wiener Adresse sollen, wie dieser Politiker sich später in der italienischen Kammer gerühmt hat, viel dazu beigetragen haben, daß die österreichische Regierung die Abrechnung mit Serbien noch einmal zu vertagen beschloß.

Diese Langmut wurde von den Serben mißverstanden. Sie hielten für Furcht, was verständige Berechnung von Seiten einer großen Macht war, die, wie sie auf eine altersgraue Vergangenheit zurückblickt, so sich noch einer unermeßlichen Zukunft sicher fühlt und darum für den Moment laviren kann. Nach serbischer Auffassung gab es in ganz Oesterreich-Ungarn nur Einen Mann, den Thronfolger; wenn man den beseitigt hatte, war die Zukunft Serbiens gesichert. Das österreichische Rotbuch veröffentlicht auf

Seite 85 einen Bericht über eine geheime Sitzung, die der Ortsausschuß der Narodna odbrana in Nisch nach der Ermordung Franz Ferdinands abhielt. Der Vorsitzende jenes Ausschusses, der Direktor der Nischer Strafanstalt Jascha Nenadowitsch, der an der Vorbereitung des Verbrechens einen bedeutenden Anteil gehabt hatte, führte in der erwähnten Sitzung Folgendes aus: „Serbien mußte sich diesmal unbedingt eines Mittels wie das Attentat gegen den Erzherzog Franz Ferdinand bedienen, weil eben dieser wegen seines aggressiven und exzentrischen Charakters eine eminente und fatale Gefahr für Serbien und möglicherweise auch für weitere slavische Kreise bedeutete. Er hätte, wäre er am Leben geblieben, in Kürze Serbien zum Kriege herausgefordert oder es angegriffen, in welchem Falle Serbien, das ja jetzt materiell so geschwächt und mit seiner Armeeorganisation noch nicht fertig ist, unbedingt verloren gewesen wäre. Nun aber ist durch den Serajewoer Mord Serbien gerettet und damit einer jener aus dem Wege geräumt, die Serbien gefährlich sind. Serbien wird jetzt einige Jahre lang Ruhe haben, da der neue Thronfolger es sich wohl überlegen wird, in den Spuren seines Vorgängers zu wandeln".

Verblendete dieses Schlages haben den Krieg herbeigeführt, aber die Balkanpolitik Italiens von Ende 1912 bis Mitte 1914 hat sie ermutigt. Trotzdem hüteten sich die Italiener, in jenen Jahren nach wie vor, aus dem Dreibund auszutreten, innerhalb dessen sie seit nunmehr achtzehn Jahren eine stets wachsende Unzuverlässigkeit an den Tag gelegt hatten. Der Schutz Englands allein erschien ihnen nicht als eine genügende Garantie gegenüber dem bösen Willen Frankreichs, der seit Crispis Abgang nur schlummerte aber nicht erstorben war, wie die Brutalität bewies, die die Franzosen an den Tag legten, als der libysche Krieg der französischen Handelsschifffahrt einige Belästigungen zuzog. Die Franzosen hatten gegenüber der „lateinischen Schwester" so wenig ein gutes Gewissen, daß sie fürchteten, im Fall eines französisch-deutschen Krieges würde sich die italienische Marine mit der österreichischen vereinigen, um die Ueberfahrt der afrikanischen Truppen der Republik nach dem europäischen Kriegsschauplatz zu stören. Ganz dieselbe Besorgnis wurde 1913 und in der ersten Hälfte 1914 wiederholt in den englischen Zeitschriften ausgesprochen. Aufathmend sagte Sir Edward Grey nach dem Ausbruch des Krieges, die Neutralitätserklärung Italiens wäre eine große und angenehme Ueberraschung gewesen.

Die Lenker des gegenwärtigen Italien haben die Formel geprägt, ihr Land wolle nicht mehr blos nationale sondern auch imperialistische Politik treiben. Sie verstehen darunter, daß Italien nicht nur die italienisch sprechenden Teile Oesterreich-Ungarns erobern soll, sondern auch deutsche, slovenische und serbische Landschaften der Habsburgischen Monarchie. Es liegt aber auf der Hand, daß Italien, wenn es nun einmal gewillt ist, seine europäischen Grenzen ohne Rücksicht auf das Nationalitätsprinzip zu erweitern viel klüger tun würde, die Assimilation von Savoyarden und Provenzalen zu versuchen als sich zu dieser Aufgabe bei den Nachkommen

von Hofer, Haspinger und Speckbacher zu drängen. Vor allen Dingen aber — das wahre Ziel eines italienischen Imperialismus ist die Herrschaft über das westliche Mittelmeer, basiert auf den Besitz von Libyen, Tunis, Algier und Marokko. Wie leicht die nordafrikanischen Länder, die sich gegenwärtig in Frankreichs Händen befinden, durch eine europäische Macht zu regieren sind, darüber habe ich an einer anderen Stelle dieses Heftes auf Grund der Darstellung eines Kenners jener Gebiete berichtet.

Aber damit die italienische Staatskunst den Weg des wahren Imperialismus entdeckte und einschlug, hätte die Vorsehung im Sommer 1914 die Regierung des Königreichs einem genialen Staatsmann wie Cavour übergeben müssen. Die Männer, die heute in Rom an der Spitze stehen, sind Geister ohne Originalität, die an der diplomatischen Tradition und Routine kleben. Cavour war allerdings der Freund Englands, ja, er gab sich geradezu als Angloman, aber unter ganz anderen Verhältnissen. England hat die Einheit Italiens geschaffen, weit mehr als Frankreich, das 1859 nur ein vergrößertes Königreich Sardinien wünschte und 1860 geradezu durch britische Kriegsdrohungen, und zwar sehr schwere, gezwungen werden mußte, einen italienischen Nationalstaat ins Leben treten zu lassen. Und schon am 15. Juni 1848 hatte Lord Palmerston an Leopold I. von Belgien geschrieben, wenn Großbritannien einen italienischen Großstaat schaffe, werde derselbe in seiner auswärtigen Politik vom Londoner Kabinett abhängig sein und englischerseits abwechselnd zur Bekämpfung Frankreichs und Oesterreichs gebraucht werden können.

„Unter keinen Umständen gegen England!“ Das ist die Formel, die 66 Jahre nach jener Aeußerung Palmerstons fast alle italienischen Diplomaten noch immer nachsprechen. Und doch ist Italien nur ein größeres Portugal, bevor es nicht, abgesehen von dem Druck, den Frankreich auf seine Mittelmeer-Interessen ausübt, auch die britische Vormundschaft abgeschüttelt hat. Wenn die Italiener endlich eine Großmacht werden wollten, die den Namen verdiente — und das ist der Hauptehrgeiz derer, die das Land regieren — war Neutralität mit erpreßter Grenzberichtigung kein zweckdienliches Mittel, sondern dann müßten die Italiener schlagen, allerdings nachdem sie vorher erst auf die richtige Seite getreten waren.

In der politischen Literatur Frankreichs bemerkte man schon lange, daß die Franzosen an dem Abfall Italiens zur Tripelentente nicht mehr zweifelten und die italienisch-österreichischen Unterhandlungen in keiner Weise ernst nahmen. Wirklich mag man in Rom mit Wien nur transigiert haben, um Zeit zu gewinnen und den eigenen Preis bei der Tripelentente zu steigern. Die sichere Erwartung des italienischen Beistandes hat die Franzosen rein aus dem Häuschen gebracht. Vor mir liegen zwei französische Flugschriften über die Friedensbedingungen,*) beide in den letzten Monaten herausgekommen. Die erste

*) André Sardou: „L'indépendance européenne; étude sur les conditions de paix. Avec cinq cartes et croquis. Paris Librairie

ist von einem ebenso gelehrten wie bornierten Fanatiker, die zweite, anonyme, stammt nach der Angabe der Verleger von einem angesehenen Schriftsteller, der die wertvollsten Beziehungen zur politischen und diplomatischen Welt hat. Jedenfalls ist der Verfasser etwas klüger als Herr André Sardou. Auch versichern uns seine Verleger, daß „seine Umformung Europas nicht der unrealisierbare Traum eines überspannten Chauvinisten ist, sondern die ausweichliche Konsequenz der ethnischen, geographischen und politischen Gegebenheiten des Problems."

Dieser Nichtchauvinist fordert nun, daß nach der vollständigen Niederlage Deutschlands, an der er nicht zweifelt, das Deutsche Reich als solches zu den Friedensunterhandlungen gar nicht mehr zugelassen werden soll. Es muß sich auflösen. Die Kleinstaaten mögen sich um die Mittelstaaten gruppieren, so daß der König von Sachsen die Hegemonie in Thüringen hat usw. Wenn die Deutschen oberhalb dieser Staatenbünde einen Kaiser zu haben wünschten, und wenn der Dreiverband schwach genug wäre, ihn ihnen zuzugestehen, Voraussetzungen, von denen unser Autor hofft, daß sie sich beide als gleich hinfällig erweisen werden, dann dürfte jedenfalls das Kaisertum im Hause Hohenzollern nicht mehr erblich sein, sondern müßte unter den Fürsten Reih' umgehen. Wilhelm II. und seine Söhne würden außerdem von jeder Kandidatur ausgeschlossen werden.

Ebenso wie der anonyme Autor will auch Sardou die deutsche Einheit zertrümmern. Nur erkennt er an, daß sich der Einheitsdrang der Deutschen durch äußere Gewalt nicht für ewige Zeiten werde zurückdämmen lassen. Aber erst nach Generationen will er dem Deutschtum wiederum gestattet wissen, einen nationalen Staat zu begründen. Er ist großmütig genug, Deutsch-Oesterreich jenem Gemeinwesen hinzuzufügen. Im übrigen will er den Deutschen aber verboten haben, einen Staat von überragender Macht, wie das heutige Preußen, an die Spitze ihres zukünftigen neuen Reiches zu stellen; vielmehr müsse dieses nach dem Muster der nordamerikanischen Union organisiert werden.

Vielleicht wirft der Leser die Frage auf, ob es der Mühe wert sei, ihm über solche Hirngespinnste französischer Publizisten Bericht zu erstatten. Ich habe das selber einige Zeit lang erwogen, bin aber dann zu dem Resultat gekommen, daß beide Broschüren trotz ihres chimärenhaften Inhalts für uns sehr beachtenswert sind. Wir müssen wissen, wie unsere Feinde sich über die Friedensbedingungen äußern, und zwar schon, bevor die Zeit zu Unterhandlungen reif ist; denn auch die Kriegsereignisse sind vollständig nur zu verstehen, wenn uns bekannt ist, welche politischen Ziele die Feinde im Auge haben. Daß beide Flugschriften von Männern herrühren, die mit den maßgebenden Kreisen der französischen Republik enge Fühlung haben, kann aus verschiedenen Gründen keinem Zweifel unterliegen. Be-

---

Plon; Plon-Nourrit et Co. 1915. 2) La paix que nous devons faire. Le Remainement de l'Europe. Accompagné de deux cartes. Paris Boivin et Co. Lausanne Payot et Co. 1915.

sonders der anonyme Autor vertritt auf Grund einer sehr guten Orientierung Prätentionen, die innerhalb der politisch führenden Schichten des französischen Volkes offenbar noch weit verbreitet sind, ein wie karges Lächeln auch bisher das Kriegsglück für die Heere und Flotten des Dreiverbandes gehabt haben mag.

Es versteht sich von selber, daß sowohl Sardou als auch der Anonymus den Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich verlangen. Aus dem Anonymus scheint aber hervorzugehen, daß die Franzosen von Zweifeln gequält werden, ob ihnen der beharrliche Beistand Großbritanniens zur Erwerbung der Reichslande auch wirklich ganz sicher sei, oder ob sich nicht vielleicht das Kabinett von St. James auf den Gedanken versteifen werde, aus Elsaß-Lothringen einen Pufferstaat zu machen, wie das ja gerade die französischen Sozialisten vor dem Krirge so oft angeregt haben. Recht patzig schreibt der Anonymus: „Elsaß-Lothringen muß kurzer Hand, ohne jede Beschränkung und Bedingung zu Frankreich zurückkehren. Wir haben hier keine Begründung zu liefern, keine Erklärung zu geben, nicht unseren Feinden und noch weniger unseren Freunden. Wir nehmen das Gut zurück; das man uns 1871 geraubt hat, und wir brauchen dazu von Niemandem die Erlaubnis. . . . . Auch wollen wir noch sagen, daß wir keine Anregung entgegennehmen werden, von wem es auch sei, bezüglich dessen, was man seit Beginn des Krieges: „Die Organisation des „zukünftigen Elsaß“ genannt hat. Das französische Elsaß wird seine Organisation wieder annehmen, die es vor 1871 gehabt hatte. Damit basta!“

Wenn der Anonymus eine gewisse Gereiztheit verrät über das Widerstreben, das er bei den Engländern voraussetzt, in der elsaß-lothringischen Angelegenheit alle Wünsche Frankreichs zu erfüllen, äußert er seine Abneigung gegen eine Festsetzung der Russen an den türkischen Meerengen unverblümt und mit der größten Entschiedenheit: „Ich kann nicht glauben, daß das große Rußland berechtigtes internationales Mißtrauen hervorrufen will, indem es versucht, die Hand auf die Meerengen zu legen, die für Alle freibleiben müssen und auf eine große kosmopolitische Stadt . . . . . Konstantinopel muß . . das gemeinsame Gut des zivilisierten Europa bleiben und das Marmara-Meer eine offene Straße . . . .“ Auf der Karte, die der Anonymus seiner Schrift beigegeben hat, zeichnet er einen rings um das Marmara-Meer gelagerten Kleinstaat, zu dem auch Konstantinopel, Gallipoli und an der asiatischen Küste Skutari gehören sollen. Dasselbe als Notbehelf konstruierte Gemeinwesen findet sich auch bei Sardou. Dieser Schriftsteller, obwohl er sonst ein Doktrinär ist, der die Länder nach einer angeblich der Geographie innewohnenden politischen Logik verteilen will, findet an dem Staat Konstantinopel kein rechtes Gefallen. Es entgeht ihm wohl nicht ganz, daß er eine Mißgeburt sein würde wie das Königreich Albanien. Deshalb und aus Gründen, die nach ihm der politischen Geographie innewohnen, plaidiert er für den Heimfall Konstantinopels und der Meerengen an Rußland. Ich habe aber schon erwähnt, daß von den beiden Publizisten, die in Paris zur

Neugestaltung der europäischen und universalen Landkarte das Wort ergriffen haben, Sardou der in die Absichten der französischen Machthaber weniger gut Eingeweihte ist.

Der Anonymus nimmt nicht nur an Bosporus und Dardanellen, sondern auch in Asien die levantinischen Interessen der französischen Republik sehr ernst, während sie Sardou ganz obenhin behandelt. Nach dem Anonymus hat Frankreich die Anexion von ganz Syrien und Palästina zu beanspruchen: „einbegriffen die syrische Wüste". Ferner verlangt er beide Ufer des Euphrat für sein Vaterland. England soll von Mesopotamien nichts bekommen als das Gebiet des Schatt el Arab mit Bassora. Im Uebrigen fällt ihm Arabien zu, aber die an Großbritannien kommenden muhammedanischen Landschaften würden nicht einfach annektiert werden wie Syrien an Frankreich, sondern würden nach dem Muster Aegyptens einem oder mehreren Araberfürsten unter der Oberhoheit der englischen Krone zur Regierung überlassen werden. Eine vollständige Vernichtung der Türkei liegt nicht im Sinne des Anonymus. Natürlich möchte er gern den Anschluß Griechenlands an den Dreiverband erkaufen, indem er ihm das westliche Anatolien verspricht. Auch soll Türkisch-Armenien zu einem besonderen Königreich gemacht werden, das, die zu Rußland gehörigen Bezirke armenischer Neutralität einschließend, den Zaren zum König haben würde. Aber die Hauptmasse Kleinasiens sowie auch Mesopotamiens gedenkt der Anonymus den Türken zu lassen.

In fast allen Epochen ihrer Geschichte haben die Franzosen, so eifrig sie immer auf koloniale Ausbreitung bedacht waren, ihre überseeischen Interessen hinter der Tendenz, in Europa Land zu erobern, zurückgestellt. Indem er sich am Krimkrieg beteiligte, würde Napoleon III. trotzdem sofort die Türkei preisgegeben haben, wenn er nach einem renversement des alliances mit Hilfe Rußlands Frankreich hätte in der Richtung auf den Rhein vergrößern können. Ganz ebenso denken noch der Anonymus und die Leute, die hinter ihm stehen. Ausschweifendere Pläne der Aufsaugung, Zerspaltung und Unterjochung Deutschlands, als sie die hier besprochene Schrift entwickelt, sind seit den Tagen Richelieus an der Seine nicht gehegt worden. Der Anonymus kommt, im vollen Einklang mit Sardou, auf den Satz bei Julius Cäsar zurück, daß der Rhein die Grenze Galliens bilde. Wie die Franzosen stets versucht haben, ihren Anspruch auf die sogenannten natürlichen Grenzen mit jener Stelle in den Kommentaren Cäsars zu begründen, wagen sich auch der Anonymus und Sardou an das wunderliche Unternehmen. Man hat jenseits der Vogesen nichts gelernt und nichts vergessen. Nur fürchten die Franzosen bei ihrem Verlangen, die Grenzen der Republik bis zum Rhein auszudehnen noch stärker, auf den Einspruch Englands zu stoßen, als sie dieses Hindernis für ihre Eroberungslust nach dem Siege bezüglich Elsaß-Lothringens auftauchen zu sehen besorgen. In der elsaß-lothringischen „Frage" glaubt man, wie wir gesehen haben, den englischen Bundesgenossen grob kommen zu dürfen. Uebrigens

hat der französische Ministerpräsident Viviani auch eine höfliche Form gefunden, um sich das Mitreden der Briten über das Schicksal der Deutschland entrissenen Reichslande zu erbitten, indem er in der Kammer der Deputierten erklärte, die Einverleibung Elsaß-Lothringens in die französische Republik würde keine conquête sein, sondern eine restitution.

Daß die Annexion des deutschen linken Rheinufers eine conquête sein würde, wagen der Anonymus und Sardou auch mit Cäsars Schriften in der Hand nicht zu bestreiten. Ueberhaupt wissen sie, daß das Kabinett von Paris im Fall der Niederschmetterung Deutschlands über den Protest Englands gegen eine Absorption des gesamten linksrheinischen Deutschland durch Frankreich wohl kaum leichthin würde hinweggehen können. Als Lord Palmerston im Jahre 1864 sich mit Napoleon III. verbünden wollte, um die beiden deutschen Großmächte wegen des Angriffs auf Dänemark mit Krieg zu überziehen, gedachte er, wie wir aus seiner veröffentlichten Korrespondenz wissen, einen großen Teil des linksrheinischen Deutschland dem Kaiser Napoleon als Siegesbeute zu überlassen. Aber weiter als bis in die Eifelgegend sollte Frankreich nach Norden hin nicht ausgreifen dürfen, damit Belgien vor der zu engen Einschnürung durch französisches Gebiet bewahrt blieb. Genau in demselben Sinne müssen sich gegenwärtig die Engländer wieder geäußert haben, so oft sie in der Unterhaltung mit ihren französischen Bundesgenossen dem Problem näher getreten sind, was aus Europa werden soll, wenn die Deutschen zu Boden geworfen sind und um Frieden bitten. Denn sowohl der Anonymus als auch Sardou erklären, daß sie sich für ihr Vaterland mit dem Zuwachs des linken Rheinufers bis südlich von Bonn begnügen wollen. Der Anonymus, der bestinformierte der beiden Schriftsteller, proponiert, daß nördlich der Eifel die Distrikte von Bonn, Köln und Aachen an Belgien, der Bezirk von Krefeld an Holland fallen sollen. Luxemburg bleibt bestehen, denn es ist franzosenfreundlich gesinnt, besser als Holland, und bei der Schwäche des Ländchens ist es der jungen Großherzogin nicht zu verübeln, daß sie von ihrem ungebetenen Gast, dem Deutschen Kaiser, Rosenbuketts angenommen hat.

So zügelt der Anonymus, vor der Unerbittlichkeit des englischen Widerspruchs zurückweichend, seine Eroberungslust ein wenig, aber selbst dieses bescheidene Maß von Selbstbeherrschung vermag er nicht länger als einen Augenblick zu ertragen. Seine lüsternen Augen verschlingen das ganze Fell des Bären. Was Belgien und Holland am linken Rheinufer überlassen worden ist, soll, wenn nicht direkt, so indirekt französisch werden und jene beiden Staaten dazu. Denn der Anonymus fordert nichts Geringeres, als einen französisch-belgisch-holländisch-luxemburgischen Zollverein und eine diese Staaten zusammenschweißende Militärkonvention, und er nennt das so entstandene bundesstaatliche Gebilde „das wiederaufgebaute Gallien". Wie wir alle aus dem Gymnasium wissen und der Anonymus uns überdies in die Erinnerung zurückruft, war die Grenze des antiken Gallien der Rhein. Das moderne Gallien soll die Rheingrenze haben,

aber nur, um sie sofort zu überschreiten und auch auf dem rechten Ufer des Stromes bis tief hinein in Deutschlands Herz, zu herrschen, teils unmittelbar, teils mittelbar. Unmittelbar soll der Gallische Bund das Stück von Westfalen zwischen Wesel und Meppen, sowie Ostfriesland in Besitz nehmen, indem diese Gebiete zu Holland geschlagen werden, das dafür Maastricht an Belgien überläßt: „Holland“, meint der Anonymus, vielleicht wirklich, ohne sich ganz seiner Sophistik bewußt zu werden, „würde sich so einen guten Teil des alten . . Friesland annektieren, das erst im 14. Jahrhundert von dem ihm noch heute gehörenden . . Friesland getrennt wurde. Diese Rückerstattung würde also der Ethnographie und Linguistik gemäß sein und durchaus mit den Tendenzen des Nationalitätenkrieges harmonieren.“

Der bezeichnete Streifen Westfalens und Ostfriesland sollen also unmittelbar zum Gallischen Bund geschlagen werden, mittelbar beabsichtigt unser Autor, ganz Nordwestdeutschland französisch zu machen, indem er die Königreiche Hannover und Westfalen wiederherstellen will: „Das Königreich Westfalen hat schon von 1807 bis 1813 eine unabhängige Existenz gehabt“, führt er aus . . . . . „Auf dem Wiener Kongreß wurde dieses Königreich Preußen einverleibt, ohne jeden politischen oder ethnographischen Grund, lediglich um der gefräßigen Begierde der Besiegten von Jena eine Befriedigung zu verschaffen.“ Am liebsten möchte der Anonymus das restaurierte Königreich Westfalen zusammensetzen aus der preußischen Provinz Westfalen, abzüglich des den Holländern bestimmten Landesteils, der Provinz Hessen-Nassau und dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt. Der jetzige Beherrscher dieses Landes würde als Vasallenfürst des Gallischen Bundes auf den Thron Jéromes in Kassel gesetzt werden. Da Großherzog Ernst Ludwig der Schwager des Zaren Nikolaus II. ist, würde die französische Republik durch jenes territoriale Arrangement: „unserem großen Alliierten eine Genugtuung für seinen Familiensinn bieten“. Daß die Krone des wiedererstandenen Königreichs Hannover von unserem Autor keinem anderen zugedacht worden sein kann, als dem Herzog von Cumberland, versteht sich von selbst. Zwar das den Mynheers zufallende Ostfriesland würde nicht unter das welfische Zepter zurückkehren, aber nichtsdestoweniger erwartet der Anonymus, daß König Ernst August II. dem Gallischen Bunde dankbar, treu und gehorsam bleiben werde.

In meiner vorigen Politischen Korrespondenz über Oesterreich-Ungarn setzte ich auseinander, daß wichtige Parteien in beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie trotz der eindringlichen Sprache, die die gegenwärtige Erschütterung des Weltteils redet, halsstarrig an ihren längst veralteten innerpolitischen Programmen festhalten. Wie borniert aber die Unbelehrbarkeit der österreichischen Alldeutschen und der Magyaren auch sein mag, sie macht den Eindruck der allerfortgeschrittensten Aufgeklärtheit, wenn man die ultrareaktionären Bestrebungen des Anonymus und Sardous damit vergleicht. Diese Bürger einer demokratischen Republik wollen die Staats-

kunst des Kabinetts von Paris in die Bahnen des Empire und des Sonnenkönigs zurückführen, ohne jede Einsicht darin, daß die äußerpolitischen Ideen vergangener Zeiten tot sind und so wenig zum Leben erweckt werden können wie die Menschen, die damals existiert haben.

Und doch liegt eine gewisse instinktive Logik darin, wenn der Anonymus nach dem Verschwinden des Deutschen Reichs den Machtbereich Frankreichs bis zur Elbe ausgedehnt zu sehen wünscht. Denn nicht ein vergrößerter französischer Nationalstaat, sondern nur der Imperialismus des Gallischen Bundes würde ein gewisses Gegengewicht bilden können wider die schlechthin schrankenlose Macht, die der Anonymus den Kaisern von Rußland einzuräumen proponiert. Nicht allein die Krone Armeniens soll mit der russischen durch Realunion vereinigt sein, sondern auch die polnische, und zwar denkt sich der Anonymus, indem er Ostgalizien direkt in Rußland einverleiben will, Polen wiederhergestellt aus Westgalizien und Kongreßpolen. Aber auch Ostpreußen und Schlesien sollen an das Königreich Polen fallen. Ebensowenig wie der Anonymus findet Sardou, obwohl er neben Armenien auch noch Konstantinopel und die türkischen Meerengen an Rußland geben will, das geringste dagegen einzuwenden, daß die moskowitische Herrschaft im Westen über das Polen von 1772 neben Ostpreußen und Schlesien erstreckt wird; ausdrücklich erklärt er sich damit einverstanden, daß auf dem Kamm der Schneekoppe die russische und die österreichische Grenze zusammenstoßen sollen. Und der Anonymus regt sogar den Gedanken an, das Zarenreich auch jenseits des Riesengebirges festen Fuß fassen zu lassen. Wenn, so führt er aus, dem österreichischen Harlekin die bunte Jacke ausgezogen wird, um sie zu zerschneiden und die Lappen zu verteilen, kann ein besonderes Königreich Böhmen gegründet werden. Dieser Staat müßte, um ihn gegen das Deutschtum zu schützen, unter die Schutzherrlichkeit des Dreiverbandes gestellt werden, dem Zaren jedoch würde ein spezifisches Protektorat über den König von Böhmen zuzuteilen sein. Wenn man liest, wie die politischen Schriftsteller Frankreichs sich förmlich überbieten in dem Bestreben, dem Kaiser von Rußland Orient und Occident zu Füßen zu legen, fragt man wiederum, was die Engländer darüber denken. Das Buch des englischen Geschichtsschreibers Allen*) empfiehlt, uns nach unserer Niederlage schonend zu behandeln, wenn der Mann auch von Schonung seinen eigenen Begriff hat. Mehr fällt ins Gewicht, daß Sir Edward Grey, aus dessen Herzen die Furcht vor Rußland offenbar nie verschwunden ist, beim Abschied vom Fürsten Lichnowski einigermaßen beklommen sagte: „We do not want to crush Germany“.

Es entsteht die Frage, wieweit die Denkweise der französischen Regierung identisch ist mit den Gesinnungen, die in den beiden fanatischen Broschüren des Anonymus und Sardous zutage treten. Ich vermag nur

*) Vgl. meinen Aufsatz im vorigen Band dieser Jahrbücher: „Die englischen Historiker und die deutsche Politik“, S. 506 u. 507.



die Frage aufzuwerfen, nicht sie zu beantworten. Anonymus klagt darüber, daß die Zeitungen und anderen periodischen Preßorgane, wenn sie über die Kriegsziele schreiben: „Den Maulkorb einer Zensur tragen müssen, die unerbittlich ist, und deren Schere oft des Maßes und Scharfblicks ermangelt." Ganz dieselbe Klage erhebt der Verfasser eines französischen Buches über den Krieg,*) dem eine milde, aufgeklärte, sympathische Denkungsart nicht abgesprochen werden kann. Nur mißfällt ihm offenbar die Zensurbehörde seines Vaterlandes gerade aus dem entgegengesetzten Grunde wie jenen Broschürenschreibern; weil sie ihm zuungunsten der literarischen Verfechter eines gemäßigten Friedens parteiisch zu sein scheint. Professor Denis hat auf dem blutgetränkten Boden Lothringens einen Sohn, Advokaten und Reserveleutnant, verloren. Die Stimmung des zerrissenen Vaterherzens durchzittert das Buch. Er ist demokratischer Idealist und hofft zuversichtlich, daß die Vorsehung den zivilisierten Völkern die Prüfung des großen Krieges auferlegt hat, damit die auf dem Altar des Mars geschlachteten Opfer die Kulturwelt zu dem Entschluß bringen, die allgemeine Abrüstung und das internationale Schiedsgericht durchzusetzen. Demokratie und Pazifismus sind die Ideale, an die Denis glaubt, und die ihm die Feder in die Hand gedrückt haben. Dabei ist er kein Sozialdemokrat, sondern ein Gemäßigter, der sogar das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit verteidigt. Auch von der gehässigen Feindschaft gegen die Kirche ist Denis frei. Sein Stil zeichnet sich durch altfranzösische Anmut und Präzision aus; ganz ohne Bedenken können wir diesen Mann zu den Höchstgebildeten und Verständigen seines Volkes rechnen.

Wie man das von einem so feinen Kopf nicht anders erwarten kann, widerrät er seinen Landsleuten, das Moseltal, die Rheinpfalz und Rheinhessen zu annektieren. Die Art und Weise, auf die er jene Begierde bekämpft, zeigt uns noch einmal deutlich, daß sie mit der größten Leidenschaft bei den Franzosen wieder zum Durchbruch gekommen ist. Auch der Anonymus hatte zugegeben, daß nur ein ganz rücksichtsloses Militärregiment die in den französischen Nationalstaat hineingezwängten Rheindeutschen werde niederhalten können und war vor dieser Konsequenz des „Nationalitätenkrieges" nicht zurückgeschreckt. Indem Denis solche ungeheuerlichen Widersprüche, denen heute offenbar ein großer Teil der französischen Nation keine Bedeutung beimißt, ad absurdum führt, tut er die für den deutschen Historiker sehr interessante Aeußerung: „Was man auch darüber gesagt hat, Napoleon III. hat niemals im Ernst die Annexion der rheinländischen Landschaften erstrebt; höchstens hat er bedauert, daß diese Eroberung nicht mehr möglich war. Inmitten des blauen Dunstes, den sich seine Phantasie vormachte, hatte er Lichtstrahlen der Vernunft; er wollte in seinem Reich keine „Germania irredenta" schaffen.

---

*) Ernest Denis, Professeur à l'université de Paris: „La guerre. Causes immédiates et lointaines. L'intoxication d'un peuple. Le Traité." Paris, Librairie Delagrave.



Napoleon III. wollte nach 1866 das Machtverhältnis zwischen Frankreich und Preußen, wenn dieses sich die Hegemonie auch im südlichen Deutschland verschaffte, dadurch neu regeln, daß er Belgien annektierte. Soviel erachtete er für nötig, um das historische Uebergewicht Frankreichs über Deutschland festzuhalten; das glaubte er, ohne Krieg mit Preußen erlangen zu können, und auf ein Mehr gedachte er um des Friedens willen und aus Respekt vor dem Nationalitätsprinzip zu verzichten. Denis glaubt den Franzosen eine noch viel maßvollere und friedfertigere Politik vorzuschlagen, als sie Napoleon III. gegenüber den Deutschen zu befolgen versuchte, wenn er nur die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit Frankreich fordert. Diese beiden Provinzen gehören uns, erklärt er, ebenso kurzab wie der Anonymus, in einer Tonart, die die Diskussion des Anspruchs schlechthin ablehnt. Jedoch ist er klug und erfahren genug, um zu wissen, daß die Rückkehr der 1871 verlorenen beiden Töchter in die französische Familie kein reines Glück für alle Wiedervereinigten sein und mancherlei ernste Schwierigkeiten im Gefolge haben wird. Es heißt bei ihm über diesen delikaten Punkt: „Welche Ungeschicklichkeit auch Deutschland in Elsaß-Lothringen gezeigt haben mag während des halben Jahrhunderts, das seit 1870 verflossen ist, das Leben dort in den Reichslanden ist nicht stillgestanden. Ohne von den Eingewanderten zu sprechen, die zahlreich sind, wird die Wiederherstellung des französischen Regiments auch sonst noch viele Interessen und Gewohnheiten verletzen. Ein Kind, das dem Elternhause entrissen ist und erst nach dem Verlauf einer ziemlich langen Zeit dorthin zurückkehrt, fühlt sich dort etwas fremd, trotz aller seiner Liebe für die wiedergefundenen Eltern. Viel Takt und Rücksichtnahme werden nötig sein, damit das alte Familiengefühl wieder erwache, und sie werden nicht immer genügen, um die Gefühle des Gekränktseins zu vermeiden. Heute stellen wir uns auf beiden Seiten der Vogesen die Dinge in einem idyllischen Lichte vor; Triumphbogen, bengalisches Licht, Illuminationen und Bankette. Aber dem Feste folgt der Katzenjammer, und wenn die Toaste aus sind, fangen die Geschäfte an."

Schade, daß diese nüchterne und gescheidte Erörterung nicht zu dem einzig richtigen Schluß kommt, das Reichsland sei schon fest genug mit Deutschland verwachsen, um jeden, der Elsaß-Lothringen wirklich liebt, von einer Zerreißung seines Zusammenhanges mit dem Deutschen Reiche abzuhalten. Aber in der elsaß-lothringischen Sache ist auch bei geistig hoch stehenden und verhältnismäßig ruhig denkenden Franzosen heute die Erkenntnis der Wahrheit noch viel weniger zu finden als vor dem Kriege. Damals hatten viele Franzosen auf Elsaß-Lothringen verzichtet, wenn sie auch mit dieser Gesinnung nur sehr vorsichtig an die Oeffentlichkeit traten; gegenwärtig wollen Alle die „geraubten" Provinzen wiederhaben. Jedenfalls müssen diejenigen, die etwa bescheidener denken sollten, schweigen. Von denen, die zu Worte kommen, zweifelt Niemand am Erfolge; auch Denis

prophezeit: „Nous dicterons la paix.“ Daß dieser Schriftsteller nur das Reichsland für Frankreich nehmen will, ist eine Selbstbeschränkung, zu der bei der die Franzosen erfüllenden Wut schon moralische Tapferkeit gehört. Noch anerkennenswerter ist, daß er von einer Zerschlagung der deutschen Einheit, wie sie die beiden oben besprochenen Flugschriften im Einklang mit der öffentlichen Meinung Frankreichs fordern, nichts wissen will. Ebensowenig ist dieser ehrliche Humanitarier und Kenner der Geschichte für die wüste und brutale Forderung zu haben, auf die besonders Sardou gern zurückkommt, daß den Deutschen auf dem Friedenskongreß Handelsverträge mit der bewußten Absicht aufgezwungen werden sollen, unseren nationalen Reichtum dadurch auf die Dauer zu ruinieren. Gleichwohl tritt auch Denis dafür ein, daß uns außer Elsaß-Lothringen noch Nordschleswig, ferner das Großherzogtum Posen, Westpreußen und Oberschlesien zugunsten des Königreichs Polens, das auch er unter dem Szepter des Königs-Zaren Nikolaus II. wieder erstehen lassen möchte, abgenommen werden sollen. Und bei solcher eines Prokrustes würdigen Grausamkeit hält sich Denis allen Ernstes für berufen, seinen Landsleuten zu predigen: „Aucune paix n'est durable que celle qui n'impose pas au vaincu des sacrifices excessifs et ne l'atteint ni dans ses fibres intimes ni dans ses besoins essentiels.“

Wenn Denis uns unser Hohenzollernsches Erbkaisertum und überhaupt die bestehende Reichsverfassung lassen will, so erklärt er dabei, von der psychologischen Berechnung auszugehen, daß die Preußen und Deutschen ihre starke Monarchie nur ertrügen, weil sie in dieser unbequemen Staatsform eine Bürgschaft für das Verbleiben der unterjochten Völkerschaften im Reichsverbande erblickten. Ein seiner elsaß-lothringischen, dänischen und polnischen Untertanen ledig gewordenes Deutschland wird sich, so meint unser Autor, rasch demokratisieren und aus eigenem Antriebe seinen Militarismus sehr stark ermäßigen, wobei, wie bei allen unseren Feinden, unter Militarismus organisierte Wehrkraft verstanden wird. Und noch viel übler als den Hohenzollern soll es nach dem Verfasser den Habsburgern ergehen: „Als ich ganz jung war“, erzählt er uns, „hörte ich den (tschechischen) Historiker Palacky mir sein berühmtes Diktum wiederholen, wenn Oesterreich nicht existierte, müßte man es erfinden, und die Achtung, die mir dieser große Greis einflößte, eine der erhabensten Seelen, einer der edelsten Geister, die ich jemals die Freude gehabt habe kennen zu lernen, erklärt ohne Zweifel, daß ich selbst heute Mühe habe, mir im Donautal das Dasein einer Reihe isolierter und unabhängiger Staaten vorzustellen.“

Der Leser wird aus der vornehmen Ausdrucksweise des Professors Denis sicher entnehmen, daß in dem hier besprochenen Buch nicht etwa ein charakterloser Dutzendmensch das Wort führt, der den gereizten nationalen Leidenschaften der stupiden Masse schmeichelt. Aber je höher der Verfasser persönlich steht, um so trauriger sind die Verirrungen seines politischen Urteils. Er hält eine Habsburgische Monarchie nicht mehr für lebensfähig, sondern hat sich die Ansicht gebildet, daß Oesterreich-Ungarn in vier Königs-

reiche geteilt werden müsse, die voneinander ganz unabhängig seien. Erstens soll ein Königreich Oesterreich begründet werden, die reindeutschen Landesteile Cisleithaniens umfassend. Die Möglichkeit, daß ein solches Gemeinwesen eines Tages seinen Eintritt in den deutschen Bundesstaat der Hohenzollern proklamieren könnte, entgeht dem Auge des Professors Denis nicht. Das definitive Ergebnis unserer Siege würde dann sein, sagt er, das Deutsche Reich um 10 Millionen Einwohner zu vergrößern. Da der Verfasser jedoch nicht absieht, wie das antideutsche Europa dieser Gefahr zu entgehen vermöchte und er in seiner Verblendung Oesterreich-Ungarn um jeden Preis zerstückeln will, so läßt er jene Frage ungelöst. Es soll bei der Teilung der Donaumonarchie bleiben. Das zweite auf ihren Trümmern gebildete Königreich würde das der Wenzelskrone sein, zusammengesetzt aus Böhmen und Mähren, wozu noch die von Ungarn abzureißende, dem Tschechentum stammesverwandte Slowakei kommen würde. Denis weiß sehr wohl, daß in Böhmen und Mähren eine nach Millionen zählende deutschredende Minderheit vorhanden ist. Er bedauert auch aufrichtig, daß sich kein Länderverteilungsplan im Sinne des Dreiverbandes aufstellen lasse, ohne solche nationale Minoritäten zu schaffen, die in keiner besseren Lage seien als heute beispielsweise die Elsaß-Lothringer. Aber das könne nun einmal nicht geändert werden. Im übrigen habe das Deutschtum wegen der aggressiven auswärtigen Politik der beiden deutschen Großmächte und der unmenschlichen Kriegführung in Belgien und Nordfrankreich das Schicksal partieller Knechtung verdient. Sein Los werde aber je länger desto weniger hart sein, da nach der Niederlage des deutschen und österreichischen Militarismus sich die Idee der Völkerverbrüderung allmählich in Europa verwirklichen werde.

Der dritte aus der zerfallenden Habsburgischen Monarchie emporsteigende Staat soll der der Stefanskrone sein. Außer der Slowakei wird das Magyarentum freilich noch ein Stück Westungarn abtreten müssen, damit eine territoriale Verbindung hergestellt werden kann zwischen Böhmen einerseits und Serbien andererseits, dem vierten und letzten der an die Stelle Oesterreichs tretenden Staatsgebilde. Dieses mächtig vergrößerte Serbien soll neben Montenegro alle diejenigen Gebiete Oesterreich-Ungarns umfassen, die serbisch, kroatisch oder slowenisch sind. Diese drei sprachlich so nahe verwandten Stämme könnten nach Denis ohne Bedenken zu Einem Staate verschmolzen werden, besonders wenn man den kirchlichen und sonstigen Unterschieden durch ein hohes Maß von provinzieller Selbstverwaltung Rechnung trüge. Denis meint, die Verschiedenheit zwischen Turin und Neapel, Mailand und Palermo sei größer als die zwischen Belgrad und Laibach, und doch sei Italien staatlich zusammengewachsen: „Die Tschechen", so empfiehlt Denis die von ihm vorgeschlagene neue Gebietsverteilung, „werden an das Königreich Serbien grenzen, und man wird vom Adriatischen Meer bis zur Ostsee (Polen!) einen slavischen Damm gebaut haben, der der germanischen Woge ein unübersteigliches Hindernis entgegenstellt. . . .

Es ist unbestreitbar, daß die Gegenden an der Donau, die dem böhmischen oder serbischen Königreich einverleibt werden, werden meistens deutsche oder magyarische Bewohner haben. Das ist einer der Fälle, in denen man genötigt ist, das Nationalitätsprinzip vor höheren Erwägungen zurücktreten zu lassen. Es ist unmöglich, daß Böhmen vollständig getrennt vom Meer bleibt, und es wird gesicherte Zugänge zu diesem nur besitzen, wenn es durch unmittelbare Berührung mit den Südslaven zur adriatischen See gelangen kann. Außerdem ist es vor allen anderen Dingen unbedingt notwendig, die Magyaren von den Deutschen zu trennen, denn eine lange Gewohnheit hat jene zu Dienern und Höflingen von diesen gemacht."

Nachdem er Oesterreich-Ungarn aufgelöst hat, vernichtet Denis auch die Türkei, sodaß er von den Zentralmächten nur dem Deutschen Reich die Freundlichkeit erweist, es fortbestehen zu lassen. Wie aber oben schon berührt, würde es falsch sein, solche auf dem geduldigen Papier ausgemalten Utopien mit einem Lächeln der Geringschätzung zu übergehen. Denn was die politische Literatur Frankreichs ausspricht, das denken und wollen alle Parteien der Republik. Hinsichtlich der Zukunft der ungeheuren Gebiete, die das osmanische Reich ausmachen, stimmt Denis mit dem Anonymus und einigermaßen auch mit Sardou insofern überein, als er gleichfalls Konstantinopel nicht den Russen überlassen, sondern es zur Hauptstadt eines neutralen Kleinstaats machen möchte. Dagegen will er mit Ausnahme der Westküste Kleinasiens, die als Sekundogenitur des griechischen Königshauses mit Konstantinopel vereinigt werden soll, ganz Anatolien den Russen überantworten. Alexandrette soll ein russischer Hafen werden; von diesem Seeplatz aus würde sich die Herrschaft des Zaren im ununterbrochenen festländischen Zusammenhange bis Danzig erstrecken. Keiner von den drei französischen Publizisten, deren Schriften ich hier erörtert habe, fürchtet sich davor, daß das durch Frankreichs Waffen aufzubauende polnisch-russisch-levantinische Monster-Reich der Freiheit Europas einmal den Garaus machen könne. Denis aber sieht wenigstens ein, daß hier eine Frage vorliegt, die eine Antwort verlangt. Er urteilt, eine russische Mittelmeermacht mit dem Kriegshafen Alexandrette könne deshalb nicht beanstandet werden, weil der Eintritt eines neuen kräftigen Staats in die Gemeinschaft der einer selbständigen Politik fähigen mediterraneischen Länder die Zahl der möglichen diplomatischen Kombinationen vermehren, also der Sache des Gleichgewichts eher förderlich als schädlich sein werde. Diese Auffassung mag diskutabel sein. Aber unendlich viel schwerer als die Marine würde die Landmacht eines polnisch-russisch-levantinischen Völkerstaats auf der übrigen Menschheit lasten. Um sich und Frankreich die Sorge vor jener schrecklichen Gefahr auszureden, führt Denis nur die armseligsten Gründe an. Er behauptet, ernsthaftes geschichtliches Studium führe zu dem Resultat, daß die auswärtige Politik der Kaiser von Rußland immer mehr durch Schwäche und Indolenz gesündigt habe als durch größenwahnsinnige Ländergier. Selbst Nikolaus I. wäre kein unersättlicher Eroberer gewesen, sondern blos

ein ängstlicher Konservativer. Im Uebrigen werde die Regierungsform in Rußland sich stetig demokratisieren: „Malgré quelques oscillations inévitables". Das russische Volk habe niemals andere Kriege gebilligt als Kreuzzüge für die Freiheit. Diejenigen Slavophilen, die populär geworden seien, wie Aksakoff, wären keine Eroberer, sondern sanfte Mystiker gewesen. Die Instinkte des Slaventums richteten sich eher auf Anarchie, als daß sie einer Stärkung der gouvernementalen Autorität zustrebten. Die Slaven seien für Ungebundenheit eingenommen, sanft, gleichgiltig, unbeständig, nachsichtig gegen die Fehler der anderen und die eigenen: „und zugleich behütet sie die Helligkeit ihres praktischen Sinns vor den furchtbaren Halluzinationen, die die Söhne des tugendhaften und wirtschaftlichen Deutschland verblendet und die blutigen Gräuel des Krieges entfesselt haben".

Die Mischung von verderblichen Irrtümern und vielleicht noch gefährlicheren Halbwahrheiten, die jene Ausführungen des Professors Denis darstellen, entspricht dem état d'âme der französischen Nation; Frankreich ist vollkommen beruhigt über seine Zukunft, wenn der Zar die Vorherrschaft in Osteuropa und dem Orient zugleich erlangt; sowohl über die Polen als auch über die Türken und Armenier als seine treuen Untertanen gebietet. Alle anderen politischen Gedanken ersticken in dem Meer von Haß, das jenseits der Vogesen Deutschland entgegenbrandet.

Deutscher Leser, erschrecke nicht! Unsere Tauchboote an den Dardanellen haben die englische Regierung torpediert; sie ist gekentert und schwimmt mit dem Kiel nach oben. Zwar droht uns die „Times" mit dem Finger; das neue Koalitionsministerium mit seiner verdoppelten Energie werde uns erst recht zeigen, was eine Harke sei. Aber wir deutschen Schulmeister haben die englische Verfassungsgeschichte studiert und wissen, daß Koalitionsministerien jenseits der Nordsee ganz besonders uneinig und schwach zu sein pflegen. Es liegt gar kein Grund für die Annahme vor, daß das eben gebildete buntscheckige Kabinett jene Jahrhunderte alte Erfahrung Lügen strafen werde. In Italien ist die Uneinigkeit schon da, in England bahnt sie sich an und auch in Frankreich wird sie ausbrechen, bevor die Republik Mainz und Koblenz annektiert und den Rheinbund wiederhergestellt hat. Daniels.

Die Kriegs-Ereignisse im April-Mai.

Ich habe im vorigen Heft über die militärischen Ereignisse im April nichts geschrieben, da dieser Monat, obgleich voll von Kämpfen im Osten und Westen, doch keine Erscheinungen hervorbrachte, die zu prinzipiellen Erwägungen, wie ich sie anzustellen pflege, Veranlassung geben konnten. Nunmehr hat die Schlacht an der Biala oder von Gorlice—Tarnow (2.—6. Mai) ein ganz neues strategisches Bild geboten, von dem aus die strategische Gesamtlage einer Betrachtung unterzogen werden kann.

Alle vorhergehenden Kämpfe dieses Krieges haben immer von neuem gezeigt, wie außerordentlich schwer im Frontalangriff Erfolge errungen werden können. Man suchte sich also gegenseitig zu flankieren und bei diesem unausgesetzten weiteren Ausgreifen wurden die Fronten endlich so lang, bis sie an einer absoluten Grenze ihr Ende fanden und keine Flankierung mehr möglich war. Nun setzte gar die Frontbefestigung ein und damit hatten die taktischen Entscheidungen überhaupt ein Ende. Seit dem September stehen sich im Westen die Heere so ziemlich auf demselben Fleck gegenüber, und es gibt einige Strecken auf dieser 600 Kilometer langen Front, wo tatsächlich nicht mehr gefochten worden ist, wo man sich gegenseitig beobachtet, sich einzelne Leute, die sich einmal in unvorsichtiger Weise bemerkbar machen, gegenseitig abschießt, von Zeit zu Zeit einige Granaten oder Fliegerbomben fallen läßt, im übrigen aber sich in und hinter den Schützengräben so behaglich wie möglich einrichtet, Gemüse zieht, Hühner futtert, exerziert und Wettrennen hält, unmittelbar daneben aber, wo das Gelände etwas anders gestaltet ist oder die Linien Winkel gebildet haben, da hat immer von neuem das furchtbar blutige Ringen eingesetzt, immer von neuem sind die Versuche gemacht worden, mit Einsetzung höchster Energie und Todesverachtung die feindliche Linie zu durchbrechen. Die Rolle des Angreifers fiel dabei naturgemäß den Verbündeten zu: unsere Aufgabe ist schon erfüllt, wenn wir behalten, was wir haben, Jener Aufgabe aber ist es, uns aus der festen Stellung, die wir in Nordfrankreich eingenommen haben, zu vertreiben oder uns durch Angriffe so zu beschäftigen, daß wir nicht gar zu viel Truppen aus dieser Front zu nehmen und sie im Osten gegen die Russen zu führen wagen dürfen. Nur einige wenige Male, wo die Verhältnisse ganz besonders günstig lagen, sind auch die Deutschen zum Angriff geschritten; auch hier wohl mehr um der moralischen Wirkung wegen, um die Franzosen unter dem Druck zu halten, daß sie jeden Augenblick an irgendeiner Stelle angegriffen werden können, als um des direkten strategischen Vorteils willen. So geschah es gegenüber Soissons und so geschah es bei Ypern (23. April), wo die Franzosen ein vorgeschobenes Viereck innehatten, das man von der Flanke fassen konnte. Beide Male ist uns mit dem lokalen Vorteil auch der moralische Gewinn geblieben. Anders bei unseren Gegnern; in sehr viel umfassenderem Maßstab und in immer erneuten Wiederholungen sind sie an den verschiedensten Stellen angestürmt, um immer wieder unter ungeheuren Verlusten zusammenzubrechen, Verlusten, die so groß waren, daß, selbst wenn ein kleiner lokaler Gewinn herbeigeführt wurde, wie bei Neuve-Chapelle, doch moralisch nichts blieb, als der Eindruck des Mißerfolges. So war es schon in der „Winterschlacht in der Champagne" (16. Februar bis 9. März), wo zwei schwache Divisionen Rheinländer, unterstützt durch wenig mehr als eine Garde-Brigade, nicht weniger als sechs vollzählige Armee-Korps, also eine mehr als fünffache Uebermacht immer wieder zurückschlugen. Die Franzosen unterstützten ihren Angriff durch Massen von schwerer Artillerie; mehr als

100000 Schuß innerhalb 24 Stunden wurden auf die Unsrigen geworfen, dennoch hielten sie Stand und machten sogar in Gegenstößen 2450 Gefangene.

Fast noch charakteristischer sind die Kämpfe auf der Ost- und Südseite von Verdun, wo wir durch die Eroberung des Forts bei St. Mihiel an der Maas einen spitzen Keil in die feindliche Schützengrabenlinie hineingetrieben haben. Diesen Keil konnten die Franzosen von drei Seiten zugleich umfassend angreifen. Seit Anfang April haben sie immer von neuem angesetzt, ihn zu nehmen, aber wir haben ihn gehalten und jeden genommenen Schützengraben durch sofortigen Gegenstoß mit der bereitgehaltenen Reserve, ehe der Feind die Brustwehr mit Schießscharten nach der anderen Seite herstellen konnte, wiedergewonnen. Wie die Karte zeigt und die Berichte melden, ist das Gelände sehr unübersichtlich und vielfach mit Wald bestanden, so daß unsere Artillerie unentdeckbare, auch den feindlichen Fliegern nicht erkennbare Stellungen einnehmen und diese auch leicht wechseln konnte. Die feindliche schwere Artillerie, die sonst mit der Feldartillerie, sobald sie sie erst gefunden hat, schnell aufräumt, konnte dieser ihrer Aufgabe also hier nicht gerecht werden, unsere Infanterie konnte der Hilfe der Schwesternwaffe nicht beraubt werden. Sonst wäre die Behauptung von St. Mihiel wohl unmöglich geworden.

Ziehen wir theoretisch die Summe dieser Erfahrungen, so ist eine durch eine zuverlässige Truppe verteidigte, ausgebaute Stellung deshalb uneinnehmbar, weil die verschiedenen Angriffsmittel sich gegenseitig im Wege stehen: läßt man die Artillerie vorarbeiten, um die Schützengräben mürbe zu machen, so verrät man durch das ungewöhnliche Feuer die Stelle, wo man einbrechen will und ermöglicht die Bereitstellung der Reserven. Gelingt es trotzdem, eine Linie zu durchbrechen, so ist dahinter eine zweite und dritte vorbereitet und man sitzt in einem Sack: während man vorn weiter will, wird man auch aus den beiden Flanken beschossen und angegriffen.

Wie ist es nun trotzdem der österreichisch-deutschen Armee gelungen, die russische Front hinter dem Dunajez und der Biala zu durchbrechen? Hier ist das Unmögliche möglich gemacht, hier ist das Neue.

Der Stand der Dinge auf dem östlichen Kriegsschauplatz im April war der, daß in Polen bis nach Grodno und Kowno hinauf sich die Gegner beobachtend gegenüberlagen, während in den Karpathen auf's heftigste gekämpft wurde. Im Januar waren hier einige deutsche Armeekorps zur Unterstützung der Oesterreicher eingetroffen, hatten jedoch in dem furchtbaren Gebirgs-Winter nicht durchdringen können. Allein in der Bukowina hatten wir einen erheblichen Erfolg gehabt, das ganze Kronland wieder befreit und schon den Dnjestr überschritten, in Galizien und in Rußland selbst eindringend. Dem entgegenzutreten hatten die Russen sich entschlossen, (Ende April) die in Odessa versammelten Truppen, die gegen Konstantinopel operieren sollten, von dort wegzunehmen und in die Bukowina zu führen.

In den Karpathen aber hatten sie die nach dem Fall von Przemysl (25. März) frei gewordenen Belagerungs-Armeen eingesetzt, waren über den Kamm vorgedrungen und an einigen Stellen schon nicht weit davon, den Ausgang in die ungarische Ebene zu gewinnen. Da hätte es also nahegelegen, unsere neuen Verstärkungen hier an einem oder zwei Pässen einzusetzen. In alten Zeiten hätte man es auch sicher getan: man hätte gerechnet, daß, wenn man nur an einer Stelle mit Uebermacht durchbreche, die in allen anderen Pässen fechtenden Gegner im Rücken genommen seien. Deshalb galt ehedem, z. B. noch 1866, die direkte Verteidigung eines Gebirges für gefährlich und unrätlich. Bei den ungeheuren Massen aber die heute zur Verfügung stehen, kann man alle Pässe zugleich so stark besetzen, daß sie auch mit Uebermacht nicht leicht und jedenfalls nicht schnell zu bewältigen sind.

Man suchte also nach einer anderen Stelle, wo der Angriff sich gut ansetzen ließ. Eine solche Stelle zu finden, war hier eher möglich als im Westen, da, wie hier schon früher einmal ausgeführt, die Front im Osten etwa doppelt so lang, also viel dünner besetzt ist, als in Frankreich, und die wenigen russischen Eisenbahnen überdies das schnelle Verschieben von Reserven sehr erschweren.

Die russische Front lief quer durch Polen von Norden nach Süden, zwischen Krakau und Przemysl durch, um dann bei der Stadt Gorlice nach Osten umzubiegen und auf den Karpathen entlang zu laufen bis an die Grenze von Rumänien. Der österreichische Generalstabschef General v. Conrad stellte als die geeignete Einbruchsstelle das südlichste Stück der russischen Westfront fest, von der Stadt Gorlice nordwärts bis zum Lauf des Flüßchens Biala, und an diesem entlang, bis es in der Nähe der Stadt Tarnow in den Dunajec fällt, der 25 km weiter in die Weichsel mündet. Dieses Stück des Dunajec war zwar auch von den Russen besetzt, gehört jedoch nicht zur eigentlichen Schlachtlinie, da der Dunajec hier von Sümpfen begleitet wird, die den Uebergang sehr erschweren. Die zum Angriff ausersehene Front reichte also von Gorlice bis Tarnow und war etwa 40 km breit.

Hier liegt der erste Unterschied zu allen Angriffen, die die Franzosen und Engländer gegen unsere Westfront gerichtet haben: die viel größere Breite. Der überaus hartnäckige Angriff der Franzosen in der Champagne war doch nur 8 km breit, konnte also, sobald er vorwärts kam, sofort in der Flanke gefaßt werden. Warum haben ihn die Franzosen nicht breiter angesetzt? Offenbar weil sie sich dazu nicht stark genug fühlten. Um gleichzeitig so tiefe Massen zum Sturm zu führen, daß sie durchdrangen, und so breite, daß sie keinen bloßen Sack bildeten, dazu hätten sie ihre sonstige Front allenthalben so dünn machen müssen, daß sie bei einem etwaigen deutschen Vorstoß zerspellt wäre.

Der Grund nun, weshalb General v. Conrad gerade die Biala-Linie zum Angriff empfahl, lag wohl weniger darin, daß das Gelände günstig

wäre — es ist sogar zum Teil sehr schwierig — als darin, daß zwei Eisenbahnlinien parallel direkt auf diese Front führten, die nördlichere über Krakau, die andere südliche, endend bei Neu-Sandec. Diese beiden Eisenbahnen ermöglichten eine so schnelle Heranführung von Verstärkungen, daß man erwarten durfte, sie in der Front zu haben, ehe der Feind es bemerkte. Erst in den letzten 24 Stunden soll der größte Teil der Deutschen eingerückt sein. Das Garde-Korps, das ja lange in Nordfrankreich gestanden hat, war erst in den Elsaß gezogen, als ob dort etwas bevorstände, und dann plötzlich bei Neu-Sandec gegenüber von Gorlice in Galizien aufgetaucht, wo natürlich ebenso wie für die Hannoveraner unter General v. Emmich und die Bayern alles sorgsam vorbereitet war, sie sofort in die ihnen zugedachte Stellung zu führen. Nirgendwo anders, weder in den Karpathen noch in Polen wäre es möglich gewesen, so große Massen so plötzlich gemeinsam in Aktion treten zu lassen.

Ganz analog verfuhr man mit der Artillerie. Nicht weniger als 1500 Geschütze standen neben- und etagenförmig übereinander aufgefahren, zum großen Teil schwere Haubitzen und Mörser. Geschossen wurde in den Tagen vor der Schlacht nur wenig, nur gerade soviel, um in Gemeinsamkeit mit den beobachtenden Fliegern die feindlichen Batteriestellungen nach Möglichkeit festzustellen. Die neu einfahrenden Batterien erhielten ihre Instruktionen von den bereits eingeschossenen, hielten sich aber selber möglichst verborgen und benutzten die Nacht, um sich aufzustellen. Die russischen Flieger, nur wenig zahlreich, merkten von alledem nichts.

Auch von weit her aber ist der Ueberfall vorbereitet worden. Jetzt hinterher kann man es aus unseren amtlichen Berichten prächtig ablesen.

Am 30. April meldete der Bericht, daß eine deutsche Armee von Tilsit oder Memel aus in Kurland eingefallen sei und bei Schaulen kämpfe, 100 bis 135 km von unserer Grenze. Etwa am 24. April also muß diese Bewegung begonnen haben. Spätestens am 26. hat der Großfürst Nicolai in Warschau davon erfahren und Verstärkungen nach Norden in Bewegung gesetzt. Es heißt sogar, aus Galizien selbst sei ein Korps fortgezogen worden; jedenfalls wurden dorthin Verstärkungen nicht geschickt, um so weniger, als am 1. Mai, wie wieder unser Generalstabsbericht meldet, in ganz Russisch-Polen ein lebhafter Geschützkampf einsetzte und von Schaulen aus die Deutschen schon in der Richtung auf Mitau vordrangen. Auch große Kolonnen sollen die russischen Flieger in Polen beobachtet haben, von denen russische Zeitungen nachher wütend meldeten, es seien russische Gefangene gewesen, die man statt von der deutschen Front weg zur Front hin marschieren ließ. Wenn jene russischen Zeitungen weiter behaupteten, man habe diesen Gefangenen preußische Uniformen angezogen, so dürfte das eine ebenso überflüssige wie sinnlose Ausschmückung sein, da man solche Uniformen weder übrig hat, noch der Flieger sie würde erkennen können. Hiervon abgesehen aber hören wir die Erzählung von jener Kriegslist nicht ohne Schmunzeln.

Am 2. Mai morgens, dürfen wir uns vorstellen, dachte man im russischen Hauptquartier an keinen Abschnitt der Front weniger als an die Biala und den Dunajez. Man ließ den Blick schweifen nach Kurland und fragte sich, ob dem Hindenburg wohl wirklich zuzutrauen sei, daß er nach Riga marschieren werde. Man lauschte auf die starke Kanonade allenthalben in Polen. Man hoffte auf gute Meldungen aus den Karpathen und aus der Bukowina. Nicht anders blickte auch der kommandierende General der dritten russischen Armee an der Biala, der General Dimitriew, mit voller Gemütsruhe auf seine starke Front und war sich keines Ueberfalls gewärtig. Plötzlich am 2. Mai mit dem Schlage der Stunde 6 Uhr morgens erhoben die 1500 Feuerschlünde der Verbündeten gleichzeitig ihr Gebrüll und donnerten vier Stunden lang ununterbrochen, jedes Geschütz Schuß auf Schuß auf die feindlichen Schützengräben, Batterien- und Reservestellungen werfend. Mit dem Schlage 10 Uhr hörte das Feuer auf und auf der ganzen Front setzten die tiefen Sturmkolonnen sich in Bewegung. Wie konnte man ihnen widerstehen? An vielen Stellen zugleich wurde die feindliche Front durchbrochen, und Reserven, die Eingedrungenen wieder zurückzuwerfen, waren nicht zur Stelle; die zweite und dritte Linie hinter der ersten war entweder durch das Artilleriefeuer mitzerstört oder unbesetzt. Die Zeit war zu kurz gewesen, von weiter her Reserven heranzuholen, und wo sollte eingesetzt werden, was etwa zur Stelle war? Statt dessen strömten durch die geöffneten Stellen die gegnerischen Massen hinein und waren stark genug, die noch nicht überwältigten Posten in den Flanken oder schon vom Rücken zu nehmen. Von Position zu Position mußten die Russen zurück. Manche Stellen hielten sich länger, namentlich die Stadt Tarnow selbst, die erst am vierten Tage genommen wurde, und die Stellungen am unteren Dunajez. Aber an Wiederherstellung der Front war gegen die Uebermacht nicht zu denken, und wer sich länger hielt, fiel um so sicherer in Gefangenschaft.

Die Hauptmittel der Strategie sind: auf dem entscheidenden Punkt eine Uebermacht zu versammeln, und die Ueberraschung. Mit diesen beiden Mitteln ist die russische Stellung Gorlice—Tarnow, an der sonst alle Tapferkeit der Truppen hätte zerschellen müssen, überwältigt worden. Das große Dilemma: die feindliche Stellung durch die Artillerie mürbe machen zu lassen, ohne durch eben dieses Feuer die Reserven heranzulocken, wurde gelöst durch das Massenfeuer in ganz kurzer Zeitspanne und durch die Breite der Angriffsfront. Die Ueberraschung wurde ermöglicht durch die überaus sorgsame Vorbereitung in allen Einzelheiten und die Geschwindigkeit der Ausführung. Der Oesterreicher v. Conrad teilt das Verdienst mit dem deutschen Stabschef v. Falckenhayn, der die deutschen Armeekorps an anderen Stellen unbemerkt herauszog und sie ebenso unbemerkt hierher schob, und dem Generalobersten v. Mackensen, der an Ort und Stelle seine österreichisch-deutsche Armee zum Aufmarsch brachte und sie so, daß alles wohlvorbedacht und pünktlich ineinandergriff, zum Sturm führte.

Feldschlachten, die in der Offensive vermöge längerer, sorgsamer Vorbereitungen gewonnen wurden, sind in der Kriegsgeschichte sehr selten. Bei weitem die meisten entwickelten sich so, daß man entweder ganz unvermutet aufeinandertrifft oder doch mit schnellem Entschluß den Gegner auf dem Gelände, wo man ihn gerade trifft, angreift. Von Siegen, die auf der Vorbereitung beruhen, sind mir bis jetzt nur Hohenfriedberg und Wagram eingefallen; man könnte auch Hochkirch dazu rechnen. Bei Hohenfriedberg war es so, daß Friedrich in Schlesien auf der Lauer lag und erwartete, daß die Oesterreicher das Riesengebirge überschreiten würden. Jeden Uebergang hatte er persönlich rekognosziert, die Anmarschlinien vorbereiten, namentlich die Brücken herstellen lassen, die Truppen eingeteilt und die Generäle instruiert. Sobald es klar war, wo die Oesterreicher herabsteigen und sich lagern würden, setzte sich die preußische Armee in Bewegung, machte einen Nachtmarsch und griff den Gegner, der erst bei Dunkelwerden angelangt war und sich kaum in seinem Lager orientiert hatte, schon morgens um 4 Uhr an. Um 8 Uhr war die Schlacht schon zu Ende und die Oesterreicher im eiligen Rückzug über das Gebirge. Napoleon gewann die Schlacht bei Wagram durch das unbemerkte Heranziehen von 100 000 Mann Verstärkungen zum Teil aus weiter Ferne nach der Schlappe von Aspern und durch die sorgsame Vorbereitung und Sicherung des Donau-Ueberganges mit schweren Geschützen.

Mit dem Durchbrechen und Ueber-den-Haufen-Werfen der ganzen russischen Stellung von Gorlice bis an die Weichsel war unser Sieg aber noch nicht erschöpft. Unmittelbar an den Sieg schloß sich die Verfolgung, die nun nicht nur das geschlagene Heer weiter und weiter vor sich hertrieb, ihm Gefangene, Material und Raum abgewann, sondern namentlich einen Karpathenpaß nach dem anderen in den Rücken nahm. Wir haben gehört, daß die Russen tief in diesen Pässen steckten, weil sie selber hier hatten durchbrechen wollen, und man mag zufügen, vielleicht nicht ohne Absicht von den Oesterreichern so tief hineingelassen worden waren. Jeden Schritt vorwärts hatten sie mit Strömen von Blut bezahlen müssen, aber das Zurückkommen rieb sie jetzt erst vollends auf. Denn hier wurden sie bestenfalls in den Wirbel der aufgelöst dahinflutenden Armee Dimitriew hineingerissen oder stießen schon direkt auf die Verfolger, die ihnen den Weg abschnitten. Es ist der Geist von Belle-Alliance, der sich in dieser Verfolgung lebendig erwiesen hat. Wie damals Gneisenau nicht nur die ganze Nacht nach der Schlacht dem fliehenden Feinde nachsetzte, sondern fort und fort hinterherstürmte bis vor Paris, und als er Paris von Norden nicht nehmen konnte, das Heer (obgleich auf die Hälfte zusammengeschmolzen und ohne den langsameren Alliierten) sofort um die Stadt herumführte, um sie von Süden anzugreifen und sie zur Kapitulation zu zwingen, so ließen jetzt die vereinigten Oesterreicher und Deutschen nicht nach, bis sie vor Przemysl anlangten und nach den letzten Nachrichten ist die Festung schon so gut wie eingeschlossen. Immer neue Gefechte wurden dabei ge-

liefert, schwerlich mit denjenigen Russen, die man geschlagen von der Biala oder aus den Pässen vor sich hertrieb, sondern mit Verstärkungen, die der Großfürst von allen Seiten sandte, von Warschau her wie von der Bukowina. Wir haben gesehen, wie hier die Armee von Odessa aufgetreten war; in schweren Gefechten hatte sie die kleine Minderzahl vom Dnjestr auf den Pruth zurückgedrängt. Am Pruth hörte der Druck plötzlich auf. Kein Zweifel, daß auch diese Truppen an den San herangeholt worden sind, um Przemysl zu halten, und sogar aus dem Kaukasus und der Mandschurei sind Verstärkungen angelangt.

Könnten nun etwa die Franzosen und Engländer uns das Kunststück nachmachen und auf dieselbe Weise unsere Front im Westen durchbrechen? Sie werden es nicht können, denn erstens sind unsere Linien von vornherein stärker besetzt als die russischen; zweitens sind wir viel stärker an Artillerie, als die Russen waren; wenn im Verhältnis zu der Zahl der Gefangenen in Galizien wenig Geschütze erbeutet worden sind, so war es gewiß nicht der Grund, daß wir weniger ergriffen haben, sondern daß die Russen nicht mehr so sehr viele hatten; drittens haben wir viel mehr und bessere Flieger als die Russen, die uns große Ansammlungen von Truppen früh genug melden würden; viertens haben wir soviel Eisenbahnen hinter der Front, daß allenthalben sehr schnell Reserven herangeführt werden können.

Rechnen wir Alles zusammen, so müssen die Russen in den April-Mai-Kämpfen wenigstens 250 000 Mann mehr verloren haben als wir und die Oesterreicher, und dazu, was fast noch mehr wiegt, die ganze dazugehörige Ausrüstung, die ohnehin an Geschütz und sebst an Gewehren recht schwach war. Nun mögen die Italiener nur kommen!

30. 5. 15. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Arem, Kurt. Nach Sibirien mit hunderttausend Deutschen. Preis M. 1,—. Berlin. Verlag Ullstein.

Der „Deutsche Werkbund“ und seine Ausstellung Köln 1914. Eine Sammlung von Reden und Kritiken vor und nach der Tat. Herausgegeben vom Fachverbande für die wirtschaftll. Interessen des Kunstgewerbes. Berlin W. 57.

Engels, Friedrich. Po und Rhein, Savoyen, Nizza und der Rhein. Kleine Bibliothek, No. 2. Stuttgart, 1915. Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H.

Falke, Gustav. Wir und Oesterreich. Kriegsdichtungen 1914/15. Preis 80 Pf. Hamburg. Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt.

Frank, Bruno. Strophen im Kriege. Ein Flugblatt. Preis 40 Pf. Albert Langen Verlag, München.

Gizbert-Studnicki, Wladyslav, R. v. Die Umgestaltung Mittel-Europas durch den gegenwärtigen Krieg. Die Polenfrage in ihrer gegenwärtigen Bedeutung. Verlagsbuchhandlung Hermann Goldschmied, G. m. b. H., Wien.

Haller, J. Kaiser Heinrich VI. Preis 50 Pf. Berlin-München. R. Oldenbourg.

Hamsun, Knut. Kinder ihrer Zeit. Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Niels Hoyer. Verlag Albert Langen, München.

Herrmann, Wilhelm. Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen. Marburg. Verlag der christlichen Welt.

Hirschberg, Dr. H. E. Wie John Bull seine Söldner wirbt. Preis M. 1,—. Berlin. Karl Curtius.

Hötzsch, Otto. Oesterreich-Ungarn und der Krieg. Politische Flugschrift, Heft 44. Preis 50 Pf. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.

„Kameraden." Mein Vermächtnis an das Heer. Von Fürst Gebh. Leber. von Blücher. Johannes Baum Verlag, Berlin. Preis brosch. 50 Pf., geb. M. 1,—.

Körte, Dr. W. Generalarzt, beratender Chirurg d. III. Reservekorps. Ueber die Versorgung unserer Verwundeten im Felde. Vortrag, gehalten am 11. April 1915 im Saale des Abgeordnetenhauses. Preis M. 1,—. Der Ertrag ist zum Besten der Hinterbliebenen des III. Reservekorps bestimmt. Berlin, 1915. Verlag August Hirschwald.

Kriegsberichte aus dem grossen Hauptquartier. Preis pro Heft 25 Pf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1915.

Kriegs-Gesetze u. -Verordnungen 1914/15. Fünfte, vermehrte Auflage. Oktav. (72) M.-Gladbach 1915. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Preis 40 Pf., postfrei 50 Pf.

Külpe, Oswald. Die Ethik und der Krieg. Preis 80 Pf. Leipzig, S. Hirzel.

Künzelmann, Ferd. Spione. Preis M. 2,50. Berlin. Robert Markiewicz.

Kampmann, Karl. Friedrich Liszt als Prophet des neuen Deutschland. Preis 90 Pf. J. C B Mohr (Paul Siebeck).

Lagerlöf, Selma. Jans Heimweh. Eine Geschichte aus dem Wärmland. Verlag Albert Langen, München.

Landwirtschaftsfragen zur Kriegszeit. M.-Gladbach 1915, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Preis postfrei 45 Pf.

Lehmann-Haupt. Von Waterloo bis Antwerpen. Politische Flugschriften, Heft 38. Preis 50 Pf Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.

Lienhardt, Fr. Heldentum und Liebe. Kriegsgedichte. Preis M. 1,—. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.

Mädchen-Turn- und Spielbüchlein. Mit Berücksichtigung des Schwimmens, Schlittschuhlaufens und Wanderns. Eine Anleitung zum Betriebe der Leibesübungen in Turn- und Spielvereinen für Mädchen und Frauen bearbeitet, von P. J. Busch, Turnlehrer, und M. Zangerle, Turnlehrerin. kl. Oktav. (288) M.-Gladbach, 1914. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Preis geb. einzeln M. 1,20, zu fünfzig M. 1,10, im Hundert M. 1,—.

Meyers, Conrad Ferdinand. Stimme im Weltkrieg. Preis 60 Pf. Leipzig. 1915. Verlag von H. Haessel.

Meyer, Eduard. England und der Weltkrieg. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. J. C. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.

Michael, Wolfgang. Englische Politik und der Krieg. Preis 80 Pf. Berlin. Dr. Walther Rothschild

Mitteilungen des deutsch-Südamerikanischen Instituts. Heft 1-2. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.

Müller, Johannes. Reden über den Krieg. No. 2. Der Krieg als Not und Aufschwung. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München. Preis 50 Pf.

v. Müller, Dr. Friedrich. Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Preis M 1,60. München J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung.

Musin. Oesterreich nach dem Kriege. Preis brosch. 50 Pf. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Muthesius, Karl. Das Bildungswesen im neuen Deutschland. Politische Flugschriften, Heft 37. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart u. Berlin. Preis 50 Pf.

Niedner, Dr. Johannes. Der Krieg und das Völkerrecht. Preis 60 Pf. Jena. Gustav Fischer.

Niessen-Deiters, L. Kriegsbriefe einer Frau. Deutsche Kriegsschriften, Heft 8. Preis M. 1,—. Verlag A. Marcus & E. Weber in Bonn.

Noorden, Carl v. Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege. Politische Flugschriften, Heft 43. Preis 50 Ef. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.

Pályi, Eduard. Deutschland und Ungarn. Zwischen Krieg und Frieden, Heft 19. Verlag S Hirzel. Leipzig.

Paquet, Alfons. In Palästina. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—. Jena. Eugen Diederichs.

Pfannkuche, A. Staat und Kirche. Aus Natur und Geisteswelt. Band 485. Preis in Leinwand geb. M. 1.25. B G. Teubner, Leipzig.

Piloty, Robert. Ursachen und Aussichten des Krieges. Preis 75 Pf. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Pitamic, Dr. Die Parlamentarische Mitwirkung bei Staatsverträgen in Oesterreich. Preis M. 5,—.

Prange, Dr. Otto. Deutschlands Volkswirtschaft nach dem Kriege. Preis M. 3,50. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht.

Rauh, Sigismund. Deutsches Christentum. Preis M. 2,50. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1915.

Redlich, Dr. Alexander. Der Gegensatz zwischen Oesterreich-Ungarn und Russland. Preis M. 1,—. Deutsche Verlagsanstalt.

Reichel, Hans. Gesetz und Richterspruch zur Orientierung über Rechtsquellen- und Rechtsanwendungslehre der Gegenwart. VIII, 155 S. Grossoktav. Preis M. 5,— (6 Fr.), geb. in Lwd. M. 6,— (7,50 Fr.) Verlag Art. Institut Orell, Füssli, Zürich.

Reliefkarte von Reims, Châlons und Umgebung. (Reliefkarten No. 19.) Preis 25 Pf. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Religiöse Stimmen der Völker. Herausgegeben von Walter Otto. Die Religion des Islam. I. Aus den Grundwerken übersetzt und eingeleitet von Joseph Hell. Preis brosch. M. 4,—, gebd. M. 5,40

Reventlow, Ernst Graf zu. Der Vampyr des Festlandes. Eine Darstellung der englischen Politik nach ihren Triebkräften, Mitteln und Wirkungen. Berlin, 1915. Kgl. Hofbuchhandlung Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Rosen, Erwin. Bismarck, der grosse Deutsche. Seine Grösse, seine Kraft, sein Ernst, sein Frohsinn. Ein Buch für ernste und heitere Stunden. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Russische Hofgeschichten von Magnus J. von Crusenstolpe. Unter Benutzung zeitgenössischer Originaldokumente bearbeitet, eingeleitet und mit zahlreichen Anmerkungen herausgegeben von Joachim Delbrück. I Teil. Mit 36 Bildbeilagen. Verlag Georg Müller, München 1914.

Sandfeld-Jensen, Kr. Die Sprachwissenschaft. Aus Natur und Wissenschaft. Bd. 472. Preis in Leinwand gebd M. 1,25 B. G. Teubner, Leipzig.

Schiemann, Theodor, Professor Dr. in Berlin. Wie England eine Verständigung mit Deutschland verhinderte. Berlin. Verlag Georg Reimer. Preis 60 Pf.

Schillmann, Dr. Fritz. Otto von Bismarck. Ein Lebensbild in Aufzeichnungen und Briefen des Fürsten und seiner Zeitgenossen. Preis geb. M. 3,—. Berlin u. Leipzig. A. Anton & Co.

Schmid, Dr. Ferdinand. Kriegswirtschaftslehre. Preis M. 2,50. Leipzig. Veit & Co.

Schmidt. Lieder der Deutschen aus den Zeiten nationaler Erhebung. Preis M. 1,20. Leipzig. B. G. Teubner.

Seeger, Dr. Ernst. Die Kampfplätze in West und Ost. Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten nach amtlichem Material. Preis M. 1,—. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin.

Sieg oder Tod. Neue Kriegsgedichte. Preis broschiert 60 Pf., in Leinwand M. 2,—. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1915.

Sieger, R. Die geographischen Grundlagen der österreich-ungarischen Monarchie und ihrer Aussenpolitik. Preis M. 1,—. Leipzig. B G. Teubner.

Soden, Hans von. Bismarcks Glaube. Politische Flugschriften, Heft 40. Preis 50 Pf. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. Berlin.

Sombart, Werner. Händler und Helden. Preis M. 1,—. München u. Leipzig. Duncker & Humblot.

Spahn, Martin. Im Kampf um unsere Zukunft. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. Oktav (68). M.-Gladbach 1915. Volksvereins-Verlag G.m.b.H. Preis 60 Pf.

Steffen, Gustav, F. Krieg und Kultur. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914 Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1915.

Storm, Theodor. In der Sommer-Mondnacht. Preis M. 1,—. Berlin. Gebr. Paetel.

—.— Von Jenseits des Meeres und Hinzelmeier. Zwei Novellen. Preis geb. M. 1,—. Berlin. Gebr. Paetel.

Stresemann, Dr. Gustav. Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland. Politische Flugschriften, Heft 36. Herausgeg. von Ernst Jäckh. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart u. Berlin. Preis 50 Pf.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.



Juni 1915. Band 160. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke,
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1915.

Ausgegeben den 2. Juni 1915.





Notizen und Besprechungen.

Theologie und Religionsgeschichte. Dr. Heinrich Scholz, Berlin: Besprechung von Ernst Troeltsch, Augustin: Die christliche Antike und das Mittelalter (S. 505).

Politik. Prof. Dr. F. Luckwaldt, Danzig: Besprechung von Theodor Schiemann: Die letzten Etappen zum Weltkrieg (S. 512). — Dr. E. Daniels, Berlin: Besprechung von Georg Kampffmeyer, Nordwestafrika und Deutschland (S. 516). — C. H. Becker: Deutschland und der Islam (S. 516). — Erich Meyer: Deutschland und Aegypten (S. 516). — Sten. Konow, Indien unter der englischen Herrschaft (S. 516).

Literatur. Dr. Heinrich Scholz, Berlin: Besprechung von Rudolf Haym: Die romantische Schule (S. 521). — Dr. Roland Schacht, Charlottenburg: Besprechung von Karl Voßler: Italienische Literatur der Gegenwart (S. 525). — Hermann Uhde, Bernays Carl Spitzweg (S. 526).

Politische Korrespondenz.

Werner Weisbach: Italiens Entscheidung (S. 527).
Lutz Korodi: Das rumänische Problem (S. 540).
Dr. E. Daniels: Italien — Französische Kriegsziele — Das englische Koalitionsministerium (S. 545).
Delbrück, Hans: Die Kriegs-Ereignisse im April-Mai (S. 563).

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.